Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

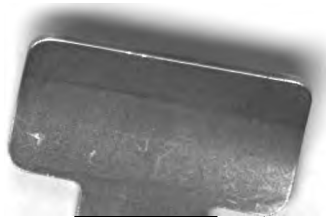
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE MATERIALISTISCHE GESCHICHTSAUFFASSUNG

DARGELEGT VON

KARL KAUTSKY

ZWEITER BAND

DER STAAT UND DIE ENTWICKLUNG DER MENSCHHEIT

1 · 9 · 2 · 7

VERLAG J. H. W. DIETZ NACHF. G. M. B. H. / BERLIN SW 68

Digitized by Google

549868

D16.8
.K2
v.2

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin

Vorwärts-Buchdruckerei
Berlin SW 68

Digitized by Google

KARL KAUTSKY

DIE MATERIALISTISCHE GESCHICHTSAUFFASSUNG

II. BAND

Digitized by Google

Digitized by Google

Viertes Buch

Klasse und Staat

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Definitionen.

Erstes Kapitel.

Seit wann gibt es Klassen?

Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß das kommunistische Manifest mit den Worten beginnt: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen", daß aber in späteren Ausgaben dieser Satz in einer Fußnote dahin eingeschränkt wurde, daß darunter nur „die schriftlich überlieferte Geschichte" zu verstehen sei. Damals, als das kommunistische Manifest abgefaßt wurde, 1847, sei die Vorgeschichte der Gesellschaft noch so gut wie unbekannt gewesen.

Zur Zeit, als Marx seine „Kritik der politischen Oekonomie" schrieb (1859), war er mit dieser Vorgeschichte bereits besser vertraut. Er schrieb dort in einer Fußnote (Neuausgabe, S. 9):

„Es ist ein lächerliches Vorurteil, in neuester Zeit verbreitet, daß die Form des naturwüchsigen Gemeineigentums spezifisch slawische oder gar ausschließlich russische Form sei. Sie ist die Urform, die wir bei Römern, Germanen, Kelten nachweisen können, von der aber eine ganze Musterkarte sich noch immer, wenn auch zum Teil ruinenweise, bei den Indern vorfindet."

Trotzdem nimmt Marx in seiner Vorrede keine Zweiteilung der gesellschaftlichen Entwicklung in der Weise vor, daß er die primitive, klassenlose Gesellschaft von der Klassengesellschaft unterschied.

Es heißt dort:

„In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation betrachtet werden."

Alle diese Produktionsweisen, auch die „asiatische", beruhen, wie wir noch sehen werden, auf den Unterscheidungen und Gegensätzen von Klassen. Die vor den Klassen liegenden Produktionsweisen finden in dieser Reihe keinen Platz. Von ihnen spricht Marx nicht. So kann er denn auch alle bisherigen Produktionsprozesse als „antagonistische" betrachten. Er fährt fort:

„Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich ent-

Digitized by Google

wickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Vorbedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Das ist doch gar nicht anders aufzufassen, als daß die ganze „Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft", also die gesamte bisherige gesellschaftliche Entwicklung auf „antagonistischen Formen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses" beruhte.

Die Erkenntnis des Gemeineigentums am Boden bei Russen, Germanen, Indern usw. brauchte dieser Auffassung nicht im Wege zu stehen. Der russische Dorfkommunismus, ebenso wie die Markgenossenschaft wurden einem antagonistischen Gesellschaftszustand, dem Feudalismus, eingegliedert. Der indische Dorfkommunismus wurde Bestandteil einer ganzen Reihe der schlimmsten Ausbeutungsformen. Auch die Klassenherrschaft der Inkas war auf dem Gemeineigentum am Boden, auf der Markgenossenschaft aufgebaut.

Nur dort schließt dieses Gemeineigentum jegliche Klassenherrschaft aus, wo die gesellschaftlichen Organisationen, für die das Gemeineigentum herrscht, souverän sind, keine höhere Macht über sich haben. Wo dagegen über den Dörfern und Marken eine ihnen gebietende Staatsgewalt steht, wird der Bodenkommunismus nur zu einer besonderen Form einer antagonistischen Gesellschaft. Der Bodenkommunismus verhindert nicht die Ausbeutung, er bewirkt nur, daß nicht einzelne Individuen, sondern ganze Dorfschaften oder Marken der herrschenden Klasse tributpflichtig werden.

Dies muß man im Auge behalten, wenn man z. B. in der Engelsschen Vorrede zur Ausgabe des kommunistischen Manifestes von 1883 folgendes liest:

„Der durchgehende Grundgedanke des Manifestes: daß die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Notwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Gesellschaftsepoche die Grundlage bleibt für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche; daß demgemäß (seit Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden) die ganze Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und herrschenden Klassen auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung . . . dieser Grundgedanke gehört einzig und ausschließlich Karl Marx an."

Engels schätzt seinen eigenen Anteil an der Entwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung hier zu gering ein. Er war zu ihr unabhängig von Marx und gleichzeitig mit ihm gekommen. Nur hat Marx sie zuerst klar formuliert. Das teilt Engels selbst in einer Fußnote zu dem oben zitierten Satz mit.

Doch das nur nebenbei. Was hier in Betracht kommt, ist folgendes: Die „Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden" fällt nicht so scharf mit dem Aufkommen der Klassen zusammen, wie man aus den obigen Sätzen der Engelsschen Vor-

Digitized by Google

rede schließen könnte. Klassen können sich bilden lange vor der Auflösung des Gemeineigentums, in einer Zeit, wo dieses noch in voller Kraft ist. Den Grund dafür werden wir noch kennenlernen.

Aber wie immer man darüber denken mag, eines geht aus dieser Vorrede ebenso wie aus der Fußnote zum ersten Satz des kommunistischen Manifestes hervor: Unsere Meister haben ihre ursprüngliche Ansicht, daß die ganze bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen sei, später bedeutend eingeschränkt, als sie mit den Ergebnissen der urgeschichtlichen und ethnologischen Forschung näher bekannt wurden und diese selbst immer tieferen Einblick in das Wesen der primitiven Gesellschaften gewährte. Welche Bedeutung und Ausdehnung die Zeit der klassenlosen Gesellschaften hatte, ging deutlich hervor aus dem Büchlein über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates", das Engels 1884 veröffentlichte, nach Marx' Tode, in Erfüllung eines Vermächtnisses, das Marx ihm hinterlassen.

Die Zweiteilung der bisherigen gesellschaftlichen Entwicklung in zwei Phasen in eine klassenlose und eine „antagonistische" wurde also schließlich von Marx wie von Engels anerkannt und betont.

Trotzdem taucht immer wieder die Behauptung auf, die materialistische Geschichtsauffassung lehre, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei.

So gibt erst jüngst noch ein großer Marx-Kritiker vor dem Herrn, Maurice William, die Marxsche Auffassung mit den Worten wieder:

„Der Klassenkampf ist das hervorragendste Merkmal aller Geschichte." (The Social Interpretation of History. A Refutation of the Marxian Economic Interpretation of History, New York, 1921, S. 48. Auch deutsch unter dem Titel: „Die soziale Geschichtsauffassung" Berlin 1924. mit einem lächerlichen Vorwort von Oswald Spengler.)

Etwas vorsichtiger drückt sich Bucharin aus. Er meint:

„Wir wissen ja, daß die Gesellschaft, mit Ausnahme ihrer frühesten Entwicklungsstufe, stets eine Klassengesellschaft war" (Theorie des historischen Materialismus, S. 201).

Das klingt etwas vorsichtiger, erweckt aber doch einen falschen Eindruck, denn darnach war das klassenlose Stadium der Gesellschaft ein Ausnahmefall in der Gesamtheit der gesellschaftlichen Entwicklung, die Klassengesellschaft die Regel.

Das ist auch die Auffassung Max Adlers, der sie noch stärker betont als Bucharin. In seinem Buch über „Die Staatsauffassung des Marxismus" (Wien 1922), erklärt er:

„Die bisherige Daseinsweise der Gesellschaft ist, seitdem sie dem mehr oder minder sagenhaften Zeitalter des Urkommunismus entstiegen ist, der Klassenkampf" (S. 306, Note).

Digitized by Google

Das Stadium der Gesellschaft, das dem Aufkommen der Klassen vorhergeht, erscheint Adler also nur als ein ganz sagenhaftes, so daß er es gar nicht weiter zu berücksichtigen braucht, und sich berechtigt fühlt zu sagen:

„Die menschliche Gesellschaft existierte und existiert bisher überhaupt noch nicht als solidarische Realität, sondern, wie immer auch ihre historische Gestaltung war, als ein von Grund aus in gegensätzliche Lebensinteressen zerrissenes Gebilde . . . . Da die bisherige Daseinsweise der Gesellschaft eben nicht ihre Solidarität, sondern der Kampf der Klassen gegeneinander war und ist, so war und ist auch die bisherige Form der gesellschaftlichen Entwicklung der Klassenkampf." (S. 305.)

Max Adler glaubt also, er dürfe die gesellschaftliche Entwicklung vor dem Aufkommen der Klassen gleich Null setzen. Und doch umfaßt dieser Zeitraum den weitaus größten Teil der bisherigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Morgan teilt diese Geschichte in drei große Epochen: Wildheit, Barbarei, Zivilisation. Diese Epochen werden eingeteilt vorwiegend nach technischen Errungenschaften, die allein in jenen primitiven Zeiten ihre Spuren hinterließen, nicht auf Grund gesellschaftlicher Einrichtungen, die vor dem Aufkommen der Schrift keine Spuren hinterlassen, außer in der Form heute noch lebender Ueberreste von Stämmen, die auf früheren Entwicklungsstufen stehen blieben. Immerhin werden wir nicht fehlgehen, wenn wir sagen, daß es vor dem Aufkommen der Zähmung von Haustieren und des Anbaues von Nährpflanzen keine Klassen gab. Danach fallen die ganze Zeit der Wildheit und die Unterstufe der Barbarei (nach der Morganschen Einteilung) in das Stadium vor dem Aufkommen der Klassen, also des Urkommunismus.

Nun meint Morgan, die relative Dauer der Wildheit auf ungefähr drei Fünftel der Zeit des Bestehens der Menschheit veranschlagen zu dürfen, also auf etwa 60 000 Jahre, die der Unterstufe der Barbarei auf ein Fünftel, 20 000 Jahre, wenn das Alter des Menschengeschlechts 100 000 Jahre umfassen sollte. Neuere Forschungen lassen das Menschengeschlecht als viel älter erscheinen, vielleicht zehnmal so alt. Je weiter aber der Beginn des Menschengeschlechts hinausgeschoben wird, desto länger wird dabei, nicht bloß absolut, sondern auch relativ, die Dauer seiner Anfänge. Wohl wird mit den Fortschritten der urgeschichtlichen Forschung auch der Beginn der späteren Entwicklungsstufen immer mehr zurückgeschoben, aber längst nicht in dem Maße, wie das für die Anfänge des Menschengeschlechts gilt.

In der Morganschen Schätzung erscheint also die relative Dauer des Stadiums der Vorzeit vor dem Aufkommen der Klassen als viel zu kurz angesetzt. Und doch rechnet sie bereits, daß von 100 000 Jahren der Dauer des Menschengeschlechts auf das Zeitalter des „Urkommunismus" etwas 80 000 Jahre fallen.

Digitized by Google

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß jenes Zeitalter etwa zehnmal so lange dauerte oder noch mehr, dagegen das Zeitalter der voll entwickelten Klassengesellschaft, das der Zivilisation, das Morgan auf 5000 Jahre veranschlagt, vielleicht doppelt oder dreimal so lange, als er annimmt.

Rein nach der Zeitdauer gemessen präsentiert sich uns also nicht die klassenlose, sondern die Klassen-Gesellschaft als Ausnahme, als bloße Episode in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Und doch soll das klassenlose Stadium für die Entwicklung der Menschheit nichts bedeuten, weil es Max Adler „mehr oder minder sagenhaft erscheint".

Nun kommt es bei diesen Unterscheidungen freilich darauf an, was man unter Klasse versteht. Man kann sie ja, wenn man will, in einem Sinne fassen, in dem auch der Urkommunismus schon eine Klassengesellschaft darstellt.

Bucharin sagt uns darüber folgendes:

„Wenn wir die Beziehungen der Menschen im Produktionsprozeß betrachten, so entdecken wir überall (mit Ausnahme des sogenannten Urkommunismus), daß die Menschen sich so gruppieren, daß die eine Gruppe nicht n e b e n der anderen, sondern ü b e r der anderen steht. Nehmen wir die Verhältnisse der Leibeigenschaft. Da sind die Gutsbesitzer — dann kommen die Verwalter, Bürgermeister, Aufseher — und unter ihnen stehen die Bauern. Nehmen wir die kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Auch hier sehen wir, daß die Menschen im Arbeitsprozeß nicht allein in Gießer, Monteure, Eisenbahner, Tabakarbeiter usw. zerfallen, die trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Arbeiten alle nach dem gleichen Schema arbeiten, in der Produktion auf dem gleichen Fuße stehen. Wir sehen auch hier, daß eine Gruppe von Personen im Arbeitsprozeß ü b e r der anderen steht: über dem Arbeiter stehen die Angestellten (das mittlere technische Personal: die Meister, Ingenieure, Techniker, Agronomen usw.); über den Angestellten die höheren Angestellten (Verwalter, Direktoren); über ihnen die sogenannten Besitzer der Unternehmen, die Kapitalisten, die höheren Befehlshaber und Lenker der Schicksale des Produktionsprozesses .... Diese ganz verschiedene Rolle im Produktionsprozesse bildet die Grundlage für die Teilung der Menschen in verschiedene g e s e l l s c h a f t l i c h e K l a s s e n." (S. 158—160.)

Nach Bucharin bilden also die Angestellten eine von den Arbeitern verschiedene Klasse, und sie sind nicht nur von diesen verschieden, sondern stehen auch, wie bei verschiedenen Klassen selbstverständlich, in einem Interessengegensatz zueinander, der einen Klassenkampf zwischen ihnen erzeugt.

Es ist offenbar dem Umstand zuzuschreiben, daß wir Sozialdemokraten elende Renegaten, Verräter an den Grundsätzen des Marxismus und Lakaien der Bourgoisie sind, wenn wir die Angestellten zur Klasse der Lohnarbeiter zählen.

Nach Bucharin entspringen die Klassen und ihre Gegensätze aus der Tatsache, daß das gesellschaftliche Zusammenwirken eine Leitung erfordert. Diejenigen, denen leitende Funktionen im Zusammenarbeiten zufallen, sind Herren, und die von ihnen ge-

Digitized by Google

leiteten sind ihre Knechte. Zwischen ihnen besteht naturnotwendig Feindschaft und Kampf.

Nehmen wir an, diese Auffassung des Begriffs der Klasse sei richtig, was folgt daraus?

Es gibt kein gesellschaftliches Zusammenwirken ohne eine Leitung, die anordnet, was zu geschehen hat und deren Anordnungen von den übrigen befolgt werden.

Bucharin übernimmt die Anschauung, daß es im Urkommunismus keine Klassen gegeben hat. Aber glaubt er, die kommunistischen Gemeinwesen seien nicht Organisationen gewesen? Ist eine solche ohne Leitung möglich?

Wir haben gesehen, daß selbst im Tierreich die Gesellschaften ohne Leittiere vielfach nicht auskommen, denen sich die Mitglieder des Rudels oder der Herde ohne weiteres fügen. Also gibt es auch bei den Affen, Pferden, Gemsen usw. schon Klassenunterschiede. Wenn Bucharin konsequent sein will, muß er bei ihnen auch schon Klassenkampf annehmen.

Und auf der anderen Seite, wenn wir über den Kapitalismus hinausgehen, wird in einer sozialistischen Gesellschaft der Produktionsprozeß anarchisch, ohne jegliche Leitung vor sich gehen können? Wird es da keine „Meister, Ingenieure, Techniker, Agronomen", keine „Verwalter und Direktoren" geben? Ja, wenn man das Klassenmerkmal des Kapitalisten darin sieht, daß er „der höhere Befehlshaber und Lenker der Schicksale des Produktionsprozesses" ist, wird es nicht solche höhere Lenker der Produktion auch in einer sozialistischen Gesellschaft geben? Wenn wir also das Wesen des Kapitalismus in dieser Eigenschaft sehen, wird es immer Kapitalisten, und überhaupt wird es immer Klassen geben. So ergiebt sich als Konsequenz der Auffassung des Theoretikers des bolschewistischen Kommunismus, daß das Ziel der Aufhebung der Klassen ein Unding ist. Das braucht diese Art Kommunismus allerdings nicht viel zu kümmern, denn auf Konsequenz legt sie nach dem Beispiel ihres obersten Führers Lenin keinen Wert.

Auf jeden Fall zeigt uns die These Bucharins die Notwendigkeit, vor allem klarzulegen, was wir unter Klasse verstehen, ehe wir in unserer Untersuchung des historischen Materialismus weitergehen.

Zweites Kapitel.

Der Begriff der Klasse.

Rein philologisch genommen kann man mit dem aus dem Lateinischen stammenden Wort Klasse jede Gruppe von Menschen bezeichnen, die bestimmte Merkmale miteinander gemein haben.

Digitized by Google

Für die Klarlegung des Klassenkampfes würde uns das wenig helfen.

Wenn wir den Klassenkampf begreifen wollen, müssen wir das Wort Klasse in dem Sinne nehmen, wie es die Begründer der Lehre vom Klassenkampf auffaßten.

Im dritten Bande des „Kapital" handelt das letzte, das 52. Kapitel von den Klassen. Es wird dort gefragt: was bildet eine Klasse? Aber leider wurde das Kapitel nicht vollendet.

Gleich nach dem Aufwerfen der Frage bricht es ab, ohne sie beantwortet zu haben. Wir entnehmen ihm nur die Konstatierung, daß Lohnarbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer die drei großen Klassen der modernen, auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft bilden.

Was macht sie dazu, fragt Marx und gibt zur Antwort:

„Auf den ersten Blick die Dieselbigkeit der Einkommen und Einkommenquellen. Es sind drei große, gesellschaftliche Gruppen, deren Bestandteile, die sie bildenden Individuen, respektive von Arbeitslohn, Profit und Grundrente, von der Verwertung ihrer Arbeitskraft, ihres Grundbesitzes leben."

Doch wirft Marx ein, daß von diesem Standpunkt aus Aerzte und Beamte auch zwei Klassen bilden würden, denn sie gehören zwei unterschiedenen gesellschaftlichen Gruppen an. Die Einkommen der einen dieser Gruppe flössen alle aus derselben Quelle, die verschieden sei von der Quelle, aus der die Einkommen der anderen entspringen.

„Dasselbe gälte für die unendliche Zersplitterung der Interessen und Stellungen, worin die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit die Arbeiter, wie die Kapitalisten und Grundeigentümer spaltet — letztere z. B. in Weinbergbesitzer, Aeckerbesitzer, Waldbesitzer, Bergwerksbesitzer, Fischereibesitzer."

Hier bricht das Marxsche Manuskript ab. Ich versuchte dessen Gedankengang weiterzuführen in einer Abhandlung über „Klasseninteresse — Sonderinteresse — Gemeininteresse" (Neue Zeit XXI, 2., Seite 240 ff.).

Ich fragte dort:

„Was kennzeichnet die Stellung einerseits etwa des Grundbesitzers gegenüber dem Lohnarbeiter und dem Kapitalisten, andererseits etwa des Aeckerbesitzers gegenüber dem Wald- oder dem Baugrundbesitzer?

Darauf antwortete ich:

„Die Grundrente des Grundbesitzers kann bei gegebener Größe des Nationaleinkommens nur vergrößert werden entweder auf Kosten des Arbeitslohnes oder des Kapitalprofits — die Interessen des Grundbesitzers stehen also im Gegensatz zu denen des Lohnarbeiters und des Kapitalisten. Dagegen wächst die Grundrente des Aeckerbesitzers nicht auf Kosten der Grundrente der anderen Grundbesitzer. Im Gegenteil, das Wachsen der Grundrente oder des damit zusammenhängenden Bodenpreises der einen

Digitized by Google

Bodenart zieht auch ein Wachstum der Grundrenten und Bodenpreise der anderen Grundstücke nach sich."[1])

„Aber jedes Steigen dieser Grundrenten bedeutet eine entsprechende Beeinträchtigung des Arbeitslohnes oder des Kapitalprofits."

„Nehmen wir andererseits die Klasse der Lohnarbeiter. Sie zerfällt in Buchdrucker, Metallarbeiter, Textilarbeiter, Landarbeiter usw. Aber diese Unterabteilungen bilden keine Klassen. Sie alle haben den gemeinsamen Gegensatz gegen Kapital und Grundeigentum, denn der Arbeitslohn kann bei gegebenem Nationaleinkommen nur steigen auf Kosten dieser beiden Einkommensquellen; dagegen steigt nicht innerhalb der Arbeiterklasse der Lohn der einen dieser Arbeiterschicht auf Kosten der anderen, sondern vielmehr verstärkt jede Lohnerhöhung einer Arbeiterschicht auch die Tendenz zur Lohnerhöhung der anderen; sie verstärkt das Streben der Arbeiter, höhere Löhne zu verlangen, und verringert die Widerstandskraft der Unternehmer, sie zu gewähren."

„Jetzt sehen wir bereits, was die einzelnen Klassen bildet. Es ist nicht bloß die Gemeinsamkeit der Einkommensquelle, sondern auch die daraus folgende Gemeinsamkeit der Interessen und die Gemeinsamkeit des Gegensatzes gegen die anderen Klassen, von denen jede bestrebt ist, die Einkommensquellen der anderen einzuengen, um die ihrigen reichlicher fließen zu machen." (S. 241.)

Diese meine Ausführungen aus dem Jahre 1903 bedürfen hier einer Ergänzung. Ich untersuchte damals nicht, wo die Einkommensquellen der einzelnen Klassen zu suchen seien. Marx hatte davon in seinem „Kapital" erschöpfend gehandelt. Aber wenn aus marxistischem Munde Auffassungen wie die Bucharins zutage treten, ist es nicht überflüssig, diese Frage nochmals zu erörtern.

Darüber sind wir Marxisten wohl alle einig, daß die Arbeit der Arbeiter der Quell ist, aus dem nicht bloß der Arbeitslohn, sondern auch der Kapitalprofit (samt Zins) sowie die Grundrente geschöpft werden.

Woher kommt es aber, daß dem Arbeiter nicht das ganze Produkt seiner Arbeit zufließt, sondern ein Teil davon in den Händen der Grundbesitzer und Kapitalisten bleibt?

Bucharin meint, das rühre daher, daß den einen im Produktionsprozess die Rolle von Kommandanten zufällt, von Organisatoren und Leitern der Produktion, indes die Arbeiter die Kommandierten sind.

Aber das trifft gar nicht zu für das Verhältnis zwischen Grundbesitzer und Pächter. Der Pächter organisiert und leitet seinen

---

[1]) Dieser Satz erheischt vielleicht eine Erläuterung. Die Höhe der Grundrente hängt ab vom Preis der Produkte, die auf dem Boden gewonnen werden. Wenn z. B. dauernd die Preise für Getreide steigen, so wird die Grundrente für Getreideboden wachsen. Infolgedessen wird anderer Boden in Ackerland umgewandelt werden, auf der einen Seite Wiesen und Weiden, auf der anderen Seite Waldboden. Viehzucht und Holzzucht werden reduziert, das Angebot ihrer Produkte vermindert, damit deren Preise gesteigert und die aus erhöhten Preisen hervorgehenden Grundrenten auch für diese Bodenarten erhöht.

Digitized by Google

Betrieb selbst, der Grundeigentümer hat daran gar keinen Anteil. Den Pachtzins, den der Grundbesitzer bezieht, verdankt er dem Umstand, daß er Eigentümer von mehr Boden ist, als er selbst bebauen könnte, und daß neben ihm Menschen da sind, die ohne Landbau nicht leben können, denen aber der dazu nötige Boden fehlt. Deshalb sind sie gezwungen, Grundstücke zu pachten und dafür einen Pachtzins zu zahlen, das heißt, mehr Arbeit zu leisten, als zu ihrer eigenen Erhaltung notwendig wäre, unbezahlte Mehrarbeit, in diesem Fall für den Grundbesitzer.

Der Ueberfluß an Produktionsmitteln auf der einen Seite, Mangel daran auf der anderen, also bestimmte Eigentumsverhältnisse bilden hier die Grundlage der Klassenscheidung. Nicht aber der Unterschied zwischen leitenden und ausführenden Organen im Produktionsprozeß.

Dasselbe ist der Fall mit einer bestimmten Form des Kapitals, dem Wucherkapital in seiner primitiven Form, wo es noch nicht zur Belebung der Industrie dient und an deren Tätigkeit teilnimmt. Dem Geldverleiher in der Zeit vor dem industriellen Kapitalismus zahlt der Produzent für entliehenes Geld nicht deshalb Zinsen, weil der Gläubiger den Betrieb des Schuldners organisiert und leitet. Damit hat er gar nichts zu tun. Sondern deshalb, weil es dem Borger an Produktionsmitteln fehlt, weil ihm etwa, wenn er ein Bauer ist, Vieh an einer Seuche gefallen oder seine Ernte verhagelt, seine Scheune abgebrannt ist, und weil der Geldverleiher über die Mittel verfügt, das Fehlende zu beschaffen. Auch hier liegt es klar zutage, daß nicht irgendein Gegensatz zwischen dem Kommandanten der Produktion und der kommandierten Masse der Produzenten, sondern nur der Gegensatz zwischen dem Kommando über Produktionsmittel und dem Mangel an Produktionsmitteln den Klassengegensatz schafft, den Herrn der Produktionsmittel zu einem Ausbeuter und Herrn über Menschen macht, und denjenigen, der über keine Produktionsmittel verfügt und solcher bedarf, in einen Ausgebeuteten und Beherrschten verwandelt.

Bucharin kann natürlich die Bedeutung des Besitzes oder der Besitzlosigkeit an Produktionsmitteln nicht übersehen. Aber er meint, die Eigentumsverhältnisse in bezug auf die Produktionsmittel seien die F o l g e der verschiedenen Rollen, die die Klassen im Produktionsprozeß spielen. Er fragt:

„Woher kommt es, daß, sagen wir, in der kapitalistischen Gesellschaft bestimmte Arten des Einkommens existieren? Worin liegt die Ursache der Stabilität dieser „Einkommensarten"? Man braucht diese Fragen nur zu stellen, um sofort einzusehen, woran man ist. Diese Stabilität beruht auf dem Verhältnis zu den P r o d u k t i o n s m i t t e l n, die ihrerseits d a s V e r h ä l t n i s z w i s c h e n d e n M e n s c h e n i m P r o d u k t i o n s p r o z e ß z u m A u s d r u c k b r i n g e n." (S. 325.)

549868

Digitized by Google

Bucharin erscheint dieser Gedanke so wichtig, daß er ihn unterstreicht. Trotzdem vermag ich seine Richtigkeit nicht nur nicht „sofort", sondern überhaupt nicht einzusehen. Unter dem „Verhältnis (wessen? K.) zu den Produktionsmitteln" soll offenbar das Eigentum an den Produktionsmitteln verstanden werden, so daß wir hier zu dem Satze kommen: Das Eigentum an den Produktionsmitteln beruhe auf dem Verhältnis zwischen den Menschen im Produktionsprozeß.

Bisher waren wir der Meinung, daß der Kapitalist, soweit er überhaupt in den Produktionsprozeß leitend eingreift, dadurch zu dieser Rolle kommt, weil er über ein gewisses Eigentum an Produktionsmitteln verfügt. Nun sollen wir das Umgekehrte glauben: Weil der Kapitalist den Produktionsprozeß leitet, darum kommt er zu seinem Eigentum.

Natürlich ist das Gegenteil richtig. Wer die Produktionsmittel besitzt, der verfügt darüber, wie sie angewandt werden sollen. Er kann, wenn er ein müßiges Rentnerdasein liebt, auf jede Rolle im Produktionsprozeß verzichten und seine Produktionsmittel oder sein Geld, das zum Ankauf von Produktionsmitteln verwendet werden kann, gegen einen Zins verleihen. Er kann aber auch Arbeiter anwerben, damit sie seine Produktionsmittel in Betrieb setzen, und kann diesen selbst organisieren und leiten.

Durch diese Rolle im Produktionsprozeß wird jedoch der ausbeuterische Charakter des Kapitals nicht erklärt, sondern vielmehr verschleiert.

Allerdings so weit wie Bucharin wird kaum einer der bürgerlichen Oekonomen gehen, daß er das Kapital e i g e n t u m aus der Tätigkeit der Leiter des Produktionsprozesses ableitet. Aber viele vermeinten, der Kapital p r o f i t entspringe aus dieser Tätigkeit.

Die Verkehrtheit dieser Auffassung hat schon vor anderthalb Jahrhunderten Adam Smith in seiner „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen" (1776) dargelegt. Im sechsten Kapitel des ersten Buches sagt er:

„Man könnte glauben, der Kapitalprofit sei nur ein anderer Name für die Entlohnung einer besonderen Art Arbeit, der Arbeit der Leitung und Beaufsichtigung. Aber sie (die Kapitalprofite K.) sind ganz anderer Natur, werden nach ganz anderen Prinzipien geregelt und stehen in keinem Verhältnis zu der Dauer, dem Kraftaufwand oder der Intelligenz, die jene angebliche Arbeit des Kapitalisten, die der Leitung und Beaufsichtigung, erfordert. Sie richten sich lediglich nach dem Werte und der Größe des angewandten Kapitals, sind größer oder geringer im Verhältnis zu seinem Umfang . . . In vielen großen Unternehmungen wird fast diese ganze Arbeit (der Oberleitung) einem angestellten Direktor übertragen. Dessen Besoldung drückt den Wert dieser Arbeit der Leitung und Beaufsichtigung aus . . . Und der Besitzer des Kapitals, „obwohl er in dieser Weise fast

Digitized by Google

gänzlich von jeder Arbeit befreit ist, erwartet doch einen Profit von seinem Kapital, der im Verhältnis zu dessen Größe steht."

Nicht bloß der im Produktionsprozeß tätige Kapitalist und Grundeigentümer, sondern auch der müßige Rentner steckt Mehrwert, das Produkt unbezahlter Arbeit, ein.

Damit ist allerdings nicht gesagt, daß kein Unterschied zwischen dem müßigen und dem funktionierenden Ausbeuter stattfindet.

Der erstere kann mit einem Federstrich auf einen Schlag enteignet werden, ohne die geringste Störung des Produktionsprozesses. Es ist dazu nur die nötige Macht der Ausgebeuteten erforderlich. Die Funktionen des in der Produktion tätigen Ausbeuters sind dagegen oft sehr notwendig — nicht immer. So ist es für den Fortgang der Produktion eines Großbetriebes unerläßlich, daß nicht bloß sein Produktionsprozeß im engeren Sinn, die Tätigkeit in der Fabrik, organisiert und geleitet wird, sondern auch sein Zirkulationsprozeß, die Tätigkeit auf dem Markte, das Ankaufen von Produktionsmitteln, das Anwerben von Arbeitern, das Verkaufen der fertigen Produkte.

Es ist keineswegs unerläßlich, daß diese Funktionen durch einen Kapitalisten erfüllt werden. Aber die Funktionen selbst sind unentbehrlich, und damit auch der funktionierende Kapitalist, solange nicht Personen und Einrichtungen bestehen, die imstande sind, ihn zu ersetzen.

Die funktionierenden Kapitalisten können daher keineswegs ebenso wie die müßigen, unter allen Umständen und mit einem Schlage ihres Kapitals enteignet werden, sondern nur unter bestimmten Bedingungen und daher nicht alle zu gleicher Zeit.

Wo und solange der funktionierende Kapitalist unentbehrlich ist, hängt das Schicksal seiner Arbeiter in hohem Maße von seiner Persönlichkeit ab. Die unzureichend geleiteten Betriebe suchen ihre Mindererträge gewöhnlich durch vermehrte Arbeiterschinderei zu erhöhen. Auf der anderen Seite beweisen Männer wie Robert Owen oder Karl Zeiß und Ernst Abbe, was intelligente Kapitalisten für das Wohlergehen ihrer Arbeiter bedeuten können.

Aus der Tatsache, daß das Gedeihen eines kapitalistischen Unternehmens die Möglichkeit bietet, nicht nur seinen kapitalistischen Besitzern, sondern auch seinen Arbeitern ihre Lage zu verbessern, wurde von vielen bürgerlichen Oekonomen der Schluß gezogen, daß eine Uebereinstimmung, eine Harmonie der Interessen zwischen Kapital und Arbeit bestehe und der Gegensatz zwischen ihnen bloß ein Mißverständnis darstelle. Merkwürdig nur, daß dieses Mißverständnis bei Arbeitern um so mehr hervortritt, je intelligenter sie werden, je mehr ihr geistiger Horizont sich erweitert. An die Interessenharmonie glauben nur ganz unwissende Arbeiter.

Digitized by Google

Das gemeinsame Interesse an gutem Geschäftsgang und insbesondere an gutem Gedeihen des Unternehmens, in dem sie tätig sind, ist zwischen Kapitalisten und Arbeitern sicher vorhanden, aber es vermag den Gegensatz nicht zu überwinden, der daraus entsteht, daß kein Geschäft unter kapitalistischen Bedingungen sich zu behaupten vermag, das nicht Profit abwirft, und daß dieser nur geschaffen wird durch unbezahlte Mehrarbeit der Arbeiter.

Daß dabei die Persönlichkeit des Kapitalisten keine gleichgültige für die Lage des Arbeiters ist, daß diese Lage in hohem Grade davon abhängt, ob der Kapitalist fähig ist oder unfähig, gütig oder hart, freigebig oder geizig, kann nur dazu dienen, den bereits bestehenden Gegensatz noch zu verschärfen.

Ueberall, wo Menschen (oder Tiere) bewußt zu einem gemeinsamen Zweck zusammenwirken, ist eine Leitung notwendig. Von ihrer Beschaffenheit hängt in hohem Maße der Erfolg der gemeinsamen Arbeit ab. Aber die unter dem Leiter tätigen Individuen stehen zu ihm in einem ganz anderen Verhältnis dort, wo sie selbst ihn erwählen, wo er der Mann oder die Frau ihres Vertrauens ist, als dort, wo der Leiter ihnen ohne ihr Zutun durch eine über ihnen stehende Macht oder gar durch den Zufall des Erbrechts aufgedrängt wird.

Im ersteren Falle werden die geleiteten Individuen hinter dem Leiter von vornherein mit Vertrauen und Zuversicht stehen, im anderen Falle dagegen wird ihm Mißtrauen und Abneigung von vornherein begegnen, die sich nur in seltenen Fällen überwinden lassen. Je mehr das Schicksal der Menschen von der Art ihrer Führung abhängt, desto unerträglicher wird es für sie, auf die Bestellung der Führer keinen Einfluß zu haben. Das wird ganz unerträglich dort, wo der Führer von einer Macht eingesetzt wird, deren Interesse im Gegensatz steht zu dem der Geführten.

Die Tatsache, daß sein Kapitaleigentum den Kapitalisten in die Lage versetzt, notwendige leitende Funktionen im Produktionsprozeß zu übernehmen, vermindert also in keiner Weise den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit.

Daß die leitende Funktion des Kapitalisten aus seinem Kapitaleigentum entspringt und nicht umgekehrt, ist eine so offenkundige Tatsache, daß man sich fragen muß, wieso Bucharin zu seiner umgekehrten Auffassung kam.

Er ist da jedenfalls der Gefangene einer beschränkten Auffassung des historischen Materialismus, die alle Rechtsverhältnisse, also auch das Eigentum, als „ideologischen Ueberbau" aus den gleichzeitigen Produktionsverhältnissen direkt erklären will. Sie vergißt den Zusatz: in letzter Linie. Wir haben davon schon am Ende des dritten Buches gehandelt. Bucharin meint offenbar,

Digitized by Google

die Eigentumsordnung, auf der die kapitalistische Produktionsweise beruht, müßte deren Ergebnis sein, nicht ihre Voraussetzung.

Das Privateigentum an den Produktionsmitteln ist in Wirklichkeit weit älter als die kapitalistische Produktionsweise, und die kapitalistische Ausbeutung durch Wucher und Handel weit älter als die leitenden Funktionen des Kapitals im Produktionsprozeß, die erst mit dem industriellen Kapital in den letzten Jahrhunderten beginnen.

Nicht mit der Teilung der Produzenten in leitende und ausführende Arbeitskräfte, sondern mit der Teilung der Mitglieder der Gesellschaft in solche, die über die Produktionsmittel verfügen und in solche, die über sie nicht verfügen, beginnt die Teilung in Klassen, die einander feindlich gegenüberstehen.

Die Frage der Klassen ist eine Frage der Verfügung über die Produktionsmittel und damit auch über die mit ihnen erzeugten Produkte.

Wir haben dabei bisher den für die ausgebeutete Klasse günstigsten Fall angenommen, daß sie aus freien Arbeitern besteht.

Nun gibt es aber Ausbeutungszustände, die auf Zwangsarbeit beruhen. Man könnte meinen, daß hier die Ausbeutung nicht auf dem Eigentum an Produktionsmitteln, sondern auf dem Eigentum an Menschen beruht. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Der Unterschied gegenüber der freien Arbeit ist nur der, daß hier der ausgebeutete Mensch selbst auch in die Reihe der Produktionsmittel aufgenommen wird, die der Ausbeuter als sein Eigentum besitzt, über die er verfügt.

Wohl gibt es Produktionsverhältnisse, bei denen der ausgebeutete Mensch zwar zur Arbeit für einen Oberherrn direkt oder indirekt, in der Form der Abgabe von Arbeitsprodukten gezwungen ist, aber doch anscheinend seine Produktionsmittel selbst besitzt. Der zur Fronarbeit verpflichtete hörige Bauer muß den Acker des Herrn bestellen, aber er tut es mit dem eigenen Gespann und dem eigenen Pflug.

Aber der Grund und Boden, der zu dem Hof des hörigen Bauern gehört, ist doch nicht dessen freies Eigentum. Sein Grundherr hat ihn damit bloß belehnt. Und wie der Bauer seine Gespanne und Pflüge usw. anwendet, darüber entscheidet auch der Grundherr. Nicht derjenige ist der wahre Eigentümer einer Sache, der sie beistellt und verwahrt, sondern derjenige, der über sie verfügt.

Also immer wieder finden wir als Grundlage der Ausbeutung und des aus ihr entspringenden Klassengegensatzes die Tatsache des Eigentums an Produktionsmitteln oder des Verfügungsrechtes darüber auf der einen Seite und auf der anderen des Mangels an solchen Mitteln oder der Verfügung darüber bei Menschen, die ohne ihre Anwendung nicht zu existieren vermögen.

Digitized by Google

Der Begriff der Klasse ist also ein polarer Begriff. Eine Klasse für sich allein ist nicht denkbar, sie bedarf stets eines Gegenpols: Ausbeuter und Ausgebeutete, Herren und Knechte.

Wie verträgt sich aber mit dieser Definition das Bestehen von Klassen, in denen der Produzent individuell oder genossenschaftlich über seine Produktionsmittel verfügt und nur von seiner eigenen Arbeit, keiner fremden, lebt, wie Kleinbauern oder Handwerker ohne Lohnarbeiter, oder Mitglieder freier Berufe, wie Aerzte oder freie Schriftsteller?

Produzenten dieser Art, namentlich Bauern, gibt es lange, bevor es zur Scheidung eines Teils der Produzenten von der freien Verfügung über ihre Produktionsmittel kommt. In diesem Stadium bilden die Produzenten der einzelnen Gruppen, soweit die noch schwache Arbeitsteilung solche Gruppierungen bereits hervorbringt, nur verschiedene Berufe, nicht aber verschiedene Klassen.

Sobald es aber zur Bildung von Klassengegensätzen in der Gesellschaft kommt, bleiben die freien Arbeiter, die über ihre Produktionsmittel frei verfügen, davon nicht unberührt. Auch die Gruppen solcher Arbeiter können nun den Charakter von Klassen annehmen, wenigstens Bauern und Handwerker. Nicht die Intellektuellen. Ihre Schichten sind zu heterogener Natur, als daß sie mehr werden könnten als einzelne Berufe ohne gemeinsamen Klassencharakter. Doch können auch sie sich nicht der Teilnahme an den Klassenkämpfen ihrer Zeit entziehen.

Bauern und Handwerker können nun ein Klassenbewußtsein bekommen. Aber im Unterschied zu dem der eigentlichen Klassen ist es zwieschlächtiger Natur. Als Besitzer von Produktionsmitteln glauben sie gemeinsame Interessen mit den großen Ausbeutern zu haben. Als Arbeiter fühlen sie mit den Ausgebeuteten. Je nach der historischen Situation überwiegt bei ihnen bald der eine, bald der andere Gesichtspunkt.

Außerdem aber können diese Schichten selten lange in einer Klassengesellschaft bestehen, ohne daß viele ihrer Mitglieder aktiv oder passiv in ein Ausbeutungsverhältnis geraten. Wo freie Bauern neben hörigen wohnen, werden die Grundherrn stets das Bestreben haben, die ersteren in die Position der letzteren herabzudrücken, oder von ihrem Besitz zu verdrängen. Auf der anderen Seite unterliegen die Bauern stets der Gefahr, in Wucherhände zu geraten und damit kapitalistischer Ausbeutung zu verfallen.

Oder umgekehrt, sie gedeihen, werden wohlhabend, vergrößern ihren Besitz. Dann mieten sie Knechte und Mägde und steigen damit in die Reihen der Ausbeuter auf.

So werden in einer Klassengesellschaft auch diejenigen Gruppen in die Klassengegensätze und Klassenkämpfe hineingezogen, die zunächst gar keine eigentlichen Klassen, sondern außerhalb der Klassengesellschaft bloße Berufe darstellen.

Digitized by Google

Aufgehoben können die Klassengegensätze nur werden durch Aufhebung der Eigentumsverhältnisse, auf denen sie beruhen. Dahin geht auch das Streben der sozialistischen Parteien (eingeschlossen die kommunistische). Und doch müßten sie, wenn Bucharin recht hätte, die Wurzel des Uebels nicht in der Art des Eigentums an den Produktionsmitteln, sondern in der Tatsache suchen, daß die Großbetriebe eine Leitung haben, und sie müßten für diese jegliche Leitung aufheben. Dies geschah auch in Rußland in den Anfängen des Sowjetregimes, bis man erkannte, welches Unheil man damit hervorrief. Dann verfiel man in das entgegengesetzte Extrem, jedem Betrieb nicht nur eine Leitung zu geben, sondern diese auch mit noch größerer diktatorischer Gewalt auszustatten, als der industrielle Kapitalist besaß, den sie ersetzte.

Die Aufhebung der Trennung der Arbeiterklasse von dem Eigentum an ihren Produktionsmitteln hebt die Klassen und Klassengegensätze auf. Doch werden damit keineswegs alle Gegensätze in der Gesellschaft aus der Welt geschafft.

In der einfachen Warenproduktion von Kleinproduzenten, wo jeder frei über seine Produktionsmittel verfügt, gibt es keine Ausbeutung und keine Klassen und Klassengegensätze, wenn sie völlig rein besteht, was allerdings nur selten und nicht lange in manchen Kolonien mit viel freiem Boden der Fall ist. Aber ein großer Interessengegensatz besteht auch dort: der zwischen Verkäufern und Käufern von Waren, zwischen Produzenten und Konsumenten. Die Verkäufer wollen so teuer als möglich verkaufen, die Käufer so billig als möglich kaufen. Dieser Gegensatz kann mitunter sehr heftige soziale Kämpfe hervorrufen, aber ein Klassengegensatz ist er nicht. Die Verkäufer und Produzenten sind keine von den Käufern und Konsumenten verschiedene Klasse. Jeder, der verkauft, tut es zu dem Zwecke, um wieder kaufen zu können. Und niemand kann produzieren, ohne zu konsumieren. Das Umgekehrte kommt allerdings vor.

Dabei ist aber als Konsument jeder an niedrigen Preisen aller Produkte interessiert. Als Produzent dagegen an einem hohen Preis bloß der Produkte des eigenen Produktionszweigs, nicht der anderen. Im Gegenteil, die niedrigen Preise der anderen werden ihm oft willkommen sein.

Die Spinner z. B. haben ein Interesse an hohen Garnpreisen, dabei aber ein Interesse an niedrigen Preisen der Baumwolle, der Maschinen, also auch des Eisens, dann der Lebensmittel, von denen die Lohnhöhe ihrer Arbeiter abhängt usw. Wenn es Spinner gibt, die nicht bloß für Garnzölle, sondern auch für Eisenzölle oder Getreidezölle stimmen, so werden sie dabei von politischen Berechnungen meist sehr kurzsichtiger Art, nicht direkten ökonomischen Interessen geleitet.

Digitized by Google

Das Produzenteninteresse ist daher im Grund nur das Sonderinteresse einzelner Berufe, das Konsumenteninteresse dagegen das gemeinsame Interesse der gesamten Gesellschaft.

Indessen kann auch dieser Interessengegensatz in einer Klassengesellschaft die Form eines Klassengegensatzes annehmen.

Jede Schicht von Produzenten hat das Bestreben, die Preise ihrer Produkte zu erhöhen, wo es angeht durch Mittel künstlicher Monopolisierung, wie Schutzzölle oder Kartellierungen. Wenn alle Produzenten gleichzeitig und gleichmäßig solche Mittel anwenden, werden alle Warenpreise gleichzeitig und gleichmäßig steigen. Das scheint ein sinnloses Vorgehen zu sein. Denn was die Produzenten dabei als Verkäufer gewinnen, müssen sie als Käufer verlieren.

Und doch steckt ein tiefer Sinn in dem kindischen Spiel.

Denn es gibt eine Ware besonderer Art, deren Preis durch Schutzzölle und Kartelle nicht in die Höhe getrieben wird, das ist die Ware Arbeitskraft. Es können sehr wohl die Preise aller Waren steigen und die Besitzer der Produktionsmittel als Warenproduzenten doch gewinnen, wenn die Arbeitslöhne nicht oder nicht entsprechend in die Höhe gehen.

So kann der Interessengegensatz zwischen Produzenten und Konsumenten zu einem Klassengegensatz zwischen Kapitalisten (städtischen und ländlichen) und Lohnarbeitern werden.

Trotzdem darf man die Kämpfe zwischen Produzenten und Konsumenten um Hochhaltung oder Senkung der Warenpreise nicht ohne weiteres den Klassenkämpfen gleichsetzen.

Wenn die Arbeiterklasse durch Sozialisierung der kapitalistischen Betriebe die Verfügung über sie erhält, werden wohl die Klassen und Klassengegensätze, jedoch nicht alle sozialen Gegensätze aufgehoben.

Der Gegensatz zwischen Käufern und Verkäufern wird erst dann verschwinden, wenn die Warenproduktion aufgehoben wird, und die Produktion für den Markt oder den Kunden ersetzt wird durch Produktion für die Bedarfsdeckung der Gesellschaft. Dazu wird aber der Weg geebnet durch dasselbe Mittel, das die Klassen aufhebt, durch den Uebergang der Produktionsmittel in das Eigentum der Gesellschaft, die damit die Möglichkeit erhält, die Produktion für ihren eigenen Bedarf zu organisieren.

Auf jeden Fall muß man sich hüten, jeden Gegensatz zwischen einzelnen Gruppen in der Gesellschaft als Klassengegensatz aufzufassen. Als Klasse darf man nur eine Gruppe bezeichnen, die zu einer anderen Gruppe oder Klasse im Verhältnis des Ausbeuters oder Ausgebeuteten steht oder ein solches Verhältnis entweder abzuwehren oder zu erreichen sucht.

Nur in diesem Sinne wird in den folgenden Ausführungen von Klassen gesprochen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Der Beruf.

a) Die Arbeitsteilung.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Klasse nicht verwechselt werden darf mit dem Beruf, der eine natürliche Folge der Arbeitsteilung in der Gesellschaft ist. Diese Teilung tritt ein in steter Wechselwirkung mit dem technischen Fortschritt und nimmt in dem Maße zu, in dem infolge dieses Fortschrittes der Umkreis der Gesellschaft wächst.

Ursprünglich kann ein jeder alles, was ein anderer kann, wenn auch nicht jeder gleich vollkommen, da die Menschen verschiedene Begabungen besitzen, wenn auch ihre Organe im allgemeinen bei jedem von ihnen die gleichen sind.

Die Arbeitsteilung mit ihren großen wirtschaftlichen Vorzügen bewirkt dann, daß nicht jeder dasselbe macht und auch nicht machen kann.

Adam Smith beginnt sein Werk über den Wohlstand der Nationen mit einer Verherrlichung der Arbeitsteilung, der die Menschheit vornehmlich die Vermehrung ihrer Produktivkräfte schulde. Ihr Aufkommen erklärt er in folgender Weise:

„Die Arbeitsteilung, aus der so viele Vorteile entsprangen, ist ursprünglich nicht das Ergebnis einer menschlichen Weisheit, die den Ueberfluß vorausgesehen und sich zum Ziel gesetzt hätte, den die Arbeitsteilung hervorbringt. Sie ist die notwendige, wenn auch nur langsam und stufenweise auftretende Folge eines bestimmten in der Menschennatur liegenden Hanges (propensity), der einen nicht so großen Vorteil im Auge hat: des Hanges, ein Ding für ein anderes umzutauschen[1]). (Wealth of Nations, 1. Buch [Anfang des zweiten Kapitels]).

Die Erklärung, die uns da Adam Smith gibt, gehört zu jenen, die das, was zu erklären ist, voraussetzen. Solange alle das Gleiche produzieren, gibt es keinen Tausch. Er setzt die Arbeitsteilung schon voraus. Nun hütet sich Smith freilich, zu sagen, der Tausch habe die Arbeitsteilung erzeugt. Nicht der Tausch, sondern die

---

[1]) „To truck, barter and exchange one thing for another." Die englische Sprache besitzt zur Bezeichnung des Tausches mehr Worte als die deutsche. Smith gebraucht sie alle für einzelne Arten dieses Vorgangs, die wir mit den Mitteln der deutschen Sprache nicht unterscheiden können: truck, barter, exchange. Die Worte truck und barter werden hauptsächlich gebraucht vom Austausch von Gebrauchswert gegen Gebrauchswert, truck hat dabei noch eine verächtliche Nebenbedeutung eines auf Uebervorteilung ausgehenden Austausches. Mit exchange kann man dagegen jede Art des Austausches bezeichnen, auch den Austausch von Ware gegen Geld, ja den Austausch einer Geldsorte gegen eine andere. Die Börse selbst heißt ebenfalls exchange. Auch Gedanken kann man exchange, nicht aber barter oder truck.

Digitized by Google

Neigung zum Tausch soll die Arbeitsteilung erzeugt haben, eine Neigung, die dem Menschen im Gegensatz zu jedem anderen Tier innewohne. Smith fährt fort:

„Ob dieser Hang eine der ursprünglichsten Eigenschaften der Menschennatur ist, die sich nicht weiter erklären lassen, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, eine notwendige Folge der Fähigkeit, zu denken und zu sprechen bildet, haben wir hier nicht zu untersuchen. Er ist allen Menschen gemein und findet sich bei keiner anderen Art Tiere, die weder vom Tausch noch von irgendeiner anderen Art von Verträgen etwas wissen."

Schade, daß Smith fand, es gehöre nicht zu seiner Aufgabe, zu untersuchen, wie der Hang zu tauschen, der da ist, bevor es einen Tausch gibt, mit der Fähigkeit, zu denken und zu sprechen zusamenhängt. Aber freilich Smith hatte es bequemer als wir heutzutage. Wenn ihm die Aufstellung dieses Zusammenhanges nicht gelang, konnte er sich auf die ursprünglichen, dem Menschen von Gott verliehenen Eigenschaften zurückziehen, die sich nicht weiter erklären lassen. Wir, die wir auf dem Standpunkt der Entwicklungslehre stehen, müssen von jedem Trieb und Hang in einem Organismus annehmen, er sei eine einmal erworbene Eigenschaft, die zu einer erblichen geworden sei.

Unter dieser Voraussetzung kann sich ein Trieb nur aus einer bestimmten Praxis entwickeln, der Hang zum Austausch kann nur in Bedingungen entstehen, die die Möglichkeit und Vorteilhaftigkeit des Tausches mit sich bringen.

Wir können also die Arbeitsteilung ebensowenig aus einem angeborenen Trieb, zu tauschen, ableiten, wie die Handelsprofite der Juden aus einem diesem Volke eigenen Trieb zu handeln, der ihm von Natur aus, lange ehe es einen Handel gab, verliehen worden sein soll.

Wie die Arbeitsteilung in die Welt kam, darauf haben wir schon hingewiesen: dadurch, daß der Mensch, im Gegensatz zu den Tieren, dazu kam, neben seinen natürlichen Organen sich künstliche zu schaffen, die nicht mit seinem Körper verwachsen waren. Damit war die Möglichkeit gegeben, daß einzelne Gruppen von Menschen einzelne der künstlichen Organe vornehmlich oder ausschließlich benutzten, indes dieselben Organe von anderen nur wenig oder gar nicht in Anwendung gebracht wurden.

Den Anfang machte, wie wir gesehen, die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, zwischen männlichen und weiblichen Arbeiten. Die Arbeitsteilung in der Familie tritt ein ohne jeglichen Warenaustausch und vor ihm. Dieser Austausch selbst ist lange kein Mittel, eine Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens hervorzubringen, denn er vollzieht sich zunächst zwischen den Gemeinwesen, ist eine Folge einer Arbeitsteilung zwischen diesen, die aus den Verschiedenheiten der Lokalitäten hervorgeht, die von den verschiedenen Stämmen bewohnt werden.

Erst später kommt es zu einer nennenswerten Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens und innerhalb des gleichen Ge-

Digitized by Google

schlechts, die so weit geht, daß sie dauernde Verschiedenheiten der Fähigkeiten und Kenntnisse bei verschiedenen Gruppen von Individuen und damit verschiedene Berufe erzeugt.

b) Die Intellektuellen.

Der erste Beruf, der sich innerhalb eines Gemeinwesens auftut, scheint gar nicht auf dem Austausch von Produkten zu beruhen. Ich stimme Eduard Meyer zu, der als ersten Sonderberuf den der Intellektuellen, oder wie er sagt, der Zauberer betrachtet. Nur fasse ich die Ursprünge dieses Berufes anders auf als er.

Da dieser Gegenstand für die Frage der Entwicklung unseres Gesellschaftslebens von besonderem Interesse ist, sei er eingehender erörtert.

Im ersten Band seiner „Geschichte des Altertums" (1. Hälfte, Einleitung, 3. Auflage, Stuttgart 1910) sagt Eduard Meyer:

„Das Wissen um die in der Außenwelt wirkenden Mächte und die Riten, durch die sie dem menschlichen Willen und seinen Zwecken dienstbar gemacht werden können, ist nur den wenigen gegeben, die durch eine innere Intuition diese Dinge zu erfassen vermögen. Zum Teil sind es wirklich Grübler, in denen der Trieb zum Nachdenken über die Welt und ihre inneren Zusammenhänge früh erwacht ist; zum Teil Besessene, Visionäre und Verrückte, deren unberechenbares und allem menschlichen Tun widersprechendes Verhalten, deren halb sinnlose, halb tiefsinnige Aussprüche als geheimnisvolle Wahrheit und Offenbarung der Geister erscheinen, zu nicht geringem Teil kluge Leute, die aus der Unwissenheit und dem Aberglauben der anderen ein Gewerbe machen . . . In den mannigfachsten Formen treffen wir sie bei allen Völkern, als Zauberer, Medizinmänner, Fetischpriester, Seher, Propheten, Orakelverkünder — wir wollen sie unter dem Terminus Zauberer zusammenfassen — teils Männer, teils Frauen, teils von der Gesamtheit des Verbandes anerkannt, und oft mit Ehren, Geschenken und Besitz überhäuft, teils auf eigene Faust ihren Beruf ausübend und daher von der Menge scheel angesehen und nicht selten verfolgt, oft gerade von denen, die in der Not am ersten bei ihnen Hilfe suchen. Sie bilden das erste Sondergewerbe, den ersten Berufsstand, den die Menschheit kennt, eben weil für die Ausübung ihrer Tätigkeit eine besondere Veranlagung und ein erworbenes Wissen die unentbehrliche Voraussetzung bildet. Freilich ist es ein gefährlicher Beruf, den sie üben; denn weil sie im Besitz des Wissens sind, müssen sie auch leisten können, was man von ihnen verlangt, und wenn sie das nicht tun, wenn ihre Voraussagen nicht eintreffen oder ihre Zaubermittel nicht zum Ziele führen, ist ihr böser Wille daran schuld und sie fallen der gerechten Strafe anheim . . . Sie sind im Besitz einer festen Tradition, die sie weitergeben und vermehren und die die Summe alles Wissens enthält, das der Stamm in seiner Entwicklung erworben hat. Darin besteht die kulturelle Bedeutung dieses Elements. Es übt, materiell und geistig, einen furchtbaren Druck aus auf den Stamm und auf jede ihm zugehörige Persönlichkeit und hemmt jede freie Entwicklung, da diese notwendig zu einem Bruch mit den alten Traditionen und den dominierenden mythischen Anschauungen führen muß; aber es

Digitized by Google

umschließt und bewahrt auch alles, was ein primitiver Stamm vom geistigen Leben besitzt." (S. 93—95.)

Den letzen Worten stimme ich vollständig zu, ebenso der Auffassung, daß die Medizinmänner oder Schamanen oder wie man die ersten Intellektuellen sonst nennen mag, das erste Sondergewerbe darstellen.

Mit vielem anderen dagegen, was Meyer hier sagt, kann ich mich nicht befreunden.

So vor allem nicht mit der Kennzeichnung der Persönlichkeiten, die zu Medizinmännern werden. Ein Teil davon sollen Verrückte sein. Aber sie sind die Berater des Gemeinwesens in schwierigen Fällen. Wie weit käme ein Gemeinwesen, daß sich von Verrückten beraten ließe?

Dabei sind Irrsinnige relativ selten. Im heutigen Europa entfallen auf 10 000 Einwohner nicht viel über 10 Verrückte, also auf rund 1000 Menschen einer. In den kleinen Stämmen der Vorzeit, die etwa 100 bis 200 Menschen umfaßten, muß demnach ein Irrsinniger eine seltene Erscheinung gewesen sein. Um so mehr, da Geisteskrankheiten vornehmlich Produkte der die Nerven erregenden Zivilisation zu sein scheinen. In der neuesten Zeit wächst die Zahl der Irrsinnigen von Jahr zu Jahr, nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur Bevölkerung.

So zählte man in Preußen auf je 100 000 Ortsanwesende 1871 224, 1880 243, 1895 260, 1905 373 Geisteskranke.

Am zahlreichsten sind die Geisteskranken in der jüdischen Bevölkerung. Im Jahre 1895 zählte man in Preußen unter je 100 000 Evangelischen 261 Geisteskranke. Unter der gleichen Zahl Katholiken 250, bei den Juden dagegen 498.

Bei den Christen überwiegen eben die Bauern. Die Juden gehören fast ausschließlich zur städtischen Bevölkerung.

Verrückte sind also in primitiven Stämmen eine Ausnahme, die wohl scheu betrachtet wird, aber auf das gewöhnliche Leben nicht bestimmend wirkt.

Dabei bemerkt Meyer selbst, daß „die Zauberer" ein besonderes Wissen erworben haben müssen, daß sie die Summe des Wissens des Stammes aufgenommen haben. Dafür kommen doch Geisteskranke nicht in Betracht.

Es klingt wie ein bösartiger Witz, wenn man annimmt, das Stadium der Verrücktheit habe in den Anfängen der Menschheit zum Beruf des Intellektuellen besonders geeignet gemacht.

Auf der anderen Seite sollen die ersten Intellektuellen sich aus Charlatanen rekrutiert haben, „die aus der Unwissenheit und dem Aberglauben der anderen ein Gewerbe machen".

Diese Annahme ist ein arger Anachronismus. Sie verlegt eine Erscheinung späterer Zeit in die Urzeit. Sie setzt voraus, daß die

Digitized by Google

klugen Leute im Besitze einer überlegenen Einsicht sind und genau wissen, daß die Anschauungen ihrer Umgebung Unsinn und Aberglauben darstellen. Woher sollen sie in den primitivsten Verhältnissen der Vorzeit zu dieser überlegenen Einsicht kommen, wo sie alle unter den gleichen Verhältnissen heranwachsen und tätig sind, alle über die gleichen Mittel der Erkenntnis und der Erfahrung verfügen? Die Arbeitsteilung zwischen den Intellektuellen und der Masse der Bevölkerung muß schon sehr weit vorgeschritten und mit einer Klassenteilung verbunden sein, die den Besitz der Mittel höherer Erkenntnis für die einen zum Monopol macht und die anderen zu völliger Unwissenheit verurteilt, ehe eine derartige geistige Ueberlegenheit der Intellektuellen eintritt, die es ermöglicht, daß manche von ihnen die Unwissenheit und den Aberglauben ihrer Umgebung erkennen und ausbeuten.

Daß einzelne „Zauberer" gelegentlich schwindeln, daß sie sich Leistungen zutrauen, die mißlingen, und daß sie dieses Mißlingen zu vertuschen suchen, wird sicherlich schon frühzeitig vorkommen, wie derartiges auch heute noch mancher hochwissenschaftlichen Leuchte passiert.

Aber daß ein Medizinmann sich zu einer Leistung anheischig macht, mit dem Bewußtsein, daß alles erlogen sei, was er darüber sagt, dürfte kaum je vorkommen.

Meyer weist selbst darauf hin, daß der „Zauberer" verantwortlich ist für den Erfolg seines Tuns, daß jedes Mißlingen ihn großen Gefahren aussetzt. In diese Lage bringt man sich nur, wenn man selbst von der Güte seiner Sache überzeugt ist. Ein bewußter Betrüger und Quacksalber wird nur in einer Gesellschaft möglich, die so ausgedehnt ist, daß er stets die Möglichkeit hat, in ihr unterzutauchen um zu verschwinden, wenn ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wird.

Eine derartige Flucht ist innerhalb des kleinen Stammes unmöglich und außerhalb seines Stammes gibt es für den Urmenschen keine Existenzmöglichkeit.

Der Medizinmann der Vorzeit hat allen Grund, wenn er höhere Einsicht erlangt, sie zu verbreiten, nicht sie zu Betrügereien anzuwenden. Aber er hat sehr wenig Gelegenheit, mehr zu erfahren, als die Summe des ihm von seinen Vorgängern überlieferten Wissens, das Gesamtwissen seines Stammes.

Man darf sich unter dem „Zauberer" nicht einen Taschenspieler vorstellen, der seinem Publikum Gauklerkünste vormacht. Ein solcher tut dies, um die Zuscher zu amüsieren. Das Publikum des Medizinmannes verlangt dagegen praktische Resultate. Keine Wunder, sondern ganz natürliche Sachen. Der Unterschied zwischen heute und damals ist nur der, daß dem kollektiven Denken der Vorzeit manches als ganz natürlich erscheint, was wir als unmöglich ansehen. Daß die Verstorbenen weiterleben und uns im Traum erscheinen und Ratschläge erteilen, daß es Götter

Digitized by Google

gibt, die durch manches Tun erfreut, durch manches besänftigt werden usw., das erscheint dem Urmenschen als selbstverständlich. Man braucht ihrer Ansicht nach kein Wundermann zu sein, um von diesen höheren Wesen beeinflußt zu werden und auf sie zu wirken. Der Medizinmann vermeint nur, und seine Umgebung teilt diese Meinung mit ihm, daß er auf diesem Gebiet größere Fertigkeiten hat, als der Durchschnittsmensch.

Aber was er dabei Praktisches leisten soll, das verlangt man auch heute noch von den Intellektuellen: Krankheiten heilen, Recht finden, den Produktionsprozeß fördern. Die Mittel, die man dabei verwendete, sind natürlich nicht die der Intellektuellen unserer Zeit. Man förderte ehedem die Produktion nicht durch Leitartikel und Parlamentsreden, durch den Abschluß von Handelsverträgen usw., sondern durch Erflehung des Segens der Götter für erfolgreiche Jagd, reichlichen Regen, Abwehr von Hagelwetter usw.

Mit sonderbaren Kollektivvorstellungen mengen sich hierbei auch ganz bedeutende wirkliche Einsichten und Fertigkeiten, namentlich in der Krankenheilkunde.

Daß die primitiven Zauberer, ähnlich den späteren Auguren Roms an ihre eigene Kunst selbst nicht glauben und auf die abergläubische Menge höhnisch herabsehn, dafür sind nicht die mindesten Anzeichen vorhanden. Wohl aber sprechen sehr triftige Erwägungen dagegen.

Endlich nennt Eduard Meyer noch eine dritte Gruppe, die neben den Irrsinnigen und den Betrügern die ersten Intellektuellen als besonderen Beruf gebildet haben sollen. Das sind die Philosophen: „Grübler, in denen der Trieb zum Nachdenken über die Welt und ihre inneren Zusammenhänge früh erwacht ist."

Auch hier liegt ein Anachronismus vor. Ein Nachdenken über kausale Zusammenhänge finden wir schon beim Tiere. Aber nicht nur bei ihm, sondern auch beim Naturmenschen, ja sogar noch bei der Mehrzahl der Menschen der heutigen Gesellschaft kommen für das Nachdenken nur solche kausale Zusammenhänge in Betracht, die für die Praxis wichtig sind. Eine große Zahl technischer und sozialer Bedingungen muß erfüllt sein, ehe ein Teil der Menschen in die Lage kommt, sein Nachdenken über kausale Zusammenhänge von den Bedürfnissen der Praxis loszulösen und sich an die Lösung von Problemen heranzumachen, die mit ihr direkt nichts zu tun haben.

Das „Grübeln", der „Trieb zum Nachdenken über die Welt und ihre inneren Zusammenhänge", also der philosophische Geist ist dem Naturmenschen fremd. Die Berichte über die Medizinmänner schildern diese nicht als Grübler, wohl aber als kluge, scharf beobachtende Männer der Tat. Sie mögen sich zeitweise in die Einsamkeit zurückziehen, aber sie tun es nicht um über höhere Weisheit zu grübeln, sondern um sich durch Fasten und

Digitized by Google

Kasteiungen in einen Zustand zu versetzen, in dem sie Halluzinationen zugänglich werden, aus denen sie ebenso wie aus Träumen Weisungen für ihre Praxis entnehmen zu können glauben, etwa Weisungen darüber, wo ein verlorener Gegenstand zu suchen sei. Das hat mit dem Grübeln über Weltprobleme nichts zu tun.

Alle die Quellen, aus denen nach Eduard Meyer die Bildung des ersten Sonderberufs zu entspringen scheint, erklären also meines Erachtens diese Bildung nicht. Wo sollen wir aber dann ihren Ursprung suchen?

Ich nehme an, daß er mit einem Umstand zusammenhängt, auf den Meyer selbst hinweist: der Tatsache, daß die Medizinmänner im Besitz einer festen Tradition sind, die sie weitergeben und vermehren, die die Summe alles Wissens enthält, das der Stamm in seiner Entwicklung erworben hat.

Meyer meint:

„Das Wissen um die in der Außenwelt wirkenden Mächte und die Riten, durch die sie den menschlichen Willen und seinen Zwecken dienstbar gemacht werden können, ist nur den wenigen gegeben, die durch eine innere Intuition diese Dinge zu erfassen vermögen."

Das Wissen des Naturmenschen ist zwiefacher Art. Einmal positives Wissen, das den Erfahrungen seiner Praxis entspringt, mit dem Fortschritt seiner Technik immer größer wird und ihm tatsächlich gestattet, die in der Außenwelt wirkenden Mächte menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. Dieses Wissen ist durch „innere Intuition" absolut nicht zu erwerben. Es bildet auch bei primitiven Völkern nicht das Wissen weniger. Aus der allgemeinen öffentlichen Praxis kleiner Stämme entspringend, von der alle seine Mitglieder erfahren, ist es ein Wissen aller.

Auf der anderen Seite finden wir bei den Naturmenschen ein Wissen phantastischer Art, ein bloß eingebildetes Wissen, vorschnelle Hypothesen aus einzelnen Beobachtungen, oft nur auf äußerliche Uebereinstimmungen hin aufgestellt.

Von diesem phantastischen Wissen entspringt allerdings ein gut Teil „einer inneren Intuition", jedoch ist es ebenso wie das positive Wissen keineswegs auf die Zauberer beschränkt, sondern nicht minder als jenes ein „Wissen" der Allgemeinheit. Und nur dadurch gewinnt es in der Gesellschaft Kraft, daß es auf Kollektivvorstellungen beruht. Weil es Vorstellungen sind, die jeder hat, werden sie unbesehen, ohne Prüfung von jedem einzelnen hingenommen.

Phantastereien, die nicht praktischer Erfahrung, sondern bloßer innerer Intuition entspringen, und nur von einzelnen empfunden werden, mögen die anderen verblüffen, aber diese werden derartiges individuelles „Wissen" doch einer scharfen Kritik unterziehen und ablehnen, wenn es dem kollektiven Denken widerspricht. Uebrigens ist ein vom kollektiven Denken

Digitized by Google

stark abweichendes individuelles Wissen in der Vorzeit kaum möglich.

Meyer führt das Aufkommen eines Berufs von Intellektuellen auf das Vorhandensein individueller Unterschiede zurück, die von Natur aus vorhanden sind. Aber von Natur aus gegebene Eigenschaften können nicht erklären, warum eine bestimmte gesellschaftliche Erscheinung erst in einem bestimmten Stadium der Gesellschaft auftaucht und nicht seit jeher vorhanden ist, seitdem es Menschen gibt. Wer nach den Ursachen einer auf bestimmte gesellschaftliche Zustände beschränkten Erscheinung forscht, muß die Veränderungen der gesellschaftlichen Umwelt der Individuen in Betracht ziehen, nicht ererbte Eigenschaften der einzelnen, die seit jeher vorkommen.

Was für die Intellektuellen wesentlich ist, sagt uns Meyer selbst: eine besondere Veranlagung und ein erworbenes Wissen. Die ererbten Veranlagungen sind das konstante, das erworbene Wissen das variable Element, mit dem wir es hier bei unserer Untersuchung zu tun haben. Aus diesem muß also zu erklären sein, warum bestimmte ererbte Veranlagungen, die stets zu finden waren, von einem bestimmten Stadium der Gesellschaft an eine besondere Berufsschicht von Intellektuellen aufkommen lassen.

Das Wissen, über das die Menschen verfügen, wächst ununterbrochen mit der Entwicklung ihrer Technik. Jede neue Entdeckung oder Erfindung bringt neue Erfahrungen, neue Kenntnisse mit sich. Ebenso jede Wanderung. Die Arbeitsteilung bleibt lange nur eine solche zwischen den beiden Geschlechtern. Mit dem Auftauchen neuer Werkzeuge, neuer Arbeitsmethoden, neuer Arbeitsgegenstände werden die Arbeiten für jedes Geschlecht mannigfaltiger, aber das äußert sich zunächst nur in der Weise, daß jedes einzelne geschickt wird, die mannigfachsten Arbeiten zu verrichten, nicht aber darin, daß einzelne sich auf besondere Arbeiten beschränken. Jeder weiß und kann dasselbe, was die anderen des gleichen Geschlechts auch können.

Je mehr die Mannigfaltigkeit der Arbeiten wächst, desto mehr auch die des Wissens, sei es wirkliches, positives oder nur eingebildetes Wissen. Schließlich wird dessen Umfang so groß, daß es schwer fällt, es vollständig zu beherrschen. Das Wissen des Alltags bleibt nach wie vor allgemein verbreitet, aber das Wissen von der Behandlung außergewöhnlicher Erscheinungen, wie etwa von Krankheiten, Dürren, Viehsterben usw. wird schließlich immer mehr bloß von jenen erworben, gepflegt und der Nachwelt überliefert, die eine besondere Neigung und Gelegenheit, vielleicht auch Fähigkeit haben, dieser Beschäftigung einen erheblichen Teil ihrer Zeit zu widmen.

Einem einzelnen wäre es nicht möglich, für sich allein die alten Traditionen des Außergewöhnlichen zu pflegen, sie durch Hinzufügung neuer Erfahrungen zu ergänzen und weiter zu ent-

Digitized by Google

wickeln und in der Allgemeinheit die Achtung und Anerkennung dieses Wissen hoch zu halten. Wo Medizinmänner vorkommen, finden wir, daß es eine ganze Reihe von Leuten in einem Stamme sind, nicht vereinzelte Individuen, die sich die Bewahrung und Entwicklung dieses Wissens angelegen sein lassen. Sie bilden Organisationen zu diesem Zwecke, Klubs oder Zünfte, in denen jeder seinen Genossen alles mitteilt, was er weiß und erfährt, und jüngere darin unterrichtet.

Aus dem Anwachsen des Wissensstoffes, den der einzelne Durchschnittsmensch nicht mehr bewältigen kann, sondern den besonders dazu eingerichtete Organisationen zu erhalten und weiter zu entwickeln haben, leite ich das Aufkommen eines Berufs von Intellektuellen ab, und nicht aus dem gelegentlichen Vorhandensein von Narren, Betrügern, Grüblern.

Je mehr die Technik sich entwickelt und das Wissen der Gesellschaft sich ausdehnt, desto mehr wächst auch die Produktivität der Arbeit, wachsen die Ueberschüsse über das zur Erhaltung des Individuums und der Familie notwendige Existenzminimum, das sie liefert.

Ursprünglich müssen die Medizinmänner und Schamanen an den Arbeiten des Alltags ebenso mitwirken, etwa ebenso auf die Jagd gehen, Waffen verfertigen, im Boot rudern, Fische fangen usw. wie die anderen. Je mehr aber die Ueberschüsse der Gesellschaft zunehmen, desto reichlicher können die Geschenke werden, die den „Zauberern" für ihre guten Dienste zufließen, desto weniger sind sie auf ihre Erwerbsarbeit angewiesen und desto mehr Zeit können sie ihrer „Wissenschaft" widmen.

Auch hier wieder finden wir technischen Fortschritt und nicht natürliche Begabung als Erklärungsgrund für die Entwicklung eines Berufs von Intellektuellen.

Schließlich aber wird der Umfang des Wissens der Gesellschaft so groß, daß kein Hirn es ganz zu fassen und zu bewältigen vermag, selbst wenn der Intellektuelle in der Lage ist, sich ausschließlich mit dem Aufspeichern und Verarbeiten des Wissens zu beschäftigen, das aus der Praxis von Hunderten von Generationen hervorgegangen ist, und selbst wenn eine ganze Organisation von im gleichen Sinne wissenschaftlich Arbeitender ihn stützt und fördert.

Eine Arbeitsteilung zwischen den Intellektuellen nach bestimmten Beobachtungsgebieten wird dann notwendig. Die einen mögen sich ausschließlich der Heilkunde widmen, andere die Beobachtung der Sterne bevorzugen, wieder andere die Vermessung des Bodens, wenn das Privateigentum an Boden Fortschritte macht. Auch da bleibt jeder der neuen Zweige intellektueller Tätigkeit, ob Aerzte, Astronomen, Geometer, direkt praktischen Zwecken dienstbar und das positive Wissen in jedem dieser Zweige bleibt mit Kollektivvorstellungen gemischt, die nicht

Digitized by Google

neueren Erfahrungen entstammen, sondern Ueberlieferungen der Vorzeit sind, in der das Gesamtwissen der Gesellschaft noch Gemeingut aller war.

Der Mystizismus und die Phantastereien, die vielen als Produkte der Einbildungskraft und der Gaukeleien einzelner Zauberer gelten, sind das Ergebnis der Zeit vor dem Aufkommen eines Berufs der Intellektuellen und von diesen teils unverändert übernommen, teils neuen Erfahrungen angepaßt, nicht aber frei erfunden.

Das Ausmaß des Wissens steigt weiterhin im Laufe der Jahrtausende so gewaltig, daß die Teilung der Wissenschaften in verschiedene Arbeitsgebiete nicht mehr ausreicht. Es wird nun notwendig, in den meisten Zweigen der Wissenschaft eine weitere Teilung vorzunehmen zwischen angewandter, den Zwecken der Praxis dienender, und reiner Wissenschaft, die bloß der Forschung ohne Rücksicht auf ihre praktische Anwendung dient. Gleichzeitig nimmt auch die gesellschaftliche Entwicklung eine Wendung, die es dem einzelnen Denker ermöglicht, ohne Stütze durch seine Zunft, als einzelne Persönlichkeit aufzutreten und einem bestimmten Gebiet des Wissens seinen Stempel aufzudrücken.

Dabei spielen die angeborenen Fähigkeiten des Denkens sicher eine große Rolle. Aber die Arbeitsteilung in den Wissenschaften hängt davon nicht ab. Sie wird nur bestimmt durch die Ausdehnung des Wissensgebietes, das heißt, des Wissensmaterials, wie die Arbeitsteilung in der Oekonomie bestimmt wird durch die Ausdehnung des Absatzgebietes, das sie zu versorgen hat. Wenn im letzten Jahrhundert die Wissenschaft der Assyriologie aufkam, ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß Ausgrabungen in Assyrien das Material für diese Wissenschaft zutage förderten. Es rührt nicht etwa daher, daß plötzlich Professoren mit der angeborenen Fähigkeit für Assyriologie zur Welt kamen.

Viertes Kapitel.

Gegensätze der Berufe.

Lange, ehe es zu einer Berufsteilung innerhalb der Schicht der Intellektuellen kommt, führt der aus zunehmender Ausdehnung des Wissens und Könnens und des Bereichs der Gesellschaft hervorgehende Fortgang der Arbeitsteilung in der materiellen Produktion ebenfalls Berufsteilungen herbei. Ueber diese ist in dem Zusammenhange, von dem wir hier handeln, Besonderes nicht zu sagen. So wichtig sie ist, wir begnügen uns hier damit, sie zu konstatieren.

Die Zahl der Berufe in der Gesellschaft wächst und damit entwickelt sich immer mehr neben einem Miteinanderarbeiten ein

Digitized by Google

Füreinanderarbeiten der Menschen. Wir haben schon in einem anderen Zusammenhang im dritten Buche gesehen, daß dieses Füreinanderarbeiten im Gegensatz zu dem Miteinanderarbeiten keineswegs Solidarität hervorzurufen braucht, unter Umständen sogar Gegensätze zu erzeugen vermag, namentlich bei privatem Eigentum an Produktionsmitteln und Warenaustausch.

Wo es zur Berufsteilung kommt, kann der einzelne von den Produkten seiner Arbeit nicht leben. Er produziert Dinge, von denen er nur einen geringen Bruchteil oder gar nichts für sich selbst braucht, der größte Teil ist für andere bestimmt. Das gleiche gilt von Diensten, die er leistet. Dafür ist er auf Produkte und Dienste anderer angewiesen.

Bei Gemeineigentum an den Produktionsmitteln wird die Versorgung jedes einzelnen dadurch bewirkt, daß jeder für das Gemeinwesen arbeitet und von ihm erhält, was er braucht. Ein Beispiel dafür lieferte z. B. die altindische Dorfgemeinde.

Noch zu Alexander des Großen Zeiten gab es in Indien Gegenden, wo jede Dorfgemeinde ihren Boden nicht nur gemeinsam besaß, sondern auch gemeinsam bebaute und den Ertrag der Ernte unter ihre Mitglieder verteilte. Später hörte das auf, jede Familie bearbeitete ihr Bodenstück besonders, aber bis in unsere Tage hinein erhielt sich dort, wie in Rußland, das Gemeindeeigentum am Boden, nur wurde er von Zeit zu Zeit an die einzelnen Familien verteilt.

Im indischen Dorf gab es nun neben den Landwirten noch verschiedene Berufe, Intellektuelle und Handwerker.

Neben dem Dorfschulzen, Pateel, finden wir den Rechnungsführer, Karnam; den Tallier, der Verbrecher auszuforschen und zugleich Fremde zu schützen und zu geleiten hat; den Toti, Flurschütz und Landvermesser; den Aufseher über die Wasserläufe, den Brahmanen, den Schullehrer, den Astronomen oder Astrologen, der die glücklichen Tage für Säen, Ernten, Dreschen und sonstige Vorhaben herauszufinden hat; den Schmied, den Zimmermann, den Töpfer, den Barbier, den Kuhhirten, den Arzt. Ja auch Tanzmädchen, Musiker und Dichter kommen als besondere Berufe schon im Dorfe vor.

Bei der Kleinheit der Gemeinde wird keiner durch seine besondere Berufsarbeit voll beschäftigt. Jeder ist daneben noch Landmann, hat Anteil am Gemeindeboden. Für seine Berufsarbeit wird er entweder dadurch entschädigt, daß die Gemeindemitglieder für ihn auf seinem Bodenanteil landwirtschaftliche Arbeiten verrichten, oder durch Gaben in Naturalien.

Bei Privateigentum an den Produktionsmitteln vollzieht sich der Ausgleich anders: entweder durch Austausch von Produkten gegen Produkte oder von Produkten gegen Dienste oder von Diensten gegen Dienste.

Digitized by Google

Hier kann es zwischen den einzelnen Berufen zu Gegensätzen kommen, denn jeder sucht möglichst wenig Arbeit oder Produkte von Arbeit hinzugeben und möglichst viel dagegen einzutauschen. Wo es nicht zu Gewaltanwendung kommt, vollzieht sich die Bemessung der Tauschverhältnisse durch das Spiel von Angebot und Nachfrage.

Bei einmaligem und gelegentlichem Austausch wird es Zufall sein, wenn von beiden Seiten gleiche Arbeitsmengen direkt oder in Form von Produkten ausgetauscht werden. Das ändert sich, sobald der Austausch regelmäßig stattfindet. Wird nun regelmäßig das Produkt des einen Berufs gegen das eines anderen in einer Weise ausgetauscht, daß stets der eine mehr Arbeit gegen weniger Arbeit hingibt, dann wird, bei Freizügigkeit in der Wirtschaft, der erstere Beruf weniger Anziehungskraft üben als der andere. Bei jenem wird die Zahl seiner Mitglieder und der Produkte, die er zu Markt bringt, abnehmen, bei dem anderen zunehmen und so wird sich das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage so lange verschieben, bis gleiche Arbeitsmengen gegen gleiche Arbeitsmengen getauscht werden.

So verwirklicht sich auch in der Warenproduktion das Verlangen nach Abwehr jeglicher Ausbeutung, das heißt nach Vermeidung jedes Arbeitens für andere, Fremde, ohne entsprechende Gegenleistung. Hier ist der psychologische Untergrund des Gesetzes des Arbeitswertes zu finden, das nur als Tendenz besteht und nur insoweit, als alle Berufe jedem Mitglied der Gesellschaft gleich leicht zugänglich sind.

Es ist ganz verkehrt, den Arbeitswert als fixe Größe zu betrachten, die sich für jede Ware berechnen läßt. Und nur dort kommt das Wertgesetz zur Geltung, wo freie und gleiche Menschen für einander arbeiten, von denen jeder imstande ist, sich gewaltsamer Ausbeutung zu erwehren.

Wo einzelne Berufe Monopolstellungen erlangen, wird das Wertgesetz bis zu einem gewissen Grade unwirksam. Ein solcher Beruf nimmt den Charakter einer Klasse an, er wird zum Ausbeuter anderer. Aber eine Klasse im eigentlichen Sinne des Wortes, wie wir es hier gebrauchen, wird er doch nicht. Wohl gelingt es ihm, die Preise seiner Produkte über ihren Arbeitswert hinaus dauernd zu erhöhen, das heißt, die Produzenten dieses Berufes geben im Austausch wenig Arbeit gegen viel Arbeit anderer hin. Aber selbst dem weitestgehenden Monopolisten wird es nicht gelingen, was mancher ausbeutenden Klasse gelingt, Arbeit anderer (oder deren Produkt) einzustreichen, ohne selbst welche dafür hinzugeben.

Wohl kann und muß oft auch die ausbeutende Klasse Arbeit leisten. Aber sie leistet sie für sich, nicht für die ausgebeutete Klasse.

Digitized by Google

Wenn ein Feudalherr in den Krieg zieht, um von dem Gebiet, das er beherrscht, einen Feind abzuwehren, leistet er Arbeit, Kriegsarbeit. Und die ihm hörigen Bauern können Vorteil von dieser Arbeit haben, wenn es ihm gelingt, den Feind fernzuhalten und sie vor Verwüstungen und Plünderungen zu schützen. Aber nicht für sie, sondern für sich leistet er diese Arbeit: er will sein Ausbeutungsgebiet leistungsfähig erhalten. So arbeitet auch der Pferdebesitzer für sich und nicht für das Pferd, wenn er ihm Futter besorgt oder ihm einen Stall baut. Hier findet nicht ein Austausch von Arbeiten statt.

Ebensowenig tritt ein solcher zwischen Arbeiter und Kapitalist dadurch ein, daß dieser in seinem eigenen Betrieb tätig ist. Wenn er ihn in Gang hält, tut er es für sich, nicht für seine Arbeiter.

Das tritt deutlich dort zutage, wo er Arbeiter aufs Pflaster wirft, um sie durch eine Maschine zu ersetzen, wenn sein Profit dadurch erhöht wird.

Bei Klassen ist ihr Gegensatz und damit auch, wo die Verhältnisse es gestatten, ihr Kampf zugleich mit ihrer Existenz selbst notwendig gegeben.

Auch zwischen Berufen kann es zu Gegensätzen und Konflikten kommen, doch sind sie nur unter bestimmten Bedingungen, so denen der Warenproduktion, unvermeidlich. Und stets sind sie anderer Art, als die Klassengegensätze und kaum jemals so intensiv, weil sie nicht die ganze Gesellschaft in große, einander feindliche Lager trennen.

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie jeder Verkäufer seinerseits wieder Käufer wird. Und die Berufe können sehr wohl nebeneinander bestehen, als Gruppen freier und gleicher Menschen, ohne jegliche Ausbeutung. Für die herrschenden Klassen ist dagegen die Ausbeutung eine Frage der Existenz.

Die Gegensätze und Kämpfe zwischen den Berufen, z. B. die Zunftstreitigkeiten in den Städten des Mittelalters oder die Grenzstreitigkeiten zwischen Gewerkschaften, die von zünftigem Geist erfüllt sind, bekommen längst nicht solche Bedeutung für die gesellschaftliche Entwicklung, wie die Klassenkämpfe.

Fünftes Kapitel.

Aufhebung der Klassen und Aufhebung der Berufe.

Zwischen Klasse und Beruf ist genau zu unterscheiden. Ihre Verschiedenartigkeit tritt schon darin zutage, daß die Aufhebung einer Klasse, wenn die historischen Bedingungen dafür gegeben sind, sehr wohl erfolgen kann, ohne jede Schädigung der Gesellschaft, ja zu ihrem großen Nutzen. Und wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß wir einem Zustand entgegengehen, in dem jeg-

Digitized by Google

liche Ausbeutung beseitigt und damit alle Klassen aufgehoben sind.

Ganz anders steht es mit den Berufen.

Sie sind Produkte des technischen Fortschritts und der Arbeitsteilung. Sie werden um so zahlreicher, je höher die Gesellschaft sich entwickelt, je mannigfaltiger sie wird.

Die Berufsteilung aufheben, hieße alles Wissen und Können auslöschen wollen, das die Gesellschaft erworben hat. Ein sinnloses und aussichtsloses Beginnen. Selbst das Streben, die Zahl der Berufe zu verringern, wäre ebenso reaktionär wie erfolglos.

Wohl werden im Laufe des technischen Fortschritts manche Berufe überflüssig. Aber nur dadurch, daß andere an ihre Stelle treten. So werden die Sänftenträger durch die Mietkutscher ersetzt und diese durch die Automobilchauffeure. Der Beruf der Armbrustmacher durch leider nur zu viele Berufe, die der Herstellung neuerer Schießwaffen dienen usw.

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, die Zahl der Berufe werde im weiteren Fortgang der gesellschaftlichen Entwicklung abnehmen oder gar verschwinden, vielmehr allen Grund, zu erwarten, diese Zahl werde sich noch weiter ausdehnen.

Da wird freilich auf Friedrich Engels hingewiesen, der das Gegenteil erklärt haben soll. In seinem Buche gegen Dühring heißt es in dem Abschnitt über „Sozialismus" (III. „Produktion"):

„Indem sich die Gesellschaft zur Herrin der sämtlichen Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäßig zu verwenden, vernichtet sie die bisherige Knechtung der Menschen unter ihre eigenen Produktionsmittel. Die Gesellschaft kann sich selbstredend nicht befreien, ohne daß jeder einzelne befreit wird. Die alte Produktionsweise muß also von Grund aus umgewälzt werden, und namentlich muß die alte Teilung der Arbeit verschwinden[1]). An ihre Stelle muß eine Organisation der Produktion treten, in der einerseits kein einzelner seinen Anteil an der produktiven Arbeit, dieser Naturbedingung der menschlichen Existenz, auf andere abwälzen kann; in der andererseits die produktive Arbeit, statt Mittel der Knechtung, Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen, und in der sie so aus einer Last eine Lust wird." (S. 317.)[2])

---

1) Von mir unterstrichen K.

2) Schon um das Jahr 1845, in dem Manuskript zur „deutschen Ideologie" entwickelten Marx und Engels ihre Ablehnung der alten Teilung der Arbeit. Es heißt dort:

„Sowie nämlich die Arbeit verteilt zu werden anfängt, hat jeder einen bestimmten, ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren will — während in der kommunistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun,

Digitized by Google

Es ist richtig, hier tritt Engels gegen die Teilung der Arbeit auf, und die dem oben zitierten Absatz vorhergehenden Seiten seines Buches sind dem Nachweis der schlimmen Wirkungen der Arbeitsteilung gewidmet. Aber Engels hütet sich sehr davor, zu verlangen, die Teilung der Arbeit überhaupt solle verschwinden. Er verlangt nur das Verschwinden der alten Arbeitsteilung.

In der Tat stehen die Sozialisten der Arbeitsteilung anders gegenüber, als die bürgerlichen Oekonomen.

In der kapitalistischen Produktionsweise gilt der Lohnarbeiter und schließlich der arbeitende Mensch überhaupt nur als Zubehör des Produktionsapparates, als eine besondere Art Produktionsmittel. Er ist nur um der Produktion willen vorhanden. Alles, was die Produktivität der Arbeit fördert oder auch nur für den Augenblick zu fördern scheint, ist energisch durchzusetzen, ohne Rücksicht darauf, wie es auf den Arbeiter wirkt. Dementsprechend wird auch die Arbeitsteilung entwickelt.

Anders sehen die Sozialisten die Sache an. Ihr Ziel ist die Befreiung des arbeitenden Menschen und damit die des Menschen überhaupt. Auch sie streben die höchste Produktivität der Arbeit an und daher weitgehende Arbeitsteilung, aber nur dort oder nur unter Bedingungen, wo der arbeitende Mensch dadurch nicht leidet, sondern gehoben wird.

Auch nachdem sich der Beruf der Intellektuellen gebildet hatte, blieb er lange mit sogenannter Handarbeit verbunden. Die Medizinmänner und Zauberer mußten an den Tätigkeiten des Stammes zur Gewinnung des Lebensunterhaltes ebenso teilnehmen, wie alle anderen. Nur ihre Mußestunden konnten sie dem Zauberwesen widmen. Schließlich aber kam es dahin, daß „Kopfarbeit" und „Handarbeit" von getrennten Berufen betrieben wurden. Die verschiedenen und immer mannigfaltiger werdenden Tätigkeiten der Handarbeit, die zunächst für alle erwachsenen Mitglieder desselben Geschlechts die gleichen waren, erfuhren eine Teilung, sobald die Städte aufkamen mit verschiedenen Handwerken. Diese töteten die Heimindustrie des Bauern, so

---

morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, auch das Essen zu kritisieren, ohne je Jäger, Fischer oder Hirt oder Kritiker zu werden, wie ich gerade Lust habe. Dieses Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unseres eigenen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen durchkreuzt, unsere Besprechungen zunichte macht, ist eines der Hauptmomente in der bisherigen geschichtlichen Entwicklung." (Marx-Engels-Archiv, I., S. 251.)

Das ist ungefähr der gleiche Gedanke, wie der im Anti-Dühring von Engels dargelegte, bloß mit unvollständiger Darstellung der Arbeitsteilung und mit starker Beeinflussung durch die Utopisten in den Vorstellungen von der kommenden kommunistischen Gesellschaft.

Digitized by Google

daß auch dessen Tätigkeit einseitig wurde, immer mehr bloß der Landwirtschaft diente.

Immerhin war die Einseitigkeit der Arbeiter im Handwerk und der Landwirtschaft noch eine gemäßigte. In einer schönen Studie über „das Proletariat der Handarbeit und Kopfarbeit" („Neue Zeit", V. Bd.) äußert sich Paul Lafargue begeistert über die Fülle geistiger Anregungen, die das Handwerk bot:

„Der Handwerker war dank der glücklichen Arbeits- und Lebensbedingungen, in denen er sich entwickelte, ein verhältnismäßig vollständiger Mensch; er war Handarbeiter und Kopfarbeiter gleichzeitig; er war nicht ein elendes isoliertes Wesen, ohne Schutz und Recht; er arbeitete in der eigenen Werkstatt, besaß ein eigenes Haus und oft noch ein kleines Stück Land. Der Handwerker bearbeitete in der Regel einen Teil des Jahres hindurch den Boden; seine industrielle Arbeit war sozusagen nur die Ergänzung seiner Landarbeit." (S. 352.)

Dabei hatte der Handwerker als Kaufmann zu fungieren und oft wahre Kunstwerke zu schaffen, sich auch mit allen Bedingungen seiner Arbeit vertraut zu machen.

Die glücklichen Ergebnisse dieses Zustandes illustriert Lafargue folgendermaßen:

„Alle die Kunstschulen unseres Jahrhunderts des Fortschritts und der Aufklärung vermochten noch nicht solche Künstlerscharen hervorzubringen, wie die Zünfte des Mittelalters."

„Die Handwerker bewahrten ihre außerordentlichen Fähigkeiten bis zum Anbruch der kapitalistischen Produktionsweise. Man höre, was Malesherbes, der spätere Verteidiger Ludwig XVI. darüber in einem von der königlich landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Paris veröffentlichten Bericht sagt:

„Ich erinnere mich, daß die Akademie der Wissenschaften ihre Verwunderung über die Einsicht und die Bildung an den Tag legte, die sie bei einer großen Zahl von Handwerkern gefunden. Das war damals, als sie die Veröffentlichung der Beschreibung der Künste und Gewerbe unternahm. Sie hatte erklärt, daß jeder, der ihr die Beschreibung einer Kunst oder eines Handwerks bringe, sie mit seinem Namen in der allgemeinen Sammlung veröffentlichen dürfe, die im Namen der Akademie gedruckt wurde. Man erhielt mehr solcher Berichte von Handwerkern, als man erwartet hatte, und war überrascht, zu sehen, daß mehrere der Beschreibung ihrer Verfahren mathematische und physikalische Abhandlungen beifügten."

„Dem Umstand, daß es im vorigen Jahrhundert (dem achtzehnten K.) eine große Anzahl solcher Handwerker gab, die nicht bloß in ihrem Gewerbe geschickt, sondern auch in den Wissenschaften bewandert waren, ist es zuzuschreiben, daß die Französische Revolution die enorme Menge begabter und energischer Männer fand, deren sie zur Führung ihrer Heere, zur Verwaltung ihrer Finanzen, zum Aufschwung von Ackerbau und Industrie, zum Widerstand gegen das vereinigte Europa, zur Eröffnung einer neuen Aera bedurfte."

Natürlich galt das nicht von allen Handwerken und Handwerkern. Nicht wenige wurden an ein bestimmtes, geistloses Tun gekettet, das ihre Fähigkeiten lähmte.

Digitized by Google

Aber die allgemeine und weitgehende Degradierung der Handarbeit setzt erst ein mit dem Großbetrieb, der in kapitalistischer Form seit dem 18. Jahrhundert rasche Fortschritte machte. Er fügte zu der Arbeitsteilung in der Gesellschaft nach Berufen die Arbeitsteilung im Betrieb, die Zerlegung des Produktionsprozesses in immer einfachere Handgriffe, von denen jeder einem bestimmten Arbeiter dauernd zugewiesen wird. Diese Zerlegung ist die Vorbedingung für das Aufkommen der Maschine, die zweierlei Arten von Arbeitern erheischt: hoch qualifizierte mit größerem Wissen begabte, selbständig denkende Arbeiter, die die Maschine zu bauen, zu beherrschen und zu lenken verstehen, und ganz unwissende, die der Maschine blindlings dienen, ihre Handlanger sind.

Je weiter diese Entwicklung vor sich geht, desto mehr verliert für viele Arbeiter die Arbeit jeden Reiz. Sie wird einförmig, abstoßend, ohne Inhalt und Interesse. So lange mit dem Fortschritt der Arbeitsteilung die Mannigfaltigkeit der Arbeiten wuchs, die der einzelne zu verrichten hatte, entwickelte der technische Fortschritt nicht bloß die außerhalb des Menschen bestehenden Produktivkräfte, über die er verfügte, sondern auch die geistigen und physischen Kräfte, die ihm selbst innewohnten. Sobald aber die Mannigfaltigkeit der Arbeiten zur Spezialisierung der Menschen in einzelnen Berufen führt, ersteht die Gefahr, daß nur ein Bruchteil der Kräfte und Fähigkeiten des einzelnen sich entwickelt, er einseitig und beschränkt wird, wenn er ganz an eine Spezialität gefesselt bleibt.

Dazu kommt es aber, sobald die Klassen erstehen und die Ausbeuter nicht genug aus den Ausgebeuteten herauspressen können. Nun kommt die Tendenz auf, alle Zeit des Arbeiters, die nicht der notdürftigsten Wiederherstellung seiner aufgewendeten Kräfte dient, in Arbeitszeit im Dienste des Ausbeuters zu verwandeln. Das macht die Arbeit zu einer Last schon für den Bauern mit seinen mannigfaltigen Tätigkeiten. Die ackerbauenden Juden proklamieren in ihren heiligen Büchern bereits die Arbeit als Fluch. Das wird umso ärger, je spezialisierter und eintöniger die Arbeit wird. Das erreicht seinen Höhepunkt unter dem industriellen Kapitalismus.

Mit ihm setzt aber auch die Gegenwirkung ein, schon unter den sozialistischen Utopisten, deren Tendenzen in dieser Beziehung Marx und Engels übernahmen.

Praktisch beschränkt sich diese Gegenwirkung des Proletariats bisher darauf, die Arbeitszeit zu verkürzen. Aber dabei darf es nicht stehenbleiben.

Die Verkürzung der Arbeitszeit hat ihre bestimmten Grenzen, über die sie nicht hinaus kann, ohne die Menge der erzeugten Produkte und damit den Wohlstand der Gesellschaft zu verringern. Und je gewaltiger die Bauten und Maschinen im Produk-

Digitized by Google

tionsprozeß wachsen, um so wichtiger wird es, im Interesse der Produktivität der Arbeit, diese Produktionsmittel möglichst vollständig auszunützen, also die Zeit ihres Stillstandes möglichst zu beschränken.

Aber die Menschen sind an die Maschinen nicht gebunden. Eine Maschine kann ununterbrochen, Tag und Nacht in Betrieb sein, das bedeutet aber keinesfalls, daß immer dieselben Menschen an ihr tätig sein müssen. In manchen Berufen, z. B. den Bergwerken, ist der Schichtwechsel seit alters her üblich. Ebenso bei der Seeschiffahrt.

Aber der Schichtwechsel wurde bisher bloß dazu benützt, um zu ermöglichen, daß die tägliche Dauer des Betriebes eines Unternehmens über das Maß der Kräfte eines einzelnen Menschen hinaus ausgedehnt werde. Eine andere Anwendung des Schichtwechsels ist bisher nur von den sozialistischen Utopisten angeregt, in der Praxis jedoch nur vereinzelt versucht worden: die, die Beschränkung des einzelnen auf einen einzigen Beruf aufzuheben.

Es ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß die allgemeine Verkürzung des täglichen Arbeitstages unter 8 Stunden heute den Wohlstand der Gesellschaft herabdrücken würde. Aber wo steht es geschrieben, daß diese acht Stunden Arbeit alle in dem gleichen Betrieb bei der gleichen Tätigkeit geleistet werden müssen? Wie viel frischer und freudiger wären die Arbeiter in der Fabrik oder im Bergwerk, wenn sie dort nur vier Stunden zu arbeiten hätten, und jeder von ihnen die anderen vier Stunden hindurch, die er der Gesellschaft schuldet, je nach seinen Neigungen und Fähigkeiten in einer ganz anderen Beschäftigung tätig wäre, etwa in der Landwirtschaft, als Bauarbeiter, als Chauffeur, oder in einer Kunst oder einer Wissenschaft?

Ansätze sind dazu gemacht. Viele Arbeiter sind z. B. nach Absolvierung ihrer Lohnarbeit in Schrebergärten tätig. Aber diese Beschäftigung wird nicht in ihre Arbeitszeit eingerechnet. Sie müssen neben ihren acht Stunden noch einige mehr im Schrebergarten tätig sein und verlieren dadurch oft viel Zeit, die sie der Politik, das heißt dem Gemeinwesen, und ihrer Informierung über den Gang der Welt zu widmen hätten.

Erst wenn das wirtschaftliche Tun der Menschen so eingerichtet ist, daß nicht die ganze Zeit der Erwerbsarbeit in einem einzigen Beruf oder gar in einer einzigen Hantierung aufzuwenden ist, wird es möglich sein, die alte Art der Arbeitsteilung zu überwinden und eine neue zu schaffen, die, um mit Engels zu sprechen, „jedem einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen".

Die neueste technische Entwicklung schafft immer mehr die Vorbedingungen für diese Gestaltung der Arbeitsteilung. So wird z. B. die Verbindung von Landwirtschaft und Industrie immer

Digitized by Google

mehr erleichtert einerseits durch die elektrische Kraftübertragung, andererseits durch die Fortschritte des Transportwesens.

Wie das Maschinenwesen den Wechsel der Arbeiter im Betrieb erleichtert, darüber hat schon Marx im „Kapital" geschrieben:

„Da die Gesamtbewegung der Fabrik nicht vom Arbeiter ausgeht, sondern von der Maschine, kann fortwährender Personenwechsel stattfinden ohne Unterbrechung des Arbeitsprozesses. Den schlagendsten Beweis hierzu liefert das während der englischen Fabrikantenrevolte von 1848 bis 1850 ins Werk gesetzte Relaissystem (bei dem die jugendlichen Arbeiter zur Umgehung des Arbeiterschutzgesetzes innerhalb eines Zeitraumes von 15 Stunden, 10 Stunden lang in „zerstreuten Zeitfolgen von 30 Minuten bis 1 Stunde beschäftigt wurden K.) Die Geschwindigkeit endlich, womit die Arbeit an der Maschine im jugendlichen Alter erlernt wird, beseitigt ebenso die Notwendigkeit, eine besondere Klasse Arbeiter ausschließlich zu Maschinenarbeiten heranzuziehen." (Kapital, Volksausg., S. 365 vgl. S. 238.)

Wohl wird die Herbeiführung einer entsprechenden Neuorganisation des Produktionsprozesses auf manche Schwierigkeiten stoßen. Diese werden nicht unüberwindlich sein. Aber an ihrer Ueberwindung hat das Kapital nicht das mindeste Interesse, da es nicht dahin strebt, vollentwickelte, freudige Menschen, sondern geduldige Arbeitssklaven zu erziehen, die gewöhnt sind, vom Morgen bis in die Nacht hinein im gleichen Trott dahinzutraben.

Das Proletariat muß erst eine entscheidende Stimme im Produktionsprozeß erhalten, ehe man daran gehen wird, die Arbeitszeit des einzelnen Arbeiters in einer Weise verschiedenen Berufen zuzuteilen, daß die gesellschaftliche Arbeitsteilung ihn nicht verkümmert.

Das ist es, was Engels meint. Er war jedoch keineswegs der Ansicht, daß die Teilung in Berufe aufzuheben sei. Er wußte sehr wohl, daß ohne gründliche berufliche Vorbildung und energische Konzentration auf ein bestimmtes Arbeitsgebiet in vielen Berufen nichts zu leisten ist, namentlich nicht in geistigen. Es fiel ihm keineswegs ein, alles Tun der Menschen in bloßen Dilettantismus auflösen zu wollen. Aber die Fesselung des einzelnen Menschen an eine einzige Spezialität, die wollte er allerdings aufheben. Sie verdirbt den Menschen selbst bei den höchsten Tätigkeiten, bei Kunst und Wissenschaft. Wie denn erst dort, wo sein Tun in einigen eintönigen Handgriffen besteht.

Wenn jeder einzelne Mensch die Fähigkeit und Möglichkeit erlangt, sich verschiedenen Berufen zu widmen, wird nicht nur die Masse der Bevölkerung an Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreude und damit an Lebensfreude enorm gewinnen; es wird die Anteilnahme des einzelnen an verschiedenen Berufen auch dahin wirken, daß der einzelne aufhört, ein eigenes berufliches Sonderinteresse zu entwickeln und dadurch sein Interesse an allgemeinen gesellschaftlichen Interessen zu mindern.

Digitized by Google

So dürfen wir erwarten, daß mit den Klassenkämpfen auch die Konflikte einzelner Berufe miteinander einem Ende entgegengehen und die Gesellschaft auf höherer Stufe wieder ein ebenso harmonisches Gebilde wird, wie sie es in ihren Anfängen darstellte, so lange es keine Klassen gab und die Teilung der Berufe noch nicht weit vorgeschritten war.

Sechstes Kapitel.

Klasse, Beruf und Stand.

Mit den Begriffen der Klasse und des Berufes verwandt, aber mit keinem der beiden identisch, ist der des Standes. Wir verstehen darunter eine Gruppe von Mitgliedern eines Gemeinwesens, die von den übrigen Mitgliedern durch ausdrückliche Bestimmungen dieses Gemeinwesens abgegrenzt sind. Das geschieht dadurch, daß der Gruppe besondere Rechte verliehen oder Pflichten auferlegt werden und die Zugehörigkeit zur Gruppe an besondere Bedingungen geknüpft wird, etwa der Erblichkeit oder des Nachweises besonderer Kenntnisse und dergleichen.

Um uns nicht in zu viele Details zu verlieren, sehen wir ab von der Kaste, die ebenso wie der Stand eine Gruppe von Menschen darstellt, die besonders privilegiert oder belastet und besonders abgeschlossen ist, aber nicht durch Bestimmungen, die das Gemeinwesen erläßt, sondern durch alte, erstarrte Gewohnheiten, die den Charakter des Heiligen, Unantastbaren angenommen haben.

In ihrem Ursprung mögen sie bloße Stände gewesen und aus den Bestimmungen eines Gemeinwesens hervorgegangen sein. Aber dieser Ursprung ist vergessen, das Gemeinwesen, das sie erließ, selbst untergegangen und durch neue Bildungen abgelöst, die ständische Teilung jedoch geblieben. Ein Stand, der durch bestimmte Gesetze eines Gemeinwesens geschaffen oder anerkannt worden ist, kann durch neue Gesetze abgeschafft werden. Kasten können nur aufgehoben werden durch Ueberwindung der Macht der alten Gewohnheiten. Die mohammedanischen Stämme, die in Indien eindrangen und dort seit dem 11. Jahrhundert neue Staaten auf den Trümmern der alten aufrichteten, ebenso wie seit dem 17. Jahrhundert ihre Ueberwinder und Nachfolger, die Engländer, halten das Kastenwesen, das sie vorfanden, für einen Unsinn. Es besteht trotzdem fort.

Die Kaste ist eine besondere Art Stand.

Der Stand selbst wieder stellt, wenigstens in seinem Ursprung, wohl stets einen besonderen Beruf oder eine besondere Klasse, oder eine Zusammenfassung bestimmter Berufe oder Klassen dar. So umfaßte der dritte Stand in Frankreich bis zur

Digitized by Google

Revolution Kapitalisten und Lohnarbeiter, Handwerker und Bauern sowie Intellektuelle, also die große Masse der Bevölkerung.

Die ständische Abschließung bestimmter Teile eines Volkes von den anderen kann teils durch das Gemeinwesen oder dessen herrschende Klasse diesen Teilen auferlegt sein, um einen bestehenden gesellschaftlichen Zustand zu erhalten. Sie kann aber auch dem Gemeinwesen von den Elementen, die sich im Stande zusammen- und abschlossen, auferlegt worden sein, um ihren Sieg über andere Teile des Gemeinwesens festzuhalten.

Darüber hinaus haben die verschiedenen Stände sehr verschiedenen Charakter, je nachdem sie einer Klasse oder einem Beruf entsprechen. Der Stand der Aerzte oder der Staatsbeamten ist etwas ganz anderes als der des Adels.

Allerdings bedeutet die Verleihung des Standes-Charakters an einen Beruf meist auch seine Ausstattung mit bestimmten Privilegien und Monopolien, die ihn der Stellung einer Klasse nahebringen. So finden wir in Frankreich (und vielen anderen Staaten) vor der großen Revolution das Auftauchen eines Beamtenadels neben dem Geburtsadel. Auch die privilegierte Stellung des Offiziersstandes in vielen Staaten bis in unsere Zeit hinein verleiht ihm oft den Charakter einer herrschenden und ausbeutenden Klasse. Das gleiche gilt vom Klerus vieler Religionen. Bei diesem Stand verwischen sich sehr oft die Grenzen zwischen Beruf und Klasse.

In seinen Ursprüngen fällt ein Stand mit einer bestimmten Klasse (oder einer Summe von Klassen) oder einem bestimmten Beruf zusammen. Aber das bleibt selten so. Wir haben schon gesehen, daß wir in der menschlichen Gesellschaft zwischen starren Elementen zu unterscheiden haben und fließenden. Diese sind die Triebkräfte der sozialen Entwicklung, jene ihre Hindernisse.

Jede einmal festgesetzte und allgemein anerkannte Regelung eines gesellschaftlichen Verhältnisses oder einer gesellschaftlichen Erscheinung hat die Tendenz, konservativ zu werden und zu erstarren. Das gesellschaftliche Leben, das diese Verhältnisse und Erscheinungen schuf, geht aber weiter, es schafft Bedingungen, die im Widerspruch stehen zu den Regelungen, die festgesetzt und allgemein anerkannt wurden.

So ist die Sprache nichts Starres. Nicht nur die Bedeutung der einzelnen Worte, auch ihre Aussprache ändert sich im Laufe der Jahrhunderte. Viel konservativer als die Sprache ist die Schrift. Die einmal anerkannte Schreibweise der Worte hat die Tendenz, unverändert zu bleiben, was zu den ungeheuerlichsten Abweichungen zwischen dem geschriebenen und dem ausgesprochenen Wort führen kann, wie am auffallendsten das Englische beweist.

Digitized by Google

Ebenso haben wir gesehen, daß die Familie, die direkt aus dem Produktionsprozeß hervorgeht, mit dessen Wandlungen sich beständig verändert, während die einmal festgesetzten Verwandtschaftssysteme, um mit Morgan zu reden, „passiv" sind: „Nur in langen Zwischenräumen registrieren sie die Fortschritte, die die Familie im Lauf der Zeit gemacht hat und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich radikal verändert hat."

Ebenso bilden die Eigentumsverhältnisse ein passives Element gegenüber der Technik und dem Produktionsprozeß.

Das gleiche gilt auch vom Verhältnis zwischen dem Stand und dem Beruf oder der Klasse.

Technik und Produktion ändern sich ununterbrochen, und damit auch die Berufe und die Klassen. Aber die Vorrechte, Lasten und Bedingungen der Mitgliedschaft der einzelnen Stände ändern sich nicht im gleichen Maße. Das führt einerseits dahin, daß die Einrichtungen eines Standes immer hemmender für das Produktionsleben und immer drückender für die Gesellschaft werden können, andererseits dahin, daß die ursprüngliche Identität zwischen einem Stand und der entsprechenden Klasse oder dem entsprechenden Beruf immer mehr verlorengeht.

So war z. B. der feudale Adel ursprünglich gleichbedeutend mit der Klasse der Großgrundbesitzer. Aber im Laufe der Zeit ist es schließlich noch vor dem Zusammenbruch des Feudalismus dahin gekommen, daß nichtadelige Elemente ausgedehnten Grundbesitz erwarben, und daß andererseits nicht nur einzelne Adelige, sondern ganze adlige Familien ihren Grundbesitz verloren. Ihre Angehörigen waren gezwungen, entweder eine andere Form der Ausbeutung der Volksmassen zu suchen, z. B. als gutbezahlte müßige Hofschranzen, oder selbst in der Masse der Ausgebeuteten zu versinken.

Auf der anderen Seite ist seit dem Ende der Völkerwanderung bis weit ins Mittelalter hinein der Stand des katholischen Klerus in hohem Maße gleichbedeutend gewesen mit dem Beruf der Intellektuellen. Aber je mehr das Städtewesen und der Verkehr mit dem Orient seit den Kreuzzügen sich entwickelt, desto zahlreicher werden die Intellektuellen, die nicht dem Klerus angehören, bis schließlich die Funktionen der Intellektuellen im modernen Sinne fast ausschließlich außerhalb des katholischen Klerus betrieben werden, abgesehen von einigen weißen Raben, wie den Patres Secchi, dem Astronomen, Wasmann, dem Ameisenforscher, oder Hohoff, dem Oekonomen. Den Klerikern bleiben außer der Teilnahme an der Politik fast nur noch die Funktionen im Sinne des primitiven Schamanentums übrig.

Der Stand deckt sich also keineswegs stets mit der Klasse oder dem Beruf, deren Versteinerung er ursprünglich bildet. Aber dennoch wird die gesellschaftliche Rolle eines Standes

Digitized by Google

immer vieles mit der gesellschaftlichen Rolle einer Klasse oder eines Berufs gemein haben. Die Klassenkämpfe nehmen daher vielfach die Form von Ständekämpfen an.

Das kommunistische Manifest, das mit der Feststellung beginnt, die schriftlich überlieferte Geschichte sei die Geschichte von Klassenkämpfen, illustriert diesen Satz in folgender Weise:

„Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen."

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, inwieweit die Gegensätze zwischen Zunftmeistern und Gesellen in den Anfängen und der Blütezeit des Handwerks, ehe der aufkommende industrielle Kapitalismus auf das Handwerk zurückwirkt, als Klassengegensätze betrachtet werden dürfen. Der Geselle ebenso wie der Lehrling war nur eine Station auf dem Weg zum Meister. Im Gesellen steckte schon der künftige Meister, jeder der beiden bildete nur ein verschiedenes Stadium derselben Klasse.

Der Geselle gehörte zur gleichen Klasse wie der Meister, ebenso wie die Raupe zur gleichen Art gehört wie der Schmetterling. Mit dem Verfall der Zünfte tritt allerdings ein Klassengegensatz zwischen Gesellen und Meister ein, nicht jeder Geselle wird Meister.

Soweit aber ein Gegensatz zwischen Meistern und Gesellen bestand, war es einer zweier Stände. Die Befugnisse und Pflichten des Meisters wie des Gesellen waren gesetzlich genau bestimmt.

Ebenso bilden die anderen Klassen, die das kommunistische Manifest hier anführt, nichts anderes als Stände.

Das war seinen Verfassern keineswegs verborgen. Unmittelbar nach dem letzt zitierten Satz heißt es dort weiter:

„In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene S t ä n d e, eine mannigfache Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherrn, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder dieser K l a s s e n wieder besondere Abstufungen."

Hier sprachen Engels und Marx von denselben Gruppen einmal als Ständen, einmal als Klassen. Trotzdem nahmen sie großen Anstoß daran, daß Lassalle die Lohnarbeiterschaft unterschiedslos einmal als Klasse, einmal als Stand bezeichnete, von ihr als dem vierten Stande sprach.

Sie waren vollständig berechtigt, sich dagegen zu wenden. Wohl ist jeder Stand, soweit er nicht einen versteinerten Beruf darstellt, eine versteinerte Klasse. Man kann jeden Stand dieser Art auch als Klasse bezeichnen. Dagegen ist nicht umgekehrt

Digitized by Google

jede Klasse ein Stand. Dieser bildet nur eine besondere Erscheinungsform mancher Klassen.

In der vorkapitalistischen Gesellschaft, deren Entwicklung in jeder Beziehung äußerst langsam vor sich ging, mochten Klassen die Starrheit eines Standes annehmen und lange Zeit hindurch aufrecht erhalten. Die kapitalistische Gesellschaft, die in ununterbrochener, technischer, ökonomischer, politischer, wissenschaftlicher Umwälzung begriffen ist, wird unvereinbar mit der Starrheit jeder ständischen Verfassung. Sie löst alle ständischen Bindungen auf, wie sie in Ostindien auch schon begonnen hat, die so zähen und tiefgewurzelten Kastenunterschiede zu untergraben.

Die kapitalistische Gesellschaft duldet nur Klassen ohne ständische Verkleidung und Einschnürung. Dies ist das Merkmal des Kapitalismus, wie das Merkmal des Sozialismus die Aufhebung aller Klassen sein wird. Darum war es verfehlt von Lassalle, vom Proletariat als dem vierten Stand zu reden.

Wo es Stände oder Berufe gibt, liegt ihre Existenz klar zutage. Dagegen gilt nicht das gleiche von Klassen, die nicht durch Bestimmungen des Gemeinwesens fest abgegrenzt sind. Als daher die bürgerlichen Revolutionen das Ständewesen aufhoben, glaubten ihre Vorkämpfer und Ideologen, das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sei angebrochen. Wohl sah man noch individuelle Unterschiede zwischen Armen und Reichen, Gebildeten und Unwissenden. Aber man war überzeugt, gute Schulen und progressive Einkommens-Vermögens- und Erbsteuern müßten diese Unterschiede eindämmen und schließlich verschwinden lassen.

Es bedurfte einer wissenschaftlichen Tat, die Klassen, ihre Gegensätze und ökonomischen Untergründe zu entdecken und bloßzulegen. Das war eine der größten Leistungen von Engels und Marx.

Um so empfindlicher mußten sie dagegen sein, wenn der Bedeutendste unter ihren Schülern — allerdings nur zur Hälfte ihr Schüler — Lassalle, zwischen Stand und Klasse nicht zu unterscheiden vermochte.

Heute darf man sich des gleichen Versehens nicht schuldig machen.

Siebentes Kapitel.

Der Begriff des Staates.

Eng verbunden mit dem Begriff der Klasse ist der Begriff des Staates. Kann man sagen, daß alle schriftlich überlieferte Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen ist, so kann man eben so wohl sagen, sie sei die Geschichte der Staaten. Wenigstens in

Digitized by Google

dem Sinne, in dem Marx und Engels den Begriff des Staates auffaßten.

Wir werden dessen Definition zunächst ganz kurz erledigen können, nicht deshalb, weil alle Welt darüber einig und der Begriff ein ganz einfacher wäre. Sondern deshalb, weil uns das Werden und die Wandlungen des Staates noch eingehend beschäftigen werden und es sich dabei erst zeigen wird, wie wir die marxistische Definition des Staates aufzufassen haben.

Nach den meisten Definitionen ist der Staat ein Gebilde, das mit den Klassen nichts zu tun hat.

Viele unterscheiden nicht zwischen Staat und Gesellschaft. Komischerweise bemüht sich Cunow krampfhaft, zu beweisen, daß ich mich auch dieser Sünde schuldig mache und daher die „einfachsten Grundelemente der Marxschen Gesellschaftslehre nicht begriffen habe" („Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staats-Theorie", S. 263).

Bald darauf attakiert mich Cunow indes von der entgegengesetzten Seite, als Verfechter eines „halbanarchistischen Staatsnihilismus". Die eine dieser Behauptungen ist ebenso aus den Fingern gesogen wie die andere. Und dabei heben sie einander auf. Denn wenn ich den Staat mit der Gesellschaft verwechsle, kann ich ihn unmöglich negieren wollen. Oder sollte ich auch die Gesellschaft aufheben, also die Menschen alle in Robinsone (ohne Freitags) verwandeln wollen?

Indes warum bei mir stehen bleiben? Marx meinte in seinem „Kapital" (I, Volksausgabe S. 680) von der Staatsmacht, sie sei die „konzentrierte und organisierte Gewalt der Gesellschaft".

Das könnte man ja auch als Gleichsetzung von Staat und Gesellschaft betrachten. Cunow weiß natürlich sehr gut, wie weit entfernt Marx von dieser Auffassung war. (Vergleiche darüber meine Schrift: „Die Marxsche Staatsauffassung im Spiegelbild eines Marxisten".)

Aber ich will nicht leugnen, daß es Marxisten gibt, bei denen eine Gleichsetzung von Staat und Gesellschaft zu finden ist. So z. B. bei Max Adler. In seinem schon zitierten Buch über die Staatsauffassung des Marxismus erklärt er auf S. 33:

„Gesellschaft und Staat sind für den Marxisten nicht zwei verschiedene Dinge, insbesondere stehen sie nicht im Gegensatz zueinander."

Auf der nächsten Seite wendet er sich gegen Kelsen, der sagt: „Eine wesentliche Voraussetzung für den Begriff des Staates ist dessen deutliche Abgrenzung gegenüber dem der Gesellschaft." Max Adler meint demgegenüber: „darin kommt bereits sein vom Marxismus ganz verschiedener Ausgangspunkt zum Ausdruck".

Allerdings ist die Adlersche Identifizierung von Staat und Gesellschaft ganz eigenartig aufzufassen. Auf derselben Seite 34 heißt es weiter unten:

„Wenn von vornherein der Staat nur als ein Stück Gesellschaft aufgefaßt wird, wenn überhaupt keine prinzipiell-begriffliche Trennung von

Digitized by Google

Staat und Gesellschaft im Denken stattfindet, so entsteht auch kein Bedürfnis der deutlichen Abgrenzung von Staat und Gesellschaft."

Daß der Staat „nur ein Stück Gesellschaft" ist, erkenne ich vollkommen an. Aber ich vermag keineswegs einzusehen, daß das Stück und das Ganze „nicht zwei verschiedene Dinge sind", und daß man zwischen dem Stück und dem Ganzen keine „prinzipiell-begriffliche Trennung im Denken" vornehmen darf.

Auf Seite 53 spricht Adler von der „charakteristischen Dialektik im Staatsbegriff, die zu der Sonderung zweier einander entgegengesetzten Gemeinschaftsprinzipien, des altruistischen des Staates und des egoistischen der Gesellschaft geführt hat".

Wie diese „charakteristische Dialektik" gemeint ist, das muß man bei Adler selbst nachlesen. Jedenfalls ersehen wir aus diesen Sätzen, daß für ihn Staat und Gesellschaft einmal dasselbe sind, „nicht im Gegensatz zueinander stehen", dann aber doch den Gegensatz von Altruismus und Egoismus darstellen.

Wären Staat und Gesellschaft gleichbedeutend, dann hätte es Staaten seit jeher gegeben, solange das Menschengeschlecht besteht, und dann wäre es unmöglich, an eine Auflösung des Staates auch nur zu denken.

Dasselbe kann auch jenen entgegengehalten werden, die in jedem souveränen Gemeinwesen einen Staat sehen, weil jedes eine Leitung hat, bestimmten Regeln des Zusammenlebens und Zusammenwirkens unterliegt, und weil in jedem eine bestimmte Autorität bei Streitigkeiten und in zweifelhaften Fällen entscheidet, was Rechtens ist; wo endlich eine Zwangsgewalt besteht, die den Entscheidungen der Führer und Richter Geltung verschafft.

Auch diese Anschauung findet ihre Vertretung bei Max Adler. Er meint:

„In jeder Vergesellschaftung bildet sich eine gewisse Organisation heraus, die den Zweck hat, diese Lebensform der in ihr vereinigten Menschen zu erhalten und zu schützen. Diese Organisation mit ihren Trägern bildet die ‚Regierung', den ‚Staat' dieser Gesellschaftsform." (S. 52.)

Sicher hat jeder Forscher das Recht, sich eine besondere Terminologie zu schaffen. Aber wenn man als Staat jede Organisation bezeichnet, die den Zweck hat, eine bestimmte Art der Vergesellschaftung zu erhalten und zu schützen, so wird dadurch die Unterscheidung der verschiedenen Arten von Organisationen, die solchen Zwecken dienen, nicht erleichtert, sondern erschwert.

In der Regel wird denn auch heute angenommen, daß alle diese souveränen Organistionen, alle diese Gemeinwesen, eine Entwicklungsreihe bilden, als deren letztes bisheriges Glied der Staat gilt. Da man vielfach noch an der Idee festhält, daß die Menschen ursprüglich vereinzelt, das heißt, paarweise lebten, gilt als das erste Glied dieser Reihe in der Regel die Familie.

Digitized by Google

So beginnt denn auch Hegel in seiner „Rechtsphilosophie" (§ 349) die Entwicklungsweise der Gemeinwesen mit der Familie:

„Ein Volk ist zunächst noch kein Staat, und der Uebergang einer Familie, Horde, Stammes, Menge usw. in den Zustand eines Staates macht die formelle Realisierung der Idee überhaupt in ihm aus." (Grundlinien der Philosophie des Rechts, 1828, neu herausgegeben von G. Lasson, Leipzig, Meinersche Ausgabe.)

Für Mommsen ist der römische Staat nichts als eine erweiterte Familie. Er führt aus:

„Auf dem römischen Hause beruht der römische Staat, sowohl den Elementen wie der Form nach . . . Wie die Elemente des Staates die auf der Familie ruhenden Geschlechter sind, so ist auch die Form der Staatsgemeinschaft im einzelnen, wie im ganzen der Familie nachgebildet . . . Der König hat ganz die Macht in der Gemeinde, die im Haus dem Hausvater zukommt . . . Eine äußere, rechtliche Schranke hat die Königsgewalt nicht und kann sie nicht haben; für den Herrn der Gemeinde gibt es so wenig einen Richter innerhalb der Gemeinde, wie für den Hausherrn innerhalb des Hauses" usw. (Römische Geschichte, I., S. 61—63.)

Dieser Zusammenhang ist sehr geistreich, aber bloße Konstruktion. Sie geht von der Annahme aus, die Familie sei die erste Form menschlichen Zusammenlebens, das Gemeinwesen — zunächst Horde oder Stamm — nur eine erweiterte Familie. In Wirklichkeit aber ist das Gemeinwesen mit seiner Leitung eine ältere Erscheinung, als die Familie. Der Staat ist aus dem Stamm, nicht der Familie hervorgegangen.

Einen eigenartigen Stammbaum des Staates bietet uns Max Adler. Nachdem er auseinandergesetzt, daß der Staat identisch sei mit der Gesellschaft, dann, daß jede Form des Gemeinwesens als Staat anzusehen sei, erklärt er den Staat als ein Produkt der Entwicklung des Gemeinwesens, als dessen bisher höchste Form:

„Eine bestimmte, im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zur Entfaltung gekommene Lebensform der menschlichen Vergesellschaftung bezeichnet sich im Bewußtsein ihrer Träger als ein Gemeinwesen, einen Staat; sie bleibt aber trotzdem die Gesellschaft selbst, nur auf einer bestimmten historischen Stufe ihrer Erscheinung. Sie erschien sich (? K.) früher etwa als Gens, als Stamm, als Stadt, als Volk." (Die Staatsauffassung usw., S. 50.)

Die Gens ist nie weder „etwa" noch überhaupt ein souveränes Gemeinwesen gewesen, sondern stets nur die Unterabteilung eines solchen. Der Stamm zerfiel in mehrere Gentes. Als eine Unterabteilung erhält sich die Gens auch noch längere oder kürzere Zeit im Staat. Und die Stadt wiederum bildet weder eine Vorstufe des „Volkes", noch auch des Staates. Die Stadt (unterschieden vom Dorf) und das Volk (unterschieden vom Stamm) treten erst im Staate auf.

Wir können diesen Stammbäumen des Staates nicht zustimmen, wenn sie ihn aus der Familie oder der Gens herauswachsen lassen. Aber wir stimmen ihnen insofern zu, als auch wir im Staat die höchste Form der bisherigen Entwicklung des Ge-

Digitized by Google

meinwesens sehen. Wer aber diese Auffassung teilt, kann nicht den Staat der Gesellschaft oder dem Gemeinwesen überhaupt gleichsetzen, ohne eine böse Verwirrung der Begriffe anzurichten.

Wir handeln dabei von dem Staate, wie er in der Geschichte wirklich zutage tritt, nicht etwa von dem Staate, wie er sein „soll" oder der Idee des Staates, die als etwas von der Wirklichkeit ganz Verschiedenes aufgefaßt wird.

Die Philosophen, die den Begriff des Staates nicht aus der Beobachtung von Staaten ableiten, die wirklich bestehen oder bestanden, sondern auf dem Wege der Spekulation oder Erkenntniskritik zu ihm zu gelangen suchen, haben aus dem Staate das Herrlichste und Erhabenste gemacht, das der Mensch hervorzubringen vermag.

Bekannt sind die Ueberschwänglichkeiten, die Hegel darüber äußerte. In seiner „Philosophie der Geschichte" spricht er von dem „subjektiven Willen", der „das Wesentliche selbst zum Zweck seines Daseins hat".

„Dieses Wesentliche ist selbst die Vereinigung des subjektiven und des vernünftigen Willens: es ist das sittliche Ganze — d e r S t a a t, welcher die Wirklichkeit ist, worin das Individuum seine Freiheit hat und genießt, aber indem es das Wissen, Glauben und Wollen des Allgemeinen ist . . .

„Es ist das absolute Interesse der Vernunft, daß dieses sittliche Ganze vorhanden sei; und hierin liegt das Recht und Verdienst der Heroen, welche Staaten, sie seien noch so unausgebildet gewesen, gegründet haben. In der Weltgeschichte kann nur von Völkern die Rede sein, welche einen Staat bilden. Denn man muß wissen, daß ein soldier die Realisation der Freiheit, d. i. des absoluten Endzwecks ist, daß er um seiner selbst willen ist; man muß ferner wissen, daß aller (allen? K.) Wert, den der Mensch hat, alle geistige Wirklichkeit, er allein durch den Staat hat . . . der Staat ist die göttliche Idee, wie sie auf Erden vorhanden ist." (S. 48, 49.)

Genau in der gleichen Weise drückt sich Hegel in seiner Rechtsphilosophie aus. Den dritten Abschnitt über den Staat beginnt er mit den Worten: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee." (§ 257.)

Im nächsten Paragraphen wird der Staat „das an und für sich Vernünftige" genannt, im § 260 wird er als die „Wirklichkeit der konkreten Freiheit" bezeichnet, im Zusatz zum § 272 fordert Hegel, „den Staat wie ein Irdisch-Göttliches zu verehren". (Grundlinien der Philosophie des Rechts.)

Die gleiche Auffassung vom Staate hatte Lassalle, der im Gegensatz zu Marx und Engels, dem idealistischen, nicht vom Kopf auf die Füße gestellten, nicht materialistisch umgekrempelten Hegel treu blieb. In einem Vortrag, den er am 12. April 1862 in Berlin hielt „über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes", später (1863) veröffentlicht unter dem Titel „Arbeiterprogramm", sagte er unter anderem:

„Die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur; mit dem Elend, der Unwissenheit, der Armut, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller

Digitized by Google

Art, in der wir uns befanden, als das Menschengeschlecht im Anfang der Geschichte auftrat. Die fortschreitende Besiegung[1]) dieser Machtlosigkeit — das ist die Entwicklung der Freiheit, welche die Geschichte darstellt.

„In diesem Kampfe würden wir niemals einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weiter machen, wenn wir ihn als einzelne jeder für sich, jeder allein geführt hätten oder führen wollten.

„Der Staat ist es, welcher die Funktion hat, diese Entwicklung der Freiheit, diese Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit zu vollbringen.

„Der Staat ist diese Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen, eine Einheit, welche die Kräfte aller einzelnen, welche in diese Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, welche ihnen allen als einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt."

„Der Zweck des Staates ist also nicht der, dem einzelnen nur die persönliche Freiheit und das Eigentum zu schützen, mit welchen er nach der Idee der Bourgeoisie angeblich schon in den Staat eintritt; der Zweck des Staates ist vielmehr gerade der, durch diese Vereinigung die einzelnen in den Stand zu setzen, solche Zwecke, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als einzelne nie erreichen könnten, sie zu befähigen, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen, die ihnen sämtlich als einzelnen schlechthin unersteiglich wäre.

„Der Zweck des Staates ist somit der, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu bringen, mit anderen Worten, die menschliche Bestimmung, d. h. die Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zum wirklichen Dasein zu gestalten; er ist die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit."

„Dies ist die eigentliche sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe." (Lassalles Reden und Schriften, Bernsteinsche Ausgabe, Berlin 1893, II., S. 45, 46.)

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß Lassalle von einer Bestimmung des Menschengeschlechts spricht, die eine Gottheit voraussetzt, von der ihm jene Bestimmung vorgeschrieben wird; dagegen müssen wir doch ein Wort darüber äußern, daß Lassalle Begriffe, wie Elend, Unwissenheit, Armut, Unfreiheit, die aus Gegensätzen zwischen den Menschen entspringen, auf den Gegensatz zwischen Mensch und Natur anwendet. Da müßte ja bei den Tieren noch mehr Armut und Elend zu finden sein, als bei den Menschen. Aber es wird niemandem einfallen, zu behaupten, bei den Mollusken sei mehr Armut und Elend, Unwissenheit und Unfreiheit zu finden, als bei den Säugetieren.

Von Armut und Elend ist nur dort zu reden, wo reiche Leute Besitzlosen gegenüberstehen, von Unwissenheit nur dort, wo neben einem beschränkten ein höheres Wissen von Individuen gleicher Art auftritt, von Unfreiheit nur dort, wo Individuen einer Art sich den Befehlen anderer Individuen zu fügen haben. Der

---

1) Alle Unterstreichungen in diesem Zitat rühren von Lassalle selbst her. K.

Digitized by Google

Kampf gegen Armut, Elend, Unwissenheit, Unfreiheit ist ein Kampf von Menschen, die in Armut, Elend, Unwissenheit, Unfreiheit erhalten werden, gegen andere Menschen, die diesen Zustand aufrechtzuerhalten trachten. Er ist nicht ein Kampf der gesamten Menschheit gegen die Natur.

Was uns hier aber am meisten angeht, ist folgendes: Lassalle begründet seine Apotheose des Staates damit, daß er ihn dem vereinzelten Menschen gegenübersetzt. Er kennt für den Menschen nur zwei Zustände seiner Existenz: den als einzelner und den im Staate. Jede gesellschaftliche Organisation, ja bereits jeder gesellschaftliche Zusammenhang, ist ihm gleichbedeutend mit dem Staat[1]).

Daß die ganze Entwicklung des Menschen nur durch seinen gesellschaftlichen Zusammenschluß möglich war, ist sicher. Aber der Staat ist weder die einzige noch die erste Form dieses Zusammenschlusses. Der Mensch war ein geselliges Wesen bereits, als er dem tierischen Stadium noch nicht entwachsen war und noch über keine anderen Organe verfügte, als seine natürlichen.

Sicher ist der Staat für die menschheitliche Entwicklung sehr wichtig geworden, wie wir noch sehen werden. Aber aus ganz anderen Gründen, als den von Lassalle angeführten.

Was dieser vom S t a a t e aussagt, gilt in Wirklichkeit von der G e s e l l s c h a f t.

Zu ihrer Staatsauffassung kamen Hegel und Lassalle und auch andere hegelianisch oder kantianisch gerichtete Anhänger einer idealistischen Philosophie durch einen Gedankengang, gegen den sich Engels bei seiner Polemik gegen Dühring richtete. Er sagte von dessen Methode:

„Es ist dies nur eine andere Wendung der alten beliebten ideologischen, sonst auch aprioristisch genannten Methode, die Eigenschaften eines Gegenstandes nicht aus dem Gegenstand selbst zu erkennen, sondern sie aus dem Begriff des Gegenstands beweisend abzuleiten. Erst macht man sich aus dem Gegenstand den Begriff des Gegenstands; dann dreht man den Spieß um, und mißt den Gegenstand an seinem Abbild, dem Begriff. Nicht der Begriff soll sich nach dem Gegenstand, der Gegenstand soll sich nach dem Begriff richten . . . Die Wirklichkeitsphilosophie (Dührings K.) erweist sich also . . . als pure Ideologie, Ableitung der Wirklichkeit nicht aus sich selbst, sondern aus der Vorstellung." (Dührings Umwälzung usw., S. 91.)

---

1) Charakteristisch für Cunow ist folgendes: Er beschimpft mich als Vulgärmarxisten, sowohl deshalb, weil ich angeblich zwischen Staat und Gesellschaft nicht unterscheide, als auch aus dem entgegengesetzten Grunde, weil ich den Staat als eine dem Arbeiter „feindliche Institution" betrachte, dann aber konstatiert er triumphierend, daß die im obigen Zitat wiedergegebene Anschauung Lassalles vom Staat in der deutschen Arbeiterschaft immer mehr Boden gewinnt: „Im ganzen setzt sich gegenüber der vulgärmarxistischen Staatsnegationstheorie doch immer mehr jene Auffassung von der Bedeutung des Staates als Entwicklungfaktor durch, die der Hegel-

Digitized by Google

In der gleichen Weise entwickelte auch Hegel seine Staatsvorstellung. In seiner „Rechtsphilosophie", Zusatz zum § 258, heißt es:

„Bei der Idee des Staates muß man nicht besondere Staaten vor Augen haben, nicht besondere Institutionen, man muß vielmehr die Idee, diesen wirklichen Gott, für sich betrachten."

Auch Lassalle ist sich dessen bewußt, daß das, was er als Staat preist, mit dem wirklichen Staat recht wenig zu tun hat.

Wir haben bereits einen Passus aus seinem „Arbeiterprogramm" zitiert, der mit den Worten schloß: „Dies ist die eigentliche sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe." Lassalle fährt dort fort:

„Sie ist es so sehr, daß sie deshalb seit allen Zeiten durch den Zwang der Dinge selbst von dem Staat, auch ohne seinen Willen, auch unbewußt, auch gegen den Willen seiner Leiter mehr oder weniger ausgeführt wurde."

„Der Arbeiterstand aber, die unteren Klassen der Gesellschaft überhaupt haben schon durch die hilflose Lage, in welcher sich ihre Mitglieder als einzelne befinden, den tiefen Instinkt, daß eben dies die Bestimmung des Staates sei und sein müsse, dem einzelnen durch die Vereinigung aller zu einer solchen Entwicklung zu verhelfen, zu der er als einzelner nicht befähigt wäre."

„Ein Staat also, welcher unter die Herrschaft der Idee des Arbeiterstaates gesetzt wird, würde nicht mehr, wie freilich auch alle Staaten bisher schon getan, durch die Natur der Dinge und den Zwang der Umstände unbewußt und oft sogar widerwillig getrieben, sondern er würde mit höchster Klarheit und völligem Bewußtsein diese sittliche Natur des Staates zu seiner Aufgabe machen. Er würde mit freier Lust und vollkommenster Konsequenz vollbringen, was bisher nur stückweise in den dürftigsten Umrissen dem widerstrebenden Willen abgerungen worden ist[1])." (S. 47.)

Wenn man von einem Begriff sagt, er sei der „eigentliche" und „wahre", kann man darauf wetten, daß der wirkliche Gegenstand das Gegenteil des „wahren Begriffes" ist.

Die wahre Liebe ist das nicht.

So erfahren wir auch hier, daß der eigentliche und wahre Staat bisher noch gar nicht bestand, sondern erst die Herrschaft der Arbeiterklasse oder, wie Lassalle verhegelt sagt, „die Herrschaft der Idee des Arbeiterstandes" sich konsequent und bewußt „diese sittliche Natur des Staates zu ihrer Aufgabe machen würde". Die „Natur" des Staates ist also etwas, das nicht als vollendete Tatsache, sondern als „Aufgabe" vor uns steht. Und dieselbe Natur des Staates hat die Eigentümlichkeit, daß sie dem widerstrebenden Willen — wessen? offenbar derjenigen, die den Charakter des Staates bestimmten —, nur stückweise, in den

schüler Ferdinand Lassalle in seinem „Arbeiterprogramm" in die Worte fast: (usw. siehe oben).

[1]) Von mir unterstrichen. K.

Digitized by Google

dürftigsten Umrissen abgerungen worden ist. Das heißt, die Natur des Staates ging dem Staat bisher wider die Natur.

Würde man wohl die Natur eines Löwen als Raubtiernatur bezeichnen, wenn das Erbeuten und Verzehren von Tieren ihm nur „stückweise, entgegen seinem widerstrebenden Willen, in den dürftigsten Umrissen" aufgedrängt worden wäre?

Die Idee des Staates bei Hegel und Lassalle ist das gerade Gegenteil des bisherigen wirklichen Staates. Das heißt, der tatsächliche Ausgangspunkt des Hegelschen Staatsbegriffs ist im Grunde auch der wirkliche Staat — alle unsere Begriffe stammen aus der Außenwelt. Aber die bloße Idee des Staates erlaubt es, von so vielen Merkmalen des wirklichen Staates zu abstrahieren, die unerwünscht sind, und so viele Merkmale in ihn hineinzugeheimnissen, die man gerne in ihm sähe, daß das Endergebnis der Idee der Gegensatz zur Wirklichkeit wird.

Dabei bleibt aber auch der idealistische Philosoph der Gefangene der Wirklichkeit, das heißt der Außenwelt, die ihn umgibt. Mag sich auch in seinem Bewußtsein die Idee des Staates von der Vorstellung des wirklichen Staates, mit dem er zu tun hat, loslösen, unbewußt wirkt die Vorstellung des einen Staates auf die des anderen ein und verfälscht sie. So kommen auch Hegel wie Lassalle dazu, in dem preußischen Staat, in dem sie lebten, mehr Züge der Idee des Staates, der sie begeisterte, zu entdecken, als die Tatsachen rechtfertigten.

Lassalles Biograph Hermann Oncken, der daran großen Gefallen findet, sagt darüber:

„Lassalle konnte den Massen die Staatsidee, die sich ihnen sonst nur in den einzelstaatlichen autoritären Zufallsgebilden[1]) darstellte, in einer reineren und allgemeinen nationalen Form vorführen und zu seinem Teil dazu beitragen, daß sie der Demokratie und den noch unorganisierten Mächten der Zukunft nicht ganz verloren ging.

Damit aber erging es ihm ähnlich wie seinem Meister Hegel. Bekanntlich hat R. Haym einmal die sarkastische Bemerkung gemacht, in der Hegelschen Rechtsphilosphie habe das schöne Standbild des antiken Staates einen schwarzweißen Anstrich bekommen. Dagegen hat Lasson mit Recht geltend gemacht, Hegels Verhältnis zum preußischen Staat sei vielmehr dergestalt zu bestimmen, daß er nicht etwa seine Auffassung vom Staate erst dem preußischen Vorbilde verdanke oder sie ihm angeglichen habe, sondern, daß er ganz unabhängig und vielmehr im Gegensatz gegen seine vorgefaßte Meinung von preußischen Verhältnissen eine Staatsidee entwickelt habe, von der er hernach erkennen mußte, daß für ihre Verwirklichung nirgends so wie in Preußen die Gewähr gegeben sei.

So konnte man sagen, daß Lassalle, der theoretisch immer Althegelianer geblieben ist, einen verwandten Weg wenigstens eine größere Strecke lang geführt worden ist." (H. Oncken, Lassalle, eine politische Biographie, 4. Aufl., Stuttgart 1923, S. 365.)

---

[1]) Die Wirklichkeit soll also Zufall sein. K.

Digitized by Google

Allerdings muß Oncken hier zugeben, daß Lassalle den verwandten Weg nur „eine gewisse Strecke lang" von Hegel geführt worden ist. Die Situation, in der Lassalle emporwuchs, war von der Hegels grundverschieden.

Dieser wirkte in der Zeit der heftigsten Reaktion nach der großen Revolution. In einer Zeit, in der eine offene und erfolgreiche oppositionelle Tätigkeit selbständiger Denker in der Politik ganz ausgeschlossen war. Und der Beamtenstaat erschien als der Abschluß der bisherigen Entwicklung.

Hegel konnte nur rein theoretisch wirken, in einer Weise, die ihn als festeste Stütze einer konservativen Weltanschauung erscheinen ließ. Lassalles Wirken fiel dagegen in eine Zeit lebhaftester politischer Bewegungen gegen den feudalen, den bureaukratischen, den militärischen Staat.

Der Umsturz der bestehenden Staatsform wurde unter diesen Umständen für alle energischen Verfechter sowohl bürgerlicher wie proletarischer Interessen die wichtigste praktische Aufgabe. Lassalle, dieser Mann der Tat, wurde daher ein glühender Revolutionär. Aber er hatte sich an Hegel gebildet, wie fast alle bedeutenden Denker Deutschlands, die in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts geboren wurden. Und er gehörte zu den wenigen jüngeren Hegelianern, die unberührt blieben von jeder Kritik an Hegel. Mit Recht nennt ihn Oncken einen Althegelianer.

Als solcher übernahm er, trotz seines revolutionären Denkens, ohne jede Kritik — diese war überhaupt in der Theorie nicht seine starke Seite, auch in der politischen Oekonomie nicht — die Hegelsche Auffassung vom Staat. Und sie ermöglichte es ihm, daß er im Gegensatz zu fast allen seinen früheren politischen Freunden, in der Zeit seiner Arbeiteragitation trotz der seit Hegels Tode (1831) so gänzlich veränderten Situation schließlich seine Hoffnung in die preußische Militärmonarchie setzte. Er glaubte, wenn sie nur das allgemeine, gleiche Wahlrecht akzeptiere, werde sie das Mittel werden, das Proletariat zu befreien, durch Produktivgenossenschaften, die der von Bismarck geleitete Militärstaat subventionieren sollte. Ja Lassalle kam dabei schließlich so weit, triumphierend zu verkünden (in der Ronsdorfer Rede), daß der preußische König „die Wahrheit unserer Lehren und die Gerechtigkeit unserer Forderungen" anerkannt habe (Bernsteinsche Ausgabe der Reden und Schriften Lassalles, II., S. 867.)

Gewiß war Lassalle in einer Zwangslage, als er so weit ging. Aber ohne seine Staatsidee hätte er sich kaum zu solchen, für einen revolutionären Republikaner ganz unglaublichen Aeußerungen fortreißen lassen.

Gerade jene seiner politischen Forderungen und Aeußerungen, die aus seiner Althegelschen Staatsidee hervorgingen oder ihm

Digitized by Google

durch sie nahegelegt wurden, sind das Sterblichste an Lassalles historischem Werke geworden. Weder seine Forderung von Staatssubventionen für Produktivgenossenschaften noch seine Berufung auf das Königtum als Schwurzeugen für die Wahrheit der sozialistischen Lehre hat historische Wirkung geübt oder vorbildliche Bedeutung erlangt.

Theoretisch aber hat die idealistische Methode der Betrachtung des Staates, die ihre Staatsidee nicht nur aus der Wirklichkeit, sondern auch aus den Wünschen und Bedürfnissen der jeweiligen Idealisten schöpft, zu nichts geführt als zu Dunkelheiten, Inkonsequenzen und Widersprüchen. Einige Beispiele dafür haben wir im vorstehenden kennengelernt.

Achtes Kapitel.

Die Marxistische Auffassung des Staates.

Wie Lassalle waren auch Marx und Engels Schüler Hegels. Aber sie wurden bald von der Feuerbachschen Fortentwicklung des Hegelianismus in der Richtung zum Materialismus hin erfaßt und schritten schließlich über Feuerbach selbst hinaus zu ihrer Art des dialektischen Materialismus und zu ihrer materialistischen Geschichtsauffassung.

Das zeigt sich auch in ihrer Staatsauffassung. Anfangs der vierziger Jahre war sie noch ganz die Hegelsche. In der „Rheinischen Zeitung", 10., 12. und 14. Juli 1842, veröffentlichte Marx drei Artikel mit dem Titel „Der leitende Artikel in Nr. 79 der Kölnischen Zeitung"[1]). Es heißt dort zum Schluß:

„Wenn die früheren philosophischen Staatsrechtslehrer aus den Trieben, sei es des Ehrgeizes, sei es der Geselligkeit oder zwar aus der Vernunft, aber nicht aus der Vernunft der Gesellschaft, sondern aus der Vernunft des Individuums den Staat konstruierten: so die ideellere und gründlichere Ansicht der neuesten Philosophie aus der Idee des Ganzen. Sie betrachtet den Staat als den großen Organismus, in welchem die rechtliche, sittliche und politische Freiheit ihre Verwirklichung zu erhalten hat und der einzelne Staatsbürger in den Staatsgesetzen nur den Naturgesetzen seiner eigenen Vernunft, der menschlichen Vernunft, gehorcht. Sapienti sat."

---

1) In seinem Buche über die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie I., S. 283, meint Cunow auf Grund dieses Titels, Marx habe den Artikel für die „Kölnische Zeitung" geschrieben. In Wirklichkeit war es eine Polemik, die in der „Rheinischen Zeitung" gegen einen Leitartikel der „Kölnischen" erschien. Marx schrieb nie für diese. Vergl. „Gesammelte Schriften von Marx und Engels, herausgegeben von Mehring, Stuttgart, 1902, I., S. 259 ff. Dort ist nur der letzte der drei Artikel abgedruckt, und der nicht vollständig. Alle drei Artikel sind unverkürzt zu finden in dem ersten Bande der monumentalen Gesamtausgabe der Arbeiten von Marx und Engels, herausgegeben von Rjazanov. Frankfurt a. M. 1927.

Digitized by Google

Kurz vor der Veröffentlichung dieses Artikels war Feuerbachs „Wesen des Christentums" erschienen, das bald das Marxsche wie das Engelsche Denken revolutionieren sollte. Gleichzeitig lernten beide auch den Sozialismus und die politische Oekonomie Frankreichs und Englands sowie die Revolutionsgeschichte dieser Staaten näher kennen. Dabei wandelte sich auch die Staatsauffassung der beiden Denker. In der „heiligen Familie", die sie vereint 1845 herausgaben, konstatiert Marx bereits den Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft und die Ueberlegenheit dieser über jenen:

„Nur der politische Aberglaube bildet sich noch heutzutage ein, daß das bürgerliche Leben vom Staat zusammengehalten werden müsse, während umgekehrt in der Wirklichkeit der Staat von dem bürgerlichen Leben zusammengehalten wird." (Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, Frankfurt a. M. 1845, „Kritische Schlacht gegen die Französische Revolution, S. 189. In der Mehringschen Ausgabe aus dem literarischen Nachlaß von Marx und Engels, II., S. 227.)

Kurz vorher sagt er:

„Das ausgebildete moderne Staatswesen hat . . . die entwickelte bürgerliche Gesellschaft . . . zugrunde liegen. . . . Der Gegensatz von demokratischem Repräsentativ-Staat und bürgerlicher Gesellschaft ist die Vollendung des klassischen Gegensatzes von öffentlichem Gemeinwesen und Sklaventum. In der modernen Welt ist jeder zugleich Mitglied des Sklaventums und des Gemeinwesens. Eben das Sklaventum der bürgerlichen Gesellschaft ist dem Schein nach die größte Freiheit, weil die scheinbar vollendete Unabhängigkeit des Individuums, welches die zügellose, nicht mehr von allgemeinen Banden und nicht mehr vom Menschen gebundene Bewegung seiner entfremdeten Lebenselemente, wie z. B. des Eigentums, der Industrie, der Religion usw. für seine eigene Freiheit nimmt, während sie vielmehr seine vollendete Knechtschaft und Unmenschlichkeit ist." (S. 180—182, Mehringsche Ausgabe S. 222. Die Unterstreichungen sind alle aus dem Original übernommen. In der Mehringschen Ausgabe ist jede Unterstreichung getilgt. K.).

Wie ganz anders klingt dies, als die Hegelianisch-Lassallische Vergöttlichung des Staates, dem wir alles zu verdanken haben sollen, was die Gesellschaft geleistet hat, ohne den wir Tiere wären, der dem Menschengeschlecht die wahre Freiheit und Vollendung bringt.

Hier zeigt sich Marx bereits auf dem Wege zu seiner ihm wie Engels eigentümlichen Staatsauffassung. Sie ist dem Cunow von heute ein Greuel. Er sucht sie nach Möglichkeit herabzusetzen, einmal dadurch, daß er tut, als sei sie speziell von mir und meinen Freunden aufgestellt worden und bedeute eine Verballhornung des Marxismus, einen „Vulgärmarxismus". Aber er kann doch nicht ganz leugnen, daß Marx selbst sie verkündete, und so sucht er auch ihren Ursprung bei ihm zu verdächtigen in seinem hier schon mehrfach zitierten Werk über die Marxsche Staatstheorie. (I, S. 284):

Digitized by Google

„Von dieser Auffassung aus war es unter dem Einfluß der gegen den Staatszwang eifernden englischen Staatstheoretik und der demokratischen Bekämpfung der Staatsbilanzierungspolitik Napoleon III. nur ein relativ kleiner Schritt bis zu dem Standpunkt, der heutige Staat sei nur eine der Niederhaltung der proletarischen Volksschichten dienende Schmarotzer-Institution, die möglichst bald wieder verschwinden müsse."

Es ist mehr als komisch, anzunehmen, Marx und Engels hätten sich je in ihren wissenschaftlichen Auffassungen durch Manchesterliberalismus und bürgerlichen Radikalismus bestimmen lassen. Und nicht minder steht in Widerspruch zu den Tatsachen die Behauptung, Marx und Engels hätten im Staate nichts als eine schädliche „Schmarotzer-Institution" gesehen, „die möglichst bald wieder verschwinden müsse".

Dies von Marx zu behaupten, dem entschiedenen Bekämpfer des Anarchismus, sowohl proudhonistischer wie bakunistischer Färbung! Von Marx, der in seiner „Inauguraladresse" wie im „Kapital" das hohe Lied des staatlichen Arbeiterschutzes sang und nicht die Zerstörung, sondern die Eroberung der Staatsgewalt als unerläßliches Mittel zur Befreiung des Proletariats betrachtete!

Cunow hatte bei seinem Satze wohl die Ausführungen im Auge, die Marx in seinem „Achtzehnten Brumaire" über den neuen französischen Staat machte. Er schilderte ihn dort folgendermaßen:

„Diese Exekutivgewalt mit ihrer ungeheuren bureaukratischen und militärischen Organisation, mit ihrer weitschichtigen und künstlichen Staatsmaschinerie, ein Beamtenheer von einer halben Million nebst einer Armee von einer andern halben Million, dieser fürchterliche Parasitenkörper, der sich wie eine Netzhaut um den Leib der französischen Gesellschaft schlingt und ihr alle Poren verstopft, entstand in der Zeit der absoluten Monarchie." (Der achtzehnte Brumaire, 2. Aufl., Hamburg 1869, S. 87.)

Marx zeigt dann, wie die erste Revolution, das erste Kaiserreich, die Wiederherstellung der legitimen Monarchie, dann die Juli-Monarchie und schließlich die parlamentarische Republik diesen bureaukratisch-militaristischen Parasitenkörper der Staatsgewalt (Schmarotzerinstitution bei Cunow) immer mehr ausdehnten und verstärkten:

„Alle Umwälzungen vervollkommneten diese Maschine, statt sie zu brechen."

Unter Napoleon III. scheine diese Staatsmaschine ganz selbständig der Gesellschaft gegenüber geworden zu sein. Aber um so mehr konzentriere nun die Revolution „alle ihre Kräfte der Zerstörung gegen sie" (die staatliche Exekutivgewalt).

In einem Brief an Kugelmann vom 12. April 1871 sagt Marx darüber:

„Wenn du das letzte Kapitel meines „achtzehnten Brumaire" nachsiehst, wirst du finden, daß ich als nächsten Versuch der französischen Revolution ausspreche, nicht mehr wie bisher die bureaukratisch-militaristische Maschinerie aus einer Hand in die andere zu

Digitized by Google

übertragen, sondern sie zu zerbrechen, und das ist die Vorbedingung jeder wirklichen Volksrevolution auf dem Kontinent.'"

Hier sieht man deutlich, was Marx unter der „Schmarotzer-Institution", unter dem „Parasitenkörper" verstand, der von der nächsten Revolution (nach 1848) zu zerbrechen war: nicht der Staat, sondern die bureaukratisch-militärische Maschinerie, also eine besondere Staatsform, die der bureaukratischen Militärmonarchie.

Daß der Kampf gegen diese besondere Staatsform nicht gleichbedeutend ist mit dem Kampf gegen den Staat überhaupt, dafür sollte selbst Cunow nicht ganz blind sein. Sonst hätte auch er „Staatsnihilismus" vor dem Kriege getrieben, als er innerhalb der deutschen Sozialdemokratie gegen die bureaukratische Militärmonarchie zu Felde zog. Nicht Abschaffung des Staates, sondern die Herstellung der demokratischen Republik ohne Herrschaft der Bürokratie und des Militärs, das war es, was Marx im Jahre 1852 zur Zeit der Abfassung des achtzehnten Brumaire und auch später als Aufgabe der nächsten Revolution in Frankreich betrachtete. Natürlich galten seine Worte auch für jedes andere Staatswesen, das von einer übermächtigen Bureaukratie und Armee beherrscht wird. Aber sie besagten keineswegs, daß die Aufgabe der nächsten Revolution (nach 1848) in der Beseitigung des Staates zu bestehen habe.

Im Gegenteil betrachteten Marx und Engels es als wichtigste Aufgabe der Arbeiterklasse, nach Eroberung der demokratischen Republik in dieser die Staatsgewalt zu gewinnen, als Mittel zur ökonomischen Befreiung des Proletariats.

Es ist ja selbstverständlich, daß der Kampf gegen die Militärmonarchie nicht gleichbedeutend ist mit dem Kampf gegen den Staat überhaupt. Sollte jemand trotzdem, auf Cunow gestützt, daran zweifeln, daß auch Marx dieser Meinung war, dann sei er auf die Marxsche Kritik am Gothaer Programm verwiesen, wo es heißt:

„Da man nicht in der Lage ist — und weislich, denn die Verhältnisse gebieten Vorsicht — die demokratische Republik zu verlangen, wie es die französischen Arbeiterprogramme unter Louis Philippe und unter Louis Napoleon taten, so hätte man nicht zu der . . . Finte flüchten sollen, Dinge, die nur in einer demokratischen Republik Sinn haben, von einem Staate zu verlangen, der nichts anderes als ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter, schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bureaukratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus ist." . . .

Und dann spricht Marx von der vulgären Demokratie,

„die in der demokratischen Republik das tausendjährige Reich sieht und keine Ahnung davon hat, daß gerade in dieser letzten Staatsform der bürgerlichen Gesellschaft der Klassenkampf definitiv auszufechten ist." („Neue Zeit" IX., I, S. 573.)

was natürlich voraussetzt, daß diese letzte Staatsform gewonnen und nicht vernichtet wird.

Digitized by Google

Kurz vor dieser Stelle erklärt Marx:

„Die Freiheit besteht darin, den Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr durchaus untergeordnetes Organ zu verwandeln."

Das und nicht die Abschaffung des Staates erscheint als die Aufgabe des Proletariats, sobald es die politische Macht erlangt hat.

Aber allerdings, wenn sie auch nicht den Staat abschaffen wollten, blieben Marx und Engels doch von der Hegel-Lassalleschen Verhimmelung des Staates frei. Sie kamen dahin, ihn als einen Machtapparat im Dienste herrschender und ausbeutender Klassen zur Niederhaltung der Beherrschten und Ausgebeuteten zu betrachten, als eine Organisation, die ein Stück Gesellschaft umfaßt, aber nicht allen Mitgliedern dieses Stückes dient, sondern nur einer Minderheit, die durch den staatlichen Apparat die Kräfte der Gesamtheit in ihren Dienst stellt und ihre eigenen Kräfte dadurch verzehnfacht.

Schon im kommunistischen Manifest erklärten Marx und Engels vereint:

„Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen." (7. Ausgabe, S. 38.)

Diese Auffassung der „politischen Gewalt", das heißt, des Staates, wurde indes nicht, wie ihre Vorgängerinnen, rein spekulativ ersonnen.

Sie beruhte auf der Beobachtung aller Staaten, von denen Kunde zu uns gekommen ist, bis in unsere Zeit.

Wie alle ihre grundlegenden Anschauungen haben Marx und Engels auch die vom Wesen des historischen Staates gemeinsam entwickelt. Aber es war hauptsächlich Engels, der sie eingehender zur Darstellung brachte. So namentlich in seinem Anti-Dühring, wie in seiner Schrift über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" und endlich in seiner Vorrede zur dritten deutschen Auflage des Marxschen „Bürgerkrieg in Frankreich".

Mit den beiden ersteren werden wir uns noch beschäftigen müssen bei der Untersuchung der Entstehung des Staates.

So sei hier nur ein Satz aus der drittgenannten Abhandlung zitiert, der die marxistische Auffassung vom Staate scharf beleuchtet.

In der Adresse des Generalrats der Internationale über die Pariser Kommune mußte Marx auch deren Staatsauffassung auseinandersetzen. Das war nicht leicht, denn in der Kommune standen sich zwei Anschauungen gegenüber, die anscheinend völlig unversöhnlich mit einander waren: einerseits die proudhonistische, die das wollte, was Cunow Marx und Engels unterschiebt, den Staat möglichst bald auflösen, und die jakobinisch-blanquistische, die sich des Staatsapparates so wie er war, bemächtigen wollte, um ihn zu einem Werkzeug der sozialen Revolution zu machen.

Digitized by Google

Die Verhältnisse, unter denen die Pariser Kommune ins Leben trat, verhinderten das eine wie das andere, sowohl daß Paris völlig selbständig vom übrigen Frankreich, wie daß es der allmächtige Herr über ganz Frankreich wurde. Ich habe darüber gehandelt in meinem Buch betitelt „Terrorismus und Kommunismus" (Berlin, zweite Aufl., 1925). Die beiden streitenden Richtungen der Kommune wurden durch die Verhältnisse gedrängt, trotz ihrer verschiedenen Theorien praktisch in der gleichen Richtung zu arbeiten, gerade in derjenigen, die Marx für die richtige hielt, und die er mit ruhigem Gewissen verteidigen durfte: In der Richtung nicht der Auflösung des Staats überhaupt, wohl aber der Auflösung seines militärisch-bureaukratischen Machtapparates, der ihn in hohem Grade unabhängig machte von der Gesellschaft. In der Richtung der Schaffung einer von Bureaukraten- und Militärherrschaft befreiten demokratischen Republik.

Marx sagte darüber („Bürgerkrieg in Frankreich", S. 43):

„Die Arbeiterklasse kann nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen und diese für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen.

„Die zentralisierte Staatsmacht mit ihren allgegenwärtigen Organen — stehende Armee, Polizei, Bureaukratie, Geistlichkeit, Richterstand, Organe, geschaffen nach dem Plan einer systematischen und hierarchischen Teilung der Arbeit — stammt her aus den Zeiten der absoluten Monarchie, wo sie der entstehenden Bourgeoisgesellschaft als eine mächtige Waffe in dem Kampfe gegen den Feudalismus diente . . . In dem Maße, wie der Fortschritt der modernen Industrie den Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit entwickelte, erweiterte, vertiefte, in demselben Maße erhielt die Staatsmacht mehr und mehr den Charakter einer öffentlichen Gewalt zur Unterdrückung der Arbeiterklasse, einer Maschine der Klassenherrschaft. Nach jeder Revolution, die einen Fortschritt des Klassenkampfes bedeutet, tritt der rein unterdrückende Charakter der Staatsmacht offener und offener hervor. . . .

„Der gerade Gegensatz des Kaisertums war die Kommune. Der Ruf nach der „sozialen Republik," womit das Pariser Proletariat die Februarrevolution (1848) einführte, drückte nur das unbestimmte Verlangen aus nach einer Republik, die nicht nur die monarchistische Form der Klassenherrschaft beseitigen sollte, sondern die Klassenherrschaft selbst. Die Kommune war die bestimmte Form dieser Republik. . . .

„Die Kommune machte das Stichwort aller Bourgeois-Revolutionen — wohlfeile Regierung — zur Wahrheit, indem sie die beiden größten Ausgabequellen, die Armee und das Beamtentum, aufhob. Ihr bloßes Bestehen setzte das Nichtbestehen der Monarchie voraus, die, wenigstens in Europa, der regelrechte Ballast und der unentbehrliche Deckmantel der Klassenherrschaft ist. Sie verschaffte der Republik die Grundlage wirklich demokratischer Einrichtungen."

Man sieht, immer wieder betont Marx als das nächste praktische Ziel des Proletariats nicht die Aufhebung des Staates, sondern die Ersetzung der bureaukratischen Militärmonarchie durch eine wirklich demokratische Republik.

Digitized by Google

Aber dabei wird stets der Charakter des Staates als Mittel der Klassenherrschaft betont. Im obigen Zitat allerdings nur der Charakter des zentralisierten Polizei- und Militärstaates.

In seinem Vorwort zur dritten Auflage des „Bürgerkrieges" kommt Engels auch auf diese Seite der Schrift zu sprechen. Er gibt ihr aber eine umfassendere Bedeutung. Marx wurde durch den Aufstand der Kommune nur veranlaßt, von der Militärmonarchie als Werkzeug der Klassenherrschaft zu sprechen. Engels dehnt diese Charakteristik auf den Staat überhaupt aus — nicht im Gegensatz zu Marx, wie schon die im gleichen Sinne gehaltenen Ausführungen des Anti-Dühring beweisen, der noch bei Marx Lebzeiten und mit seiner vollen Zustimmung verfaßt wurde (1877 und 1878).

In der Engelsschen Vorrede, verfaßt 1891, heißt es:

„Diese Sprengung der bisherigen Staatsmacht und ihre Ersetzung durch eine neue, in Wahrheit demokratische, ist im dritten Abschnitt des „Bürgerkriegs" eingehend geschildert. Es war aber nötig, hier nochmals auf einige Züge derselben einzugehen, weil gerade in Deutschland der Aberglaube an den Staat aus der Philosophie sich in das allgemeine Bewußtsein der Bourgeoisie und selbst vieler Arbeiter übertragen hat. Nach der philosophischen Vorstellung ist der Staat die „Verwirklichung der Idee" oder das ins Philosophische übertragene Reich Gottes auf Erden, das Gebiet, worauf die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit sich verwirklicht oder verwirklichen soll. Und daraus folgt dann eine abergläubische Verehrung des Staates und alles dessen, was mit dem Staate zusammenhängt, und die sich um so leichter einstellt, als man sich von Kindesbeinen daran gewöhnt hat, sich einzubilden, die der ganzen Gesellschaft gemeinsamen Geschäfte und Interessen könnten nicht anders besorgt werden, als wie sie bisher besorgt worden sind, nämlich durch den Staat und seine wohlbestallten Behörden. Und man glaubt schon einen ganz gewaltig kühnen Schritt getan zu haben, wenn man sich frei gemacht vom Glauben an die erbliche Monarchie und auf die demokratische Republik schwört. In Wirklichkeit aber ist der Staat nichts als eine Maschine zur Unterdrückung einer Klasse durch eine andere, und zwar in der demokratischen Republik nicht minder als in der Monarchie; und im besten Fall ein Uebel, das dem im Kampf um die Klassenherrschaft siegreichen Proletariat vererbt wird, und dessen schlimmste Seiten es, ebensowenig wie die Kommune, umhin können wird, sofort möglichst zu beschneiden, bis ein in neuen, freien Gesellschaftszuständen herangewachsenes Geschlecht imstande sein wird, den ganzen Staatsplunder von sich abzutun."

Auch hier ist keine Rede davon, daß das siegreiche Proletariat den Staat sofort aufzuheben habe. Es habe bloß die Allmacht die Staatsorgane „möglichst zu beschneiden". Wohl spricht Engels vom Abtun des „ganzen Staatsplunders", doch betrachtet er das als eine Aufgabe späterer Generationen, die in „neuen freien Gesellschaftszuständen" herangewachsen sind.

Die Staatsauffassung, die im Anschluß an Marx von Engels hier geäußert wird, ist auch die meine. Sie liegt den folgenden Untersuchungen über den Staat zu Grunde.

Digitized by Google

Allerdings ist dabei eines zu bemerken. Diese Auffassung wurde nicht aus der „Idee" des Staates abgeleitet, sondern durch Beobachtung der Staaten gewonnen, die bisher in der Geschichte aufgetreten sind. Sie ist also keine ewige Auffassung, sondern hängt von der Gestalt ab, die der Staat jeweilig annimmt.

Seit den letzten Engelsschen Aeußerungen über den Staat ist mehr als ein Menschenalter vergangen, das den Charakter der modernen Staaten nicht unberührt gelassen hat. Ob die Marx-Engelssche Kennzeichnung des Staates, die für ihre Zeit noch vollständig zutraf, auch heute ohne Einschränkung gilt, wird besonders zu untersuchen sein. Aber das kann mit Erfolg erst geschehen, nachdem wir den bisherigen Staat ausreichend kennen gelernt haben. Nur aus der Erkenntnis des bisherigen Staates heraus ist der moderne Staat völlig zu begreifen, sowohl in seinen Uebereinstimmungen, wie in seinen Abweichungen vom alten Staat.

Davon handeln wir hier noch nicht. Es sei darauf nur deshalb jetzt schon verwiesen, damit der Leser bei den zunächst folgenden Ausführungen über den Staat stets nur den alten im Auge hat, an ihm meine Ausführungen mißt und von dem modernen Staat solange absieht, bis ich ausdrücklich auf ihn zu sprechen komme.

Vom Lassalleschen Staatsbegriff handeln wir nicht weiter. Wohl behält Lassalle recht, wenn er behauptet, daß der Staat seinen Mitgliedern Reichtum, Wissen, Macht und Freiheit bringt. Aber nicht allen seinen Mitgliedern bringt er diese Gaben, sondern nur den Mitgliedern der ausbeutenden und herrschenden Klassen. Den ausgebeuteten und beherrschten bringt er Armut und Elend, Unwissenheit, Ohnmacht, und Unfreiheit.

Auf der anderen Seite ist es richtig, daß in jedem Gemeinwesen ebenso wie im Staate (im Marxschen Sinne) eine Leitung vorhanden ist, eine richterliche Gewalt zur Austragung von Streitigkeiten, sowie eine bewußte Regelung des gesellschaftlichen Zusammenwirkens, entweder von Fall zu Fall oder grundsätzlich für alle erwarteten Fälle gleicher Art, soweit soziale Triebe und Instinkte, Sitten und der Druck der Tatsachen nicht ausreichen, dieses Zusammenwirken zu erzielen. In den Gemeinwesen, die im Marxschen Sinne Staten sind, ebenso wie in den anderen, die es nur im Lassalleschen Sinne sind, gibt es eine Zwangsgewalt, die das Individuum zwingt, den Anordnungen der Leiter, der Richter, der Gesetzgebung Folge zu leisten. Aber das Bestehen einer solchen Zwangsgewalt macht ein Gemeinwesen noch nicht schon zum Staat im Marxschen Sinne.

Im vorstaatlichen Gemeinwesen wird diese Zwangsgewalt gebildet durch das Uebergewicht der Mehrheit über die Minderheit, das erdrückend wirkt dort, wo es ein Uebergewicht der Gesamtheit gegenüber einem einzelnen ist.

Digitized by Google

Die Macht des Stammes-Häuptlings gegenüber dem einzelnen Stammesmitglied ist absolut dort, wo er den Stamm hinter sich hat. Dagegen wird er ohnmächtig, wenn er sein Prestige im Stamme verliert. Im primitiven Stamme ist jeder bewaffnet und in den Waffen geübt, und zwar alle ungefähr gleichmäßig. Der Häuptling oder Richter verfügt da über keine anderen Zwangsmittel, um seine Entscheidungen durchzusetzen, als die Zustimmung der Masse des Stammes.

Der Staat bedeutete dagegen bisher die Herrschaft der Minderheit über die Mehrheit. Seine Zwangsgewalt beruhte nicht auf dem moralischen Uebergewicht der Mehrheit, der großen Masse, sondern auf der Uebermacht einer Minderheit über eine große Mehrheit — einer Uebermacht, die aus einer Ueberlegenheit der Waffen, des Wissens, des Reichtums, ökonomischer oder sonstiger Unentbehrlichkeit hervorgehen konnte.

Man kann sehr wohl anerkennen, daß ein Gemeinwesen ohne eine gewisse Zwangsgewalt seiner Organe gegenüber dem einzelnen nicht bestehen kann, und doch die bisherige staatliche Zwangsgewalt entschieden bekämpfen.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Das Werden des Staates und der Klassen.

Erstes Kapitel.

Die Engelssche Hypothese.

Die geschriebene Geschichte ist eine Geschichte von Staaten und von Klassenkämpfen. Bei Beginn dieser Geschichte finden wir bereits beide, Staat und Klasse, aufs engste miteinander verbunden.

Um eine Erscheinung vollständig zu begreifen, reicht es nicht hin, sie zu erkennen, wie sie ist, d. h. ihre Unterschiede von anderen Erscheinungen festzustellen, mit denen sie zusammenhängt. Man muß auch wissen, wie sie geworden ist, welches die Erscheinungen waren, aus denen sie hervorging, und welches die Anstöße, die jene vorhergehende Erscheinung zu solchen Fortbewegungen und Wandlungen veranlaßten, daß die neue Erscheinung aus ihr hervorging.

Leider wissen wir über die ersten Anfänge der Staaten und Klassen gar nichts. Die Berichte über Staatengründungen der Vorzeit, etwa die Gründung Roms durch Romulus und Remus, sind bloß Märchen ohne jeden geschichtlichen Wert.

Wohl besitzen wir ausreichende Berichte über zahlreiche Staatengründungen, z. B. die der germanischen Staaten seit der Völkerwanderung, aber alle diese Staaten wurden auf den Trümmern vorhergehender Staaten, z. B. des Römerreiches, begründet und bildeten im Grunde nur Umwandlungen bestehender Staaten. Ueber das Aufkommen eines Staates in einer Zeit, wo es nur vorstaatliche Gemeinwesen gab, liegt kein einziger Bericht vor.

Wohl haben sich zahlreiche primitive Gesellschaften und Gemeinwesen bis in die historische Zeit hinein erhalten. Aber sie alle entwickeln sich so langsam, daß Veränderungen bei ihnen für den zivilisierten Beobachter, der nur kurze Zeit mit ihnen in Verbindung steht, nicht wahrnehmbar werden. Wo aber ein primitives Gemeinwesen mit einem höherstehenden in dauernde Berührung kommt, da übernimmt es von diesem so viel, daß es Ursprünglichkeit und Selbständigkeit in hohem Maße verliert und seine weitere Entwicklung nicht mehr als Beispiel des Entwicklungsganges der Vorzeit betrachtet werden darf. Wir sind so weit gekommen, auf Grund der Erforschung heute noch bestehender primitiver Völkerschaften, eine Aufeinanderfolge der Stadien

Digitized by Google

der menschlichen Entwicklung bis zu den Zeiten der geschriebenen Geschichte entwerfen zu können. Freilich sind auch über diese Aufeinanderfolge die Forscher keineswegs in allen Punkten einig und es sind noch viele Auffassungen darüber im Flusse.

In bezug auf die Methoden, mit denen sich die Fortentwicklung von einem dieser Stadien zu dem nächstfolgenden vollzog, können wir uns jedoch nur wenig oder gar nicht auf Beobachtungen stützen. Hier sind wir vorwiegend auf Hypothesen angewiesen.

Dies gilt für die vorstaatliche soziale Entwicklung überhaupt, am meisten jedoch für das Werden der ersten Klassen und Staaten. Zahlreich sind die Hypothesen, die darüber aufgestellt wurden. Manche stützen sich auf bloße Spekulationen, andere auf Indizien, die beobachteten Tatsachen entnommen wurden. Je mehr letzteres der Fall, und je besser eine Hypothese mit dem Gang der späteren, schriftlich überlieferten Geschichte vereinbar ist, um so eher werden wir sie akzeptieren dürfen.

Für das rein spekulative Betrachten der Frage liegt sie sehr einfach: Niemand fügt sich der Ausbeutung und der Beherrschung freiwillig. Ohne Zwang keine Klassen und kein Staat. Zwang wird geübt von dem (körperlich oder geistig) Stärkeren über den Schwächeren. Nirgends sind die Menschen völlig gleich, sondern sie sind schon von Natur verschieden. Darin liegt schon die Möglichkeit gegeben, daß der Stärkere den Schwächeren vergewaltigt und zwingt, für ihn, den Stärkeren, nach seinem Kommando zu arbeiten.

Danach wären die Elemente der Klassen und des Staates von Natur aus schon gegeben.

Noch 1876, in seinem „Kursus der National- und Sozialökonomie" operierte Eugen Dühring mit zwei Männern, von denen der eine den anderen unterdrückt, um daraus die Ausbeutungsverhältnisse abzuleiten. Engels hat ihm darob arg zugesetzt.

In der Tat ist diese Hypothese schon deshalb ungangbar, weil sie soziale Verhältnisse als Verhältnisse zweier vereinzelter Individuen betrachtet. Der Mensch ist aber von Anfang an ein soziales Wesen, und das stärkere Individuum steht daher nicht einem schwächeren Individuum, sondern einem ganzen Stamm gegenüber, der unter allen Umständen stärker ist, als der kraftvollste einzelne Riese.

Wohl strebt jedes soziale Wesen nach Ansehen und Einfluß unter den Genossen, mit denen es zusammenlebt. Pferde und Hunde können auf Lob und Auszeichnung ebenso erpicht sein, wie Menschen. Eitelkeit und Ehrgeiz sind Eigenschaften, die aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben hervorgehen. Ebenso das Verlangen nach Einfluß über die Genossen. Aber das hervorragende Individuum im Stamm würde nicht zu Lob und Auszeichnung, zu Macht und Ansehen bei seinen Genossen kommen, wenn

Digitized by Google

es sich daran machen würde, sie zu knechten und auszubeuten. Jedes Streben in dieser Richtung wäre vielmehr das sicherste Mittel, um die Gesamtheit des Stammes gegen den Usurpator zu vereinigen, und ihn dem Abscheu aller zu überliefern und zu völliger Ohnmacht zu verurteilen.

In vorstaatlichen Verhältnissen weiß das hervorragende Individuum sehr gut, daß es nur ein Mittel gibt, im Stamm zu Einfluß und Ansehen zu kommen: Die Interessen des Stammes kraftvoller und wirksamer zu verfechten, als die Uebrigen. Darauf beruht das Ansehen und die Macht des Häuptlings, und er behält sie nur so lange, als er sich des Vertrauens seiner Genossen würdig zeigt.

Abgesehen von diesen und anderen Einwänden, die noch zu erheben wären, erklärt der Hinweis auf die natürliche Ueberlegenheit der Stärkeren (oder Klügeren) schon deswegen keine sozialen Ungleichheiten und Gliederungen, weil natürliche Ungleichheiten beim Menschen wie bei jedem Tier seit jeher vorkommen, solange seine Art besteht. Selbst wenn die Ausbeutung der Klassen und der Zwangsgewalt des Staates aus physischer Ueberlegenheit einzelner über ihre Umgebung hervorgehen könnten, wäre doch zu erklären, warum diese Ueberlegenheit erst nach Hunderttausenden von Jahren menschlicher Entwicklung solche Wirkungen hervorbrachte. Das weist schon auf die Notwendigkeit hin, die besonderen Bedingungen zu erforschen, unter denen die Bildung von Klassen und Staaten möglich wurde.

Daher haben auch Marx und Engels die bloße Gewalttheorie abgelehnt, die zwar sehr einfach ist und sehr einleuchtend erscheint, aber nicht das mindeste erklärt. Sie kamen bei ihren Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß die Bildung der Klassen aus der ökonomischen Entwicklung hervorgehe und die ausbeutenden und herrschenden Klassen dann den Staat aufrichteten. Die Klassen waren also nach ihrer Anschauung früher da als der Staat. Das stand vollkommen im Einklang mit der Geschichtsauffassung, wonach bei jeder gesellschaftlichen Aenderung das ökonomische das primäre ist, das politische (und ideologische) dessen Konsequenz.

In seinem „Anti-Dühring" erklärt Engels das Werden der Klassen und des Staates in folgender Weise:

„Wie die Menschen ursprünglich aus dem Tierreich — im engeren Sinne — heraustreten, so treten sie in die Geschichte ein: noch halb Tiere, roh, noch ohnmächtig gegenüber den Kräften der Natur, noch unbekannt mit ihren eigenen; daher arm wie die Tiere und kaum produktiver als sie. Es herrscht eine gewisse Gleichheit der Lebenslage und für die Familienhäupter auch eine Art Gleichheit der gesellschaftlichen Stellung — wenigstens eine Abwesenheit von Gesellschaftsklassen, die noch in den naturwüchsigen, ackerbauenden Gemeinwesen der späteren Kulturvölker fortdauert. In jedem solchen Gemeinwesen bestehen von Anfang an gewisse gemeinsame Interessen, deren Wahrung einzelnen, wenn auch

Digitized by Google

unter Aufsicht der Gesamtheit, übertragen werden muß: Entscheidung von Streitigkeiten, Repression von Uebergriffen einzelner über ihre Berechtigung hinaus; Aufsicht über Gewässer, besonders in heißen Ländern; endlich, bei der Waldursprünglichkeit der Zustände, religiöse Funktionen. Dergleichen Beamtungen finden sich in den urwüchsigen Gemeinwesen zu jeder Zeit, so in den ältesten deutschen Markgenossenschaften und noch heute in Indien. Sie sind selbstverständlich mit einer gewissen Machtvollkommenheit ausgerüstet und die Anfänge der Staatsgewalt. Allmälig steigern sich die Produktionskräfte; die dichtere Bevölkerung schafft hier gemeinsame, dort widerstreitende Interessen zwischen den einzelnen Gemeinwesen, deren Gruppierung zu größerem Ganzen wiederum eine neue Arbeitsteilung, die Schaffung von Organen zur Wahrung der gemeinsamen, zur Abwehr der widerstreitenden Interessen hervorruft. Diese Organe, die schon als Vertreter der gemeinsamen Interessen der ganzen Gruppe jedem einzelnen Gemeinwesen gegenüber eine besondere, unter Umständen sogar gegensätzliche Stellung haben, verselbständigen sich bald noch mehr, teils durch die in einer Welt, wo alles naturwüchsig hergeht, fast selbstverständlich eintretende Erblichkeit der Amtsführung, teils durch ihre, mit der Vermehrung der Konflikte mit anderen Gruppen wachsende Unentbehrlichkeit. Wie diese Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktion gegenüber der Gesellschaft mit der Zeit sich bis zur Herrschaft über die Gesellschaft steigern konnte, wie der ursprüngliche Diener, wo die Gelegenheit günstig, sich allmälig in den Herrn verwandelte, wie je nach Umständen dieser Herr als orientalischer Despot oder Satrap, als griechischer Stammesfürst, als keltischer Clanchef usw. auftrat, wie weit er sich bei dieser Verwandlung schließlich auch der Gewalt bediente, wie endlich die einzelnen herrschenden Personen sich zu einer herrschenden Klasse zusammenfügten, darauf brauchen wir hier nicht einzugehen. Es kommt hier nur darauf an, festzustellen, daß der politischen Herrschaft überall eine gesellschaftliche Amtstätigkeit zugrunde lag; und die politische Herrschaft hat auch dann nur auf die Dauer bestanden, wenn sie diese ihre gesellschaftliche Amtstätigkeit vollzog. . . .

„Neben dieser Klassenbildung ging aber noch eine andere. Die naturwüchsige Arbeitsteilung innerhalb der ackerbautreibenden Familie erlaubte auf einer gewissen Stufe des Wohlstandes die Einfügung einer oder mehrerer fremder Arbeitskräfte. . . . Die Produktion war so weit entwickelt, daß die menschliche Arbeitskraft jetzt mehr erzeugen konnte, als zu ihrem einfachen Unterhalt nötig war; die Mittel, mehr Arbeitskraft zu unterhalten, waren vorhanden; diejenigen, sie zu beschäftigen, ebenfalls; die Arbeitskraft bekam einen Wert. Aber das eigene Gemeinwesen und der Verband, dem es angehörte, lieferte keine disponiblen, überschüssigen Arbeitskräfte. Der Krieg dagegen lieferte sie, und der Krieg war so alt wie die gleichzeitige Existenz mehrerer Gemeinschaftsgruppen nebeneinander. Bisher hatte man mit den Kriegsgefangenen nichts anzufangen gewußt, sie also einfach erschlagen, noch früher hatte man sie verspeist. Aber auf der jetzt erreichten Stufe der „Wirtschaftslage" erhielten sie einen Wert; man ließ sie also leben und machte sie der Arbeit dienstbar. So wurde die Gewalt, statt die Wirtschaftslage zu beherrschen, im Gegenteil in den Dienst der Wirtschaftslage gepreßt. Die S k l a v e r e i war erfunden!" (S. 186—189.)

So schrieb Engels 1877. Sieben Jahre später behandelte er dasselbe Thema ausführlicher in seiner Schrift „Der Ursprung der

Digitized by Google

Familie, des Privateigentums und des Staates", im Anschluß an die Morganschen Forschungen.

Bemerkenswert für uns sind hier namentlich seine Ausführungen über die sozialen Zustände Griechenlands in der Zeit, die in den homerischen Gedichten geschildert wird. Es heißt dort:

„In den homerischen Gedichten finden wir die griechischen Stämme meist schon zu kleinen Völkerschaften vereinigt, innerhalb deren Gentes, Phratrien und Stämme indes ihre Selbständigkeit noch vollkommen bewahrten. Sie wohnten bereits in mit Mauern befestigten Städten; die Bevölkerungszahl stieg mit der Ausdehnung der Herden, des Feldbaus und den Anfängen des Handwerks; damit wuchsen die Reichtumsverschiedenheiten und mit ihnen das aristokratische Element innerhalb der alten, naturwüchsigen Demokratie. Die einzelnen Völkchen führten unaufhörliche Kriege um den Besitz der besten Landstriche und auch wohl der Beute wegen; Sklaverei der Kriegsgefangenen war bereits anerkannte Einrichtung.

Die Verfassung dieser Stämme und Völkchen war nun wie folgt:

1. Stehende Behörde war der Rat, bulé, ursprünglich wohl aus den Vorstehern der Gentes zusammengesetzt, später, als deren Zahl zu groß wurde, aus einer Auswahl, die Gelegenheit bot zur Ausbildung und Stärkung des aristokratischen Elements . . . . .

2. Die Volksversammlung (agora). Bei den Irokesen fanden wir das Volk, Männer und Weiber, die Ratsversammlung umstehend, dreinredend in geordneter Weise und so ihre Beschlüsse beeinflussend. Bei den homerischen Griechen hat sich dieser „Umstand", um einen altdeutschen Gerichtsausdruck zu gebrauchen, bereits entwickelt zur vollständigen Volksversammlung, wie dies ebenfalls bei den Deutschen der Urzeit der Fall war . . . . . Sie war souverän in letzter Instanz, denn, sagt Schömann (griechische Altertümer), „handelt es sich um eine Sache, zu deren Ausführung die Mitwirkung des Volkes erforderlich ist, so verrät uns Homer kein Mittel, wie dasselbe gegen seinen Willen dazu gezwungen werden könne." Es gab eben zu dieser Zeit noch keine, vom Volk getrennte öffentliche Gewalt, die ihm hätte entgegengesetzt werden können . . . . .

3. Der Heerführer (basileus). Hierzu bemerkt Marx: „Die europäischen Gelehrten, meist geborene Fürstenbediente, machen aus dem Basileus einen Monarchen im modernen Sinn. Dagegen verwahrt sich der Yankee-Republikaner Morgan. Er sagt sehr ironisch, aber wahr vom öligen Gladstone und dessen Juventus Mundi:[1]) Herr Gladstone präsentiert uns die griechischen Häuptlinge der Heldenzeit als Könige und Fürsten, mit der Zugabe, daß sie auch Gentlemen seien; er selbst muß aber zugeben: „Im Ganzen scheinen wir die Sitte oder das Gesetz der Erstgeburtsfolge hinreichend, aber nicht allzu scharf bestimmt vorzufinden." Es wird wohl auch dem Herrn Gladstone selbst scheinen, daß eine so verklausulierte Erstgeburtsfolge hinreichend, wenn auch nicht allzu scharf, gerade so viel wert ist, wie gar keine.

---

1) Im Jahre 1869 veröffentlichte Gladstone eine Arbeit über „Die Götter und Menschen des heroischen Zeitalters", die er betitelte: „Juventus Mundi", die Jugend der Welt. Gladstone liebte es, sich neben seiner politischen Tätigkeit mit Kirchengeschichte und Altertumswissenschaft zu beschäftigen. K.

Digitized by Google

„Wie es mit der Erblichkeit der Vorsteherschaften bei den Irokesen und anderen Indianern stand, sahen wir. Alle Aemter waren Wahlämter meist innerhalb einer Gens, und insofern in dieser erblich. Bei Erledigungen wurde der nächste Gentilverwandte — Bruder oder Schwestersohn — allmählich vorgezogen, falls nicht Gründe vorlagen, ihn zu übergehen. Ging also bei den Griechen unter der Herrschaft des Vaterrechts das Amt der Basileus in der Regel auf den Sohn oder einen der Söhne über, so ist das nur Beweis, daß die Söhne hier die Wahrscheinlichkeit der Nachfolge durch Volkswahl für sich hatten, keineswegs aber Beweis rechtskräftiger Erbfolge ohne Volkswahl. Was hier vorliegt, ist bei den Irokesen und Griechen die erste Anlage zu besonderen Adelsfamilien innerhalb der Gentes und bei den Griechen noch dazu die erste Anlage einer künftigen erblichen Führerschaft oder Monarchie." (S. 99—101.)

„Wir sehen also in der griechischen Verfassung der Heldenzeit die alte Gentilorganisation in lebendiger Kraft, aber schon den Anfang ihrer Untergrabung: Vaterrecht mit Vererbung des Vermögens an die Kinder, wodurch die Reichtumsanhäufung in der Familie begünstigt und die Familie eine Macht wurde gegenüber der Gens; Rückwirkung der Reichtumsverschiedenheit auf die Verfassung, vermittelst Bildung der ersten Ansätze zu einem erblichen Adel und Königtum; Sklaverei zunächst noch bloß von Kriegsgefangenen, aber schon die Aussicht eröffnend auf Versklavung der eigenen Stammes- und selbst Gentilgenossen; der alte Krieg von Stamm gegen Stamm bereits ausartend in systematische Räuberei zu Land und zur See, um Vieh, Sklaven, Schätze zu erobern, in regelrechte Erwerbsquelle; kurz Reichtum gepriesen und geachtet als höchstes Gut, und die alten Gentilordnungen gemißbraucht, um den gewaltsamen Raub von Reichtümern zu rechtfertigen. Es fehlte nur noch eines: eine Einrichtung, die die neuerworbenen Reichtümer der einzelnen nicht nur gegen die kommunistischen Traditionen der Gentilordnung sicherstellt, die nicht nur das früher so gering geschätzte Privateigentum heiligte und diese Heiligung für den höchsten Zweck aller menschlichen Gesellschaft erklärte, sondern die auch die nacheinander sich entwickelnden neuen Formen der Eigentumserwerbung, also der stets beschleunigten Vermehrung des Reichtums mit dem Stempel allgemein gesellschaftlicher Anerkennung versah; eine Einrichtung, die nicht nur die aufkommende Spaltung der Gesellschaft in Klassen verewigte, sondern auch das Recht der besitzenden Klasse auf Ausbeutung der nichtbesitzenden und der Herrschaft jener über diese. Und diese Einrichtung kam. Der Staat wurde erfunden." (S. 103, 104.)

Diese Auffassung von 1884 deckt sich im wesentlichen mit der von 1877. Auch hier geht die Bildung der Klassen der des Staates vorher. Jene kann ohne diese eintreten.

Der Unterschied zwischen 1877 und 1884 ist bloß der, daß die Gentilverfassung, die für Marx und Engels 1877 noch keine Rolle spielte, nun, 1884, in Gegensatz gebracht wurde zur Staatsverfassung. Diese soll aus der Auflösung und Ueberwindung der Gens erstehen. Die Klassen selbst bilden sich im Schoße der Gens.

Neben den beiden Faktoren der Bildung von Klassen, die Engels schon 1877 nannte, der Erblichkeit gesellschaftlicher Funktionen und der Sklaverei, wird 1884 noch eine dritte genannt und

Digitized by Google

in den Vordergrund geschoben, das Aufkommen des privaten Eigentums und der Reichtumsverschiedenheiten.

Als die grundlegende Triebkraft dieser Entwicklung erscheint aber stets die Arbeitsteilung:

„Die große Arbeitsteilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Massen und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden wenigen Bevorrechteten. Die einfachste, naturwüchsigste Form dieser Arbeitsteilung war eben die Sklaverei." (Dührings Umwälzung, S. 190.)

Zweites Kapitel.

Kritik der Engelsschen Hypothese.

Was wir hier als Engelssche Hypothese bezeichnen, war eine Auffassung, die Marx teilte. Es ist eine Auffassung, die nicht auf marxistische Kreise beschränkt, sondern, wenn auch nicht immer in allen Einzelheiten übereinstimmend, weit verbreitet ist. Engels fand bei Morgan eine Darstellung des Uebergangs von der Gens zur „politischen Gesellschaft", die sich im wesentlichen mit seinen eigenen Anschauungen deckte und sie bekräftigte.

Trotzdem erheben sich schwere Bedenken gegen sie.

Die Engels-Marx-Morgansche Hypothese geht von der Gens aus, in der vollste Demokratie und weitgehende Gleichheit der sozialen Bedingungen herrschte.

Drei Faktoren sollen diese Gleichheit untergraben und damit Klassengegensätze geschaffen und den Staat möglich und notwendig gemacht haben.

Als der erste von ihnen wird die Ursache verzeichnet, daß die Regelung der gesellschaftlichen Beziehungen und die Durchsetzung dieser Regelungen in jedem Gemeinwesen Funktionäre erheischen. Unter der Gentilverfassung, wie überhaupt in primitiven sozialen Gebilden, werden sie von der Masse der Mitglieder oder wenigstens der Männer, gewählt. Ihnen steht keine andere Zwangsgewalt zu Gebote, als der Wille und die Macht der Gesamtheit, die sie erwählt hat. Diese Macht ist unwiderstehlich gegenüber einem widerspenstigen Einzelnen, wenn sie hinter dem Funktionär des Gemeinwesens steht.

Die Befugnisse dieser Funktionäre sind verschieden, je nach den Aufgaben, die sie zu erfüllen haben. Im Frieden haben die Häuptlinge wenig zu sagen, sehr viel dagegen im Krieg. Dieser erheischt seiner Natur nach rasches, einmütiges Handeln, was weitgehende Befugnisse des Kriegshäuptlings mit sich bringt, die aber nur so lange dauern, wie der Krieg selbst.

In diese Verfassung demokratischer Freiheit und Gleichheit soll nun im Laufe der Zeit dadurch ein sie auflösender Faktor

Digitized by Google

hineingeraten, daß die Funktionäre des Gemeinwesens sich von ihm unabhängig machen, aus seinen Dienern zu seinen Herren werden:

„Teils durch die, in einer Welt, wo alles naturwüchsig hergeht, fast selbstverständlich eintretende Erblichkeit der Amtsführung, teils durch ihre, mit der Vermehrung der Konflikte mit anderen Gruppen wachsende Unentbehrlichkeit" (Anti-Dühring, S. 187).

Danach könnte es scheinen, als sei die Erblichkeit etwas ganz „Naturwüchsiges", „Selbstverständliches", „Natürliches". Da muß man aber, wie bei jedem Geltendmachen der „Natürlichkeit" in der Geschichte, immer wieder fragen: wenn die Erscheinung so natürlich ist, warum tritt sie nicht schon im Naturzustande ein? Leiter hat jede Herde sozialer Tiere, nirgends aber ist diese Funktion erblich. Engels lebte noch in der heute unter den Verhältnissen der Kulturwelt naheliegenden Anschauung, auf die wir schon in einem anderen Zusammenhang hinwiesen, die Bande des „Blutes" seien natürliche Bande.

Gewiß gibt es solche, aber nur zwischen Eltern und Abkömmlingen, die noch nicht imstande sind, sich selbst fortzubringen. Sobald sie das vermögen, hört jedes natürliche Band des Blutes zwischen Eltern und Jungen auf. Erst die Sprache schafft die Möglichkeit, daß solche Bande über das Stadium der Unreife der Jungen hinaus fixiert und über das Verhältnis von Eltern und Kindern hinaus ausgedehnt werden. Damit ist die Verwandtschaftsorganisation gegeben, aber keineswegs schon eine natürliche Erblichkeit.

Bei Gegenständen, die der einzelne persönlich gebraucht, entweder selbst herstellt oder eintauscht oder einem getöteten Gegner abnimmt, entsteht wohl die Frage, was mit ihnen geschehen soll, wenn der Besitzer stirbt. Soweit sie ihm nicht ins Grab mitgegeben werden, wird es fraglich, wem sie zufallen sollen. Da ist es allerdings naheliegend, daß sie der gesellschaftlichen Gruppe nicht entgehen sollen, der der bisherige Besitzer angehörte. Aber dabei ist das Erbrecht, das vom Gemeinwesen für solche Fälle festgesetzt wird, keineswegs „natürlich" oder „selbstverständlich". Es fällt bei Mutterrecht ganz anders aus als bei Vaterrecht.

Und dieses Erbrecht gilt keineswegs für alle Dinge, mit denen der Verstorbene zu tun hatte, sondern nur für seinen persönlichen Besitz. Die großen Quellen des Lebens, die gemeinschaftlich benutzt oder doch unter der Kontrolle der Gesamtheit benutzt wurden, verblieben dieser, vor allem der Grund und Boden. Diesen Lebensquellen gegenüber gab es kein persönliches Erbrecht.

Und wieder ein besonderer Fall sind die Aemter. Ein solches ist nicht ein Gegenstand, den man erwirbt, sondern eine Aufgabe, mit der man beauftragt wird. Das ist eine Sache ganz eigener

Digitized by Google

Art, und auch wenn die Vererbung von Waffen oder Schmuck an die Kinder oder sonstige Verwandte so allgemein geworden ist, daß sie selbstverständlich und „natürlich" erscheint, braucht das noch lange nicht für Aemter zu gelten. Damit sie als Privateigentum und daher als vererblich angesehen werden, müssen sie erst der Gesellschaft gegenüber selbständig geworden sein. Statt die Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktionen zu erklären, setzt die Erblichkeit der Aemter diese Verselbständigung vielmehr voraus.

Was Engels als Anfänge der Erblichkeit der Aemter bezeichnet, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als der Brauch, für ein bestimmtes Amt mit Vorliebe nur Mitglieder einer bestimmten Familie zu wählen. Woher solche Bräuche kommen, ist nicht immer klar. Auf keinen Fall erteilten sie irgend jemand oder dem Sohne irgend jemandes innerhalb der Gens einen Anspruch darauf, gewählt zu werden.

Selbst als das Römische Reich Deutscher Nation schon lange bestand und die Erblichkeit der Lehen und Aemter in ihm schon tiefgewurzelt war, besaß noch keine Familie ein Anrecht darauf, daß aus ihr der deutsche Kaiser erwählt werde, geschweige denn, daß ein Mitglied einer Familie durch bloßes Erbrecht, ohne Wahl zu seinem Amte gelangt wäre.

Lamprecht sagt darüber:

„Stets wurden die Herrscher unserer großen Kaiserzeit bis zu den Staufen aus höchstem Geschlecht gewählt, und Sohn folgte auf Vater, solange die natürliche Reihe der Generationen es zuließ. Als aber der Verfasser des Sachsenspiegels in der Zeit Kaiser Friedrichs II. (1215—1250) die gesetzlichen Bedingungen für das passive Wahlrecht zu Rom festzustellen suchte, da fand er gleichwohl keine anderen zu Recht bestehend, denn die, daß der König frei sein müsse und echt (ehelich. K.) geboren." (Deutsche Geschichte, Berlin 1891, I., S. 126.)

Diese Bestimmung war natürlich Schall und Rauch in einer Zeit, wo die Masse macht- und rechtlos war, der Feudalstaat in voller Blüte stand und einige Familien alle anderen weit an Macht und Reichtum überragten. Diese letzteren allein durften Anspruch auf die kaiserliche Würde erheben. Aber in der vorstaatlichen Zeit besaß das passive Wahlrecht eines jeden freien Mannes auf die Erwählung zum höchsten Amt sicher noch volle Kraft. Das nimmt auch Lamprecht an.

Wenn die gesellschaftlichen Funktionen immer unentbehrlicher wurden, so muß das der Erblichkeit der Aemter direkt entgegengewirkt haben, denn je wichtiger das Amt, um so mehr ist Freiheit in der Auswahl desjenigen erforderlich, der es ausfüllen soll. Desto notwendiger, stets den Tüchtigsten zu bestellen, desto weniger kann man die Besetzung des Amtes dem Zufall des Erbrechts überlassen.

Bei alledem ist nicht klar, wieso Vererbung, wenn sie wirklich stattgefunden haben sollte, und Unentbehrlichkeit gewisser-

Digitized by Google

hafter und fähiger Amtsführung dahin gewirkt haben sollen, die Beamten nicht nur unabhängig von ihren Wählern zu machen, sondern ihnen auch eine Zwangsgewalt über sie zu verleihen, ohne die der Staat undenkbar ist.

Die demokratisch gewählten Beamten der Gens sollen nicht nur ihre Aemter erblich gemacht, sondern auch sich als Adel über ihre Gentilgenossen erhoben und sie zu Beherrschten und Ausgebeuteten herabgedrückt haben.

Hier sind wir bei dem springenden Punkt angelangt. In der Gens verfügten ihre Funktionäre über keine Zwangsgewalt als über die, welche aus der Uebermacht der Gesamtheit über den einzelnen hervorging. Sie wurden ohnmächtig, sobald die Gesamtheit sich gegen sie wandte.

Woher kam nun die Zwangsgewalt der Bedrücker gegenüber der Masse der Gentilgenossen? Auf diese Frage gibt Engels weder im „Anti-Dühring" noch im „Ursprung der Familie" eine Antwort. Im „Anti-Dühring" sagt er bloß, „darauf brauchen wir hier nicht einzugehen". Im „Ursprung" wieder behandelt er die griechische Gens im 4. Kapitel, wo sich die oben zitierten Stellen über deren Verfall und das Nahen des Staates finden. Im 5. Kapitel über die Entstehung des athenischen Staates wird aber das Erbrecht bestimmter Familien auf die Gentilämter bereits als wenig „bestritten" betrachtet und konstatiert, daß „diese Familien, ohnehin mächtig durch Reichtum, anfingen, sich außerhalb der Gentes zu einer eigenen bevorrechteten Klasse zusammenzutun". (S. 107.) Woher ihnen die Kraft gekommen war, diese Anmaßung durchzusetzen, solange im Gemeinwesen noch allgemeines Stimmrecht und allgemeine Volksbewaffnung herrschte, sagt Engels nicht. Er berichtet wohl, daß „die Athener gleichzeitig mit ihrem Staat auch eine Polizei einrichteten, eine wahre Gendarmerie von Bogenschützen zu Fuß und zu Pferd. Diese Gendarmerie aber wurde gebildet aus Sklaven" (S. 117).

Engels irrt, wenn er annimmt, dies Polizeikorps sei von den Athenern „gleichzeitig" mit ihrem Staate eingerichtet worden. Der athenische Staat bestand schon lange und hatte viele Wandlungen durchgemacht — er hatte bereits die Stadien des Königtums, der Adelsrepublik, der Tyrannis hinter sich und war zur Demokratie vorgeschritten —, als es zur Einrichtung dieser Polizei kam. Erst im 5. Jahrhundert, zur Zeit der Perserkriege, ging man in Athen daran, ein Polizeikorps von 1000 skythischen Bogenschützen anzuschaffen, „die auf den Sklavenmärkten am Pontus für Rechnung des Staates gekauft worden waren." (Beloch „Griechische Geschichte", 2. Aufl., Straßburg 1914, II. 1, S. 113).

Wir haben es also hier nicht mit einer Macht zu tun, die den Gentilbeamten zur Verfügung stand, ehe es einen Staat gab, und die ihnen damals erlaubte, ihre Anmaßungen im Gegensatz zu der Masse der Gentilgenossen durchzusetzen. Und niemals hätten die

Digitized by Google

paar leichtbewaffneten Sklaven eine Armee bilden können, die imstande war, gegen das vollbewaffnete Volksheer aufzukommen. Die Gendarmerie, wie Engels die Sklavenpolizei mit Recht nennt, bildete in Athen eine Macht nur gegenüber dem Einzelnen, nicht gegenüber dem Bürgerheer. Sie wurde eingerichtet, um den Volksgenossen das ekle Amt zu ersparen, einen Einzelnen aus ihrer Mitte der Freiheit zu berauben, nicht um die Masse der freien Bevölkerung niederzuhalten.

Wäre die Sklavenpolizei dazu imstande gewesen, so mußte sie zum eigentlichen Herrn des Staates werden. Was wäre dann aus ihm und der Sklaverei geworden? Engels spricht von der „Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktion gegenüber der Gesellschaft" als einem Vorgang, der das Werden des Staates einleitet. In Wirklichkeit finden wir eine solche Verselbständigung nur in sehr entwickelten Staaten und auch da nur gelegentlich, unter besonderen Umständen und nur annähernd, nie vollständig. Wir finden eine Selbständigkeit der Staatsgewalt gegenüber ihrer gesellschaftlichen Umgebung dort, wo eine Monarchie über eine starke, von ihr bezahlte Söldnerarmee und Bureaukratie verfügt und die verschiedenen Klassen in der Gesellschaft einander einigermaßen die Wage halten. Sonst zeigt sich keine selbständige Staatsgewalt. Der Unterschied der sozialen Funktionen der Staatsämter gegenüber den öffentlichen Aemtern der vorstaatlichen Zeit liegt nicht darin, daß die einen selbständig und die anderen abhängig sind, sondern darin, daß die einen von bestimmten Klassen abhängen und in deren Dienste andere Klassen niederhalten, während in der vorstaatlichen Zeit die Leiter, Richter, Gesetzgeber des Gemeinwesens im Dienste einer klassenlosen, ungeteilten Gesellschaft stehen.

Die Verselbständigung der sozialen Funktionen im Gemeinwesen, soweit es zu einer solchen kommt, setzt das Bestehen der Klassen voraus. Sie kann ihr Aufkommen nicht erklären.

Neben der aus Erblichkeit und Unentbehrlichkeit hervorgehenden Verselbständigung der gesellschaftlichen Aemter, die den Beamten die Kraft verleihen soll, die Demokratie aufzuheben und die Masse der Gentilgenossen zu knechten und auszubeuten, führt Engels als Element der Klassenteilung die Verschiedenheiten des Reichtums an, die sich schon vor dem Aufkommen des Staates innerhalb der einzelnen Gemeinwesen bildeten.

Solche Verschiedenheiten gab es allerdings. Je mehr sich die Technik entwickelte, desto mehr wuchs die Anzahl der Gegenstände, die von Einzelnen oder von Familien besessen wurden und ihren privaten Reichtum bildeten: Werkzeuge, Geräte, Waffen, Schmucksachen, Möbel, Häuser, sowie Nutzvieh aller Art. Bei aller ursprünglichen Gleichheit der sozialen Bedingungen konnte die eine Familie Glück haben, die andere Unglück, die eine von Viehsterben heimgesucht werden, indes die Herde des

Digitized by Google

Nachbarn gedieh; die eine von Krankheiten der Familienmitglieder, indes die Arbeitskraft der Nachbarn in keiner Weise beeinträchtigt wurde. Die eine Ehe konnte zahlreiche arbeitsfähige Kinder produzieren, die andere unfruchtbar bleiben, ein Umstand allerdings, der oft durch Scheidung von der unfruchtbaren Frau oder durch Vielweiberei aufgehoben wurde, aber nur dann, wenn die Schuld an der Unfruchtbarkeit der Ehe bei der Frau lag und nicht beim Mann. Solche und andere Zufälle, Ueberschwemmungen, Brand, Mißwachs usw. konnten bereits mannigfache Unterschiede im Reichtum zwischen den Familien herbeiführen. Nur darf man sich diese Unterschiede nicht zu weitgehend vorstellen. Blieben doch die wichtigsten Lebensquellen immer noch unter der Verfügungsgewalt des Gemeinwesens, namentlich der Grund und Boden.

Entscheidend vor allem aber ist der Gebrauch, der von dem privaten Reichtum gemacht wurde. Solange es keine Staatsgewalt gibt, genießt der Reichtum keinen anderen Schutz, als den der Gesamtheit der Bürger des Gemeinwesens, die in engster Solidarität miteinander verbunden sind. Sie würden dem einzelnen diesen Schutz sofort entziehen, wenn er seinen Reichtum dazu benutzte, Genossen zu unterdrücken und auszubeuten. Im Gegenteil. In der Moral der urwüchsigen Demokratie gilt für den Reichtum der Satz, der später für den Adel geprägt wurde. Er verpflichtet. Und das bleibt nicht ein bloßes Lippenbekenntnis.

Wir haben im 2. und 3. Buch schon Beispiele, z. B. bei den Eskimos gefunden, daß, wer mehr besitzt als er braucht, verpflichtet ist, seinen Ueberschuß denjenigen abzugeben, die Mangel leiden. Das gilt als allgemeine Verpflichtung des Reichtums in der Zeit vor dem Aufkommen des Staates.

Selbst in der staatlichen Zeit erhalten sich stellenweise noch Ueberreste des Grundsatzes, daß, allerdings nicht den unterworfenen Volksteilen, wohl aber den freien Volksgenossen gegenüber der Reichtum einzelner, soweit er nicht zu persönlichem Genießen verausgabt wird, nur zur Unterstützung der Mangel leidenden Mitbürger, nicht zu ihrer Ausbeutung benutzt werden darf. Zu den größten Tugenden des Feudalherrn gehörte die Freigebigkeit gegenüber den Aermeren. In der Demokratie Athens oder Roms betrachteten es die proletarisierten Bürger als ihr Recht, direkt oder indirekt auf Kosten der Reichen zu leben. Die Proletarier waren da die Ausbeuter der Reichen, nicht umgekehrt. Wohl lebten diese Reichen ihrerseits nicht etwa von eigener Arbeit, sondern von der Ausbeutung anderer. Aber diese anderen standen zumeist außerhalb des Bereichs der Demokratie des eigenen Gemeinwesens.

Die urwüchsige Demokratie schloß die Benutzung des Reichtums einzelner zur Ausbeutung anderer, ärmerer Mitbürger aus. In ihrem Rahmen konnte daher das Aufkommen von Unterschie-

Digitized by Google

den im Reichtum nicht Klassenunterschiede und Klassengegensätze hervorbringen.

Wohl verlieh der Reichtum damals schon Macht und Einfluß. Aber nicht dadurch, daß er die ärmeren Mitbürger mit der Hungerpeitsche geißelte, sondern dadurch, daß er ihnen half. Je hilfreicher und freigebiger der Reiche war, desto größer sein Ansehen im Staate. Daher zog man oft, unter sonst gleichen Bedingungen, bei der Wahl der Beamten des Gemeinwesens die Reicheren vor, schon deswegen, weil man größere Ansprüche an ihre materiellen Hilfskräfte stellen konnte, als an die der anderen — ein gewichtiges Moment bei der Wahl athenischer oder altrömischer Beamter. Aus dieser Bevorzugung der Reichen mag auch vornehmlich jene Erscheinung hervorgegangen sein, die als Erblichkeit der Aemter erscheint, die herkömmliche Bevorzugung mancher Geschlechter bei der Beamtenwahl.

Eine wirkliche Abhängigkeit oder gar Ausbeutung der Volksmasse kann sich aus alledem nie entwickelt haben.

Ueberdies scheint es mir, daß Engels das Ausmaß der Reichtumsunterschiede überschätzt, das in der vorstaatlichen Zeit erreicht wurde. So, wenn er sagt, daß damals schon der „Reichtum gepriesen und geachtet wurde als höchstes Gut".

Diese Ueberschätzung dürfte daher rühren, daß er das Stadium, das die homerischen Gedichte beschreiben, als ein vorstaatliches betrachtet. Uns scheint es schon die ausgesprochenen Merkmale des Staates zu tragen, und zwar eines Feudalstaates mit einer festbegründeten Aristokratie, die ganz dem Kriegswesen lebt, sehr stark dem Seeraub ergeben ist, dabei aber doch Landkriege ganz in der Weise des Rittertums führt, mit seinen Einzelkämpfen und seiner Disziplinlosigkeit, die so sehr dem geschlossenen Kampf des Volksheeres von Bauern und Bürgern widerspricht. Auch das Pferd spielt in den Kriegen der homerischen Ritter eine ähnliche Rolle, wie bei den mittelalterlichen, nur besteigen sie es nicht als Reiter, sondern spannen es vor den Streitwagen, von dem herab sie kämpfen.

Engels verweist das Stadium der homerischen Gedichte in den Zeitraum vor der Bildung des Staates wohl aus dem Grunde, weil damals die Verfassung der Gens noch voll in Wirkung bei den Griechen war. Er nimmt an, daß diese Verfassung und die des Staates unversöhnliche Gegensätze darstellten, der Staat auf den Trümmern der Gens erstehe. Wir werden noch sehen, daß diese Anschauung nicht begründet ist.

Im Schlußkapitel seines „Ursprungs" kommt Engels zu dem Ergebnis:

„Die Gentilverfassung hatte ausgelebt. Sie war gesprengt durch die Teilung der Arbeit und ihr Ergebnis, die Spaltung der Klassen. Sie wurde ersetzt durch den Staat." (S. 176.)

Schon im Anti-Dühring hatte er erklärt:

Digitized by Google

„Das Gesetz der Arbeitsteilung ist es, was der Klassenteilung zugrunde liegt." (S. 303.)

Bisher haben uns die Engelsschen Ausführungen nichts davon gezeigt, auch wenn wir die Teilung der Funktionen zwischen Leitern und Geleiteten als Arbeitsteilung betrachten. Sie führt nicht zur Klassenteilung. Ebensowenig ist dies der Fall mit der Teilung in ärmere und reichere, die mit der Arbeitsteilung nicht das mindeste zu tun hat.

Drittes Kapitel.

Die Sklaverei.

Als dritten Faktor der aufkommenden Klassenteilung führt Engels die Sklaverei an. Diese ist unleugbar ein Ausbeutungs- und Knechtungsverhältnis. Aber keines, das aus fortschreitender Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens hervorginge. Die Sklaverei beruht vielmehr auf der zwangsweisen Einverleibung Fremder in den Produktionsprozeß, ohne daß sie doch dabei dem Gemeinwesen selbst als dessen Mitglieder einverleibt würden. Sie bleiben diesem gegenüber in der Stellung von Haustieren, allerdings solchen, die mit der Fähigkeit menschlicher Sprache begabt sind. Noch heute gelten in den Vereinigten Staaten die Nachkommen der früheren Negersklaven vielfach als untermenschliche Wesen, mit denen eine Geschlechtsverbindung einzugehen widernatürliche Unzucht, eine Art Sodomie bedeutet.

Soweit geht man natürlich nicht dort, wo die Sklaven ähnlicher oder gar gleicher Rasse sind wie die Herren. Aber als außerhalb des Gemeinwesens stehend werden die kriegsgefangenen Sklaven stets betrachtet. Insofern bilden sie in ihm keine rechte Klasse des Volkes.

Nicht aus einer Arbeitsteilung im Gemeinwesen geht die Sklaverei hervor, sondern aus dem Kriege gegen fremde Gemeinwesen, also der Gewalt. Allerdings einer ökonomisch bedingten Gewalt. Engels zeigt sehr schön die ökonomischen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, soll die Kriegsgefangenschaft zur Sklaverei führen.

Diese konnte nun mancherlei Arbeitsteilung nach sich ziehen, es etwa ermöglichen, daß der Sklavenbesitzer sich ausschließlich den Geschäften des Gemeinwesens, der Politik widmete, und den Produktionsprozeß seinen Sklaven überließ. Das verlieh dem Sklavenbesitzer eine gewisse Ueberlegenheit über seinen ärmeren Mitbürger, die keine Sklaven halten konnten. Aber auch hier wieder müssen wir betonen, daß diese Differenzierung innerhalb des Gemeinwesens nicht aus fortschreitender Arbeitsteilung in

Digitized by Google

seinem Innern hervorgeht. Sie bildet vielmehr eine Konsequenz von Konflikten des Gemeinwesens mit anderen Gemeinwesen. Sie ist aus einer Entwicklung innerhalb eines einzelnen Gemeinwesens allein nicht zu erklären.

Nicht nur der Besitz von Sklaven, die in den Anfängen der Sklaverei manchmal den größten Teil des Privateigentums bilden, sondern der Reichtum überhaupt ist bei vielen Nationen, die mit Erfolg Krieg führen, ein Ergebnis von Plünderung und Raub gewesen. Wir haben diesen Faktor oben nicht genannt, wo wir von den Ursachen der Reichtumsverschiedenheiten in primitiven Gemeinwesen sprachen. Wir sprachen dort nur von solchen, die aus Naturereignissen und Verschiedenheiten im Produktionsprozeß zwischen einzelnen Familien hervorgingen. Aber sie sind relativ unbedeutend gegenüber den Verschiedenheiten, die aus verschiedenen Anteilen an Kriegsbeute hervorgehen. Einer Familie ohne wehrhafte Söhne wird gar nichts von der Beute zufallen, einer mit wenigen wehrhaften Söhnen nur wenig. Reich wird dagegen der Anteil einer Familie sein, die viele wehrhafte Söhne zählt.

Das ist einer der Faktoren, die jede Familie wünschen lassen, es mögen ihr möglichst viel Knaben geboren werden, während man die Mädchen mit Geringschätzung aufnimmt.

Nicht alle Kriegs- und Raubzüge werden mit dem gesamten Volksheer unternommen. Oft sammeln sich nur unternehmungslustige Jünglinge, die von ihren Familien für den Produktionsprozeß entbehrt werden können, unter der Fahne eines Führers mit dem nötigen Prestige, um auf eigene Faust die Nachbarn zu überfallen. Die Beute, welche diese Abenteurer unter sich verteilen, wobei dem Hauptmann der Löwenanteil zufällt, kann ihn und sein Gefolge sehr reich machen und ihnen eine erhöhte Stellung im eigenen Gemeinwesen verschaffen.

Aber auch um diese Differenzierung in der Gesellschaft zu erklären, müssen wir über das Bereich des isolierten Gemeinwesens hinausgehen. Nur dadurch kommen wir dazu, Ansätze zu Klassenteilungen herauszufinden. Die Beschränkung auf die Untersuchung der Arbeitsteilung im Rahmen des einzelnen Gemeinwesens bringt uns nicht weit.

Auch diese neuen Verhältnisse, die begründet sind in dem Unterschied zwischen Sklavenbesitzern und Sklaven, sowie dem zwischen Bürgern, die Sklaven besitzen, und solchen, die nur von eigener Arbeit leben, erklären es indes noch nicht, warum die Aemter des Gemeinwesens aus Dienern der Masse zu Dienern einer Minderheit gegenüber der Masse werden.

Die Zahl der Sklaven in einem vorstaatlichen Gemeinwesen kann nicht sehr groß gewesen sein. Sie sind noch in den ältesten Zeiten staatlicher Kultur nicht zahlreich.

Digitized by Google

Mommsen sagt darüber:

„Ueberall, wo die einwandernde Nation nicht sogleich eine Bevölkerung in Masse geknechtet hat, scheinen Sklaven anfangs nur in sehr beschränktem Umfang vorhanden gewesen zu sein und infolgedessen die freien Arbeiter eine ganz andere Rolle im Staate gehabt zu haben, als in der wir sie später finden. Auch in Griechenland erscheinen in der älteren Epoche die „Taglöhner" vielfach an Stelle der späteren Sklaven und hat in einzelnen Gemeinden, z. B. bei den Lokrern es bis in die historische Zeit keine Sklaverei gegeben." (Römische Geschichte, I., S. 191.)

Wenigstens keine männlichen Sklaven. Die größte Zahl der Sklaven muß ursprünglich weiblichen Geschlechts gewesen sein. Sie waren fügsamer als die Männer und leichter festzuhalten. Sie wagten es nicht, in die Wildnis zu laufen. Sie nahmen auch in der Regel nicht teil an den Kriegshandlungen, die der Versklavung vorhergingen, erregten nicht die Wut der Sieger, wurden von ihnen daher geschont, während die Krieger selbst vielfach Pardon ebensowenig nahmen wie gaben.

Jeder Sklave aber wurde in der vorstaatlichen Zeit — und überwiegend noch später — einer Familie einverleibt. Der Sklave lebte in der Familie seines Herrn. So heißt es von den Römern:

„In ältester Zeit, wo die ganze Familie, die nur wenige Haussklaven zählte, in engerem Verbande lebte, fand trotz dem strengen Rechte ein vertrauliches Verhältnis statt . . . . . Die ganze Familie aß gemeinschaftlich."

Die Sklaven aßen an demselben Tische wie die Herren, die Plätze wurden ihnen neben den Kindern angewiesen. (W. A. Becker: „Gallus, römische Szenen aus der Zeit des Augustus," 3. Aufl., Leipzig 1863, II., S. 140, 141.)

Man erinnere sich auch an das bekannte Verhältnis zwischen Odysseus und seinem Sklaven, dem „göttlichen Sauhirten" Eumäus. Ebenso der Nausikaa, der Tochter des Königs der Phäaken, die mit ihren Sklavinnen zusammen Wäsche wäscht und sich mit ihnen am Ballspiel vergnügt.

Es zeigte sich bei dem Sklaven der merkwürdige Umstand, daß er einerseits fremd blieb, außerhalb des Gemeinwesens stand, und andererseits doch zum Mitglied einer Familie dieses Gemeinwesens wurde. Wie ein Haushund.

Aus verschiedenen Nationen stammend, verschiedene Sprachen sprechend, wurden die Sklaven noch auf verschiedene Familien zersplittert, ohne daß eine gemeinsame Arbeit im gemeinsamen Gemeinwesen sie zusammengeführt hätte.

Alles das bewirkte, daß die Sklaven in der Gesellschaft machtlos und ungefährlich waren. Erst in der staatlichen Zeit bilden sich Bedingungen, vor allem das Aufhäufen großer Reichtümer, die zur Ansammlung ausgedehnter Sklavenmassen führen. Aus dem Beginn des 4. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung wird berichtet, daß es in Athen neben 21 000 Bürgern (nicht freien Ein-

Digitized by Google

wohnern überhaupt) 400 000 Sklaven gab. Diese Zahl wird heute allgemein als weit übertrieben betrachtet, meist gilt auf Grund verschiedener Indizien das Viertel der Summe als zutreffend, manche nehmen noch weniger an, so Cicotti (der Untergang der Sklaverei im Altertum, deutsch v. Oda Olberg, Berlin 1910, S. 75 u. 92), der meint, sie sei unter 60 000 gewesen. Beloch, heute sicher die größte Autorität auf dem Gebiet griechischer Bevölkerungsstatistik, nimmt an, in der Mitte des 4. Jahrhunderts habe es in Athen etwa 100 000 Sklaven bei einer Gesamtbevölkerung von 200 000 gegeben. (Griechische Geschichte, III. I., S. 273[1]).

Auch diese eingeschränkten Zahlen bezeugen immer noch eine Anhäufung großer Sklavenmassen.

Ungeheure Sklavenmassen wurden in Italien in der Zeit des Höhepunktes des Römerreiches gehalten. Für das letzte Jahrhundert der Republik schätzt Mommsen die freie Bevölkerung auf kaum höher als 6—7 Millionen, denen eine Sklavenmasse von 13—14 Millionen gegenüberstehen mochte. Nach Beloch müßte diese Zahl freilich viel geringer angenommen werden. Er rechnet für den genannten Zeitraum in Italien auf 4½ Millionen Freie bloß 1½ Millionen Sklaven. Sie waren indes sehr ungleich verteilt und bildeten stellenweise sicher die Mehrzahl der Bevölkerung.

Eine so große Zahl von Sklaven bedeutet schon eine arge Gefährdung der Gesellschaft, die sie knechtet, um so mehr, als in diesem Stadium hoher staatlicher und ökonomischer Entwicklung neben die ursprüngliche Haussklaverei immer mehr die Ausnützung von Sklaven zu Profitzwecken tritt und dabei ihre Zusammenfassung in großen Scharen, in Großbetrieben, in Bergwerken, wie zur Silbergewinnung auf dem attischen Berge Laurion (wo zeitweise 10 000 Sklaven arbeiteten), in Plantagen in Sizilien, zu Bauten oder zu Vergnügunszwecken, z. B. zu Gladiatorenspielen. Zu solchen harten Arbeiten waren nur Männer zu verwenden. In späteren Zeiten überwogen daher die männlichen Sklaven. Vergleicht man mit der Zahl der Sklaven bloß die der wehrhaften Männer unter den Freien, dann zeigt sich die stellenweise Ueberzahl der Sklaven als noch bedenklicher.

Die Sklaven der Erwerbsbetriebe, von der Familie des Herrn getrennt, der Profitsucht dienend, wurden aufs unmenschlichste geschunden, einem frühen Tod geweiht. Dabei setzte diese Entwicklung, wie das kommunistische Manifest von den modernen Proletariern sagt, „an die Stelle der Isolierung der Arbeiter . . . ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation". Der Unter-

[1]) Die erste Auflage dieses Bandes erschien 1904 in Straßburg, die zweite 1922 in Berlin. Im Vorwort zu dieser Auflage spricht Beloch aus, er „habe das feste Vertrauen, daß die dritte Auflage wieder in Straßburg erscheinen kann." Merkwürdig, daß selbst ein so bedeutender Forscher, wenn er deutscher Professor ist, das Säbelrasseln nicht lassen kann.

Digitized by Google

schied der Proletarier von den Sklaven ist bloß der, daß bei jenen die anfängliche Isolierung durch die Konkurrenz vollzogen wurde, wie es an der durch Punkte ersetzten Stelle des Zitats aus dem Manifest heißt, indes bei den Sklaven die Isolierung durch Zugehörigkeit zu einer Familie herbeigeführt wurde.

Die in großen Mengen zusammenwirkenden, in der Regel männlichen Sklaven, die zu Zwecken des unersättlichen Profits zu Tode geschunden wurden, bedeuteten sicher eine ganz andere Gefahr, als die zum großen Teil weiblichen Haussklaven der Familie. Die Aufstände der Sklaven ersterer Art häuften sich. Und wo der Sklave sich nicht offen empören konnte, nahm er jede Gelegenheit war, um sich als Räuber durchzuschlagen.

Unter diesen Umständen bedurften die Sklavenbesitzer dringend einer Repressionsgewalt, sollten sie nicht von der anschwellenden Masse ihrer Sklaven verschlungen werden.

Doch auch in diesem Stadium hätten sie dazu eine besondere Staatsgewalt nicht gebraucht. Die Sklaven standen außerhalb des Gemeinwesens, sie blieben ihm gegenüber fremd. Zur Verteidigung des Gemeinwesens gegen auswärtige Feinde gab es aber in der vorstaatlichen Demokratie keinen besseren Schutz als das Volksheer. Es war zahlreicher als ein Heer, das bloß aus einer einzelnen Klasse rekrutiert wurde oder bloß einen einzelnen Beruf im Gemeinwesen darstellte.

Wie man im Altertum darüber dachte, bezeugt eine Stelle aus dem 9. Buche der „Republik" (Politeia) Platos, p. 578. Der Philosoph will dort nachweisen, daß der Tyrann der unseligste aller Menschen ist und sucht dies dadurch darzutun, daß er ihn mit einem Sklavenbesitzer vergleicht. In dem Dialog heißt es:

„Wir müssen die reichen Privatleute in den Städten ins Auge fassen, die so viele Sklaven[1]) besitzen. Diese Privatleute haben darin viel Aehnlichkeit mit den Tyrannen, daß sie über viele gebieten. Nur beherrscht jeder der letzteren eine größere Masse."

„Das tut er allerdings."

„Nun leben die Privatleute ganz sorglos und fürchten durchaus nicht die Haussklaven."

„Warum sollen sie auch diese fürchten?"

„Freilich haben sie keinen Grund. Aber weißt Du auch warum?"

„Offenbar deswegen, weil die ganze Stadt jedem der Privatleute zu Hilfe kommt, der sie anruft."

„Sehr gut, sagte ich. Wie aber, wenn einer der Götter einen Mann, der fünfzig oder mehr Sklaven hat, aus der Stadt mit Weib und Kind seinem ganzen Besitz und seinen Sklaven in eine Einöde versetzt, wo ihm kein anderer freier Mann zu Hilfe kommen könnte. Wie sehr würde

[1]) Plato gebraucht hier das Wort „Andrapodon." Es ist bezeichnenderweise sächlichen Geschlechts und bedeutet einen Sklaven, der durch Kriegsgefangenschaft seine Freiheit verlor. Die griechische Sprache ist reich an Bezeichnungen für Sklaven. „Oiketes" ist vornehmlich der Haussklave, „Dulos" der zu grober Arbeit verwendete Knecht. „Oikotrips" ist ein im Hause geborener Sklave.

Digitized by Google

der wohl befürchten, er selbst, seine Kinder und seine Frau könnten von den Sklaven ermordet werden."

Man sieht, der Sklavenbesitzer verließ sich selbst bei so hochentwickeltem Staatsleben, wie es zu Platos Zeit bestand, zu seiner Sicherheit den Sklaven gegenüber nicht auf die Staatsgewalt, sondern auf die freien Bürger, mit denen er zusammen wohnte. Die Aussicht auf deren Hilfe wurde als genügend erachtet, die Sklaven im Zaum zu halten.

Die Menschen der Gentildemokratie werden also erst recht keinen Grund gehabt haben, zur Sicherung vor den Sklaven eine Staatsgewalt zu erfinden, die nicht bloß über den Unfreien, sondern auch über den Freien gestanden wäre.

Auch das Aufkommen von Reichtumsunterschieden änderte daran nichts. Man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß die ärmeren Freien mit den Sklaven gemeinsame Sache gegen den Reichen machten, das Volksheer in diesem Punkt versagt hätte und eine vom Volksheer unabhängige bewaffnete Macht notwendig geworden wäre.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß, solange die urwüchsige Demokratie bestand, größerer Reichtum nicht Mittel wurde, die ärmeren Mitbürger auszubeuten, daß er vielmehr diesen die Möglichkeit bot, bei den Reichen zu schmarotzen. Das gilt auch noch im staatlichen Zeitalter dort, wo der Staat demokratisch organisiert war.

Je mehr Sklaven im Staate, je mehr sie ausgebeutet wurden, um so größer die Einnahmen der Reichen, die sie mit ihren weniger begüterten Mitbürgern teilten. Entweder durch Schenkungen an die Aermeren, oder indirekt durch Abgaben an den Staat, der die Aermeren unterstützte.

In den demokratischen Staaten des Altertums bestanden zwischen den freien Proletariern und den Sklaven in der Regel keine Sympathien.

Max Weber betont mit Recht:

„Die größte Expansion der Sklavenausnutzung fiel im hellenischen Gebiet gerade in die Blütezeiten der Demokratie." („Wirtschaft und Gesellschaft." 2. Aufl., Tübingen 1925, S. 585.)

Ueber einige Sklavenaufstände berichtet freilich Bücher:

„Das freie Proletariat, welches sich von derselben Macht benachteiligt sieht, macht mit ihnen (den aufständischen Sklaven) sowohl in Sizilien, wie in Kleinasien, gemeinsame Sache." (Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—139 v. Chr. Frankfurt 1874, S. 118.)

Aber das waren freie Proletarier in Staaten, in denen sie an der politischen Macht keinen Anteil hatten. Davon, daß das freie Proletariat in Rom für die aufständischen Sklaven Interesse bezeugt hätte, kann Bücher nichts berichten.

Und das Interesse des sizilianischen Proletariats für die Sklaven war eigener Art. Bücher erzählt, daß die Aufständischen gute Manneszucht hielten, und fährt fort:

Digitized by Google

„Anders das verkommene städtische Bettelproletariat, das die seitherige Wirtschaft geflissentlich großgezogen hatte. Anfangs sahen diese Massen mit geheimer Freude den Unruhen zu. Als aber die ebenso sehr gefürchteten als beneideten Reichen gestürzt waren, der Ausstand von Tag zu Tag wuchs und sie sahen, daß jetzt keine Köpfe mehr zu verlieren seien, zogen sie rottenweise aufs Land, plünderten die schutzlosen Bauernhöfe und legten sie in Asche. Ging doch alles mit auf die große Rechnung der Sklaven." (S. 61.)

In die Reihen der k ä m p f e n d e n Sklaven einzutreten, fiel diesen Proletariern nicht ein. Sie begnügten sich damit, den Sieg der Sklaven auszubeuten und zu kompromittieren.

Das geschah um das Jahr 140 v. Ch. Fast in die gleiche Zeit fielen die von den beiden Gracchen geführten Bewegungen der freien Proletarier Roms zur Besserung ihrer Lage. Die Sklaven taten dabei in keiner Weise mit — und die freien Proletarier hätten sich diese Bundesgenossen sicher höflichst verbeten.

Als es im Jahre 121 zum Entscheidungskampf zwischen den Anhängern des Gajus Sempronius Gracchus und der Aristokratie kam, rief ein Anhänger des Gracchus, Marcus Flaccus „die Sklaven zu den Waffen," aber ohne Erfolg. Dagegen kamen am Tag der Katastrophe die Aristokraten aufs Kapitol, jeder von bewaffneten Sklaven begleitet. Außerdem hatten sie kretische Bogenschützen in Sold genommen. Die Demokraten verschanzten sich auf dem Aventin. Aber vor der Uebermacht der Gegner entsank ihnen der Mut.

„Der tapfere Adel im Verein mit den Kretern und S k l a v e n erstürmten den fast unverteidigten Berg und erschlug, wen er vorfand. (Mommsen, Röm. Gesch. II., S. 123.)

Auch sonst ist nirgends eine Solidarität zwischen Sklaven und Proletariern zu bemerken.

Das zeigte sich sogar in den Anfängen des Christentums. Seine ursprünglichsten Träger waren freie Proletarier. Es schloß Sklaven aus seinen Reihen nicht aus, machte aber keinen Versuch, ihre Lage zu bessern, geschweige denn die Sklaverei aufzuheben. Als eine Religion freier Proletarier bedrohte es die Reichen mit Verdammnis, die nicht mit den Armen teilen wollen. Das vertrug sich aber in den Köpfen der damaligen Proletarier ganz gut mit der Anerkennung der Sklaverei.

Wie die ersten Christen darüber dachten, die bloß eine jüdische Sekte waren, steht nicht fest. Seit der Zerstörung Jerusalems aber erkennen die Christen die Sklaverei nicht nur an, sie ermahnen sogar die Sklaven zur größten Unterwürfigkeit unter ihre Herren.

In meinem Buch über den „Ursprung des Christentums" zitiere ich eine Reihe von Belegen für diese, übrigens von niemand bestrittene Tatsache.

Gab es zwischen freien Armen und Sklaven keine Solidarität selbst in den Zeiten des Christentums, als die Unterschiede

Digitized by Google

zwischen arm und reich aufs krasseste angewachsen waren, so konnte davon erst recht keine Rede sein in den Zeiten, in denen wir die Anfänge der Klassen und Staaten zu suchen haben, wo noch die primitive Demokratie bestand, der weniger Bemittelte nicht hilflos dastand, sondern stets auf die Hilfe seiner Stammes- oder Gentilgenossen rechnen konnte, die wichtigsten Quellen des Lebensunterhalts Gemeineigentum waren und der Reiche jeder Möglichkeit entbehrte, seinen Reichtum zur Ausbeutung der ärmeren Freien auszunützen, wo endlich die große Mehrheit der Mitglieder des Gemeinwesens weder Arme noch Reiche waren, sondern in durchschnittlichem Wohlstand lebten.

Unter diesen Umständen bildeten die Freien stets eine geschlossene Front gegenüber den Sklaven, und die Organisation einer besonderen, von der urwüchsigen Demokratie unabhängigen Staatsgewalt zur Niederhaltung der Sklaven war ganz überflüssig.

Ebensowenig, wie eine Tendenz zur Erblichkeit gesellschaftlicher Funktionen und das Aufkommen von Reichtumsunterschieden, vermag die Sklaverei ein Moment zu bilden, das geeignet wäre, die Bildung von Klassen innerhalb des Gemeinwesens und dessen Entwicklung zum Staat zu erklären.

Viertes Kapitel.

Der Eroberstaat.

Die Versuche, die Bildung der Klassen und des Staates aus Faktoren zu erklären, die innerhalb des primitiven Gemeinwesens erstehen, liefern keine befriedigenden Ergebnisse. Es versagen nicht nur die naiven Gewaltstheorien, sondern nicht minder die weit höherstehenden Versuche, aus der ökonomischen Entwicklung innerhalb des Gemeinwesens die Momente abzuleiten, die zu dem Entstehen der Klassen und des Staates führen.

Die urwüchsige Demokratie, das Gemeineigentum an so vielen wichtigen Produktionsmitteln, die allgemeine Hilfsbereitschaft gegenüber jedem Genossen bilden einen unübersteiglichen Damm, der jede gesellschaftliche Entwicklung in der Richtung der Bildung ausbeutender und ausgebeuteter Klassen und einer das Gemeinwesen beherrschenden, von der Masse der Bevölkerung unabhängigen Staatsgewalt verhindert.

Wohl kommt es in manchen Stämmen vor dem Aufkommen des Staates zu Ansätzen von Klassen. Aber diese Ansätze erwachsen nicht aus dem Innern des Gemeinwesen, sondern aus seiner Berührung mit anderen Gemeinwesen, aus dem Krieg. Er liefert die Sklaven und damit die ersten Arbeiter, die nicht für sich oder ihr Gemeinwesen, sondern für einen fremden Herrn

Digitized by Google

arbeiten. Er liefert die Beute, die es ermöglicht, daß einzelne Individuen und Familien Reichtümer ansammeln, die sie durch ihrer Hände Arbeit in diesem Umfang nie hätten produzieren können.

In dieser Richtung müssen wir weitergehen, wollen wir zum Ursprung der Klassen und des Staates gelangen.

In seiner Fortentwicklung über das Stadium des bloßen Erbeutens von Sklaven und Fahrhabe wird nun der Krieg zum Eroberungskrieg. Ein siegreicher Stamm unterjocht den besiegten Stamm und eignet sich sein ganzes Land an, worauf er ihn zwingt, regelmäßig für den Sieger zu arbeiten, ihm Tribut oder Steuern zu entrichten.

Dieser Fall ereignet sich in der Geschichte bekanntlich in zahllosen Fällen. Wo er eintritt, stellt sich damit die Klassenspaltung ein, nicht durch Spaltung eines Gemeinwesens in verschiedene Unterabteilungen, sondern durch Vereinigung zweier Gemeinwesen zu einem, von denen das eine zur herrschenden, ausbeutenden, das andere zur beherrschten, ausgebeuteten Klasse wird. Der Zwangsapparat, den der Sieger dem Besiegten auferlegt, er wird zum Staat.

Die Unterworfenen werden bei diesem Vorgehen nicht zu bloßen Anhängseln fremder Familien. Sie bleiben in ihren eigenen Familien, auch in ihren Gemeinden, deren Selbstverwaltung nicht aufgehoben zu werden braucht. Dabei sind sie in dem neuen Gemeinwesen nicht Fremde, wie die Sklaven, die zu seiner Erhaltung, wenigstens in den Anfängen der Sklaverei, nicht notwendig sind. Das neue Gemeinwesen ist von vornherein auf der Arbeit der Unterworfenen aufgebaut, es kann ohne sie nicht bestehen. Sie bilden einen integrierenden Teil des Gemeinwesens. Dadurch werden sie zu einer seiner Klassen im vollen Sinne des Wortes, zu der die Sklaven nur einen Ansatz bilden.

Derselbe Akt, der die ersten Klassen hervorruft, bildet auch den ersten Staat. Sie gehören vom Beginn ihrer Existenz an zusammen.

Da die ersten Klassen und Staaten aus Stämmen gebildet werden, die der Akt der Eroberung zusammenschweißt und übereinander schichtet, stellen die einzelnen Stämme und Klassen zunächst getrennte Organisationen vor, jede mit eigenem gesellschaftlichen Leben. Die Klassen treten in der Geschichte daher zuerst auf in der Form von Ständen, die voneinander abgeschlossen und leicht zu unterscheiden sind. Ehe noch die Existenz von Klassen in der Gesellschaft erkannt wurde, hat man daher bereits beobachtet, daß sie als Stände das Produkt des Krieges sind.

Im achtzehnten Jahrhundert, als man anfing, über die Anfänge des Staates und der Gesellschaft nachzudenken, war diese Auffassung bereits sehr verbreitet neben anderen, die jene Anfänge

Digitized by Google

aus der inneren Entwicklung des Gemeinwesens abzuleiten suchten.

Herder z. B. in seinen 1784 erschienenen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (9. Buch, IV. Abschnitt), geht von der so vielfach auch heute noch verbreiteten Ansicht aus, die erste Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens sei die Familie. Sie werde durch Gesetze der Natur zusammengehalten. Er nennt sie „den ersten Grad der natürlichen Regierung."

Auf die Dauer genügt die Familie nicht zur Besorgung der Geschäfte der Menschen. Die einzelnen tun sich vertragsgemäß zu größeren Gesellschaften zusammen:

„Wo bei ihnen (Jägern, Fischern, Hirten) das väterliche und häusliche Regiment aufhört, sind die weiteren Verbindungen der Menschen meistens nur auf Vertrag oder Auftrag gegründet. Eine Jagdnation zum Exempel geht auf Jagd: bedarf sie eines Führers, so ist es ein Jagdaufseher, zu dem sie den Geschicktesten wählt, dem sie also auch nur aus freier Wahl und zum gemeinschaftlichen Zweck ihres Geschäfts gehorcht."

Diese urwüchsige Demokratie nennt Herder „den zweiten Grad der natürlichen Regierung."

Wie steht es nun „mit dem dritten Grade, den Erbregierungen unter den Menschen"? Nur in der Form der Erbmonarchie betrachtet Herder hier den Staat. Sie erscheint ihm höchst unzweckmäßig.

„Es würde schwer sein, einen Erbvertrag dieser Art, ich will nicht sagen mit dem Recht, sondern mit der Vernunft zu reimen."

Nicht Zweckmäßigkeit oder Vernunft kann die Erbmonarchie aufgerichtet haben.

„Es müssen andere Gründe vorhanden sein, die die Erbregierungen unter den Menschen einführten, und die Geschichte verschweigt uns diese Gründe nicht. Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivierten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Weltteil, ihre Anführer und Edlen teilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Fürstentümer und Lehen ..... Was brachte die Welt unter Rom? Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle großen Monarchien bis zu Sesostris und der fabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Der Krieg."

Doch bleibt Herder bei dieser Erklärung nicht stehen, sondern fügt ihr gleich eine andere an, die sich sehr mit der Engelsschen berührt:

„Solange mehrere Stämme aus freier Ueberlegung zu einem bestimmten Geschäft sich Richter und Führer wählten, solange waren diese Amtsdiener nur Diener des gemeinen Zwecks ..... Entschlummerte aber die Nation und ließ sie ihren Vater, Führer und Richter walten, gab sie ihm endlich gar, schlaftrunken dankbar, seiner Verdienste, seiner Macht, seines Reichtums oder welcher Ursachen wegen es sonst sei, den Erbszepter in die Hand, daß er sie und ihre Kinder wie der Hirt die Schafe weide: welch' Verhältnis ließe sich dabei denken als Schwachheit auf der einen, Uebermacht auf der anderen Seite, also das Recht des Stärkeren."

Digitized by Google

Der Staat gehe demnach hervor aus den Unterschieden der Kraft zwischen den einzelnen Menschen, aber auch den einzelnen Stämmen, welche letzteren Unterschiede in solchen „der Gegenden und Lebensarten" begründet seien.

Damit streift Herder schon eine ökonomische Begründung seiner Gewaltstheorie.

Wie bei Herder gehen auch bei vielen Staatsphilosophen die Auffassungen der Bildung der Klassen und Staaten als Ergebnis einmal der Gewalt stärkerer Stämme und dann wieder stärkerer Individuen durcheinander.

Eine einheitliche, systematische Theorie der Klassenbildung als Ergebnis der Unterjochung eines Stammes durch einen anderen, baute meines Wissens erst der schon in einem anderen Zusammenhang erwähnte Professor Gumplowicz auf. In seinem Buche „Der Rassenkampf" (1883) kam er zu dem Schlusse:

„Wenn wir auf die historischen Anfänge und Voraussetzungen dieser sozialen Gliederung (der Klassenschichtung) zurückgehen und denselben nachforschen, so finden wir überall die Tatsache der heterogenen ethnischen Zusammensetzung des Volkes infolge einer, ursprünglich von einem fremden Stamm, meist über Eingeborene, gegründeten Herrschaft." (S. 209.)

„Die Koincidenz (das Zusammenfallen) der Berufsklassen und Stände mit ethnischen und Rassenunterschieden der Bevölkerung eines Staates ist ein Ausfluß des Umstands, daß die den Staat konstituierende Organisation der Herrschaft nur zum Zwecke der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung gewaltsam durchgeführt werden mußte.

„Sollte nämlich der Ackerbau einen größeren und lohnenderen Ertrag, sollte er ein frei und sorgenlos anderen Beschäftigungen oder der freien Muße gewidmetes Leben ermöglichen: dann mußte die Benützung, oder wie die Sozialisten es nennen, die ‚Ausbeutung Vieler durch Wenige' Platz greifen. Nun liegt es . . . in der Natur der Menschen, daß, wo eine ‚Ausbeutung' anderer Menschen Platz greifen muß, dieselbe immer ihre Opfer außerhalb ihres syngenetischen Kreises sucht. Es ist das eine der vielen Aeußerungen des Prinzips, das wir Syngenismus nennen[1]) und welches als stets wirksame Triebfeder menschlicher Handlungen sowohl hinter den Kulissen der Geschichte, wie des täglichen Lebens sich betätigt. Mußten einmal zum Zweck einer lohnenderen und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau Menschen als Arbeitsvieh benutzt werden (und diese Notwendigkeit stellte sich auf einer der ersten Entwicklungsstufen der Menschheit bald heraus), mußten einmal Menschen in großen Massen zu diesem Zweck ‚ausgebeutet' werden (und diese seinerzeit neue und nicht gerade unrichtige wirtschaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern), so konnte es

[1]) Gumplowicz verweist hier in seiner Note auf das 36. Kapitel seines Buches, das vom „Syngenismus" handelt. Dort stellt sichs heraus, daß hinter dem gelehrten griechischen Wort (Syngeneia — Verwandtschaft) nichts anderes steckt als das „Gefühl der Zusammengehörigkeit", das er teils aus Blutsverwandtschaft, teils aus anderen Gemeinschaften, Gemeinsamkeit der Sprache, der Religion der Bildung, der Interessen, ableitet. K.

Digitized by Google

nach dem Prinzip des Syngenismus gar keinem Zweifel unterliegen, daß zu diesem Ausbeutungsobjekt ein fremder Stamm, irgenwelche fremde Bevölkerung auserwählt werden mußte. Das ist der tiefere, in der Natur der Sache liegende Grund, warum überall, wo eine höhere Stufe landwirtschaftlicher Entwicklung erreicht wird, uns gleichzeitig die zwei ethnisch-heterogenen Berufsklassen der Bauern und Herren entgegentreten." (S. 211, 212.)

Zu einer ähnlichen Auffassung des Ursprungs der Klassen und Staaten war ich bereits sieben Jahre vor dem Erscheinen von Gumplowicz „Rassenkampf" gelangt. Allerdings hatte ich sie nicht veröffentlicht. Ich fixierte sie in dem schon im ersten Buche erwähnten und im Anhang dazu abgedruckten „Entwurf einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit".

Ich äußerte dort die Ansicht, in den Urzuständen der Menschheit habe ewiger Krieg zwischen den einzelnen Menschen bestanden. Der Kriegsgefangene wurde erschlagen.

„Durch den Fortschritt von der Jägerei und Fischerei zur Weidewirtschaft wird es ermöglicht, den Kriegsgefangenen als Sklaven zu verwenden."

Ich teilte damals die früher weit verbreitete Ansicht, die Weidewirtschaft sei ein notwendiges Uebergangsstadium von der Jägerei zum Ackerbau. Daß ich das heute nicht mehr annehme, brauche ich nicht besonders zu betonen. Ich fuhr fort:

„Der ursprüngliche Kommunismus von Grund und Boden bleibt bestehen, ebenso die starke Organisation des Stammes. Aber der Grund zu Privateigentum an Vieh und Sklaven, zum Entstehen individualistischer Neigungen, ist gelegt, denn Weidevieh und Sklaven waren Familieneigentum.

Mit Hilfe der durch die Sklaverei ermöglichten Arbeitsteilung schreitet man vor zum Ackerbau, zur Seßhaftigkeit. Auch hier besteht noch das Gemeineigentum an Grund und Boden, aber Privateigentum der Werkzeuge und Ackergeräte. Jetzt beginnen staatliche Formen. Der Landmann flieht nicht, wenn ein übermächtiger Stamm naht, er unterwirft sich. Neben der Sklaverei tritt die Hörigkeit auf, der siegreiche Stamm überläßt dem besiegten den Kampf gegen die Natur, er selbst behält sich vor den Kampf gegen Feindesstämme: der Unterschied zwischen Bauern und Kriegern, ihre Teilung in Klassen entsteht. Die Abgeschlossenheit und Erblichkeit der Kasten ist durchaus keine wunderbare Erscheinung, da die Kasten stets einander fremde Stämme sind, welche bei der ungemein starken Stammesabneigung sich nicht vermischen wollen .... Die Ständeteilung ist entstanden durch Uebereinanderschichtung verschiedener Stämme."

Man sieht, diese meine Auffassung von 1876 berührt sich sehr stark mit der von Gumplowicz von 1883. Sie lag damals offenbar „in der Luft".

Dabei ist es sicher auch kein Zufall, daß wir beide Oesterreicher waren, der Professor wie der Student. Die Schichtung von Klassen und Ständen als eine Schichtung von Stämmen lag dort damals noch klar zutage. In Böhmen ein deutscher Adel und eine deutsche Bourgeoisie über tschechischen Bauern, Kleinbürgern und Proletariern. In Ungarn ein madjarischer Adel und eine deutsch-

Digitized by Google

sprechende Bourgeoisie gegenüber slawischen und rumänischen Bauern. In Ostgalizien ein polnischer Adel und ruthenische Bauern, sowie „jiddische" Händler und Handwerker.

Die Richtung meiner Studien brachte mich dazu, aus diesen offenkundigen Tatsachen meiner Umgebung ein allgemeines historisches Gesetz abzuleiten.

Mich beschäftigte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre aufs lebhafteste die Malthussche Theorie, der auch mein erstes Buch galt. Mir, dem Darwinianer, erschien sie damals unwiderleglich. Die Geringschätzigkeit, mit der sie von meinen Gesinnungsgenossen und Parteifreunden allenthalben zurückgewiesen wurde, war mir unerträglich, andererseits dünkte mich die kritiklose Uebertragung des Darwinismus auf die menschliche Gesellschaft, wie sie damals von der bürgerlichen Oekonomie beliebt wurde, nicht minder unangebracht, daher meine Untersuchung. Dabei mußte ich mich auch mit den beiden Fällen beschäftigen, an denen die bürgerliche Oekonomie in der Zeit meiner Jugend mit Vorliebe die bösen Folgen der Uebervölkerung zu demonstrieren suchte: Irland und Ostindien. Ich beschäftigte mich mit der Geschichte beider Länder und kam zu dem Ergebnis, daß Klassenscheidung, Ausbeutung, Elend, hier wie dort nicht auf Uebervölkerung beruhten, sondern auf der Gewaltpolitik feindlicher Eroberer.

Von diesem Standpunkt aus beschäftigte ich mich auch mit Aegypten als dem Land, mit dessen Darstellung ich die von mir geplante Entwicklungsgeschichte der Menschheit beginnen wollte, und fand auch dort in den unteren Kasten eine von fremden Eroberern geknechtete Bevölkerung.

Ueber Irland und Ostindien verfaßte ich damals zwei längere Abhandlungen, veröffentlichte aber nur die erstere (Leipzig 1880). Die Zeit der Anfänge des Sozialistengesetzes war der sozialistischen Literatur nicht günstig. Auch mein Buch über die Bevölkerungsfrage, das schon im Frühjahr 1878 fertig gewesen und von dem Parteiverlag Bracke in Braunschweig akzeptiert war, konnte erst Ende 1879 in Wien erscheinen.

Als ich aber Gelegenheit gehabt hätte, meine Abhandlungen über Britisch-Indien herauszugeben, war ich von Zweifeln erfaßt, ob die Geschichtsauffassung, der sie Ausdruck gab, die richtige sei.

Im Jahr 1878 war Engels Buch über „Dührings Umwälzung" erschienen, das zuerst von uns nicht genügend beachtet wurde über dem Tumult der Attentatsjahre und der Notwendigkeit des Kampfes gegen das Polizeiregime des Sozialistengesetzes, eines Kampfes, bei dem es um das Leben der Partei ging.

Aber allmählich kamen wir doch wieder zur Selbstbesinnung und da gaben mir alle die Einwände vollauf zu schaffen, die Engels gegen die Dühringsche Gewaltstheorie und zur Begründung seiner eigenen Hypothese über die Entstehung des Staates und

Digitized by Google

der Klassen vorbrachte und die so sehr meiner ursprünglichen widersprach. Daß die materialistische Geschichtsauffassung jeder anderen weit überlegen sei, den Tatsachen der Geschichte am besten entspreche, wurde gerade unter dem Einfluß des Engelsschen Buches anfangs der achtziger Jahre meine feste Ueberzeugung. Nichts hat sie bisher erschüttert, alles sie befestigt. Wie aber mit ihr meine Annahme über den Ursprung der Klassen und des Staates vereinbaren, die doch zu tief gewurzelt bei mir war, als daß ich sie ohne weiteres hätte aufgeben können? Es dauerte lange, bis ich hinter die Schwächen der Engelsschen Hypothese kam.

Das Buch des Professors Gumplowicz diente dazu, mich in meiner ursprünglichen Auffassung zu befestigen, gab mir aber keine Waffen, sie zu verteidigen.

Es heißt dort einmal:

„Was die heterogenen ethnischen Elemente von Ursprung an, und die heterogenen sozialen Bestandteile in der weiteren Entwicklung der Geschichte zusammenführt, was sie aufeinander anweist und bezieht und auf diese Weise den sozialen Naturprozeß in Bewegung setzt: das ist . . . die ewige Ausbeutungs- und Herrschsucht der Stärkeren und Ueberlegeneren. Der Rassenkampf um Herrschaft in allen seinen Formen, in den offenen und gewalttätigen, wie in den latenten und friedlichen, ist daher das eigentlich treibende Prinzip, die bewegende Kraft der Geschichte." (S. 218.)

Also eine Erscheinung, die erst spät in der Geschichte der Menschheit auftritt, die Entstehung der Klassen und Staaten, soll durch etwas erklärt werden, was seit jeher im Menschen da war! Und zu diesen seit jeher dem Menschen angeborenen Eigenschaften soll auch die Ausbeutungssucht gehören, obwohl eine Ausbeutung fremder Menschenkraft im Naturzustand gar nicht möglich ist, sondern erst dann eintreten kann, wenn die technische Entwicklung so weit gediehen ist, daß der Mensch ein Mehrprodukt zu schaffen vermag, einen Ueberschuß über das hinaus, was er zu seiner Erhaltung selbst braucht.

Es ist die bereits mehrfach gekennzeichnete Erklärung des Molièreschen Arztes, daß das Opium deshalb einschläfert, weil ihm die Kraft innewohnt, einzuschläfern, wenn wir behaupten, die Erscheinungen der Ausbeutung erklärten sich aus der angeborenen „ewigen Ausbeutungssucht" der Menschen.

Wohl sucht Gumplowicz das Auftreten der Ausbeutung auch aus einer besonderen historischen Situation zu erklären. Den Absatz, in dem er sie darstellt, haben wir schon oben zitiert:

„Einmal mußten zum Zwecke einer lohnenden und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau Menschen als Arbeitsvieh benutzt werden (und diese Notwendigkeit stellt sich auf einer der ersten Entwicklungsstufen der Menschheit bald heraus); einmal mußten Menschen in großen Massen zu diesem Zwecke „ausgebeutet" werden (und diese seinerzeit neue und nicht gerade unrichtige wirtschaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern"). (S. 212.)

Digitized by Google

Danach würden wir das Aufkommen der Klassen und Staaten dem Umstand danken, daß einer „begabten Minorität" die Idee einer ökonomischen Ueberlegenheit des Großbetriebs in der Landwirtschaft „aufdämmerte".

Nun ist diese Idee nicht einmal heute unbestritten, trotz der großen technischen Hilfsmittel, die dem Großbetrieb jetzt zur Verfügung stehen. Sie war aber im Altertum und auch noch im Mittelalter weit entfernt davon „nicht gerade unrichtig" zu sein, sie war vielmehr geradezu falsch, denn der landwirtschaftliche Großbetrieb mit unfreier Arbeit hat sich stets als die unergiebigste aller Betriebsweisen herausgestellt. Sie wird nur dort rentabel, wo der unfreie Arbeiter in seiner Lebenshaltung tief unter das Niveau des freien herabgedrückt ist. Von einer „lohnenderen und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau" ist dabei keine Rede.

Nur ausnahmsweise und nur bei einer hohen Entwicklung des Staatswesens, niemals in seinen Anfängen, finden wir landwirtschaftliche Großbetriebe mit unfreier Arbeit.

Und nirgends finden wir, daß ein Eroberungskrieg zu dem Zwecke geführt wird, eine „lohnendere und reichlichere Ertragserzielung aus dem Ackerbau" herbeizuführen. Die landwirtschaftliche Betriebsweise bleibt von dem Sieger unangetastet, nur wird dem unterworfenen Bauern ein Tribut auferlegt — ohne Vermehrung des Ertrags seiner Arbeit.

Die Idee ist ganz phantastisch, die Entstehung der Klassen und des Staates darauf zurückzuführen, daß in den primitiven Zuständen der Staats- und Klassenlosigkeit einer Minderheit in einem Gemeinwesen eine Theorie hätte aufdämmern können, die von der Ausbeutung unfreier Arbeiter eine größere Produktivität der Landwirtschaft erwartete, worauf das Gemeinwesen einen Eroberungskrieg unternahm, um diese Theorie praktisch zu verwirklichen.

Die ökonomische Begründung der Gumplowiczschen Klassen- und Staatstheorie konnte mich ebensowenig befriedigen, wie ihre „natürliche" Begründung.

Trotzdem erschien mir meine, mit der seinen in vielen wesentlichen Punkten übereinstimmende Auffassung durch so viele historische Tatsachen gestützt, daß ich sie nicht einfach über Bord werfen konnte. Aber auch die Engelssche erschien mir lange Zeit sehr plausibel. Ich nahm an, die Entwicklung sei nicht überall die gleichen Wege gegangen. Unter bestimmten Bedingungen habe sie sich vollzogen, wie Engels dachte, unter anderen Bedingungen so, wie ich es mir vorstellte. Die historische Forschung hatte in jedem Falle herauszufinden, welcher Weg der wirklich beschrittene war.

Zu dieser Auffassung zeigte mir Engels selbst den Weg. Er sagt in seinem „Ursprung der Familie":

Digitized by Google

„Die drei Hauptformen, in denen der Staat sich auf den Ruinen der Gentilverfassung erhebt, haben wir oben im einzelnen betrachtet. (Die Staatsbildung in Athen, Rom, bei den Deutschen; K.).

„Athen bietet die reinste klassischeste Form: hier entspringt der Staat direkt und vorherrschend aus den Klassengegensätzen, die sich innerhalb der Gentilgesellschaft selbst entwickeln . . . Bei den deutschen Ueberwindern des Römerreichs endlich entspringt der Staat direkt aus der Eroberung großer, fremder Gebiete, die zu beherrschen die Gentilverfassung keine Mittel bietet." (S. 177.)

Also Engels selbst meint, daß es verschiedene Formen der Bildung des Staates gibt. Eine davon ist die durch Eroberung. Aber die reinste, klassischeste Form sei die Bildung aus den Klassengegensätzen, die sich innerhalb der Gentilgesellschaft selbst entwickeln.

Das war längere Zeit auch meine Auffassung. Allmählich jedoch stiegen mir Bedenken gegen die „reinste und klassischeste Form" auf. Ich gab ihnen umso eher Raum, je mehr es mir gelang, meiner auf der dritten „Hauptform", der Bildung von Staaten durch Eroberung, aufgebauten Hypothese den Charakter einer bloßen Gewalttheorie zu nehmen, die ökonomische Bedingtheit der Gewalt klarzulegen, durch die Staat und Klassen begründet wurden, und so meine Hypothese widerspruchslos der materialistischen Geschichtsauffassung einzufügen.

Unabhängig von ihr und mitunter geradezu von antimarxistischen Anschauungen geleitet, haben auch andere in gleicher Richtung gearbeitet. Sehr bemerkenswert erscheint mir in dieser Beziehung das Buch Franz Oppenheimers, „Der Staat", Frankfurt a. M. 1907, das in den wesentlichsten Punkten zu den gleichen Anschauungen kam, die ich hier vertrete.[1]) Ich verdanke ihm sehr wertvolle Anregungen und erkenne das umso lieber an, als ich Oppenheimer in seinen ökonomischen Theorien nicht zu folgen vermag.

Viele Hinweise, die mir für die Begründung meiner Auffassung sehr nützlich wurden, habe ich bei Fr. Ratzel gefunden, namentlich in seiner „Völkerkunde".

---

1) Vorliegendes war schon geschrieben, als Oppenheimer das dünne Büchlein von 175 Seiten, das er 1907 geschrieben, zu einem dicken Wälzer von 859 Seiten erweitert herausgab, unzweckmäßigerweise unter genau dem gleichen Titel: „Der Staat" (Jena 1926). Das kleine Büchlein war als Teil einer Sammlung „sozialpsychologischer Monographien" erschienen, die den Gesamttitel führt: „Die Gesellschaft". Das große Buch bildet den zweiten Band des Oppenheimerschen „Systems der Soziologie". Der Gedankengang ist in beiden Werken völlig der gleiche, nur in dem späteren mit einer Fülle von Material bewiesen und illustriert. Ich werde öfter Gelegenheit haben, die dünne, wie die dicke Ausgabe zu zitieren. Um Verwechslungen zu vermeiden, werde ich dort, wo ich die dünne im Auge habe, das Wort „Gesellschaft" hinzufügen.

Digitized by Google

Besonders reiche und tiefe Aufschlüsse für den Gegenstand, der uns jetzt beschäftigt, brachten mir die letzten Werke Max Webers.

Den Unterschied zwischen den Staaten des orientalischen Despotismus und den antiken Stadtstaaten des Mittelmeers, sowie dann diesen beiden Staaten gegenüber die Eigenart des mittelalterlichen Feudalstaates im kontinentalen Europa hat bisher wohl niemand so klar erfaßt, wie er. Auch seine Untersuchung der Bedeutung des Puritanismus für das Aufkommen des industriellen Kapitalismus hat mir eine Reihe von Einblicken verschafft, die meine Arbeit sehr befruchteten.

Obwohl M. Weber sich die Entstehung des Staates anders denkt, als ich, hat er doch zur Bereicherung und Vertiefung der ökonomischen Grundlegung meiner Auffassung der Staatsbildung mehr beigetragen als ein anderer Autor.

Diese ökonomische Grundlegung, auf die ich jetzt meine Hypothese stütze, die im wesentlichen noch immer die von 1876 ist, geht aus von der Tatsache der Arbeitsteilung. Dies ist wohl der Ausgangspunkt eines jeden, der nach einer ökonomischen Begründung des Aufkommens der Klassen und des Staates sucht. Eine Reihe von Beispielen dafür haben wir schon kennengelernt.

So schroff hat allerdings den Zusammenhang zwischen Arbeitsteilung und Ausbeutung wohl keiner zugespitzt wie Rodbertus, der in seinem „dritten Brief an Kirchmann" (1851) schlankweg erklärt, die Ausbeutung sei so alt, wie die Teilung der Arbeit:

„Steigen Sie bis zu den ältesten Nationen, den ersten weltgeschichtlichen Trägern unserer Kultur herab — so weit der Blick in die Geschichte zurückzudringen vermag und wo er nur noch auf Teilung der Arbeit stößt, was finden sie dort in höchster Potenz verwirklicht? Die Ausbeutung des einen durch den anderen, die Ausbeutung von Weib und Kind und Sklaven, die Ausbeutung der Familie durch den „Herrn". Jene gehorchen und dienen, dieser herrscht und genießt; jene arbeiten, während diesem der erstkultivierte Boden, das Kapital und das Arbeitsprodukt zu eigen gehört. Diese Ausbeutung der Familie durch den Herrn ist ebenso alt als die Teilung der Arbeit . . . Nur vor Teilung der Arbeit findet dieselbe nicht statt" (S. 48).

Dieser sonderbaren Auffassung einer Urgesellschaft, in der nur Frauen und Kinder arbeiteten, der Mann dagegen als Urkapitalist nur „genoß", entspricht der Auffassung einer Teilung der Arbeit, die darin besteht, daß dem einen alle Arbeit zuteil wird, dem anderen gar keine Arbeit, dagegen alles „Kapital", das Rodbertus dem Produktionsmittel gleichsetzt, und alles Arbeitsprodukt.

Von einer derartigen absurden Arbeitsteilung gehe ich natürlich nicht aus. Aber auch nicht von einer anderen, wirklich innerhalb des Gemeinwesens vor sich gehenden, weder von der den beruflichen Teilungen zugrunde liegenden, noch auch jener, die

Digitized by Google

in erster Linie für die Klassenbildung herangezogen wird, von der zwischen den Leitern und den Ausführenden der verschiedenen gesellschaftlichen Tätigkeiten eintretenden.

Neben diesen Arten Arbeitsteilung gibt es noch eine andere, die, wenn man absieht von der zwischen den beiden Geschlechtern, in der Gesellschaft früher eintritt, als die zwischen den Berufen: die zwischen verschiedenen Stämmen, die unter verschiedenen Daseinsbedingungen leben.

Wir haben von ihr schon im dritten Buch gehandelt und brauchen das Gesagte nicht zu wiederholen.

Diese Arbeitsteilung bewirkt, daß je nach der verschiedenen Beschaffenheit der Wohngebiete Stämme nebeneinander wohnen, die verschiedene Fähigkeiten, Gewohnheiten, technische Behelfe erworben haben. Es wohnen arme Stämme neben wohlhabenden, kriegerische neben friedliebenden, nomadische neben ansässigen usw. Das führt leicht dahin, daß die armen, kriegerischen, nomadischen Stämme die wohlhabenden, friedliebenden, ansässigen überfallen. Es hängt wieder von besonderen ökonomischen und daraus hervorgehenden geistigen Bedingungen ab, ob die Eindringlinge bloß plündern oder sich im Lande als herrschender Stand festsetzen und einen Staat begründen.

Wie sich das vollzieht, werden wir noch eingehender betrachten.

Hier sei nur noch bemerkt, daß die Erklärung der Staats- und Klassenbildung durch Eroberung nicht zu jenen Gewaltstheorien zu gehören braucht, die Engels, und mit Recht, verpönt.

Unsere Meister wußten sehr wohl, welche Bedeutung die Gewalt in der Geschichte der Menschheit hat:

„In der wirklichen Geschichte spielen bekanntlich Eroberung, Unterjochung, Raubmord, kurz Gewalt die große Rolle." („Kapital", I. Volksausgabe, S. 645.)

Dieser Satz steht im Anfang des Kapitels im „Kapital", das von der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals handelt. Als deren Methoden werden dargestellt das gewaltsame Bauernlegen, wodurch die Besitzlosigkeit großer Volksmassen herbeigeführt wird, die von der Staatsgewalt mit eiserner Härte niedergehalten werden. Zu dieser Vergewaltigung der arbeitenden Klassen in Europa gesellt sich die Vergewaltigung in den anderen Weltteilen:

„Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien, die Verwandlung von Afrika in ein Gehege zur Handelsjagd auf Schwarzhäute bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsaera. Diese idyllischen Prozesse sind Hauptmomente der ursprünglichen Akkumulation. Auf dem Fuße folgt der Handelskrieg der europäischen Nationen mit dem Erdrund als Schauplatz."

Digitized by Google

Zu alledem gesellt sich noch das System der Staatsschulden, der staatlichen Zölle und Steuern, die die Armen belasten und die Reichen schonen.

„Diese Methoden beruhen zum Teil auf brutalster Gewalt, z. B. das Kolonialsystem. Alle aber benützen die Staatsgewalt, die konzentrierte und organisierte[1]) Gewalt der Gesellschaft . . . Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Sie selbst ist eine ökonomische Potenz."

Nun, genau dieselben Methoden, die Marx hier als die der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals darstellt, kommen in Anwendung bei der ursprünglichen Bildung der Staatsgewalt und der Klassen.

Und kein Zweifel, daß die Gewalt „eine ökonomische Potenz" und zwar eine sehr energische ist, die unter Umständen ungeheure ökonomische Wandlungen, z. B. das Aufkommen neuer und das Verschwinden alter Klassen bewirken kann. Nur darf man sich nicht einbilden, daß die ökonomischen Wirkungen der Gewalt stets diejenigen sind, die von den Besitzern und Anwendern der Gewalt jeweilig geplant und angestrebt werden.

Schon im 17. Jahrhundert wußte Adam Ferguson, daß die einzelnen gesellschaftlichen Einrichtungen wohl das Ergebnis menschlichen Handelns sind, jedoch vielfach nicht die Durchführung irgendeines menschlichen Planes.

„Wenn die Menschen dem augenblicklichen Antrieb ihres Geistes folgen, indem sie sich bestreben, Unangenehmes zu entfernen oder sichtbare und naheliegende Vorteile zu erreichen, gelangen sie zu Zielen, die selbst ihre Phantasie nicht voraussehen konnte, und verfolgen gleich anderen Lebewesen die Bahn ihrer Natur, ohne zu bemerken, wohin sie führt" (Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, deutsche Ausgabe, Jena 1904, S. 170, 171).

Das gilt in hohem Maße auch heute noch. Von den jeweiligen ökonomischen Bedingungen hängt es in letzter Linie ab, welche Ziele sich die Menschen einer Zeit, eines Landes, einer Klasse setzen, auf welche Widerstände sie stoßen, über welche Kraft zu ihrer Ueberwindung sie verfügen, und endlich, was als dauerndes Ergebnis dabei herauskommt.

So wichtig die Rolle der Gewalt in der Geschichte ist, so wenig hilft sie uns, den geschichtlichen Entwicklungsgang zu begreifen, wenn wir uns auf die Konstatierung des Eingreifens der Gewalt in ihr beschränken.

Die Gewalt und ihre Ergebnisse werden erst begreiflich durch Erforschung der ökonomischen Bedingungen, unter denen sie aufkommt und wirkt.

Und wenn es heute eher möglich ist, als noch vor zwei Jahrhunderten, Plan in das geschichtliche Tun zu bringen, an dem man arbeitet, so rührt das bloß daher, daß die ökonomische Wissen-

1) Man sollte wohl einfügen: „und von den herrschenden Klassen gehandhabte". K.

Digitized by Google

schaft heute mehr als ehedem ermöglicht, das ökonomisch Notwendige in der Zukunft vorauszusehen, so daß wir in der Lage sind, in unserer Zielsetzung alles zu meiden, was mit dieser Zukunft unvereinbar ist.

Mit der bloßen Anerkennung der Rolle der Gewalt bei der Bildung des Staates und der Klassen ist also noch nicht viel gewonnen. Wir müssen in jedem Fall dazu fortschreiten, die ökonomischen Bedingungen herauszufinden, unter denen die Gewalt diese Konsequenzen hervorzubringen vermochte.[1])

---

[1]) Wie sich in den jüngst von Rjazanov veröffentlichten Teilen der „deutschen Ideologie" zeigt, auf die wir schon mehrfach hinwiesen, faßten Marx und Engels schon um das Jahr 1845 die Rolle der Gewalt in diesem Sinne auf. Sie leugneten nicht die Wirkung der Gewalt in der Geschichte, bemerkten aber, daß sie nichts erkläre, wenn man nicht ihre jeweiligen ökonomischen Bedingungen in Betracht ziehe. So heißt es bei ihnen einmal:

„Dieser ganzen Geschichtsauffassung scheint das Faktum der Eroberung zu widersprechen. Man hat bisher die Gewalt, den Krieg, Plünderung, Raubmord usw. zur treibenden Kraft in der Geschichte gemacht . . .

„Es ist nichts gewöhnlicher, als die Vorstellung, in der Geschichte sei es bisher nur auf das N e h m e n angekommen. Die Barbaren n e h m e n das Römische Reich und mit der Ursache dieses Nehmens erklärt man den Uebergang aus der alten Welt in die Feudalität. Bei dem Nehmen durch Barbaren kommt es aber darauf an, ob die Nation, die eingenommen wird, industrielle Produktivkräfte entwickelt hat, wie dies bei den modernen Völkern der Fall ist, oder ob ihre Produktivkraft hauptsächlich bloß auf ihrer Vereinigung und dem Gemeinwesen beruht. Das Nehmen ist ferner bedingt durch den Gegenstand, der genommen wird. Das in Papier bestehende Vermögen eines Rentiers kann gar nicht genommen werden, ohne daß der Nehmende sich den Produktions- und Verkehrsbedingungen des genommenen Landes unterwirft. Ebenso das gesamte industrielle Kapital eines modernen Industriestaats. Und endlich hat das Nehmen überall sehr bald ein Ende, und wenn nichts mehr zu nehmen ist, muß man anfangen, zu produzieren. Aus dieser sehr bald eintretenden Notwendigkeit des Produzierens folgt, daß die von den sich niederlassenden Eroberern angenommene Form des Gemeinwesens der Entwicklungsstufe der vorgefundenen Produktivkräfte entsprechen, oder, wenn das nicht von vornherein der Fall ist, sich nach den Produktivkräften ändern muß." (Marx-Engels-Archiv, I., S. 292, 293.)

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Die ersten Staaten.

Erstes Kapitel.

Ansässige Ackerbauer.

Wenn wir die Entstehung des Staates und das Aufkommen der Klassen auf Eroberung zurückführen, so soll damit nicht gesagt sein, die Klassen müßten sich überall und unter allen Umständen in dieser Weise gebildet haben und eine andere Entstehung eines Staates sei nicht möglich.

Ich bin z. B. mit polynesischen Dingen viel zu wenig vertraut, um eine Ansicht über die Ursachen der auf manchen Inseln der Südsee gefundenen Klassenunterschiede äußern zu dürfen. Andererseits ist es sicher, daß eine ganze Reihe von Klassen nicht das direkte Produkt von Eroberungen, sondern das Ergebnis ökonomischer Entwicklung sind.

Aber in den Gebieten, in denen die geschriebene Geschichte beginnt, die Geschichte der Staaten und Klassenkämpfe, läßt sich jeglicher Ursprung der ersten Klassen und Staaten auf Eroberer zurückführen, soweit er überhaupt erkennbar ist oder Spuren hinterlassen hat, aus denen auf ihn geschlossen werden kann.

Uebrigens behauptet Cunow die gleiche Art des Ursprungs auch für den Inkastaat und den Aztekenstaat in Amerika. Für den Inkastaat in Peru hat er es ausführlich dargetan (vgl. sein Buch über die „Marxsche Geschichts- usw. Theorie", I., 298 und seine Schrift über „Die soziale Verfassung des Inkareiches", Stuttgart 1896).

Die ältesten Staaten, die für uns hier in Betracht kommen, finden sich alle in den Gebieten bestimmter großer Ströme in Nordafrika und Asien. Diese Ströme durchqueren einen Gürtel größter Trockenheit, oder grenzen an ihn, der sich von der Saharaküste des Atlantischen Ozeans bis nahe zu der des Stillen Ozeans (China) erstreckt. Der Nil, der Euphrat und Tigris, der Indus durchbrechen diesen Gürtel. Sie beziehen ihre Wasserfülle von Hochgebirgen und durchströmen dann ein regenloses Tiefland, in dem eine üppige Vegetation nur dort möglich ist, wo ihr Wasserreichtum hingelangt. Der Ganges, der Jangtsekiang und Hoangho dagegen durchfließen Gebiete, die keineswegs regenarm sind.[1])

[1]) Kalkutta hat im Durchschnitt 167 Zentimeter Niederschläge im Jahr, Berlin nur 59, Suez freilich nur 3.

Digitized by Google

Dicht an diese Flußgebiete grenzen Steppen, die stellenweise den Charakter von Sandwüsten annehmen.

Diese schroffen Gegensätze der Lebensbedingungen haben auch in der Lebensweise und den Produktionsarten der Bewohner der verschiedenen Gebiete die größten Unterschiede hervorgerufen.

An den Flußrändern des unteren Nil, des Euphrat und Tigris, auch des Indus in seinem Oberlauf, sowie in dem Flußgebiete des Ganges, des unteren Jangtsekiang und Hoangho waren die Bedingungen für den Bodenanbau sehr günstig. Fruchtbarer Boden (vielfach Schwemmland) und hohe Temperatur der Luft ließen überall dort, wo die nötige Bewässerung gegeben war, reiche Ernten erwachsen. Der Ertrag an pflanzlicher Nahrung war so groß, daß er bei einigermaßen geschicktem und emsigem Anbau bald ausreichte, die Bewohner der Täler allein zu ernähren, ohne viel Jagd oder Weidewirtschaft, teils direkt, teils indirekt, indem die Erträge der Felder es auch noch ermöglichten, Haustiere zu füttern.

Die Bebauer des Bodens werden unter diesen Umständen oft ausgesprochene Vegetarier, die den Fleischgenuß nicht bloß nicht nötig haben, sondern sogar verpönen, im Gegensatz zum Jäger und Hirten.

Bei den nomadischen Jägern finden wir schon in vorgeschrittenen Stadien Pflanzenanbau durch die Frau und Zähmung mancher Tiere. In den erwähnten großen Niederungen jenes Erdgürtels fanden nun die Menschen früher als anderswo die Bedingungen, ihre Gesellschaft über das Stadium des nomadischen Jägers hinauszuführen. Das heißt, sie können auch anderswo solche Bedingungen gefunden haben, etwa in einzelnen Oasen, aber diese Gebiete waren nicht ausgedehnt genug, große historische Wirkungen zu üben.

Je mehr für die Bewohner jener Flußtäler die pflanzliche Nahrung in den Vordergrund trat, desto weniger wurde es notwendig, daß die Männer auf die Jagd auszogen, um tierische Nahrung zu erbeuten. Desto eher wurde es auch möglich, daß die Bebauer des Bodens stets auf dem gleichen Fleck blieben, ansässig wurden. Die Mühsal des ewigen Wanderns konnten sie sich nun ersparen.

Die Möglichkeit der Ansässigkeit verwandelte sich bald in eine Notwendigkeit. Das Haus, das der ansässige Bodenbebauer errichtete, konnte massiver sein als das Zelt, das er mit sich herumgeschleppt hatte. Auch Hausrat vermochte er jetzt mehr anzusammeln und solider zu gestalten. Der Wanderer hatte sich in dieser Beziehung aufs äußerste einschränken müssen, um seine Beweglichkeit nicht zu hemmen. Das war auch der Entwicklung seiner industriellen Geschicklichkeit nicht förderlich gewesen, da er wenig Anlaß bekam, sie anzuwenden.

Digitized by Google

Das änderte sich im Zustand der Seßhaftigkeit. Bei den Bauern wuchs die Zahl der industriellen Produkte, die sie erzeugten, anwandten und ansammelten, und damit ihr industrielles Geschick. Ihre Industrie blieb in der Hauptsache freilich Hausindustrie für den Selbstgebrauch.

Je größer und je besser ausgestattet das Haus, desto schwerer wurde es, sich von ihm zu trennen. Und zu dem Wohnhaus gesellte sich noch ein anderer Faktor, der den Bauern an den Boden fesselte.

Im nomadischen Zustand ist es schwer, Vorräte anzusammeln. Man lebt von der Hand in den Mund. Dieser Mangel an „Kapital"-Ansammlung ist den Naturvölkern von vielen bürgerlichen Oekonomen verübelt worden, die deren Unterjochung durch kapitalistische Völker als eine gerechte Bestrafung dieser Sünde gegen den heiligen Geist des Kapitalismus betrachteten. Aber die Lebensmittel, die die Wilden erbeuteten, vertrugen zumeist keine Aufbewahrung, z. B. Fleisch, Kräuter, Beeren, solange die Technik nicht so weit war, Konservierungsmittel für sie zu entdecken. Namentlich in den Tropen ist das Aufheben von Nahrungsmitteln eine schwierige Sache.

Manche davon, z. B. Getreidekörner, ließen sich wohl aufheben ohne große Gefahr des Verderbens. Aber wer konnte große Mengen von ihnen mit sich herumschleppen! Die Frau des nomadischen Wilden ist gerade Lasttier genug und man kann ihr weder Faulheit, noch gedankenloses Leben in den Tag hinein nachsagen.

Ganz anders wird die Situation, sobald ein Stamm so weit ist, dauernd auf einem Fleck sitzen bleiben zu können. Nun wird die Frage der Transportmittel hinfällig. Für den seßhaften Bauern ist es nicht schwierig, Getreidekörner aufzuspeichern und gegen Schädlinge, z. B. Nagetiere, zu schützen oder vor Regengüssen zu bewahren, die übrigens innerhalb des Steppen- und Wüstengürtels vielfach selten genug sind.

Gerade innerhalb dieses Gürtels ist es aber noch ein besonderer Umstand, der den Bauern mit seinem Boden verwachsen läßt. Der Pflanzenanbau ist nur dort möglich, wo das befruchtende Naß des Flusses hinkommt. Zunächst werden die Bebauer des Bodens sich dicht am Fluß angesiedelt haben, oder doch ihr Kulturland, wenn auch nicht die Stätte ihrer Wohnungen dort gesucht haben. Aber das war eine gefährliche Lage, am meisten natürlich für Wohnstätten, doch auch für den Ackerboden. Jedes Hochwasser konnte ihn wegschwemmen. Andererseits muß das Land am Flusse zu eng geworden sein, wenn die Bevölkerung sich vermehrte, und das wird sie getan haben, denn die neuen Lebensbedingungen mit ihrer gleichmäßigen Ernährung und ihrer Befreiung von den Mühsalen ununterbrochenen Wanderns müssen die Aufzucht von Kindern sehr erleichtert haben.

Digitized by Google

Alles das muß frühzeitig bewirkt haben, daß die Bebauer des Bodens es für vorteilhafter hielten, daß der Fluß zu ihnen käme als sie zum Fluß. Je mehr sie mit ihm und seinen wechselnden Wasserständen bekannt wurden, desto leichter wurde es ihnen, Einrichtungen zu ersinnen, die es ermöglichten, aus dem Flusse Wasser zu höher gelegenen Punkten zu schaffen oder Hochwässer aufzuspeichern: Dämme, Reservoirs, Kanäle, Schöpfwerke. In einem großen Teil Chinas wieder diente die Kanalisation weniger der Bewässerung, als der Entwässerung. Das Schwemmgebiet des Jangtsekiang und Hoangho war früher Sumpf. Aber auch die Chinesen scheinen ihre Kunst der Wasserbauten in einem trockenen Gebiete erlernt zu haben, wo sie Bewässerungszwecken dienten. So kleinlich diese Werke in ihren Anfängen notwendigerweise gewesen sein werden, so mußten sie doch stets viel Arbeit erheischen. Und sie wurden die wichtigste Lebensquelle des Landes, die zu vernachlässigen oder von der zu scheiden ganz unmöglich schien.

Alles das bewirkt, daß der Landbebauer im Gegensatz zu seiner nomadischen Vergangenheit aufs zäheste an seiner Scholle hängt und lieber das Schlimmste erträgt, als daß er sie im Stich läßt.

Aber das ist nicht die einzige Wandlung, die er durchmacht. Das heißt, für die Frauen ändert sich dabei weniger, als für den Mann. Ihre Arbeit bleibt die des Haushalts. Allerdings werden sie die Mühseligkeiten des Wanderns los. Doch ihre industrielle Tätigkeit wächst.

Bei dem Manne aber ändert sich die ganze Art seiner Tätigkeit. Die Jagd nimmt ihn nur noch wenig, oft gar nicht mehr in Anspruch. Das bedeutet jedoch keineswegs vermehrte Muße für ihn.

Die aufgekommene Viehzucht hat ihm die Bändigung und Hütung des Großviehs, in erster Linie des Rindviehs, zugeteilt. Dieser Arbeit war die Frau nicht gewachsen. Nur das Melken der Kühe fiel ihr stellenweise zu. Nicht immer. Bei den Kaffern legen die Männer Wert darauf, selbst die Kühe zu melken.

Sobald man so weit kam, daß an Stelle des Grabstocks oder des Spatens der vom Rind gezogene Pflug trat, wurde die Bodenbestellung, die bis dahin von den Frauen besorgt worden war, zu einer Männerarbeit. Die sonstigen Arbeiten auf dem Acker nahmen jetzt so zu, daß auch hier die Frauenarbeit allein nicht ausreichte. Die Männer mußten mittun, sollte sie bewältigt werden. Am meisten schon bei der Rodung des Bodens. Aber auch bei der Ernte.

Bei der Errichtung der Bewässerungsbauten wurden die Männer ebenfalls unentbehrlich. Endlich gestaltet sich die Behausung der Familie nun zu einer relativ sehr soliden Struktur, erbaut aus Materialien, deren Gewinnung, Herbeischaffung und

Digitized by Google

Verwendung die kräftigen Muskeln der Männer erheischt. So wurde aus dem freien Jäger, der „durch die Wälder, durch die Auen" streifte, ein mühselig im Schweiße seines Angesichts sich plagender Schwerarbeiter.

Der Gebrauch der Waffen, die Uebung in den Waffen sowie deren Herstellung verliert für den Bauern die Bedeutung, die sie für den Jäger hatte. Die Anwendung der Waffe, die für diesen das Lebenselement ist, wird für den ansässigen Ackerbauer eine unerwünschte Unterbrechung anderer, für seine Existenz wichtigerer Tätigkeiten. Er gebraucht die Waffen schließlich nicht mehr zum Angriff auf Tiere und Menschen, sondern nur noch zur Abwehr. Er bevorzugt zu diesem Zwecke andere Mittel, wenn sie zum gleichen Ziele führen.

Das Blutvergießen, für den Jäger ein Genuß, wird für den Ackerbauer oft ein ekles Tun, vor dem er zurückschreckt. Der Hindu geht so weit, die Tötung selbst lästiger, ja schädlicher Tiere zu scheuen.

Anlaß zu Angriffskriegen haben die ansässigen Bewohner der hier in Rede stehenden Flußtäler nicht. An die Scholle gefesselt, die ihnen geeignete Nahrung bietet, haben sie um so weniger Lust, neuen Boden erwerben zu wollen, als sie außerhalb des Flußtales nichts finden, als Wüste und Wildnis, die sie nur abschrecken können. Die beste Methode, für die wachsende Bevölkerung neuen Boden zu gewinnen, besteht für sie in der friedlichen Ausdehnung ihrer Wasserbauten. Schlecht bewehrt, denn sie haben keine Zeit ihren Waffen besonderes Interesse zuzuwenden, ungeübt in den Waffen, bilden sie ein äußerst friedliches Geschlecht, seit jeher, bis heute.

Ratzel sagt über die überwiegende „Mehrzahl der heutigen Aegypter, die Fellahin, die ‚Pflüger' (vom arabischen Felach, der Pflug), die Landbewohner, Bauern":

„Er lebt und arbeitet mit wenigen Aenderungen wie die Untertanen des Menes oder des Mykerina lebten und arbeiteten . . . Der Fellah ist seit 5000 Jahren wesentlich derselbe." (Völkerkunde, III., 93—95.)

Sie sind stets dieselbe friedliebende, unterwürfige Bevölkerung gewesen. Und so waren wohl von alters her die Ackerbauer im Pendschab und dem Gangestal ebenso sanft und unkriegerisch, wie die Hindubauern es bis heute noch sind, trotz aller revolutionären Regungen in den Städten. Bekannt ist endlich auch der unkriegerische Sinn des chinesischen Bauern.

Verstärkt wird noch die geringe kriegerische Kraft der Bauern (vor dem Aufkommen der Staatsgewalt) durch die Isolierung der einzelnen Dörfer voneinander. Wohl ermöglicht es der Ackerbau, daß dieselbe Bodenfläche eine weit dichtere Bevölkerung ernährt als früher. Aber er fesselt den Bauern an die Scholle, erschwert es ihm, in engere Beziehungen mit anderen Menschen, außer seinen Nachbarn (den „Nah-Bauern"), zu treten. Jedes Dorf wird eine

Digitized by Google

Welt für sich. Im Russischen wird bekanntlich beides, Dorf und Welt mit dem gleichen Wort bezeichnet: Mir.

Diese Isolierung der Dörfer voneinander erschwert ihr Zusammenwirken zur Abwehr eines übermächtigen Gegners, dem die einzelnen Dörfer nicht gewachsen sind.

So wirkt der Ackerbau in jenen Flußtälern dahin, daß er den Wohlstand der Bauern hebt, damit aber auch den Anreiz auf ärmere Nachbarn vermehrt, sie zu plündern. Und gleichzeitig mindert er die Kräfte der Abwehr, aber auch die Möglichkeiten, durch Flucht dem Verderben zu entrinnen. Dieses Verderben wird unausweichlich, sobald sich die „bösen Nachbarn" fanden, mit denen nach dem bekannten Wort auch der „Frömmste" nicht in Frieden bleiben kann. Und diese Nachbarn fanden sich ein. Die den Flußtälern benachbarte Wüste lieferte sie.

Zweites Kapitel.

Nomadische Hirten.

Wenn Menschen im Stadium des höheren Jägertums in die Wüste gedrängt wurden oder wenn das Klima ihrer bisherigen Umgebung immer trockener wurde. so daß diese immer mehr Wüstencharakter annahm, mußten die Konsequenzen ganz anderer Art sein, als wenn Menschen auf gleicher Höhe der Entwicklung in Flußtäler oder größere Oasen mit üppigem Pflanzenwuchs gerieten.

Wenn wir hier von den Wirkungen der Wüste sprechen, darf man nicht an völlige Sandwüsten denken. In denen ist ein längerer Aufenthalt für lebendige Wesen überhaupt nicht möglich. Sie können keine besonderen Produktionsverhältnisse hervorrufen. Dieser extreme Fall ist keineswegs der allgemeine Zustand des Wüstengebietes. Es zeigt zwischen der Steppe und der Sandwüste die verschiedensten Grade von Pflanzenwachstum, je nach dem Boden, dem Regenfall, den Winden usw.

Wenn ein Jägervolk in diese Bedingungen versetzt wird, so wird es von der Jagd nicht mehr in demselben Ausmaße leben können wie früher. Die Gebiete dürftiger Vegetation, unterbrochen durch große Zwischenräume unfruchtbaren Landes und wenige ergiebige Weiden, ernähren nur wenig Wild, das flüchtig über weite Gebiete zerstreut ist. Die Jagd wird da unendlich mühselig, ihr Ergebnis gering und höchst unsicher. Wie bei den Ackerbauern der Flußtäler, verliert auch bei den Nomaden der Wüste, allerdings aus ganz anderen Gründen, die Jagd an Bedeutung. Doch hört sie kaum irgendwo völlig auf. Der Entgang an Wildnahrung kann dabei nicht durch Ausdehnung des Pflanzenbaues wettgemacht werden. Wohl wird er bei den Nomaden nach

Digitized by Google

Möglichkeit betrieben. Aber auch im besten Falle ist sein Ergebnis zu gering, den bisherigen Nomaden seßhaft zu machen, ihm zu erlauben oder gar ihn zu zwingen, dauernd auf dem gleichen Fleck zu bleiben. Immer wieder muß er weiter ziehen, nach neuen Nahrungsquellen suchen.

Je weniger Jagd und Pflanzenbau ausreichen, das Nahrungsbedürfnis zu decken, um so mehr kommt ein dritter Faktor in Betracht, der bei den Jägern fast nur als Zeitvertreib gilt, bei dem Ackerbauer nur als Hilfsmittel und Nebenerwerb neben der Bodenbestellung: die Zähmung und Aufzucht von Nutztieren.

Ungleich dem flüchtigen Wild hat der Mensch sie stets zur Hand; sie liefern ihm nicht nur gleich diesem Fleisch, Häute, Hörner und andere verwendbare Bestandteile des getöteten Tieres, sie können auch, namentlich als Milchtiere zu einer dauernden, sich immer wieder erneuernden Nahrungsquelle werden. Hat diese gegenüber dem Wild den Vorteil, stets in greifbarer Nähe zu sein, so unterscheidet sie sich andererseits von der Nahrungsquelle des Bodens dadurch, daß sie beweglich ist und stets dorthin getrieben werden kann, wo sie am besten gedeiht und wo man sie braucht — eine für die Steppe ganz unschätzbare Eigenschaft.

Nur wenige Tiere unter den zähmbaren und nutzbaren taugen dafür, den Menschen in der Wüste zu begleiten. Sie müssen fähig sein, große Wege zurückzulegen, müssen der Trockenheit des Klimas gewachsen sein und mit dürftigem Futter vorlieb nehmen. Schweine kamen für die dürre Wüste nicht in Betracht. Wir finden sie frühzeitig als Haustiere, z. B. bei den Pfahlbauern der Schweiz. Die Wüstennomaden dagegen verachten das Schwein und die Schweinezüchter und sie verschmähen sein Fleisch. Wenn die frommen Juden noch heute dabei verharren, so bezeugen sie damit ihre beduinische Abstammung, wie auch die Zähigkeit mancher Traditionen. Besser als Schweine sind der Wüste angepaßt Schafe, manche Arten Rinder, Esel, Pferde und Kamele. Sie alle werden für den Nomaden wertvoll vor allem durch die Milchgewinnung, für die auch Pferde und Kamele herangezogen werden.

„In Nord-Darfur weiden die Araber mit Ausschluß fast jeglicher anderen Tätigkeit Hunderttausende von Kamelen. Selbst Rinder- und Schafherden sind ihnen ein Luxus, da die Kamelmilch vollständig ihr Nahrungsbedürfnis befriedigt." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 136.)

Von den Turkmenen heißt es in demselben Werke:

„Kuhmilch wird keineswegs der Stuten- oder Kamelmilch vorgezogen." (III., S. 353.)

Ratzel nimmt auch an, Pferd und Kamel seien zuerst der Milchgewinnung wegen gezähmt und gezüchtet worden. Ihre Verwendung als rasches Beförderungsmittel sei erst aufgekommen, als man mit ihnen vertraut geworden.

Digitized by Google

Zu diesen Freunden aus der Familie der Huftiere gesellen sich mitunter noch zwei aus dem Geschlecht der Raubtiere, die über Windeseile verfügen und bei manchen Nomaden geschätzte Helfer bei der Jagd werden: Windhunde und Jagdfalken.

Sie alle, namentlich aber die Huftiere, werden unentbehrlich für den Nomaden. Er schätzt sie aufs höchste, hängt an ihnen mehr als an allem anderen.

„Der Hauptgegenstand aller Mühen und Sorgen des Nomaden ist das Vieh, von dem seine Existenz, sein Wohlstand abhängig ist. Deshalb auch wird bei jeder Zusammenkunft zunächst nach der Gesundheit des Viehs und dann erst nach dem Befinden des Eigentümers und seiner Familie gefragt." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 351.)

Mit denjenigen seiner Tiere, die ihm nicht als Fleischlieferanten dienen, die er nicht schlachtet, verbindet ihn oft zärtlichste Liebe. Sie gehören zu einer Familie und stehen ihm mitunter höher als die übrigen Familienmitglieder. Namentlich gilt das vom Pferd des Arabers.

Diese Freunde und Reichtümer zu schützen, wird die wichtigste Aufgabe des Nomaden. Zahlreiche hungrige Raubtiere bedrohen sie beständig. Der seßhafte Ackerbauer kann eine Hürde bauen, in die er seine wenig zahlreichen Haustiere für die Nacht treibt, wo sie vor den Räubern gesichert sind. Der Nomade verfügt weder über die Materialien, feste Hürden zu bauen, noch über die Zeit, um sie aufzurichten. Er müßte sie wahrscheinlich verlassen, ehe sie fertig geworden wären. Vor allem aber sind seine Herden so zahlreich, daß die Einhegungen für sie ganz ungeheuerlich groß sein müßten.

Es bleibt ihm nur übrig, die Herden selbst zu überwachen, bereit, jedem Raubtier persönlich entgegenzutreten, um es zu verscheuchen oder zu töten.

Erheischt die Jagd ständige Uebung in den Waffen und deren Erhaltung im besten Zustande, so wird dieselbe Notwendigkeit auch hervorgerufen durch den Herdenschutz. Der nomadische Hirte wird nicht, wie der Ackerbauer, des Waffengebrauchs entwöhnt.

Dieser wird ihm vielmehr in erhöhtem Maße aufgezwungen, nicht zum Gewinnen der Nahrung, wie beim Jäger, wohl aber zum Schutz der Nahrung.

Nicht mit vierfüßigen Räubern allein hat er zu tun. Zu ihnen gesellen sich auch zweifüßige, die allerdings am gefährlichsten dann werden, wenn sie sich auf vier Beinen bewegen, wenn sie die Kunst erlernen, auf schnellen Pferden oder Kamelen zu reiten.

Im Jägerstadium war zu Raubzügen wenig Anlaß. Ein Jägerstamm besaß zu wenig, was die Habgier anderer Jäger reizen konnte. Wenn Jägerstämme miteinander in Konflikt kommen, sind in der Regel Grenzverletzungen die Veranlassung. Jeder

Digitized by Google

tiefer stehen als die Bauern. Das Wort „tiefer" soll hier besagen, daß die Kultur bei ihnen t i e f e r s i t z t als bei den Bauern.

Bei diesen beruht die Kultur auf technischer Ueberlegenheit und größerem Reichtum. Sie ist verbunden mit geringer Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes. Nimmt man ihnen ihren Besitz, dann stehen sie hilflos da. Das gerade Gegenteil fand Frobenius beim Nomaden:

„Ganz anders der Steppen- und Wüstenmensch. Seine Kultur lebt im Kopfe. Seine Kultur beruht im Wissen, in der Erziehung der Denktätigkeit, im Ausgleich der sozialen Kräfte . . . Nicht ein einziges Mal habe ich (unter ihnen) den Stumpfsinn angetroffen, der die Waldbewohner charakterisiert. Jedesmal gelang es nach kürzerer oder längerer Zeit, mit den Leuten einen Konnex herzustellen, es so weit zu bringen, daß ihr Auge leuchtete, daß dem Munde ein Strom naturgeborener sowohl als ererbter und durch Beobachtung in Besitz genommener Weisheit entfloß. Omnia mea mecum porto (meinen ganzen Besitz trage ich mit mir), kann jeder von diesen Leuten sagen. Er hat ein ganz ausgezeichnetes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch, er hat ein ganz genaues Wissen von den Funktionen der Natur, wenn er die ihm geläufigen Erscheinungen auch häufig in der phantastischsten Weise deutet. Aber er deutet doch, während der Waldmensch nur stumpfsinnt." (S. 297, 298.)

Bei den Wüstennomaden, berichtet Frobenius weiter, habe jeder besondere geistige Interessen. Der eine befaßt sich mit der Geschichte der Stämme und Familien, ein anderer beobachtet Käfer, ein dritter Kräuter und ihre Heilwirkungen. Der vierte grübelt über Gesetz und Recht. Daneben gibt es Leute, die das Vieh beobachten oder die Sterne oder die sich mit technischen Fragen beschäftigen.

„Die Menschen dieser Art kann man verjagen, vertreiben, man kann ihnen alles nehmen, alles rauben, sie halten ihre Kultur und werden sie so leicht nicht verlieren können. Wo diese Menschen hinkommen, da tragen sie ihr Alles mit hin. In diesen verachteten Menschen ist die Kultur t i e f." (S. 299, 300.)

Diese nicht etwa t i e f s t e h e n d e sondern t i e f s i t z e n d e Kultur, diese Regsamkeit des Geistes ist die Wirkung besonderer Lebensbedingungen, nicht besonderer Rassenanlagen. Wir finden hohe Intelligenz nicht bloß bei den „semitischen" Nomaden Arabiens (die Juden inbegriffen, die als Städter und Händler diese Intelligenz weiter entwickelten), sondern auch bei den „arischen" Nomaden Irans, die als Arier nach Indien zogen, als Perser Vorderasien sich untertan machten.

Doch darf man die Frobeniussche Beobachtung nicht dahin deuten, als wirke unter allen Umständen das Nomadentum in der ' iiste und Steppe in so hohem Maße geistig belebend. Die me, von denen wir hier sprachen, befanden sich alle in dem ngürtel der heißen Zone. Die Nomaden in dem Gebiete des Rußland und in Nordasien zeigen nicht dieselbe Fähig- iger Kultur. Nicht die Skythen, nicht die Hunnen, die ler die Türken. Sollten es bei ihnen die Mühsale der

Digitized by Google

harten und langen Winter sein, die den Aufschwung des Geistes lähmen? Oder aber die große Monotonie des Landes, von der wir schon im dritten Buche sprachen?

Wie mannigfaltig gestaltet waren im Unterschied zu Rußland die Gebiete, mit denen die nomadischen Araber auf ihren Wanderungen in Berührung kamen! Auf der einen Seite Mesopotamien, auf der anderen das Flußtal des Nil. Und darüber hinaus die Küste des Mittelmeeres, mit deren Erzeugnissen sie durch die Phöniker bekannt wurden, und andererseits im Süden, im glücklichen Arabien, Häfen am Indischen Ozean, die frühzeitig in Verkehr mit dem reichen Wunderlande Indien kamen. Kein Wunder, wenn die „semitischen" Nomaden, die in dem so vielfache Anregungen bietenden Wüstenland Arabien wanderten, besonders hohe Regsamkeit des Geistes erwarben.

Der Antisemitismus stellt wohl zum Teil nichts anderes dar, als die Abneigung des durch seine Produktionsbedingungen bornierten und schwerfälligen Bauern gegen die umfassende und regsame Intelligenz, die dem Nomaden seine Lebensweise unter günstigen Bedingungen verleiht.

Drittes Kapitel.

Staatenbildende Kraft der Nomaden.

Wenn wir den großen Gegensatz im geistigen Leben der Bauern und der nomadischen Hirten in Betracht ziehen, die Wohlhabenheit, aber auch Schwerfälligkeit, Wehrlosigkeit, Fügsamkeit der ersteren, die Armut, Wehrhaftigkeit, Wagelust, und oft auch rege und anpassungsfähige Intelligenz der letzteren, dann sehen wir in den Bauern und Hirten zwei Faktoren gegeben, deren Zusammentreffen auf einer gewissen Höhe der Entwicklung dazu führen mußte, daß die Hirten sich die Bauern untertan und tributpflichtig machten. Einzelne Hirtenstämme faßten zahlreiche Gemeinden oder Markgenossenschaften von Bauern zu einem Gemeinwesen zusammen, das von den Hirten beherrscht und ausgebeutet wurde, die nun aufhörten, Hirten zu sein.

So wurden die ersten Staaten geschaffen.

Immer und immer wieder weist Ratzel auf die große staatenbildende Kraft der Nomaden hin.

„In dem kriegerischen Charakter der Nomaden liegt eine große staatenschaffende Macht ... welche aber vielleicht (heute. K.) klarer als in den von Nomadendynastien und Armeen beherrschten großen Staaten Asiens, wie in dem von Türken beherrschten Persien, dem nacheinander von Mongolen und Mandschu eroberten und kräftigst verwalteten China, den Mongolen- und Raschputenstaaten Indiens, sich am Rand des Sudan ausspricht, wo Verschmelzungen der erst feindlichen, dann zu fruchtbarem Zusammenwirken vereinigten Elemente noch nicht so weit vorgeschritten sind. Selten dürfte es sich so klar erweisen, wie hier auf

Digitized by Google

Stamm hat sein Revier, auf das er sich beschränkt, wenn nicht Notlage ihn drängt, es zu überschreiten.

Auch bei nomadischen Hirten spielen Grenzverletzungen als Konfliktursachen eine große Rolle. Jeder Stamm hat seine herkömmlichen Weideplätze, mit denen er sich in der Regel begnügt. Aber irgendein Notstand, etwa eine Dürre, kann ihn zwingen Weidegrund aufzusuchen, der nach dem Herkommen einem anderen Stamm gehört. Damit ist ein Kriegszustand gegeben.

Zu diesen Konflikten, die mit denen der Jägerstämme viele Aehnlichkeit haben, gesellen sich nun aber noch andere, die daher rühren, daß der Hirte, im Gegensatz zum Jäger, über eine für ihn und seinesgleichen höchst wertvolle Habe verfügt: Das Nutzvieh. Und diese Habe ist nicht nur sehr wertvoll. Sie hat, im Unterschied von jedem anderen Besitz, auch noch die angenehme Eigenschaft, daß sie nicht getragen zu werden braucht. Sie bewegt sich selbst und läßt sich von demjenigen, der sich ihrer bemächtigt, dorthin treiben, wohin er will.

Mit dem Aufkommen des Reichtums an Vieh wird aber nicht bloß die Möglichkeit, ihn zu rauben gegeben, sondern sehr oft auch eine Veranlassung es zu tun.

Der Viehbesitz ist unter den Verhältnissen, in denen der Nomade lebt, ein höchst schwankender. Schutzlos allen Fährnissen der Witterung preisgegeben, ohne gesicherte Zufuhr von Nahrung und Wasser, kann der Viehreichtum eines nomadischen Stammes rasch durch ungünstige Zufälle auf äußerste reduziert werden, etwa durch Perioden ungewöhnlicher Dürre, durch Sandstürme, oder im Winter Schneestürme; durch Viehseuchen u. dgl.

Ohne Vieh ist der Hirt zum Untergang verurteilt. Fehlt es ihm, so bleibt ihm nichts anderen übrig, als es bei anderen begünstigten Nachbarn zu leihen, oder, was oft profitabler erscheint, es zu stehlen oder zu rauben. Das heißt, gestohlen wird nicht bei Nachbarn des eigenen Stammes, das liefe der urwüchsigen Moral, der Solidarität der Stammesgenossen entgegen. Aber diese Moral bezieht sich eben nur auf den eigenen Stamm. Einen fremden Stamm zugunsten des eigenen zu berauben, gilt nicht nur nicht als verwerflich, sondern vielmehr als höchst lobenswert.

So muß der nomadische Hirt stets zum Kriege gerüstet sein und es fehlt ihm nie an Gelegenheiten, seine Waffen zu gebrauchen, einmal, um den eigenen Besitz zu schützen, ein andermal um sich fremden anzueignen. Ratzel sagt:

„Innig hängt das Kriegs- und Raubwesen mit dem Leben des Hirten zusammen, selbst der Hirtenstab wird zur Waffe. Der Gang des anscheinend friedlichen Hirtendaseins bestimmt denjenigen des Krieges . . . Die ‚Barantas' (wörtlich ‚Vieh machen', ‚Vieh rauben') der Kirgisen zeigen den Kern der Raubzüge wohl unverfälscht." (Völkerkunde, III., S. 50.)

Den Urgrund der Raubzüge sucht Ratzel allerdings im Bedürfnis nach Rache: man beraubt den Feind, um sich an ihm zu rächen. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch dies Moment

Digitized by Google

mitspielt. Aber die Rache kann doch kein ursprüngliches Motiv sein. Sie setzt schon ein erlittenes Unrecht voraus, für das man sich rächen will. Der Raubzug, den man aus Rache unternehmen will, setzt einen anderen voraus, dessen Opfer man war. Das Motiv der Rache bewirkt, daß die ursprünglich einem Notstand entspringenden Raubzüge sich dann weiter fortsetzen, auch wenn kein solcher zwingender Grund mehr vorhanden ist. So wird das Rauben zu einer ständigen Einrichtung, zu einer regelmäßigen Methode des Erwerbs.

Das Ergebnis ist ein Menschenschlag von außerordentlicher Kühnheit, Rauflust und Raublust.

Die nomadischen Hirten werden um so gefährlicher, als sie bei ihrer Beweglichkeit sich leicht in größeren Massen zusammenfinden.

In seinem „Vierzig Jahre Erinnerungen" (Berlin 1888), beschreibt F. Lesseps eine Reise, die er mit dem Vizekönig (Khedive) Ismail Pascha von Aegypten nach dem Sudan unternahm. Da berichtet er unter anderem (I., S. 160):

„Es ist seltsam, wie schnell man in diesem Land die Leute versammeln kann. Boten gehen auf Dromedaren fort und nach einigen Tagen haben sie Versammlungen von mehr als 100 000 Menschen zusammengebracht. Bei unserer Ankunft in Chendi[1]) hatte man ein Zelt für mich aufgeschlagen; der Vizekönig sagte mir: „Sie werden sehen, was ich morgen tue."

„Am folgenden Morgen bildete die seit drei oder vier Tagen zusammengekommene Bevölkerung eine kompakte Masse von 100 000 Menschen."

Diese Zahlenangabe darf man sicher nicht wörtlich nehmen, sondern muß sie so auffassen, wie etwa die Angaben Herodots über die Größe der persischen Heere. Aber auch wenn wir die Zahl auf ein Zehntel reduzieren, bleibt sie ungeheuer für ein so menschenarmes Gebiet: auf den Quadratkilometer leben im Sudan etwa zwei Menschen, in Deutschland 127.

Diese Möglichkeit für Hirtenstämme, namentlich wenn sie über Pferde oder Kamele verfügen, sich rasch in größeren Mengen zu vereinigen, erleichtert es ihnen sehr, einen Gegner mit Uebermacht zu überfallen.

Wie sehr im Nachteil ist ihnen gegenüber der friedliche aber auch schwerfällige Ackerbauer, der an der Scholle klebt und sich in einzelnen Dörfchen isoliert!

Auch sonst bilden Hirten und Ackerbauer die größten Gegensätze. Hier der Bauer, der seine Ernte aufspeichert und sparsam mit ihr umgeht, denn er muß mit ihr auskommen bis zur nächsten Ernte und noch Saatgut und Reserven darüber hinaus aufheben. Dann auch kann der Bauer, namentlich bei künstlicher Be-

[1]) Schendi, zwischen Berber und Chartum. K.

Digitized by Google

wässerung, den jährlichen Ertrag seiner Arbeit mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen.

Ihm gegenüber der Hirt, dessen Erwerb, beruhe er nun auf Züchtung oder auf Raub von Vieh, stets höchst unsicher bleibt. Er ist erfüllt von dem Wagemut und Leichtsinn des Spielers, sieht auf die Sparsamkeit und Sorgsamkeit des Bauern mit Verachtung herab. Was er gewinnt, dient sofortigem Genuß. Und nicht minder verachtet er den Fleiß des Bauern. Dieser muß sich tagaus, tagein plagen, mit geringen Pausen, in schwerer Arbeit, soll der Betrieb gedeihen.

Der Hirt schweift frei und ungebunden durch die Welt, in steten Kämpfen mit ihr, die aber nicht als eine Plage empfunden werden, sondern als eine Lust.

Das gilt freilich nur von den Männern. Die Frauen im Haushalt hatten stets ihre Plage, mußten stets schwere Arbeit leisten, mochten die Männer Jäger sein oder Viehhirten oder Ackerbauer.

Viel mehr als im Charakter der Frauen hat der Wechsel der Produktionsweisen in dem der Männer die größten Gegensätze hervorgebracht.

Sehr gut hat den Kontrast zwischen dem Ackerbauer und dem Hirten der russische Forscher Prschewalsky bei seiner Vergleichung der Chinesen und der Nomaden der Mongolei geschildert:

„Einander unähnlich, sowohl der Lebensweise als dem Charakter nach, waren sie von der Natur (! K.) bestimmt, einander fremd zu bleiben und sich gegenseitig zu hassen. Wie für den Chinesen ein ruheloses Leben voll Entbehrungen, ein Nomadenleben unbegreiflich und verächtlich war, so mußte auch der Nomade seinerseits verächtlich auf das Leben voller Sorgen und Mühen des benachbarten Ackerbauers blicken und seine wilde Freiheit als höchstes Glück auf Erden schätzen. Dies ist auch die eigentliche Quelle des Kontrastes im Charakter beider Völker: der arbeitsame Chinese, welcher seit unvordenklichen Zeiten eine vergleichsweise hohe, wenn auch eigenartige Zivilisation erreicht hatte, floh immer den Krieg und hielt ihn für das größte Uebel, wogegen der rührige, wilde und gegen physische Einflüsse abgehärtete Bewohner der kalten Wüste der Mongolei immer bereit zu Angriffen und Raubzügen war. Beim Mißlingen verlor er wenig, aber im Falle eines Erfolgs gewann er Reichtümer, die durch die Arbeit vieler Geschlechter angesammelt waren." (Zitiert bei Ratzel, Völkerkunde, I., S. 59.)

Die alten Hebräer kannten natürlich sehr wohl den Gegensatz zwischen Hirten und Ackerbauern. Sie stammten ja selbst von nomadischen Beduinen ab. Ihre heiligen Schriften versetzen den Gegensatz schon in den Anfang der Welt. Die Söhne des ersten Paares, Adams und Evas, waren der Schafhirte Abel und der Ackerbauer Kain, die bald in Konflikt miteinander gerieten.

Dabei wird aber merkwürdigerweise der Hirte Abel als der sanftmütige, friedliebende und gottwohlgefällige geschildert, der Ackerbauer Kain dagegen als ein Unhold, der gleich mit Blutvergießen bei der Hand ist und von Gott verworfen wird.

Digitized by Google

Diese Auffassung ist offenbar noch vom Standpunkt der beduinischen Ahnherren aus gesehen, von dem aus jeder Widerstand von Ackerbauern gegen einen Raub- oder Eroberungszug der Beduinen als verwerfliche Missetat galt, die den Zorn des Nomadengottes hervorrief.

Anders urteilt die Religion, die von den Intellektuellen zuerst der Meder und dann der Perser — den Magiern — entwickelt und niedergeschrieben wurde, nachdem sie das nomadische Leben aufgegeben hatten und zu Herren von Ackerbauern geworden waren. Nach dieser Zarathustra zugeschriebenen Religion wird die Welt von dem Streit zweier einander feindlichen Prinzipien erfüllt. Ormuzd (Auramazda), der Beherrscher des Reiches des Lichts, steht in ewigem Streit mit Ahriman (Angromainju), dem Beherrscher des Reiches der Finsternis. Das erstere Reich ist das Kulturland, das zweite die Wüste, die jenes mit ihren Sandstürmen ständig bedroht. Im Reiche des Lichtes wohnen die Ackerbauer, die Guten, in dem der Finsternis die Nomaden, die Bösen, die jenen immer wieder von neuem Unheil zufügen wollen.

Aber das Avesta, das Religionsbuch der Perser, erwartet, daß die Zeit kommt, in der das Reich der Ackerbauer endgültig mit den Nomaden fertig wird. Damit wird die ungetrübte Herrschaft des Guten, ein Zeitalter des Lichtes und des Glückes anheben.

Wichtig für die Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen Bauern und nomadischen Hirten sind die Beobachtungen, die Frobenius in Nordwestafrika machte, wo er Gelegenheit hatte, Waldbauern mit Wüstenbewohnern zu vergleichen. Er schildert deren Gegensatz:

„Betritt man, durch den Urwald schreitend, eine Lichtung, in der sich ausgedehnte Plantagen zeigen, denen sich ein sauberes, weit und ordentlich angelegtes Stadtgebilde anschließt, betritt man dann die Hütten, nimmt eine große Anzahl von Kulturgebilden wahr, die in allerhand Kunstfertigkeiten gearbeitet sind, erfreut sich dann an der reichen und schönen Kleidung, sieht die würdigen, tätigen Dorfbewohner bei ihren handwerklichen Arbeiten, so gewinnt man den Eindruck einer umfangreichen und erfreulichen Kultur. Hat man dagegen eine Wanderung in der Wüste zurückgelegt, stößt man auf ein Zeltlager, welches mehr oder weniger liederlich angelegt ist, eine Wohnstätte, die flüchtig errichtet, dem flüchtigen Wanderleben angepaßt ist, sieht man die schmutzigen Leute in ihren abgebrauchten Kleidern und kommt zu dem Schlusse, daß außer den Viehherden nicht recht besonderer Kulturschatz hier zu erwarten sei, so ist man geneigt, die Viehzüchter der Wüsten und der Steppen in einen verhältnismäßigen niederen Kulturbereich zu versetzen. Dieser Eindruck ist entschieden falsch." (Vom Schreibtisch zum Aequator, S. 294, 295.)

Frobenius ist vielmehr der Ueberzeugung:

„Daß die Steppennomaden, im Gegensatz zu dem äußeren Eindruck, eine tiefere Kultur besitzen als die Gartenbauer der Wälder." (S. 295.)

Das Wort „tiefere" ist hier nicht sehr glücklich gewählt, denn Frobenius will ja gerade zeigen, daß die Nomaden kulturell nicht

Digitized by Google

Möglichkeit betrieben. Aber auch im besten Falle ist sein Ergebnis zu gering, den bisherigen Nomaden seßhaft zu machen, ihm zu erlauben oder gar ihn zu zwingen, dauernd auf dem gleichen Fleck zu bleiben. Immer wieder muß er weiter ziehen, nach neuen Nahrungsquellen suchen.

Je weniger Jagd und Pflanzenbau ausreichen, das Nahrungsbedürfnis zu decken, um so mehr kommt ein dritter Faktor in Betracht, der bei den Jägern fast nur als Zeitvertreib gilt, bei dem Ackerbauer nur als Hilfsmittel und Nebenerwerb neben der Bodenbestellung: die Zähmung und Aufzucht von Nutztieren.

Ungleich dem flüchtigen Wild hat der Mensch sie stets zur Hand; sie liefern ihm nicht nur gleich diesem Fleisch, Häute, Hörner und andere verwendbare Bestandteile des getöteten Tieres, sie können auch, namentlich als Milchtiere zu einer dauernden, sich immer wieder erneuernden Nahrungsquelle werden. Hat diese gegenüber dem Wild den Vorteil, stets in greifbarer Nähe zu sein, so unterscheidet sie sich andererseits von der Nahrungsquelle des Bodens dadurch, daß sie beweglich ist und stets dorthin getrieben werden kann, wo sie am besten gedeiht und wo man sie braucht — eine für die Steppe ganz unschätzbare Eigenschaft.

Nur wenige Tiere unter den zähmbaren und nutzbaren taugen dafür, den Menschen in der Wüste zu begleiten. Sie müssen fähig sein, große Wege zurückzulegen, müssen der Trockenheit des Klimas gewachsen sein und mit dürftigem Futter vorlieb nehmen. Schweine kamen für die dürre Wüste nicht in Betracht. Wir finden sie frühzeitig als Haustiere, z. B. bei den Pfahlbauern der Schweiz. Die Wüstennomaden dagegen verachten das Schwein und die Schweinezüchter und sie verschmähen sein Fleisch. Wenn die frommen Juden noch heute dabei verharren, so bezeugen sie damit ihre beduinische Abstammung, wie auch die Zähigkeit mancher Traditionen. Besser als Schweine sind der Wüste angepaßt Schafe, manche Arten Rinder, Esel, Pferde und Kamele. Sie alle werden für den Nomaden wertvoll vor allem durch die Milchgewinnung, für die auch Pferde und Kamele herangezogen werden.

„In Nord-Darfur weiden die Araber mit Ausschluß fast jeglicher anderen Tätigkeit Hunderttausende von Kamelen. Selbst Rinder- und Schafherden sind ihnen ein Luxus, da die Kamelmilch vollständig ihr Nahrungsbedürfnis befriedigt." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 136.)

Von den Turkmenen heißt es in demselben Werke:

„Kuhmilch wird keineswegs der Stuten- oder Kamelmilch vorgezogen." (III., S. 353.)

Ratzel nimmt auch an, Pferd und Kamel seien zuerst der Milchgewinnung wegen gezähmt und gezüchtet worden. Ihre Verwendung als rasches Beförderungsmittel sei erst aufgekommen, als man mit ihnen vertraut geworden.

Digitized by Google

Zu diesen Freunden aus der Familie der Huftiere gesellen sich mitunter noch zwei aus dem Geschlecht der Raubtiere, die über Windeseile verfügen und bei manchen Nomaden geschätzte Helfer bei der Jagd werden: Windhunde und Jagdfalken.

Sie alle, namentlich aber die Huftiere, werden unentbehrlich für den Nomaden. Er schätzt sie aufs höchste, hängt an ihnen mehr als an allem anderen.

„Der Hauptgegenstand aller Mühen und Sorgen des Nomaden ist das Vieh, von dem seine Existenz, sein Wohlstand abhängig ist. Deshalb auch wird bei jeder Zusammenkunft zunächst nach der Gesundheit des Viehs und dann erst nach dem Befinden des Eigentümers und seiner Familie gefragt." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 351.)

Mit denjenigen seiner Tiere, die ihm nicht als Fleischlieferanten dienen, die er nicht schlachtet, verbindet ihn oft zärtlichste Liebe. Sie gehören zu einer Familie und stehen ihm mitunter höher als die übrigen Familienmitglieder. Namentlich gilt das vom Pferd des Arabers.

Diese Freunde und Reichtümer zu schützen, wird die wichtigste Aufgabe des Nomaden. Zahlreiche hungrige Raubtiere bedrohen sie beständig. Der seßhafte Ackerbauer kann eine Hürde bauen, in die er seine wenig zahlreichen Haustiere für die Nacht treibt, wo sie vor den Räubern gesichert sind. Der Nomade verfügt weder über die Materialien, feste Hürden zu bauen, noch über die Zeit, um sie aufzurichten. Er müßte sie wahrscheinlich verlassen, ehe sie fertig geworden wären. Vor allem aber sind seine Herden so zahlreich, daß die Einhegungen für sie ganz ungeheuerlich groß sein müßten.

Es bleibt ihm nur übrig, die Herden selbst zu überwachen, bereit, jedem Raubtier persönlich entgegenzutreten, um es zu verscheuchen oder zu töten.

Erheischt die Jagd ständige Uebung in den Waffen und deren Erhaltung im besten Zustande, so wird dieselbe Notwendigkeit auch hervorgerufen durch den Herdenschutz. Der nomadische Hirte wird nicht, wie der Ackerbauer, des Waffengebrauchs entwöhnt.

Dieser wird ihm vielmehr in erhöhtem Maße aufgezwungen, nicht zum Gewinnen der Nahrung, wie beim Jäger, wohl aber zum Schutz der Nahrung.

Nicht mit vierfüßigen Räubern allein hat er zu tun. Zu ihnen gesellen sich auch zweifüßige, die allerdings am gefährlichsten dann werden, wenn sie sich auf vier Beinen bewegen, wenn sie die Kunst erlernen, auf schnellen Pferden oder Kamelen zu reiten.

Im Jägerstadium war zu Raubzügen wenig Anlaß. Ein Jägerstamm besaß zu wenig, was die Habgier anderer Jäger reizen konnte. Wenn Jägerstämme miteinander in Konflikt kommen, sind in der Regel Grenzverletzungen die Veranlassung. Jeder

Digitized by Google

Stamm hat sein Revier, auf das er sich beschränkt, wenn nicht Notlage ihn drängt, es zu überschreiten.

Auch bei nomadischen Hirten spielen Grenzverletzungen als Konfliktursachen eine große Rolle. Jeder Stamm hat seine herkömmlichen Weideplätze, mit denen er sich in der Regel begnügt. Aber irgendein Notstand, etwa eine Dürre, kann ihn zwingen Weidegrund aufzusuchen, der nach dem Herkommen einem anderen Stamm gehört. Damit ist ein Kriegszustand gegeben.

Zu diesen Konflikten, die mit denen der Jägerstämme viele Aehnlichkeit haben, gesellen sich nun aber noch andere, die daher rühren, daß der Hirte, im Gegensatz zum Jäger, über eine für ihn und seinesgleichen höchst wertvolle Habe verfügt: Das Nutzvieh. Und diese Habe ist nicht nur sehr wertvoll. Sie hat, im Unterschied von jedem anderen Besitz, auch noch die angenehme Eigenschaft, daß sie nicht getragen zu werden braucht. Sie bewegt sich selbst und läßt sich von demjenigen, der sich ihrer bemächtigt, dorthin treiben, wohin er will.

Mit dem Aufkommen des Reichtums an Vieh wird aber nicht bloß die Möglichkeit, ihn zu rauben gegeben, sondern sehr oft auch eine Veranlassung es zu tun.

Der Viehbesitz ist unter den Verhältnissen, in denen der Nomade lebt, ein höchst schwankender. Schutzlos allen Fährnissen der Witterung preisgegeben, ohne gesicherte Zufuhr von Nahrung und Wasser, kann der Viehreichtum eines nomadischen Stammes rasch durch ungünstige Zufälle auf äußerste reduziert werden, etwa durch Perioden ungewöhnlicher Dürre, durch Sandstürme, oder im Winter Schneestürme; durch Viehseuchen u. dgl.

Ohne Vieh ist der Hirt zum Untergang verurteilt. Fehlt es ihm, so bleibt ihm nichts anderen übrig, als es bei anderen begünstigten Nachbarn zu leihen, oder, was oft profitabler erscheint, es zu stehlen oder zu rauben. Das heißt, gestohlen wird nicht bei Nachbarn des eigenen Stammes, das liefe der urwüchsigen Moral, der Solidarität der Stammesgenossen entgegen. Aber diese Moral bezieht sich eben nur auf den eigenen Stamm. Einen fremden Stamm zugunsten des eigenen zu berauben, gilt nicht nur nicht als verwerflich, sondern vielmehr als höchst lobenswert.

So muß der nomadische Hirt stets zum Kriege gerüstet sein und es fehlt ihm nie an Gelegenheiten, seine Waffen zu gebrauchen, einmal, um den eigenen Besitz zu schützen, ein andermal um sich fremden anzueignen. Ratzel sagt:

„Innig hängt das Kriegs- und Raubwesen mit dem Leben des Hirten zusammen, selbst der Hirtenstab wird zur Waffe. Der Gang des anscheinend friedlichen Hirtendaseins bestimmt denjenigen des Krieges . . . Die ‚Barantas' (wörtlich ‚Vieh machen', ‚Vieh rauben') der Kirgisen zeigen den Kern der Raubzüge wohl unverfälscht." (Völkerkunde, III., S. 50.)

Den Urgrund der Raubzüge sucht Ratzel allerdings im Bedürfnis nach Rache: man beraubt den Feind, um sich an ihm zu rächen. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch dies Moment

Digitized by Google

mitspielt. Aber die Rache kann doch kein ursprüngliches Motiv sein. Sie setzt schon ein erlittenes Unrecht voraus, für das man sich rächen will. Der Raubzug, den man aus Rache unternehmen will, setzt einen anderen voraus, dessen Opfer man war. Das Motiv der Rache bewirkt, daß die ursprünglich einem Notstand entspringenden Raubzüge sich dann weiter fortsetzen, auch wenn kein solcher zwingender Grund mehr vorhanden ist. So wird das Rauben zu einer ständigen Einrichtung, zu einer regelmäßigen Methode des Erwerbs.

Das Ergebnis ist ein Menschenschlag von außerordentlicher Kühnheit, Rauflust und Raublust.

Die nomadischen Hirten werden um so gefährlicher, als sie bei ihrer Beweglichkeit sich leicht in größeren Massen zusammenfinden.

In seinem „Vierzig Jahre Erinnerungen" (Berlin 1888), beschreibt F. Lesseps eine Reise, die er mit dem Vizekönig (Khedive) Ismail Pascha von Aegypten nach dem Sudan unternahm. Da berichtet er unter anderem (I., S. 160):

„Es ist seltsam, wie schnell man in diesem Land die Leute versammeln kann. Boten gehen auf Dromedaren fort und nach einigen Tagen haben sie Versammlungen von mehr als 100 000 Menschen zusammengebracht. Bei unserer Ankunft in Chendi[1]) hatte man ein Zelt für mich aufgeschlagen; der Vizekönig sagte mir: „Sie werden sehen, was ich morgen tue."

„Am folgenden Morgen bildete die seit drei oder vier Tagen zusammengekommene Bevölkerung eine kompakte Masse von 100 000 Menschen."

Diese Zahlenangabe darf man sicher nicht wörtlich nehmen, sondern muß sie so auffassen, wie etwa die Angaben Herodots über die Größe der persischen Heere. Aber auch wenn wir die Zahl auf ein Zehntel reduzieren, bleibt sie ungeheuer für ein so menschenarmes Gebiet: auf den Quadratkilometer leben im Sudan etwa zwei Menschen, in Deutschland 127.

Diese Möglichkeit für Hirtenstämme, namentlich wenn sie über Pferde oder Kamele verfügen, sich rasch in größeren Mengen zu vereinigen, erleichtert es ihnen sehr, einen Gegner mit Uebermacht zu überfallen.

Wie sehr im Nachteil ist ihnen gegenüber der friedliche aber auch schwerfällige Ackerbauer, der an der Scholle klebt und sich in einzelnen Dörfchen isoliert!

Auch sonst bilden Hirten und Ackerbauer die größten Gegensätze. Hier der Bauer, der seine Ernte aufspeichert und sparsam mit ihr umgeht, denn er muß mit ihr auskommen bis zur nächsten Ernte und noch Saatgut und Reserven darüber hinaus aufheben. Dann auch kann der Bauer, namentlich bei künstlicher Be-

---

[1]) Schendi, zwischen Berber und Chartum. K.

Digitized by Google

wässerung, den jährlichen Ertrag seiner Arbeit mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen.

Ihm gegenüber der Hirt, dessen Erwerb, beruhe er nun auf Züchtung oder auf Raub von Vieh, stets höchst unsicher bleibt. Er ist erfüllt von dem Wagemut und Leichtsinn des Spielers, sieht auf die Sparsamkeit und Sorgsamkeit des Bauern mit Verachtung herab. Was er gewinnt, dient sofortigem Genuß. Und nicht minder verachtet er den Fleiß des Bauern. Dieser muß sich tagaus, tagein plagen, mit geringen Pausen, in schwerer Arbeit, soll der Betrieb gedeihen.

Der Hirt schweift frei und ungebunden durch die Welt, in steten Kämpfen mit ihr, die aber nicht als eine Plage empfunden werden, sondern als eine Lust.

Das gilt freilich nur von den Männern. Die Frauen im Haushalt hatten stets ihre Plage, mußten stets schwere Arbeit leisten, mochten die Männer Jäger sein oder Viehhirten oder Ackerbauer.

Viel mehr als im Charakter der Frauen hat der Wechsel der Produktionsweisen in dem der Männer die größten Gegensätze hervorgebracht.

Sehr gut hat den Kontrast zwischen dem Ackerbauer und dem Hirten der russische Forscher Prschewalsky bei seiner Vergleichung der Chinesen und der Nomaden der Mongolei geschildert:

„Einander unähnlich, sowohl der Lebensweise als dem Charakter nach, waren sie von der Natur (! K.) bestimmt, einander fremd zu bleiben und sich gegenseitig zu hassen. Wie für den Chinesen ein ruheloses Leben voll Entbehrungen, ein Nomadenleben unbegreiflich und verächtlich war, so mußte auch der Nomade seinerseits verächtlich auf das Leben voller Sorgen und Mühen des benachbarten Ackerbauers blicken und seine wilde Freiheit als höchstes Glück auf Erden schätzen. Dies ist auch die eigentliche Quelle des Kontrastes im Charakter beider Völker: der arbeitsame Chinese, welcher seit unvordenklichen Zeiten eine vergleichsweise hohe, wenn auch eigenartige Zivilisation erreicht hatte, floh immer den Krieg und hielt ihn für das größte Uebel, wogegen der rührige, wilde und gegen physische Einflüsse abgehärtete Bewohner der kalten Wüste der Mongolei immer bereit zu Angriffen und Raubzügen war. Beim Mißlingen verlor er wenig, aber im Falle eines Erfolgs gewann er Reichtümer, die durch die Arbeit vieler Geschlechter angesammelt waren." (Zitiert bei Ratzel, Völkerkunde, I., S. 59.)

Die alten Hebräer kannten natürlich sehr wohl den Gegensatz zwischen Hirten und Ackerbauern. Sie stammten ja selbst von nomadischen Beduinen ab. Ihre heiligen Schriften versetzen den Gegensatz schon in den Anfang der Welt. Die Söhne des ersten Paares, Adams und Evas, waren der Schafhirte Abel und der Ackerbauer Kain, die bald in Konflikt miteinander gerieten.

Dabei wird aber merkwürdigerweise der Hirte Abel als der sanftmütige, friedliebende und gottwohlgefällige geschildert, der Ackerbauer Kain dagegen als ein Unhold, der gleich mit Blutvergießen bei der Hand ist und von Gott verworfen wird.

Digitized by Google

Diese Auffassung ist offenbar noch vom Standpunkt der beduinischen Ahnherren aus gesehen, von dem aus jeder Widerstand von Ackerbauern gegen einen Raub- oder Eroberungszug der Beduinen als verwerfliche Missetat galt, die den Zorn des Nomadengottes hervorrief.

Anders urteilt die Religion, die von den Intellektuellen zuerst der Meder und dann der Perser — den Magiern — entwickelt und niedergeschrieben wurde, nachdem sie das nomadische Leben aufgegeben hatten und zu Herren von Ackerbauern geworden waren. Nach dieser Zarathustra zugeschriebenen Religion wird die Welt von dem Streit zweier einander feindlichen Prinzipien erfüllt. Ormuzd (Auramazda), der Beherrscher des Reiches des Lichts, steht in ewigem Streit mit Ahriman (Angromainju), dem Beherrscher des Reiches der Finsternis. Das erstere Reich ist das Kulturland, das zweite die Wüste, die jenes mit ihren Sandstürmen ständig bedroht. Im Reiche des Lichtes wohnen die Ackerbauer, die Guten, in dem der Finsternis die Nomaden, die Bösen, die jenen immer wieder von neuem Unheil zufügen wollen.

Aber das Avesta, das Religionsbuch der Perser, erwartet, daß die Zeit kommt, in der das Reich der Ackerbauer endgültig mit den Nomaden fertig wird. Damit wird die ungetrübte Herrschaft des Guten, ein Zeitalter des Lichtes und des Glückes anheben.

Wichtig für die Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen Bauern und nomadischen Hirten sind die Beobachtungen, die Frobenius in Nordwestafrika machte, wo er Gelegenheit hatte, Waldbauern mit Wüstenbewohnern zu vergleichen. Er schildert deren Gegensatz:

„Betritt man, durch den Urwald schreitend, eine Lichtung, in der sich ausgedehnte Plantagen zeigen, denen sich ein sauberes, weit und ordentlich angelegtes Stadtgebilde anschließt, betritt man dann die Hütten, nimmt eine große Anzahl von Kulturgebilden wahr, die in allerhand Kunstfertigkeiten gearbeitet sind, erfreut sich dann an der reichen und schönen Kleidung, sieht die würdigen, tätigen Dorfbewohner bei ihren handwerklichen Arbeiten, so gewinnt man den Eindruck einer umfangreichen und erfreulichen Kultur. Hat man dagegen eine Wanderung in der Wüste zurückgelegt, stößt man auf ein Zeltlager, welches mehr oder weniger liederlich angelegt ist, eine Wohnstätte, die flüchtig errichtet, dem flüchtigen Wanderleben angepaßt ist, sieht man die schmutzigen Leute in ihren abgebrauchten Kleidern und kommt zu dem Schlusse, daß außer den Viehherden nicht recht besonderer Kulturschatz hier zu erwarten sei, so ist man geneigt, die Viehzüchter der Wüsten und der Steppen in einen verhältnismäßigen niederen Kulturbereich zu versetzen. Dieser Eindruck ist entschieden falsch." (Vom Schreibtisch zum Aequator, S. 294, 295.)

Frobenius ist vielmehr der Ueberzeugung:

„Daß die Steppennomaden, im Gegensatz zu dem äußeren Eindruck, eine tiefere Kultur besitzen als die Gartenbauer der Wälder." (S. 295.)

Das Wort „tiefere" ist hier nicht sehr glücklich gewählt, denn Frobenius will ja gerade zeigen, daß die Nomaden kulturell nicht

Digitized by Google

tiefer stehen als die Bauern. Das Wort „tiefer" soll hier besagen, daß die Kultur bei ihnen t i e f e r s i t z t als bei den Bauern.

Bei diesen beruht die Kultur auf technischer Ueberlegenheit und größerem Reichtum. Sie ist verbunden mit geringer Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes. Nimmt man ihnen ihren Besitz, dann stehen sie hilflos da. Das gerade Gegenteil fand Frobenius beim Nomaden:

„Ganz anders der Steppen- und Wüstenmensch. Seine Kultur lebt im Kopfe. Seine Kultur beruht im Wissen, in der Erziehung der Denktätigkeit, im Ausgleich der sozialen Kräfte . . . Nicht ein einziges Mal habe ich (unter ihnen) den Stumpfsinn angetroffen, der die Waldbewohner charakterisiert. Jedesmal gelang es nach kürzerer oder längerer Zeit, mit den Leuten einen Konnex herzustellen, es so weit zu bringen, daß ihr Auge leuchtete, daß dem Munde ein Strom naturgeborener sowohl als ererbter und durch Beobachtung in Besitz genommener Weisheit entfloß. Omnia mea mecum porto (meinen ganzen Besitz trage ich mit mir), kann jeder von diesen Leuten sagen. Er hat ein ganz ausgezeichnetes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch, er hat ein ganz genaues Wissen von den Funktionen der Natur, wenn er die ihm geläufigen Erscheinungen auch häufig in der phantastischsten Weise deutet. Aber er deutet doch, während der Waldmensch nur stumpfsinnt." (S. 297, 298.)

Bei den Wüstennomaden, berichtet Frobenius weiter, habe jeder besondere geistige Interessen. Der eine befaßt sich mit der Geschichte der Stämme und Familien, ein anderer beobachtet Käfer, ein dritter Kräuter und ihre Heilwirkungen. Der vierte grübelt über Gesetz und Recht. Daneben gibt es Leute, die das Vieh beobachten oder die Sterne oder die sich mit technischen Fragen beschäftigen.

„Die Menschen dieser Art kann man verjagen, vertreiben, man kann ihnen alles nehmen, alles rauben, sie halten ihre Kultur und werden sie so leicht nicht verlieren können. Wo diese Menschen hinkommen, da tragen sie ihr Alles mit hin. In diesen verachteten Menschen ist die Kultur t i e f." (S. 299, 300.)

Diese nicht etwa t i e f s t e h e n d e sondern t i e f s i t z e n d e Kultur, diese Regsamkeit des Geistes ist die Wirkung besonderer Lebensbedingungen, nicht besonderer Rassenanlagen. Wir finden hohe Intelligenz nicht bloß bei den „semitischen" Nomaden Arabiens (die Juden inbegriffen, die als Städter und Händler diese Intelligenz weiter entwickelten), sondern auch bei den „arischen" Nomaden Irans, die als Arier nach Indien zogen, als Perser Vorderasien sich untertan machten.

Doch darf man die Frobeniussche Beobachtung nicht dahin deuten, als wirke unter allen Umständen das Nomadentum in der Wüste und Steppe in so hohem Maße geistig belebend. Die Stämme, von denen wir hier sprachen, befanden sich alle in dem Wüstengürtel der heißen Zone. Die Nomaden in dem Gebiete des heutigen Rußland und in Nordasien zeigen nicht dieselbe Fähigkeit geistiger Kultur. Nicht die Skythen, nicht die Hunnen, die Tataren oder die Türken. Sollten es bei ihnen die Mühsale der

Digitized by Google

harten und langen Winter sein, die den Aufschwung des Geistes lähmen? Oder aber die große Monotonie des Landes, von der wir schon im dritten Buche sprachen?

Wie mannigfaltig gestaltet waren im Unterschied zu Rußland die Gebiete, mit denen die nomadischen Araber auf ihren Wanderungen in Berührung kamen! Auf der einen Seite Mesopotamien, auf der anderen das Flußtal des Nil. Und darüber hinaus die Küste des Mittelmeeres, mit deren Erzeugnissen sie durch die Phöniker bekannt wurden, und andererseits im Süden, im glücklichen Arabien, Häfen am Indischen Ozean, die frühzeitig in Verkehr mit dem reichen Wunderlande Indien kamen. Kein Wunder, wenn die „semitischen" Nomaden, die in dem so vielfache Anregungen bietenden Wüstenland Arabien wanderten, besonders hohe Regsamkeit des Geistes erwarben.

Der Antisemitismus stellt wohl zum Teil nichts anderes dar, als die Abneigung des durch seine Produktionsbedingungen bornierten und schwerfälligen Bauern gegen die umfassende und regsame Intelligenz, die dem Nomaden seine Lebensweise unter günstigen Bedingungen verleiht.

Drittes Kapitel.

Staatenbildende Kraft der Nomaden.

Wenn wir den großen Gegensatz im geistigen Leben der Bauern und der nomadischen Hirten in Betracht ziehen, die Wohlhabenheit, aber auch Schwerfälligkeit, Wehrlosigkeit, Fügsamkeit der ersteren, die Armut, Wehrhaftigkeit, Wagelust, und oft auch rege und anpassungsfähige Intelligenz der letzteren, dann sehen wir in den Bauern und Hirten zwei Faktoren gegeben, deren Zusammentreffen auf einer gewissen Höhe der Entwicklung dazu führen mußte, daß die Hirten sich die Bauern untertan und tributpflichtig machten. Einzelne Hirtenstämme faßten zahlreiche Gemeinden oder Markgenossenschaften von Bauern zu einem Gemeinwesen zusammen, das von den Hirten beherrscht und ausgebeutet wurde, die nun aufhörten, Hirten zu sein.

So wurden die ersten Staaten geschaffen.

Immer und immer wieder weist Ratzel auf die große staatenbildende Kraft der Nomaden hin.

„In dem kriegerischen Charakter der Nomaden liegt eine große staatenschaffende Macht . . . welche aber vielleicht (heute. K.) klarer als in den von Nomadendynastien und Armeen beherrschten großen Staaten Asiens, wie in dem von Türken beherrschten Persien, dem nacheinander von Mongolen und Mandschu eroberten und kräftigst verwalteten China, den Mongolen- und Raschputenstaaten Indiens, sich am Rand des Sudan ausspricht, wo Verschmelzungen der erst feindlichen, dann zu fruchtbarem Zusammenwirken vereinigten Elemente noch nicht so weit vorgeschritten sind. Selten dürfte es sich so klar erweisen, wie hier auf

Digitized by Google

der Grenze nomadisierender und ackerbauenden Völker, daß die kulturfördernden Anstöße, die unzweifelhaft gegeben werden und große Wirkungen erreichen, nicht aus friedlicher Kulturtätigkeit hervorgehn, sondern vielmehr wesentlich kriegerischer, diesen friedlichen Bestrebungen zuerst entgegen wirkender, ja sie schädigender Natur sind. Ihre Bedeutung liegt in der Tendenz und dem Talent der Nomaden, die im sedentären (seßhaften. K.) Zustand lebenden und in diesem Zustand leicht auseinanderfallenden Völker energisch in kräftigen Reichen zusammenzufassen." (Völkerkunde, III., S. 6, 7.)

Ratzels Staatsauffassung ist nicht die meine. Er betrachtet jedes Gemeinwesen, das über ein bestimmtes Territorium verfügt, als Staat, sieht die staatenbildende Kraft der Nomaden daher bloß in ihrer Fähigkeit, das Gebiet des Gemeinwesen durch Eroberungen auszudehnen und das Eroberte gewaltsam festzuhalten. Daß dabei ein Gemeinwesen eigener Art zustande kommt, ein Staat in dem Sinne, wie der Marxismus das Wort auffaßt, sieht er nicht.

Und er merkt auch nicht, daß die staatenbildende Kraft nicht den Nomaden an sich innewohnt. Wo Nomaden unter sich bleiben, sieht man nichts von dieser Kraft. Nur dort, wo sie auf Ackerbauern stoßen. Jedes der beiden Elemente ist gleich notwendig für den Staat. Ebensowenig, wie man von der wasserbildenden Kraft des Wasserstoffs sprechen kann, da zur Bildung von Wasser Sauerstoff ebenso notwendig ist, wie Wasserstoff, kann man von der staatenbildenden Kraft der Nomaden sprechen. Staatenbildend ist bloß das Zusammentreffen von Nomaden und Ackerbauern.

Ja, die Ackerbauer sind dabei wichtiger als die nomadischen Hirten. Denn es gibt keine Staatsbildung ohne ansässige Ackerbauer. Dagegen kann es zu solchen Bildungen auch unter Verhältnissen kommen, wo der Gegenpol nicht aus nomadischen Hirten besteht, sondern aus Stämmen, die ähnliche Eigenschaften besitzen wie solche Hirten.

In Amerika fehlten die Tiere, die notwendig sind, soll eine nomadische Viehzucht Bedeutung erlangen. Der Bison widerstand der Zähmung, Esel, Pferde, Kamele fehlten. Als Ersatz des Schafs konnte das Lama benutzt werden, jedoch nur auf einem engen Gebiet. Da gab es keinen Gegensatz zwischen nomadischen Hirten und Ackerbauern, der staatenbildende Kraft gewonnen hätte. Wohl tritt auch in Amerika der Gegensatz zwischen kriegerischen Nomaden und friedlichen Ackerbauern auf als staatenbildender Faktor, aber die ersteren ziehen dort ihre Fleischnahrung aus der Jagd und nicht aus der Viehzucht. Die Wüste kommt da für das Aufkommen staatenbildender Kraft nicht in Betracht.

Nirgends aber kommt es zu einer Staatenbildung durch Besiegung von Jägern oder Hirten. Nur den Ackerbauer vermag man leicht zu unterjochen und zur Arbeit für andere zu zwingen. Der Jäger und der Hirte — der Mann, nicht die Frau — setzt

Digitized by Google

diesem Beginnen den äußersten Widerstand entgegen. Er stirbt lieber, als daß er Fronarbeit leistet. Und wo es doch gelingt, ihn dazu zu zwingen, geht er in der Regel rasch zu Grund. Schon der Mangel an Bewegungsfreiheit macht ihn lebensüberdrüssig und lebensunfähig. Daher — allerdings nicht daher allein — das Aussterben von Jäger- und Hirtenvölkern dort, wo sie einer übermächtigen staatlichen Gemeinschaft einverleibt werden, wie sie die heutigen Europäer produzieren. Statt staatenbildend zu wirken, gehen die Hirten da am Staate zugrunde. Die ansässigen Ackerbauer derselben Rassen dagegen vermögen sich unter der Zuchtrute der europäischen Zivilisation oft ganz gut zu behaupten.

Cunow weist darauf hin, daß das Werden des Staates eine gewisse Höhe der Produktionstechnik bei den Besiegten und der Verwaltungstechnik bei den Siegern voraussetzt:

„Es ist eine höhere Stufe der Wirtschaftsentwicklung zur Staatsgründung nötig. Die Unterliegenden müssen zu einer solchen Stufe der Lebensunterhaltserzeugung gelangt sein, daß sich für die Sieger die Auflegung von Tributen und der Zwang der Besiegten zur Arbeit auf den ihnen abgenommenen Ländereien lohnt, d. h. der zu erwartende Ertrag die Mühe der Beaufsichtigung und Niederhaltung des unterworfenen Bevölkerungsteils überwiegt, und ferner muß der siegende Teil bereits zur Herausbildung eines inneren Verwaltungsapparats gelangt sein, der ihm die Einfügung der Besiegten in eine Art Herrschafts- und Verwaltungssystem ermöglicht." (Die Marxsche Geschichtstheorie, I., S. 297.)

Diese technischen Vorbedingungen müssen sicher gegeben sein, soll eine Staatengründung möglich sein. Aber sie genügen nicht. Diese erheischt auch eine Reihe psychischer Vorbedingungen. Aus bestimmten geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften, Arten des Fühlens und Denkens geht der Staat hervor.

Das würde eine idealistische Geschichtsauffassung jedoch nur dann bedingen, wenn diese psychischen Voraussetzungen aus einer eigengesetzlichen Entwicklung des Geistes, das heißt, einer Bewegung, die sich selbst bewegt, also aus nichts hervorgingen.

Von einer solchen Eigengesetzlichkeit kann hier jedoch schon deswegen nicht die Rede sein, weil der dem Menschen angeborene Geist doch bei Bauern derselbe war wie bei Hirten, bei eigengesetzlicher Selbstbewegung also, hier wie dort, dieselben psychischen Zustände schaffen mußte, es wäre denn, daß es vom Beginn der Menschheit an einen Ackerbauer- und einen Hirtengeist gegeben hätte, von denen jeder seine besondere Eigengesetzlichkeit besaß. Dieser lächerlichen Auffassung bedürfen wir aber nicht. Die Betrachtung der Produktions- und Lebensbedingungen der Hirten wie der Ackerbauer genügt, um die Eigenart der Psyche der einen wie der anderen zu begreifen.

Damit aber ist die staatengründende Kraft der Gewalt, des Krieges, restlos auf ihre ökonomischen Bedingungen zurückgeführt.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Die Staatsgründung.

Soll es zur Begründung eines Staates kommen, dann genügt es nicht, daß ein Volk friedlicher, emsiger und sorgsamer Bauern, die einen gewissen Wohlstand erarbeitet haben, dabei aber an ihre Scholle gefesselt sind, einen armen, kriegerischen Stamm zum Nachbar hat, der frei herumschweift, jede harte Arbeit scheut und es vorzieht, durch Raub seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Das nächstliegende, was bei einem solchen Zusammentreffen herauskommt, ist nicht eine Staatsgründung, sondern die gelegentliche Ausplünderung der Bauern, die bis zur völligen Entvölkerung eines Gebietes dort gehen kann, wo die Sieger die Möglichkeit haben, die Besiegten als Sklaven entweder in der eigenen Wirtschaft anzuwenden oder bei anderen Stämmen gegen Waren anderer Art umzutauschen.

Das war noch im 19. Jahrhundert vielfach das Los fleißiger und friedlicher Ackerbauer des Sudans, die im Norden und Osten an nomadische Hirten oder deren Abkömmlinge, meist arabischen Stammes, grenzten. Weite Gebiete entvölkerten rasch infolge wiederholter Einbrüche dieser erbarmungslosen Räuber und Sklavenjäger. Erst die Ausbeuter der modernen, kapitalistischen Zivilisation fanden diese Methoden des „Erwerbs" doch zu unökonomisch und zu wenig vereinbar mit den Bedürfnissen dauernder Ausbeutung. Um so mehr als sie selbst für Sklaven keine Verwendung mehr hatten. Daher eröffneten sie den Kampf gegen die Sklavenjäger.

Aber noch 1884 konnte Paulitschke über den Sklavenhandel im Innern Afrikas schreiben:

„Er wuchert nach wie vor mit ungeschwächter Kraft fort. Diesem Uebel im Sudan zu steuern, ist europäischer Zivilisation und Humanität unmöglich . . . Um zehn Menschen zu fangen, werden oft hunderte erschlagen, und es ist berechnet worden, daß auf diese Weise jährlich in Zentralafrika lediglich der Sklavenjagd halber eine halbe Million Menschen getötet werden." (Paulitschke, Die Sudanländer, Freiburg i. Br. 1895, S. 13, 14.)

Diese Art Zusammentreffens von Nomaden und seßhaften Ackerbauern hätte zur Entvölkerung und Verödung der Gegenden geführt, in denen sie stattfand, wenn sie allgemein gewesen wäre.

Aber nicht immer waren die Bauern so wehrlos und die Nomaden ihnen kriegstechnisch so überlegen, wie noch vor kurzem im Sudan. Durch Verteidigungsanlagen, Ziehen von Wassergräben, Verpallisadierungen und andere Mittel der Abwehr wußten sie nicht selten den Gegner an seinem Vernichtungswerk zu hindern. Wollten die Nomaden zu den guten Sachen kommen, die von den Bauern produziert wurden, blieb ihnen in solchen Fällen nichts übrig, als Tauschhandel, etwa Hingabe von Fellen

Digitized by Google

und Wolle gegen Getreide, Datteln, Industrieprodukte wie Teppiche usw.

Solcher Handel wird oft sehr rege. Er trägt natürlich nicht dazu bei, die Nomaden zu befriedigen. Er gewöhnt sie vielmehr an den Besitz bäuerlicher Produkte und macht sie erst recht lüstern danach. Dabei vermehrt er freilich auch die Einsicht in die Bedingungen, unter denen sie produziert wurden und zeigt das Törichte der Vernichtung dieser Produktionsbedingungen.

Wo die Nomaden soweit gekommen sind, benützen sie eine eventuelle Uebermacht nicht mehr dazu, die Unterlegenen als Sklaven wegzuschleppen, ihre Produktionsstätten zu zerstören. Sie halten es für zweckmäßiger, sie als Bauern dort zu lassen, wo sie wohnen und ihnen einen regelmäßigen Tribut aufzuerlegen, durch den sich die Besiegten von drohender Vernichtung loskaufen. Diese Regelung war im Altertum weit verbreitet, wir finden sie bis jetzt noch in Arabien.

Wenn Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" auf die Semiten zu sprechen kommt, illustriert er ihre Anfänge durch Hinweis auf heute noch bestehende Verhältnisse.

Er sagt dort:

„Die Lebensbedingungen der semitischen Welt sind von der Natur scharf vorgezeichnet. Ihren Mittelpunkt bildet das große Wüstenland Arabien. Unbewohnbar freilich sind nur die großen Sandwüsten teils im Norden Arabiens, teils im Osten und Süden. . . . Aber sonst umschließt Arabien, vor allem im Zentrum, dem großen Hochland von Nedsched, und im Südwesten, dem Jemen und Asir, weite Gebiete, welche stellenweise Palmenpflanzungen, Rinderzucht und zum Teil selbst Ackerbau ermöglichen . . . Wie in allen gleichartig gestalteten Gebieten der Erdoberfläche, in Nordafrika, Zentralasien, der aralokaspischen Steppe und Wüste, dem iranischen Hochland und seiner zentralen Salzwüste, zerfällt auch in Arabien und der syrisch-mesopotamischen Wüste die Bevölkerung in seßhafte Stämme, welche die Kulturoasen besiedelt haben und in nomadisierende Stämme (Beduinen) . . . Mit den seßhaften Stämmen leben sie in fortwährender Fehde, die oft dazu führt, daß diese durch regelmäßige Tributzahlungen ihre Räubereien abkaufen, sie nach der Ernte auf ihren Feldern weiden lassen und zu ihnen in ein abhängigs „Bruderverhältnis" treten." („Geschichte des Altertums", I., 2, Stuttgart 1909, S. 349—353.)

Hier stoßen wir auf die zweite Form der Ausbeutung, die in der Geschichte auftaucht. Die erste ist die Sklaverei. In dieser werden nur vereinzelte Individuen zur Arbeit für andere gezwungen, in jener ganze Stämme in ihrer Gesamtheit. Beide aber haben das gemein, daß der Ausgebeutete nicht zu dem Gemeinwesen des Ausbeuters gehört. Der Sklave deshalb, weil er außerhalb jedes Bürgerrechts steht, der Tributzahlende deshalb, weil das Gemeinwesen, dem er zugehört, seine Selbständigkeit noch nicht verloren hat. Ausbeuter und Ausgebeutete bilden zwei verschiedene Gemeinwesen. Sie sind also nicht zwei Klassen.

Dazu werden die beiden Stämme erst dann, wenn sie zu einem Gemeinwesen verschmelzen, mit einer gemeinsamen Ober-

Digitized by Google

leitung und gemeinsamen Gesetzen, die von dem ausbeutenden Stamme bestimmt werden, der damit zur herrschenden Klasse wird, dem der ausgebeutete Stamm als beherrschte Klasse untergeordnet ist.

Plato vergleicht in seinem Buch vom Staat die beiden Klassen der Ausbeuter und der Ausgebeuteten mit zwei Staaten im Staat. Dies Wort von den zwei Nationen, die den Staat ausmachen, ist später noch manchmal wiederholt worden, so von Disraeli. Es ist bildlich gemeint und in späteren Stadien des Staatslebens auch nur so aufzufassen. In den Anfängen des Staates aber trifft es in seiner vollsten Bedeutung zu.

Es sind zwei Nationen, zwei Stämme, die zu einem einzigen Gemeinwesen, einem Staate dadurch werden, daß ihre bisherige räumliche Trennung aufhört. Da der ansässige Stamm das Land, das er bewohnt und bebaut, nicht aufgeben kann, ohne seine Lebensquellen zu verlieren, muß es der Nomade sein, der auf die Steppe verzichtet und im Lande der Ackerbauer seinen Wohnsitz nimmt.

Das kann ein Prozeß sein, der sich schrittweise, aber es wird nie einer sein, der sich ohne Gewaltanwendung vollzieht. Und er kann sehr wohl mit einem Schlage vor sich gehen, durch die Invasion eines erobernden Stammes. Seit dem Beginn des Staates bis heute vollziehen sich große Wandlungen in der Staatspolitik leicht in der Form plötzlicher Katastrophen im Gegensatze zu ökonomischen Wandlungen, die immer schrittweise vor sich gehen, soweit sie nicht einen Zusammenbruch alter, sondern das Werden neuer Gebilde bedeuten.

Wo es im Leben der Staaten zu einem plötzlichen Umsturz kommt, handelt es sich in der Regel um eine politische Revolution. Diese kann auch eine ökonomische Revolution nach sich ziehen. Aber bisher haben sich diejenigen noch stets getäuscht, die vermeinten, eine neue Produktionsweise auch mit einem Schlage an Stelle der alten setzen zu können.

Die politische Revolution selbst setzt langsame, schrittweise, soziale Wandlungen voraus, die in letzter Linie auf ökonomische Verhältnisse zurückzuführen sind. Das gilt schon von der ersten politischen Revolution in der Weltgeschichte, der Begründung des ersten Staates durch Eroberung.

Soll die Bekriegung und Besiegung eines ackerbauenden Stammes durch Nomaden nicht bloß dahin führen, daß er geplündert oder zu regelmäßiger Tributzahlung gezwungen wird; soll sie vielmehr damit enden, daß die Sieger im Land der Besiegten bleiben und dessen Verwaltung übernehmen, dann müssen zwei Bedingungen erfüllt sein.

Der erobernde Stamm muß Verständnis für das Wesen und die Bedürfnisse der Produktionsweise der Unterworfenen gewonnen haben, sonst wird er sie bald ruiniert und an Stelle eines

Digitized by Google

Staates eine Einöde geschaffen haben. Dieses Verständnis konnte er nur erlangen durch längeren Verkehr mit dem Stamm, den er später unterjochen sollte, teils freundschaftlichen Verkehr auf dem Wege des Handels, teils gewaltsamen Verkehr durch Erzwingung und Eintreibung regelmäßiger Tributzahlungen. Beides setzt voraus, daß die beiden Stämme einander benachbart sind. Wenn nomadische Stämme von fern her in Gebiete einfielen, deren Kultur ihnen völlig fremd war, vermochten sie sie nur zu plündern und zu verwüsten, aber nicht dauernde Staaten in ihnen zu begründen. So z. B. die Hunnen, die im Zeitalter der Völkerwanderung von Innerasien aus an die Grenzen des Römischen Reiches vorstießen und sie überfluteten. Ganz anderes erreichten dagegen damals die Germanen. Aber auch unter jenen hatten die größten und dauerndsten Erfolge die Westgermanen, die schon längere Zeit an den Grenzen des Römischen Reiches gelebt und mit dessen Bewohnern mannigfaltigen Verkehr gepflegt hatten. Es dauerte viele Jahrhunderte, bis sie zur Staatsgründung fähig wurden.

„Im zweiten Jahrhundert vor Christo bestellten die Germanen den Boden noch gar nicht (? K.), sondern lebten ausschließlich von Jagd und Viehzucht. Als Caesar im Jahre 58 v. Ch. mit ihnen in Verbindung kam, hatten sie mit dem Feldbau zwar schon begonnen, doch nahm er in ihrem wirtschaftlichen Leben noch eine untergeordnete Stelle ein. Und hundertfünfzig Jahre später, zur Zeit des Tacitus, zog man noch immer keine Pflanzen, die einer mehrjährigen Pflege bedürfen, ehe sie Ertrag geben, also nur Körnerfrucht, aber weder Obst noch Wein." (O. Seeck, die Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Stuttgart 1921, I., S. 196.)

Auch zweihundert Jahre nach Tacitus, zu Beginn der Völkerwanderung, war die Landwirtschaft der Westgermanen, obwohl schon intensiver, noch eine halbnomadische. Aber ganz im Stadium der nomadischen Hirten befanden sich damals noch die Ostgermanen, unter denen die bedeutendsten die Goten. Diese waren es, die das Römische Reich über den Haufen warfen. Doch nur den Westgermanen gelang es, auf dessen Ruinen neue Staaten von Dauer aufzurichten.

Eine gewisse kulturelle Höhe des Eroberervolkes ist eine der Vorbedingungen der Staatsbildung. Doch nicht die einzige. Auch die Unterworfenen müssen eine gewisse ökonomische Höhe erklommen haben. Ihre Produktion muß solche Erträge abwerfen, daß davon nicht bloß die Bebauer, sondern auch deren Herren leben können. Wo das nicht möglich ist, müssen diese entweder selbst Ackerbauarbeit leisten, was ihrem ganzen Wesen widerstrebt, oder bei ihrer alten nomadischen Wirtschaft verbleiben, was die Staatsgründung ausschließt.

Der dürftige Ertrag der kleinen Oasen Arabiens dürfte vor allem die Ursache davon sein, daß es dort noch zu keiner rechten Staatsgründung kam, sondern das alte System der Tributzahlung der Ackerbauer an nomadische Nachbarn sich bis heute erhalten

Digitized by Google

hat. Das lag nicht an irgendeinem mystischen Mangel an „Staatsbegabung" bei der arabischen oder semitischen „Rasse". Arabische Eroberer haben unter so günstigen Bedingungen, wie sie ihnen frühzeitig Mesopotamien bot, zu wiederholten Malen große und kraftvolle Reiche begründet.

Die Art der Staatsgründung kann unter verschiedenen Verhältnissen sehr verschieden gewesen sein. Auf Gewaltanwendung beruhte sie auf jeden Fall. Doch war das Maß des Druckes von Seiten der Angreifer und das des Widerstandes von Seiten der Abwehrenden sicher nicht überall das gleiche. Dementsprechend konnte sich auch das Verhältnis zwischen herrschenden und beherrschten Klassen sehr verschieden gestalten. Eine Bevölkerung, die sich aufs äußerste gewehrt und dem Sieger große Verluste beigebracht hatte, wurde von ihm viel härter behandelt, als eine, die sich gutwillig der Uebermacht ergeben hatte. Anderseits freilich konnte es auch vorkommen, daß der Angegriffene eine solche Kraft aufzuwenden wußte, daß der Angreifer froh sein mußte, wenn sich sein Gegenpart schließlich darauf einließ, in ein leichtes Abhängigkeitsverhältnis zu treten.

In einem Staatswesen konnten dabei verschiedene Arten der Abhängigkeit und Ausbeutung nebeneinander schon auf Grund bloßer Eroberung bestehen — und nur mit dieser Ursache der Klassenbildung haben wir es bisher zu tun. Andere werden wir noch kennenlernen. Ein siegreicher Nomadenstamm begnügte sich in der Regel nicht damit, bloß eines der kleinen bäuerlichen Gemeinwesen zu erobern und zu unterjochen. Er annektierte nacheinander verschiedene solcher Gemeinwesen und konnte jedem eine andere Stellung in dem Staate zuweisen, den sie zusammen bildeten.

Endlich konnten sich verschiedene Klassenverhältnisse dadurch bilden, daß ein einmal begründeter Staat vor späteren Heimsuchungen durch weitere Eroberer nicht gesichert war. Der neue Eindringling konnte die herrschende Klasse, die er vorfand und an deren Stelle er sich setzte, entweder ausrotten, was er wohl am ehesten dann tat, wenn sie ihm militärisch gefährlich erschien. Oder er konnte sie degradieren und sich nutzbar machen. Das führte oft zu einer Art Arbeitsteilung.

Der herrschenden Klasse fielen, wie wir noch sehen werden, vor allem die Funktionen der Kriegführung und der Verwaltung des Staates zu, aber auch die Besorgung anderer Angelegenheiten, die über die Kraft der einzelnen bäuerlichen Gemeinwesen hinausgingen, nur von der Staatsgewalt bewältigt werden konnten, z. B. große Bauten.

Die alte herrschende Klasse konnte in einem Staat, der schon längere Zeit bestand, in den friedlichen Funktionen des Staates große Erfahrung erlangt haben. Sie war darin dem Eindringling überlegen, während dieser sie an kriegerischer Kraft

Digitized by Google

überragte. Leicht kam es da zu einer Arbeitsteilung zwischen der an Wissen höher stehenden alten Herrenklasse und der neuen, die sich den Krieg vorbehielt und ihrer Vorgängerin die Aufgaben der Verwaltung des Staates und der Kulturpolitik überließ. Herodot berichtet (I, 101), daß die Meder in sechs Stämme zerfielen, worunter einer der der Magier. Als das medische Reich von den persischen Nomaden besiegt wurde, räumten diese den Medern eine Vorzugsstellung im neu gegründeten, persischen Reich ein. Besonders geehrt wurde der Stamm der Magier wegen seiner Kenntnis höherer Weisheit. Magier durften als Berater an der Regierung teilnehmen.

So bilden sich zwei obere Klassen nebeneinander als die Stände oder Kasten der Krieger und Priester. Die letzteren können so eine ständische Sonderstellung erlangen, die sie im vorstaatlichen Stadium nicht hatten, wo sie im besten Falle einen Beruf, oft nur einen Nebenberuf neben eigener produktiver Tätigkeit darstellten. Auch im Staat ist es nicht immer zur Bildung eines besonderen Priesterstandes gekommen.

Wo aber ein solcher Kraft und Ansehen erlangte, wußte er in der Regel seine privilegierte Stellung allen weiteren neuen Eroberern gegenüber zu behaupten. Die Priesterkaste des alten Aegypten wurde durch keinen der fremden Eroberer ausgetilgt, die in das Niltal eindrangen. Sie bekam den Todesstoß erst, als eine neue Priesterorganisation auf romanischer Grundlage, die christliche, dem ägyptischen wie jedem andern nationalen Priestertum ein Ende machte.

Allerdings hatten die letzten Beherrscher Aegyptens vor den Römern, die Griechen, schon aufgehört, sich vor der geistigen Ueberlegenheit der ägyptischen Priester zu beugen. Die früheren Eroberer Aegyptens waren nomadische Hirten gewesen, oder nicht weit über dieses Stadium hinausgelangt. Die Griechen dagegen, seit Alexander Herren Aegyptens, verfügten über eine Kultur, die in vielem die ägyptische überragte. Die Gelehrten Alexandriens (seit dem dritten Jahrhundert v. Chr.) sahen nicht mehr mit derselben scheuen Ehrfurcht zu den ägyptischen Priestern hinauf, wie es noch im fünften Jahrhundert Herodot (498—425 v. Chr.) getan hatte.

Das griechisch-römisch gebildete Priestertum der christlichen Kirche vermochte indes seine Machtstellung in Aegypten nicht so zu behaupten, wie in Ländern, die näher zu Rom und Byzanz gelegen waren. Mit dem Verfall des Römischen Reiches verfiel auch die Macht des christlichen Klerus in Aegypten. Seit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung wachsen in Aegypten mehr noch als im übrigen Orient die christlichen Sekten, die sich gegen Rom und Konstantinopel auflehnen und durch die blutigsten Verfolgungen nicht unterdrückt werden können. Es bildet sich eine eigene ägyptische Nationalkirche, die koptische.

Digitized by Google

Als der Verfall der römischen Staatsmacht eine neue Nomadeninvasion in Aegypten und Vorderasien möglich macht, die der Araber im siebenten Jahrhundert, wurde sie von den Kopten freudig aufgenommen. Die koptische Kirche hat sich bis heute in Aegypten erhalten, aber sie war geistig den eindringenden Nomaden nicht überlegen. Sie bildete nicht, und noch weniger andere der antirömischen christlichen Sekten im Orient, einen Priesterstand, der zu einer herrschenden Stellung aufzusteigen vermochte. Aus ihren eigenen Reihen und ihrer eigenen Religion heraus haben die Araber auch keine herrschende Priesterkaste erzeugt. Der Islam ist davon frei geblieben.

Dagegen bildete gegenüber den im Norden des römischen Weltreichs eindringenden germanischen Nomaden die römische, von Rom aus geleitete Kirche eine geistig weit überlegene und wohl disziplinierte Macht, die nicht, wie die koptische, einfach beiseite geschoben werden konnte. Sie bildete einen Priesterstand, der mit den eindringenden Barbaren die Funktionen der Herrschaft teilte, ihnen das Kriegswesen überließ, um selbst lange Zeit hindurch die besten Kräfte der Staatsverwaltung und alle Kräfte der Wissenschaft und Kunst, des Bauwesens und der Verkehrspolitik zu liefern.

Unter den Unterworfenen wurden so durch die bloßen Verschiedenheiten in der Art der Unterwerfung die verschiedensten Unterschiede in der Klassenstellung möglich.

Aber auch unter den Siegern konnten sich infolge des verschiedenen Anteils, den einzelne Schichten unter ihnen an dem Kampf und Sieg nahmen, soziale Unterschiede bilden, die unter Umständen die Größe von Klassengegensätzen erreichen konnten.

Nicht immer wird es ein einzelner Nomadenstamm allein gewesen sein, der sich auf ein Ackerbaugebiet stürzte. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Nomadenstämme sich leicht zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenfanden. Unter Umständen können auch mehrere Stämme gleichzeitig durch dieselbe Veranlassung zur Wanderung gezwungen werden, etwa durch eine allgemeine, weit verbreitete Dürre. Jede kriegerische Unternehmung erheischt einen Führer. Es liegt nahe, ihn dem stärksten der verbündeten Stämme zu entnehmen. Es kann aber auch das Prestige glücklichen Räuber- und Kriegertums eine besondere Persönlichkeit zur Führung des Bundes erheben, was wiederum das Ansehen des Stammes vermehrt, dem er angehört.

Der führende Stamm wird an Macht und Beute die anderen überragen, eine Art Aristokratie innerhalb des Siegerbundes darstellen. Andererseits brauchen innerhalb eines Stammes selbst nicht alle seine Mitglieder in gleicher Weise an allen Raub- und Eroberungszügen teilzunehmen.

Nicht alle Familien befinden sich in gleicher Lage. Die einen haben einen Ueberschuß an wehrhaften Männern, die anderen

Digitized by Google

einen Mangel. Die einen verfügen über Plätze, die zum Ackerbau geeignet sind, andere nicht. Die einen werden mehr die Neigungen und Fähigkeiten des Ackerbauers, als die des Hirten entwickeln.

Als ein Beispiel solcher Arbeitsteilung innerhalb desselben Stammes führt Ratzel die Turkmenen an:

„Bedingen auch Ackerbau und Viehzucht in der Steppe eine ganz verschiedene Art und Weise zu leben, so hat doch selbst bei den Turkmenen vielfach schon allein die Notwendigkeit, außer anderen Lebensmitteln auch Brot zu haben, zu einer Arbeitsteilung unter den Gliedern einer und derselben Familie geführt, so daß die Sonderung in Ischomru (Ansässige) und Tschorwa (Wanderer) mitten durch dieselben führt." (Völkerkunde, III., S. 355.)

Als ein anderes Motiv der Arbeitsteilung bezeichnet Ratzel die Verschiedenheiten der Schicksale von Viehherden. Der Turkmene, der viel Vieh verliert, wird gezwungen, Ackerbau zu treiben. Ein anderer, dessen Herden sich vermehren, hat für den Ackerbau keine Zeit, gibt ihn auf.

Diese Motive mögen sicher sehr wirksam sein, aber das dringendste Motiv bleibt ohne Kraft, wenn die Bedingungen fehlen, ihm Genüge zu leisten. Die Steppe ist gerade dadurch gekennzeichnet, und das erzeugt den ihr angepaßten Produktionszweig der nomadischen Viehzucht, daß Ackerbau nur an wenigen Stellen möglich ist. Wer nicht über solche Stellen verfügt, den werden die stärksten Motive nicht zum Ackerbauer machen können. Ratzel selbst zeigt an der zitierten Stelle, wie der Ackerbau der Steppen Zentralasiens auf einzelne Punkte konzentriert ist.

Endlich gibt es Gegenden, und das trifft namentlich außerhalb des Wüstengürtels in einem Klima mit reicherem Regenfall zu, in denen ständiger Ackerbau für den gesamten Stamm möglich ist. Aber daneben wird auch starke Viehzucht betrieben und der Acker selbst in einer Weise angebaut, die den Ackerbauer nicht an die Scholle bindet, sehr extensiv, ohne Bewässerungsanlagen, ohne Düngung, bei oberflächlicher Pflügung. In dem Boden steckt nicht viel Arbeit, leicht trennt sich der Ackerbauer von ihm, auch bei geringfügiger Veranlassung.

Solchen nomadischen Ackerbau hat man noch im 19. Jahrhundert in Nordamerika weit verbreitet gefunden. Er war die Produktionsweise der Germanen, die Cäsar und Tacitus beschreiben. Doch waren die in höherem Grade Viehzüchter, als die Ansiedler des amerikanischen „fernen Westens". Der Ackerbau beschäftigte nur einen Teil ihrer Arbeitskräfte, ein anderer blieb frei für die Geschäfte nomadischer Viehzucht, zu denen auch das Ausziehen zu Raub und Totschlag gehörte.

Um einen Anführer, der sich durch seine Erfolge einen Namen gemacht hat, sammelt sich der wehrhafte Ueberschuß der Bevölkerung als seine Gefolgschaft zu abenteuerlichen Zügen der

Digitized by Google

verschiedensten Art. Vielfach nur zur Befehdung und Plünderung benachbarter Nomaden. Mitunter aber schließen die verschiedenen Stämme Frieden untereinander und ihr gesamter Ueberschuß an kriegerischer Kraft wird verfügbar zu einem größeren Zug gegen ein benachbartes Kulturland. Die kriegerischen Gefolgschaften ziehen vielleicht nur aus, um es zu plündern und kehren dann wieder heim. Der Sieg kann aber auch ein solcher sein, daß sie im eroberten Lande bleiben und der Rest des Stammes ihnen folgt.

Wo die Wanderung und Eroberung in dieser Weise vor sich geht, werden die dem Ackerbau ergebenen Elemente damit zufrieden sein, in dem neuen Gebiet mehr und besseren Boden, daneben vielleicht auch noch ein paar Sklaven zur Mitarbeit zu bekommen. Die Funktionen des Herrschens und Ausbeutens aber werden von den Gefolgschaften für sich beschlagnahmt. Diese verteilen untereinander große Gebiete mit zahlreichen Arbeitskräften, von deren Arbeit die Eroberer leben, die sich nun ausschließlich den Künsten des Krieges und der Ueberwachung und Leitung der Unterworfenen, der Staatsverwaltung widmen. Ihre Güter werden ihnen verliehen teils als Belohnung für ihre bisherigen Dienste, teils als Besoldung für die künftigen Dienste, die sie dem Staate leisten sollen.

Als berufsmäßige Krieger und Ausbeuter erheben sich diese Gefolgschaften als ein Dienstadel über die Masse ihrer früheren Genossen, die fortfahren von ihrer eigenen Arbeit zu leben. Wohl sind auch diese über die unterworfene Bevölkerung, die Unfreien, erhaben. Sie zahlen keinen Tribut, nehmen teil an den politischen Versammlungen der herrschenden Klasse. Sie bilden die Schicht der Gemeinfreien.

In der Regel freilich besteht diese Schicht nicht lange. Wir werden noch sehen, daß die Bildung des Staates ewigen Kriegszustand mit sich bringt. Bei einem Kriegszug können alle Freien zum Heerbann aufgeboten werden. Im nomadischen Stadium ging das an. Mit seßhafter, intensiver Landwirtschaft verträgt sich das auf die Dauer nicht. Die freien Bauern gehen dabei zugrunde. Sie verschulden entweder oder werden ausgekauft und durch Latifundien mit Sklavenbetrieb ersetzt, wie im alten Italien, oder sie müssen sich unter den Schutz eines mächtigen Herrn flüchten, der ihnen die Pflichten, aber auch die Rechte der Wehrhaftigkeit abnimmt.

Wir sehen, die mannigfachsten Schichtungen und Klassenverhältnisse können sich im Staate schon bei seinem Beginn, auf Grund bloßer Eroberung bilden, ganz abgesehen von jenen, die später innerhalb des Staates durch rein ökonomische Entwicklung ohne Gewalttat erwachsen, von denen wir noch handeln werden.

Wie mannigfaltig die Klassenscheidungen aber auch werden mögen, die Klassenpsyche ändert sich nicht innerhalb des Produktionszweigs der Landwirtschaft, der bis vor einem Jahr-

Digitized by Google

hundert der entscheidende im Staate war. Auf der einen Seite bleibt der Bauer, was er gewesen, als der Staat aufgerichtet wurde, und was diesen erst möglich gemacht hatte: der emsige, sparsame, friedfertige, oft furchtsame und demütige Arbeiter und Schöpfer von Mehrprodukt über den Betrag dessen hinaus, was er für sich und seine Familie braucht.

Auf der anderen Seite ist die Psyche des Grundadels bis heute, dort wo er sich erhalten hat, dieselbe gewesen, die die Männer unter den nomadischen Hirten und zum Teil auch unter den nomadischen Jägern kennzeichnet.

Heute noch hegen die Adeligen dieselbe Verachtung schwerer Erwerbsarbeit, die sie als nicht standesgemäß zurückweisen, die schon den australischen Ureinwohnern als ihrer unwürdig erschien. Wenn ein Eingeborener Australiens Gelegenheit hatte, aus Europa stammende Bauern bei ihrer Arbeit zu beobachten, schauderte er davor zurück. Er war ein armer Teufel gegenüber den Europäern, dennoch erklärte er stolz: „Nur die weißen Männer arbeiten, nicht der schwarze Mann. Dieser ist ein Edelmann." (Peschel, Völkerkunde, S. 156.)

So erklärt auch der nomadische Eroberer, der den Staat begründet, daß Arbeit schändet, und er hinterläßt diesen Grundsatz jeglichem seitdem gebildeten Grundadel. Nur die Beschäftigungen der Nomaden erscheinen ihm standesgemäß: Jagd, Krieg, Raub (solange nicht andere Klassen auftauchen, stark genug, ihn daran zu verhindern).

So wenig wie dem Nomaden ist auch dem Aristokraten Sparsamkeit gegeben. Sie wird von ihm ebenso verachtet, wie Arbeit.

Ratzel sagt vom Nomaden:

„Nur die starke Vermehrung der Herden macht den Nomadismus wirtschaftlich möglich. In seinem Wesen ist er eine schlechte Wirtschaft, denn er verliert Zeit, opfert Kräfte in nutzlosen Bewegungen und verwüstet nützliche Dinge." (III., S. 37.)

Die gleiche sorglose Verschwendung kennzeichnet die richtigen Aristokraten bis heute.

Mit der Verachtung von Arbeit und Sparsamkeit Hand in Hand geht die Verachtung des arbeitenden und sparsamen Menschen, also des „gemeinen" Volkes im Staate.

Seit jeher gehört Ueberheblichkeit zum Wesen jeder Aristokratie, der „Schönen und Guten" (Kalokagathoi), wie sich in Attika dieselben Kreise nannten, die sich im Deutschen Reich bescheiden als die „Edelsten und Besten" bezeichnet haben.

Zum guten Teil ist auch n a t i o n a l e Ueberheblichkeit auf aristokratischen Hochmut zurückzuführen. Allerdings nur zum Teil. Zum anderen Teil beruht sie auf Unwissenheit und Beschränktheit. Jeder Mensch liebt es, sein eigenes Persönchen als das Maß der Dinge zu betrachten und Menschen anderer Art, die er nicht begreift, gering zu schätzen.

Digitized by Google

Aber bei den Aristokraten beruht ihre nationale Ueberheblichkeit weniger auf Beschränktheit, als auf Standesdünkel. In der Einleitung zu seiner „deutschen Geschichte" zitiert Lamprecht ein Gedicht Walters von der Vogelweide, das erklärt:

„Tiusche man sint wol erzogen,
rehte als engel sint die wip getan . . .
tugend und reine minne
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant."

Das heißt:

„Deutsche Männer sind wohl erzogen,
Die Weiber sind wahre Engel . . .
Tugend und reine Liebe
Wer die suchen will,
der soll kommen in unser Land."

Dazu bemerkt Lamprecht:

„Niemand leugnet, daß aus dem Ganzen nationaler Stolz spricht. Aber er wird begründet mit der Ueberlegenheit höfischen ritterlichen Lebens in Deutschland über ausländische Sitte; er ist nicht so sehr Ausfluß freibrausender nationaler Begeisterung, als standesgemäßen Hochsinns." (Deutsche Geschichte, Berlin 1891, I., S. 16.)

Und weiter sagt Lamprecht:

„Der höfische Konventionalismus, welcher seine (des Rittertums) Bildung kennzeichnet, fand Eingang in die Auffassung nationalen Stolzes: im Rittertum vor allem sollten die Deutschen Sieger über andere sein. Diese Anschauung begegnet in Walters Lied; sie wirkt sich aus in den Großtaten der Kreuzzüge; sie spiegelt sich wider in den hochgemuten Kriegsritten nach dem Slavenland und nach Italien; sie entreißt bald an dieser, bald an jener Grenze deutschen Wesens den Nachbarn einen Schrei der Entrüstung über den Hochmut (superbia) der Deutschen." (S. 16., 17.)

Auch in den Tagen der Hohenzollernkaiser erschollen oft die Schreie über solchen Hochmut der Deutschen. Auch diesmal wieder trat er am lebhaftesten zutage in den Kreisen des Grundadels und seiner Parasiten und Schmeichler in Zeitungen und auf Universitäten. Und diese deutschnationale Ueberhebung entsprang vor allem dem Bewußtsein, daß in keinem Land moderner Zivilisation der Grundadel mehr so viel zu sagen hatte, wie im neuen deutschen Kaiserreich.

Hand in Hand mit dieser Ueberhebung geht die Sorge um Erhaltung der „Reinheit des Blutes".

Da Herrscher und Beherrschte zwei verschiedene Stämme, wenn auch nicht stets zwei verschiedene „Rassen" sind, die einander feindselig gegenüberstehen, vollziehen sich eheliche Verbindungen zwischen ihnen von Beginn des Staates an nicht leicht. Aber es ist der aristokratische Hochmut, der es bewirkt, daß bei dauerndem Zusammenwohnen die trennenden Schranken zwischen den beiden Stämmen nicht fallen, sondern in voller Höhe aufrechterhalten, eher noch erhöht werden. Wie der räuberische Nomade liebt es auch der Aristokrat, sich zu den Töchtern der fleißigen

Digitized by Google

Ackerbauern herabzulassen, um sie seiner Lust dienstbar zu machen. Aber er betrachtet diese mit ihren eventuellen Kindern nicht anders, als der Nomade die geraubte Sklavin.

Daß der spätere Aristokrat und primitive Nomade in ihrer Psyche einander in so vielem gleichen, ist natürlich nicht darauf zurückzuführen, daß jener von gleicher Rasse wäre, wie dieser. Das wird nur noch in seltenen Fällen zutreffen. Zwischen dem Nomaden der vorstaatlichen Zeit und dem Aristokraten unserer Tage stehen gar viel Zwischenglieder. Die Folgen der Inzucht drohen immer wieder zahlreiche Aristokratenfamilien zu dezimieren und zu degradieren; diese Familien werden meist nur dadurch leistungsfähig erhalten, daß immer wieder von Zeit zu Zeit wagemutige und erfolgreiche Emporkömmlinge sich in die Reihen des Erbadels eindrängen und ihn mit neuem Blut verjüngen.

Und überdies ist die Psyche des Menschen zu anpassungsfähig und wandelbar, als daß sie selbst bei fortdauernder Inzucht geänderten Verhältnissen gegenüber stets dieselbe bleiben könnte.

Wenn wir beim richtigen, standesmäßig fühlenden Adeligen von heute immer noch, sobald wir ihn kratzen, so viele Züge des Tataren von früher entdecken — nicht des heutigen, von der Zivilisation berührten Tataren — so rührt das nicht daher, daß das alte Nomadenblut unvermischt in ihm kreist, sondern daher, daß die Lebensbedingungen der Klasse, der er angehört, bis heute noch in manchem Staate so sehr mit den Lebensbedingungen der Nomaden übereinstimmen. Seine Stellung im Staate weist den Aristokraten immer wieder darauf hin, manche der psychischen Eigenschaften zu bewahren, die den nomadischen Hirten vom Ackerbauer unterschieden. Die Funktionen des Aristokraten als Herrscher und Ausbeuter erzeugen immer von neuem in ihm manche der Eigenschaften, die den Nomaden an Kraft über den Ackerbauer erhoben. Aber manche der Eigenschaften, die den Nomaden befähigten, den Staat zu begründen, werden zusehends geschwächt, wenn er einmal im Besitze der Macht ist. Davon werden wir noch zu handeln haben.

Fünftes Kapitel.

Ausdehnung des Staates und des Stammes.

Die Bildung des Staates ist gleichbedeutend mit der Bildung von Klassen und Klassengegensätzen, die bewirken, daß er von vornherein eine Einrichtung in den Händen einer herrschenden und ausbeutenden Klasse zur Niederhaltung und Ausbeutung einer anderen Klasse ist, die durch ihre produktive Tätigkeit nicht bloß sich selbst, sondern auch ihre Herren ernährt.

Digitized by Google

Dies ist jedoch nicht das einzige Kennzeichen des Staates. Noch ein zweites unterscheidet ihn von allen seiner Bildung vorhergehenden Gemeinwesen. Bis zum Aufkommen des Staates war jeder einzelne Stamm ein souveränes Gemeinwesen für sich. Der Staat dagegen beruht stets, von seinem Anbeginn an, auf der Zusammenfassung mehrerer Stämme zu einem einzigen größeren Gemeinwesen. Nicht bloß in dem Sinne, wie wir den Vorgang bisher erörtert haben, daß ein einzelner nomadischer Stamm einen anderen einzelnen ansässigen Stamm unterjocht und sich als ausgebeutete Klasse einverleibt, im Sinne der Uebereinanderschichtung, sondern auch im Sinne der Zusammenfassung mehrerer gleichartigen Stämme nebeneinander.

Das ist ebenfalls mit dem Charakter des Staates als Instrument der Ausbeutung notwendig verbunden.

Wir haben als erste Formen der Ausbeutung die Sklaverei und die Tributzahlung eines selbständigen Gemeinwesens an ein anderes kennengelernt. Weder die Sklaverei (in ihren primitiven Formen) noch der Tribut braucht für den Ausbeuter die Notwendigkeit aufzuheben, produktiv tätig zu sein. Die Familie des Herren muß nach wie vor von den Produktionszweigen leben, die sie betrieb; einerseits von der Wartung der Herden durch die Männer, andererseits von dem Anbau der Pflanzen, den die Frauen besorgten. Der Sklave hilft dabei mit, macht aber die Arbeit der freien Leute nicht überflüssig. Der Tribut bringt manche Zubuße zum Leben, manche Erleichterung, aber die Grundlage des Lebensunterhalts bleibt doch die eigene Arbeit. Wohl ist es denkbar, daß die Sklaven alle produktive Arbeit verrichten, die Tribute alles liefern, was die Familie braucht. Aber derartiges wird im vorstaatlichen Leben nirgends beobachtet.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn ein erobernder nomadischer Stamm sich im Gebiete eines ansässigen Stammes festsetzt. Daß er hier seine frühere Produktion weiterbetreibt, ist von vornherein ausgeschlossen. Will der Eroberer nach wie vor von seiner Hände Arbeit leben, so muß er zum seßhaften Ackerbau übergehen. Halbnomaden mit nomadischem Ackerbau sind dazu wohl geeignet, diesen Schritt zu vollziehen. Aber daraus allein würde nur eine Verdrängung früherer Bauern durch neu eindringende hervorgehen, kein Staat.

Zu einem solchen kommt es nur dort, wo der eindringende Stamm ganz oder teilweise nicht zum Ackerbauer wird, der von seiner Arbeit lebt, sondern zum Ausbeuter, der die Funktionen der Niederhaltung und Zusammenhaltung der Ausgebeuteten auf sich nimmt. Dabei vermag er aber in der Ansässigkeit den alten Erwerb durch nomadische Viehzucht nicht mehr weiter zu betreiben. Er ist darauf angewiesen, ganz von dem Ertrag seiner Ausbeutung zu leben. Sie muß ausreichen, ihn ganz zu erhalten.

Digitized by Google

Das und nicht bloß die Tatsache, daß der Arbeiter ein Mehrprodukt liefert, ist eine unerläßliche ökonomische Vorbedingung der Staatsbildung.

Ist der Sklave vor der Staatsbildung bloß ein Helfer bei der Arbeit, bietet der Tribut vor der Staatsbildung nur etwas vermehrte Annehmlichkeiten des Lebens, so finden wir im Staate die dritte Form der Ausbeutung, ihre höchste und drückendste: die Existenz des Ausbeuters wird hier vollständig abhängig von dem Ertrag der Ausbeutung. Diese ist seine einzige Lebensquelle.

Nun ist aber in den Zeiten, in denen die Staatsbildung beginnt, die Produktivität der Arbeit sehr gering. Sie liefert nur geringe Ueberschüsse über das Maß dessen hinaus, was zur Erhaltung der Arbeiterfamilie erheischt ist. Daß von der Arbeit einer einzigen Arbeiterfamilie nicht nur sie, sondern auch eine ganze Ausbeuterfamilie lebt, und gut lebt, ist selbst heute ausgeschlossen, bei der riesenhaften Produktivität der modernen Technik. Geschweige denn in den Anfängen des Staatslebens.

Es sind stets mehrere Ausgebeutete erforderlich, um einen einzigen Ausbeuter satt zu kriegen.

Die Zahl der Beherrschten mußte daher im Staate weit größer sein, als die der Herrscher. Deren Gebote stützen sich nicht mehr, wie die Gebote der Leiter vorstaatlicher Gemeinwesen, auf die Uebermacht der Mehrheit, sondern auf die Uebermacht physischer Gewalt einer Minderheit.

Nehmen wir an, ein erobernder Stamm sei ungefähr ebenso zahlreich gewesen, wie ein eroberter, so hätte aus beiden allein nie ein Staatswesen entstehen können. Es wäre unmöglich gewesen, daß der Sieger sich als herrschende Klasse innerhalb des unterworfenen Gemeinwesens niederließ. Er mußte fortfahren, außerhalb des besiegten Stammes von eigener Arbeit und den Tributen der Unterworfenen zu leben. Erst wenn es dem erobernden nomadischen Stamm gelang, eine ganze Reihe ansässiger Stämme zu unterwerfen und in einem einzigen Gemeinwesen unter seiner Herrschaft zusammenzufassen, konnten die Sieger sich ganz der Arbeit des gewaltsamen Niederhaltens und Zusammenhaltens widmen, konnten sie ganz vom Ertrag ihrer Ausbeutung leben und ihre frühere Erwerbsarbeit aufgeben. Nun erst war ein wahrhafter Staat geschaffen.

Durch seine größere Ausdehnung, seine Fähigkeit und Notwendigkeit, sich auszudehnen, unterscheidet sich der Staat schon in seinem Beginn von den Gemeinwesen, die vor ihm bestehen und die stets erheblich kleiner und nicht nach Belieben ausdehnungsfähig sind.

Die Frage, wodurch jeweilig die Ausdehnung eines Stammes bedingt wird, ist bisher noch wenig untersucht worden.

Noch findet man vielfach die Anschauung, daß die Menschen ursprünglich paarweise herumstreiften:

Digitized by Google

„Versetzen wir uns in die Uranfänge eines Volkes, dessen Entwicklung aus sich allein, ohne ursprüngliche Vereinigung verschiedener Bestandteile erfolgt ist, so läßt sich als Keim aller späteren Bildungen nichts anderes denken, als ein erstes Elternpaar. Es stand für sich, der Anfang einer Urfamilie; es bildete mit seinen Kindern die erste Abfolge der Generationen; und es trug nur in dieser Abfolge die Gewähr einer späteren nationalen Zukunft." (Lamprecht, deutsche Geschichte, I., S. 86.)

Infolge natürlicher Vermehrung sei dann das Paar zu einer Familie gewachsen, diese zu einer Gens, und diese wieder zu einem Stamm. Der Stamm wäre also nichts als eine erweiterte Familie und sein Umfang hätte bloß von der natürlichen Vermehrungsfähigkeit seiner Mitglieder abgehangen. Die Vertreter dieser Ansicht vermögen uns nicht zu sagen, wieso es kam, daß nur das erste Paar einsam durch die Wälder streifte, dessen Kinder und Kindeskinder usw. dagegen sich nicht auch paarweise selbständig machten, sobald sie erwachsen waren, sondern beisammen blieben. Und woher stammt das „erste" Paar? Es wurde doch nicht wie Adam und Eva geschaffen, sondern von einem anderen Paar erzeugt. War es natürlich, daß die Kinder bei den Eltern blieben, warum hatte das „erste" Paar nicht desgleichen getan?

Die Annahme der Abstammung des ersten Menschen von einem vereinzelten Paar ist eine Absurdität. Es gibt Tierarten, deren Individuen paarweise leben, andere wieder herdenweise. Aber es gibt keine, deren Individuen anfänglich paarweise leben und dann durch natürliche Vermehrung zum herdenweisen Zusammenleben kommen.

Nicht minder ist es ein Unding, anzunehmen, die Größe eines Stammes werde dadurch herbeigeführt, daß die Menschen ununterbrochen zahlreicher würden. Danach müßte jeder Stamm von Generation zu Generation ausgedehnter werden. Wohin ein solches Wachstum führen müßte, ist leicht einzusehen. Jede geometrische Progression führt binnen kurzem zu ungeheuerlichen Dimensionen. Wenn ein Elternpaar bei seinem Absterben vier erwachsene Kinder hinterläßt und jedes dieser zwei Paare wieder vier und so weiter, so würde die Summe der Nachkommenschaft schon nach einem Jahrtausend 30 Milliarden Menschen ausmachen. Dieser eine Stamm würde fünfzehnmal mehr Mitglieder umfassen, als die ganze Erde trägt!

In Wirklichkeit wissen wir, daß unter den Organismen der Welt in normalen Zeiten ein Gleichgewichtszustand besteht. Die Mächte der Vernichtung und der Vermehrung heben sich im Durchschnitt für jede Art auf. Dieses Gleichgewicht vermag der Mensch durch seine Technik wohl zu durchbrechen. Aber doch nicht in dem Maße, daß eine ständige Vermehrung dadurch bewirkt würde. Ja, der technische Fortschritt kann unter Umständen die Mächte der Vernichtung stärker werden lassen, als

Digitized by Google

die der Vermehrung, indem die Waffentechnik blutige Kriege ermöglicht.

Die meisten Historiker sehen die Ursache der Völkerwanderungen, der Invasionen von Nomaden in Ackerbaugebiete in der Uebervölkerung. Lamprecht hält es für möglich, daß ein Hirtenstamm sich

„infolge günstiger äußerer Verhältnisse binnen eines Menschenalters verdoppelt, verdreifacht." (Deutsche Geschichte, I., S. 53.)

Kein Zweifel, das hätte eine Uebervölkerung ergeben. Indes werden gerade Hirtenstämme durch ewige Stammesfehden und Raubzüge oft aufs ärgste dezimiert. Nicht nur in bezug auf die materiellen Hilfsmittel, sondern auch in bezug auf Menschenleben ist die nomadische Hirtenwirtschaft äußerst verschwenderisch.

Wir finden denn auch keineswegs, daß die Stämme im vorstaatlichen Stadium von Jahr zu Jahr oder von Generation zu Generation immer ausgedehnter werden. Sie ändern unter bestimmten gleichbleibenden Bedingungen nur wenig ihre Ausdehnung. Steigt aber in einem Stamm seine Volkszahl einmal stark über den normalen Durchschnitt, dann trennt sich die überschüssige Jugend von ihm los und bildet einen neuen Stamm. So wird die Bildung verschiedener Stämme der Samniten (Italien) auf die zeitweise Ausweisung überschüssiger Jugend zurückgeführt.

Wodurch wird aber dieser normale Durchschnitt jeweilig bestimmt? Nicht durch die Produktivkraft des Landes. Gewiß kann jedes Gebiet unter bestimmter Produktionstechnik nur eine bestimmte Bevölkerungszahl ernähren. Steigt die Bevölkerung darüber hinaus, dann muß der Ueberschuß auswandern oder verhungern, wenn keine weitere Entwicklung der Produktivkräfte unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist.

Aber das hat mit der Frage nichts zu tun, warum die Bevölkerung eines Gebiets sich in eine bestimmte Anzahl von Stämmen mit bestimmter Größe spaltet.

Daß jeder Stamm Menschen gemeinsamer Abstammung, wenn auch nicht von einem einzigen Urelternpaare, umfaßt, und daß diese Abstammung ein Band ist, das sie zusammenhält, ist nicht zu leugnen. Allerdings ist es nicht das „Blutband", das sie vereinigt, wie wir schon früher gesehen. Dieses vereinigt nur Mutter und Kind, und beide nur, solange das Kind nicht erwachsen. Aber das gemeinsame Leben von Jugend auf, die gemeinsame Tätigkeit zu Schutz und Trutz, zur Nahrungsgewinnung und Lebenserhaltung ist ein mächtiges Band des Zusammenhaltes.

Doch die Jugendeindrücke verblassen, wenn das spätere Leben ihnen entgegenwirkt.

Die im Stamme Aufgewachsenen bleiben ihm treu, wenn er fortfährt, sie zu schützen und wenn sie in seinem Rahmen und durch ihn ihren Lebensunterhalt gewinnen. Wird der Stamm so zahlreich, daß manche seiner Mitglieder nur sehr entfernt von

Digitized by Google

seinem Zentrum ihren Lebensunterhalt gewinnen können, wo seine Macht nicht hinreicht, sie zu schützen, wo sie außer engem persönlichen Verkehr mit ihren Genossen leben müssen, da werden die Außenseiter leicht dem Stamm entfremdet. Da sie isoliert nicht leben können, müssen die entfernter Lebenden sich unter solchen Umständen zu einem neuen, eigenen Stamm zusammenschließen. Ob das auf dem gemeinsamen Stammesgebiet möglich ist oder ob der neue Stamm sich ein neues Gebiet suchen muß, wird von der Beschaffenheit des ursprünglichen Stammesgebiets abhängen.

Auf dem Gebiete, das ein Stamm bewohnt, kann sehr wohl Platz und Lebensmöglichkeit für mehrere Stämme sein. Nicht immer muß es Uebervölkerung des Stammesgebiets sein, die bei einem Anwachsen des Stammes über ein bestimmtes Ausmaß hinaus die Abzweigung eines Teils seiner Mitglieder hervorruft. Vielmehr wird die Höhe der Verkehrsmittel dafür entscheidend sein.

Die Mitgliedschaft zu einem Stamm bringt nur dann einen Nutzen, wenn das Mitglied der Masse der Genossen so nahe lebt, daß es sie stets leicht erreichen kann, um an ihren gemeinsamen Unternehmungen teilzunehmen, an ihren Jagden und Beutezügen, ihren Versammlungen zur Wahl der Häuptlinge, zu Gerichtstagen, zu Festen, aber auch zur Abwehr von Gefahren, zu Kriegen usw.

Je besser die Verkehrswege und Verkehrsmittel, desto ausgedehnter wird also der Stamm sein können. Die Stämme wachsen nicht infolge natürlicher Vermehrung, sondern infolge technischen Fortschritts. Aber sie bleiben doch stets auf einen kleinen Kreis beschränkt.

Das gilt selbst für Gemeinwesen, die die alte Stammesverfassung in einen modernen Staat hinein erhalten haben. In der Schweiz gibt es in einigen Kantonen noch die Institution der „Landsgemeinde", der jährlichen Versammlung aller männlichen Staatsbürger unter freiem Himmel zur Wahl der höchsten Funktionäre des Kantons und zur Beschlußfassung über Gesetze. Die wesentliche Bedingung für das Funktionieren dieser Art Stammesverfassung ist „ein wenig ausgedehntes Territorium und eine kleine Zahl von Einwohnern". (S. Deploige, Le Referendum en Suisse, Brüssel, 1892, S. 15.)

Es sind nur die kleinsten Kantone der Schweiz, die mit der Landsgemeinde auskommen. Zug und Schwyz haben wegen zunehmender Bevölkerung schon 1848 auf sie verzichtet. In Appenzell-Außerrhoden mit 55 000 Einwohnern wird bei der Landsgemeinde nicht mehr diskutiert, nur abgestimmt. Daneben besteht diese Einrichtung noch in Appenzell-Innerrhoden (14 600 Einwohner), Uri (24 000), Unterwalden nid dem Wald (14 000),

Digitized by Google

Unterwalden ob dem Wald (17 600). Nur Glarus ist unter den Kantonen mit Landsgemeinde etwas größer (33 800 Einwohner).

Die Einrichtung der Landsgemeinde erheischt nur eine einmalige Zusammenkunft im Jahr. Zu Zwecken des Schutzes und des Erwerbs bedürfen die Bürger dieser Kantone keines engeren Zusammenhalts mehr. Die primitiven Stämme konnten ohne einen solchen nicht bestehen. Noch mehr als heute die Schweizer Kantone der „Landgemeinde", durften daher die Stämme der Vorzeit einen kleinen Kreis von Mitgliedern nicht überschreiten, namentlich bei ihrer extensiven Wirtschaft, die eine Bevölkerung, so groß wie die eines der Urkantone, über ein viel weiteres Gebiet zerstreute und ihr Zusammenkommen durch schlechten Zustand der Wege sehr erschwerte. Kommen im Sudan auf einen Quadratkilometer etwa zwei Menschen, so im Kanton Uri, trotz seiner Bergwildnisse, 22, Unterwalden ob dem Wald 36, nid dem Wald 51.

Auch unter den günstigsten Verhältnissen wird die Volkszahl eines Stammes in der vorstaatlichen Zeit über das Ausmaß der Bevölkerung eines der Urkantone nicht weit hinausgegangen sein. Je primitiver und ungünstiger die Verhältnisse, desto weiter wird die Durchschnittsziffer eines Stammes hinter der eines Urkantons zurückgeblieben sein.

Wo größere Zahlen für einen Stamm angegeben werden, haben wir es wohl nicht mit einem einzelnen, sondern mit einem Bund zu tun.

Sechstes Kapitel.

Die Verbindung von Stämmen.

Stämme, die einander benachbart sind, brauchen nicht immer bloß in feindselige Berührung miteinander zu geraten. Es können sich gemeinsame Zwecke auftun, etwa die Abwehr eines gemeinsamen Gegners, dem der einzelne Stamm nicht gewachsen wäre, oder die Notwendigkeit vor dem Druck übermächtiger Feinde oder aufkommender ungünstiger Lebensbedingungen auszuwandern, neue Wohnsitze zu suchen, die zu gewinnen und zu behaupten über die Kräfte eines vereinzelten Stammes ginge. Da wird ein vereintes Vorgehen notwendig. Es wird am ehesten dort erreicht, wo die Stämme ähnliche Sprachen sprechen, also sich leicht verständigen, sich unter den gleichen Bedingungen entwickelt oder gar von einem gemeinsamen Mutterstamm sich losgelöst haben, mit dem sie noch immer Beziehungen unterhalten, wenn sie also übereinstimmende Gewohnheiten, Bedürfnisse, Denkformen aufweisen. Unter Umständen können solche Stämme schließlich noch zu engeren Beziehungen kommen, als zu gelegentlichem Zusammenwirken: zu einem dauernden Bündnis.

Digitized by Google

Nie wird dieses jedoch so eng und fest, daß ein neues Gemeinwesen daraus würde. Stets bewahrt jeder der einzelnen Stämme im Bunde seine volle Souveränität.

Morgan berichtet in seiner Ancient Society über den Bund der Irokesen. In gemeinsamen Wanderungen aus dem Mississippital nach dem Osten fanden ihre Stämme sich zusammen zu vereinten Kämpfen gegen gemeinsame Feinde, denen sie durch ihren Bund überlegen wurden. Sie bewohnten einander benachbarte Gebiete, sprachen Dialekte der gleichen Sprache. Morgan meint, daß sie auch mehrere Gentes gemein hatten, was ihre Verbindung erleichterte. Solche Gemeinsamkeit der Gentes wäre dann möglich, wenn die fünf Stämme Abzweigungen eines Urstammes darstellten, der durch natürliche Vermehrung über die Grenzen eines Stammes hinausgewachsen war, was natürlich auch Gemeinsamkeit der Sprache bedingen und den Zusammenhalt des Bundes erleichtern mußte.

Dieser Bund war einer der dauerndsten unter den Völkerbünden, die die Geschichte kennt. Er wurde schon im 15. Jahrhundert begründet und eigentlich bis heute noch nicht aufgelöst, obgleich die Irokesen an Zahl sehr zurückgegangen sind und die kriegerischen Zwecke längst völlig aufgehört haben, denen der Bund entsprang und die ihn zusammenhielten. Doch trotz dieser langen Dauer blieb jeder der fünf Stämme, die den Bund bildeten, völlig selbständig.

Der Bund verfügte über keine Exekutivgewalt. Nur in Kriegszeiten stand er unter einem gemeinsamen militärischen Oberbefehl. Um diesen nicht übermächtig werden zu lassen, wurden zwei oberste Kriegshäuptlinge ernannt — ähnlich den zwei Königen der Spartaner, den zwei Konsuln der Römer. Im Frieden bildete die oberste Macht ein Bundesrat von 50 Häuptlingen (Sachems), die aus bestimmten Gentes der fünf Stämme erwählt wurden. Im Bundesrat wurde nicht nach Köpfen, sondern nach Stämmen abgestimmt, und alle Beschlüsse mußten einstimmig gefaßt werden. Keiner der Stämme wäre an einen Beschluß gebunden gewesen, dem er nicht zugestimmt hatte.

In der Geschichte der Staaten gibt es wohl einige, die aus einem Bündnis kleiner Gemeinwesen hervorgegangen sind, so z. B. die schweizerische Eidgenossenschaft oder die Vereinigten Staaten von Amerika. Aber das geschah erst, als sich große Reiche gebildet hatten, die die Unabhängigkeit benachbarter kleiner Kantone oder Markgenossenschaften aufs schwerste bedrohten, wenn diese sich nicht zusammentäten und einer dauernden Exekutivgewalt unterwarfen. Es waren ganz ausnahmsweise Verhältnisse, die es ermöglichten, daß eine solche Konföderation zu einem festen Staat erwuchs. Vor dem Aufkommen übermächtiger Großstaaten und schon gar im vorstaatlichen Stadium wurde aus einem Stämmebund nie ein festes Gemeinwesen.

Digitized by Google

Besonders locker waren die Bünde von Stämmen der Germanen in der Zeit der Völkerwanderung. Die Völkerschaft jener Periode, die von den Historikern gewöhnlich als germanischer Stamm bezeichnet wird, kann ich nur als Bund von Stämmen betrachten. Ein Stamm ist stets eine feste Einheit, die nicht so leicht zerfällt. Die sogenannten Stämme der Germanen waren dagegen in beständiger Neubildung und Auflösung begriffen.

Besonders stark wird dieses von Seeck betont, der übrigens nicht nur nicht zwischen Stamm und Stämmevereinigung, sondern auch nicht zwischen dieser und dem Staat zu unterscheiden weiß. Er schreibt:

„Die germanischen Staaten[1]) sind von dem losesten Zusammenhalt. Gleich den Organismen niederster Ordnung vermehren sie sich einfach durch Teilung; aus einem werden zwei, drei oder auch zehn, ohne Wehen und Geburtsschmerz. Nicht nur, daß Bruchstücke sich abtrennen, um selbständig auf die Wanderschaft zu ziehen[2]); nein, auch diejenigen, welche in der Heimat bleiben, fließen auseinander wie eine Gallertmasse.

Die Sueben sind bei Cäsar noch eine geschlossene Einheit, die gemeinsame Grenzen besitzt und gemeinsame Kriege führt; Tacitus kennt nur noch vereinzelte suebische Völkerschaften, deren einziger Zusammenhang in der Feier eines religiösen Festes besteht. Der Stamm der Marsen spielt in den Kriegen des Germanicus eine wichtige Rolle; ein Jahrhundert später bedeutet ihr Name nicht mehr, als der der Ingveonen, Istväonen und Herminonen; er ist zum Ausdruck geworden für die gemeinsame Abstammung ganz getrennter Staaten (! K.). Die Lugier bildeten um Christi Geburt einen Teil von Marbods Königreich; später scheiden sie sich nicht nur von den Marcomannen, sondern zerfallen auch ihrerseits in mehr als ein halbes Dutzend unabhängiger Gemeinwesen. Aus den Goten werden Ost- und Westgoten, zwei Völker, die zwar noch immer nebeneinander hausen, aber durch keinerlei politisches Band verknüpft sind. Und was namentlich beachtenswert ist, alle diese Spaltungen gehen vor sich, ohne daß uns ein Wort über große Revolutionen oder schwere innere Kämpfe berichtet würde. Ganz unmerklich scheinen sie sich vollzogen zu haben, so daß kein auswärtiger Beobachter, ja vielleicht nicht einmal die Germanen selbst irgend etwas außerordentliches wahrnahmen." (Geschichte des Untergangs der antiken Welt, 4. Aufl., Stuttgart 1921, I., S. 209, 210.)

Diese Erscheinung wird ganz unbegreiflich, wenn man annimmt, das, was so leicht auseinanderlief, seien Stämme oder gar Staaten gewesen. Lamprecht verbessert die Sache nicht dadurch, daß er annimmt, die Teile, die sich loslösten, seien Gentes gewesen, die den Stamm im Stiche ließen. Das heißt, er spricht von Hundertschaften, die „ursprünglich allem Anscheine nach die gentilicische Unterabteilung des Volkes nach Mutterrecht" gewesen seien (deutsche Geschichte, I., S. 128), was ihn nicht hindert, die Hundertschaft in Sippen (Gentes) und diese wieder in Familien zerfallen zu lassen. Einmal ist also die Hundertschaft eine

---

1) Gemeint sind Vereinigungen von Stämmen. K.

2) Ein Staat, der auf die Wanderschaft zieht? K.

Digitized by Google

Gens im Stamme, dann wieder besteht sie aus Gentes, bildet also eigentlich einen Stamm.

Daß Gentes leichthin ihren Stamm aufgeben, daß dieser ohne gewaltsame Zerschmetterung zerfällt, wäre ein im Stammesleben ganz unerhörter Vorgang. Dagegen erklärt er sich ohne Schwierigkeit dann, wenn wir die als Namen der Stämme aufgeführten Bezeichnungen als Namen von Stammesvereinigungen betrachten. Sowie auch das Wort „Irokesen" nicht einen Stamm bezeichnet, sondern einen Bund von fünf Stämmen, Mohawks, Onondagas, Senecas, Cayugas und Oneidas.

Erreicht ein Bund seinen Zweck, dann hat er die Tendenz, beisammen zu bleiben. Das war der Fall mit den Irokesen, die durch ihre Vereinigung eine Uebermacht über alle Nachbarn bekamen. Noch waren die Bedingungen für die Bildung eines Staates in dem Gebiet, das sie bewohnten, ungünstig, sonst hätten sie sicher einen solchen gegründet, wie es z. B. dem Bund der Azteken in Mexiko gelang. Er bestand aus sieben Stämmen, die von Norden her in Mexiko eindrangen. Sie hatten dort nicht mit kriegerischen Jägern zu tun, die zur Zwangsarbeit zu bringen unmöglich war, sondern mit friedlichen, fügsamen Ackerbauern, die sich von ihnen ebenso unterjochen ließen, wie später von den Spaniern. Wo der Bund Erfolg bringt, bleibt er zusammen. Wo nicht, zerfällt er leicht. Solange die Germanen sich an der römischen Grenze die Köpfe einrannten, finden wir ein stetes Zusammenfassen von Stämmen in Bünden, um des überlegenen Gegners Herr zu werden, und leichtes Auseinanderfallen des Bundes, wenn er nicht zum Sieg führt. Erst später, sobald die römische Abwehr versagt, die Germanen siegreich im Reich eindringen und sich in ihm als herrschende Klasse ansässig machen, nehmen die Stammesbünde dauernde Form an. Die Namen der Konföderationen aus dieser Zeit, die der Franken, Langobarden, Allemanen, Bajuvaren usw. erhalten sich nun als dauernde Volksnamen.

Die Sachsen wieder, denen nicht siegreiches Vorwärtsschreiten beschieden war, wurden nun zum Zusammenhalten gezwungen dadurch, daß sie von allen Seiten von Schranken umgeben waren, die den einzelnen ihrer Stämme nicht gestatteten, auseinanderzulaufen und sich neu zu gruppieren: im Nordwesten stießen sie auf die Nordsee, die zu überschreiten nur den Angelsachsen gelang; im Südwesten und Süden auf das Frankenreich, im Osten auf die Slaven.

Die Verbände von Stämmen haben in der Geschichte der Staatenbildung eine große Rolle gespielt. Zum Beispiel die Araber, die Türken, die Mongolen, deren Invasionen im Mittelalter und teilweise noch in neuerer Zeit so gewaltige Wirkungen übten, bildeten nicht je einen Stamm, sondern die Zusammenfassung vieler Stämme. Nur eine solche konnte einem großen

Digitized by Google

Staat gefährlich werden, ihn erobern und ein neues Staatswesen an seiner Stelle begründen.

Aber bevor es Staaten gab, vermochte aus einem Bündnis von Stämmen nicht ein neues, größeres Gemeinwesen hervorzugehen, in dem die Souveränität und der Partikularismus des einzelnen Stammes überwunden wurde. Dazu bedurfte es einer starken Exekutivgewalt, die in keinem derartigen Stämmebund aufkommen konnte. Nur ein erobernder Stamm vermochte es, unterjochte Stämme zu einem dauernden Gemeinwesen zu vereinigen, in dem die Souveränität und die Selbstbestimmung eines jeden der besiegten Stämme ausgelöscht war. Aber die staatliche Zentralgewalt wurde schließlich auch stark genug, einen Verband von herrschenden Stämmen dauernd zusammenzuhalten und ihr Auseinanderlaufen zu hindern.

Siebentes Kapitel.

Der Ausdehnungsdrang des Staates.

Die Schranken des Wachstums, die den Stamm einengen, bestehen nicht für den Staat. Die Mitglieder jedes der unterworfenen Stämme werden durch die Notwendigkeiten der Produktion und der Demokratie — so weit ihnen noch Selbstverwaltung bleibt — nach wie vor gezwungen, ihren Wohnsitz und ihre Arbeitsstätte in der Nähe des jeweiligen Zentrums des Stammes aufzuschlagen. Die Pflicht des Kriegsdienstes braucht sie allerdings nicht zusammenzuhalten. Sie werden im Staate durch die herrschende Klasse sehr oft davon entbunden.

Die Mitglieder des herrschenden Stammes dagegen leben jetzt nicht mehr von eigener Arbeit, sondern der Arbeit anderer. Die Betriebe, von deren Ertrag der einzelne Ausbeuter lebt, bleiben in Tätigkeit, auch wenn er ihnen für längere Zeit fern bleibt. Er kann an Stammesversammlungen zu Zwecken der Gesetzgebung oder der Erwählung von Funktionären teilnehmen, auch wenn sie weit entfernt vom politischen Zentrum des Staates stattfinden. Und dasselbe gilt für militärische Zwecke, wenn die Stammesversammlung zusammentritt, um über Krieg und Frieden zu entscheiden und zu gemeinsamem Kriegszug zusammenzutreten.

Das heißt, diese Unabhängigkeit von Erwerbsbetrieb tritt bloß für die Männer der herrschenden Klasse ein. Die Frauen bleiben an den Haushalt gebunden. Dieser kann der ordnenden Hand der Hausfrau noch lange nicht entraten.

Wir haben gesehen, daß die Bildung des Staates und einer ausbeutenden Klasse nur möglich ist dort, wo mehrere unterworfene Stämme von einem einzelnen siegreichen Stamm (oder

Digitized by Google

Stämmeverband) zu einem Gemeinwesen zusammengeschlossen werden. Wir sehen jetzt, daß der Staat seinerseits wieder die Bedingungen schafft, die seine Ausdehnung über das Bereich eines einzelnen Stammes hinaus möglich machen.

Die Ausdehnung des Staates hängt fast nur noch von der militärischen Kraft des erobernden Stammes ab. So weit diese Kraft ausreicht, die Menge der Unterworfenen im Zaum zu halten und die Grenzen des Staates gegen Eindringlinge zu verteidigen, so weit kann er wachsen.

Dabei kann mit dem Staat seine militärische Kraft noch zunehmen. Zunächst ist diese freilich auf den siegenden, erobernden Stamm beschränkt. Aber je ausgedehnter der Staat, je verschiedenartiger die Elemente, aus denen er sich zusammensetzt, um so leichter wird es, diese verschiedenartig zu behandeln, dem einen eine bessere, dem anderen eine tiefere Stellung im Staate zu geben. Die ersten fühlen sich dann leicht, trotzdem sie nicht zur herrschenden Klasse zählen, als privilegiert und deshalb bereit, die bestehende Ordnung gegenüber den schlechter Gestellten zu verteidigen, die Streitkräfte der herrschenden Klasse zu vermehren.

Ein anschauliches Beispiel dafür gibt uns der spartanische Staat, dessen Entstehung und Klassenscheidung klar zutage liegt. Er wurde gebildet durch einen Einbruch nomadischer Griechenstämme in den Peloponnes. Einer dieser Stämme, der der Spartiaten, drang in Lakedämonien ein, im Eurotastal und setzte sich dort fest, die Bevölkerung ansässiger Ackerbauern, die er vorfand, knechtend.

Einem Teil dieser Bevölkerung, der sich vielleicht gutwillig unterworfen hatte oder der den schlechtesten Boden besaß, dessen Expropriierung nicht lohnend erschien, wurden seine Bauernhöfe und seine persönliche Freiheit gelassen. Er mußte nur Tribut, Steuer, an den Staat zahlen, und hatte an der Regierung keinen Anteil. Er bildete die Klasse der Periöken.

Härter ging es einem anderen Teil der unterworfenen Bevölkerung, der sich entweder energischer gewehrt oder der den besten Boden besessen und bebaut hatte. Sein Grundbesitz wurde ihm genommen und zu gleichen Teilen unter die Sieger verteilt, aber nicht zu dem Zwecke, damit diese ihn bebauten. Bebauen sollten ihn nach wie vor dieselben Elemente, aber nicht mehr als freie Leute, sondern als Staatssklaven. Das waren die Heloten. Von ihrer Arbeit lebten die Spartiaten.

Diese selbst beschäftigten sich mit nichts anderem, als mit Regierungsgeschäften, Waffenübungen und Kriegführen.

Die Spartiaten bildeten stets nur eine Minderheit, vielleicht ein Zehntel der Bevölkerung. Die Zahlenverhältnisse dürften freilich übertrieben sein, die Herodot über die Schlacht bei Platää mitteilt. Er sagt in seiner Geschichte (IX., 28):

Digitized by Google

„Auf dem rechten Flügel standen 10 000 Lakedämonier, davon waren 5 000 Spartiaten, die als Wächter und Schanzengräber[1]) 35 000 leichtbewaffnete Heloten bei sich hatten, je sieben auf den Mann."

Delbrück hält die von Herodot mitgeteilte Zahl der Spartiaten für zu hoch. Er nimmt an, daß Sparta nur imstande war, ein Hoplitenheer von etwa 2000 Spartiaten und 3000 Periöken ins Feld zu schicken (Geschichte der Kriegskunst, I., S. 43, 44).

Beloch hat die Bevölkerung Lakedämoniens zusammen mit dem später von den Spartanern eroberten Messenien auf 230 000 Köpfe berechnet, davon 10 000 Spartiaten (samt Frauen und Kindern), 50 000 Periöken, 170 000 Heloten (Griechische Geschichte, III., 1. S. 284).

Jedenfalls bildeten die Spartiaten nur eine geringe Minderheit der Bevölkerung ihres Staatswesens und die große Mehrheit bestand aus den Heloten, die stets geneigt waren, sich zu empören.

Aristoteles sagt von ihnen in seiner „Politik":

„Sie liegen beständig gleichsam auf der Lauer, um sich die Unglücksfälle der herrschenden Klasse zunutze zu machen." (II., 9.)

Aber in der Heimat verfügten sie über keine Waffen. Diejenigen, die als Troßknechte und Diener in den Krieg mitgenommen wurden (wohl nach sorgfältiger Auslese), wurden auch nur dürftig bewaffnet. Wir haben eine Angabe des Herodot über „leichtbewaffnete" Heloten in der Schlacht von Platää wiedergegeben. Das von Herodot dort zur Kennzeichnung der Heloten gebrauchte Wort Psilos bezeichnet eigentlich nackt und bloß, unbewaffnet, doch werden in der militärischen Sprache auch Leichtbewaffnete damit bezeichnet.

Im Gegensatz zu den Heloten standen die Periöken. Diese fühlten sich so sehr als privilegierte, wenn auch nicht herrschende Klasse, daß sie stets bereit waren, zur Verteidigung der bestehenden Ordnung mitzuwirken. Sie zogen in den Krieg als vollbewaffnete Bürger, als Hopliten. An kriegerischer Kraft konnten sich diese freilich nicht mit den Spartanern messen, da sie von ihrer Bauernwirtschaft in Anspruch genommen blieben und wenig Gelegenheit hatten, sich in den Waffen zu üben. Die Spartaner dagegen konnten ihre ganze Zeit und ihr ganzes Interesse diesem Geschäft widmen, und sie taten es mit großer Leidenschaft.

Ihr Staat war auf einem wahren Kriegskommunismus, einem Kasernenkommunismus der herrschenden Klasse aufgebaut. Plato entnahm ihm das Ideal seines Staates. Nur unterschied es sich von dem wirklichen Sparta dadurch, daß nicht die Herren Militärs, sondern die „Philosophen", also die Intellektuellen den ganzen Kriegskommunismus dirigieren sollten.

Auf diesem Kriegskommunismus, der das ganze Leben der herrschenden Klasse Lakedämoniens in seinen Dienst stellte, beruhte die große kriegerische Kraft dieses Staates. Aber sie wäre

[1]) Efylasson. Fylasso bedeutet bewachen und verschanzen.

Digitized by Google

weit geringer gewesen, als sie tatsächlich war, hätten nicht die unterworfenen Periöken die Zahl der Streitkräfte des Staates mehr als verdoppelt.

Auch von persischen Heeren, die gegen die Griechen ausgesandt wurden, berichtet Herodot, daß neben den Persern noch Krieger zahlreicher anderer Völkerschaften in ihren Reihen fochten, Meder, Baktrer, Inder, Saken usw. Die Athener rühmten sich, bei Marathon über 46 Völker gesiegt zu haben.

Diese Zahl wird ebenfalls von Delbrück, wie so manche andere, erheblich beschnitten. Er sagt über die Perser (Geschichte der Kriegskunst, I., S. 46):

„Das Persische Reich bestand aus dem nationalpolitischen Kern und den zahlreichen unterworfenen Völkerschaften. Aus diesen letzteren entnahmen die Perser keine Krieger. Die Mesopotamier, Syrer, Aegypter, Kleinasiaten waren ihnen die unkriegerische, tributzahlende Masse, mit Ausnahme der phönikischen und griechischen Seeleute, die naturgemäß die Flotte füllten. Wenn Herodot die ungeheure Masse von Völkerschaften aufzählt, die im persischen Heere dienten, so müssen wir das zum großen Teil als reine Phantasie ansehen. Persien selbst, das heutige Persien mit Afghanistan, Beludschistan und große Teile von Turkestan umfassend, war und ist noch heute zum größten Teil Steppen- und Wüstenland mit zahlreichen kleinen, größeren und einigen sehr großen Oasen darin" . . .

„Das eigentliche kriegerische Element sind naturgemäß mehr die nomadisch als bäuerlich lebenden Stammesgenossen. Von den Nomaden wird die Reichsgründung ausgegangen sein. Indem sich die Perser zu Herren weiter und reicher Kulturländer machten, wandelten sie sich aus kriegerischen Hirten in kriegerische Herren, Ritter, um. Wir werden uns vorzustellen haben, daß alle die Satrapen vom Schwarzen Meer bis zum Roten von großen Gefolgen kriegerischer, nationalpersischer Leibwachen begleitet waren, mit denen sie sich selbst umgaben und wichtige feste Punkte besetzten. Mit Hilfe der Tribute und Naturallieferungen, die sie einzogen, erhielten sie nicht nur diese Scharen, sondern ergänzten sie auch nach Umständen durch Söldner aus kriegerischen Stämmen, die vielfältig noch halb oder ganz unabhängig in dem großen Reiche sitzen geblieben waren. Aus Persien selbst aber konnten, mehr aus den Nomaden als aus den Bauern, stets Ergänzungen und Verstärkungen aufgeboten, angeworben und herangeführt werden."

Man kann diese Darstellung für vollkommen zutreffend halten — und mir erscheint sie so — und braucht doch die Angaben des Herodot über die Völker, die im persischen Heer vertreten waren, nicht für „reine Phantasie" anzusehn. Betrachtet man die Aufzählung der Bestandteile des Heeres, die Herodot im siebenten Buch seiner Geschichte gibt, so findet man, daß dort fast ausschließlich Nomadenvölker genannt werden, die teils aus dem Persischen Reich selbst stammen, teils sich an seinen Grenzen umhertreiben. Das sind die Elemente, aus denen sich die Krieger der persischen Streitmacht rekrutieren. Stets aber ist es ein Perser, der sie kommandiert. Diese Angaben widersprechen nicht der Delbrückschen Auffassung, sondern fügen sich sehr gut in sie ein. Wir lernen hier eine zweite Methode kennen, durch die ein Herrenvolk seine krie-

Digitized by Google

gerische Kraft über die durch seine eigene Zahl gegebene hinaus vermehren kann. Bestand die eine Methode darin, einem Teil der Unterworfenen der Masse gegenüber eine privilegierte Stellung einzuräumen und sie dadurch zu willigen Helfern der herrschenden Aristokratie zu machen, so wurde die andere Methode dadurch gehandhabt, daß ein Teil der Tribute der Unterworfenen dazu verwendet wurde, kriegerische Nomaden, die das Kulturland mit ihren Räubereien bedrohten, zu kaufen, damit sie nicht bloß Ruhe hielten, sondern auch noch ihren Kraftüberschuß zur Lieferung von Kontingenten verwendeten, die in den Dienst des Herrenvolks traten und unter Führern fochten, welche dieses ihnen gab.

Je größer das Reich, je mehr Kriegsvolk es brauchte, um seine ausgedehnten Grenzen zu schützen und die Masse der Unterworfenen niederzuhalten, desto mehr wuchsen auch seine Mittel, neben dem herrschenden Stamm noch andere, ihm ergebene Truppen aufzubieten und zu erhalten.

So engbegrenzt das Wachstum des Stammes gewesen war, so unbegrenzt wurde das des Staates. Das Persische Reich fand seine Grenzen einesteils nur in geographischen Hindernissen, in Meeren, Wüsten und Hochgebirgen.

Der andere Faktor, der eine Ausdehnung Persiens über bestimmte Grenzen hinaus verbot, war die völlige Armut der Grenzgebiete des Reichs, die außerdem noch schwer zugänglich waren, nur abstießen, gar nicht zur Besitznahme reizten, wie der Sudan, Arabien, Beludschistan und die endlosen Ebenen jenseits des Oxus, des kaspischen Meeres, des Kaukasus, des Schwarzen Meeres.

Innerhalb dieser Grenzen gab es kein begehrenswertes Kulturgebiet, das die Perser sich nicht untertan gemacht hätten. Und zwar in ungeheuer raschem Tempo.

Kyros, der die armen, aber kriegerischen Nomadenstämme der Perser zu einem Ansturm auf ihre reichen, aber weniger kriegslustigen Nachbarn zusammenfaßte, eroberte 555 v. Ch. das Mederreich, besiegte und annektierte 546 das Lyderreich und 539 das babylonische. Sein Sohn Kambyses fügte 525 dem noch Aegypten hinzu. So war durch den unaufhaltsamen Siegeszug der persischen Nomaden binnen dreißig Jahren ein Reich aufgerichtet, das rund vier Millionen Quadratkilometer umfaßte, achtmal so viel, wie das heutige Deutsche Reich. Diese Leistung wurde nur noch übertroffen durch die des makedonischen Alexander, der zwei Jahrhunderte später diesen gleichen Perserstaat binnen zehn Jahren in einer Reihe von Feldzügen über den Haufen warf und sich aneignete.

Mit dem Staate war seine stete und unter Umständen auch rasche Ausdehnungsfähigkeit gegeben. Gleichzeitig auch der ununterbrochene Drang nach Ausdehnung.

Solange dem Staate noch Kulturland benachbart war, das Tribute in Aussicht stellte, empfanden die Herren des Staates das

Digitized by Google

unstillbare Bedürfnis, es zu erobern. Ein Volk, das nur von seiner Hände Arbeit lebt, hat nie das Bedürfnis nach mehr Boden als es zu bearbeiten oder als Weide oder Jagdrevier zu verwenden vermag. Damit ist den Gemeinwesen freier Ackerbauer, aber auch freier Jäger und Hirten, die nicht von Raub leben, ihre natürliche Grenze gegeben, die sie nicht auszudehnen streben.

Der Ausbeuter dagegen, der von fremder Arbeit lebt, kann nie genug Land besitzen, vorausgesetzt, daß er imstande ist, die Menschen zu knechten, die zu seiner Bebauung erheischt sind.

Für die bürgerliche Oekonomie mag die Grundrente den Betrag der Produkte darstellen, die der Boden ohne Arbeit hervorbringt und die daher das „natürliche" Eigentum seines Besitzers bilden. Sicher produziert der Boden auch ohne menschliches Zutun eine reiche Vegetation, aber eine solche von Pflanzen, die der Ackerbauer als Unkraut bezeichnet und als schwerstes Hindernis der Produktion von Nutzpflanzen betrachtet. Nicht die Bodenpflanzen überhaupt, wohl aber die Nutzpflanzen sind das Produkt menschlicher Arbeit; sie würden ohne diese nicht emporkommen. Der Ackerbau bedeutet nicht bloß Ausnutzung der Bodenkräfte, sondern auch Kampf gegen sie.

Der bloße Besitz des Bodens ohne Bauern, die ihn bebauen, bedeutet für einen Ausbeuter so wenig, daß er, wenn sich Bearbeiter für ihn nicht von selbst finden, solche zwangsweise als Sklaven oder Hörige an ihn fesselt.

Wo ihm aber Boden mit dazugehörigen Bearbeitern als Siegespreis winkt, ist er stets darauf aus, ihn zu erwerben.

Indes kann der Staat bereits durch sein bloßes Bestehen gezwungen werden, Krieg gegen Stämme zu führen und ihr Gebiet zu annektieren, die nichts produzieren, was die Gier seiner Ausbeuter in irgendwelcher Weise reizen könnte.

Wenn ein Nomadenstamm oder ein Bund von Stämmen in ein Gebiet von Ackerbauern einbricht und sich dort als herrschende Klasse niederläßt, bleiben die Weidegründe nicht leer, die er verlassen hat. Andere Stämme treten an seine Stelle und bedrohen nun ihrerseits den im Gebiet der Ackerbauern aufgerichteten Staat. Und neben drohenden Eroberern von außen sind noch Räuber abzuwehren, die im Lande selbst wohnen. Die ersteren drohen nur zeitweise, wenn die Umstände günstig sind, die letzteren können eine ständige Plage bilden.

Es kommen hier nicht bloß in den Ebenen wandernde Stämme in Betracht, die wir bisher zumeist im Auge hatten, wenn wir auch gelegentlich zur Illustrierung noch andere Stämme in Betracht zogen. Die ackerbauenden Bewohner breiter Flußtäler werden nicht bloß von den Hirten der sie umgebenden Ebene bedroht. Sehr häufig sind die Ebenen von Gebirgen umsäumt, in denen für den Ackerbau auch nur, wie in den Steppen, wenig Boden vorhanden ist und die Viehzucht mit Weidewirtschaft überwiegt. Die

Digitized by Google

Hirtenvölker der Berglande sind ebenfalls arm und kriegerisch und daher nicht minder raublustig wie die Hirten der Steppe. Doch entwickeln sie weniger staatenbildende Kraft. Vielleicht deshalb, weil die Bergtäler, in denen sie leben, so sehr durch unwegsame Gebirge voneinander getrennt sind, daß der Partikularismus der einzelnen Stämme viel stärker entwickelt und ihre Zusammenfassung in einem großen Bund viel schwieriger ist, als bei den sich leicht zusammenfindenden Nomaden in weiten Grasebenen.

Aber als Räuber und Plünderer können solche Bergvölker dem Ackerbauer sehr lästig werden. Das war der Fall bis ins 18. Jahrhundert hinein mit den Bergschotten, bis in unsere Tage mit den Montenegrinern. den Albanesen, den Berbern des marokkanischen Rif, den Kurden in dem an Armenien grenzenden Bergland.

„In der Nachbarschaft Kurdistans ist es bis auf den heutigen Tag Regel, daß sich die nomadischen Kurden zur Winterszeit in den armenischen Dörfern der Ebene einquartieren und sich ihr Vieh von den Christen füttern lassen, ohne dafür das geringste zu bezahlen. Es ist dieselbe Methode, die auch im Kaukasus früher seitens der nordwestlichen Nomaden geübt wurde." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 737.)

Seitdem das geschrieben wurde (1888), sind die Armenier der Dörfer so ziemlich ausgerottet worden. Sicher nicht zum Vorteil der Kurden.

Nomaden der einen wie der anderen Art gegenüber ist ein Staat, an dessen oder in dessen Grenzen sie wohnen, in der Defensive. Das gilt z. B. auch von den Römern gegenüber den Germanen. Seine defensive Haltung bezeugt der Staat häufig durch die Anlegung langer Mauern oder Wällen, wie der chinesischen Mauer im Norden Chinas, oder der medischen Mauer, die sich vom Euphrat zum Tigris zog. Beide waren zur Abwehr räuberischer Nomaden bestimmt. Auch die Römer suchten sich an einer sehr verwundbaren Strecke der germanischen Grenze zwischen Rhein und Donau durch einen Grenzwall, den „Limes", vor überraschenden Einbrüchen zu sichern.

Aber nicht immer und überall kann man einen Staat, namentlich nicht einen Großstaat, durch Wälle sichern. Und einem kräftigen, kriegerischen Staat liegt auch eine andere Art der Abwehr näher: die durch den Angriff. Ist ein Räuber unbequem geworden, dann greift man ihn bewaffnet an, um ihn zu „züchtigen", ihm große Verluste beizubringen und dadurch abzuschrecken. Doch hilft das nur vorübergehend. Daher sucht man sich schließlich dadurch zu helfen, daß man das Gebiet des räuberischen Nachbarn dauernd besetzt hält, Befestigungen darin anlegt.

So gingen auch zeitweise die Römer an den Grenzen Germaniens vor. Die „tückischen Welschen" trugen durchaus kein

Digitized by Google

Verlangen danach, die germanische Volksfreiheit zu unterdrücken. Sie wollten bloß die germanische Freiheit des Diebstahls und Raubs lahmlegen. Natürlich kam das nicht daher, weil die Rasse der Germanen von Natur aus zum Räubertum neigt und die der Römer zur fleißigen Arbeit. Unter den Bedingungen, unter denen die Germanen zur Zeit des Cäsar und Tacitus lebten, entwickelt jedes Volk, welcher Rasse immer, ob keltische Schotten, semitische Araber, „hamitische" Berber, ob Mongolen oder Indianer die gleichen Räuberinstinkte, die es verliert, sobald es seßhaft geworden.

Andererseits waren die römischen Machthaber, die ihre Heere nach Germanien schickten, auch nicht jeder Räuberei abhold. Cäsar war nach Gallien gezogen, um durch desen Eroberung und Plünderung seine bankerotten Finanzen zu sanieren, was ihm auch glänzend gelang. Gegen die Germanen zog er deshalb, weil diese die gleichen Absichten wie er in Gallien verfolgten, wenn sie es auch nicht zu dem Zwecke taten, einem verschuldeten Verschwender und Streber auf die Beine zu helfen.

Aber Eroberungszüge gegen kriegerische Nomaden sind, schon wegen der Unwegsamkeit und Unfruchtbarkeit ihres Gebietes, nicht ohne Gefahren. Kyros, der binnen weniger als dreißig Jahren fast das ganze ungeheure Persische Reich zusammenerobert hatte (mit Ausnahme Aegyptens, das sein Sohn Kambyses gewann), ging zugrunde, als er sich gegen die Nomaden östlich vom kaspischen Meer wendete. Sein Nachfahre Darius, der sonst in allen seinen kriegerischen Unternehmungen zu Lande (nicht zur See) erfolgreich war, hätte fast dasselbe Schicksal erlitten wie 2300 Jahre später ein weit größerer Eroberer, Napoleon, auf dem Boden, den jetzt das russische Reich einnimmt. Im Jahre 513 v. Ch. zog Darius gegen die Skythen in Südrußland, die ihm als gefährlicher Gegner erschienen. Hatten sie doch um das Jahr 630 v. Ch. herum ganz Vorderasien mit ihren Scharen überschwemmt, allerdings unfähig dazu, sich als herrschende Klasse zu behaupten, einen Staat zu begründen. Herodot berichtet von ihnen:

„Die Skythen nahmen ganz Asien ein[1]) und geboten 28 Jahre über Asien. Alles machten sie wüst und öd durch Gewalt und Uebermut. Sie legten nicht nur jedem Tribut auf, sondern schweiften auch im Land umher und raubten jedem, was er noch hatte." (Geschichte, I., 106.)

Darius zog gegen die Skythen, nachdem er sein Reich im Innern befestigt und seine Grenzen gesichert hatte. Er marschierte von der europäischen Seite aus über die Donau. Die Skythen befolgten ihm gegenüber die gleiche Taktik, wie 1812 die Russen gegenüber Napoleon. Sie zogen sich vor dem Eindringling zurück und lockten ihn immer tiefer in die Wüstenei. Zu seinem Glück wurde der Perser durch keine Aussicht auf ein Moskau geblendet. Rechtzeitig vermochte er seine gefährliche Lage zu erkennen und

[1]) Damit ist hier Vorderasien gemeint. K.

Digitized by Google

die Donau wieder zu erreichen, zwar erheblich geschwächt und ganz ohne Erfolg, aber doch nicht so katastrophal entkräftet, wie Napoleon, als er auf seinem Rückzug zur Beresina gelangte.

Auch der Römer Varus bezeugte durch das Schicksal, das ihm Hermann der Cherusker bereitete, wie gefährlich es ist, selbst mit überlegener Heeresmacht tief in das Innere eines unwegsamen Gebiets einzudringen, das von einer kriegerischen Bevölkerung bewohnt wird, die nichts zu verlieren hat. Gefährlich namentlich dann, wenn die Bevölkerung aus Nomaden besteht, die vor dem Eindringling ausweichen können, sich ihm nicht stellen müssen.

Vor solchen Nomaden sich zu sichern, genügen nicht gelegentliche Invasionen in ihr Gebiet. Man muß dieses dauernd besetzt halten mit Befestigungen. Womöglich muß man auch die Besiedlung des Landes durch ansässige Ackerbauer fördern.

Ob ein Volk zum Ackerbau kommt oder zu nomadischer Viehzucht, hängt in erster Linie von der Beschaffenheit des Landes ab. Aber ist ein Volk einmal zu nomadischem Hirtentum gelangt, dann entwickelt es Charaktereigenschaften, die ihm den Uebergang zu ansässigem Ackerbau auch dort erschweren, wo die Bodenbeschaffenheit ihn begünstigt. Innerhalb des Wüstengürtels, von dem wir bereits sprachen, gibt es zahlreiche Stellen, auch abgesehen von den Flußtälern, an denen Ackerbau möglich ist. Noch mehr ist das Fall in den Gebieten, die an diesen Gürtel grenzen. Die ruhelosen räuberischen Nomaden machen es sehr schwer, daß sich ständige ackerbauende Ansiedler dort niederlassen. Wohl aber können solche gedeihen unter dem Schutze einer starken Staatsmacht. Daher schreitet in der Mongolei die Ansiedlung von Chinesen vorwärts.

Ueber eine ähnliche Ausdehnung des russischen Ackerbaus schreibt Hettner:

„Den Russen standen in den Steppenvölkern Gegner von ganz anderer Kraft gegenüber, als die armen Waldleute des Nordens . . . Anders als das Vordringen der Russen im nordöstlichen Waldland war ihr Vordringen in der Steppe in erster Linie ein politischer und erst danach ein ethnischer und kultureller Vorgang. Die tatarischen Reiche und später die osmanischen Türken, welche die Oberherrschaft über jene übernommen hatten, mußten oft im Kriege bezwungen werden, ehe der russische Ackerbauer den tatarischen Wanderhirten verdrängen konnte. Dieser Prozeß hat sich über die Grenzen Europas in die Kirgisensteppe und in etwas anderer Weise auch in die Turkmenensteppe fortgepflanzt." (Das europäische Rußland, Leipzig 1905, S. 48, 49.)

Nicht immer ist es allein das Bedürfnis nach Schutz vor den Nomaden, häufig auch das Verlangen nach ihrem Gebiet als Platz für Ackerbauer und damit nach Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten, das ein Vordringen des Staates in die Steppe veranlaßt. Bei dem zaristischen Rußland überwog sicher das letztere Motiv.

Digitized by Google

Wenn dagegen das kaiserliche Rom in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Pannonien und Dacien (die Gebiete des heutigen Ungarn und Rumänien) besetzte und besiedelte, war sicherlich nicht das Bedürfnis nach Gewinnung neuen Ackerlandes daran schuld in einer Zeit, in der die heimischen Aecker in Italien und Griechenland wegen fortschreitender Entvölkerung verödeten und nur durch immer wieder erneute Ansiedlung von Kriegsgefangenen vor gänzlichem Verkommen bewahrt werden konnten.

Entscheidend war vielmehr der Umstand, daß das Gebiet jenseits der unteren Donau von kriegerischen und räuberischen Nomaden, den Daciern, besetzt war, die immer wieder Einfälle ins Römische Reich machten, mitunter sehr gefährlicher Art. Um sie dauernd unschädlich zu machen, blieb nichts übrig, als das Land militärisch zu besetzen und Kolonisten aus den verschiedensten Gegenden des Reiches dorthin zu verpflanzen. Diese Ausdehnung des römischen Staates geschah im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, zu einer Zeit, wo er den andrängenden Germanen und anderen nomadischen Grenzvölkern gegenüber fast allenthalben in die Defensive geraten war.

Indes ist das nur die eine Seite des Nomadentums. Entwickelt es Faktoren, die den Staat gefährden, so auch andere, die ihn, wenigstens für einige Zeit stärken, seine kriegerische Kraft vermehren. Wir haben darauf schon dort hingewiesen, wo wir von der Anwerbung kriegerischer Nomaden für die Herren des Staates sprachen.

Diese Anwerbung geht vielfach Hand in Hand mit den Versuchen der Abwehr der Nomaden, sie bildet neben ihrer Bekriegung eine andere Methode, sie unschädlich zu machen und ihre Unterwerfung vorzubereiten.

Das war z. B. der Fall mit den Hochschotten, die aufhörten Räuber zu sein und brave Staatsbürger wurden, seitdem der englische Staat dazu überging, ihre hungrigen Jünglinge für seine Armee anzuwerben.

Der Prozeß der Unterwerfung wird noch gefördert dort, wo man die Nomaden korrumpiert, ihre Häuptlinge kauft und ihnen die Mittel gibt, sich eine Macht im Stamme zu schaffen, aus einem Vertrauensverhältnis ein Herrschaftsverhältnis zu machen. Unterstützt noch der Staat die Anmaßungen der Reicheren gegen die Aermeren, dann können die Vermögensunterschiede zu förmlichen Klassenunterschieden werden, während sie bei dem sich selbst überlassenen Stamm nur unbedeutend bleiben müssen und ihn nie zu spalten vermögen.

Indessen nicht immer gelingt diese Methode, die urwüchsige Demokratie freier Völker durch Einflüsse benachbarter Staaten zu schwächen und zu korrumpieren. Die türkische Regierung in Konstantinopel z. B. hat aus den Albanesen ihre besten Truppen rekrutiert und ihre wirksamsten Korruptionskünste bei ihnen

Digitized by Google

spielen lassen. Es gelang ihr aber nicht, deren Stammesverfassung aufzulösen und deren Freiheit einzuschränken. Sie sind bis heute unzähmbare Räuber geblieben.

Zu den bisher betrachteten zwei Motiven, den Staat auszudehnen, gesellt sich zeitweise noch ein drittes. Jene zwei Motive waren einmal das grenzenlose Bedürfnis nach Ausdehnung des Bereichs der Ausbeutung und dann das Bedürfnis, diese Ausbeutung gegen räuberische Invasionen zu sichern.

Ein drittes Moment bildet die Tatsache, daß ein Staat früher oder später stets dahin gelangt, an einen oder mehrere andere Staaten zu grenzen.

Die ersten Staaten müssen wir uns noch sehr klein vorstellen. Noch kleiner als den spartanischen, von dessen Bevölkerung zur Zeit der Perserkriege wir schon gesprochen haben. Er war unter den griechischen einer der größten. Allerdings konnte ein Staat von der Ausdehnung des persischen binnen einem Menschenalter durch Eroberungen eine ungeheure Ausdehnung ereichen. Doch setzte dies bereits die Existenz von Großstaaten voraus, aus deren Zusammenfassung dieses Reich aufgebaut wurde. Es waren Großstaaten, wie der babylonische, lydische, ägyptische, von denen jeder über einen fein ausgearbeiteten Verwaltungsapparat verfügte, dessen Entwicklung das Ergebnis der Arbeit von Jahrtausenden war.

Die ersten Staaten verfügten nur über den einfachen Verwaltungsapparat, den der erobernde Stamm aus seiner vorstaatlichen Zeit herübernahm. Sie können daher nur klein gewesen sein und sich nur in dem Maße ausgedehnt haben, als es gelang, die Verwaltung des Staates zu verbessern und zu vervollkommnen.

Nicht immer werden die Staaten aneinander gegrenzt haben, wie das heute fast in der ganzen Welt der Fall ist. In der Regel wird vielmehr der einzelne primitive Staat von den andern durch ein weites Gebiet getrennt gewesen sein, das von freien Stämmen, Nomaden oder Ackerbauern, bewohnt war.

Doch der stete Ausdehnungsdrang des Staates mußte früher oder später dahin führen, daß seine Grenzen an die eines anderen stießen.

Die Konfliktsmöglichkeiten, die schon für Jägervölker, dann auch für Hirten und selbst Ackerbauer zeitweise auftauchten, konnten auch bei einander benachbarten Staaten nicht ausbleiben: Streitigkeiten wegen Nichtbeachtung der herkömmlichen Grenzen. Und die Motive, die den Staat veranlassen, immer neue Ackerbaugebiete sich einzuverleiben und seine Grenzen auszudehnen, um sich vor fremde Invasionen zu schützen, sie treten auch in Wirksamkeit dort, wo Staaten aneinander grenzen. Die ständige Gier nach Ausdehnung des Ausbeutungsgebietes veranlaßt den stärkeren Staat, den schwächeren anzugreifen, um ihm Land abzunehmen. Zwischen den herrschenden Klassen zweier Staaten

Digitized by Google

besteht aber auch stets Mißtrauen. Jede ist zu ihrer herrschenden Position durch den Krieg gekommen und sie kann sie nur durch stete Kriegsbereitschaft festhalten. Jede fürchtet diese Kriegsbereitschaft des Nachbarn, die für sie nur dann gefahrlos bleibt, wenn der benachbarte Staat ganz schwach, der eigene überwiegend stark ist.

So drängt nicht nur der Wunsch nach mehr Ausbeutung, sondern auch der nach vermehrter Sicherheit danach, jede Gelegenheit zu benützen, die Aussicht auf Erfolg bietet, den Nachbarn mit Krieg zu überziehen, um ihn zu schwächen, zu verkleinern, oder völlig zu vernichten, das heißt, seine herrschende Klasse zu verjagen oder zu knechten oder auszurotten und die eigene herrschende Klasse an ihre Stelle zu setzen.

Zu den Kriegen aus bloßer Habgier und zur Abwehr gesellen sich nun auch die angeblich ethischen Angriffskriege zur Sicherung des Vaterlandes, die Präventiv- und Prestigekriege.

Nicht immer gelingt der Angriffskrieg. Die Machtmittel und Absichten des Gegners sind stets sehr unvollkommen bekannt. Jeder Irrtum darüber kann zu verhängnisvollen Fehlern und Ueberraschungen führen. Es kann schließlich der Angreifer sein, der sich verrechnet hat und besiegt wird. In diesem Falle wird der Angegriffene seinerseits zum Eroberer werden, obwohl er beim Kriegsbeginn nichts derartiges beabsichtigte. Fast jeder Krieg, welches immer sein Ursprung sein mag, endet mit einer Eroberung durch den Sieger.

Wo sich ebenbürtige Gegner gegenüberstehen, können die Kriege sich immer von neuem wiederholen, ohne eine solche Schwächung des einen oder andern, die ihn kampfunfähig machen würde. Von Zeit zu Zeit kann aber auch eine Macht sich bilden, die alle andern für sie erreichbaren Staaten an Kraft übertrifft. Steht sie kulturell hoch genug und findet sie in diesen Staaten den geeigneten Verwaltungsapparat vor, dann kann sie sie alle rasch sich unterwerfen und in einem Reich vereinigen.

So standen sich Assyrien und Babylonien lange als ebenbürtige Gegner gegenüber, ohne daß einer den andern unterzukriegen vermochte. Etwa von 1500—900 v. Chr. Dann erstarkt Assyrien so sehr, daß es sich Babylonien dauernd unterwirft und nun auch die Kraft bekommt, bis ans Mittelmeer und nach Aegypten seine Herrschaft zu tragen.

Bis ins siebente Jahrhundert dauerte die Uebermacht Assyriens, bis der Einfall der Skythen sie brach, von dem wir schon gesprochen. Aber diese standen nicht hoch genug, um sich als herrschende Klasse zu behaupten und ein Staatswesen zu begründen. Sie erschütterten bloß die Macht Assyriens, bereiteten den Medern den Weg zur Beherrschung Mesopotamiens, die ihrerseits bald den Persern weichen mußten, denen es gelang, mit einigen raschen Schlägen alle die Großstaaten Vorderasiens

Digitized by Google

(Aegypten inbegriffen), die seit Jahrhunderten miteinander um die Vormacht gerungen, in einem Riesenreich zusammenzufassen.

Noch kolossalere Ausdehnung gewann das Reich der Römer, dessen militärische Kraft es ermöglichte, daß der stete Ausdehnungsdrang, der jedem Staat innewohnt, der kleinen Stadt Rom immer mehr Gebiete unterwarf, so daß sie schließlich von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Mesopatamien, von der Nordsee bis nach Nordafrika hin herrschte. Das geschah allerdings nicht in so raschem Ansturm, wie die Errichtung des Persischen Reiches. Acht Jahrhunderte ständiger Angriffskriege waren dazu notwendig, denen dann noch drei Jahrhunderte überwiegender Defensivkriege folgten, die das zerfallene Reich vor den eindringenden Barbaren zu schützen und zusammenzuhalten trachteten.

In Rom gab es einen Tempel des Gottes Janus, der geschlossen wurde, wenn der Staat im Frieden lebte. Nur drei Schließungen werden berichtet, eine aus der sagenhaften Zeit des Königs Numa, eine nach dem ersten punischen Krieg, eine zur Zeit des Augustus.

So ununterbrochen wirkte sich der Ausdehnungsdrang des römischen Staates während eines Jahrtausends aus.

Achtes Kapitel.

Der Imperialismus.

Man könnte meinen, dieses ununterbrochene Streben nach Ausdehnung kennzeichne nur die Staaten der Vergangenheit. Richtig ist es, daß heute in Europa ein Drang nach Ausdehnung nicht in Erscheinung tritt. Wenigstens nicht im Westen. Dessen Staaten erstreben nicht neues Gebiet in Europa, weder Portugal noch Spanien, auch nicht Belgien, Holland, die skandinavischen Staaten. Frankreich nahm nach dem letzten Weltkrieg nur zurück, was ihm Deutschland 1871 entrissen. England hat in den letzten hundert Jahren in Europa nicht nur kein neues Gebiet sich angeeignet, sondern sogar, und zwar freiwillig, auf Gebiete verzichtet, die zwar klein sind, aber maritime Machtpositionen darstellen. Die ionischen Inseln, die es sich 1810 angeeignet, trat es 1863 an Griechenland ab, Helgoland hatten die Engländer 1807 besetzt. Ohne Zwang schlossen sie 1890 mit Deutschland ein Abkommen, durch das die Insel (im Tausch gegen Konzessionen in Sansibar) an Deutschland kam.

Deutschland und Italien haben allerdings in den letzten hundert Jahren ihr Gebiet in Europa zeitweise vergrößert, aber nur auf Grund des Nationalitätenprinzips, das der Ausdehnung bestimmte Grenzen setzt. Dieses wurde wohl durch strategische und wirtschaftliche Erwägungen sowohl in dem Falle Elsaß-Lothringens wie in dem der italienischen Grenzen gegenüber dem heutigen

Digitized by Google

Oesterreich und Jugoslawien arg verfälscht, aber doch nicht aufgehoben.

Aber alle diese Beschränkungen des Ausdehnungsdranges gelten nur innerhalb Europas, und zwar nur innerhalb seines ökonomisch entwickelteren Teils. Wir werden noch sehen, welchen Faktoren dies zuzuschreiben ist.

Dieselben Mächte aber, die in Europa sich Schranken auferlegen, zeigen die Tendenz, sich außerhalb dieses Weltteils auch jetzt noch schrankenlos auszudehnen.

Sehen wir nur Großbritannien an, das in Europa innerhalb der letzten hundert Jahre keine Ausbreitungsgelüste zeigte und auch früher seit dem Aufkommen des industriellen Kapitals dort nur wenig Appetit nach neuem Besitz zeigte. Im 18. Jahrhundert eignete es sich in Europa nur Gibraltar (1704) und Malta (1800) an, sowie die Festung Port Mahon auf der spanischen Insel Minorca im Mittelmeer. Doch gaben die Engländer diesen letzteren Besitz, dessen sie sich 1708 bemächtigt hatten, 1782 wieder ab.

Aber außerhalb Europas haben sie ein Reich aufgebaut, wie es bisher in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht hatte. Es umfaßt ein Viertel des festen Landes der Erde und ebenso ein Viertel ihrer Gesamtbevölkerung. Und der größte Teil dieses ungeheuren Reiches wurde fast ebenso rasch zusammenerobert, wie ehedem das Persische Reich, nämlich in den zwei Menschenaltern, die zwischen dem Beginn des Siebenjährigen Krieges (1756) und der Beendigung der großen napoleonischen Kriege (1814) liegen. In diesem Zeitraum wurde Canada erobert, ein großer Teil Ostindiens sowie Südafrika und Australien besetzt.

Die Methoden der Kolonialpolitik sind auch bis heute die Methoden der ersten Staatsgründungen. Und in den Ausbeutungskolonien (zu unterscheiden von den Siedlungskolonien) wird immer noch die herrschende und ausbeutende Klasse von einem eindringenden fremden Stamm gebildet, der über der eingeborenen Bevölkerung, die die unterdrückten, ausgebeuteten Massen liefert, als über einer tieferstehenden Rasse steht, mit der ihn kein gemeinsames Interesse verbindet.

Das Streben nach Ausdehnung und immer festerer Zusammenfassung des Kolonialreiches hat in England während des letzten Menschenalters einen eigenen Namen erhalten. Man nennt es Imperialismus. Diese Bezeichnung hat man dann verallgemeinert und heute liebt man es, jegliches Ausdehnungsstreben eines Staates so zu benennen.

Es gab Leute, die sogar in der Schweiz Imperialismus entdeckten, da die Schweizer Kapitalisten gern ihre Kapitalien in ausländischen Papieren anlegten, was offenbar dem Streben entsprang, das Ausland zu erobern.

Wie es öfter ging, geht es auch hier. Hat man für eine Erscheinung ein Fremdwort, und gar ein lateinisches gefunden,

Digitized by Google

dann gilt dies auch schon als wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung. Mancher glaubt, eine tiefwissenschaftliche Wahrheit auszusprechen, wenn er verkündet, daß die Eroberungspolitik vom Imperialismus herrühre. Das erinnert wieder an die Armut, die durch die Powerteh erzeugt wird.

Da aber das Wort Imperialismus erst seit einigen Jahrzehnten bekannt ist, gewinnt es den Anschein, als sei die Tendenz, die das Wort bezeichnet, auch nicht älter. Und das erscheint um so mehr so, als eine ökonomische Theorie den Imperialismus mit der neuesten Erscheinungsform des Kapitalismus, dem Finanzkapital, in Verbindung bringt.

Diese letztere Anschauung ist keine Torheit, sondern hat einen sehr guten Sinn.

Wie der Grundadel, sind auch Geldkapital und Handelskapital meist von jenem Ausdehnungsdrang des Ausbeutungsgebiets erfüllt, der den ausbeutenden Klassen im Staate eigen ist. Wie viele Handelskriege hat nicht die Handelseifersucht erzeugt! Das industrielle Kapital ist dagegen in seinen Anfängen höchst friedlich gesinnt und jedem Eroberungskrieg abgeneigt. In dem Maße, in dem das industrielle Kapital in England erstarkte, wurde dessen Politik friedlicher. Freihandel und Friede wurden das Losungswort der Führer des industriellen Kapitals, der Cobden und Bright, und es war nicht zum wenigsten diese Parole, die seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Arbeiter Englands der liberalen Partei zuführte. Der Parole hängen sie noch heute an, wenn auch nicht mehr der Partei.

Marx hat diese Partei stets bekämpft. Denn im Namen des Freihandels und der Freiheit der Arbeit wendete sie sich gegen staatliche Arbeiterschutzgesetze und im Namen des Friedens entwickelte sie starke Sympathien für den Erbfeind der europäischen Demokratie, das zaristische Rußland. Die Autokraten Rußlands haben es bis heute verstanden, Englands industrielle Klassen für sich zu gewinnen, weil diese in dem ungeheuren Agrarland mit seiner dürftigen Industrie das aussichtsreichste Absatzgebiet für den englischen Export sahen. Man machte in England seinen Frieden mit dem Absolutismus und tröstete sich damit, daß dieser eine innere Angelegenheit Rußlands sei, die die Demokratien des Westens nichts angehe.

In dieser Friedensstimmung war es, daß England 1863 die jonischen Inseln aufgab. Als letzten Nachhall dieser Stimmung dürfen wir die Abtretung Helgolands an Deutschland 1890 bezeichnen.

Um diese Zeit hatte aber schon der Geist des Imperialismus begonnen, das industrielle Kapital zu erfassen. Immer mehr waren es nur noch die Arbeiter, die dem Friedensprogramm treu blieben.

Die Entwicklung des Aktienwesens sowie der Unternehmerverbände brachte die Industrie immer mehr in enge Verbindung

Digitized by Google

mit dem Geldkapital, den Banken, und erzeugte so jene neue Erscheinung, die R. Hilferding, der sie zuerst systematisch und gründlich untersuchte, das Finanzkapital nannte. In dieser Form entwickelt das industrielle Kapital denselben Geist der Gewalttätigkeiten gegenüber Ausgebeuteten und Konkurrenten, der bisher alle ausbeutenden Klassen kennzeichnet.

Insofern ist also allerdings das Finanzkapital schuld am Imperialismus und bildet daher eine neue Erscheinung, die die letzten Jahrzehnte kennzeichnet. Aber das ist nicht so zu verstehen, als wäre das Ausdehnungsstreben der Staaten eine ganz neue Erscheinung. Es ist also alt wie der Staat selbst und kennzeichnete bisher jedes Staatswesen. Die neue Seite, die das industrielle Kapital in diese Erscheinung hineingebracht hat, besteht bloß darin, daß es eine Zeitlang diesem Bestreben nach Neueroberungen entgegenwirkte, es abschwächte, während es seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in allen kapitalistischen Staaten dem Ausdehnungsdrang nicht nur nicht entgegenwirkt, sondern ihm noch neue Kräfte zuführt.

Wenn wir trotzdem eine fortschreitende Eindämmung dieses Eroberungsdranges erwarten dürfen, rechnen wir dabei auf das zunehmende Erstarken des industriellen Proletariats in den kapitalistisch entscheidenden Ländern sowie auf das nicht minder fortschreitende Erstarken der nationalen Rebellionen und Selbständigkeitsbewegungen in den Kolonien selbst. Möglich ist es aber auch, daß das Finanzkapital, durch den Weltkrieg belehrt, findet, diese Methode der Ausdehnung des Ausbeutungsbereichs sei zu riskant. Man gefährde bei diesem Bestreben nach Vermehrung des Profits zu sehr das ganze Kapital, und es sei profitabler, zu einem Ultraimperialismus überzugehen, zu einer internationalen Kartellierung der Finanzkapitalisten aller Länder.

Doch das gehört bereits in jenes Kapitel, in dem wir von den neuesten Tendenzen im Staate zu handeln haben. Hier genügt es, zu konstatieren, daß alle Staaten bis in unsere Tage ein stetes Ausdehnungsbedürfnis zeigten, das wohl durch ungünstige Verhältnisse, namentlich Mangel an Kraft, in seinen Aeußerungen gehemmt werden konnte, das aber sofort wirksam wird, sobald sich eine Aussicht zeigt, es zu befriedigen. Dies Bedürfnis, der Drang nach Eroberungskriegen, ist mit dem bisherigen Wesen des Staates notwendig verbunden. Seine tiefste Wurzel besteht in dem Drang jeder ausbeutenden Klasse nach Vermehrung des Ertrags ihrer Ausbeutung, die am ehesten zu erreichen ist durch Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten.

Wie dem industriellen Kapitalismus der Drang nach Ausdehnung des Großbetriebes, wohnt dem Staat der Drang nach Ausdehnung des Staatsgebiets unabänderlich inne, solange er ein Instrument der Klassenherrschaft einer ausbeutenden Klasse ist.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Wirkungen des Staates.

Erstes Kapitel.

Das ökonomische und das politische Mittel.

Wir haben gesehen, daß der Staat aus bestimmten ökonomischen Bedingungen, aus der Arbeitsteilung zwischen nomadischen Hirten und ansässigen Bauern hervorgeht. Aus einem Ergebnis ökonomischer Bedingungen wird er aber, sobald er besteht, selbst wieder eine Ursache neuer ökonomischer Gestaltungen.

Politik und Oekonomie stehen von Anfang an in steter, inniger Wechselwirkung, deren Triebkraft jedoch in letzter Linie immer der technische Fortschritt ist.

Dabei können wir uns jedoch nicht die Scheidung zu eigen machen zwischen politischem und ökonomischem Mittel, die Franz Oppenheimer vornimmt, dessen historische Ausführungen über die Entstehung des Staates ich, wie bereits bemerkt, im allgemeinen gerne anerkenne. Im Anfange seines Buches: „Der Staat" (Gesellschaft) schreibt er (S. 14 ff.):

„Es gibt zwei grundsätzlich entgegengesetzte Mittel, mit denen der überall durch den gleichen Trieb der Lebensfürsorge in Bewegung gesetzte Mensch die nötigen Befriedigungsmittel erlangen kann: Arbeit und Raub, eigene Arbeit und gewaltsame Aneignung fremder Arbeit, Raub! . . . Ich habe . . . vorgeschlagen, die eigene Arbeit und den äquivalenten Tausch eigener gegen fremde Arbeit das ‚ökonomische Mittel' und die unentgoltene Aneignung fremder Arbeit das ‚politische Mittel' der Bedürfnisbefriedigung zu nennen."

„Das ist nicht etwa ein neuer Gedanke: von jeher haben die Geschichtsphilosophen den Gegensatz empfunden und zu formulieren versucht. Aber keine dieser Formeln zeigt den Gedanken zu Ende gedacht. Nirgends kommt es klar zur Erkenntnis und Darstellung, daß der Gegensatz nur in den Mitteln besteht, mit denen der gleiche Zweck, der Erwerb ökonomischer Genußgüter, erreicht werden soll. Und gerade darauf kommt es an. Man kann es an einem Denker vom Range Karl Marx beobachten, zu welcher Verwirrung es führen muß, wenn man ökonomischen Zweck und ökonomisches Mittel nicht streng auseinander hält. Alle Irrtümer, die die großartige Theorie zuletzt so weit von der Wahrheit abführten, wurzelten im tiefsten in jenem Mangel an scharfer Unterscheidung zwischen Zweck und Mittel der ökonomischen Bedürfnisbefriedigung, der ihn dazu führte, die Sklaverei als eine ‚ökonomische Kategorie' und die Gewalt als eine ‚ökonomische Potenz' zu bezeichnen: Halbwahrheiten, die gefährlicher sind als Ganzunwahrheiten, weil sie schwerer entdeckt werden und Fehlschlüsse kaum vermeidbar machen.

Digitized by Google

Unsere scharfe Scheidung zwischen den beiden Mitteln zum gleichen Zweck aber wird uns dazu verhelfen, jeder Verwirrung auszuweichen. Sie wird uns der Schlüssel sein zum Verständnis der Entstehung, des Wesens und der Bestimmung des Staates, und, weil alle Weltgeschichte bis heute nichts anderes als Staatengeschichte war, zum Verständnis der Weltgeschichte. Alle Weltgeschichte bis heute, bis enger zu uns und zu unserer stolzen Kultur, hat und wird haben, bis wir uns zur Freibürgerschaft durchgekämpft haben, nur einen Inhalt: den Kampf zwischen dem ökonomischen und dem politischen Mittel."

„Der Staat ist die Organisation des politischen Mittels."

Daran ist zunächst so viel richtig, daß die Arbeit die Quelle, wenn auch nicht allen Reichtums, so doch aller Anpassung des in der Natur vorhandenen Reichtums an die menschlichen Bedürfnisse, die Quelle der Mittel menschlicher Befriedigung ist.

Wer nicht von den Produkten eigener, individueller oder vergesellschafteter Arbeit lebt, kann sich nur erhalten durch die Aneignung der Produkte anderer, durch Ausbeutung.

Gegen diese Auffassung, die Oppenheimer Marx bedenklich nahe bringt, haben wir sicher nichts einzuwenden.

Nun aber wendet sich Oppenheimer gegen Marx und erklärt, die Ausbeutung sei kein ökonomisches, sondern „das politische Mittel". Es sei sehr traurig, daß ein „Denker vom Range Karl Marx" das nicht begriff und Ausbeutungsverhältnisse als ökonomische Verhältnisse betrachtete. Oekonomisch an ihnen sei nur der Zweck, „der Erwerb ökonomischer Genußgüter", aber nicht das Mittel.

Warum spricht Oppenheimer hier von „ökonomischen" Genußgütern? Warum nicht einfach von Genußgütern? Oppenheimer will das Wort „ökonomisch" zu den feinsten Unterscheidungen verwenden, sagt uns aber nicht ausdrücklich, was er darunter versteht. Er setzt die Oekonomie wohl gleich der „Lebensfürsorge", von der er spricht, der „Erlangung der nötigen Befriedigungsmittel". Aber Lebensfürsorge darf man nicht gleichsetzen mit Oekonomie. Sonst müßten wir Oekonomie schon in der Tierwelt annehmen. Dort gibt es Lebensfürsorge schon auf den untersten Stufen. Lippert, der den Ausdruck erfunden hat und in der dadurch bezeichneten Erscheinung den „überall herrschenden Grundantrieb in der Kulturgeschichte" sucht (Kulturgeschichte der Menschheit, Stuttgart, 1886, I., S. 3), muß zugeben, daß sich in ihr Menschliches und Tierisches vereinigt und sondert. Die Oekonomie ist nicht gleichbedeutend mit Lebensfürsorge überhaupt. Sie ist eine besondere, fast nur dem Menschen eigentümliche Art der Lebensfürsorge: eine solche, die durch P r o d u k t i o n jener „nötigen Befriedigungsmittel" bewirkt wird, die uns die Natur nicht von selbst ebenso ausreichend liefert, wie die Luft zum Atmen oder den Sonnenschein.

Die Produktion, und zwar die Produktion als gesellschaftlicher Vorgang, denn der Mensch kann nur gesellschaftlich produ-

Digitized by Google

zieren, das ist die Oekonomie. Oekonomische Verhältnisse sind solche, die für den Produktionsprozeß notwendig sind oder in ihm sich herausbilden — das Wort Produktionsprozeß hier, wie schon öfter vorher, im weitesten Sinne genommen.

Ein Produktionsprozeß hört nicht auf, ein ökonomischer Prozeß zu sein, wenn die in ihm beschäftigten Arbeiter nicht freiwillig, sondern gezwungen arbeiten. Noch auch dann, wenn sie, statt sich das ganze Produkt ihrer Arbeit anzueignen, nur einen Teil davon bekommen und einen Teil andern überlassen müssen. Es ist ganz willkürlich, wenn Oppenheimer nur Prozesse ersterer Art als ökonomische bezeichnet, es dagegen für eine traurige Verirrung selbst großer Denker hält, wenn sie auch Produktionsprozesse der zweiten Art als ökonomische betrachten.

Wenn er hier Zusammengehöriges trennt, so vereinigt er auf der anderen Seite nicht Zusammengehörendes dadurch, daß er Lebensfürsorge überhaupt als Oekonomie betrachtet. Er meint nämlich, daß das politische und das ökonomische Mittel dem gleichen ökonomischen Zweck dienen, der aus dem „Trieb der Lebensfürsorge" hervorgeht. Dieser Zweck ist „der Erwerb ökonomischer Genußgüter".

Warum Oppenheimer hier von „ökonomischen" Genußgütern spricht, ist nicht ganz klar. Er meint doch Güter, die zur Erhaltung des Lebens dienen, also Güter persönlichen Genusses. Aber das Wort bringt den Schein hervor, als handle es sich um einen ökonomischen Vorgang.

Die Aneignung, der „Erwerb", nicht die Produktion der Genußgüter ist ihm der „ökonomische Zweck". Auch wenn diese Aneignung durch Mittel geschieht, die eine gewaltsame Störung der Produktion bedeuten, gehört sie nach Oppenheimer doch zur „Oekonomie".

Noch sonderbarer erscheint es, nur jene Produktionsprozesse als ökonomische Mittel zu betrachten, die ohne Ausbeutung vor sich gehen. Nicht minder sonderbar jedoch ist es, jede Art der Ausbeutung und Plünderung als politisches Mittel zu bezeichnen, ja sogar als „das politische Mittel". Das heißt doch nichts anderes, als daß jede politische Tätigkeit auf Raub hinausläuft.

Auf der einen Seite wird so jede individuelle Tat eines Straßenräubers zu einem „politischen Mittel der Bedürfnisbefriedigung". Auf der andern Seite wird jeder politische Akt, der mit Zwecken des Erwerbs verbunden ist, z. B. ein Handelsvertrag oder ein Arbeiterschutzgesetz, als ein politisches Mittel zu einem Raub gestempelt.

Natürlich wollte Oppenheimer das nicht sagen. Aber wenn er das nicht wollte, ist seine Art, das ökonomische und politische Mittel zu unterscheiden, nicht sehr glücklich.

Alle Produktionsprozesse, die mit Ausbeutung verbunden sind, also alle, die uns heute praktisch am meisten angehen, vor

Digitized by Google

allem die kapitalistischen, hören durch die Oppenheimersche Unterscheidung auf, „ökonomische Mittel" zu sein. Insofern werden sie aus der Oekonomie ausgeschieden. Dafür werden wieder alle Mittel des „Erwerbs ökonomischer Genußgüter" zu Mitteln des „ökonomischen Zwecks" gemacht, auch der Krieg, sofern er auf Plünderung ausgeht, Generale und Lieferanten bereichert.

Auch die Prostitution gilt bei dieser Auffassung demselben ökonomischen Zweck, wie etwa Landwirtschaft und Industrie, und müßte in einem Lehrbuch der Oekonomie behandelt werden. In bezug auf die Mittel wäre bei der Prostitution jedoch genau zu unterscheiden. Die Dirne, die auf eigene Faust auf die Straße geht und von ihrem Erwerb niemand etwas abzugeben hat, bedient sich ökonomischer Mittel. Wird sie in einem Bordell ausgebeutet, so ist das ein politisches Mittel.

Wir können danach beurteilen, ob Oppenheimer Ursache hat, sich zu rühmen:

„Unsere scharfe Scheidung zwischen den beiden Mitteln zum gleichen Zweck wird uns dazu verhelfen jeder Verwirrung auszuweichen."

Sie gibt uns keine Veranlassung, der Marxschen „Verwirrung" zu entsagen, der die Oekonomie gleichbedeutend ist mit dem Produktionsprozeß (inbegriffen den Zirkulationsprozeß) und der jedes Mittel im Produktionsprozeß ein ökonomisches ist, mag es mit Ausbeutung verbunden sein oder nicht.

Wir können uns aber auch nicht der Auffassung anschließen, daß Politik gleichbedeutend ist mit Staatspolitik und mit der Politik der herrschenden Klassen im Staate, was Oppenheimer mit den Worten ausdrückt: Der Staat ist die Organisation des politischen Mittels.

Gehört nicht vielmehr jedes Wirken auf das Gemeinwesen und durch das Gemeinwesen zur Politik, welches immer ihre Zwecke sein mögen und welches immer die Form des Gemeinwesens? Ist der Kampf gegen die Klassenherrschaft im Staate nicht ebenso politischer Natur, wie diese selbst? Und sind Akte der Gesetzgebung oder der Einsetzung von Häuptlingen nicht politische Handlungen, auch in vorstaatlichen Gemeinwesen, in denen es Klassen noch nicht gibt?

Die Oppenheimersche Anschauung vom politischen und ökonomischen Mittel wird nur erklärlich als Nachhall des englischen bürgerlichen Radikalismus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der in der Staatsgewalt und dem durch Gewalt geschaffenen großen Grundbesitz die Wurzel aller Ausbeutung sah, und meinte, durch Abschaffung des großen Grundbesitzes und durch Reduzierung der Staatsgewalt zur Ohnmacht, also durch Aufhebung des politischen Mittels, würde im Gütererwerb das ökonomische Mittel, die Beschränkung des Erwerbs eines jeden auf das Produkt seiner Arbeit, zum alleinherrschenden, und jeglicher Ausbeutung, allem Elend ein Ende gemacht werden.

Digitized by Google

Richtig an alledem ist nur dieses:

Die Ausbeutung ist wohl nicht erst durch den Staat aufgekommen. Schon vor ihm gab es Sklavenarbeit und Plünderung fremder Stämme. Aber allerdings innerhalb des Gemeinwesens (zu dem die Sklaven nicht zählten) ist es zur Bildung von Klassen, ausbeutenden und ausgebeuteten, erst durch das Aufkommen des Staates gekommen, durch die gewaltsame Zusammenfassung verschiedener besiegter Stämme unter der Herrschaft der Sieger zu einem größeren Gemeinwesen. Von da an gibt es Ausbeuter und Ausgebeutete innerhalb desselben Gemeinwesens. Und bis heute trägt die Staatsgewalt diesen Stempel ihres Ursprungs an sich und bildet sie in letzter Linie die Grundlage aller Ausbeutungsverhältnisse im Gemeinwesen.

Aber doch nur in letzter Linie.

Ist der Staat selbst ein Produkt bestimmter ökonomischer Bedingungen, der Arbeitsteilung zwischen Hirten und Ackerbauern, so bewirkt sein Bestehen wieder neue ökonomische Bildungen der verschiedensten Art. Auf der einen Seite entstehen neue Klassen, die nicht direkt vom Staate geschaffen werden, wenn sie auch aus den Grundlagen hervorgehen, die er legte und ohne die sie nicht existieren können. Auf der anderen Seite erwachsen dem Staat aus den neuen Verhältnissen neue Funktionen, die keineswegs alle eine Fortbildung seiner ursprünglichen Funktion darstellen, die allerdings in der Förderung der Ausbeutung der arbeitenden Massen durch die herrschenden Klassen bestand.

Zweites Kapitel.

Kommunismus und Privateigentum.

Die erste und vielleicht wichtigste Folge der Bildung des Staates ist die Aenderung des Geistes des Eigentums.

Wir haben bereits gesehen, daß Eigentum nicht bloßer Besitz ist. Solcher wird zu Eigentum durch die Billigung und den Schutz des Gemeinwesens. Von der Beschaffenheit des Gemeinwesens hängt es ab, welche Arten von Besitz als Eigentum anerkannt und geschützt wurden.

Drei Faktoren sind es, die das Eigentum jeweilig bestimmen. Einmal Gründe technischer Zweckmäßigkeit, die mitunter solche technischer Notwendigkeit werden. Dann Traditionen, die gerade auf dem Gebiete des Eigentums sehr tief gehen und schwer zu überwinden sind, sowie endlich die Machtverhältnisse im Gemeinwesen.

Schon vor dem Aufkommen des Staates zeigen sich innerhalb des Gemeinwesens Anfänge von Arbeitsteilung und beruflicher Unterscheidung mit entsprechenden Sonderinteressen. Doch bleiben diese Scheidungen schwach und überwuchern nicht das all-

Digitized by Google

gemeine Interesse. Alle Mitglieder des Gemeinwesens, die arbeitsfähig sind, leben von ihrer Arbeit, vom „ökonomischen Mittel", um mit Oppenheimer zu sprechen. Abgesehen von technischen Rücksichten und von Traditionen, sind es stets die Bedürfnisse der arbeitenden Masse, die im vorstaatlichen Stadium zusammenfällt mit der Gesamtheit des Volkes, die das Eigentum bestimmen. Insofern kann man sagen, daß damals ein Kommunismus herrschte. Jedoch nicht in dem Sinne, als hätte es vor dem Aufkommen des Staates nur Gemeineigentum gegeben.

Wir haben ja in einem früheren Zusammenhang schon gezeigt, daß die Eigentumsrechte an den verschiedenen Gegenständen, an denen Eigentum möglich ist, von den Anfängen technischer Entwicklung an sehr verschieden waren. Neben Gemeineigentum finden wir privates Eigentum, und diese Eigentumsarten sondern sich bald noch weiter. Das Gemeineigentum ist zum Teil Stammes-, zum Teil Gentileigentum, später markgenossenschaftliches Eigentum, das Privateigentum zerfällt in Eigentum der Familie und der Person.

Man kann nicht sagen, daß die eine dieser Eigentumsarten früher vorkommt als die andere, daß die Entwicklung des Eigentums mit dem Gemeineigentum beginnt und zum persönlichen Eigentum hinführt. Beide treten von Anfang an nebeneinander auf. Aber bei aller Verschiedenheit der Arten von Eigentum an den einzelnen Gegenständen des menschlichen Besitzes sind sie alle von dem gleichen Geiste beherrscht. Das Eigentum, ob privates oder gemeinsames, hat bis zum Aufkommen des Staates stets die Aufgabe, dem arbeitenden Menschen zu helfen, ihm seine Arbeit zu erleichtern, ihm die Früchte seiner Arbeit zu sichern. Es ist der Diener, nicht der Herr des arbeitenden Menschen, es wird nur so weit geachtet, als es den Wohlstand der Arbeiter fördert. Es kann nie zu einer tyrannischen Macht werden, die im Widerspruch zu dem Gedeihen der arbeitenden Massen steht.

Das ändert sich gründlich, sobald der Staat aufkommt, im Gemeinwesen nicht mehr die arbeitende Masse herrscht, sondern eine kleine Minderheit, die zu dem „politischen Mittel" greift, die Masse unterjocht und ausbeutet. Das Eigentumsrecht wird nun diesen Zwecken angepaßt, als Mittel, die Ausbeutung zu fördern. Aus einem Diener der arbeitenden Masse wird es nun zu ihrem Herrn, einem hartherzigen und grausamen Tyrannen.

Dabei fahren Traditionen und technische Erwägungen fort, bei der Gestaltung des Eigentums eine Rolle zu spielen. Aber der Geist, der alle Eigentumsformen durchweht, wird nun dem der vorstaatlichen Zeit entgegengesetzt.

In der Regel sind die Bedingungen der Herrschaft und Ausbeutung dem Gemeineigentum nicht günstig, doch ist dies keineswegs durchweg der Fall. Vielfach ist gerade der Bodenkommunismus zu einer Grundlage der Ausbeutung geworden, so in Britisch-Indien, auf Java, im Inkastaat Perus.

Digitized by Google

Nach einer heute weit verbreiteten Annahme wäre sogar der Dorfkommunismus in Rußland nichts Urwüchsiges gewesen, sondern von der Zarenregierung den Bauern zu Steuerzwecken erst aufgezwungen worden, an Stelle des Privateigentums am Boden, das die einzelnen Bauernwirtschaften ursprünglich besaßen. Wir nehmen hier eine Frage auf, die wir schon im dritten Buch, dritten Abschnitt, neunten Kapitel erörtert.

Es ist richtig, daß im Gegensatz zur Nutzung des Bodens als Jagdgebiet oder als Weide der Anbau des Bodens vielfach ebenso leicht vom einzelnen, wie gesellschaftlich oder genossenschaftlich betrieben werden kann. Es ist daher sehr wohl möglich, daß unter Umständen der Besitz einzelner an bestimmten Bodenparzellen schon in den Anfängen des Ackerbaus vorkommt. Sehr wahrscheinlich ist das zwar nicht, angesichts der großen Schwierigkeiten, die eine übermächtige Natur den geringen technischen Hilfsmitteln der ersten Ackerbauer entgegensetzen mußte und angesichts der engen Zusammenhänge, die zwischen den Mitgliedern des Stammes und der Gens bestanden und die die Aussonderung einzelner Betriebe schwer und durchaus nicht vorteilhaft machten.

Die Erscheinungen bei der Besiedlung Nordamerikas oder Sibiriens durch Bürger der Vereinigten Staaten oder des russischen Staates im 19. Jahrhundert beweisen gar nichts für primitive Zustände. Sie vollziehen sich unter den Bedingungen einer starken Staatsmacht, die den Zusammenschluß der einzelnen Ackerbauer in größeren Organisationen unnötig macht und unter einer landwirtschaftlichen und Waffentechnik, die es dem einzelnen ermöglicht, für sich allein die tierischen und pflanzlichen Schädlinge der freien Natur von seinen Aeckern freizuhalten. Viel hilfloser muß man sich die primitiven Ackerbauer in der Wildnis vorstellen. Der gemeinsame Ackerbau wird daher im Anfang die Regel gewesen sein. Doch wurde er nur mit Hilfsmitteln betrieben, die jeder einzelne für sich besitzen und anwenden konnte und unter diesen Umständen muß der Fortschritt der Sicherheit und der Technik dahin geführt haben, daß die einzelnen Haushaltungen jede ihre besonderen Bodenparzellen bearbeiteten, jedoch zunächst als Teile einer gemeinsam gerodeten und nach gemeinsamem Plan bewirtschafteten Gesamtfläche.

Noch zur Zeit Cäsars finden wir bei den Germanen gemeinsamen Bodenanbau. Wo ein Stamm (oder ein Bund von Stämmen) in ein Gebiet eindrang, verteilten die Häuptlinge den gewonnenen Boden unter die Hundertschaften.

„Aber noch war man weit davon entfernt, nun innerhalb der Hundertschaften eine weitere eingehende Verteilung vorzunehmen. Vielmehr baute man, wenigstens bei den swebischen Völkern, das Land noch gemeinsam an und verteilte erst den Segen des Herbstes unter die genossenschaftlichen Haushalte. Nirgends aber waren die den Hundertschaften zugewiesenen Gebiete schon im festen Besitz derselben, jährlich wechselte man sie, und in

Digitized by Google

mehr oder minder regelmäßiger Folge bewirtschaftete so jede Hundertschaft einmal jedes Stück des völkerschaftlichen Bodens." (Lamprecht, Deutsche Geschichte, S., S. 138.)

Eine derartige nomadische Ackerbauwirtschaft ist natürlich nur bei sehr extensivem Anbau möglich.

Als man seßhafter wurde, blieb jede Hundertschaft auf dem Boden, den sie besetzt hatte und bewirtschaftete ihn als Markgenossenschaft. Man konnte festere Häuser bauen und Obstbäume anpflanzen, die erst nach Jahren Früchte trugen. Haus und Hof wurde fester Besitz der Familie. Diese konnte nun auch ihren Ackerboden für sich in der allgemeinen Feldflur anbauen. Aber noch blieb diese gemeinsames Eigentum — vergessen wir nicht, wie konservativ das Eigentumsrecht ist. Nachdem die Familie ihre Parzellen bebaut und abgeerntet hatte, wurden diese wieder Gemeineigentum der Mark und als Gemeinweide benutzt. Aenderte sich die Bevölkerungszahl in der Mark, dann hinderte nichts, daß die gemeinsame Feldflur entsprechend den Veränderungen der Bevölkerung neu verteilt wurde, eventuell unter Einbeziehung neuen Bodens in das Ackerland, der bis dahin als Weide oder Wald benutzt worden war.

Diese periodische Neuverteilung war jedoch nur vereinbar mit einer extensiven Bodenbebauung. Sobald der Ackerbau intensiver betrieben, auf den Boden viel Arbeit verwendet wurde, die nicht gleich im selben Jahre, sondern erst später ihre vollen Früchte trug, mußte der einzelne Bauer sich in steigendem Maße dagegen wehren, daß der Boden von Zeit zu Zeit neu verteilt wurde und die Verbesserungen, die er vorgenommen hatte, anderen zugute kamen. Und umgekehrt, solange die periodische Neuverteilung bestand, war dies ein gewaltiges Hindernis einer fortschreitenden Intensivierung des Ackerbaus, ebenso wie etwa kurzfristige Pachtverträge.

Der Fortschritt des Ackerbaus drängte daher notwendigerweise zum vollen Privateigentum am Boden. Damit ist nicht gesagt, daß dies für alle Zeit für den Landbau unerläßlich sei. Aber es ist schwer dort zu überwinden, wo die Landwirtschaft in bäuerlichen kleinen Wirtschaften betrieben wird.

Wo diese nicht durch Großbetriebe ersetzt werden, geht die agrarische Entwicklung vom Gemeineigentum am Boden zum Privateigentum.

Daß das der allgemeine Gang der Entwicklung sei, dafür haben sich seit Maurer und Haxthausen die Beweise stetig vermehrt.

Nun soll sich aber in Rußland der Gang in entgegengesetzter Richtung vollzogen haben.

Wir verweisen in bezug auf diese Frage auf die schon erwähnten Ausführungen im dritten Buche.

Digitized by Google

Hier nur noch folgendes darüber.

Was in bezug auf den dörflichen Bodenkommunismus Rußlands in Frage steht, ist gar nicht der Uebergang vom Privateigentum zum Kommunismus. Es fragt sich nur, welcher Art der primitive Kommunismus war, der dem durch Staat und Grundherrn geregelten und ausgebeuteten dörflichen Kommunismus vorherging, der bis ins 20. Jahrhundert dauerte: ob es der Kommunismus einer Markgenossenschaft oder der einer riesigen Hausgenossenschaft war. Das heißt, ob die russischen Bauern damals, als sie seßhaft wurden, in jedem Dorf mehrere Haushaltungen bildeten oder ob das Dorf einen einzigen Haushalt darstellte. Mit anderen Worten, ob bereits verschiedene Familien je besonders den Boden der gemeinsamen Mark bebauten oder ob sie es gemeinsam taten.

Diejenigen, die die Idee bekämpfen, die russischen Bauern hätten jemals Markgenossenschaften gebildet, glauben vielfach, damit zu erweisen, daß das Privateigentum am Boden die ursprüngliche Form des Grundeigentums darstelle.

Aber der Kommunismus der Großfamilie, der Hausgenossenschaft (Zadruga), ist ein noch weitergehender als der der Mark, weil er ein Kommunismus nicht nur des Bodens, sondern aller Produktionsmittel und überdies noch einer der Konsumtion ist.

Solche ausgedehnte Genossenschaften, die sich bei den Südslawen bis in unsere Tage erhalten haben, mögen wohl auch in Rußland den Ausgangspunkt der Dörfer mit ihrem Kommunismus gebildet haben.

Der Kommunismus der Hausgenossenschaften ist viel rationeller als der Bodenkommunismus der Kleinbauern in den Dörfern. Er ist mit intensivem Bodenanbau wohl vereinbar, denn er bedarf keiner periodischen Umteilungen des Bodens, der gemeinsam bearbeitet wird. Wenn sich diese Genossenschaften trotzdem aufgelöst haben, liegt dies wohl hauptsächlich nicht am Kommunismus des Bodens, sondern an dem des Haushalts. Dieser widerspricht dem individualistischen Geiste einer aufkommenden Industriebevölkerung, der auch auf die landwirtschaftliche zurückwirkt.

Wie immer aber man darüber denken mag, fest steht unter allen Umständen, daß eine Zeitlang auch in Rußland der Kommunismus ein Mittel der Klassenherrschaft war.

Wenn wir uns also in gewissem Sinne berechtigt fühlen, den Urkommunismus der vorstaatlichen Zeit dem Privateigentum der Klassenherrschaft des Staates entgegenzusetzen, so darf man das nicht in einer Weise auffassen, als wären vordem alle Dinge Gemeineigentum gewesen und als seien heute alle ein Einzeleigentum.

Es hat seit jeher die verschiedensten Arten des Eigentums nebeneinander gegeben. Aber der Geist des Eigentums hat ge-

Digitized by Google

wechselt. In der vorstaatlichen Zeit war jede seiner verschiedenen Formen derartig gestaltet und wurde jede derartig gehandhabt, daß sie Werkzeuge der arbeitenden Klassen, des Wohlstands und der Gleichheit eines jeden Mitglieds des Gemeinwesen waren. Im Staate dagegen wird jede dieser Formen in einer Weise gestaltet und gehandhabt, die sie zu einem Werkzeug der herrschenden Klassen macht, das ihren Wohlstand auf Kosten der arbeitenden Klassen vermehrt, das Elend und die Ungleichheit im Staat nach Kräften erhöht. Seitdem ist das Eigentum bei den arbeitenden Massen in Mißkredit geraten.

Drittes Kapitel.

Der Handel.

Die fundamentale Veränderung im Geiste des Eigentums durch den Staat mußte allein schon große ökonomische Veränderungen hervorrufen, angesichts der Bedeutung, die neben der Technik das Eigentum für die Gestaltung der jeweiligen Produktionsweise hat. Aber der Staat bewirkt noch weitere tiefgehende Wandlungen im ökonomischen Leben, sowohl durch die Ausbeutung arbeitender Massen, wie durch die Zusammenfassung zahlreicher Stämme in einem großen Gemeinwesen.

Wir haben schon gesehen, daß der Austausch von Waren uralt ist. Aber solange es keinen Staat gab, vollzog er sich bloß zwischen Stamm und Stamm. Er mußte geringfügig und schwerfällig bleiben, denn außerhalb seines Stammes war jeder ein vogelfreier Fremder, ja er galt geradezu als Feind, wenn er sich nicht der Gastfreundschaft des Stammes versichert hatte, dessen Gebiet er betrat. Verkehrsmittel gab es bei den Jägern so gut wie keine, außer den beiden Beinen. Der Ackerbauer, sobald er seßhaft geworden war, bedurfte nur wenig des Verkehrs mit der Außenwelt. Am wichtigsten wurden die Mittel des Verkehrs für die Nomaden. Sie lernten es, Last- und Reittiere zu zähmen und zu züchten, Esel, Pferde, Kamele. Der Wagenbau wurde das „kunstreichste Geschäft" (Lamprecht), das die Männer im Nomadenstamm betrieben. Aber auch sie wandern, abgesehen von Kriegszügen, nur innerhalb der Grenzen des Stammgebiets.

Durch die Bildung des Staates werden die Grenzen vieler Stämme niedergerissen, ihre Abschließung voneinander wird aufgehoben, innerhalb eines größeren Gebiets wird ein relativ freierer Warenaustausch möglich. Indem der herrschende Stamm mit seiner Kriegsmacht dem Räuberwesen entgegenwirkt, vermehrt er die Sicherheit für kostbare Gütertransporte. Endlich muß die neue Staatsgewalt die Mittel des Verkehrs des Zentrums, in dem sie haust, mit den einzelnen Teilen des Staates, den Provinzen und den Staatsgrenzen verbessern, einmal, um den Trans-

Digitized by Google

port von Tributen an die Zentralgewalt zu erleichtern und andererseits, um es zu ermöglichen, jederzeit größere Truppenmengen an einen bedrohten Ort zu werfen, die Unterworfenen allenthalben im Zaum zu halten und fremde Invasionen abzuwehren.

In dem größten Staate des Altertums, dem römischen, gab das Anlaß zur Anlegung großartiger Straßen nach allen Teilen des Reiches, deren Reste heute noch Bewunderung erregen und vielfach unübertroffen sind. Mommsen sagt über die römischen Straßen:

„Appius Claudius begann (um das Jahr 300 v. Chr. herum K.) das großartige System gemeinnütziger öffentlicher Bauten, das, wenn irgend etwas, Roms militärische Erfolge auch von dem Gesichtspunkt der Völkerwohlfahrt aus gerechtfertigt hat und noch heute in seinen Trümmern Tausenden und Tausenden, welche von römischer Geschichte nie ein Blatt gelesen hatten, eine Ahnung gibt von der Größe Roms. Ihm verdankt der römische Staat die erste große Militärchaussee. Claudius Spuren folgend schlang der römische Senat um Italien jenes Straßen- und Festungsnetz, dessen Gründung früher beschrieben wurde und ohne das, wie von den Achämeniden bis hinab auf den Schöpfer der Simplonstraße die Geschichte aller Militärstaaten lehrt, keine militärische Hegemonie bestehen kann." (Römische Geschichte, I., S. 448.)

Mommsen weist hier auf die Achämeniden hin, die Dynastie, der die Beherrscher des Persischen Reiches entstammten. Auch diese haben in der Tat viel für Verkehrszwecke getan.

Schon Heeren bemerkte darüber in seinen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (Wien, 1817, I., S. 63):

„Dahin (zur Beförderung des Handels) gehören teils die Heerstraßen, teils die Gebäude zu der Aufnahme der Karawanen oder Karawansereien. In großen durch erobernde Völker gestifteten Reichen, wie die asiatischen waren, wird die Anlage von Heerstraße sehr bald ein fühlbares Bedürfnis, wenn man die errungene Herrschaft behaupten und die entfernten Völker unter dem Joche halten will. Denn dies ist nur dadurch möglich, daß einer Armee stets der Weg zu ihnen offen stehe. Daher finden wir im persischen nicht weniger als wie im mongolischen Zeitalter der großen Heerstraßen, der königlichen Wege gedacht, die durch das ganze bekannte oder bezwungene Asien liefen und mit einen Aufwand und einer Anstrengung angelegt waren, die nur in solchen despotischen Staaten möglich sind, wo man die ganze Kraft und Tätigkeit der Völker auf einen Punkt konzentrieren kann."

Sehr anschaulich beschreibt Herodot die Straße mit ihren Karawansereien, die von Kleinasien (Sardes) nach Susa, der persischen Residenz führte:

„Mit diesem Weg verhält es sich folgendermaßen: An allen Orten sind königliche Nachtquartiere und die schönsten Herbergen und der ganze Weg geht durch bewohntes und sicheres Land." (Geschichte, V., c. 52.)

Diese „königliche Straße" war 450 Parasangen lang, etwa 2500 Kilometer (die Parasange 5200 Meter), an ihr lagen 111 Herbergen oder Karawansereien. Also eine gewaltige Straße.

Digitized by Google

Der Herausgeber der von mir benützten Herodotausgabe (Herodotos, erklärt von Heinrich Stein, 3. Aufl., Berlin 1870) bemerkt in seinem Kommentar zu der hier zitierten Stelle:

„Straßen dieser Art, mehr von militärischer und politischer als kommerzieller Bedeutung, an den wichtigsten Punkten durch Kastelle und Besatzungen gedeckt und in regelmäßigen Stationen von 3—5 Parasangen mit Verpflegungsmitteln für Heere und Beamte versehn, verbanden alle Provinzen des Reichs mit seinem Mittelpunkt Susa." (III., S. 49, 50.)

Ueber das Straßenwesen im Mongolenreiche, das Dschingiskan im Beginn des 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung begründete, berichtet Marco Polo, der Venetianer, der dort am Ende jenes Jahrhunderts reiste:

„Von Kambalu (Peking) führen viele Straßen nach den verschiedenen Provinzen, und auf jeder derselben, das heißt, auf jeder großen Hauptstraße, sind in einer Entfernung von 25 oder 30 Meilen[1]), wie gerade die Städte gelegen sind, Stationen mit Häusern zur Verpflegung von Fremden vorhanden, die Jamb oder Posthäuser genannt werden. Dieses sind geräumige und hübsche Gebäude, die verschiedene wohlausgestattete Zimmer haben, tapeziert mit Seide und versehen mit allen Dingen, die für Leute von Rang unentbehrlich sind. Sogar Könige können in diesen Stationen in schicklicher Weise untergebracht werden, da alle Bedürfnisse von den Städten und festen Plätzen in der Nachbarschaft herbeigeschafft werden können. Für einige besorgt der Hof selbst die Vorräte. An jeder Station werden vierhundert tüchtige Pferde in beständiger Bereitschaft gehalten, so daß alle Boten in Seiner Majestät Angelegenheiten gehen und kommen und alle Gesandten daselbst einkehren und ihre müden Pferde durch frische ersetzen lassen können."

„Sogar in den bergigen Gegenden, fern von den großen Landstraßen, wo keine Dörfer vorhanden und die Städte weit voneinander entfernt sind, hat Seine Majestät auch Gebäude von derselben Art errichten lassen, die mit allen nötigen Dingen versehen sind und den üblichen Bestand von Pferden haben . . . In seinem Reiche stehen nicht weniger als 200 000 Pferde für die Postverwaltung bereit und 10 000 Gebäude sind mit allen nötigen Einrichtungen versehen." (Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Hans Lemke,. Hamburg 1907, S. 272—274.)

Der Herausgeber der deutschen Uebersetzung der Beschreibung, die Polo von seiner eigenen Reise gegeben hat, zitiert in einem Kommentar zu der oben wiedergegebenen Stelle einen persischen Biographen Dschingiskans. Dort wird ebenfalls darauf hingewiesen, daß der große mongolische Eroberer die chinesische Tradition der Straßenbauten fortsetzte und dabei auch für Sicherheit des Verkehrs sorgte:

„Die Sicherheit der Straßen, für die eine tüchtige Polizei sorgte, machte es den Fremden möglich, durch die Tatarei zu reisen, die bis dahin infolge des Auftretens zahlreicher Räuberbanden beinahe unzugänglich gewesen war."

---

1) Gemeint ist wohl die römische Meile von 1000 Doppelschritten, rund 1500 Meter. K.

Digitized by Google

Lemke weist in diesem Zusammenhang mit Recht darauf hin, daß „ein ausgezeichnetes Kanalsystem das Reisen und den Transport der Waren erleichterte".

Der hier geschilderte Stand der Verkehrsmittel bei Persern, Römern, Chinesen und Mongolen war sicher erst das Ergebnis einer langen Entwicklung. Der Ansatz dazu aber wurde mit der Bildung des Staates gegeben. Erst die Hilfsmittel, die ihm zu Gebote standen, machten diese Verkehrsmittel möglich und erst seine Ausdehnung machte sie notwendig.

In erster Linie dienten sie wohl nicht den Zwecken des Handels. Das Kanalsystem diente zunächst den Zwecken des Ackerbaues, das Straßensystem den Ausbeutungs- und Herrschaftszwecken der oberen Klasse. In gleicher Weise, wie so viele Eisenbahnen in unserem Zeitalter für militärische Zwecke angelegt werden. Aber sie können nicht umhin, auch ökonomische Wirkungen zu haben. Obwohl es richtig ist, daß das Wachstum des Verkehrs die Verkehrsmittel entwickelt, so ist es nicht minder richtig, daß ohne die nötigen Verkehrsmittel ein reger Verkehr gar nicht aufkommen kann.

Je mehr der Staat an Kraft und Ausdehnung zunahm, desto besser wurden die Mittel des Verkehrs innerhalb seines Bereichs, desto enger der Austausch zwischen den einzelnen Stämmen und Provinzen in ihm. Desto reger aber auch der Handel über seine Grenzen hinaus, wenn gleichzeitig die Kraft des Staates wuchs, seine Händler außerhalb seines Gebietes ebenso wie innerhalb zu schützen.

Aber nicht nur durch Schaffung von Verkehrsmitteln und durch Sicherung der Gütertransporte förderte der Staat den Warenaustausch. Er gestaltete ihn auch massenhafter durch die Ausbeutung, die er herbeiführte.

Die kleinen Gemeinwesen der vorstaatlichen Zeit produzieren fast alles selbst, was sie brauchen. Das gilt namentlich von der Gewinnung und Verarbeitung von pflanzlichen und tierischen Produkten. Jedes Gemeinwesen versteht es, diejenigen Pflanzen und Tiere, die in seinem Bereich zu finden sind, so zu nutzen, wie es ihm der jeweilige Stand der Technik gestattet. Sie genügen ihm und müssen ihm genügen. Wo die Pflanzen- und Tierwelt eines Gebietes nicht ausreicht, Menschen zu erhalten, können in primitiven Verhältnissen solche dauernd nicht leben.

Anders steht es mit den Produkten des Mineralreichs. Sie werden wichtig für die Herstellung mancher Werkzeuge und Waffen, aber auch manches Schmucks. Sie erleichtern und verschönern das Leben, ihre Fundorte sind aber auf bestimmte Gebiete beschränkt.

Sie bilden, wie wir schon gesehen haben, die ersten Objekte des Tauschverkehrs. Stämme, die einen Ueberfluß davon produzieren, tauschen die Produkte dieser Art, die sie nicht selbst brauchen, gegen überschüssige Produkte, oft tierischer oder

Digitized by Google

pflanzlicher Natur anderer Stämme aus, die in der Lage sind, mehr davon zu erzeugen, als sie selbst brauchen.

Doch der Ueberschuß, den der einzelne Stamm davon erzeugt, ist gering, der Stamm selbst klein. Dies muß ebenso wie die Schwierigkeiten des Verkehrs den Warenaustausch auf ein Minimum reduzieren.

Das ändert sich, sobald der Staat aufkommt. Die herrschenden Klassen leben nun von den Ueberschüssen der Ausgebeuteten. Sie haben den Drang, deren Zahl durch Ausdehnung des Staatsgebiets zu vermehren, aber auch aus jedem der Ausgebeuteten möglichst viel herauszupressen, seine Arbeitslast zu steigern und seine Lebenshaltung und seinen Anteil an seinem Produkt möglichst zu senken.

Durch alle diese Methoden steigern sie die Massen des Mehrprodukts, die sie einheimsen und auch die Mengen davon, die über ihren eigenen Lebensbedarf hinausgehen. Sie verwenden diesen Ueberschuß dazu, teils ihre Kriegsrüstung, teils ihren Luxus auszudehnen. Sie können dies tun durch Förderung der industriellen Tätigkeit. Davon werden wir noch sprechen. Sie werden aber auch einen stets wachsenden Teil für den Warenaustausch aufwenden, dessen vornehmste Objekte von Anfang an Metalle und Steine, Mittel zur Herstellung von Werkzeugen und Waffen sowie des Schmuckes sind, durch den man die Blicke der Nebenmenschen auf sich zieht und sich vor ihnen auszeichnet.

Dem Krieg und dem Luxus dient von Anfang an der Warenhandel. Krieg und Luxus werden durch den Staat enorm gesteigert und damit auch die Mittel und die Bedürfnisse des Handels.

Dieser nimmt nun ganz andere Dimensionen an, als in der vorstaatlichen Zeit. Er hört auf, ein gelegentliches Vorkommnis zu sein, er wird ein regelmäßiges Geschäft und schließlich eines, das manchen Mann ganz für sich in Anspruch nimmt. Die Schicht der Kaufleute ersteht als Lebensberuf, aber auch als Klasse. Denn der einzelne Kaufmann lebt davon, daß er die Waren, mit denen er handelt, dort erwirbt, wo sie billig sind, und dort absetzt, wo ihr Preis hoch steht. Er beutet entweder den Produzenten oder den Konsumenten aus oder beide. Wohl betreibt er in den Anfängen des Handels noch ein anderes Geschäft. Lange Zeit hindurch hat er die Waren nicht bloß zu kaufen und zu verkaufen, sondern auch zu transportieren. Diese Arbeit des Transports, insoweit sie notwendig ist dafür, daß die Ware vom Produzenten an den Konsumenten gelangt, ist wertbildende Arbeit. Wenn sich der Kaufmann diese Arbeit bezahlen läßt, begeht er keinen Akt der Ausbeutung. Aber er kann die Arbeit des Warentransportes einem andern übergeben und er tut es bei weiterentwickelter Arbeitsteilung, und er macht doch einen Profit dabei.

Digitized by Google

Wir sehen hier noch ab davon, wie sich die Sache bei kapitalistischer Produktion gestaltet. Wir stehen hier im Bereich der einfachen Warenproduktion. Unter dieser erscheint der Handelsprofit nicht als ein Anteil an dem vom industriellen Kapital angeeigneten Mehrwert, nicht als eine Affäre, die innerhalb der kapitalistischen Klassen spielt, sondern entweder als ein Abzug von dem Wert des Produkts des Arbeiters oder als ein Aufschlag auf diesen Wert bei der Abgabe an den Konsumenten. Der Kaufmann gerät in einen Gegensatz zu dem einen wie zu dem andern. Eine neue Klasse ist geschaffen und ein neuer Klassengegensatz.

Er ruht auf der Basis des Staates, ist aber keineswegs identisch mit dem durch Eroberung geschaffenen Klassengegensatz, wenn er auch aus ihm hervorgeht.

Aber damit der Kaufmann ersteht, dazu genügt es nicht, daß der Handel eine größere Ausdehnung gewinnt. Es muß auch demjenigen, der als Kaufmann fungiert, eine größere Warenmasse zur Verfügung stehen, die er gegen andere Waren umtauscht. Woher kann er diese bekommen? Die Arbeit des einzelnen Arbeiters liefert keine so großen Ueberschüsse, daß ihr Betrag einen Kaufmann instand setzen würde, mit ihnen einen Handel zu beginnen, von dem er leben könnte. Und die jeweiligen Ueberschüsse muß der Arbeiter ja als Tribut der herrschenden Klasse abgeben, entweder an eines ihrer Mitglieder, das als Grundherr über ihn gesetzt ist, oder an das Zentrum ihrer Verwaltung, die Regierung.

Nur dort, bei den Grundherren und der Regierung, finden wir zuerst die Produktenmengen vereinigt, die nötig sind, um Warenhandel zu betreiben.

Schon der ursprüngliche Handel zwischen Stamm und Stamm kann sich nicht in der Weise abspielen, daß die Gesamtheit des Stammes am Tauschgeschäft teilnimmt. Am ehesten vollzieht es sich in der Weise, daß der Häuptling oder ein von ihm Beauftragter mit dem Häuptling oder dessen Vertreter von der Gegenseite verhandelt.

In diesem Sinne ist wohl jene Erscheinung aufzufassen, die Max Weber in der Weise darstellt, daß „an allen Küsten von Afrika die Häuptlinge den Zwischenhandel monopolisierten und selbst Handel trieben". (Wirtschaftsgeschichte, München 1923, S. 176.)

Man braucht sich bloß der Machtlosigkeit des Friedenshäuptlings in den vorstaatlichen Gemeinwesen zu erinnern, um überzeugt zu sein, daß in solchen Fällen nicht ein persönliches Handelsmonopol des Häuptlings, sondern ein Handeln im Namen des Stammes und zum Vorteil des Stammes vorlag.

Sobald es zur Staatsgründung kam, ging die Funktion des Häuptlings als Händler für das ganze Gemeinwesen auf die Staatsregierung über. Sie gewann an Ausdehnung in demselben

Digitized by Google

Maße, in dem sich der Staat ausdehnte, der Ueberfluß der herrschenden Klasse und damit die Lebhaftigkeit des Handels wuchs.

Da gleichzeitig die Funktionen ewiger Kriegführung, ständiger Niederhaltung der Unterworfenen, ununterbrochenen Eintreibens von Tributen, zahlreicher und immer komplizierter werdender Verwaltungsaufgaben, z. B. Straßenbau und Wasserbauten, die Regierenden reichlich in Anspruch nahmen und die Funktionen des Handels ganz eigenartig waren, die besondere Kenntnisse verlangten, ließen die Herren des Staates bald das ihnen zustehende Handelsmonopol durch besonders dazu Beauftragte besorgen, die sie aus der zahlreichen Schar der Diener auslasen, die ihnen die tributpflichtige Bevölkerung zur Verfügung stellte. So faßt auch Max Weber den Gang der Entwicklung auf:

„An zahlreichen Stellen der Wirtschaftsgeschichte findet sich fürstlicher Eigenhandel. Sehr alte Beispiele dafür geben in großartigstem Maßstabe die ägyptischen Pharaonen, die als Schiffsbesitzer Export und Import trieben, später die Dogen von Venedig in den ersten Zeiten ihrer Stadt, endlich die Fürsten zahlreicher Patrimonialstaaten Asiens und Europas, so die Habsburger bis tief in das 18. Jahrhundert hinein. Dieser Handel konnte entweder in eigener Regie erfolgen, indem der Fürst ihn leitete, oder dieser konnte sein Monopol dazu benützen, den Handel zu konzessionieren oder zu verpachten. Mit diesen letzteren Maßregeln gab er den Anstoß zur Entstehung eines selbständigen Berufshändlertums“ . . .

„In der Antike sind der Pharao und die ägyptischen Tempel die ersten Schiffsbesitzer, so daß wir Privatreederei in Aegypten überhaupt nicht finden.“ (Wirtschaftsgeschichte, S. 177, 180.)

Und früher schon:

„Im größten Maßstab wurde die Monopolisierung des Handels in der Hand eines einzelnen im alten Aegypten durchgeführt, wo die Großmachtstellung der Pharaonen größtenteils auf ihrem persönlichen Handelsmonopol beruht.“ (S. 63.)

Das letztere ist sicher übertrieben. Auch macht Weber keinen Unterschied zwischen dem Handelsmonopol des Pharao als Herren der Staatsmacht und dem Handel, den ein machtloser Häuptling als Vertreter des Stammes betreibt. Er sieht auch dort ein Monopol, von dem die Stammesgenossen ausgeschlossen sind. Woher dem Häuptling die Machtmittel kommen, das durchzusetzen, erwägt er nicht.

Auf jeden Fall bedeutet der Stammeshandel nichts weniger als einen Höhepunkt in der Entwicklung des Warenhandels; er bildet vielmehr dessen Ausgangspunkt. Das ihm folgende staatliche Monopol des Handels kennzeichnet das Stadium des Uebergangs vom Kommunismus zum Privateigentum, des Uebergangs vom Stammeshandel zum Privathandel, und ist nur vereinbar mit einem noch recht primitiven Zustand des Handels, wo er sich auf wenige Produkte erstreckt und mit wenigen Völkerschaften ge-

Digitized by Google

führt wird. Für einzelne Produkte ist ein solches Monopol auch heute noch möglich und unter Umständen sehr angezeigt. Für den Gesamthandel bedeutet es, sobald dieser einigermaßen entwickelt ist, eine Belastung und Beengung, die es immer unerträglicher und immer unergiebiger macht.

Eine Verstaatlichung gewisser Produktionszweige wird auch eine staatliche Regelung des Umsatzes ihrer Produkte bedeuten. Diese setzt jene voraus, und keine der beiden wird rationell betrieben werden können als Funktion der staatlichen Hoheitsverwaltung.

Die Ausübung des Handelsmonopols durch staatliche Angestellte muß sich mit der Zeit als unergiebig und lästig erwiesen haben. Wir finden es weitverbreitet in den Anfängen staatlichen Lebens, es wird jedoch überall früher oder später verlassen, freiwillig, ohne jeden Zwang. Auch dort, wo die Macht des Königtums im Staate immer mehr zunahm, wo es keiner Macht begegnete, die imstande gewesen wäre, ihm seine Monopolgewalt zu entreißen. Wenn es auf sie verzichtete, konnte das nur daher rühren, daß ihre Ausübung sich nicht lohnte, höchst unzweckmäßig wurde.

Der Handel nahm Formen an, die es notwendig machten, daß der Händler volle Verfügungsfreiheit über die Warenmenge bekam, die er umzutauschen hatte.

Aber nach wie vor blieben die Staatsgewalt und die einzelnen Familien der herrschenden Klasse, deren Mitglieder als hohe Staatsbeamte und Großgrundbesitzer die arbeitende Bevölkerung ausbeuteten, die einzigen Elemente im Gemeinwesen, die über große Ueberschüsse verfügen.

Der einzelne Händler konnte größere Bewegungsfreiheit nur dadurch erlangen, daß er zwar aufhörte, Beamter des Staates oder des Grundherrn zu sein, dafür aber sein Schuldner wurde. Die Warenmengen, über die Staat und Grundherrn im Ueberschuß über ihre Bedürfnisse hinaus verfügten, stellten sie Leuten zur Verfügung, die sie als erfolgreiche Händler in ihrem Dienste kennengelernt hatten. Sie sollten frei damit handeln unter der Bedingung, den vorgeschossenen Wert zurückzuerstatten und den Profit mit ihnen zu teilen.

Viertes Kapitel.

Wucher.

Mit Hilfe von Anleihen wurden also die ersten freien Kaufleute geschaffen. Zwei Arten von Kapital erstanden in der Weise gleichzeitig: Handelskapital und Leihkapital. Die ersten Leihkapitalisten waren die Landesfürsten und die Großgrundbesitzer.

Digitized by Google

Diese beiden Arten Kapital sind vom industriellen Kapital genau zu unterscheiden. Letzteres ist eine ganz junge Erscheinung, in ausgebildeter Form nur wenige Jahrhunderte alt. Es gehört ganz der neueren Zeit an. Von ihm und seinen großen, umwälzenden Wirkungen werden wir noch ausführlich handeln.

Das Handels- und Leihkapital sind dagegen so alt, wie die geschriebene Geschichte, sie reichen in das graue Altertum zurück.

„Das zinstragende Kapital, oder wie wir es in seiner altertümlichen Form bezeichnen können, das Wucherkapital, gehört mit seinem Zwillingsbruder, dem kaufmännischen Kapital, zu den antediluvianischen Formen des Kapitals, die der kapitalistischen Produktionsweise lange vorhergehen und sich in seinen[1]) verschiedensten ökonomischen Gesellschaftsformationen vorfinden." (Marx, Das Kapital, III. 2, S. 132.)

Marx hat zuerst die verschiedenen Kapitalarten nicht nur unterschieden, sondern auch die jeder von ihnen unter bestimmten historischen Bedingungen eigentümlichen Funktionen klargelegt.

Aber so weit er auch diese Kapitalformen zurückverfolgte, zu ihren ersten Anfängen vermochte er zu seiner Zeit noch nicht vorzudringen. Als erste Funktion des Wucherkapitals betrachtet er das Verleihen von Geld an Grundbesitzer, teils Bauern, teils aber auch reiche Großgrundbesitzer. Zu letzterem kommt es jedoch erst relativ spät. Zuerst waren es vielmehr die Großgrundbesitzer oder Besitzer großer Herden, die Geld (oder Vieh oder Waren) verliehen, und zwar nicht nur an Händler, sondern auch an Bauern, das heißt, an die Masse der Bevölkerung.

Im Staate geraten die Bauern leichter in Not als früher, indes ihnen gleichzeitig die Hilfsmittel abhanden kommen, ihr zu begegnen.

Die Tribute an Staat und Grundherrn nehmen schon in normalen Zeiten alle Ueberschüsse in Anspruch. Da können die Bauern nur schwer noch Reserven ansammeln. Jeder Unglücksfall, jede Mißernte, jedes Viehsterben, jede Ueberschwemmung versetzt den Bauern in die Unmöglichkeit, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Noch schlimmer ist er natürlich dann dran, wenn die Unfälle ihm auch den notdürftigsten Lebensunterhalt rauben.

Seine Nachbarn, selbst wenn sie kein Mißgeschick getroffen hat, verfügen über keine überflüssigen Mittel mehr, ihm zu helfen. Solche findet er nicht bei ihnen, sondern nur noch beim Staat und beim Grundherrn.

Bei denen ist aber bereits der neue Geist des Eigentums eingekehrt. Es ist nicht mehr der Geist des primitiven Kommunismus (im oben dargelegten Sinne), der alles Eigentum, auch das private, zu einem Mittel gegenseitiger Hilfe macht, sondern der Geist des Privateigentums, der alles Eigentum, auch das des Ge-

[1]) Sollte es hier nicht „den" heißen, statt „seinen"? K.

Digitized by Google

meinwesens, in ein Mittel der Ausbeutung arbeitender Schichten zu verwandeln sucht.

Diejenigen, bei denen sich die Ueberschüsse sammeln, geben ihren Ueberfluß an Notleidende nur ab als Darlehen. Sie verlangen den Betrag, mit dem sie helfen, nicht bloß zurück, sondern er muß noch verzinst werden — und in den ersten, sehr lange dauernden Stadien dieser neuen Eigentumsordnung ungemein hoch.

Selbst als die Staatsgewalt sich genötigt sah, den Zinsfuß zu beschränken, um ein allzu rasches Verkommen der Bauern zu hindern, setzte sie ihn hoch an. Buckle berichtet über das alte Indien:

„In den Gesetzen Menus, die etwa 900 v. Chr. abgefaßt wurden, ist der Zinsfuß für Geld gesetzlich festgesetzt, der niedrigste auf 15, der höchste auf 60 Prozent." (Geschichte der Zivilisation, I., S. 66.)

Buckle bringt diese Erscheinung in Zusammenhang mit der Niedrigkeit des Arbeitslohnes, die ihrerseits wieder eine Folge der großen Bodenfruchtbarkeit sei. Aber die ausgewucherten Bauern waren keine Lohnarbeiter.

Bekannt ist, daß der Verfechter der Freiheit der römischen Aristokratie gegen Cäsar, Brutus, Geld zu 48 Prozent verlieh.

„Die besten Namen der römischen Geschichte sind an Wuchergeschäfte geknüpft." (Salvioli, „Der Kapitalismus im Altertum", dtsch. von Dr. K. Kautsky, Stuttgart 1912, S. 193.)

Konnte der Bauer das Kapital mit den Zinsen nicht rechtzeitig zurückerstatten, was recht oft eintrat, dann mußte er seine Schuld in irgendeiner Weise abarbeiten. Daher die zunehmende Schuldsklaverei in der Bauernschaft, eine neue Form ihrer Ausbeutung.

Welche Ausdehnung sie angenommen haben muß, zeigt unter anderm der erbitterte Kampf, den der Prophet Jeremias (im siebenten Jahrhundert v. Chr.) gegen die Schuldsklaverei im jüdischen Staat führte. Am deutlichsten wird sie im fünften Jahrhundert geschildert im Buch Nehemia (fünftes Kapitel, hier wiedergegeben in der Uebersetzung von Kautzsch, Tübingen, 1907).

„Es erhob sich ein großes Geschrei seitens der gewöhnlichen Leute und ihrer Weiber gegen ihre jüdischen Brüder. Da sagten welche: Unsere Söhne und Töchter müssen wir verpfänden; möge man uns doch Getreide zukommen lassen, damit wir zu essen haben und am Leben bleiben. Und andere sagten: Unsere Felder und Weinberge müssen wir verpfänden; möge man uns doch Geld zukommen lassen in der Teuerung. Und wieder andere sagten: Wir haben zur Beschaffung der königlichen Steuer auf unsere Felder und Weinberge Geld geliehen.

„Und nun, obwohl unser Leib schließlich ebensoviel wert ist, wie unserer Brüder Leib, unsere Kinder wie ihre Kinder, so müssen wir doch unsere Söhne und Töchter zu leibeigenen Knechten machen; auch einige unserer Töchter sind bereits leibeigen geworden. Und wir können nichts dagegen tun, da doch unsere Felder und Weinberge anderen gehören."

„Da war ich sehr zornig, als ich diese ihre Klage und diese Worte vernahm. Und ich ging mit mir selbst zu Rate. Sodann machte ich den Edlen und den Vorstehern Vorwürfe und sprach zu ihnen: Auf Wucher

Digitized by Google

leiht ihr einer dem anderen. Und ich veranstaltete gegen sie eine große Versammlung."

In der Tat, der Kampf gegen die Schuldsklaverei der Bauern wurde eine der ersten Erscheinungsformen eines Klassenkampfes.

Diese Art Sklaverei durch Verschuldung der Bauern an den Grundherrn oder an den Staat taucht aber immer wieder auf. Auf indirekte Art hatte sie sich bis zur Revolution in Rußland erhalten. Sie besteht noch in manchen Kolonien. Dort werden dem Bauern so hohe Steuern auferlegt, daß er nicht imstande ist, sie zu bezahlen. Er muß Schulden machen, die er nur dadurch abzutragen vermag, daß er für den Gläubiger ohne Entgelt arbeitet. Das wird ein souveränes Mittel der erobernden Ausbeuter, Zwangsarbeiter unter Verhältnissen zu bekommen, unter denen direkte Kaufsklaverei bereits verboten und ein freies, besitzloses Lohnproletariat noch nicht vorhanden ist.

Das ganze Altertum hindurch bleibt der Großgrundbesitzer mit Vorliebe ein Wucherer, wenn auch neben ihm besondere Geldkapitalisten auftauchen. Den Handel selbst zu betreiben, verschmäht er, jedoch nicht aus aristokratischem Idealismus, der über den Schmutz der Geldgier erhaben ist. Denn es erscheint ihm höchst standesgemäß, Geld durch Wucher zu erwerben. Aber sein Hauptgeschäft bleibt der Krieg und die Kriegsbeute. Daran hindern ihn Wuchergeschäfte nicht. Der Betrieb des Handels dagegen, der im Altertum weite Reisen bedingt, würde ihn hindern, stets zur Beteiligung an einem Kriegszug bereit zu sein. Nur als Eroberer und Plünderer, nur als Mitglied eines großen Kriegsheeres, nicht als einzelner friedlicher Handelsmann will er ins Ausland ziehen.

Gläubiger und Schuldner sind zunächst verschiedenen Stammes. Nur der herrschende Stamm verfügt über größere Ueberschüsse, die er verleihen kann. Nur Mitglieder unterjochter und ausgebeuteter Stämme kommen in eine Notlage, die sie zwingt, Darlehen aufzunehmen. Und dann besteht selbst nach dem Aufkommen des Staates die Solidarität innerhalb des Stammes noch lange weiter. Bloß die Mitglieder eines andern Stammes, auch innerhalb des gleichen Gemeinwesens sind Fremde, ja Feinde, denen man keine Rücksicht schuldet, denen man nimmt, so viel man kann. Römische Patrizier machten ohne Bedenken Plebejer zu ihren Schuldsklaven. Es konnte dagegen keine Rede davon sein, daß ein Patrizier dem andern so mitspielte.

Max Weber meint, die Nomaden machten eine Ausnahme von der Regel. Bei ihnen werde das sonst allgemeine Verbot, den Stammesgenossen durch Zinsnehmen auszubeuten, wenigstens für die Viehleihe durchbrochen.

„Bei Nomaden ist der Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden von furchtbarer Schärfe. Ein Mann ohne Viehbesitz ist ohne weiteres entrechtet und kann nur hoffen, durch Viehleihe und Viehaufzucht wieder zur Vollbürgerschaft aufzusteigen."

Digitized by Google

Das Vieh vermehrt sich.

„So konnte es als ein nicht unrichtiger Gedanke erscheinen, wenn sich der Gläubiger einen Teil der von seinem Vieh . . . erzeugten Frucht vorbehielt." (Wirtschaftsgeschichte, S. 235.)

Indes, Vieh vermehrt sich nicht bloß, es verendet auch mitunter, und gerade unter den Lebensbedingungen des Nomaden ist es vielen Gefahren ausgesetzt. Merkwürdig nun, daß für die Viehleihe nur der natürliche Faktor der Vermehrung, nicht auch der nicht minder natürliche der Verminderung in Betracht gezogen wurde. Mit der „natürlichen" Begründung des Zinses ist es also nicht weit her.

Fälle des Ausleihens gegen Zins und harter Behandlung der Schuldner werden bei Nomaden sicher beobachtet, aber doch nur bei solchen, die unter die Oberhoheit eines Staates kamen, der sie korrumpierte.

Es tritt eben nicht nur der Fall ein, daß Nomaden ackerbauende Stämme unterjochen und damit einen Staat begründen, sondern nachdem dieser sich befestigt hat und ausbreitet, kommt es auch zu dem umgekehrten Fall: ein Staat besiegt Nomaden, und wenn sie ihm nicht ausweichen können, zwingt er ihnen seine Ordnung auf. Da kann die ursprüngliche Gleichheit und Solidarität im Stamm verloren gehen. Da wird auch durch den Staat eine Exekutivgewalt eingesetzt, die den Reichern hilft, sich über ihre Genossen zu erheben, was im Stamme der vorstaatlichen Zeit ganz unmöglich ist, wo die Exekutivgewalt abhängig ist von der großen Mehrheit.

„Je friedlicher, ursprünglicher, echter der Nomade seine Lebensweise erhalten hat, um so weniger gibt es fühlbare Unterschiede des Besitzes." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 375.)

Im Laufe der Zeit schwindet im Staat die ursprüngliche Stammessolidarität. Zuerst in den Reihen der Unterworfenen, die die große Masse bilden, in der sich zuerst Differenzierungen verschiedener Art entwickeln, mit verschiedenen und oft gegensätzlichen Interessen. Zum aristokratischen Wucherer gesellt sich dann auch der plebejische und schließlich kommt es sogar dahin, daß der Aristokrat und selbst der Landesfürst von plebejischen Geldbesitzern ausgewuchert wird. Aber das tritt erst dann ein, nachdem das Geld, von dem wir gleich eingehender sprechen werden, eine große Macht geworden ist. Und auch da nur dort, wo der Krieg aufhört, ein gutes Geschäft zu sein. Wenn er die herrschenden Klassen mehr kostet, als er ihnen an Beute einbringt.

Cäsar mochte noch so verschuldet sein, er konnte sich leicht sanieren, wenn er reiche Länder plünderte. Nach armen zog ihn sein „Imperialismus" nicht:

„Cäsars Expeditionen waren einfach Raubzüge; und die Ursache seines raschen Rückzugs von Britannien, für den so viele überflüssige Erklärungen konstruiert wurden, wird offen dargelegt in dem Briefe Ciceros (an Atticus, IV, 15), in dem er über die Mitteilungen berichtet, die

Digitized by Google

ihm sein Bruder aus Britannien schickt: „Es besteht keine Aussicht, hier etwas zu erbeuten." (Robertson, The Evolution of States, S. 78.)

Viel früher als der plebejische Wucherer ersteht der plebejische Kaufmann. Wir haben bereits die „Standesrücksichten" kennengelernt, die den Kriegsadel vom Betrieb des Handels fernhalten.

Fünftes Kapitel.

Handelsvölker.

In anderer Weise als beim Wucher machen sich beim Handel Stammesunterschiede geltend.

Der Außenhandel ist die erste Form des Handels. Das bedingt, daß der Kaufmann wenigstens in einem von zwei Ländern, die miteinander Handel treiben, ein Fremder ist. Muß er doch anfänglich seine Waren selbst transportieren, auch selbst einkaufen, übernehmen, verkaufen. Der Kaufmann kann aber ebensowohl dort, wo er kauft, wie dort, wo er verkauft, ein Fremder sein, wenn er aus einem Staate stammt, der zwischen den beiden Gebieten liegt. Völker, deren geographische Lage sie zum Durchgangshandel zwischen großen und reichen Staaten besonders geeignet macht, ebenso wie Völker, bei denen die technischen Bedingungen für den Warentransport besonders gut entwickelt sind, werden leicht mehr Händler hervorbringen, als solche, die durch reinen Ackerbau an die Scholle gefesselt bleiben. So waren die Araber durch ihren Reichtum an Kamelen, Eseln, Pferden und ihre nomadische Lebensweise namentlich dann zum Warentransport und Handel ausnehmend geeignet, wenn sie sich in dem Gebiet zwischen Euphrat und Nil herumtrieben. Bei den Phönikern wieder wurden Warentransport und Handel dadurch begünstigt, daß sie Schiffsbau und Schiffahrt früh entwickelten und daß sie nicht bloß am Durchfuhrhandel zwischen Mesopotamien und Aegypten teilnehmen konnten, sondern an dem ganzen Verkehr zwischen Ländern östlich des Mittelmeeres und dessen Küstenländern, ja darüber hinaus, mit den Küsten am atlantischen Ozean. Die aus solchen Verhältnissen hervorgehende Begabung jener Völker für den Handel wird heute von manchen Historikern als eine angeborene Eigentümlichkeit der semitischen „Rasse" angesehen.

Auch Griechenland kam durch seine Lage an einem leicht befahrbaren Meere dahin, Schiffsbau und Schiffahrt zu einem hohen Grade zu entwickeln. Dabei war es für den Handel zwischen Kleinasien und dessen Hinterländern nach Italien sehr gut gelegen. Der Handel des schwarzen Meeres mit der südlichen Kulturwelt gelangte ganz in seine Hände.

Die Bewohner Palästinas zeichneten sich nicht aus durch eine besonders hohe Entwicklung von Mitteln des Warenverkehrs. Sie

Digitized by Google

waren weder Nomaden, noch Seefahrer. Aber ihre Lage zwischen Mesopotamien und den Kulturländern Syriens und Kleinasiens einerseits sowie zwischen Aegypten andererseits gab auch ihnen starke Anregungen zur Teilnahme am Handel und zur Entwicklung des Handelsgeistes.

Dazu kam noch ein anderes Moment. In einem unfruchtbaren kleinen Gebiet wohnhaft, gelangten die Bewohner Palästinas bald dahin, sobald sie seßhaft waren und sich nicht mehr als Beduinen in Raubzügen und Stammesfehden aufrieben, einen Bevölkerungsüberschuß zu erzeugen, den auf Eroberungen auszusenden das wenig zahlreiche Volk, zwischen Großstaaten eingepreßt, zu schwach war. Eine friedliche Existenz als Fremder konnte man damals nur als Kaufmann führen. Freilich am ehesten dann, wenn der Staat, dessen Bürger man war, die Kraft besaß, seine Angehörigen zu schirmen. Daran hat es den Juden unter den nichtjüdischen Völkern stets gefehlt, auch damals, als es noch einen von Juden bevölkerten jüdischen Staat gab. Ihr heutiges Sehnen nach einem solchen wird nicht dadurch befriedigt werden, daß sich einige hunderttausend Juden als Schützlinge Englands und als dessen Platzhalter in einem von feindseligen Arabern besetzten Palästina niederlassen.

Trotz des Mangels staatlichen Schutzes hat die Auswanderung der Juden als Händler in die ganze Handelswelt der antiken Kultur früh begonnen und bald dahin geführt, daß die Zahl der Juden außer ihrer Heimat größer war, als die der als Ackerbauer zurückgebliebenen Stammesgenossen. Aehnliches gilt von den Armeniern bis heute, und seit dem 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auch von den Schotten, bei denen nur die eigene Armut sowie die Anziehungskraft des reichen England es zu erklären vermag, daß sie den Handelsgeist und seine Betätigung außerhalb der Heimat so stark entwickelt haben.

Walter Scott hat verschiedene Male darauf hingewiesen, daß Schotten und Juden auch in ihren Lebensgewohnheiten manche auffallende Züge gemein haben. Bis ins 19. Jahrhundert hinein verschmähten die Schotten den Genuß von Schweinefleisch, und wie die Juden liebten sie es, eine Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten.

Lange Zeit verfügten die griechischen Freistaaten über die nötige militärische Kraft, sich sogar der ungeheueren persischen Macht erfolgreich zu widersetzen und überdies im Schwarzen Meer und in Italien, selbst an der Nordküste Afrikas neue Gemeinwesen zu errichten. Es waren Kolonien, die teils mit dem Mutterland verbündet blieben, teils ganz selbständige Staaten wurden. In diesem Stadium hielt sich die individuelle Zerstreuung der Griechen als Händler außerhalb der Heimat in engen Grenzen. Als aber das makedonische Königtum die Macht der griechischen Freistaaten brach und später das Römische Reich die letzten Reste

Digitized by Google

griechischer Selbständigkeit hinwegfegte, sahen sich die Griechen immer mehr genötigt, nicht als geschlossene Gemeinwesen, sondern individuell aus ihrer unfruchtbaren Heimat auszuwandern, entweder als Intellektuelle, namentlich Lehrer, oder als Söldner, zumeist aber als Händler, ebenso wie Armenier und Juden.

So gibt es sicher einzelne Völker, die man als Handelsvölker bezeichnen kann. Aber sie sind dazu nicht infolge einer besonderen Rassenveranlagung geworden. Woher sollte der Handelsgeist a priori gekommen sein in den Hunderttausenden von Jahren der Existenz des Menschengeschlechtes, in denen es keinen individuellen Handel und überhaupt keinen regelmäßigen Handel gab? Und jedes der Handelsvölker zerfiel in seiner Heimat in dieselben Klassen und Berufe, wie andere Völker auch. In jedem bestand dort die Masse aus Bauern. Erst die individuelle Zerstreuung unter fremden Völkern zwang ihnen den Handel auf, weil das bis vor kurzem derjenige Beruf war, dem man am ehesten als Fremder unter Fremden nachzugehen vermochte.

Sechstes Kapitel.

Die Schrift.

Im urwüchsigen kleinen Stamm waren alle Verhältnisse der Menschen untereinander sowie zur Umwelt und zu den von ihnen geschaffenen Produkten einfach, leicht übersichtlich, wenig veränderlich. Jeder kannte diese Verhältnisse und nahm an ihnen teil. Mündliche Mitteilungen genügten, sie herzustellen und zu regeln. Das persönliche Gedächtnis reichte aus, sie festzuhalten.

Ganz anders gestalten sich die Dinge im Staate. Für die beherrschten ausgebeuteten Elemente, die Bauern im Dorf, bleiben freilich die Verhältnisse engbegrenzt und leicht übersichtlich. Nicht aber für die herrschende Klasse im Staate, die eine große und stets wachsende Zahl kleiner Gemeinden und Stämme zu einem umfangreichen Gemeinwesen zusammenfaßt. Es sind oft Gemeinden und Stämme unter den verschiedensten geographischen, stets unter den verschiedensten politischen Bedingungen. Je nach der Art, in der sie unterworfen wurden, waren ihre Pflichten und Rechte verschieden gestaltet. Große Mengen der verschiedensten Naturalien wurden von der Staatsgewalt eingeheimst und aufgestapelt, große Menschenmassen zu Fronarbeiten der mannigfachsten Art aufgeboten. Ausgedehnte Kriegsheere waren auszurüsten und mit Lebensbedarf zu versehen, große Werke der Befestigung, des Straßenbaues, der Bewässerung auszuführen. Und diese Verhältnisse und Tätigkeiten wiederholen sich nicht regelmäßig jahraus, jahrein. Jeder Sieg, jede Niederlage, jede Empörung konnte sie einschneidend ändern. Und oft wurden

Digitized by Google

rasche Mitteilungen vom Zentrum zur Peripherie und umgekehrt im Interesse des Staatswesens eine dringende Notwendigkeit.

Das einzelne Mitglied der herrschenden Klasse ist nicht imstande, alle diese zahlreichen und verschiedenen Faktoren, die über einen weiten Raum verstreut sind, persönlich zu übersehen und sie in allen Einzelheiten festzuhalten. Mündliche Mitteilung und persönliches Gedächtnis allein genügen immer weniger zur Erledigung aller der Geschäfte, die das Staatswesen für seine Lenker und Ausbeuter teils direkt mit sich bringt, teils indirekt hervorruft, zum Beispiel durch regen Außenhandel.

Dazu kommt noch ein wichtiges Moment. Im vorstaatlichen Stamm gibt es kaum gegensätzliche und nicht viele differenzierte Interessen. Die gemeinsame Solidarität überwiegt alle Sonderinteressen. Die allen bekannte mündliche Tradition genügt da, alle Regeln und Gesetze im Gemeinwesen festzuhalten. Sie wird von niemand angefochten.

Anders steht es dort, wo Klassengegensätze auftreten, einander feindliche Mächte im Staate, von denen jede ein Interesse hat, eine einmal festgesetzte Verpflichtung in ihrem Sinne zu deuteln und zu überliefern. Das gibt leicht Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, wenn bloß mündliche Ueberlieferungen bestehen. Dagegen, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

Durch die Naturalwirtschaft konnten im Staate, wenn er sehr ausgedehnt war, die Verhältnisse weit komplizierter werden, als im neueren Staat. Das Geld hat viele ökonomische Beziehungen sehr vereinfacht.

Vor der allgemeinen Warenproduktion wurden zum Beispiel Besoldungen oder Pensionen in der Weise ausbezahlt, daß bestimmte Gegenden angewiesen wurden, dem Betreffenden alles Nötige zu liefern. Im persischen Staat wurde sogar die Lieferung verschiedener Naturalien an denselben Herrn verschiedenen Oertlichkeiten zugewiesen.

So berichtet Thukydides in seiner „Geschichte des Peloponnesischen Kriegs", als Themistokles zum König der Perser flüchtete, habe dieser zu seiner Erhaltung die Stadt Magnesia angewiesen, für ihn das Brot, das weinreiche Lampsakos den Wein und Myus die Zukost (Opson) zu liefern. Unter der „Zukost" wurde alles verstanden, was zum Brot genossen wurde, namentlich Fleisch und Fisch. Doch mitunter auch Zwiebeln und Kresse. Es wird bei diesen Leistungen wohl noch etwas mehr inbegriffen gewesen sein, da Thukydides in diesem Zusammenhang bemerkt, Magnesia habe jährlich 50 Talente[1]) eingebracht.

Nach Herodot (I., 192) war Babylonien so fruchtbar, daß ihm allein für vier Monate im Jahre die Ernährung des königlichen

[1]) Ein Talent gleich etwa 5000 Goldmark.

Digitized by Google

Hofes und des Kriegsheeres der Perser auferlegt war. Die Leistungen waren so spezifiziert, daß vier Dörfer in der babylonischen Ebene bloß die Aufgabe hatten, das Futter für die indischen Hunde des Satrapen von Babylon zu liefern. Dafür waren diese Dörfer von allen anderen Abgaben befreit.

Es war unmöglich in einem großen Staate alle die verschiedenen Verpflichtungen zu übersehen und festzuhalten, sowie die Art, wie man sie ausführte, die staatlichen Magazine füllte und ihren Inhalt verteilte, ohne daß Aufzeichnungen darüber gemacht wurden, in die die Herrscher und ihre Beauftragten Einsicht nehmen konnten.

Neben den staatlichen Pflichten und Rechten kommen auch solche von Privaten auf, die festzuhalten und beweiskräftig zu machen von Vorteil war, Kaufverträge, Schuldverschreibungen und ähnliche Uebereinkommen, die dem Handel und Wucher entsprossen.

Alle diese Verhältnisse machen es immer notwendiger, daß zu den Mitteln subjektiver Mitteilung und Ueberlieferung ein objektives Mittel hinzugesellt wird, eine Schrift, die es ermöglicht, einzelne Worte in einer Weise zu einer dauernden Darstellung zu bringen, daß sie später von allen denen in gleicher Weise verstanden wird, die mit den Zeichen der Schrift bekannt gemacht sind.

Bildliche Darstellungen, die bestimmte Erscheinungen, meist Vorgänge andeuten, gibt es schon bei Naturvölkern, also im vorstaatlichen Stadium. Aber diese genügen nicht den umfangreichen, verschiedenartigen Bedürfnissen nach Aufzeichnungen, die im Staate erstehen. Zu der Darstellung von Vorgängen wird nun die Andeutung von Begriffen, von Worten hinzugesellt, die schließlich zu der Bildung von Lautzeichen fortschreitet, aus denen Worte zusammengesetzt werden können.

Wie sich dieser Vorgang im einzelnen vollzogen hat, haben wir hier nicht zu untersuchen, es wird sich vielleicht nie feststellen lassen. Wir möchten nur ein Fragezeichen zu der Behauptung Ed. Meyers machen, der erklärt, die Bildung der Schriftzeichen kann „immer nur der bewußte Akt einzelner schöpferischer Individuen gewesen sein, so gut wie der viel kleinere Schritt vom Holzschnitt zur Erfindung beweglicher Typen und damit des Buchdrucks" (Geschichte des Altertums, I., 1., S. 215).

Diese Ausführungen entsprechen wohl der Gesamtauffassung Meyers, der alle historische Entwicklung auf „das schöpferische Tun einzelner Individuen" zurückführt. Seine Beweisführung in diesem Falle besteht aber darin, daß er Unvergleichbares miteinander vergleicht.

Bewegliche Typen konnte ein einzelner erfinden und mit ihnen experimentieren, ohne daß sich sonst irgend jemand um diese Erfindung kümmerte, solange sie nicht vollendet war. Da-

Digitized by Google

gegen ist die Anwendung von Schriftzeichen sinnlos, wenn sie bloß von einem einzelnen Individuum vorgenommen wird. Die Schriftzeichen erhalten doch ihre Bedeutung dadurch, daß innerhalb eines bestimmten Kreises alle sie in gleicher Weise niederschreiben und in gleichem Sinne deuten. Wie diese Uebereinstimmung zustande kam, nicht wie die ersten Schriftzeichen gebildet wurden, das herauszufinden ist das schwierigste Problem bei der Erforschung der Entstehung der Schrift.

Es besteht in gleicher Weise für die Entstehung der Sprache. Niemand wird annehmen, die Bildung einzelner Worte, etwa „komm!" oder „geh!" sei die Erfindung eines einzelnen Individuums. Worte, die nur ein einzelner bildet und versteht, sind keine Sprache, sind bloßes Lallen. Daß aber auf das Wort „komm" hin ein anderer kommt, auf das Wort „geh" ein anderer geht, kann unmöglich ein einzelner für sich allein bewirken, auch wenn er noch so schöpferisch ist.

Wie die Sprache kann auch die Schrift nicht von einzelnen erfunden, sondern nur geworden, aus der gesellschaftlichen Praxis vieler einzelner hervorgegangen sein, die in ihrem Denken, Fühlen, Beobachten, zeichnerischen Können übereinstimmten.

Dabei nimmt die Schrift von einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung an denselben Lauf wie die Sprache: von einer verwirrenden Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen schreitet sie vor zu einer zunehmenden Vereinfachung, die in der Schrift allerdings noch viel weiter geht, als in der Sprache. Denn ein Wort muß immer einen Begriff bezeichnen, während die Schrift in ihrem Fortgang die Zeichen für Begriffe auf Zeichen für Silben und schließlich auf Zeichen für einige wenige Laute reduziert.

Dabei ist die Schrift ebenso wie die Sprache immer ein bißchen ein Rätselspiel. Manches Wort bedeutet sehr Verschiedenartiges. Im Griechischen z. B. bezeichnet das Wort Archos ebensowohl den Heerführer wie den Steiß. Je nach dem Zusammenhang muß der Hörer entscheiden, wer oder was mit dem Wort gemeint ist, wer etwa die Prügel bekommen hat. Auch bei den einzelnen Hieroglyphen sind verschiedenartige Deutungen möglich, unter denen die jeweilig passendste zu suchen ist. Nicht nur bei den Begriffszeichen, sondern auch bei einzelnen Lautzeichen sind verschiedenartige Auffassungen, das heißt hier, Arten der Aussprache möglich. Alle Feinheiten der Aussprache mit einigen wenigen Buchstaben wiederzugeben, ist ganz ausgeschlossen.

Dabei nimmt die Zahl der Buchstaben auch bei entwickelter Lautschrift immer noch ab. Die Griechen hatten noch verschiedene Zeichen für kurzes und langes O, für kurzes und gedehntes E. Sie besaßen besondere Zeichen für Th, für Ch, und Ps.

Wie in der Sprache geht auch in der Schrift die fortschreitende Vereinfachung der Bezeichnungen Hand in Hand mit einer enormen Zunahme der Fülle von Erfahrungen und Ideen, die

Digitized by Google

durch diese technischen Behelfe des Verkehrs ihren gesellschaftlichen Ausdruck und ihre gesellschaftliche Wirkung erhalten.

Aus einer Ausdehnung gesellschaftlicher Beziehungen und Aufgaben geboren, fördert die Entwicklung der Schrift weitere Ausdehnung solcher Beziehungen und Aufgaben.

Erst im Staate entsteht ein ausgedehntes Bedürfnis für sie. Nur in der Alten Welt kam es zu entwickelten Schriften. In Amerika waren es auch nur die staatlichen Gemeinwesen der Peruaner und Azteken, die Anfänge einer über die primitive Bildermalerei der Indianer hinausgehenden Schrift erreichten. Aber die Ursprünge der eigentlichen Schriften liegen in den großen Flußtälern des Orients der Alten Welt, denen des Nil, des Euphrat und Tigris, des blauen und gelben Flusses. Im ägyptischen, babylonischen und chinesischen Staat erwuchsen die drei großen Schriftsysteme der alten Welt.

Jedes von ihnen entstand aus einer Bilderschrift, die immer mehr vereinfacht wurde.

Die chinesische ist dabei über das Stadium der Wortschrift nicht hinausgekommen. Wohl hauptsächlich deswegen, weil die chinesische Sprache nur einsilbige Worte kennt. Die ägyptische und babylonische kamen dagegen so weit, daß sie aus einzelnen Bildern von Gegenständen Silben- und schließlich Lautzeichen entwickelten. Ueber die ägyptische Schrift sagt Eduard Meyer:

„Am weitesten fortgeschritten von allen ist die älteste von allen (Schriften), die ägyptische. Sie verwendet zwar auch Ideogramme[1]), Wortzeichen, Silbenzeichen; aber daneben ist es ihr gelungen, die wenigen einfachen Bestandteile zu entdecken, aus denen sich alles zusammensetzt, die Sprachlaute. Für diese hat sie besondere Bildzeichen erfunden, die Buchstaben, mit denen sie allerdings ursprünglich nur die Konsonanten, nicht die Vokale bezeichnet. Aber sie bringt diese Buchstaben in systematischen Zusammenhang mit den übrigen Schriftzeichen und hat dadurch ein sehr kompliziertes Schriftsystem geschaffen." (Geschichte des Altertums, I. 1., S. 216, 217.)

Das Wort „erfinden" ist für Buchstaben sehr schlecht angebracht, die in Wirklichkeit nichts sind, als vereinfachte Bilder bestimmter Gegenstände.

„Die ägyptischen Hieroglyphen", sagt Dümichen, „aus denen zu bequemerem Gebrauche der Schreiber durch kursive Abkürzung die hieratischen und demotischen Schriftzeichen geschaffen wurden, sind sämtlich Bilder, genommen aus dem sichtbaren Bereich der Wirklichkeit wie dem unsichtbaren der Phantasie . . . Die Zahl dieser Zeichen, wie sie in der von den Pyramidenerbauern des alten Reiches bis zur Ptolomäer- und Kaiserzeit in Gebrauch gewesenen Hieroglyphenschrift uns entgegentreten, ist sehr groß. Sie beläuft sich . . . auf wenigstens 4000. Diese ganze große Masse der Hieroglyphen zerfällt in die beiden großen Klassen

---

1) Begriffszeichen. Ein paar Striche, die ein Flußpferd erkennen ließen, bezeichneten nicht nur das Tier selbst, sondern auch das, was man als ein Wesen betrachtete, Frechheit, Frevelhaftigkeit, den Bösen. K.

Digitized by Google

der phonetischen und ideographischen oder der Laut- und Begriffszeichen, von denen die ersten die Klasse der Lautzeichen aus den einfachen Buchstaben des Alphabets, Vokalen und Konsonanten . . . die mehrfach homophon (gleichklingend K.) sind, das heißt, gelegentlich vertauscht werden mit anderen Zeichen desselben alphabetischen Lautwortes, . . . und aus den Silbenzeichen bestehen, die in verschiedener Weise geschrieben werden können". (Dümichen, Geschichte des alten Aegypten. Berlin 1879, S. 319, 320.)

Wenn ich einen Gegenstand bildlich darstelle, kann man nicht gut sagen, daß ich das Bild erfinde. Aber auch allmähliche Vereinfachungen der Darstellung kann man nicht gut als Erfindungen betrachten. Für den „bewußten Akt eines einzelnen schöpferischen Individuums" ist hier kein Raum. Doch Meyer läßt es ohne weiteres aufmarschieren. An der schon angegebenen Stelle fährt er fort:

„Erst sehr viel später, um das Jahr 1000 v. Chr., hat ein Phöniker es gewagt, die Schrift allein auf diese Buchstaben (Konsonantenzeichen) zu beschränken. Ob er die Zeichen, die er dafür verwendete, etwa der ägyptischen, hetitischen, cyprischen Schrift entlehnt hat, ist nicht zu erkennen und geschichtlich ziemlich irrelevant. Das Entscheidende ist, daß das Element des Einzellautes bereits seit mehr als zwei Jahrtausenden von den Aegyptern entdeckt war und von dem Phöniker für seine Erfindung benutzt wird."

Also, noch wissen wir nicht genau, aus welcher Schrift die phönikischen Buchstaben entlehnt sind, aber eines weiß Professor Meyer doch mit größter Sicherheit, daß es e i n Phöniker und nur einer war, der die kühne Tat gewagt hat. Allerdings, wie es ihm gelang, nun zu veranlassen, daß alle Phöniker sofort sein Alphabet benutzten, wird uns nicht verraten. Aber soviel erfahren wir doch, daß die große Tat des „schöpferischen" Individuums in einer Entlehnung bestand. Sein Diebstahl wurde zu einer Erfindung dadurch, daß er sich nicht das ganze fremde Schriftsystem, sondern nur ein Stück daraus aneignete.

Gerade diese Aneignung läßt sich aber sehr einfach erklären, ohne jedes Diktat eines einzelnen. Jedes der Schriftsysteme, aus denen das phönikische entnommen sein mag, sei es das ägyptische oder das babylonische oder ein davon abgeleitetes, war äußerst kompliziert dadurch, daß es die Spuren seiner Entstehung an sich trug. Alle die Ideogramme und Silbenzeichen der Hieroglyphen z. B., mit denen die Schriftgelehrten Aegyptens von Jugend auf vertraut waren, mußten den fremden Kaufleuten, die in das Land kamen und die nicht von seinen Ueberlieferungen beschwert waren, als etwas Ueberflüssiges erscheinen. Sie legten den Hauptwert auf die Lautzeichen und verzichteten auf die anderen umständlichen und schwerfälligen Bilder. Jedes rückständige Volk kann von einem früher entwickelten lernen. Aber von anderen lernen heißt nicht geistlos das bei ihnen gefundene nachahmen, sondern ihnen das entnehmen, was man brauchen kann und es den eigenen Bedürfnissen anpassen. Der Neuhinzukommende hat den Vorteil, in dem bei dem Vorhergekommenen gewordenen das

Digitized by Google

veraltete, aber in der Tradition festgewurzelte, von dem neuen, brauchbaren, leichter scheiden zu können, als der in der alten Kultur groß gewordene. Das neue Volk hat den Vorteil, nicht zu den Enkeln das alten zu gehören. Wenn es ihm leicht fällt, das überflüssig gewordene Alte aufzugeben, so bedarf es dazu nicht des Erfindergeistes eines schöpferischen Individuums.

Ebensowenig kommt ein solcher in Betracht für die Uebertragung des phönikischen Alphabetes zu anderen Völkern nach dem Osten (Semiten usw. bis nach Indien hin) und nach dem Westen, Griechen und Lateiner, deren Alphabet dann der ganze europäische Kulturkreis übernommen hat. Der Austausch von Waren, nicht der von Gedanken, bahnte ihm den Weg.

Aus praktischen Bedürfnissen geboren, fand die Schrift auch ihre früheste Anwendung in der Praxis. Darauf weist der große Kenner des Altertums und besonders Aegyptens, Eduard Meyer, ebenfalls hin:

„Mit dem Moment, wo die Schrift erfunden ist, beginnt ihre Verwendung für alle Zwecke des praktischen Lebens, die sofort außerordentlich große Dimensionen annimmt. Sie schafft einen Berufsstand der Gelehrten, der Schreiber, deren Hilfe bei aller über die rein mechanischen Beschäftigungen hinausreichenden Tätigkeit unentbehrlich wird und die daher auf die Gestaltung des Lebens, vor allem des Staats, des Rechts und der Religion, entscheidend einwirken. Die Schrift ermöglicht, einen momentanen Vorgang dauernd festzuhalten und für die Zukunft zu fixieren: sie wird daher bei jedem Rechtsgeschäft und bei jeder staatlichen Aktion angewandt, aber auch im privaten Leben, sobald es sich in größeren Dimensionen bewegt und daher mit größeren Zeiträumen (und oft auch Entfernungen K.) rechnen muß, z. B. bei der Ermittlung der Einkünfte eines Gutes, der Lieferungen der Arbeiter und Hörigen usw. Dazu kommen dann Briefe, schriftliche Anordnungen und ähnliches. Ferner legte man z. B. die Bräuche und Formeln eines Rituals, religiöse Hymnen, Rechtssätze, praktische Regeln der Medizin und anderer Künste schriftlich fest — die Anfänge einer traditionellen Literatur." (Geschichte des Altertums, I., 1., S. 218, 219.)

Gegen diese sicher im ganzen sehr zutreffende Darstellung möchte ich nur zweierlei einwenden. Im Anfang läßt sie die „Erfindung" der Schrift und ihre praktische Anwendung als zwei voneinander getrennte Momente erscheinen: Zuerst wird die Schrift „erfunden". Dann, sobald sie da ist, wird sie „sofort in außerordentlich großen Dimensionen" angewandt. Nun weist Meyer selbst auf die Jahrtausende währende Entwicklung der Schrift hin. Auf welchem Punkte ihrer Entwicklung wurde sie tauglich dazu, in der Praxis angewendet zu werden? Und durch welche Triebkraft, durch welches Motiv wurde sie entwickelt in den Jahrtausenden, ehe sie „sofort" in der Praxis anwendbar war? Wozu beschäftigten sich die Menschen mit ihr, solange sie in der Praxis nicht verwendbar war?

Es ist offenbar, die Schrift und ihre Anwendung in der Praxis müssen sich miteinander und durcheinander entwickelt haben; das

Digitized by Google

ist bei jedem technischen Behelf der Fall — und die Schrift ist ein solcher als Mittel des Verkehrs. Zuerst muß das praktische Bedürfnis nach ihr entstehen, dann beginnen die Versuche, auf Grund der gegebenen Erfahrungen und der vorhandenen Hilfsmittel dem Bedürfnis zu entsprechen. Diese Versuche bringen neue praktische Erfahrungen, die erfolgreichere technische Einrichtungen ermöglichen, die wiederum neue, praktische Bedürfnisse nach sich ziehen, und so entwickeln sich diese in steter Wechselwirkung zwischen der Praxis und den ihr dienenden Hilfsmitteln.

Oder, um einen anderen Vergleich zu gebrauchen: Die Sprachzentren, die das menschliche Gehirn von dem jedes anderen Tieres unterscheiden, können sich nicht gebildet haben vor der Sprache. Diese wieder ist unmöglich ohne Sprachzentren. Es ist nur denkbar, daß sich beide in steter Wechselwirkung miteinander und durcheinander entwickelt haben.

Und ebenso die Praxis des staatlichen Lebens, des Waren- und Geldverkehrs und die Schrift.

Aus dem Staat entsprangen die neuen Bedürfnisse, die eine vervollkommnete Schrift nötig machten, und in dem Maße, wie diese vollkommener wurde, konnten die Geschäfte des Staates und die Geschäfte der oberen Klassen besser geführt werden, konnte der Staat sich ausdehnen und vermochten Grundherren wie Kaufleute mehr Menschen auszubeuten.

Praktischen Zwecken, nicht etwa der Poesie diente die Schrift zunächst. Und das ist leicht begreiflich.

Lange, ehe die Schrift sich zu entwickeln begann, hatte die menschliche Sprache schon einen hohen Grad der Ausdrucksfähigkeit erlangt, wie so viele Lieder von Naturvölkern dartun. Die Bilderrätsel, welche die Schrift in ihren Anfängen darstellte, waren nicht geeignet, die Kraft, die Feinheit, die Präzision der poetischen Sprache wiederzugeben. Und die Miene, die Geberde, der Tonfall, die bei dem mündlichen Vortrag die Wirkung einer Dichtung unterstützten, sie fielen bei schriftlicher Wiedergabe weg. Die Schrift mußte einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt haben, ehe sie aufhören konnte, ein Hemmnis poetischer Darstellung zu sein und man beginnen konnte, poetische Schöpfungen in ihr festzuhalten. Die homerischen Gedichte wurden lange schon rezitiert, ehe sie niedergeschrieben wurden. Dies geschah erst im siebenten Jahrhundert v. Chr.

Ueber dieses Jahrhundert sagt Beloch:

„Freilich diente die Schrift auch jetzt fast ausschließlich praktischen Zwecken. Es gab noch kein lesendes Publikum. Die Literatur, wenn man diesen Ausdruck schon anwenden darf, war noch durchaus für den mündlichen Vortrag bestimmt und infolgedessen blieb die poetische Form herrschend." (Beloch, Griechische Geschichte, I., 1., S. 309.)

Digitized by Google

Das galt selbst für die Philosophie. Noch im sechsten Jahrhundert bedienten sich die ersten Naturphilosophen Joniens der poetischen Form und sie trugen ihre Gedanken bloß mündlich vor. Selbst Thales (um 550 v. Chr.) hinterließ „noch nichts Schriftliches, wenigstens nicht über philosophische Fragen" (Beloch, I., 1., S. 438). Ebensowenig Pythagoras, (um 530). Von dem Philosophen Xenophanes (zwischen 560—460) sagt Beloch:

„Als begabter Dichter, vielleicht von Haus aus Rhapsode, wählte er dafür (für die Verkündigung seiner Lehren, K.) die poetische Form, die einzige, in der damals, wo es ein lesendes Publikum noch kaum gab, ein literarisches Werk weitere Verbreitung erlangen konnte. Er folgte dabei dem Vorbild der Orphiker recht im Gegensatz zu den anderen jonischen Weisen dieser Zeit, die nur für einen engen Freundeskreis geschrieben oder, wie Thales und Pythagoras, nur durch mündliche Lehre gewirkt hatten." (Beloch, I., 1., S. 441.)

Noch ein Jahrhundert später hielt ein Mann wie Sokrates es nicht für notwendig, seine Gedanken schriftlich zu fixieren.

Man sieht, nicht zu Zwecken künstlerischer oder wissenschaftlicher Darstellung wurde die Schrift erfunden. Sie erstand aus den Bedürfnissen der Staatenlenker, der Kaufleute und Wucherer.

Siebentes Kapitel.

Die Wissenschaft.

Wohl ist die Schrift nicht aus poetischen oder wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprungen. Denen konnte die Schrift in der Zeit ihrer Anfänge noch gar nicht entsprechen.

Aber allerdings erwächst aus ihr allmählich die Basis der Wissenschaft, indem sie es ermöglicht, eine Fülle von Erfahrungen aufzusammeln, die weit über das Ausmaß dessen hinausgeht, was der einzelne aus persönlichen Mitteilungen seiner Umgebung erfahren kann. Doch geht Eduard Meyer zu weit, wenn er aus dem Schreibkundigen gleich einen Gelehrten macht.

Hier kommen wir auf den zweiten Einwand, den wir gegen seine oben zitierten Ausführungen zu erheben hätten. Er schreibt:

„Die Schrift schafft einen Berufsstand der Gelehrten, der Schreiber, deren Hilfe bei aller über die rein mechanischen Beschäftigungen hinausgehenden Tätigkeit unentbehrlich wird und die daher auf die Gestaltung des Lebens, vor allem des Staates, des Rechts und der Religion, entscheidend einwirken." (S. 218.)

Hier wird die Bedeutung des der Schrift Kundigen als solchen doch sehr überschätzt. Man mag ihn einen Schriftgelehrten nennen, aber ein Gelehrter ist er darum noch lange nicht. Ein Schreiber, der Buch führt über die Eingänge und Ausgänge des Gutes, wird dadurch noch nicht mehr zu wissenschaftlichem Denken befähigt als der Gutsarbeiter.

Digitized by Google

Und gar die „entscheidende Einwirkung" des Schreibers auf das gesellschaftliche Leben! Wenn zwei Kaufleute miteinander einen Vertrag schließen, hängen dessen Bestimmungen doch von ihnen ab und von den Verhältnissen, unter denen sie tätig sind, nicht von dem Schreiber, der den Vertrag zu Papier oder Papyrus bringt. Und wenn ein Schreiber die Niederlage eines Pharao als Sieg verzeichnet, so ändert das an dem wirklichen Ergebnis des Feldzuges gar nichts. Uebrigens würde der Schreiber die Lüge nicht wagen, wenn sie ihm nicht von seinem Herrn befohlen würde.

Eduard Meyer sagt selbst einmal:

„Wenn in einem in den Schreibschulen vielfach abgeschriebenen Literaturdenkmal dieser Zeit (um das Jahr 2000 v. Chr. herum) in der Lehre des Tuauf an seinen Sohn Pepi, das Elend und die fortwährenden Plackereien aller anderen Berufe in drastischen Farben gemalt und dafür die Laufbahn des „Schreibers" (des Beamten), der ihnen allen zu kommandieren hatte, als die allein würdige gepriesen wird, so spricht daraus, so vieles im einzelnen an den Schilderungen richtig sein wird, doch ein einseitiger und sehr bornierter Beamtenhochmut." (Geschichte des Altertums, I., 2, S. 249, 250.)

Das stimmt. Aber die Ueberschätzung dessen, was Schreibarbeit leistet, liegt den Intellektuellen aller Zeiten und Länder nahe, nicht bloß den Schreibern des mittleren Reiches in Aegypten. Sie liegt jeder idealistischen Geschichtsauffassung zu Grunde, auch der des Professor Meyer, die alle im Grunde auf der Ansicht beruhen, daß die „Schreiber" es sind, die die Geschichte machen und mit der Gesellschaft anfangen, was ihnen beliebt.

Damit soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung aus die Schrift keine Bedeutung habe. Dem widersprechen schon unsere bisherigen Ausführungen.

Aber wenn mancher glaubt, die Macht im Staate entspränge aus der Kenntnis des Lesens und Schreibens, so müssen wir den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Diese Kenntnis ist lange Zeit hindurch ein Ausfluß der Macht.

Es waren die Bedürfnisse der herrschenden Klassen im Staat, die zur Entwicklung der Schrift führten. Und darum ist deren Kenntnis zunächst auf die herrschenden Klassen und deren Werkzeuge beschränkt. Die arbeitenden Massen, namentlich die Bauern, die in der alten Enge des Dorfes weiter arbeiten, bedürfen der Schrift in keiner Weise. Sie verlangen nicht nach ihr und niemand sorgt dafür, daß ihnen deren Kenntnis vermittelt wird.

Jene höhere Bildung, die auf der Kenntnis des Lesens und Schreibens beruht und im Laufe der Jahrhunderte allmählich daraus hervorgeht, sie bleibt vielfach bis in unsere Tage ein Privilegium der Ausbeuter und ihrer Werkzeuge.

Damit sei nicht gesagt, daß jeder Ausbeuter ihrer teilhaftig wird und bedarf.

Digitized by Google

In demselben Maße, wie die Schrift, entwickelt sich mit der wachsenden Ausdehnung und Kompliziertheit des Staates auch die Arbeitsteilung unter den herrschenden Klassen und ihren Werkzeugen. Vor allem die zwischen Kriegswesen und Zivilverwaltung. Viel früher als jenes, bedarf diese der Schrift. Die Kriegsleute kommen noch lange ohne Lesen und Schreiben aus, nachdem schon die Männer im Zivildienst sich dieser Künste bemächtigt haben und bemächtigen mußten.

Karl der Große hat das Fränkische Reich gewaltig ausgedehnt und es erfolgreich verwaltet. Aber sein Biograph Einhard muß von ihm mitteilen, daß er das Schreiben nur versuchte. Doch begann Karl diese Versuche zu spät, als daß er es zu einiger Fertigkeit hätte bringen können. Er wäre wohl seiner Regentenaufgabe kaum gewachsen gewesen, wenn ihm nicht die ganze Organisation der römischen Kirche zur Seite gestanden wäre, deren Mitglieder nicht nur Lesen und Schreiben, sondern noch ganz andere Künste verstanden.

Zwischen der Entwicklung des stets wachsenden Staates und der Masse des mit Hilfe der Schrift sich aufhäufenden Wissens besteht ein gewisser Parallelismus.

Die vorstaatlichen Gemeinwesen waren so einfach, die sozialen Zusammenhänge in ihnen so leicht zu übersehen und zu begreifen, daß sie sich ohne Mühe, fast von selbst durch das Zusammenwirken aller Beteiligten zu einem Ganzen zusammenschlossen. Die Organisation dieser Gemeinwesen war etwas Gewordenes, nichts planvoll Geschaffenes.

Der Staat dagegen ist etwas gewaltsam und bewußt Geschaffenes. Er entspringt nicht aus dem spontanen Zusammenwirken seiner Bewohner. Er wird ihrer Mehrheit durch eine Minderheit aufgezwungen. Er faßt Gegenden und Volksschichten des verschiedensten Charakters, mit den verschiedensten Lebens- und Produktionsbedingungen und den verschiedensten Interessen zusammen. Immer wichtiger wird die Aufgabe des Staatsmannes, alle diese verschiedenartigen und oft gegensätzlichen Zusammenhänge in einer Weise zu vereinigen, die einen dauernden Gesamtzusammenhang zwischen ihnen herstellt, der nicht durch ihre Widersprüche gesprengt wird.

Das kann der Staatsmann nicht nach Belieben herbeiführen. Die Staatsverfassungen, die rein idealistisch entworfen, das heißt nur ausgedacht werden, um einem bestimmten Bedürfnis zu dienen, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, eine bestimmte Idee durchzuführen ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, erweisen sich nicht als lebensfähig. Der Staatsmann muß ausgehen von den wirklichen Verhältnissen und ihnen die Organisation des Staates anpassen. Sein Ziel ist stets dessen Lebensfähigkeit, das heißt aber nichts anderes, als die Erhaltung des Regimes der herrschenden Klasse. Denn ohne dieses hört der Staat auf zu sein. Wenigstens

Digitized by Google

galt das bisher. Von den neuesten Erscheinungen werden wir erst am Schlusse dieses Buches handeln.

Geschieht die Entwicklung des Gemeinwesens im vorstaatlichen Stadium vielfach unbewußt, so wird das Arbeiten an ihr im Staate immer mehr zu einer auf bestimmte Ziele gerichteten, auf eingehender Kenntnis der mannigfaltigen Verhältnisse beruhenden bewußten Tätigkeit. Was allerdings, das sei nochmals wiederholt, nicht bedeuten soll, daß die Politiker den Staat nach Belieben formen können. Sie werden nur so weit Erfolge erzielen, als sie auf einer Erkenntnis der bestehenden Machtverhältnisse und der Bedürfnisse und Fähigkeiten der Volksschichten beruhen, auf deren Tätigkeit der Staat aufgebaut ist und die ökonomisch bedingt sind.

Aehnlich geht es mit dem Wissen. Im vorstaatlichen Stadium ohne Schrift ist der Umfang des Wissens klein, allen zugänglich und auf alle, bei der Gleichheit der sozialen Bedingungen in übereinstimmender Weise wirkend. Die Schlüsse, die aus den Erfahrungen aller gezogen werden, sind kollektive Anschauungen, die in allen in gleicher Weise entstehen, und die, da sie von allen geteilt werden, als selbstverständlich gelten, kritiklos hingenommen werden. Es kommt natürlich darauf an, daß keine von ihnen im Widerspruch zu jener besonderen Praxis steht, deren Erfahrungen sie entspringt und deren Weiterführung sie beeinflußt. Ob aber die einzelnen Anschauungen im Widerspruch untereinander stehen, das ist nicht entscheidend.

Das ändert sich, sobald die Ausdehnung des Verkehrs im Staat und durch den Staat und das Festhalten der dadurch hereinströmenden neuen Erfahrungen eine Akkumulation massenhaften Wissens herbeiführt, die erdrückend wirkt, wenn es nicht gelingt, die ungeordnete Masse zu ordnen, und alle die Fülle der Widersprüche aufzuheben, die sich in den von verschiedenen Völkern des Staates geholten mannigfachen Anschauungen finden, aus deren Zusammenfassung das in der Schrift niedergelegte Wissen zunächst besteht.

Wie im Staate, wird es nun auch im Wissen notwendig, alle die einzelnen Zusammenhänge der verschiedenen Erfahrungen, die es enthält, in einem widerspruchslosen Gesamtzusammenhang zu ordnen. Damit entsteht aus dem zusammenhanglosen Wissen der Vorzeit die Wissenschaft. Deren Streben nach Herstellung des Gesamtzusammenhanges im Wissen wird allerdings im Laufe ihres Fortschritts wieder dadurch beeinträchtigt, daß sich das Wissen in einer Weise mehrt, die es unmöglich macht, daß es auch der größte Gelehrte ganz umfaßt. Immer mehr macht sich eine Spezialisierung in einzelne Fächer geltend, die allerdings immer wieder nach Zusammenhang streben müssen. Trotzdem gelten gerade heute wieder die sogenannten Geisteswissenschaften als solche, deren Gebiete mit denen der Naturwissenschaften nichts

Digitized by Google

gemein haben, so daß beide einander ebenso widersprechen dürfen, wie die verschiedenen Anschauungen des kollektiven Denkens der „prälogischen" Zeit, etwa der Botokuden, einander widersprechen.

Die Gesamtheit des Wissens und damit die Wissenschaft umfaßt natürlich zahlreiche Gebiete, die für den Staatsmann als solchen gleichgültig sind. Aber die Schrift und in ihrem Gefolge die Wissenschaft, entwickeln sich im Staate und durch den Staat und er ist es vor allem, der das Denken der Gelehrten und Weltweisen am meisten beschäftigt. Wie der Staat einzurichten sei und wie sich der einzelne im Staat zu verhalten habe, wie zu ihm selbst und wie zu den Staatsbürgern, das sind Fragen, die auch heute noch viele Philosophen in erster Linie interessieren. Noch mehr war dies der Fall in den alten Staaten. Soweit man über die unerbittliche Natur nachdenkt, forscht man nach ihren kausalen notwendigen Zusammenhängen. Dabei fällt es niemand ein, zu untersuchen, wie die Natur eingerichtet sein soll; dagegen erscheint das Sollen der Menschen in Staat und Gesellschaft als die wichtigste Frage, sobald die Einheit der vorstaatlichen Gemeinwesen aufgelöst ist, in der das Verhalten der einzelnen zu ihm und dessen Beschaffenheit als Selbstverständlichkeiten gelten. Im Staate mit seinen stets wachsenden und stets vorhandenen inneren Widersprüchen ersteht früh die Frage, wie soll der einzelne sich zum Staate stellen, wie soll er seine Nebenmenschen behandeln, wie soll der Staat beschaffen sein.

Das kausale Forschen ist dem Menschen, wie schon dem Tiere angeboren. Aber es erstreckt sich zunächst nur auf praktische Einzelfälle. Das Streben, die ganze Welt in einen kausal verknüpften Gesamtzusammenhang zu bringen, ersteht dagegen später als das Forschen nach einem teleologischen Gesamtzusamenhang in Staat und Gesellschaft. Die ganze orientalische Philosophie ist über dieses letztere Stadium nicht weit hinausgekommen.

Das höchstentwickelte Volk des Ostens sind die Chinesen. Ihre Philosophie kennzeichnet Peschel sehr gut mit den Worten:

„Seit unserem geistigen Erwachen, seit wir als Mehrer der Kulturschätze aufgetreten sind, haben wir unverdrossen mit den Schweißperlen auf der Stirn nur nach einem Ding gesucht, von dessen Dasein die Chinesen keine Ahnung haben und für das sie auch schwerlich eine Schüssel Reis geben würden. Dieses eine unsichtbare Ding nennen wir Kausalität. An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten[1]) Ursachen der Erscheinungen." (Völkerkunde, S. 399, 400.)

Indessen kann sich keine Staatsphilosophie dauernd auf Sittensprüchlein und Spekulationen über den absolut besten Staat

[1]) Wollte Peschel nicht sagen: „die letzten"? K.

Digitized by Google

beschränken, die einen wie die anderen bleiben für die menschliche Praxis wirkungslos. Das schon vom Tier ererbte Kausalbedürfnis ist so stark, daß man sich nicht viel mit sozialen und politischen Verhältnissen beschäftigen und Wissen über sie sammeln und verarbeiten kann, ohne in ihnen kausale Zusammenhänge zu entdecken, auch wenn man nur teleologisch forschen will.

Mit der Fülle sozialer und politischer Erfahrungen, die der Staat in stets steigendem Maße liefert und die durch die schriftliche Festhaltung immer mehr aufgehäuft werden, bildet sich daher eine zunehmende Menge von Einsichten in das Wesen, die Aufgaben, die Hilfsmittel des Staates, die nur den literarisch Gebildeten zugänglich sind. Sie zu beherrschen, ist notwendig für jene, die den Staat zu verwalten haben, entweder als Mitglieder der herrschenden Klasse oder als deren Beauftragte.

Wer diese Einsichten nicht besitzt, der ist unfähig, an der Verwaltung des Staates sowie an seiner Formung, seiner Gesetzgebung teilzunehmen.

Die Massen der arbeitenden Klassen wurden, wie wir schon gesehen, durch ihre Lebensbedingungen nicht veranlaßt, sich mit der neu aufkommenden Kunst des Schreibens und Lesens und mit den dadurch vermittelten Kenntnissen vertraut zu machen. Und wenn sie es versucht hätten, wäre es ihnen schwer gefallen, da sie oft ganz in der Tagesfron aufgingen, um den Ansprüchen der Ausbeuter gerecht zu werden.

Wo aber eine arbeitende Klasse begann, sich gegen die herrschenden Klassen aufzulehnen, und, um das besser tun zu können, versuchte, lesen und schreiben zu lernen, wurden sich die Herrscher dessen bewußt, welch großen Schutz die Unwissenheit der Massen für sie bedeutete. Sie boten dann alles auf, diese Unwissenheit künstlich aufrechtzuhalten.

So wird neben der brutalen Gewalt des Kriegsmannes das höhere Wissen des Gebildeten ein neues Mittel der Klassenherrschaft. Und der Kampf der arbeitenden Massen gegen die Ausbeuter muß sich nicht bloß die freie Verfügung über die im Produktionsprozeß angewandten Produktionsmittel und über die freie Betätigung im Staate, sondern auch die Brechung des Privilegiums aufs Wissen zum Ziel setzen.

Allerdings dies letztere Ziel machten die Ausgebeuteten bisher nur selten zu dem ihren. Erst in den letzten Jahrhunderten sind die Bedingungen dafür erstanden, daß sie nach Wissen streben und es erreichen. Den Druck der politischen Unfreiheit und des Mangels an Produktionsmitteln spürt ohne weiteres jeder. Dagegen, um die Bedeutung des höheren Wissens zu erkennen, muß man in neue Verhältnisse geraten, die dessen Bedeutung enthüllen und gleichzeitig die Möglichkeit bieten, es zu erwerben.

Der Bauer, der in alten, überkommenen Verhältnissen weiterlebt, hält dies von seinen Vätern mündlich überlieferte und

Digitized by Google

durch die Praxis von Jahrhunderten erprobte Wissen für völlig ausreichend für seine Zwecke. Die Weisheit der Bücher verachtet er. Doch seine Unwissenheit führt ihn auch zu dem entgegengesetzten Extrem, zu der Ueberschätzung dessen, was in den Büchern steht. Er läßt sich einreden, manche von ihnen enthielten übernatürliche Weisheit, göttliche Offenbarungen, die nur wenigen Begnadeten zugänglich seien.

Heute, im Zeitalter der Naturwissenschaften, ziehen es die gebildet sein Wollenden vor, die Ansicht zu verbreiten, die Unwissenheit der arbeitenden Massen sei die Folge ihres angeborenen Mangels an Intelligenz als Mitglieder einer tieferstehenden Rasse. Darum sei es für sie ganz vergeblich, die geistige Höhe der von der Natur begnadeten herrschenden Klasse zu erreichen, eine Höhe, die uns heute Hakenkreuzler und Fascisten so eindrucksvoll demonstrieren.

Das ist natürlich Unsinn. Aber daran ist nicht zu zweifeln, daß die Schrift und die aus ihr hervorgehende Wissenschaft lange Zeit hindurch nicht Mittel waren, die ganze Masse der Bevölkerung des Staates geistig zu heben, sondern vielmehr Mittel, die Ueberlegenheit der herrschenden Klasse über die Ausgebeuteten, die zunächst nur auf kriegerischer Uebermacht beruhte, auch zu einer geistigen Ueberlegenheit zu machen. Einzelne begünstigte Schichten der oberen Klassen konnten sich nun zu gewaltigen geistigen Leistungen aufschwingen, indes die Masse des Volkes auf dem Niveau des Wissens stehenblieb, auf dem sie bei Beginn des Staates gestanden war, und das im Verhältnis zu dem Fortgang der Wissenschaft in den höheren Regionen der Gesellschaft immer mehr als völlige Unwissenheit erschien.

Ja, es konnte sogar absolute geistige Degradation der arbeitenden Massen eintreten durch ihre Ueberhäufung mit eintöniger, geisttötender Arbeitsqual und durch den Mißbrauch der geistigen Ueberlegenheit jener herrschenden Schichten, die nicht durch ihre kriegerische Kraft, sondern durch ihr höheres Wissen ihre Stellung als ausbeutende Klasse behaupteten und auf den gröbsten Aberglauben spekulierten, um jeden zu schrecken, der an ihrer Gottähnlichkeit zweifeln oder gar — der Gipfel der Gottlosigkeit — die von ihnen geforderten Tribute beschneiden wollte.

Wie der Staat, wird auch die aus ihm erstehende Schrift und Wissenschaft als der Inbegriff alles Hohen und Herrlichen gepriesen, das die Menschheit hervorgebracht hat. Aber dank dem engen Zusammenhang ihres Ursprungs mit dem Staate haben diese Errungenschaften seinen Klassencharakter nicht überwunden, sondern verschärft. Alles Hohe und Herrliche den oberen Klassen. Den unteren vermehrtes Elend, vermehrte Rohheit und Unwissenheit, aus denen dann geschlossen wird, daß die ausgebeuteten

Digitized by Google

Klassen selbst daran schuld seien, wenn sie es nicht so weit gebracht hätten, wie ihre Ausbeuter.

Je heller das Licht der Wissenschaft erstrahlt, um so schwärzer — im bisherigen Staat — die Nacht der Unwissenheit der arbeitenden Massen, die aus derselben Staatsordnung stammt, wie die glänzend aufsteigende Wissenschaft.

Achtes Kapitel.

Das Geld.

Mit dem Handel, der seit dem Aufkommen des Staates rasch größere Dimensionen annimmt, ersteht das Bedürfnis nach einem Mittel, das den schwerfälligen Austausch von Waren untereinander erleichtert, das ferner einen eigenen Wert besitzt und es ermöglicht, genauer das Wertverhältnis zu messen, in dem die Waren zueinander stehen. Endlich ein Mittel, dessen Gebrauchswert und Tauschwert sich im Laufe der Zeit nur wenig verändert, so daß es möglich wird, die Profite des Handels aufzustapeln, um mit der angesammelten Summe größere Wirkungen erzielen zu können, sei es, um Bauten aufzuführen oder Schiffe herzustellen, ein Landgut zu erstehen usw., oder sei es auch nur, um längere Zeit ein arbeitsloses Genußleben führen zu können. Das gleiche Bedürfnis nach der Unveränderlichkeit des Wertes dieses Mittels erstand für die Wucherzinsen.

Das Mittel, das zur Befriedigung dieser Bedürfnisse dient, war eine besondere Ware, die zu Geld wurde. Ein Verkehrsmittel, ebenso wie Sprache und Schrift; ebenso aus dem Verkehr der Menschen, aber auch aus dem Bedürfnis nach dem Festhalten des Erworbenen hervorgewachsen, wie diese. Ebenso wie sie geworden, nicht erfunden, wenn auch in seinen höheren Formen mannigfachen bewußten Regelungen durch den Staat unterworfen.

Ueber das Wesen, das Werden und Funktionieren des Geldes hat Marx bereits erschöpfend in seiner „Kritik der politischen Oekonomie" und im „Kapital" gehandelt. Im Anschluß an ihn und seine Werttheorie, die allein das Geld befriedigend erklärt, habe auch ich schon mehrfach darüber geschrieben. Oft Gesagtes darüber zu wiederholen, ist hier wohl nicht notwendig. Ich darf mich daher im folgenden kurz fassen. Wer meine Anschauungen über das Geld ausführlicher kennenlernen will, den verweise ich auf das 7. Kapitel meines Buches: „Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft". (Leipzig 1918, S. 106—156.)

Das Geld ist in seinem Ursprung eine Ware, die jeder brauchen kann, jeder nimmt. Solange eine solche nicht auftrat, da war es notwendig, daß derjenige, der eine Ware auf den Markt brachte, einen Abnehmer fand, der nicht nur ihrer bedurfte, sondern der auch, im Austausch dagegen, über eine Ware verfügte,

Digitized by Google

die der andere selbst brauchte. Die Umsätze der Waren wurden sehr erleichtert, wenn jeder sich daran gewöhnte, seine Ware gegen eine von allen akzeptierte umzutauschen.

Nicht minder wichtig wie als Zirkulationsmittel wird das Geld als Wertmesser, aber auch als Mittel der Anhäufung, der Akkumulation von Reichtum an sich.

Da bei hoher Entwicklung des Warenhandels, großer Regelmäßigkeit und Sicherheit des Verkehrs, die Geldware für die Zirkulation durch bloße Anweisungen auf sie ersetzt werden kann, glaubt man vielfach, das Geld sei gar keine Ware, sondern nur eine Anweisung auf eine solche. Und da der Staat durch seinen Stempel die Echtheit und Vollwertigkeit bestimmter Stücke der Geldware verbürgt, wodurch es zur Münze wird, so meint mancher auch, es sei der Staat, der das Geld schafft und seinen Wert festsetzt.

Erst jüngst in der Zeit der Inflation haben wir alle am eigenen Leib verspürt, wie gefährlich diese Irrtümer werden können.

Sie beziehen sich aber bloß auf die Funktion des Geldes als Mittel des Warenumlaufs. Sie vergessen ganz, daß es auch als Wertmesser zu fungieren hat. Als solcher muß es den Wert einer anderen Ware an dem eigenen messen, was unmöglich ist, wenn es selbst keinen Wert hat, ein bloßer Papierschein ist.

Wo immer zwei Waren miteinander getauscht werden, wird stets der Wert der einen an dem der anderen gemessen. Je mehr die eine von jedermann im Austausch angenommen wird und sich dadurch von den anderen unterscheidet, um so mehr wird es Gebrauch, daß der Wert jeder Ware in bestimmten Mengen dieser einen allgemein akzeptierten Ware gemessen wird, diese Menge als der Preis gilt, der für sie zu zahlen ist.

Je höher entwickelt der Warenverkehr, je mehr er aufhört, ein gelegentlicher Vorgang zu sein, je mehr er an manchen Punkten, den Märkten, sich regelmäßig wiederholt, je zahlreicher und mannigfaltiger die Waren, die auf den Markt kommen, desto mehr wird die eine bevorzugte Ware zum allgemeinen Tauschmittel. Sie entwickelt dabei gleichzeitig ihre Funktionen als Wertmesser und als Zirkulationsmittel. Sie muß aber nicht immer bei derselben Tauschoperation beide Funktionen ausüben. In den Anfängen des Warenverkehrs kommt es oft vor, daß die Geldware nur als Wertmesser dient, als Ausdruck des Preises der Waren, ohne daß mit Geld bezahlt wird. Es findet vielmehr Naturaltausch statt.

„Die alten Aegypter z. B. gebrauchten im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung schon Kupfer und Gold (nicht Silber) als Geldware und allgemeinen Wertmesser der Waren. Aber die in Geld ihrem Werte nach gemessenen Waren wurden meist in natura gegeneinander ausgetauscht."

„So wurde bei einer dieser Tauschhandlungen z. B. ein Stier getauscht. Sein Wert wurde festgesetzt auf 119 Kupferutnu (14,4 Kilogramm Kupfer). Für ihn wurde gegeben eine Matte, die auf 25 Utnu angesetzt wurde,

Digitized by Google

5 Maß Honig zu 4 Utnu, 8 Maß Oel zu 10 Utnu und noch 7 andere Dinge für den Rest."

„Hier fungiert das Kupfer nur als Wertmaß. Es hätte als Zirkulationsmittel funktioniert, wenn der Besitzer des Stieres für ihn 119 Kupferutnu ausgezahlt bekommen und für diese dann die Matte und die übrigen Gegenstände gekauft hätte."

„Daß es im alten Aegypten mehr als Wertmaß wie als Zirkulationsmittel fungierte, rührte wohl daher, daß das Kupfer als Gebrauchsgegenstand zu sehr gesucht war. Gerade dieser Umstand machte es sehr geeignet zur Geldware, hinderte aber solange seine Produktion nicht sehr augedehnt war, seine Anwendung als Zirkulationsmittel, denn solange es als solches umlief, war es natürlich industriell nicht verwendbar." (Kautsky, „Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft, S. 111.)

Natürlich genügt es nicht, daß eine Ware allgemein gern genommen wird, um sie zur Geldware zu machen. Es müssen noch andere Eigenschaften dazu kommen. So Wertbeständigkeit, die nicht bloß eine Beständigkeit ihrer Produktionsbedingungen, sondern auch der Qualitäten erheischt, die ihren Gebrauchswert bestimmen. Ferner die Möglichkeit ihrer Teilbarkeit in kleine und kleinste Stücke, deren jedes den gleichen Gebrauchswert hat, wie die großen Stücke, so daß sie sich bloß durch die Mengen von Arbeit unterscheiden, die jedes von ihnen darstellt.

Es gibt nur wenige Produkte, bei denen diese Voraussetzungen zutreffen. Sie fehlen z. B. bei Tieren und darum hat sich auch die Verwendung von Rindern als Geld, die bei manchen Viehzüchtenden Nationen aufkam, nicht behaupten können. Als Wertmaß mag es noch einigermaßen gegangen sein, aber als Zirkulationsmittel muß seine Anwendung oft auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Wo es als Geld gebraucht wird, muß daneben noch oft Naturaltausch stattfinden.

Rosa Luxemburg sagt darüber:

„Mit dem Uebergang zur Viehzucht wird das Vieh allgemeine Ware im Tauschhandel und allgemeiner Wertmaßstab. Dies war der Fall bei den alten Griechen, wie sie uns Homer beschreibt. Indem er z. B. die Ausrüstung jedes Helden genau schildert und einschätzt, sagt er, daß das Rüstzeug des Glaukus 100 Rinder kostete, dasjenige von Diomedes 9 Rinder."

Doch muß sie hinzufügen:

„Neben dem Vieh dienten aber zu jener Zeit bei den Griechen auch noch einige andere Produkte als Geld. Derselbe Homer sagt, daß bei der Belagerung Trojas für den Wein aus Lemnos bald Felle, bald Ochsen, bald Kupfer oder Eisen gezahlt wurde." (Einführung in die Nationalökonomie, S. 227, 228.)

Ob man diese „einigen anderen Produkte" als Geld bezeichnen darf, ist doch sehr zweifelhaft. Hier wurde einfach der Wein im Naturaltausch für andere Produkte hingegeben.

Und so muß man auch ein Fragezeichen machen, wenn Rosa Luxemburg fortfährt:

Digitized by Google

„Das Geld, das heißt die allgemeine Ware, war bereits ganz ausgebildet, bevor man überhaupt die Metalle zum Geldanfertigen verwendete. Schon in der Viehform z. B. hat das Geld tatsächlich genau dieselben Funktionen wie heute die Goldmünze: als Vermittler der Tauschgeschäfte, als Wertmesser, als Schatzmittel, als Verkörperung des Reichtums." (S. 229.)

Wir wollen davon absehen, daß Rosa Luxemburg hier von der Verwendung der Metalle zum „Geldanfertigen" spricht. Davon kann man aber doch nur dort reden, wo man die Münzung des Geldes im Auge hat, die erst im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aufkam. Mehr als zweitausend Jahre vorher hat man aber schon Metalle als Geld gebraucht. Die Produktion von Gold und Silber ist noch keine „Anfertigung" von Geld. Die Edelmetalle wurden viele Jahrtausende hindurch als Rohmaterial für Schmuck verwendet, ehe sie anfingen als Geld zu funktionieren. Doch dies nur nebenbei.

Bedenklicher aber ist es, daß Rosa Luxemburg behauptet, das Geld sei bereits „ganz ausgebildet" gewesen, ehe die Edelmetalle als solches angewendet wurden. Meiner Ansicht nach besitzen nur die Edelmetalle die Qualitäten, die es erlaubten, das Geld „ganz auszubilden". Was vorher als Geld fungierte, stieß stets auf Schranken, die seine allgemeine Anwendung und damit vollkommene Ausbildung hinderten.

Das gilt nicht nur von seiner Anwendung als Zirkulationsmittel, sondern auch als Schatzmittel, die wir noch eingehender betrachten werden, da sie uns in diesem Zusammenhang besonders interessiert.

Genossin Luxemburg veranschaulicht die Entstehung und das Funktionieren des Geldes in einem erfundenen Beispiel, das von ihr teilweise sehr scherzhaft gefaßt, aber sehr ernsthaft gemeint ist. Sie führt uns einen Schuster in einer Wirtschaft vor, in der Vieh als Geld und Reichtum funktioniert. Im Laufe ihrer Ausführungen darüber sagt sie:

„Die Viehform, das ist, wie wir wissen, die offizielle gesellschaftliche Form der Arbeit und in dieser kann sie der Schuster so lange aufbewahren, wie er will; denn er weiß, er hat es jederzeit in der Hand, sein Arbeitsprodukt wieder aus der Viehform in jedes beliebige umzutauschen, d. h. einen Kauf zu machen."

„Eben dadurch wird aber das Vieh jetzt auch zum Mittel, den Reichtum aufzusparen und zu sammeln, es wird zum Schatzmittel . . . Da das Vieh allezeit zu allem gut ist, so spart und häuft er es für die Zukunft auf." (S. 219.)

Leider hat diese Anhäufung von Vieh einen Haken. Es ist ein „fressendes Kapital". Der Schuster muß es füttern, soll es nicht ein „totes Kapital" werden und der Schatz sich in eine Aufhäufung nutzloser Kadaver verwandeln. Die Grenzen der Futtervorräte und Weideplätze des Geldbesitzers sind bei Viehgeld auch die Grenzen seiner Schatzbildung, seiner Akkumulation von Geld.

Digitized by Google

Wo die Edelmetalle als Geld fungieren, bestehen diese Grenzen nicht. Der Schuster kann davon zusammenscharren, soviel ihm möglich ist. Sie bedürfen keines Futters, sie gehören auch nicht zu den Schätzen, die der Rost und die Motten fressen, sie verändern sich nicht in ihrer leiblichen Beschaffenheit und kaum in ihrem Werte, auch wenn sie Jahrzehnte lang aufbewahrt bleiben[1]). Und die Edelmetalle lassen sich, ohne Schädigung zu erleiden, nicht nur aufbewahren, sondern auch leicht verbergen, z. B. durch Vergraben, was auch reichlich geübt wurde, solange es nicht Banken und eine kapitalistische Anwendung des Geldes gab. Die Schatzgräberei ist denn auch in den Märchen aus alten Zeiten eine beliebte Beschäftigung. Edelmetalle lassen sich ferner meist leichter transportieren als etwa Vieh. Dieses kann allerdings laufen, doch hilft das nichts beim Fortschaffen übers Meer. Einige Goldstücke kann man hingegen selbst in einem kleineren Schiff unschwer bis an die fernsten Meeresküsten bringen. Durch weite Sandwüsten oder Urwälder läßt sich ein Rind ebenfalls schwerer transportieren, als ein Säckchen mit Gold.

Erst das Metallgeld wird zu vollständig ausgebildetem Geld. Ja, genau genommen, erst die Münze. Denn man kann von vollständig ausgebildetem Geld erst dann reden, wenn sein Gebrauchswert ausschließlich darin besteht, als Zirkulationsmittel zu dienen, wenn es als nichts anderes verwendbar ist. Dahin kommt es erst, wenn es die Münzform erreicht. Eine Gold- oder Silbermünze ist nur dazu da, mit ihr zu kaufen (oder zu zahlen). Will man sie anders verwenden, etwa als Plombe von Zähnen, oder als Rohmaterial für Schmuck, oder Geschirr, muß man ihr erst die Münzform nehmen, sie einschmelzen.

Auf keinen Fall darf man von den Geldsorten, die vor dem Metallgeld vorkommen, behaupten, sie stellten „vollständig ausgebildetes Geld" dar, Geld, das imstande ist, alle die Funktionen zu erfüllen, die es im Warenhandel ausübt, deren dieser bedarf und die seine Weiterentwicklung ermöglichen.

---

1) Professor Alwin Oppel führt den Wert des Goldes und Silbers einzig auf ihre leibliche Beschaffenheit zurück. Er fragt:

„Warum wird das Gold höher bewertet, als das Silber? Die Antwort lautet: weil es die metallischen Eigenschaften in höherem Grade besitzt als diese. Beide sind ja homogen, teilbar und wieder vereinbar, aber das Gold ist es mehr." (Natur und Arbeit, Leipzig 1904, S. 315.)

Er sagt uns nicht, warum der Diamant noch wertvoller ist, als Gold, obwohl ihm die metallischen Eigenschaften fehlen, und erklärt uns auch nicht, warum im letzten Jahrhundert durch die Veränderung der Produktionsmethoden, die die Gewinnung von Silber viel mehr verbilligten, als die des Goldes, der Wert des Silbers gegenüber dem des Goldes gewaltig zurückging, obwohl sich doch der Grad seiner „metallischen Eigenschaften" in keiner Weise verringerte.

Digitized by Google

Aus dem Warenverkehr erwächst nicht nur das Geld, sondern auch die Notwendigkeit der Ansammlung von Geldschätzen, zunächst als Betriebsfonds und Reservefonds für die Kaufleute. Bei allgemeiner Warenproduktion vermag auch der Produzent ohne eine gewisse Schatzbildung seinen Betrieb nicht in Gang zu setzen und in Gang zu halten. Diese Funktion kann das Geld vollkommen nur erfüllen als Edelmetall.

Aber das Geld kann sich nicht entwickeln, ohne daß es eine „angenehme Ware", um mit Roscher zu sprechen, auch für andere Leute wird, als für Warenproduzenten und Warenhändler. Wer Geld hat, kann jede Ware erwerben, die zu Markte kommt, er kann Dienstleistungen von Menschen und solche selbst kaufen. Geld wird ein Mittel der Macht und zwar ein ganz gewaltiges Machtmittel. Die Grundlage der Kriegsmacht selbst wird die Geldmacht. So kam es schließlich dahin, daß Marschall Trivulzio im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Ausspruch prägte, den im 17. der Graf Montecuccoli wiederholte, daß zum Kriegführen drei Dinge nötig sind: Geld, Geld und wiederum Geld. In der großen französischen Revolution variierte allerdings der Advokat Danton den Ausspruch des Marschalls dahin, daß das notwendigste sei: Kühnheit, Kühnheit und wiederum Kühnheit.

In Wirklichkeit braucht man heute zum Kriegführen beides und noch einiges dazu, so z. B. Verstand und Wissen.

Aber jedenfalls, je mehr sich Warenhandel und Warenproduktion entwickeln, desto weniger kann sich eine Staatsgewalt ohne Geld behaupten, desto eifriger sucht sie nach Geld, desto beflissener zeigt sie sich, die Tribute und Dienste, zu denen sie die Untertanen verpflichtet, in Geldzahlungen zu verwandeln.

Eine ganz andere Auffassung des Entwicklungsganges des Geldes gibt die neuere Theorie darüber, die wohl am hervorragendsten von Max Weber vertreten wird. In seiner „Wirtschaftsgeschichte" beginnt er den Paragraphen, der von Geld und der Geldgeschichte handelt, mit den Worten:

„Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ist das Geld der Schöpfer des Individualeigentums; diese Eigenschaft besitzt es von Anfang an, und umgekehrt gibt es kein Objekt mit Geldcharakter, das nicht individuellen Besitzcharakter gehabt hätte.

„Aeltestes Individualeigentum sind Gegenstände, die der einzelne sich verfertigt hat, Geräte und Waffen beim Mann, Schmuck bei Mann und Frau. Sie unterliegen einem Sondererbrecht von Person zu Person; in ihrem Umkreis haben wir primär die Entstehung des Geldes zu suchen." (S. 208.)

Schon diese Ausführungen sind sehr sonderbar. Zuerst heißt es, das Geld ist der Schöpfer des Individualeigentums. Das kann doch nur heißen, daß es vor dem Geld kein Individualeigentum gibt. Gleich darauf heißt es, daß das älteste Individualeigentum Gegenstände bilden, die der einzelne sich selbst verfertigt, was natürlich ohne Geld geschah, und daß wir im Bereich dieses

Digitized by Google

Individualeigentums die Entstehung des Geldes zu suchen haben. Also: das Geld ist der Schöpfer des Individualeigentums. Dieses Eigentum war jedoch vor seinem Schöpfer da, es ist aus dem von ihm geschaffenen Produkt hervorgegangen!

Das ist schon sonderbar genug. Aber nicht minder sonderbar das Folgende. Weber fährt fort:

„Heute hat das Geld vor allem zwei Funktionen: es dient als oktroyiertes Zahlungs- und als allgemeines Tauschmittel. Geschichtlich ist von diesen beiden Funktionen diejenige des oktroyierten Zahlungsmittels die ältere[1]). In diesem Stadium ist das Geld tauschloses Geld[2]); diese seine Eigenschaft wird dadurch ermöglicht, daß auch eine tauschlose Wirtschaft Leistungen von Wirtschaft zu Wirtschaft kennt, die nicht auf Tausch beruhen, aber doch Zahlungsmittel nötig machen: Tribute, Häuptlingsgeschenke, Brautpreis, Mitgift, Wergeld, Bußen, Strafen, also Zahlungen, die mit typischen Zahlungsmitteln zu leisten sind." (S. 209.)

Diese Auffassung beruht auf der Knappschen „staatlichen Theorie des Geldes", die Max Weber mit einem kleinen Vorbehalt akzeptiert. Er spricht von der „im übrigen völlig richtigen und schlechthin glänzenden, für immer grundlegenden staatlichen Theorie des Geldes von G. F. Knapp" (Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1925, 2. Aufl., S. 99).

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, uns mit dieser Theorie auseinanderzusetzen. Im vorliegenden Zusammenhang interessiert uns nur die Behauptung, die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel entstehe vor der des „Tauschmittels", das heißt Zirkulationsmittels. Sie ist Max Weber eigentümlich. Knapp selbst erklärt, es sei „erst die zirkulatorische Verwendung, welche die Eigenschaft des Zahlungsmittels hervorruft" („Die Staatliche Theorie des Geldes", 3. Aufl., München 1921, S. 5).

Die Unterscheidung zwischen der Funktion des Geldes als Zirkulations- und als Zahlungsmittel macht Marx auch. Allerdings als Tauschmittel bezeichnet er das Geld nirgends. Es ist ja das Mittel, das Tauschen durch ein Kaufen zu ersetzen. Es heißt, den Unterschied der beiden wesentlich verschiedenen Vorgänge auslöschen, wenn man das Geld nicht als Zirkulations- oder Kaufmittel, sondern als Tauschmittel bezeichnet.

Zunächst, sagt Marx, dient das Geld als Zirkulationsmittel. Auf der einen Seite steht der Warenbesitzer, der die Ware verkauft. Auf der anderen der Geldbesitzer, der Geld für die Ware hingibt. Nun treten im Laufe der Entwicklung der Warenzirkulation Umstände ein, unter denen der Warenbesitzer seine Ware hingibt, ohne sofort Geld dafür zu bekommen. Er begnügt sich mit dem Versprechen, daß ihm das Geld später ausgefolgt wird. Augenblicklich verfügt der Kaufende nicht über die nötige Summe.

---

[1]) Von mir unterstrichen. K.

[2]) Von Weber unterstrichen. K.

Digitized by Google

Das schuldige Geld wird dann später ausbezahlt: es fungiert nun als Zahlungsmittel. Es vollzieht nicht die Erwerbung einer Ware, die ist schon früher geschehen, es bezahlt vielmehr bloß eine Schuld.

„Bei gewissem Höhegrad und Umfang der Warenproduktion greift die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel über die Sphäre der Warenzirkulation hinaus. Es wird die allgemeine Ware der Kontrakte. Renten, Steuern usw. verwandeln sich aus Naturallieferungen in Geldzahlungen." (Marx, „Das Kapital", I., S. 98.)

Bei Weber vollzieht sich der Prozeß umgekehrt wie bei Marx. Zuerst fungiert das Geld als Mittel, Verpflichtungen abzutragen, dann erst als Mittel, Waren zu erwerben. Als Zahlungsmittel fungiert nach Weber das Geld schon, ehe es noch irgendeinen Warenaustausch gibt, in einer tauschlosen Wirtschaft.

Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, operiert er mit dem Begriff des oktroyierten Zahlungsmittels. Er sagt, daß lange schon, ehe es eine Warenzirkulation gibt, von überlegenen Mächten, z. B. der Staatsgewalt, den einzelnen Wirtschaften Leistungen auferlegt werden, und zwar ganz bestimmte Leistungen. Dadurch, daß die Naturalien genau festgesetzt werden, die die einzelne Wirtschaft zu liefern hat, soll bewirkt werden, daß sie als Zahlungsmittel fungieren, also als Geld! Sie werden hingegeben ohne eine entsprechende Gegenleistung des Empfangenden, sind daher nicht Tauschmittel.

Merkwürdigerweise rechnet Weber zu den, einzelnen Wirtschaften aufgezwungenen Tributen außer den Steuern und den Bußen auch „Brautpreis und Mitgift".

Als eines der Beispiele dafür berichtet er einige Seiten später (S. 212) selbst:

„Von den Missouriindianern wird berichtet, daß der Kaufpreis für ein Weib betrug: zwei Messer, ein paar Hosen, eine Decke, eine Flinte, ein Pferd und ein Lederzelt. Das bedeutet, daß ein Weib der vollständigen Ausrüstung eines Indianerkriegers gleichwertig ist und von ihrem Stamm dafür verkauft wird."

Vor allem bezeugt das Beispiel nicht die Anwendung von Geld als Zahlungsmittel. Als gleichwertig Erachtetes wird gegeneinander ausgetauscht: die Arbeitskraft einer Frau gegen die Ausrüstung eines Kriegers. Weber selbst spricht hier nicht von zahlen, sondern von kaufen und verkaufen. In Wirklichkeit ist der Vorgang allerdings auch so nicht zu bezeichnen. Hier kommt überhaupt kein Geld in Betracht, sondern reiner Tausch der verschiedensten Gegenstände. Alle möglichen Dinge sind schon Geld gewesen. Aber vom Hosengeld hat man noch nie gehört.

Neben der ganz sinnwidrigen Einbeziehung des Brautpreises in die Reihe der „oktroyierten Zahlungen", das heißt, der einseitigen Leistungen ohne Gegenleistungen, nennt Weber unter ihnen auch Bußen, die für einen durch Verletzung fremden Eigentums oder fremder Arbeitskraft angerichteten Schaden zu ent-

Digitized by Google

richten sind. Auch diese Leistungen kann man als Hingabe von Gleichwertigem für Gleichwertiges betrachten.

So bleiben als „tauschloses Geld" nur übrig die Tribute und Steuern, die die Untertanen den Herren und Königen zu entrichten haben. Hier allerdings entspricht der Leistung keine Gegenleistung. Wenn man will, kann man sie deshalb als Zahlungen betrachten, sicher als oktroyierte Zahlungen. Aber es ist doch etwas kühn, deshalb, weil der Staat die Produkte festsetzt, in denen sie zu leisten sind, diese als Geld zu bezeichnen. War das Hundefutter, das, wie schon berichtet, vier babylonische Dörfer dem Satrapen von Babylon zu liefern hatten, auch Geld?

Doch Weber bricht jeder gegen seine Geldtheorie gerichteten Kritik die Spitze ab, indem er selbst erklärt:

„Auf dieser Entwicklungsstufe darf nicht an einheitliches Geld im heutigen[1]) Sinne gedacht werden, sondern in jedem einzelnen Wirtschaftsgebiet entsprechen den verschiedenen Arten von Leistungen bestimmte Arten von Gütern, die Zahlungsfunktionen übernehmen." (S. 209.)

Weber beginnt seine Darstellung mit den Worten:

„Heute hat das Geld vor allem zwei Funktionen: es dient als oktroyiertes Zahlungs- und als allgemeines Tauschmittel", und er fügt hinzu, von diesen beiden Funktionen des heutigen Geldes sei die als Zahlungsmittel die ältere. Nun aber soll das Geld, das vor der tauschlosen Wirtschaft zu Zahlungen benützt wird, gar nicht Geld „im heutigen Sinne" sein.

Sicher hat jeder das Recht, seine Terminologie zu wählen, wie er will. Aber es trägt nicht zur Klarheit bei, wenn man sagt, die Naturalsteuern, die den Geldsteuern vorangingen, seien deshalb, weil ihre Entrichtung in bestimmten Naturalien vom Staate oktroyiert, aufgezwungen wurde, ebenfalls Geldsteuern, nur „dürfe dabei nicht an Geld im heutigen Sinne gedacht werden."

Die Webersche Unterscheidung von oktroyiertem Zahlungs- und von Tauschmittel erinnert etwas an die Oppenheimersche Unterscheidung von ökonomischem und politischem Mittel. Dieser sagt, es gebe außer der eigenen Arbeit zwei Mittel der Gütergewinnung: „den Austausch eigener gegen fremde Arbeit (oder ihrer Produkte)" und „die unentgoltene Aneignung fremder Arbeit". Jene bilde das ökonomische, diese das politische Mittel. Oppenheimer ist allerdings stellenweise so unhöflich, dieses politische Mittel als Raub zu bezeichnen, indes Weber die mildere Bezeichnung einer „oktroyierten Zahlung" vorzieht.

Aber wie immer wir uns zu diesen Bezeichnungen stellen mögen, und selbst, wenn wir die Weberschen völlig akzeptieren wollten, müssen wir es noch als zweifelhaft erklären, ob die gewaltsame Auflegung von Tributen oder gar der Raub, diese primitivste Form einer „oktroyierten Zahlung" älter sei als der Tausch. Beide reichen in die graueste Vorzeit zurück, allerdings beide,

1) Von mir unterstrichen. K.

Digitized by Google

Raub und Tausch, zunächst nicht als Mittel der Gewinnung fremden „Individualeigentums", sondern fremden Stammeseigentums. Beide, Raub und Tausch, werden gleichzeitig aufgekommen sein als Ergebnis der Arbeitsteilung zwischen einzelnen Stämmen. Je nach der Gelegenheit und den Kraftverhältnissen wird man die eine oder die andere Methode der Erwerbung von Gütern des fremden Stammes, die man nicht selbst besaß, vorgezogen haben. Man hat keinen Grund anzunehmen, daß der Raub älter sei als der Tausch.

Die Erscheinung, die Max Weber im Auge hat, wenn er von oktroyierten Zahlungsmitteln spricht, bezieht sich aber im wesentlichen nur auf die von Staats wegen betriebene Ausbeutung, bei der sowohl die Menge, wie die Art der Produkte, die zu liefern sind, mit denen also zu „zahlen" ist, genau von der Staatsgewalt bestimmt wird.

Der Staat und die Ausbeutung der arbeitenden Masse durch ihn ist jedoch ganz unzweifelhaft weit jüngeren Datums, als der Austausch von Waren.

Neuntes Kapitel.

Schatzbildung.

Max Weber sagt weiter über das Geld:

„Eine weitere Funktion, die für das Geld heute weniger charakteristisch ist, die es aber lange Zeiträume der Geschichte hindurch ausgeübt hat, ist die eines Schatzbildungsmittels. Der Häuptling, der sich in seiner Position behaupten wollte, mußte in der Lage sein, sein Gefolge zu unterhalten und bei besonderen Gelegenheiten durch Geschenke zu entschädigen. Daher schreibt sich der ungeheure Wert, der auf den Thesaurus[1]) gelegt wird, wie ihn jeder indische Rajah und jeder Merowingerkönig besitzt; der Nibelungenhort ist nichts anderes, als ein solcher Thesaurus. Dabei werden als Schatzbildungsmittel bestimmte typische Gegenstände verwendet, die der Fürst regelmäßig seinen Gefolgsleuten als Geschenk zu geben pflegte und die gleichzeitig weitgehend mit solchen Gegenständen identisch sind, die auch sonst als Zahlungsleistungsmittel geschätzt werden. Auch hier ist das Geld nicht Tauschmittel, sondern lediglich ständiges Besitzobjekt[2]). Wer es besitzt, besitzt es nur aus Prestigegründen und um sein soziales Selbstgefühl daraus zu speisen. In dieser Funktion bedarf das Geld zwar nicht einer der wichtigsten Eigenschaften, die man heute von ihm verlangt, der Transportfähigkeit; wohl aber der Dauerhaftigkeit. Elfenbeinzähne, Riesensteine bestimmter Qualität, später[3]) Gold, Silber, Kupfer, Metall aller Art dienen als Geld und Schatzbildungsmittel." (S. 209, 210.)

---

1) Schatz. K.

2) Von Weber unterstrichen. K.

3) Von mir unterstrichen. K.

Digitized by Google

An diesen Ausführungen ist sicher das richtig, daß eine weitere Funktion des Geldes die der Schatzbildung ist. Aber auch hier denkt Weber wieder nicht an „Geld im heutigen Sinne." Wenn er früher deshalb, weil Geld als Zahlungsmittel fungieren kann, alles, was als Zahlung (genauer als Tribut) jeweilig vom Staate verlangt wird, als Geld bezeichnet, so wird hier deswegen, weil Geld aufgeschatzt werden kann, alles als Geld betrachtet, was die Fürsten in ihren Schatzkammern aufstapeln, und wären es nur Kuriositäten, wie R i e s e n s t e i n e ! Auch die sind für Max Weber Geld. Als Tauschmittel oder Zahlungsmittel sind sie freilich nicht zu brauchen, wohl aber als eine sonderbare Art Geld, die überhaupt zu nichts zu verwenden ist, die nur zu Prestigezwecken und zur „Speisung sozialen Selbstgefühls" aufgestapelt wird.

Zur Erhöhung der Sonderbarkeit dieser Art Geld, die wieder aus einem Sammelsurium der verschiedensten Gegenstände besteht, wird noch hinzugefügt, daß die Fürsten früher anfingen, „Elfenbeinzähne" und Riesensteine in ihren Schatzkammern zu sammeln, als Gold und Silber.

Was das Wort Elfenbeinzähne anbelangt, so dürfen wir es wohl auf das Konto der Herausgeber des Weberschen Werkes setzen, die es nach dem Tode des Verfassers aus den Nachschriften seiner Vorlesungen feststellten. In Wirklichkeit kennt die deutsche Sprache wirklich nur Elfenbein und Elephantenzähne. Sollten etwa die „Riesensteine" auch auf das Konto der Herausgeber zu buchen sein?

Weber wirft hier zweierlei Dinge mit ganz verschiedenen ökonomischen Funktionen zusammen, die er als in dieselbe ökonomische Kategorie gehörend betrachtet, weil sie in derselben Schatzkammer aufbewahrt werden. Auf der einen Seite „ständische Besitzobjekte", die die Vornehmen und Fürsten nur „aus Prestigegründen" aufspeichern und „um ihr soziales Selbstgefühl daraus zu speisen". Das sind vor allem neben auffallenden Kuriositäten etwa Heiligenreliquien, durch Schönheit oder Größe ausgezeichnete Schmuckgegenstände, namentlich Edelsteine, die allerdings nicht angesammelt werden, um im Schatzhaus liegen zu bleiben, sondern um von ihren Besitzern bei feierlichen Gelegenheiten getragen oder sonstwie zur Schau gestellt zu werden, damit sie ihnen erhöhtes Ansehen verleihen. Sie werden durch die Unterbringung im Schatzhaus ebensowenig zu Geld, als sich ein Damenhut dadurch, daß er in einem Geldschrank versperrt wird, in Geld verwandelt.

Uebrigens werden Wertgegenstände dieser Art in den seltensten Fällen durch „oktroyierte Zahlung" in den Besitz ihres Aufsammlers gelangt sein. Tribut und andere Zahlungen, die in Naturalien zu erfolgen haben, werden naturgemäß in Produkten auferlegt, von denen man erwartet, daß jede Wirtschaft der betreffenden Gegend sie regelmäßig hervorbringt, also etwa Getreide, Oel,

Digitized by Google

Schafe, Pferde. Medien z. B. hatte im persischen Reich als jährliche Steuer 100 000 Schafe und 4000 Pferde zu „bezahlen", das heißt, abzuliefern. Eine „Zahlung" von Steuern in außergewöhnlichen Schmuckstücken kann nicht gut regelmäßig geleistet werden. Sie werden entweder durch Handel oder durch Raub in den Besitz der großen Herren gekommen sein. Der erstere setzt schon wirkliches Geld im gewöhnlichen, nicht in einem besonderen „Pickwickschen" Sinne voraus.

Diese Schmuckgegenstände stellen, wenn sie auch zeitweise in einem Schatzhause verschlossen werden, Artikel des Gebrauchs, also kein Geld dar. Ganz verschieden von ihnen sind aber die Aufhäufungen wirklichen Geldes „im heutigen Sinne", die von den Großen im Staate und namentlich seinen Fürsten, wie auch von Kaufleuten vorgenommen werden, nicht um als „ständisches" und auch nicht als ständiges Besitzobjekt zu dienen, nicht ständig als Gebrauchsgegenstände in ihrem Besitz zu bleiben, sondern um wieder ausgegeben zu werden als Kaufmittel. Brauchen bei entwickeltem Warenhandel die Kaufleute größere Summen, um Waren zu kaufen, so die Fürsten, um Krieg zu führen, namentlich um die Hilfe von Soldtruppen zu erkaufen.

Weber selbst weist auf diese Verwendung hin, wenn er sagt, die „Häuptlinge" bedürften eines Schatzes, um ihr Gefolge zu erhalten und an sich zu fesseln. Um das zu bewirken, muß der Schatz aus Geld im heutigen Sinne bestehen, das als Kaufmittel verwendet werden kann. Es muß Zirkulationsmittel sein, setzt also die Warenzirkulation durch Geld bereits voraus. Ja, diese Verwendung des Schatzes setzt bereits das Edelmetall als Geldmaterial voraus. Weber meint, bei dem aufgeschatzten Geld spiele die Transportfähigkeit keine Rolle. Aber die nomadischen Söldnertruppen, deren Kriegsdienste mit den Mitteln des königlichen Schatzes erkauft wurden, hätten sich dafür bedankt, wenn sie die erhaltenen Kaufsummen nicht hätten bequem mit sich tragen können, weil man sie etwa mit Elefantenzähnen und Riesensteinen bezahlte.

Die Ansammlung von Geld im Schatzhaus dient ganz anderen Zwecken als die Ansammlung von Schmuck und Kuriositäten. Beide zusammenwerfen, weil sie im gleichen Gebäude verwahrt sind, hat nicht mehr Sinn, als wenn man ein Museum, weil in ihm ebenso wie in einer Bank Wertsachen deponiert werden, ein Geldinstitut nennen wollte.

Erst mit der Bildung des Metallgeldes ersteht jene auri sacra fames, jener heillose Hunger nach Geld, der nicht zu stillen ist. Nun erst wird die grenzenlose Möglichkeit gegeben, die Schatzhäuser der Großen, ebenso wie die Verstecke der Kaufleute mit dauerndem, leicht zu transportierendem, leicht zu verwahrendem Geld zu füllen, und aus der Möglichkeit erwächst bald die Notwendigkeit solcher Aufschatzung. Weber spricht von den Schätzen

Digitized by Google

der Rajah und der Merowinger sowie vom Nibelungenhort, aber alle diese Schätze bestanden aus „rotem" gleißendem Gold oder aus Silber; sie wurden gebildet in Zeiten, als diese Metalle schon zur Geldware geworden waren.

Von den verschiedenartigen Produkten, die von den Tributpflichtigen an ihre Herrn als „Zahlungsmittel" entrichtet wurden, konnten diese samt ihrem Gefolge nur bestimmte Mengen verzehren. Damit waren für die Forderungen der Großen im Lande an die ihnen Unterworfenen bestimmte Grenzen gesteckt. Dadurch gesteckt, daß die Naturalabgaben eben nicht Geld waren, nur in natura benutzt werden konnten.

Vom Gelde dagegen, sobald es unverwüstliches Metallgeld geworden ist, das das Aufschatzen bis ins Unendliche verträgt, kann man nie zu viel haben. Je mehr man davon besitzt, desto mehr **kann** man verausgaben, um Mittel der Macht oder des Genusses dafür zu kaufen. Desto mehr **muß** man aber auch für Machtmittel verausgaben, denn um so zahlreicher die Feinde, die nach dem Schatze gieren.

In demselben Maße, wie die Edelmetalle zur Geldware werden, wächst das Verlangen der Staaten nach den Quellen, aus denen diese Metalle entspringen. Im Altertum befanden sich in den Gebieten des damaligen staatlichen Lebens weit mehr Gold- und Silberbergwerke als heutzutage. Da viele vor ihnen schon Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung in Betrieb genommen wurden, waren die meisten von ihnen im Mittelalter bereits erschöpft. Neue Gruben wurden dort erschlossen, wohin die antike Zivilisation noch nicht gelangt war, in Deutschland und Ungarn, später in Mittel- und Südamerika, endlich in unseren Tagen in Kalifornien, Australien, Südafrika und schließlich am Polarkreis.

Immer weiter außerhalb des Bereichs der Zivilisation muß sich die Goldproduktion zurückziehen.

Im Altertum gab es reiche Minen von Edelmetallen in Aegypten, im südlichen Arabien, in Lydien, in Griechenland, in Spanien, die jetzt alle erschöpft sind und nur geringe Ausbeute liefern oder ganz eingestellt wurden.

Solche Bergwerke zu erobern und festzuhalten, war frühzeitig das lebhafte Bestreben der Staaten. So zitiert Heeren z. B. über die ägyptischen Bergwerke bei Assuan einen arabischen Geographen, Makrizi, der über sie berichtet:

„Man findet dort Silber, Kupfer, Eisen und Edelsteine. Aber das Suchen nach Gold verschlingt allein alle Aufmerksamkeit. Schon die Pharaonen bekriegten das Land, weil sie der Bergwerke nicht entbehren konnten. So auch die Griechen, als sie Herrn von Aegypten waren." (Heeren, Ideen usw. II., 2, S. 170.)

Die Größe und Macht des ägyptischen Theben wird nicht zum wenigsten auf diese Bergwerke zurückgeführt.

Die ergiebigsten Bergwerke, namentlich für Silber, aber auch für Gold, waren im Altertum die spanischen. Um ihretwillen

Digitized by Google

fuhren die phönikischen Seefahrer, die aus dem äußersten Osten des Mittelmeeres kamen, in seinen äußersten Westen. Ihre Kolonie Karthago setzte sich als ihre Nachfolgerin dort fest. Um Spanien zu erobern und festzuhalten, vergrößerten die Karthager ihre Landarmeen. Und andererseits war es Spanien, dessen Gold und Silber es ihnen erlaubte, zahlreiche Söldner anzuwerben.

Um Spaniens willen wollte Karthago neben der stärksten Seemacht im westlichen Mittelmeerbecken auch die stärkste Landmacht dort werden. Dieses Streben brachte ihm ebenso Verderben, wie jüngst dem Kaisertum der Hohenzollern, das in ähnlicher Weise Deutschland gleichzeitig zur stärksten Land- und Seemacht erheben wollte.

Der erste Krieg zwischen Rom und Karthago, der erste Punische Krieg (264—241 v. Chr.), war noch ein Zweikampf um die Vorherrschaft in Italien gewesen, ein Kampf um Sizilien. Er brachte Rom die Beherrschung des ganzen Italien.

Um so mehr warf sich nun Karthago darauf, ganz Spanien in seinen Besitz zu bringen, in dem es bis dahin nur einzelne Landstriche besetzt hatte. Der zweite Punische Krieg, der 219 begann und 201 mit der völligen Niederwerfung Karthagos endete, begann als Kampf um Spanien und endete mit der Abtretung Spaniens an den Sieger, dem nun die reichen Bergwerke zufielen, die Roms Kraft unendlich vermehrten, aber freilich auch seinen herrschenden Klassen Geldgier und Genußsucht einflößten und so ihre Korrumpierung begannen und mächtig förderten. Der karthagische Staat aber verlor mit den Bergwerken Spaniens sein festes Rückgrat. Der dritte Punische Krieg (149—146) war nur noch ein Ausbruch hoffnungsloser Verzweiflung. Er konnte von vornherein nicht anders enden, als mit der völligen Vernichtung Karthagos.

Die Anziehungskraft, welche die Gold- und Silberbergwerke im Zeitalter einfacher Warenproduktion — vor der Entwicklung der kapitalistischen Industrie — auf die Herren der Staaten übten, und die große Macht, die sie ihnen verliehen, bilden ein bedeutendes Moment in der Geschichte der Staaten, das in der Regel zu wenig beachtet wird.

Wie sehr die Silberbergwerke des Lauriongebirges und die Goldbergwerke der Insel Thasos die griechische Geschichte beeinflußt haben, wurde von uns schon im dritten Buche bemerkt.

Im Zeitalter des industriellen Kapitalismus werden allerdings für die Staatengeschichte die Fundorte von Kohle, Eisen, schließlich Petroleum wichtiger als die des Goldes, vom Silber gar nicht zu reden, das als Geldmetall völlig entthront ist. Wenn wir Professor Oppel glauben dürfen, wahrscheinlich deshalb, weil es seine metallischen Eigenschaften verloren hat.

Das Edelmetall wird natürlich aus den Bergwerken nicht herausgeholt, um in den Händen der Ausbeuter des Bergwerks und

Digitized by Google

seiner Arbeiter zu bleiben. Soweit die Bergherren es nicht zu eigenem Gebrauch als Schmuck oder Gerät verarbeiten lassen, geben sie es aus als Geld, um Waren oder Dienste dafür zu kaufen. So kommt das Metallgeld schließlich meist in die Hände derer, die Ueberschüsse an begehrten Waren abzugeben haben oder die mit solchen handeln.

Die goldhungrigen Herren des Staates finden dort die zweite Quelle, aus der sie das ersehnte Metall schöpfen können. Die Perser legten die Geldtribute zumeist den Seestädten auf, den landwirtschaftlichen Gebieten dagegen Tribute in Naturalien.

Im Laufe der Geschichte hat sich die Fähigkeit einzelner Gegenden, Geldtribute zu zahlen, mit dem Umfang und der Art ihres Handels sehr geändert. Ein großes Gebiet aber gibt es, das, soweit die geschichtlichen Zeugnisse reichen, stets weit mehr Waren ausgeführt als eingeführt hat. Es produziert fast alles selbst, was es braucht, und erzeugt so vieles, wonach das Ausland verlangt, daß seine Handelsbilanz seit jeher eine aktive war, und auch seine Zahlungsbilanz, obwohl es keine Kaufleute ins Ausland schickte, sondern seinen ganzen Außenhandel durch fremde Kaufleute besorgen ließ, die den Handelsgewinn und die Bezahlung der Frachtkosten einheimsten.

Dieses Land ist Indien, das daher, obwohl es relativ nicht viel Gold und Silber produziert, doch ungemein reich an Edelmetallen ist, die seine Großen teils zur Schau tragen, teils in ihren Schatzkammern aufhäufen. Es umfaßt mehr als 300 Millionen Einwohner, produzierte jedoch 1924 nur 12 400 Kilogramm Gold. Die Vereinigten Staaten mit 100 Millionen Einwohnern dagegen 78 000, Südafrika mit 10 Millionen fast 300 000 Kilogramm. (Woytinsky, die Welt in Zahlen, IV., S. 194). Indien hat jahraus, jahrein eine enorme Einfuhr von Edelmetallen. Im Jahre 1911 betrug sie 322 Millionen Mark in Gold und 116 Millionen in Silber. (Kautsky, die Wandlungen der Goldproduktion, Ergänzungsheft der „Neuen Zeit", 1913, S. 43.).

Doch schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet Plinius in seiner „Historia Naturalis", VI., 26:

„Es ist höchst bemerkenswert, daß Indien in keinem Jahre weniger als 1 500 000 Sesterzen [1]) aus unserem Reiche herauszieht, wofür es uns Waren zurückschickt, die bei uns um das Hundertfache ihres heimischen Wertes verkauft werden."

Dank ihrer Dauerhaftigkeit gehören die Edelmetalle zu den Stoffen, die nicht, wie die meisten Produkte menschlicher Arbeit, im Jahre fast in der gleichen Menge konsumiert oder abgenutzt, wie produziert oder in ihrer Abnützung ersetzt werden. Der Betrag ihrer Abnützung ist in der Regel weit geringer als der ihrer Produktion im gleichen Zeitraum, und so wächst die Masse des Edelmetalls, wächst die Geldmasse unter den Völkern, die sich des

[1]) Fünf Sesterzen etwa gleich einer Goldmark. K.

Digitized by Google

Geldes bedienen, immer mehr und so vermehren sich auch die Schätze ihrer Ausbeuter und Beherrscher.

Das traf auch auf Indien zu (ebenso auf Mexiko und Peru, dort freilich nicht wegen aktiven Handels, sondern wegen ergiebiger Bergwerke). Ungeheure Massen Edelmetalls waren in den Staaten Indiens aufgehäuft, die die benachbarten armen Nomadenvölker immer wieder anlockten, noch mehr als die Silberbergwerke Spaniens die Herren des westlichen Mittelmeeres.

Aber alle die zahlreichen Invasionen, die Indien erduldet, von dem Einbruch der iranischen Arier an, von dem nicht einmal feststeht, in welchem Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung er stattfand, bis zu dem Eindringen der Mongolen (16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung), haben es seiner Goldschätze nicht beraubt, da die Eroberer im Lande blieben. Ganz anders gestalteten sich die Dinge, als goldhungrige Westeuropäer seit dem Zeitalter der Entdeckungen sich ebenso im Osten auf Indien stürzten, wie im Westen auf Mexiko und Peru, hier wie dort von den Schätzen von Edelmetallen angelockt, die im Laufe von Jahrtausenden die einheimischen großen Ausbeuter aufgehäuft hatten — in Mexiko und Peru allerdings nicht als Geld, sondern nur als Gebrauchsmittel, Geräte und Schmuck. Waren es in Amerika Spanier, so in den Staaten Indiens Portugiesen, Niederländer, Franzosen und schließlich Engländer, die als Eroberer nicht kamen, um sich im Lande niederzulassen, sondern um es zu plündern und seine Schätze fortzuschaffen. Fabelhafte Mengen von Edelmetall wurden damals nach Europa gebracht, aus Indien am meisten von den Engländern, nicht weil die Portugiesen, Holländer, Franzosen weniger raubgierig gewesen wären, sondern weil die Briten sich militärisch gegenüber ihren aus dem Bereich höherer Zivilisation stammenden Konkurrenten zu behaupten wußten. Der einzige Clive allein, der 1743 als kleiner Kommis in die Dienste der Ostindischen Kompagnie getreten war, zog sich 1767 mit einem Vermögen zurück, von dem sein Lobredner Malcolm angibt, es habe ihm 40 000 Pfund Sterling (800 000 Mark) Jahreszinsen eingebracht. Dabei veranschlagt er es möglichst niedrig. In gleichem Maße stahl und raubte jeder, der im Dienste der Kompagnie war, an die der englische Staat die Ausbeutung Indiens überliefert hatte, und erst recht raubte natürlich die Kompagnie selbst, die ja zu diesem Zweck begründet war.

Trotz der steten Plünderung, der Indien seitdem ausgesetzt ist, wenn sie auch in den letzten Jahrzehnten beschränkt und geregelt wurde, zieht es immer noch durch seinen Warenexport Edelmetalle aus dem Ausland an sich. Seine Warenausfuhr ist allerdings noch größer, als die Summe seiner Einfuhr an Waren und Edelmetallen. Es führte 1911 für rund 3000 Millionen Goldmark Waren aus. Dem stand nur eine Einfuhr an Waren im Werte von 1700 Millionen und an Edelmetallen von rund 440 Millionen, zusammen 2140 Millionen entgegen. Bleibt ein Ueberschuß

Digitized by Google

der Ausfuhr von fast 900 Millionen Mark. Das war der Tribut, den in der Form von Gehalten und Pensionen an englische Beamte und von Zinsen für britisches Kapital in Eisenbahnen und Fabriken Indien noch kurz vor dem Krieg an sein „Mutterland" ablieferte. Allerdings verblaßt diese Summe gegenüber den Ziffern, mit denen uns der Weltkrieg und sein Abschluß vertraut gemacht hat.

Wurden neben den Bergwerken die Erträge aus Handel und Industrie zu gewaltigen Quellen von Geldeinnahmen für Fürsten und Herren, so reichten sie doch immer weniger aus, deren Geldhunger zu stillen. Ueberall gehen sie früher oder später darauf aus, auch die Naturalsteuern der Bauern, die bis ins vorige Jahrhundert überall die große Masse der Bevölkerung bildeten, in Geldsteuern zu verwandeln. Nach Weber müßte man wohl diese Umwandlung als eine bezeichnen, bei der für die oktroyierten Zahlungen die bisherigen oktroyierten Zahlungsmittel wegoktroyiert, und Tauschmittel als neue Zahlungsmittel oktroyiert wurden.

Welche Bezeichnung immer man für den Vorgang vorziehen mag, er selbst wirkte auf die Bauern überall zunächst mörderisch. Sie waren bis dahin gewöhnt, für den Selbstgebrauch zu produzieren und für den Gebrauch ihrer Herren ein bestimmtes Quantum ihrer Produkte abzugeben, daneben auch eine Reihe von Arbeitstagen für sie zu opfern. Mit dem Markt hatten sie nur wenig zu tun. Nun mußten sie den Betrag ihrer Steuern nicht bloß produziert, sondern auch dieses Mehrprodukt auf dem Markt verkauft haben, ehe sie die Steuern zu entrichten vermochten. Sie wurden, mit den Schlichen des Marktes nicht vertraut, Händlern gegenübergestellt, die alle seine Fallstricke sehr wohl kannten. Und sie wurden nun abhängig gemacht nicht nur von der Gunst und Ungunst des Wetters, sondern auch von der des Marktes. Wurde ihnen früher die Mißernte verderblich, indes die gute Ernte stets ein Segen gewesen, so konnte sich jetzt auch der Ernteüberfluß zum Fluch gestalten, wenn er nur zu niedrigen Preisen oder gar nicht abzusetzen war, was bei schlechten Transportverhältnissen leicht eintreten konnte, die den Bauern auf einen einzigen Markt beschränkten.

Die Verschuldung des Bauern, seine Aussaugung durch Wucherer, nahm nun die größten Dimensionen an und sie beschleunigte um so mehr den bäuerlichen Ruin, als jetzt auch die Wucherzinsen in Geld zahlbar wurden.

Dabei wird durch die Umwandlung der Naturalsteuern in Geldsteuern auch der Trieb nach Erhöhung der Steuern enorm verstärkt. Denn, wie schon gesagt, die Ausdehnung der Naturalsteuern findet ihre Grenze in den natürlichen Bedürfnissen der Herren, deren Befriedigung sie dient. Diese Grenze fällt für die Geldsteuern weg.

Digitized by Google

„Der Trieb der Schatzbildung ist von Natur maßlos", sagt Marx (Kapital I., S. 91). Er ist maßlos nicht zum wenigsten deshalb, weil mit der Entfaltung der Warenproduktion die Ansprüche wachsen, die mit Geld zu befriedigen sind. Das Bedürfnis nach Schatzbildung wird immer größer, leider aber wächst nicht immer in gleichem Maße die Möglichkeit, ihm zu genügen. Die europäischen Fürsten seit dem Mittelalter kommen bei ihren ständigen Kriegen und ihrer Genußsucht, von der wir noch handeln werden, aus der Geldnot fast nie heraus. Was sie nun anhäufen, sind in der Regel nicht Schätze, sondern Schulden, die sie allerdings, dank ihrer Machtstellung, nicht als persönliche, sondern als Staatsschulden verzeichnen dürfen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war ein weißer Rabe, da es ihm gelang, dem großen Friedrich einen Kriegsschatz von 10 Millionen Talern zu hinterlassen, den dieser sofort verpulverte.

Ob die Maßlosigkeit des Triebes der Schatzbildung, ob der Druck der Schulden die Herren des Staates drängen mag, auf jeden Fall wächst mit der Einführung der Geldsteuern in der Landwirtschaft die Tendenz nach steten Steuererhöhungen. Diese Tendenz bedrängt nun nicht, wie bei der Besteuerung der Kaufleute, Schichten, die sich einigermaßen wehren können, sondern ganz hilflose Elemente. Wie die Sklaven und sonstigen Zwangsarbeiter in den Gold- und Silberbergwerken gehören bei Geldsteuern lange Zeit hindurch auch die Bauern zu den am meisten gequälten und ausgebeuteten Geschöpfen.

Man vergleiche darüber das Marxsche Kapital, erster Band, den zweiten Paragraphen im achten Kapitel: „Der Heißhunger nach Mehrarbeit", S. 184 ff.

So ist das Geld, sobald es die Metallformen angenommen hat, ein Mittel, ebenso die Gegensätze zwischen den Klassen, wie die zwischen den Staaten und Völkern zu steigern, den Drang nach Ausdehnung des Gebiets wie des Grades der Ausbeutung zu stärken und gleichzeitig auch die Machtmittel der Ausbeutenden und Kriegführenden zu vermehren, die Wirkungen des Krieges wie der Ausbeutung immer gräßlicher zu gestalten.

Kein Wunder, daß das Gold (und ebenso das Silber) frühzeitig als die schlimmste aller sozialen Mächte angeklagt wurde. Auch dafür hat Marx in seinem „Kapital" (I., S. 90) Belege gebracht. Er zitiert Sophokles „Antigone", wo dem Geld vorgeworfen wird:

„Zu jeder Arglist leitet es die Menschen an,
Und macht sie kundig jeder gottvergess'nen Tat."

Und Shakespeares „Timon von Athen", der das Gold, das kostbare, flimmernd rote Gold anklagt:

„Gemeine Hure, die Du Zwietracht stiftest im Völkerschwarm."

Es lag nahe, daß alle Ausgebeuteten und ihre Anwälte zu der Ansicht kamen, als seien die sozialen Uebel nicht ohne Abschaffung des Geldes zu kurieren.

Digitized by Google

Der große Utopist Thomas More hielt es für notwendig, daß in dem sozialistischen Zukunftsstaat, den er zeichnete, das Gold aufs äußerste degradiert werde. Nachtgeschirre und Fesseln für die Sklaven sollten daraus verfertigt werden.

Seitdem die kapitalistische Produktionsweise aufgekommen ist, richtet sich die Gegnerschaft der Sozialisten vor allem gegen das Kapital, dessen Ausgangspunkt zwar immer Geld sein muß, das aber nur eine vorübergehende Erscheinungsform des funktionierenden Kapitals darstellt. Und andererseits ist auch für das Geld selbst seine Goldgestalt wohl sein Ausgangspunkt geblieben, aber sie bildet keineswegs seine einzige Erscheinungsform, und auch die Aufhäufung von Goldschätzen, selbst in den Kellern der Banken, hat relativ an Bedeutung sehr verloren. Sie wird zeitweise eine Verlegenheit für die Amerikaner, die sich ja nicht, wie ehedem indische Fürsten oder peruanische Inkas, am bloßen Anblick gleißenden Goldes erfreuen.

Dennoch gibt es auch heute noch Sozialisten, die es für unumgänglich halten, daß das Geld abgeschafft werde. Sie wissen nicht zu unterscheiden zwischen Technik und Oekonomie und machen ein technisches Mittel — das Geld ist nichts anderes — verantwortlich für die Mißstände, die unter bestimmten ökonomischen Verhältnissen mit seiner Anwendung verbunden sind.

Sie vergessen, daß in einer Welt der Klassengegensätze jeder technische Fortschritt, ja jeder Fortschritt überhaupt, die Tendenz hat, von den ausbeutenden und herrschenden Klassen monopolisiert und als Mittel zur Vermehrung der Ausbeutung und Knechtung ausgenutzt zu werden. Aber das Uebel liegt in der Monopolisierung des Fortschritts, nicht in diesem selbst.

Das galt bereits von der Schrift und der aus ihr hervorwachsenden Wissenschaft, es gilt in unserer Zeit noch von der Maschine, es gilt in gleicher Weise vom Geld.

Es ist ein unentbehrliches Mittel, die Schranken zu überwinden, die im primitiven Stamm der Ausdehnung der Arbeitsteilung und der Mannigfaltigkeit der Produkte gesetzt waren. Es ist unentbehrlich, soll der einzelne mit friedlichen Mitteln aufs freieste gerade jene Produkte erwerben können, nach denen seine Individualität verlangt.

Ohne das Hilfsmittel des Geldes muß die gesamte Arbeitsteilung rückgängig gemacht werden, muß der Zukunftsstaat die Form eines Zuchthaus- oder Kasernenstaates annehmen, in dem jedem die gleichen Portionen zugemessen werden, jeder die gleiche Uniform trägt, eine gleiche Zelle bewohnt und darüber hinaus keine Bedürfnisse kennt, oder wo jeder Produktionsorganismus nichts ist als eine sich selbst genügende Familie.

Damit sei nicht gesagt, in einer riesenhaft ausgedehnten Produktion mit unendlich weitgehender Arbeitsteilung werde das Geld stets erforderlich sein als ein Mittel, das jeden einzelnen instand setzt, seine besonderen individuellen Bedürfnisse zu be-

Digitized by Google

friedigen. Man kann sich einen Zustand vorstellen, in dem die Produktivität der menschlichen Arbeit so unendlich hoch gediehen oder die Arbeit ein solches Vergnügen geworden ist, daß alle Produkte im Ueberfluß vorhanden sein werden und es jedem freistehen kann, so viel davon zu nehmen, als ihm beliebt.

Leider ist dieses glückselige Zeitalter noch lange nicht erreicht. Noch schwimmen wir nicht im Ueberflusse, noch ist die Mehrzahl der produktiven Arbeiten eine lästige Sache, so daß jeder danach trachtet, die Erwerbung von Produkten, die er braucht und nicht selbst schaffen kann, in einer Weise vorzunehmen, daß er für Arbeit, die er leistet, Produkte von mindestens gleich großer Arbeit empfängt. So lange dies der Fall, wird eine weitgehende Arbeitsteilung und eine weitgehende Individualisierung der Bedürfnisbefriedigung gerade dann das Geld unentbehrlich machen, wenn Wert darauf gelegt wird, daß keiner unentgeltlich für andere arbeiten muß, keiner ausgebeutet wird.

Die Aufgabe der Sozialisten geht nicht dahin, das Geld abzuschaffen, sondern die Klassenverhältnisse abzuschaffen, die es bewirken, daß das unentbehrliche technische Mittel der Ausdehnung der Arbeitsteilung in der Gesellschaft als Mittel der Ausbeutung und Unterdrückung wirkt.

Zehntes Kapitel.

Wasserbauten.

Die Wirkungen des Staates, die wir bisher behandelt haben, finden sich mehr oder weniger in allen Staaten. Daneben ist jedoch auch eine Wirkung in Betracht zu ziehen, die weitaus vorwiegend in jenen auftritt, die wir als die ältesten zu betrachten haben. Sie liegen in jenem klimatischen Gürtel, in dem die Täler großer Ströme dürre, heiße Wüsten und Steppen durchqueren oder an sie grenzen. Im Gegensatz zu den letzteren, die nur einigen wenigen ruhelos umherirrenden Hirten eine Existenzmöglichkeit bieten, entfalten die Ränder der Flüsse eine üppige Vegetation, so daß dort Ackerbauer sehr wohl gedeihen können. Doch reicht dieser Vegetationsgürtel nur so weit, wie das Naß des Flusses, ist also ungemein schmal und dabei zeitweise von Hochwassern bedroht. Es wird eine wichtige Aufgabe, den Kulturboden davor zu schützen, daß nicht ungestüme Strömungen ihn wegschwemmen. Andererseits stellt sich bald die Notwendigkeit heraus, das vom Fluß bewässerte Gebiet zu erweitern.

Im Stadium des nomadischen Jägertums sind die Mühsale des Wanderers und die Unsicherheit der Nahrungsquellen so groß, daß die Fruchtbarkeit der Frauen gering ist und die Kindersterblichkeit hoch. Aber auch die Sterblichkeit der Erwachsenen ist da bedeutend infolge der vielen Gefahren, mit denen die Umwelt sie

Digitized by Google

bedroht, denen sie nur mit unzulänglichen Mitteln der Abwehr gegenüberstehen. Oft vermehren sich die einzelnen Stämme gar nicht in diesem Stadium — ebenso wie die Tiere im Naturzustand, bei denen im Durchschnitt ebenso viele sterben als geboren werden. Wenn die auf sie einwirkenden Schädlichkeiten nur ein bißchen zunehmen, sterben Jägerstämme leicht ganz aus, wie wir an so vielen Naturvölkern beobachten können. Unter günstigen Verhältnissen nimmt ihre Zahl allerdings zu, sonst hätte die Erde nicht von Menschen erfüllt werden können. Aber stets muß diese Zunahme eine langsame sein.

Weniger geplagt sind die Frauen der Nomaden, sobald diese so weit sind, Zugtiere zum Transport ihrer Familie und ihres Hausrats zu verwenden. Auch die Stetigkeit der Nahrungsquellen wächst bei ihnen, denn die Viehzucht bietet doch sicherere Erträge als die Jagd, und die Milch der zahmen Tiere bedeutet eine wertvolle Bereicherung der menschlichen Speisenkarte. Die Fruchtbarkeit der Frauen wird in diesem Stadium größer, die Kindersterblichkeit sinkt. Aber die Sterblichkeit der Männer wächst womöglich infolge der zunehmenden Stammesfehden. Für den Mann wird da oft der gewaltsame Tod zum normalen, der natürliche erscheint unnatürlich. Der Mensch wird des Menschen gefährlichster Feind. Kein Wunder, daß auch hier bei den viehzüchtenden Nomaden sehr oft die Vermehrung ihrer Volkszahl eine geringe ist.

Ganz anders gestaltet sich die Vermehrung der Bevölkerung bei Stämmen, die in die Lage kommen, den Ackerbau in den Mittelpunkt ihres ökonomischen Lebens zu stellen und ansässig zu werden. Zuerst als Halbnomaden nur für eine Reihe von Jahren, dann für immer. So viel Arbeit noch der Frau in diesem Stadium obliegt, sie wird relativ doch entlastet, indes die Stetigkeit der Nahrungsquellen bedeutend wächst. Und das friedliche Leben, das der Ackerbauer sucht — freilich nicht immer findet, dank den nomadischen Nachbarn —, die zunehmende Beschränkung der Jagd, der Verzicht auf jeglichen Raub, auf jede aggressive Politik gegenüber reißenden Tieren und Menschen vermindert zunehmend auch die Sterblichkeit der Erwachsenen.

So zeigt im Stadium des seßhaften Ackerbaues die Bevölkerung die Tendenz, rasch zu wachsen. Das führt in Waldland zu Rodungen. Wo solche nicht angängig sind, oft zur Auswanderung des Ueberschusses an Menschen, sobald er so zahlreich geworden, daß er imstande ist, ein selbständiges Gemeinwesen zu bilden. An den Ufern der Flüsse in dürren Gegenden aber führt die wachsende Bevölkerung zu dem Streben, das Ackerland dadurch zu erweitern, daß man neben den natürlich bewässerten Bodenflächen anderen das belebende Naß durch künstliche Veranstaltungen zugänglich macht. Wir haben schon im ersten Kapitel dieses Abschnittes darauf hingewiesen.

Digitized by Google

Die nächstliegende Methode, dies zu erreichen, besteht darin, daß die Bauern das Wasser aus dem Flusse in Gefäße schöpfen, es dem trockenen Boden zutragen und über ihn ergießen. Aber wie mühsam und unzulänglich ist diese Methode! Mit der wachsenden Praxis am Flusse und zunehmenden Erfahrungen kommt man dahin, mechanische Schöpfvorrichtungen zu erfinden, die von menschlicher, später auch von tierischer Kraft bewegt, das Wasser aus dem Flusse heben und so den höher gelegenen Böden zuführen. Im Laufe der Zeit kommt man dazu, künstliche Rinnsale zu schaffen, Kanäle, in denen das Wasser den Schöpfvorrichtungen zufließt und andererseits von den durch sie gefüllten Reservoirs aus ferner gelegenen Bodenstrecken zugeleitet wird. Schließlich führt die wachsende Erfahrung am Flusse auch dahin, daß man das Wasser von Hochfluten durch Kanäle ableitet und in Reservoirs abfängt oder, zunächst bei kleineren Wasserläufen, größere Wassermassen, die sie gelegentlich führen, durch Staudämme aufhält, wie der Mensch sie schon beim Biber beobachten kann.

So wird durch ein Netz von Wasserbauten der Wüste ein immer größeres Gebiet längs des Flusses abgerungen und dem Kulturboden zugeführt und damit auch die Bevölkerung am Flusse zusehends vermehrt.

Diese Tätigkeit findet jedoch eine Grenze an der Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen, die sich längs des Flusses bilden, von denen jedes im nomadischen Stadium ein besonderer Stamm für sich war und jetzt eine souveräne Organisation bildet, die überall zunächst eine Art Markgenossenschaft darstellen dürfte.

Wasserbauten an einem so gewaltigen Strom, wie etwa dem Nil, erfordern, sollen sie über die ersten kümmerlichen Anfänge hinausgeraten, weit mehr Arbeitskräfte, als der einzelne kleine Gau oder gar ein einzelnes Dorf aufzubieten vermag. Dabei können Wasserbauten, die planlos angelegt werden, wenn sie dem einen Gebiet nützen, ein anderes empfindlich schädigen. Schutzdämme, die das Wasser von dem einen Ufer abhalten, können es dem gegenüberliegenden zudrängen und dort die verheerende Strömung verstärken. Andererseits kann man das Wasser in einer Weise dem Flusse abzapfen, daß nur einem kleinen Gebiet etwas davon zufließt, indes es weiter unterhalb liegenden Gebieten vorenthalten wird, die dadurch geschädigt werden.

In drastischer Weise wird die Abhängigkeit der einzelnen Gebiete eines Flusses voneinander in unseren Tagen gerade am Nil veranschaulicht. Im Sudan, südlich von Aegypten, haben die Engländer riesenhafte Stauwehren angelegt, um ein großes Gebiet zu bewässern und der Baumwollkultur zuzuführen. Die Aegypter sind darüber auf das äußerste erregt und mit Recht. Denn dieses neue Bewässerungssystem kann in einer Weise gehandhabt werden, daß die Wassermassen des Nil, die nach Aegypten ge-

Digitized by Google

langen, sehr vermindert werden, und doch hängt es von der Höhe der jährlichen Nilüberschwemmung ab, wieviel von dem Kulturboden Aegyptens in Anbau genommen werden kann. Solange am Nil oberhalb Aegyptens nur Nomaden und kleine Dörfer von Ackerbauern zu finden waren, die keine Wasserbauten von Belang herzustellen vermochten, brauchten sich die Aegypter nicht viel darum zu kümmern, wer im Sudan herrscht. Seitdem sich aber eine technische und finanzielle Großmacht vom Range Großbritanniens dort festgesetzt hat, wird es für das ägyptische Volk eine Frage von Leben und Tod, wer im Sudan tatsächlich regiert, ob die ägyptische oder die englische Regierung. Solange diese den Nillauf im Sudan in der Hand hat, steht es bei ihr, ob und inwieweit in Aegypten Ackerbau möglich ist. Sie hat damit diesem Land gegenüber ein Pressionsmittel in der Hand, das weit furchtbarer wirkt, als die paar Regimenter englischer Soldaten in Kairo und Alexandrien.

Eine Erscheinung, wie diese, ist erst durch die gewaltige Technik unserer Zeit möglich geworden. Aber sie veranschaulicht in ungeheuerlich vergrößertem Maßstab, wie gegensätzlich die Interessen verschiedener Areale an einem Flusse werden können, sobald man künstliche Eingriffe in dessen Wasserverhältnisse versucht, wie notwendig dabei Planmäßigkeit und Einheitlichkeit für alle Gebiete erheischt ist, die durch den Fluß in technische Abhängigkeit voneinander geraten sind.

Sobald also die Wasserwirtschaft der einzelnen Gaue der Markgenossenschaften am Flusse eine bestimmte, nicht sehr bedeutende Höhe erreicht, erheischt jedes weitere Fortschreiten darüber hinaus das Bestehen einer Macht, die über den einzelnen Gauen oder Genossenschaften steht, an keiner ihrer Sonderinteressen beteiligt ist, wohl aber ein Interesse am Aufschwung des Gesamtgebietes hat, stark genug ist, die verschiedenartigen Einzelinteressen der Dörfer dem gemeinsamen Interesse ihrer gesamten Landwirtschaft unterzuordnen und alle ihre Arbeitskräfte zur Arbeit an den entscheidenden Stellen zu konzentrieren.

Diese Macht war die Staatsmacht. Die Sorge für ausreichende und ausgedehnte Wasserbauten im Interesse der Landwirtschaft wird in den Staaten des Orients eine ihrer wichtigsten Funktionen. Man kann von ihnen allen sagen, was Marx im „Kapital" (I., S. 453, Note 6) von Indien sagt:

„Eine der materiellen Grundlagen der Staatsmacht über die zusammenhanglosen kleinen Produktionsorganismen Indiens war Regelung der Wasserzufuhr. Die mohammedanischen Herrscher Indiens verstanden dies besser als ihre englischen Nachfolger."

Auch Engels weist darauf hin in seinem „Antidühring" (S. 188), wo es ihm darauf ankommt, „festzustellen, daß der politischen Herrschaft überall eine gesellschaftliche Amtstätigkeit zugrunde lag". Das wurde durch folgendes bezeugt:

Digitized by Google

„Wie viele Despotien auch über Persien und Indien auf- oder untergegangen sind, jede wußte ganz genau, daß sie vor allem die Gesamtunternehmerin der Berieselung der Flußtäler war, ohne die dort kein Ackerbau möglich."

Daß die Sorge für ausreichende Wasserzufuhr im Orient eine wichtige Aufgabe des Staates bildet, darin ist nicht im geringsten zu zweifeln. Wohl aber ist es noch eine offene Frage, ob die Staatsgewalt aus den Funktionen der Wasserwirtschaft hervorging, mit denen wir sie in historischer Zeit betraut sehen, oder ob nicht das Umgekehrte der Fall war, ob nicht diese Funktionen in der Ausdehnung, die sie im Staate erreichten, erst durch ihn möglich wurden. Ob er die Voraussetzung ausgedehnter Wasserwirtschaft bildet oder ihr Ergebnis.

Bei ihrer Auffassung der Entstehung des Staates haben Marx und Engels das letztere angenommen. So spricht z. B. Engels in seinem „Antidühring" (S. 151) vom „Staat, zu dem sich die naturwüchsigen Gruppen gleichstämmiger Gemeinden zunächst nur zur Wahrung gemeinsamer Interessen (Berieselung im Orient z. B.) und wegen des Schutzes nach außen fortentwickelt hatten".

Diese Auffassung ist in der bisherigen Geschichtsschreibung weit verbreitet. In der „Geschichte des alten Aegyptens" (erschienen in der Onckenschen Allgemeinen Geschichte) die 1879 Dümichen begann und 1887 Eduard Meyer vollendete, führt Dümichen folgendes aus, das die Bedeutung der Wasserwirtschaft in Aegypten gut kennzeichnet:

„Die immer dichter werdende Bevölkerung, die so ihren Wohlstand vorzugsweise dem Nil verdankte, befand sich aber auch andererseits, um diesen Wohlstand zu wahren, unausgesetzt in der Lage, ihre Wohnungen und die sie ernährende Feldflur gegen den alljährlich anschwellenden und dann die Ueberschreitung seiner Ufer anstrebenden Strom schützen zu müssen. Da galt es, die bewohnten Orte durch künstliche Erhöhung und Eindämmung gegen die andringenden Fluten zu sichern, und man hatte Bedacht zu nehmen auf Zweckmäßigkeit in der Anlage und Erhaltung fester Uferumwallungen und eines vielfach verzweigten Kanalnetzes, welches letztere in immer ausgedehnterem Maßstab angelegt werden mußte, da wegen der immer stärker anwachsenden Bevölkerung man genötigt war, so weit hin als möglich das befruchtende Wasser des Stromes zu leiten, um auf dem von ihm erreichten Terrain neues Kulturland zu gewinnen.

Die natürliche Folge dieser, durch die Beschaffenheit des Landes gebotenen Arbeiten war, daß durch sie immer mehr die Baulust der Bevölkerung geweckt wurde und diese durch den Nilstrom veranlaßten ersten Wasserbauten der alten Aegypter waren es vorzugsweise, an denen jener Bausinn erstarkte, der sich schließlich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben wagte und architektonische Schöpfungen hervorrief, die zum Teil noch bis heutigen Tages nicht ihresgleichen haben . . . Alle diese Arbeiten konnten aber nur dann in Angriff genommen werden und zur Ausführung kommen, wenn Einstimmigkeit im Handeln da war, und sie setzten somit ein Anordnen, Leiten und Befehlen und ein sich Unterordnen und gehorsames Befolgen des Befohlenen voraus, und dieser Gehorsam wieder mußte

Digitized by Google

notwendigerweise denen geleistet werden, die im Besitz der leitenden Kenntnisse waren." (S. 19, 20.)

Daraus erklärt Dümichen das Aufkommen der Priesterherrschaft, wobei er sich hütet, die Frage zu untersuchen, woher die Ueberlegenheit des Wissens der Priester herrührte. Er fährt fort:

„Gerade dieses Gefühl der Abhängigkeit von den besser Unterrichteten und das daraus entspringende gehorsame Befolgen ihrer Anordnungen und Befehle, die stete Notwendigkeit ferner, im gemeinsamen Interesse, gemeinsam große Arbeiten, welche Einstimmigkeit im Handeln bedingten, (dabei hat Dümichen auch religiöse Motive im Auge, deren Aufzählung wir weglassen. K.) . . . . alles dies schlang ein festes Band um König und Volk, um Hoch und Niedrig, um die durch ihr Wissen Mächtigen, Leitenden und Gebietenden und die auf diese Wissenden Vertrauenden und ihnen Gehorchenden und führte so schon frühzeitig hier zu geordneten öffentlichen Einrichtungen, zu festen Staats- und Rechtsverhältnissen, durch welche die alten Niltalbewohner sich so vorteilhaft auszeichneten und die sie befähigten, auf dem Schauplatze der Weltgeschichte in ebenso würdiger wie glänzender Weise unter den Kulturvölkern des Altertums den Reigen zu eröffnen." (S. 23, 24.)

Dümichen untersucht wohl nicht ausdrücklich die Frage nach der Entstehung des Staates, aber seine ganze Auffassung besagt, daß die Staatseinrichtungen des alten Aegyptens ein Produkt der Funktionen sind, die durch die Notwendigkeit der Wasserbauten den Wissenden im Volke zugewiesen wurden.

Damit ist die Ansicht wohl vereinbar, die Marx im „Kapital" (I., S. 534) äußert:

„Die Notwendigkeit, die Perioden der Nilbewegungen zu berechnen, schuf die ägyptische Astronomie und damit die Herrschaft der Priesterkaste als Leiterin der Agrikultur."

Alle diese Auffassungen blieben nicht ohne Einfluß auf meine Anschauungen über das Werden des Staates. Im Jahre 1890 veröffentlichte Plechanoff in der „Neuen Zeit", (IX., 1, S. 437 ff.) eine Besprechung eines Buches, das 1889 erschienen war über „Die Zivilisation und die großen, historischen Flüsse" von L. Metschnikoff, der die Rolle untersucht, welche die hier schon so oft erwähnten großen Flüsse vom Nil bis zum Hoangho in der Geschichte gespielt haben. Plechanoff erklärt:

„Im allgemeinen kommt Metschnikoffs Werk zu denselben Schlüssen, zu denen auch die Marxisten gelangten."

In einer Fußnote fügte ich hinzu: (S. 447):

„Bereits zwanzig Jahr vor Metschnikoff hat Marx in seinem ‚Kapital' einige der wesentlichsten Grundlagen der ‚Fluß-Zivilisationen' angedeutet."

Ich zitierte nun einige der schon oben angeführten Sätze aus dem „Kapital" und bemerkte weiter:

„Es sei gestattet darauf hinzuweisen, daß ich, angeregt durch diese Stellen, fand, daß, was für die Täler des Nil und Ganges, auch für die des Euphrat und Tigris, des Jangtsekiang und Hoangho gelte und daß die materielle Grundlage nicht nur der ägyptischen und indischen, sondern auch der chinesischen und mesopotamischen Reiche zum Teile die Notwendigkeit der Flußregulierung bildete, der auch teilweise der orientalische

Digitized by Google

Despotismus zuzuschreiben ist. Ohne von Metschnikoff etwas zu wissen und vor dem Erscheinen seines Buches habe ich diese Theorien entwickelt in einer Abhandlung über die ‚moderne Nationalität', ‚Neue Zeit', V. (1887) S. 392 ff."

Ich führte dort aus, daß ebenso wie der Kampf der Ackerbauer gegen die räuberischen Nomaden so auch der Kampf gegen den Fluß einen Zusammenschluß der Markgenossenschaften und die Unterstellung ihrer Arbeitskräfte unter eine gemeinsame Zentralleitung erheischte.

Ich wies darauf hin, wie bemerkenswert es sei, daß in Aegypten wie in China die Reichsgründung in der Sage auf große Wasserbauten zurückgeführt werde:

„Der gemeinsame Kampf gegen den Fluß hat vorzugsweise im Orient seine einigende Wirkung geübt. Er scheint eine der wichtigsten materiellen Grundlagen der Entstehung der uralten Kulturstaaten daselbst gebildet zu haben. In der Sage sind noch Erinnerungen davon erhalten.

Als der Gründer des ägyptischen Reiches gilt Menes. Herodot berichtet, die ägyptischen Priester hätten ihm erzählt, Menes habe etwa hundert Stadien oberhalb Memphis dem Nil einen Damm vorgelegt und dadurch den Fluß, der vordem an der lybischen Kette geflossen sei, gezwungen, sein altes Bett aufzugeben und mitten zwischen den beiden Bergreihen zu fließen. Nachdem dann das abgedämmte Land fest geworden, habe er hier die Stadt gebaut, die heute (zu Herodots Zeit) Memphis heiße. Gegen Norden und Westen der Stadt aber habe Menes einen See graben lassen und aus dem Flusse gefüllt. Ein riesenhaftes Reservoir, das den Ueberschuß des Wassers zur Zeit der Ueberschwemmung aufnahm, um später, während der Trockenheit, die Aecker zu bewässern.

Auch der sogenannte See des Möris war nichts als ein solches unermeßliches Reservoir.

Aehnlich wie in Aegypten, wird auch in China die Reichsgründung auf eine Flußregulierung zurückgeführt. Menzius, ein Nachfolger des Konfuzius, erzählt: „In der Zeit des Yan, als das Reich noch nicht zur Ordnung gebracht war, verursachten die Gewässer eine allgemeine Ueberschwemmung, indem sie ihre Kanäle verließen. Gewächse und Bäume sproßten üppig, es wimmelte von Vögeln und wilden Tieren. Die fünf Feldfrüchte wuchsen nicht empor, die Vögel und die wilden Tiere bedrängten den Menschen. Die durch die Fußstapfen der wilden Tiere bezeichneten Wege und die Fußspuren der Vögel kreuzten einander im Reiche der Mitte . . . Yu (der Reichsgründer), trennte die neun verschiedenen Arme des Ho. reinigte den Lauf des Tsi und den des Ta und leitete sie zum Meer. Er eröffnete einen Ausweg für den Ju und den Han, regelte den Lauf des Hwai und des Sz' und leitete sie alle zum Kiang. Nachdem dies getan, war es für die Bewohner des Reichs der Mitte möglich, Nahrung für sich zu erhalten." (S. 395.)

Diese Auffassung der Entstehung des Staates aus der Notwendigkeit, ebenso im Kampf gegen den Fluß wie gegen den äußeren Feind die verschiedenen Markgenossenschaften zusammenzuschließen und einer gemeinsamen Zentralgewalt unterzuordnen, die zu einer ausbeutenden Aristokratie wurde, stand im Widerspruch zu der Ansicht meiner ersten Geschichtsauffassung, die ich schon 1876 bildete, daß der Staat ein Produkt der Eroberung sei.

Digitized by Google

Beide Auffassungen stützten sich auf wohlbezeugte Tatsachen. Was Marx und Engels für die eine vorbrachten, war sehr überzeugend. Auf der andern Seite hatte ich im Fortgang meiner Arbeiten so viele Beweise für meine ursprüngliche Annahme gefunden, daß sie sich in mir immer mehr befestigt hatte. Ich suchte nach einer Lösung, die beiden Auffassungen gerecht wurde, es ermöglichte, sie beide in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu bringen.

In dem eben zitierten Artikel entwickelte ich diese Lösung.

Ich nahm an, daß beide Vorgänge nebeneinander wirkten und einander förderten. Wohl erzeugte die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr der Feinde und gemeinsamer Wasserbauten das Bedürfnis nach einer Verbindung der einzelnen Markgenossenschaften miteinander, von denen eine den Vorrang vor den andern bekam und eine leitende Zentralgewalt bildete. Doch stand dieser keine Exekutivgewalt zur Verfügung, sie konnte nicht sehr stark sein.

Andererseits vermochten die Invasionen nomadischer Hirten die ackerbauenden Gemeinden bloß dann zu einem Staat zu vereinigen, wenn sie eine solche Zentralgewalt bereits vorfanden, deren Funktionen sie übernahmen und die nun durch die kriegerische Macht der Eroberer erst die Kraft zu größeren Leistungen erhielt.

Ich meinte:

„Daß die herrschende Aristokratie der orientalischen Despotien oft ein fremder, erobernder Stamm war und ist, unterliegt keinem Zweifel. Ein solcher Stamm konnte aber bloß erobern, was da war; er konnte sich der Zentralgewalt nur bemächtigen, wenn sie schon vorhanden war. Uebernahm er diese Zentralgewalt und deren Funktionen, dann ließ das Volk sich seine Herrschaft ruhig gefallen, da ja im wesentlichen nichts dadurch geändert wurde." (S. 397.)

„Daß da, wo ein erobernder Stamm sich der Zentralgewalt bemächtigte, deren Unabhängigkeit und Absolutismus sich rascher und stärker entfaltete, als dort, wo sie bei einem der verbündeten Gemeinwesen blieb, ist nicht zu leugnen. Aber die Zentralgewalt wurde durch die bloße Tatsache der Eroberung nicht geschaffen." (S. 398.)

Ich verfolgte den Gedanken in dem Artikel nicht weiter, da er ja, wie schon sein Titel besagt, nicht die Entstehung des Staates, sondern die der Nationalität untersuchte.

Die Ansicht, die ich 1887 aussprach, erscheint mir auch heute noch plausibel. Ueber die Entstehung des ersten Staates haben wir keine Nachrichten. Jede neue Staatsgründung, die in der Geschichte verzeichnet ist, hat sich in der Weise vollzogen, daß eine schon bestehende Staatsgewalt von einem Eroberer an sich gerissen wird. Ob die erste Staatsgründung sich in der Weise vollzog, daß ein erobernder Stamm erst eine Zentralgewalt schuf, die verschiedene unterworfene Stämme vereinigte, oder ob der Staat dadurch zustande kam, daß der Eroberer eine solche, auf frei-

Digitized by Google

willigem Zusammenschluß beruhende Zentralgewalt bereits vorfand und er sie nur übernahm, das können wir nicht wissen.

Sicher muß das Bestehen einer Zentralgewalt die Staatsbildung begünstigt haben. Es ist auch sehr wohl möglich, wenn ich es auch heute nicht mehr mit solcher Bestimmtheit aussprechen möchte, wie 1887, daß es ohne das Vorhandensein einer derartigen Zentralgewalt nicht zur Bildung eines Staates gekommen wäre.

Wir müssen uns aber nur dessen erinnern, was wir oben über die Schwäche von Bündnissen urwüchsiger Gemeinwesen und über die Machtlosigkeit ihrer Zentralgewalt im Frieden ausgeführt haben, um zu erkennen, daß eine solche nur dort, wo sie von einem feindlichen Eroberer an sich gerissen wurde, die Kraft einer staatlichen Exekutivgewalt gewinnen konnte. Bei primitiven Ackerbauern ist die Neigung zur Zersplitterung und das eifersüchtige Pochen ihrer kleinen Gemeinwesen auf ihre Souveränität größer, als selbst bei Jägervölkern, wie z. B. Ratzel bezeugt, der den Unterschied allerdings nicht als den verschiedener Produktionsweisen, sondern verschiedener Rassen auffaßt. Er weist darauf hin, daß die „Staaten", das heißt Gemeinwesen der Neger weit mehr die Neigung haben, sich in unzählige Teile zu spalten und weniger zu festen Bündnissen zu kommen, als die Stämme der Indianer (Völkerkunde, I., S. 160). Die Neger, die er im Auge hat, waren Ackerbauer, die Indianer Jäger.

Wir dürfen also wohl zugeben, daß die Notwendigkeit, den Fluß zu zähmen, das Bedürfnis nach einer Zentralgewalt schuf und auch vielleicht schon Ansätze zu einer solchen hervorbrachte, daß aber erst die Bildung des Staates durch eine erobernde Völkerschaft der Zentralgewalt jene Kraft gab, die sie befähigte, den Bedürfnissen einer ausgedehnten Wasserwirtschaft zu entsprechen. Nun erst wurde es möglich, daß zu gemeinsamen Aktionen die Arbeitskräfte aller Dörfer auf einen Punkt konzentriert wurden, was damals um so notwendiger war, als es noch völlig an technischen Hilfsmitteln zur Beförderung großer Lasten fehlte, die Erdbewegung beim Ausgraben von Kanälen oder der Transport riesiger Steinblöcke durch Menschenkraft erfolgen mußte. Nun wurde es möglich, den dörflichen Partikularismus zu überwinden und über lokale Sonderinteressen hinweg das allgemeine Interesse durchzusetzen. Damit konnte Planmäßigkeit in die Wasserbauten kommen. Deren Leitung fiel nun natürlich den Leitern des Staates zu, oder einzelnen, von ihnen besonders dazu bestellten Beamten, die, ausschließlich damit beschäftigt, eine Fülle von Beobachtungen machten, von Erfahrungen sammelten und so zu einem, in ihrem engen Kreise aufgespeicherten und weiter überlieferten Wissen kamen, das das Wissen der Volksmenge weit überwog. Nicht durch höheres Wissen kamen die Herren und Ausbeuter des Staates zu ihrer überlegenen Position. Diese Position schuf vielmehr erst die Bedingungen dafür, daß

Digitized by Google

die Herren höheres Wissen erwerben konnten als die Knechte. Einmal erworben, wurde es dann allerdings ein neuer Pfeiler ihrer Macht.

Elftes Kapitel.

Bewässerungsanlagen und Staatsgewalt.

Hätte das aus dem Kampf gegen den Fluß hervorgehende Bedürfnis nach einer Zentralgewalt bei den urwüchsigen Ackerbauern genügt, aus freien Stücken eine Staatsgewalt zu schaffen, die ihren Bedürfnissen entsprach, dann sollte man meinen, daß dieses gleiche Bedürfnis auch späterhin immer die Bauern zusammenführen mußte, um einen solchen Apparat von neuem zu schaffen, wenn die einmal bestehende Staatsgewalt versagte und sich um das Bewässerungswesen nicht kümmerte. Sich zusammenzutun, um Bestehendes zu erhalten, dessen Leistungsfähigkeit erprobt, dessen Bestehen zu einer Notwendigkeit geworden ist, da sich der ganze Produktionsprozeß ihm angepaßt hat, muß doch leichter sein, als sich zusammenzutun, um etwas aufzubauen, was noch unerprobt ist und ohne das man bisher auskam.

Zu einem freiwilligen Zusammenschluß von Bauerngemeinden zur Vornahme von Wasserbauten, wären es auch nur einfache Reparaturen, sehen wir aber nirgends auch nur Ansätze. Wo die Staatsgewalt versagt, da verfallen die Wasserbauten, trostlose Dürre ertötet alle Vegetation und Hungerkrankheiten oder Flucht dezimieren die Bevölkerung.

Die Wasserbauten im Orient hängen ganz und gar vom Charakter der Regierung ab.

Einige Proben mögen das zeigen.

Sie seien nicht dem Altertum entnommen, sondern den orientalischen Völkerwanderungen seit Beginn unserer Zeitrechnung.

Die bedeutendste dieser Völkerwanderungen wurde die der Araber, die sich teils als Kaufleute aus einzelnen Oasenstädten, wie Mekka und Medina, sowie dem südlichen Arabien, teils als nomadische Hirten-Beduinen in Arabien und der syrischen Wüste, in dem Keil zwischen Aegypten und Mesopotamien (dem Irak) herumtrieben. Sie waren die Hauptvermittler des Handels zwischen Indien und dem Westen, aber auch eine stete Bedrohung der Kulturländer, mit denen sie in Berührung kamen. Zeigten sich diese schwach, dann wurden sie von den Nomaden gebrandschatzt. Waren sie stark, dann gelang es ihnen mitunter, die Nomaden nicht nur abzuwehren, sondern sogar gelegentlich in Abhängigkeit zu versetzen.

Das hatten noch die Römer verstanden, ebenso eine Zeitlang das Oströmische (byzantinische) sowie das Neupersische Reich unter den Sassaniden. Im sechsten Jahrhundert waren aber beide

Digitized by Google

schon zu schwach geworden, ohne Kraft, einem Ansturm vereinter arabischer (oder wie man seit jener Zeit im Abendland sagte, sarazenischer) Stämme standzuhalten, die von der Bevölkerung mancher Provinz als Befreier vom Staatsjoch empfangen wurden. Zu diesem vereinten Ansturm kam es, als ein innerer Krieg zwischen räuberischen Nomaden und den Kaufleuten einiger Oasenstädte in Arabien schließlich darauf hinauslief, daß die eben noch sich bekriegenden Faktoren sich zu gemeinsamen Plünderungszügen nach den Nachbarländern zusammenschlossen, unter der geistigen Führung Mohammeds. Dieser, aus Mekka stammend, war zuerst Kaufmann gewesen, dann aber dazu übergegangen, sich mit Beduinen zusammenzutun und sie bei Ueberfällen auf Karawanen nach Mekka anzuführen. Schließlich mußte sich ihm Mekka beugen. Das gab Mohammed ein solches Prestige, daß bald das ganze Arabertum seiner Fahne folgte und seine Anschauungen annahm, die ja ein Niederschlag der ihrigen waren. Im Jahre 622 war Mohammed aus Mekka geflohen, 629 betrat er es wieder als Sieger und anerkannter „Prophet". Im Jahre 632 starb er, aber das hinderte die von ihren Siegen trunkenen Araber nicht, im gleichen Jahre den großen Beutezug über die Grenzen ihres Landes hinaus nach Syrien zu unternehmen, den noch Mohammed selbst ins Auge gefaßt hatte. Ihre Führer entstammten vornehmen Familien Mekkas. Als sie nirgends nennenswerten Widerstand fanden, wallte die ewig beutehungrige Masse der Beduinen über und ergoß sich weit über ihr Heimatland hinaus. Binnen wenigen Jahren erreichten sie den Kaukasus, Indien, Marokko und Spanien. Nur in Kleinasien konnten sie sich nicht behaupten, noch weniger den Bosporus überschreiten. Dort war das Griechentum noch zu stark. Schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts besaßen die Araber Syrien, Aegypten, Mesopotamien, Persien und Armenien. Im Jahre 710 überschritten sie bereits die Meerenge von Gibraltar. Ueberall wurden die Araber zur herrschenden Nation in den Staaten, die sie begründeten, eine Nation, die von der Ausbeutung der „Ungläubigen" lebte.

Wir haben bereits im zweiten Kapitel des dritten Abschnitts dieses Buches auf eine Beobachtung hingewiesen, die Frobenius machte. Er fand die Nomaden Nordwestafrikas geistig viel regsamer als die Bauern. Neben dieser großen Regsamkeit kam den Arabern noch der Vorteil zugute, daß sie zu ihren Führern Abkömmlinge städtischer Aristokraten und Kaufleute hatten. Diese waren vertraut mit den Bedingungen, unter denen im Orient der Ackerbau und damit der Staat ökonomisch gedeiht. Sie waren auch wohl vorbereitet, literarische und künstlerische Einflüsse auf sich wirken zu lassen.

Nachdem der erste Kriegslärm vorüber war, die neuen Herren sich festgesetzt und Muße gewonnen hatten, die Früchte der Ausbeutung zu verdauen, die ihnen nun reichlich zuteil

Digitized by Google

wurden, waren die arabischen Staaten imstande, die Reste der griechischen Kultur, die sie vorfanden, sich nicht nur anzueignen, sondern auch weiterzuführen, indes das christkatholische Abendland, von barbarischen Germanen beherrscht, in völlige Unwissenheit versank, und das Griechisch-Byzantinische Reich zusehends versumpfte.

Unter diesen Umständen haben die Araber auch sehr wohl verstanden, was die materielle Grundlage ihrer Herrschaft und ihrer Kultur darstellte, und sie haben überall, wohin sie kamen, und das waren immer Länder der trockenen Zone, den Bewässerungsanlagen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Sie wurden von ihnen wieder in Ordnung gebracht, wo sie verfallen oder versandet waren, wie in Aegypten und im Irak (Mesopotamien), oder neu geschaffen, wie in Spanien.

„Wie in Aegypten verdankt auch das Zweistromland (Mesopotamien) seine außerordentliche Fruchtbarkeit der Ausnutzung des von Euphrat und Tigris gebotenen Wasserüberflusses, welcher seit den Zeiten des alten Babylon durch ein großartiges und künstliches Kanalsystem über alle Teile des Reiches hingeleitet wurde. In den Bürgerkriegen der späteren Sassanidenzeit (des neupersischen Reiches) waren die Kanäle und Dämme vielerorten in Verfall geraten, Sand und Sumpf nahmen in großer Ausdehnung die Stelle des bebauten Landes ein. Schon unter den Omajaden (661—750) war einiges für die Entwässerung und Wiedergewinnung solchen Ackerlandes geschehen. Diese Bemühungen wurden nun (seit 750) in größerem Umfange aufgenommen." (A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendlande, Berlin 1887, I., S. 467.)

In Spanien gedieh die Landwirtschaft unter dem Einfluß der arabischen Wasserwirtschaft so sehr, daß seine mohammedanischen Herrscher kostspielige Kriege führen, herrliche Bauten errichten, dabei Goldschätze aufspeichern konnten (der Staatsschatz des Reiches Cordova enthielt 951 rund 20 Millionen Goldstücke (Müller, Der Islam, II., S. 507). Und dabei vermehrte sich die Bevölkerung in hohem Maße.

„Die Bevölkerung des muselmanischen Spanien genau zu schätzen ist unmöglich, sie aber für doppelt so stark als die des heutigen Spanien anzunehmen, wohl nicht übertrieben. Längs dem Guadalquivir wurden viele tausend (zwölftausend?) Dörfer gezählt." (Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte, Leipzig 1833, II., S. 509.)

Das wurde 1833 geschrieben. Damals zählte Spanien 12 Millionen Einwohner.

Diese große kulturelle Höhe der arabischen Staaten beruhte jedoch auf der kriegerischen Kraft des herrschenden Stammes. Mit dessen Kraft schwand auch die Kultur. Und diese bot den Herrschern und Ausbeutern ein solches Uebermaß der Genüsse, daß sie rasch erschlafften und die Fähigkeit verloren, ärmeren beutegierigen Nachbarstämmen das Eindringen zu wehren, die an den Grenzen um so stürmischer Eingang forderten, je reicher die Beute, die ihnen winkte.

Digitized by Google

Die nächstliegende Methode, dies zu erreichen, besteht darin, daß die Bauern das Wasser aus dem Flusse in Gefäße schöpfen, es dem trockenen Boden zutragen und über ihn ergießen. Aber wie mühsam und unzulänglich ist diese Methode! Mit der wachsenden Praxis am Flusse und zunehmenden Erfahrungen kommt man dahin, mechanische Schöpfvorrichtungen zu erfinden, die von menschlicher, später auch von tierischer Kraft bewegt, das Wasser aus dem Flusse heben und so den höher gelegenen Böden zuführen. Im Laufe der Zeit kommt man dazu, künstliche Rinnsale zu schaffen, Kanäle, in denen das Wasser den Schöpfvorrichtungen zufließt und andererseits von den durch sie gefüllten Reservoirs aus ferner gelegenen Bodenstrecken zugeleitet wird. Schließlich führt die wachsende Erfahrung am Flusse auch dahin, daß man das Wasser von Hochfluten durch Kanäle ableitet und in Reservoirs abfängt oder, zunächst bei kleineren Wasserläufen, größere Wassermassen, die sie gelegentlich führen, durch Staudämme aufhält, wie der Mensch sie schon beim Biber beobachten kann.

So wird durch ein Netz von Wasserbauten der Wüste ein immer größeres Gebiet längs des Flusses abgerungen und dem Kulturboden zugeführt und damit auch die Bevölkerung am Flusse zusehends vermehrt.

Diese Tätigkeit findet jedoch eine Grenze an der Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen, die sich längs des Flusses bilden, von denen jedes im nomadischen Stadium ein besonderer Stamm für sich war und jetzt eine souveräne Organisation bildet, die überall zunächst eine Art Markgenossenschaft darstellen dürfte.

Wasserbauten an einem so gewaltigen Strom, wie etwa dem Nil, erfordern, sollen sie über die ersten kümmerlichen Anfänge hinausgeraten, weit mehr Arbeitskräfte, als der einzelne kleine Gau oder gar ein einzelnes Dorf aufzubieten vermag. Dabei können Wasserbauten, die planlos angelegt werden, wenn sie dem einen Gebiet nützen, ein anderes empfindlich schädigen. Schutzdämme, die das Wasser von dem einen Ufer abhalten, können es dem gegenüberliegenden zudrängen und dort die verheerende Strömung verstärken. Andererseits kann man das Wasser in einer Weise dem Flusse abzapfen, daß nur einem kleinen Gebiet etwas davon zufließt, indes es weiter unterhalb liegenden Gebieten vorenthalten wird, die dadurch geschädigt werden.

In drastischer Weise wird die Abhängigkeit der einzelnen Gebiete eines Flusses voneinander in unseren Tagen gerade am Nil veranschaulicht. Im Sudan, südlich von Aegypten, haben die Engländer riesenhafte Stauwehren angelegt, um ein großes Gebiet zu bewässern und der Baumwollkultur zuzuführen. Die Aegypter sind darüber auf das äußerste erregt und mit Recht. Denn dieses neue Bewässerungssystem kann in einer Weise gehandhabt werden, daß die Wassermassen des Nil, die nach Aegypten ge-

Digitized by Google

langen, sehr vermindert werden, und doch hängt es von der Höhe der jährlichen Nilüberschwemmung ab, wieviel von dem Kulturboden Aegyptens in Anbau genommen werden kann. Solange am Nil oberhalb Aegyptens nur Nomaden und kleine Dörfer von Ackerbauern zu finden waren, die keine Wasserbauten von Belang herzustellen vermochten, brauchten sich die Aegypter nicht viel darum zu kümmern, wer im Sudan herrscht. Seitdem sich aber eine technische und finanzielle Großmacht vom Range Großbritanniens dort festgesetzt hat, wird es für das ägyptische Volk eine Frage von Leben und Tod, wer im Sudan tatsächlich regiert, ob die ägyptische oder die englische Regierung. Solange diese den Nillauf im Sudan in der Hand hat, steht es bei ihr, ob und inwieweit in Aegypten Ackerbau möglich ist. Sie hat damit diesem Land gegenüber ein Pressionsmittel in der Hand, das weit furchtbarer wirkt, als die paar Regimenter englischer Soldaten in Kairo und Alexandrien.

Eine Erscheinung, wie diese, ist erst durch die gewaltige Technik unserer Zeit möglich geworden. Aber sie veranschaulicht in ungeheuerlich vergrößertem Maßstab, wie gegensätzlich die Interessen verschiedener Areale an einem Flusse werden können, sobald man künstliche Eingriffe in dessen Wasserverhältnisse versucht, wie notwendig dabei Planmäßigkeit und Einheitlichkeit für alle Gebiete erheischt ist, die durch den Fluß in technische Abhängigkeit voneinander geraten sind.

Sobald also die Wasserwirtschaft der einzelnen Gaue der Markgenossenschaften am Flusse eine bestimmte, nicht sehr bedeutende Höhe erreicht, erheischt jedes weitere Fortschreiten darüber hinaus das Bestehen einer Macht, die über den einzelnen Gauen oder Genossenschaften steht, an keiner ihrer Sonderinteressen beteiligt ist, wohl aber ein Interesse am Aufschwung des Gesamtgebietes hat, stark genug ist, die verschiedenartigen Einzelinteressen der Dörfer dem gemeinsamen Interesse ihrer gesamten Landwirtschaft unterzuordnen und alle ihre Arbeitskräfte zur Arbeit an den entscheidenden Stellen zu konzentrieren.

Diese Macht war die Staatsmacht. Die Sorge für ausreichende und ausgedehnte Wasserbauten im Interesse der Landwirtschaft wird in den Staaten des Orients eine ihrer wichtigsten Funktionen. Man kann von ihnen allen sagen, was Marx im „Kapital" (I., S. 453, Note 6) von Indien sagt:

„Eine der materiellen Grundlagen der Staatsmacht über die zusammenhanglosen kleinen Produktionsorganismen Indiens war Regelung der Wasserzufuhr. Die mohammedanischen Herrscher Indiens verstanden dies besser als ihre englischen Nachfolger."

Auch Engels weist darauf hin in seinem „Antidühring" (S. 188), wo es ihm darauf ankommt, „festzustellen, daß der politischen Herrschaft überall eine gesellschaftliche Amtstätigkeit zugrunde lag". Das wurde durch folgendes bezeugt:

Digitized by Google

„Wie viele Despotien auch über Persien und Indien auf- oder untergegangen sind, jede wußte ganz genau, daß sie vor allem die Gesamtunternehmerin der Berieselung der Flußtäler war, ohne die dort kein Ackerbau möglich."

Daß die Sorge für ausreichende Wasserzufuhr im Orient eine wichtige Aufgabe des Staates bildet, darin ist nicht im geringsten zu zweifeln. Wohl aber ist es noch eine offene Frage, ob die Staatsgewalt aus den Funktionen der Wasserwirtschaft hervorging, mit denen wir sie in historischer Zeit betraut sehen, oder ob nicht das Umgekehrte der Fall war, ob nicht diese Funktionen in der Ausdehnung, die sie im Staate erreichten, erst durch ihn möglich wurden. Ob er die Voraussetzung ausgedehnter Wasserwirtschaft bildet oder ihr Ergebnis.

Bei ihrer Auffassung der Entstehung des Staates haben Marx und Engels das letztere angenommen. So spricht z. B. Engels in seinem „Antidühring" (S. 151) vom „Staat, zu dem sich die naturwüchsigen Gruppen gleichstämmiger Gemeinden zunächst nur zur Wahrung gemeinsamer Interessen (Berieselung im Orient z. B.) und wegen des Schutzes nach außen fortentwickelt hatten".

Diese Auffassung ist in der bisherigen Geschichtsschreibung weit verbreitet. In der „Geschichte des alten Aegyptens" (erschienen in der Onckenschen Allgemeinen Geschichte) die 1879 Dümichen begann und 1887 Eduard Meyer vollendete, führt Dümichen folgendes aus, das die Bedeutung der Wasserwirtschaft in Aegypten gut kennzeichnet:

„Die immer dichter werdende Bevölkerung, die so ihren Wohlstand vorzugsweise dem Nil verdankte, befand sich aber auch andererseits, um diesen Wohlstand zu wahren, unausgesetzt in der Lage, ihre Wohnungen und die sie ernährende Feldflur gegen den alljährlich anschwellenden und dann die Ueberschreitung seiner Ufer anstrebenden Strom schützen zu müssen. Da galt es, die bewohnten Orte durch künstliche Erhöhung und Eindämmung gegen die andringenden Fluten zu sichern, und man hatte Bedacht zu nehmen auf Zweckmäßigkeit in der Anlage und Erhaltung fester Uferumwallungen und eines vielfach verzweigten Kanalnetzes, welches letztere in immer ausgedehnterem Maßstab angelegt werden mußte, da wegen der immer stärker anwachsenden Bevölkerung man genötigt war, so weit hin als möglich das befruchtende Wasser des Stromes zu leiten, um auf dem von ihm erreichten Terrain neues Kulturland zu gewinnen.

Die natürliche Folge dieser, durch die Beschaffenheit des Landes gebotenen Arbeiten war, daß durch sie immer mehr die Baulust der Bevölkerung geweckt wurde und diese durch den Nilstrom veranlaßten ersten Wasserbauten der alten Aegypter waren es vorzugsweise, an denen jener Bausinn erstarkte, der sich schließlich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben wagte und architektonische Schöpfungen hervorrief, die zum Teil noch bis heutigen Tages nicht ihresgleichen haben . . . Alle diese Arbeiten konnten aber nur dann in Angriff genommen werden und zur Ausführung kommen, wenn Einstimmigkeit im Handeln da war, und sie setzten somit ein Anordnen, Leiten und Befehlen und ein sich Unterordnen und gehorsames Befolgen des Befohlenen voraus, und dieser Gehorsam wieder mußte

Digitized by Google

notwendigerweise denen geleistet werden, die im Besitz der leitenden Kenntnisse waren." (S. 19, 20.)

Daraus erklärt Dümichen das Aufkommen der Priesterherrschaft, wobei er sich hütet, die Frage zu untersuchen, woher die Ueberlegenheit des Wissens der Priester herrührte. Er fährt fort:

„Gerade dieses Gefühl der Abhängigkeit von den besser Unterrichteten und das daraus entspringende gehorsame Befolgen ihrer Anordnungen und Befehle, die stete Notwendigkeit ferner, im gemeinsamen Interesse, gemeinsam große Arbeiten, welche Einstimmigkeit im Handeln bedingten, (dabei hat Dümichen auch religiöse Motive im Auge, deren Aufzählung wir weglassen. K.) . . . . alles dies schlang ein festes Band um König und Volk, um Hoch und Niedrig, um die durch ihr Wissen Mächtigen, Leitenden und Gebietenden und die auf diese Wissenden Vertrauenden und ihnen Gehorchenden und führte so schon frühzeitig hier zu geordneten öffentlichen Einrichtungen, zu festen Staats- und Rechtsverhältnissen, durch welche die alten Niltalbewohner sich so vorteilhaft auszeichneten und die sie befähigten, auf dem Schauplatze der Weltgeschichte in ebenso würdiger wie glänzender Weise unter den Kulturvölkern des Altertums den Reigen zu eröffnen." (S. 23, 24.)

Dümichen untersucht wohl nicht ausdrücklich die Frage nach der Entstehung des Staates, aber seine ganze Auffassung besagt, daß die Staatseinrichtungen des alten Aegyptens ein Produkt der Funktionen sind, die durch die Notwendigkeit der Wasserbauten den Wissenden im Volke zugewiesen wurden.

Damit ist die Ansicht wohl vereinbar, die Marx im „Kapital" (I., S. 534) äußert:

„Die Notwendigkeit, die Perioden der Nilbewegungen zu berechnen, schuf die ägyptische Astronomie und damit die Herrschaft der Priesterkaste als Leiterin der Agrikultur."

Alle diese Auffassungen blieben nicht ohne Einfluß auf meine Anschauungen über das Werden des Staates. Im Jahre 1890 veröffentlichte Plechanoff in der „Neuen Zeit", (IX., 1, S. 437 ff.) eine Besprechung eines Buches, das 1889 erschienen war über „Die Zivilisation und die großen, historischen Flüsse" von L. Metschnikoff, der die Rolle untersucht, welche die hier schon so oft erwähnten großen Flüsse vom Nil bis zum Hoangho in der Geschichte gespielt haben. Plechanoff erklärt:

„Im allgemeinen kommt Metschnikoffs Werk zu denselben Schlüssen, zu denen auch die Marxisten gelangten."

In einer Fußnote fügte ich hinzu: (S. 447):

„Bereits zwanzig Jahr vor Metschnikoff hat Marx in seinem ‚Kapital' einige der wesentlichsten Grundlagen der ‚Fluß-Zivilisationen' angedeutet."

Ich zitierte nun einige der schon oben angeführten Sätze aus dem „Kapital" und bemerkte weiter:

„Es sei gestattet darauf hinzuweisen, daß ich, angeregt durch diese Stellen, fand, daß, was für die Täler des Nil und Ganges, auch für die des Euphrat und Tigris, des Jangtsekiang und Hoangho gelte und daß die materielle Grundlage nicht nur der ägyptischen und indischen, sondern auch der chinesischen und mesopotamischen Reiche zum Teile die Notwendigkeit der Flußregulierung bildete, der auch teilweise der orientalische

Digitized by Google

Despotismus zuzuschreiben ist. Ohne von Metschnikoff etwas zu wissen und vor dem Erscheinen seines Buches habe ich diese Theorien entwickelt in einer Abhandlung über die ‚moderne Nationalität', ‚Neue Zeit', V. (1887) S. 392 ff."

Ich führte dort aus, daß ebenso wie der Kampf der Ackerbauer gegen die räuberischen Nomaden so auch der Kampf gegen den Fluß einen Zusammenschluß der Markgenossenschaften und die Unterstellung ihrer Arbeitskräfte unter eine gemeinsame Zentralleitung erheischte.

Ich wies darauf hin, wie bemerkenswert es sei, daß in Aegypten wie in China die Reichsgründung in der Sage auf große Wasserbauten zurückgeführt werde:

„Der gemeinsame Kampf gegen den Fluß hat vorzugsweise im Orient seine einigende Wirkung geübt. Er scheint eine der wichtigsten materiellen Grundlagen der Entstehung der uralten Kulturstaaten daselbst gebildet zu haben. In der Sage sind noch Erinnerungen davon erhalten.

Als der Gründer des ägyptischen Reiches gilt Menes. Herodot berichtet, die ägyptischen Priester hätten ihm erzählt, Menes habe etwa hundert Stadien oberhalb Memphis dem Nil einen Damm vorgelegt und dadurch den Fluß, der vordem an der lybischen Kette geflossen sei, gezwungen, sein altes Bett aufzugeben und mitten zwischen den beiden Bergreihen zu fließen. Nachdem dann das abgedämmte Land fest geworden, habe er hier die Stadt gebaut, die heute (zu Herodots Zeit) Memphis heiße. Gegen Norden und Westen der Stadt aber habe Menes einen See graben lassen und aus dem Flusse gefüllt. Ein riesenhaftes Reservoir, das den Ueberschuß des Wassers zur Zeit der Ueberschwemmung aufnahm, um später, während der Trockenheit, die Aecker zu bewässern.

Auch der sogenannte See des Möris war nichts als ein solches unermeßliches Reservoir.

Aehnlich wie in Aegypten, wird auch in China die Reichsgründung auf eine Flußregulierung zurückgeführt. Menzius, ein Nachfolger des Konfuzius, erzählt: „In der Zeit des Yan, als das Reich noch nicht zur Ordnung gebracht war, verursachten die Gewässer eine allgemeine Ueberschwemmung, indem sie ihre Kanäle verließen. Gewächse und Bäume sproßten üppig, es wimmelte von Vögeln und wilden Tieren. Die fünf Feldfrüchte wuchsen nicht empor, die Vögel und die wilden Tiere bedrängten den Menschen. Die durch die Fußstapfen der wilden Tiere bezeichneten Wege und die Fußspuren der Vögel kreuzten einander im Reiche der Mitte . . . Yu (der Reichsgründer), trennte die neun verschiedenen Arme des Ho. reinigte den Lauf des Tsi und den des Ta und leitete sie zum Meer. Er eröffnete einen Ausweg für den Ju und den Han, regelte den Lauf des Hwai und des Sz' und leitete sie alle zum Kiang. Nachdem dies getan, war es für die Bewohner des Reichs der Mitte möglich, Nahrung für sich zu erhalten." (S. 395.)

Diese Auffassung der Entstehung des Staates aus der Notwendigkeit, ebenso im Kampf gegen den Fluß wie gegen den äußeren Feind die verschiedenen Markgenossenschaften zusammenzuschließen und einer gemeinsamen Zentralgewalt unterzuordnen, die zu einer ausbeutenden Aristokratie wurde, stand im Widerspruch zu der Ansicht meiner ersten Geschichtsauffassung, die ich schon 1876 bildete, daß der Staat ein Produkt der Eroberung sei.

Digitized by Google

Beide Auffassungen stützten sich auf wohlbezeugte Tatsachen. Was Marx und Engels für die eine vorbrachten, war sehr überzeugend. Auf der andern Seite hatte ich im Fortgang meiner Arbeiten so viele Beweise für meine ursprüngliche Annahme gefunden, daß sie sich in mir immer mehr befestigt hatte. Ich suchte nach einer Lösung, die beiden Auffassungen gerecht wurde, es ermöglichte, sie beide in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu bringen.

In dem eben zitierten Artikel entwickelte ich diese Lösung.

Ich nahm an, daß beide Vorgänge nebeneinander wirkten und einander förderten. Wohl erzeugte die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr der Feinde und gemeinsamer Wasserbauten das Bedürfnis nach einer Verbindung der einzelnen Markgenossenschaften miteinander, von denen eine den Vorrang vor den andern bekam und eine leitende Zentralgewalt bildete. Doch stand dieser keine Exekutivgewalt zur Verfügung, sie konnte nicht sehr stark sein.

Andererseits vermochten die Invasionen nomadischer Hirten die ackerbauenden Gemeinden bloß dann zu einem Staat zu vereinigen, wenn sie eine solche Zentralgewalt bereits vorfanden, deren Funktionen sie übernahmen und die nun durch die kriegerische Macht der Eroberer erst die Kraft zu größeren Leistungen erhielt.

Ich meinte:

„Daß die herrschende Aristokratie der orientalischen Despotien oft ein fremder, erobernder Stamm war und ist, unterliegt keinem Zweifel. Ein solcher Stamm konnte aber bloß erobern, was da war; er konnte sich der Zentralgewalt nur bemächtigen, wenn sie schon vorhanden war. Uebernahm er diese Zentralgewalt und deren Funktionen, dann ließ das Volk sich seine Herrschaft ruhig gefallen, da ja im wesentlichen nichts dadurch geändert wurde." (S. 397.)

„Daß da, wo ein erobernder Stamm sich der Zentralgewalt bemächtigte, deren Unabhängigkeit und Absolutismus sich rascher und stärker entfaltete, als dort, wo sie bei einem der verbündeten Gemeinwesen blieb, ist nicht zu leugnen. Aber die Zentralgewalt wurde durch die bloße Tatsache der Eroberung nicht geschaffen." (S. 398.)

Ich verfolgte den Gedanken in dem Artikel nicht weiter, da er ja, wie schon sein Titel besagt, nicht die Entstehung des Staates, sondern die der Nationalität untersuchte.

Die Ansicht, die ich 1887 aussprach, erscheint mir auch heute noch plausibel. Ueber die Entstehung des ersten Staates haben wir keine Nachrichten. Jede neue Staatsgründung, die in der Geschichte verzeichnet ist, hat sich in der Weise vollzogen, daß eine schon bestehende Staatsgewalt von einem Eroberer an sich gerissen wird. Ob die erste Staatsgründung sich in der Weise vollzog, daß ein erobernder Stamm erst eine Zentralgewalt schuf, die verschiedene unterworfene Stämme vereinigte, oder ob der Staat dadurch zustande kam, daß der Eroberer eine solche, auf frei-

Digitized by Google

willigem Zusammenschluß beruhende Zentralgewalt bereits vorfand und er sie nur übernahm, das können wir nicht wissen.

Sicher muß das Bestehen einer Zentralgewalt die Staatsbildung begünstigt haben. Es ist auch sehr wohl möglich, wenn ich es auch heute nicht mehr mit solcher Bestimmtheit aussprechen möchte, wie 1887, daß es ohne das Vorhandensein einer derartigen Zentralgewalt nicht zur Bildung eines Staates gekommen wäre.

Wir müssen uns aber nur dessen erinnern, was wir oben über die Schwäche von Bündnissen urwüchsiger Gemeinwesen und über die Machtlosigkeit ihrer Zentralgewalt im Frieden ausgeführt haben, um zu erkennen, daß eine solche nur dort, wo sie von einem feindlichen Eroberer an sich gerissen wurde, die Kraft einer staatlichen Exekutivgewalt gewinnen konnte. Bei primitiven Ackerbauern ist die Neigung zur Zersplitterung und das eifersüchtige Pochen ihrer kleinen Gemeinwesen auf ihre Souveränität größer, als selbst bei Jägervölkern, wie z. B. Ratzel bezeugt, der den Unterschied allerdings nicht als den verschiedener Produktionsweisen, sondern verschiedener Rassen auffaßt. Er weist darauf hin, daß die „Staaten", das heißt Gemeinwesen der Neger weit mehr die Neigung haben, sich in unzählige Teile zu spalten und weniger zu festen Bündnissen zu kommen, als die Stämme der Indianer (Völkerkunde, I., S. 160). Die Neger, die er im Auge hat, waren Ackerbauer, die Indianer Jäger.

Wir dürfen also wohl zugeben, daß die Notwendigkeit, den Fluß zu zähmen, das Bedürfnis nach einer Zentralgewalt schuf und auch vielleicht schon Ansätze zu einer solchen hervorbrachte, daß aber erst die Bildung des Staates durch eine erobernde Völkerschaft der Zentralgewalt jene Kraft gab, die sie befähigte, den Bedürfnissen einer ausgedehnten Wasserwirtschaft zu entsprechen. Nun erst wurde es möglich, daß zu gemeinsamen Aktionen die Arbeitskräfte aller Dörfer auf einen Punkt konzentriert wurden, was damals um so notwendiger war, als es noch völlig an technischen Hilfsmitteln zur Beförderung großer Lasten fehlte, die Erdbewegung beim Ausgraben von Kanälen oder der Transport riesiger Steinblöcke durch Menschenkraft erfolgen mußte. Nun wurde es möglich, den dörflichen Partikularismus zu überwinden und über lokale Sonderinteressen hinweg das allgemeine Interesse durchzusetzen. Damit konnte Planmäßigkeit in die Wasserbauten kommen. Deren Leitung fiel nun natürlich den Leitern des Staates zu, oder einzelnen, von ihnen besonders dazu bestellten Beamten, die, ausschließlich damit beschäftigt, eine Fülle von Beobachtungen machten, von Erfahrungen sammelten und so zu einem, in ihrem engen Kreise aufgespeicherten und weiter überlieferten Wissen kamen, das das Wissen der Volksmenge weit überwog. Nicht durch höheres Wissen kamen die Herren und Ausbeuter des Staates zu ihrer überlegenen Position. Diese Position schuf vielmehr erst die Bedingungen dafür, daß

Digitized by Google

die Herren höheres Wissen erwerben konnten als die Knechte. Einmal erworben, wurde es dann allerdings ein neuer Pfeiler ihrer Macht.

Elftes Kapitel.

Bewässerungsanlagen und Staatsgewalt.

Hätte das aus dem Kampf gegen den Fluß hervorgehende Bedürfnis nach einer Zentralgewalt bei den urwüchsigen Ackerbauern genügt, aus freien Stücken eine Staatsgewalt zu schaffen, die ihren Bedürfnissen entsprach, dann sollte man meinen, daß dieses gleiche Bedürfnis auch späterhin immer die Bauern zusammenführen mußte, um einen solchen Apparat von neuem zu schaffen, wenn die einmal bestehende Staatsgewalt versagte und sich um das Bewässerungswesen nicht kümmerte. Sich zusammenzutun, um Bestehendes zu erhalten, dessen Leistungsfähigkeit erprobt, dessen Bestehen zu einer Notwendigkeit geworden ist, da sich der ganze Produktionsprozeß ihm angepaßt hat, muß doch leichter sein, als sich zusammenzutun, um etwas aufzubauen, was noch unerprobt ist und ohne das man bisher auskam.

Zu einem freiwilligen Zusammenschluß von Bauerngemeinden zur Vornahme von Wasserbauten, wären es auch nur einfache Reparaturen, sehen wir aber nirgends auch nur Ansätze. Wo die Staatsgewalt versagt, da verfallen die Wasserbauten, trostlose Dürre ertötet alle Vegetation und Hungerkrankheiten oder Flucht dezimieren die Bevölkerung.

Die Wasserbauten im Orient hängen ganz und gar vom Charakter der Regierung ab.

Einige Proben mögen das zeigen.

Sie seien nicht dem Altertum entnommen, sondern den orientalischen Völkerwanderungen seit Beginn unserer Zeitrechnung.

Die bedeutendste dieser Völkerwanderungen wurde die der Araber, die sich teils als Kaufleute aus einzelnen Oasenstädten, wie Mekka und Medina, sowie dem südlichen Arabien, teils als nomadische Hirten-Beduinen in Arabien und der syrischen Wüste, in dem Keil zwischen Aegypten und Mesopotamien (dem Irak) herumtrieben. Sie waren die Hauptvermittler des Handels zwischen Indien und dem Westen, aber auch eine stete Bedrohung der Kulturländer, mit denen sie in Berührung kamen. Zeigten sich diese schwach, dann wurden sie von den Nomaden gebrandschatzt. Waren sie stark, dann gelang es ihnen mitunter, die Nomaden nicht nur abzuwehren, sondern sogar gelegentlich in Abhängigkeit zu versetzen.

Das hatten noch die Römer verstanden, ebenso eine Zeitlang das Oströmische (byzantinische) sowie das Neupersische Reich unter den Sassaniden. Im sechsten Jahrhundert waren aber beide

Digitized by Google

schon zu schwach geworden, ohne Kraft, einem Ansturm vereinter arabischer (oder wie man seit jener Zeit im Abendland sagte, sarazenischer) Stämme standzuhalten, die von der Bevölkerung mancher Provinz als Befreier vom Staatsjoch empfangen wurden. Zu diesem vereinten Ansturm kam es, als ein innerer Krieg zwischen räuberischen Nomaden und den Kaufleuten einiger Oasenstädte in Arabien schließlich darauf hinauslief, daß die eben noch sich bekriegenden Faktoren sich zu gemeinsamen Plünderungszügen nach den Nachbarländern zusammenschlossen, unter der geistigen Führung Mohammeds. Dieser, aus Mekka stammend, war zuerst Kaufmann gewesen, dann aber dazu übergegangen, sich mit Beduinen zusammenzutun und sie bei Ueberfällen auf Karawanen nach Mekka anzuführen. Schließlich mußte sich ihm Mekka beugen. Das gab Mohammed ein solches Prestige, daß bald das ganze Arabertum seiner Fahne folgte und seine Anschauungen annahm, die ja ein Niederschlag der ihrigen waren. Im Jahre 622 war Mohammed aus Mekka geflohen, 629 betrat er es wieder als Sieger und anerkannter „Prophet". Im Jahre 632 starb er, aber das hinderte die von ihren Siegen trunkenen Araber nicht, im gleichen Jahre den großen Beutezug über die Grenzen ihres Landes hinaus nach Syrien zu unternehmen, den noch Mohammed selbst ins Auge gefaßt hatte. Ihre Führer entstammten vornehmen Familien Mekkas. Als sie nirgends nennenswerten Widerstand fanden, wallte die ewig beutehungrige Masse der Beduinen über und ergoß sich weit über ihr Heimatland hinaus. Binnen wenigen Jahren erreichten sie den Kaukasus, Indien, Marokko und Spanien. Nur in Kleinasien konnten sie sich nicht behaupten, noch weniger den Bosporus überschreiten. Dort war das Griechentum noch zu stark. Schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts besaßen die Araber Syrien, Aegypten, Mesopotamien, Persien und Armenien. Im Jahre 710 überschritten sie bereits die Meerenge von Gibraltar. Ueberall wurden die Araber zur herrschenden Nation in den Staaten, die sie begründeten, eine Nation, die von der Ausbeutung der „Ungläubigen" lebte.

Wir haben bereits im zweiten Kapitel des dritten Abschnitts dieses Buches auf eine Beobachtung hingewiesen, die Frobenius machte. Er fand die Nomaden Nordwestafrikas geistig viel regsamer als die Bauern. Neben dieser großen Regsamkeit kam den Arabern noch der Vorteil zugute, daß sie zu ihren Führern Abkömmlinge städtischer Aristokraten und Kaufleute hatten. Diese waren vertraut mit den Bedingungen, unter denen im Orient der Ackerbau und damit der Staat ökonomisch gedeiht. Sie waren auch wohl vorbereitet, literarische und künstlerische Einflüsse auf sich wirken zu lassen.

Nachdem der erste Kriegslärm vorüber war, die neuen Herren sich festgesetzt und Muße gewonnen hatten, die Früchte der Ausbeutung zu verdauen, die ihnen nun reichlich zuteil

Digitized by Google

wurden, waren die arabischen Staaten imstande, die Reste der griechischen Kultur, die sie vorfanden, sich nicht nur anzueignen, sondern auch weiterzuführen, indes das christkatholische Abendland, von barbarischen Germanen beherrscht, in völlige Unwissenheit versank, und das Griechisch-Byzantinische Reich zusehends versumpfte.

Unter diesen Umständen haben die Araber auch sehr wohl verstanden, was die materielle Grundlage ihrer Herrschaft und ihrer Kultur darstellte, und sie haben überall, wohin sie kamen, und das waren immer Länder der trockenen Zone, den Bewässerungsanlagen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Sie wurden von ihnen wieder in Ordnung gebracht, wo sie verfallen oder versandet waren, wie in Aegypten und im Irak (Mesopotamien), oder neu geschaffen, wie in Spanien.

„Wie in Aegypten verdankt auch das Zweistromland (Mesopotamien) seine außerordentliche Fruchtbarkeit der Ausnutzung des von Euphrat und Tigris gebotenen Wasserüberflusses, welcher seit den Zeiten des alten Babylon durch ein großartiges und künstliches Kanalsystem über alle Teile des Reiches hingeleitet wurde. In den Bürgerkriegen der späteren Sassanidenzeit (des neupersischen Reiches) waren die Kanäle und Dämme vielerorten in Verfall geraten, Sand und Sumpf nahmen in großer Ausdehnung die Stelle des bebauten Landes ein. Schon unter den Omajaden (661—750) war einiges für die Entwässerung und Wiedergewinnung solchen Ackerlandes geschehen. Diese Bemühungen wurden nun (seit 750) in größerem Umfange aufgenommen." (A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendlande, Berlin 1887, I., S. 467.)

In Spanien gedieh die Landwirtschaft unter dem Einfluß der arabischen Wasserwirtschaft so sehr, daß seine mohammedanischen Herrscher kostspielige Kriege führen, herrliche Bauten errichten, dabei Goldschätze aufspeichern konnten (der Staatsschatz des Reiches Cordova enthielt 951 rund 20 Millionen Goldstücke (Müller, Der Islam, II., S. 507). Und dabei vermehrte sich die Bevölkerung in hohem Maße.

„Die Bevölkerung des muselmanischen Spanien genau zu schätzen ist unmöglich, sie aber für doppelt so stark als die des heutigen Spanien anzunehmen, wohl nicht übertrieben. Längs dem Guadalquivir wurden viele tausend (zwölftausend?) Dörfer gezählt." (Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte, Leipzig 1833, II., S. 509.)

Das wurde 1833 geschrieben. Damals zählte Spanien 12 Millionen Einwohner.

Diese große kulturelle Höhe der arabischen Staaten beruhte jedoch auf der kriegerischen Kraft des herrschenden Stammes. Mit dessen Kraft schwand auch die Kultur. Und diese bot den Herrschern und Ausbeutern ein solches Uebermaß der Genüsse, daß sie rasch erschlafften und die Fähigkeit verloren, ärmeren beutegierigen Nachbarstämmen das Eindringen zu wehren, die an den Grenzen um so stürmischer Eingang forderten, je reicher die Beute, die ihnen winkte.

Digitized by Google

Im Osten waren es die vom Norden kommenden Türken unter der Führung des Stammes der Seldschucken, die in die von arabischen Stämmen beherrschten Gebiete einbrachen und sie sich untertan machten, seit dem elften Jahrhundert. Diese Türken waren intellektuell weniger regsam, als die Araber, worauf wir schon hinwiesen (zweites Kapitel des dritten Abschnitts). Und überdies befanden sie sich in einem sozial rückständigeren Stadium als die Araber zur Zeit Mohammeds. Roh und unwissend, verstanden sie nur eines meisterhaft, den Krieg. Sie nahmen wohl die Religion der Araber an, wie die Germanen die im Römischen Reiche herrschende angenommen hatten, blieben aber kulturell weit hinter den Arabern zurück. Schon Gibbon hat auf die größere Rückständigkeit der nordischen Nomaden hingewiesen:

„Es läßt sich doch ein wesentlicher Unterschied zwischen den scythischen Horden und den arabischen Stämmen entdecken, da viele der letzteren in Städten vereinigt waren und sich mit den Beschäftigungen des Handels und Ackerbaues abgaben. Ein Teil ihrer Zeit und ihres Fleißes (der Städtebewohner K.) blieb fortwährend der Wartung ihrer Herden. Sie mengten sich im Frieden und Krieg unter ihre Brüder der Wüste, und die Beduinen verdankten diesem nützlichen Verkehr eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse, einige Anfangsgründe der Künste und Wissenschaften." („Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Weltreichs", 50. Kapitel.)

Von Städten und einem regen Handelsleben war bei den Türken zur Zeit ihres Einbruchs in die Kulturwelt keine Rede. Und die Verhältnisse, unter denen er sich vollzog, machten sie nicht begierig, das überkommene Kulturerbe zu übernehmen oder gar zu vermehren, ja sie fanden gar nicht die Muße dazu, denn ungleich den Arabern im siebenten und achten Jahrhundert stießen sie auf gefährliche Feinde, denen gegenüber sie ihre volle kriegerische Kraft aufzuwenden hatten.

Zur Zeit des Siegezugs der Araber war die weströmische Macht völlig zusammengebrochen gewesen, hatten sich auf ihren Trümmern zahlreiche germanische Staaten gebildet, die sich in gegenseitigen Kämpfen aufrieben und so schwach waren, daß sie das Vordringen der Slaven und die Plünderungszüge der Avaren und dann der Ungarn im Osten nicht hindern konnten. Und das Oströmische Reich vermochte kaum die Gebiete griechischer Bevölkerung zu behaupten.

Als dagegen die Türken nach Kleinasien und Syrien vordrangen, stießen sie auf die kühnsten und kraftvollsten Seeräuber und Eroberer, die damals Westeuropa auszusenden hatte, die Normannen, und gleichzeitig hatten die germanischen Staaten eine festere Zusammenfassung gefunden durch das Papsttum. Dieses setzte die Staaten Europas instand, wieder die Offensive zu ergreifen, geführt von jenen Normannen, die aus Norwegen kommend, sich im neunten Jahrhundert in Frankreich festsetzten, von da aus im 11. Jahrhundert nach England vordrangen und es er-

Digitized by Google

oberten. Gleichzeitig gewannen sie Süditalien, wobei ihnen ebenso wie in England die Päpste behilflich waren, so wie vorher die Franken ebenso wie das Papsttum ihre beiderseitige Uebermacht gegenüber andern Staaten durch ihre gegenseitige Unterstützung gewonnen hatten.

Die Normannen wie der Papst waren aber gleich unersättlich, das Gebiet ihrer Ausbeutung auszudehnen, und da die Normannen als kühne Seeräuber vor keiner Meerfahrt zurückschreckten, stießen sie nach Asien vor, auch da wieder mit Hilfe des Papstes, der ihnen Zuzug von Hilfstruppen aus andern Gebieten der abendländischen Christenheit verschaffte.

In Asien trafen sie aber auf die Seldschucken, denen sie ein Gegner von einer Furchtbarkeit wurden, wie die Araber keinen getroffen hatten.

Kriege werden von denen, die sie unternehmen, der Masse gegenüber, die als Kanonenfutter ins Feld geführt wird, selten mit den wirklichen Motiven begründet, die die herrschenden Klassen bewegen. Oft genug täuschen sich diese auch selbst darüber.

Die Normannen und der Papst nannten ihre Raub- und Eroberungszüge mit einem viel schöneren Namen. Sie nannten sie Kreuzzüge zur Befreiung des „Heiligen Landes" Palästina, das von den Seldschucken den Arabern weggenommen worden war. Die neuen Eroberer hausten dort übler, als ihre Vorgänger getan.

Die ganze Kraft der Türken wurde erheischt, um mit den Kreuzfahrern fertig zu werden, deren Kraft schließlich erlahmte, da der Zuzug vom Westen immer spärlicher wurde, je mehr sich's herausstellte, daß die Eroberung nicht so einfach sei, wie die christlichen Eindringliche erwartet hatten.

Aber das Aufhören der Kreuzzüge erlaubte den Ländern arabischer Kultur kein Aufatmen. Gerade, als der Andrang der Kreuzfahrer ein Ende nahm, im 13. Jahrhundert, wurden Persien und das Irak von einem Einbruch mongolischer Nomaden heimgesucht, die noch roher waren, als die Türken, noch wilder hausten als sie.

Müller sagt, es sei das Unglück der orientalischen Welt gewesen, daß den

„politisch begabten und lernbegierigen Arabern erst die Türken gefolgt sind, um die Blüte, und später die Mongolen, um das Laub von dem Stamme der östlichen Zivilisation abzustreifen, und zwar so gründlich, daß kaum noch an wenigen Stellen neue und meist kümmerliche Triebe haben nachkommen können". (Islam, II., S. 71.)

Das bißchen Kultur, das die Seldschucken sich von den Arabern angeeignet hatten, ging nun wieder verloren. Mehr als je wurden alle Kräfte der Türken auf den Krieg konzentriert. Schließlich vermochten sie sich der Mongolen zu erwehren, ja selbst wieder zur Ausdehnung ihres Ausbeutungsgebiets überzugehen. Ein neuer Stamm der Türken, die Osmanen, kam dabei

Digitized by Google

in den Vordergrund, der noch mehr als die Seldschucken den Krieg zur wichtigsten Beschäftigung der herrschenden Klasse machte, und den Staat ökonomisch ganz auf Raub und Plünderung einstellte. Das wurde am auffallendsten bekundet durch die Einführung des stehenden Heeres der Janitscharen (seit 1330), eine Einrichtung, die, bei den geringen Produktivkräften jener Zeit eine schwere ökonomische Last bedeutete. Sie ließ dem Staat der Osmanen für Kulturzwecke kaum etwas übrig, steigerte aber allerdings enorm die kriegerische Kraft des Staates, namentlich gegenüber undisziplinierten Feudalheeren.

„Was dem Osmanischen Reich die intensive Lebenskraft verlieh, durch die es die vorhergehenden mohammedanischen Staaten so sehr in Schatten stellt, war die stehende Truppe der Janitscharen von 5000 Mann in der Hand einer starken Monarchie. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, vermehrte im 15. Jahrhundert die Zahl der Janitscharen auf 8—12 000, im 16. Jahrhundert, unter Soliman dem Großen, wurde das Corps bis auf 16 000 Mann gebracht, eine militärische Kraftanstrengung, die freilich um den Preis heilloser, volkswirtschaftlicher Zerstörungen erkauft wurde." (E. Daniels, Geschichte des Kriegswesens, Leipzig 1910, II., S. 131.)

Konzentration aller Kraft des Staates auf das Kriegswesen, Mißachtung aller ökonomischen Rücksichten, das kennzeichnete den türkischen Staat bis in unsere Tage hinein. Es ist bezeichnend, daß er für alle Funktionen, die mit dem Staate zu tun haben, nicht nur für die der Behauptung der Herrschaft, sondern auch für die der Revolution keine andere Schicht hervorzubringen wußte, als die Militärkaste, das Offizierkorps. Das erklärt die Kühnheit und die Rücksichtslosigkeit der heutigen Reformen der Türkei. Zivilisten wären dazu in einem so rückständigen Lande nie fähig gewesen. Aber bei aller Kühnheit der türkischen Revolution unserer Tage bleibt die ganze Macht beim Militär, dienen ihm alle Kräfte des Staates. Wie sich unter diesen Umständen der Produktionsprozeß gestalten wird, bleibt abzuwarten.

Bisher hat die osmanische Herrschaft auf das ökonomische Leben der ihr unterworfenen Staaten stets verheerend gewirkt. Bedeuteten schon Seldschucken und Mongolen einen Niedergang der von den Arabern so hoch entwickelten Produktion und Kultur, so wurde dieser Niedergang unter den Osmanen zu rapidem Verfall.

Damit sind auch die Bewässerungsanlagen innerhalb des türkischen Reiches immer mehr verkommen. Weniger in Aegypten, dessen Bodenbeschaffenheit seinen Bauten größere Widerstandskraft verleiht als im völlig steinlosen Irak mit seinem weichen Boden. Wo ehedem schon vor Jahrtausenden ein reiches Kulturleben blühte, findet man heute nichts als Sandwüste und Sumpf, dank einer Staatsgewalt, der infolge ihrer militärischen Borniertheit jedes ökonomische Denken abging.

Digitized by Google

Solange die Araber herrschten, blieb ebenso, wie es früher im Römischen Reiche gewesen, der Orient dem Westen ökonomisch und kulturell überlegen. In den Kreuzzügen lernten die Völker des Abendlandes so ziemlich alles, was sie vom Osten zu lernen hatten, indes gleichzeitig der ökonomische Verfall Vorderasiens (mit Aegypten) durch die Türken einsetzte.

Von da an datiert die Ueberlegenheit Europas über Asien.

In dem gleichen Zeitraum wie im Osten wurden auch im Westen, in Spanien, die Araber zurückgedrängt und als herrschende Klasse schließlich völlig vernichtet.

Das schwer zugängliche Gebirgsland Nordspaniens hatte sich der Herrschaft der Araber zu erwehren gewußt, die von den Spaniern Mauren oder Mohren genannt wurden. Verächtlich sprachen die arabischen Schriftsteller von den „armen christlichen Völkern der Berge, die nichts vom Handel und schönen Künsten wissen". Ja, die semitischen Araber waren so frech, diese guten Christen und zum Teil auch Germanen zu höhnen, daß sie „nie ihre Leiber und Gewänder" waschen und in Lumpen einhergehen (Wachsmuth, Sittengeschichte, II., S. 514), was schlecht zu der herkömmlichen Auffassung stimmt, daß das christlichgermanische Element sich durch höchste Reinlichkeit von dem Schmutz unterscheide, der eine semitische Rasseneigenschaft sei.

Aber gerade die Armut machte die Christen raubgierig und kriegerisch, indes die reichen Araber im Wohlleben verweichlichten. In steten Kämpfen drangen die Christen seit dem 11. Jahrhundert in Spanien vor, Kämpfen, die einen furchtbaren religiösen Fanatismus entzündeten, da sie unter religiöser Flagge ausgefochten wurden. Viel mehr, als der Krieg gegen die Türken im Osten, hat der gegen die Araber in Spanien den katholischen Fanatismus zu höchster Glut gesteigert. Im Osten bedrohten die Türken zunächst meist solche Christen, die sich dem Papsttum nicht unterwarfen, Griechen, Bulgaren, Serben, schließlich auch protestantische Ungarn.

Die katholischen italienischen Seestädte trieben gleichzeitig Handel mit den Türken, der um so gewinnreicher wurde, als diese selbst vom Handel nichts verstanden.

In Spanien dagegen bedeutete die Herrschaft des Islams von vornherein eine Beeinträchtigung des Herrschaftsgebiets des Papstes.

In keinem Lande der Christenheit wurde der katholische Fanatismus zu solcher Höhe gesteigert, hat er sich so tief gewurzelt, wie in Spanien im Laufe der Kämpfe gegen die arabische Herrschaft, die erst im 15. Jahrhundert ihren Abschluß fanden, gerade damals als Amerika entdeckt wurde. Der Kampf gegen die Mauren und dann die Kolonialpolitik gewöhnten die herrschenden Klassen in den neugebildeten christlichen Staaten Spaniens vollständig daran, Reichtum und Macht nur durch Raub und Plünderung zu suchen.

Digitized by Google

Wie die Türken unter den Mohammedanern, wurden damals die Spanier unter den Christen die kriegerischste Nation. Sie unterwarf sich große Teile Italiens und die Niederlande, focht gegen Frankreich und England wie gegen die protestantischen Fürsten Deutschlands, weil diese sich der Oberhoheit des Kaisers und des Papstes zu entziehen suchten, die beide bloße Werkzeuge der spanischen Machthaber waren. Und die Entdeckung Amerikas trieb sie über das Weltmeer, um dort wieder durch Raub und Plünderung neue Reichtümer zu gewinnen.

Eine glänzende Entwicklung vom rein militaristischen Standpunkt aus. Sie war verderblich vom ökonomischen aus. Sie vergeudete die Hilfsmittel des Landes, statt sie zu entwickeln, ja, sie verjagte sogar die ökonomisch besten Elemente, die Juden und Mohammedaner (Mauren) aus dem Lande, weil die herrschende Schicht nicht einmal die entfernteste Möglichkeit einer Opposition dulden wollte.

Die Mohammedaner hatten Juden und Christen nicht nur den Aufenthalt, sondern auch freie Religionsübung in ihren Staaten gestattet. Der Islam war für sie nicht die einzige Religion, die der Staat duldete, sondern ein Kennzeichen, das die herrschende Klasse vor den Beherrschten auszeichnete. Der Kriegsdienst war den Anhängern Mohammeds vorbehalten. Dafür blieben diese von allen Steuern verschont. Sie hatten auch sonst viele Vorrechte, wurden nicht so leicht von den Behörden gepeinigt. Unter diesen Umständen gestaltete es sich zu einer wahren Verlegenheit, wenn zu viele der Unterworfenen den Islam annahmen. Dieser Prozeß wurde von den Herrschenden in keiner Weise gefördert, eher gehemmt.

Merkwürdigerweise gab es sogar Sultane, die sich christliche Finanzminister nahmen. Ein Vertreter der wahren Religion wäre zu schade für diesen unpopulären Posten gewesen. So haben im 18. Jahrhundert manche deutsche Fürsten ihr Finanzwesen Juden überlassen, die man ruhig der Volkswut opfern konnte, wenn die Steuern zu drückend wurden.

Anders als bei den Mohammedanern war es bei den Katholiken. Hier war der Apparat der Kirche ein machtvoller Herrschafts- und Ausbeutungsapparat geworden, unbequem für die Fürsten, wenn er selbständig blieb, unübertrefflich, wenn sie ihn in die Hand bekamen. Das Bekenntnis zum Katholizismus bedeutet da nicht die Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse, sondern die Unterwerfung unter einen der wichtigsten Knechtungsapparate, über den diese verfügte.

So konnte in den katholischen Ländern die Staatsmacht Andersgläubige nicht brauchen.

Diese religiöse Intoleranz im Verein mit rücksichtsloser Verschwendung von Menschen und Mitteln für ewige Kriege ließ ebenso wie Handel und Industrie auch die von den „Ungläubigen" errichteten Bewässerungswerke und damit die Landwirtschaft

Digitized by Google

völlig verkommen. Die spanische Staatsmacht zog ungeheuere Massen von Silber und Gold aus Amerika an sich und dabei verarmte das Land doch immer mehr. Die vom Staat und den Aristokraten erbeuteten Edelmetalle strömten immer wieder ins Ausland als Bezahlung für auswärtige Industrieprodukte und für Söldner ab, die, auch wenn sie spanischer Abkunft waren, ihren Sold doch außerhalb des Landes in auswärtigen Kriegen und Garnisonen vergeudeten.

Wo unter den Mauren blühende Gärten und reiche Ackerfelder bestanden, ist später eine steinige Wüste geworden. Und bis heute überwiegt bei den herrschenden Klassen Spaniens das militaristische über das ökonomische Denken. Dort wie in der Türkei werden bis heute die Geschicke des Landes von der Offizierskaste bestimmt, die einmal liberal sein kann, einmal klerikal, die aber stets ganz verständnislos bleibt für die ökonomischen Bedürfnisse des Landes.

Wie im nahen Orient ist auch in Spanien der Stand der Bewässerungsanlagen von dem Charakter der Staatsmacht abhängig, der seinerseits wieder durch die verschiedensten ökonomischen Bedingungen und ihre historischen Wandlungen bestimmt wird, jedoch nirgends durch das Bedürfnis der Bauern nach Bewässerungsanlagen.

Noch ein Beispiel dafür liefert Indien, namentlich im Pandschab.

Wir haben schon gesehen, wie seit altersher die ungeheuren Reichtümer dieses Landes immer wieder arme, räuberische Nomaden zum Einbruch anlockten, von den Ariern an, in einer Zeit, die sich nicht mehr genau datieren läßt, bis zu den Mongolen, die im 16. Jahrhundert das Reich des „Großmoguls" begründeten. (Mogul die indische Aussprache des Wortes „Mongole".)

Diese, wie vor ihnen andere Volksstämme, Araber, Türken, Afghanen, wurden die herrschende Klasse im Lande. Die Mohammedaner haben in Indien bis heute, im Gegensatz zu den Hindus, ihren kriegerischen Sinn bewahrt. Aber sie kamen nicht in so verzweifelte Umstände, wie die Türken und die christlichen Spanier in den Jahrhunderten, in denen sich ihre Staaten und deren Charakter bildeten. Es blieb ihnen Zeit, Kraft und Interesse für Kulturangelegenheiten neben dem Kriegswesen. Und die indische Kultur war so tief gegründet, daß die Eroberer sich ihren Traditionen wenigstens in materieller Hinsicht anschlossen, wenn sie auch fortfuhren, den Islam beizubehalten als Kennzeichen des herrschenden Stammes im schroffen Gegensatz zu dem Religionswesen der Hindus, das heißt der Unterworfenen.

Wie alle Beherrscher orientalischer Staaten, die nicht vom Kriegswesen absorbiert wurden und in der Förderung der Landwirtschaft die Förderung des eigenen Reichstums und der eigenen Macht sahen, haben auch die mohammedanischen Herrn Indiens Wert darauf gelegt, seine Bewässerungsanlagen aufrechtzuhalten.

Digitized by Google

So stand es, als eine neue Sorte von Räubern ins Land kam. Nicht arme, rohe, rückständige Nomaden, wie die Eroberer und Staatengründer, die wir bisher zu betrachten Gelegenheit hatten, sondern die Vertreter einer Kultur, die seit den Kreuzzügen ebenso sehr stetig vorwärts geschritten war, technisch wie ökonomisch und auch wissenschaftlich, wie sich die Vorderasiens zurückentwickelt hatte.

Diese neuen Räuber waren Europäer, Portugiesen, Niederländer, Franzosen, Engländer, von denen diese letzteren militärisch über die andern obsiegten, wie wir schon in einem andern Zusammenhange bemerkten. Gerade unmittelbar vor Ausbruch der Französischen Revolution hatte England auch seine letzten und gefährlichsten weißen Gegner, die Franzosen, in Indien niedergerungen. Napoleons Expedition nach Aegypten, die Indien galt, konnte das Blatt nicht wenden.

Die nomadischen Eroberer waren aus ihrer armen, wüsten Heimat gekommen, um in den reichen, fruchtbaren Gegenden zu bleiben, deren sie sich bemächtigten. Deren Gedeihen wurde auch das ihre, was sie sehr wohl dort erkannten, wo nicht ewiger Krieg sie benebelte.

Die neuen Räuber, die über das Meer kamen, brachen ins Land nicht ein, um es zu ihrer Wohnstätte zu machen, sondern um es zu plündern und mit dem Raub wieder heimzukehren. Sie rafften zusammen, was sie vorfanden. Die Erhaltung und Förderung weiterer Produktion interessierte sie zunächst wenig.

Und als es den Engländern endlich gelungen war, ihre Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen und ein eigenes Kolonialreich zu begründen, das auf die Dauer berechnet schien, waren sie noch immer über dessen ökonomische Lebensbedingungen völlig unwissend.

Eine der furchtbarsten Folgen davon war die, daß sie die Bewässerungsanlagen, die sie vorfanden, völlig verfallen ließen. England war an Stelle der mohammedanischen Beherrscher Indiens getreten, aber nur um ihren Steuerdruck durch abendländische Energie zu überbieten und diejenigen ihrer staatlichen Funktionen, durch die sie dem Lande hätten nützen können, gründlich zu vernachlässigen.

Für mein Erstlingswerk über die „Volksvermehrung" hatte ich ein längeres Kapitel über Ostindien ausgearbeitet, das ich bei der Drucklegung aus dem prosaischen Grunde wegließ, um an Druckkosten zu sparen. Ich sagte dort von der ostindischen Kompagnie in England, die den britischen Besitz in Ostindien bis 1858 verwaltete:

„Dem Anschein nach verlangte die ostindische Kompagnie bloß dieselbe Steuerleistung wie die mohammedanischen Fürsten, sie glaubte bloß das bisherige System fortzusetzen. Aber war auch der mongolische Despotismus rechtlich unbeschränkt, so beschränkte er sich selbst durch seine eigene Schwäche. Er mochte immerhin vom Bauern drei Fünftel des Boden-

Digitized by Google

ertrages verlangen, es fehlte ihm doch die Kraft, die verlangte Summe einzutreiben. Anders gestaltete sich das Verhältnis unter der Regierung der Kompagnie. Die ganze Intelligenz und Energie Englands stand ihr zu Gebote, und zur Erreichung eines einzigen Zweckes wurde sie konzentriert: zur Ausbeutung des Volkes. ‚Es waltete nur die Macht, nicht die Milde der Zivilisation.' Die gefordert e Abgabe schien dieselbe, die gezahlte war unerträglich geworden."

Und dabei war der Steuerertrag unter den mohammedanischen Fürsten zum Teil zur Erhaltung der Bewässerungsanlagen verwendet worden. Die Briten verwendeten den Löwenanteil der Steuern dazu, ihn nach England zu senden.

Ich fuhr fort:

„Unter einem Himmel, dessen unbarmherzige Heiterkeit während 7 bis 8 Monaten ungetrübt bleibt, in einem Klima, unter dem der Boden sechs Monate unbefeuchtet bleibt, ist der Landbau, wenn er nicht von periodischen Ueberschwemmungen der Flüsse begünstigt wird, nur dann möglich, wenn hochgelegene und riesige Bassins geschaffen werden, aus denen zur Zeit der Dürre Wasser geschöpft werden kann. Solche Bassins haben die einheimischen Regenten in reichlichem Maße gebaut."

Ich zitierte dann ein Buch von E. de Warren, L'Inde anglaise, (Paris 1844), in dem es heißt:

„Alles, was Indien an Monumenten oder nützlichen öffentlichen Bauten besitzt, stammt von seinen eingeborenen Fürsten her. Die (englische) Kompagnie hat keinen Brunnen gegraben, keinen Teich geschaffen, keinen Kanal gezogen, keine Brücke gebaut zum Wohle ihrer indischen Untertanen. Sie hat keine Straße gebaut außer für das Militär. Auch diese sind gewöhnlich von so kurzer Dauer, daß man das nächste Jahr wieder die Hand ans Werk legen muß.

Man unternimmt nicht nur nichts Neues, sondern läßt auch das Alte verfallen. Mit den Teichen und Kanälen verschwindet auch die Kultur und die Bevölkerung, das Land wird eine Wüste. In einem einzigen Distrikte der Präsidentschaft Madras, in Nord Arcoth, war die Zahl der in einem Jahre (1827) von den Ueberschwemmungen zerrissenen, weggeschwemmten und zerstörten Deiche nicht weniger als 1 100, nachdem der Distrikt ein Vierteljahrhundert unter englischer Oberhoheit gestanden. So entvölkern die Distrikte." (II., S. 310.)

Die Deiche und Dämme waren so vernachlässigt, daß sie dem geringsten größeren Wasserdruck nicht mehr Stand hielten.

Im Anschluß daran gab ich noch folgende Zahlen:

„Noch 1852 waren im Kollektorat von Surate von 215 000 angebauten Morgen Landes nur 12 000 oder 5½ Prozent, in Kaira von 345 000 nur 14 000, in Broatsch nur 1 Prozent des angebauten Landes unter Bewässerung. In Pun wurden in den Jahren 1849—51 von einer jährlichen Grundsteuer von 80 500 Pfund Sterling jährlich nur 185 Pfund zur Erhaltung von 208 Deichen und 14 630 Brunnen, in Belgaum von 125 000 Pfund nur 75 Pfund verwendet! In Scholapur huldigte man dem Grundsatz, daß nichts schädlicher sei als Halbheit und tat von 1847—51 gar nichts für die dort befindlichen 169 Teiche und 10 666 Brunnen! Das meiste geschah noch in der Präsidentschaft Madras, wo während 25 Jahren ganze 21 000 Pfund Sterling für Bewässerungsanlagen verwendet wurden, noch immer nicht mehr als ein halbes Prozent der Einnahme aus der Grundsteuer!"

Digitized by Google

Das Ergebnis dieser grenzenlosen Gleichgültigkeit gegenüber den Bewässerungsanlagen war eine Serie furchtbarer Mißernten und Hungerzeiten, die Millionen von Menschen hinrafften. Erst dieser entsetzliche Anschauungsunterricht brachte allmählich den Engländern einiges Verständnis für die Pflichten der Staatsgewalt in einem der trockenen Gebiete des Orients bei. Sie haben seitdem gelernt, modernes Wissen und moderne Technik in Anwendung gebracht und nicht nur in Ostindien, sondern auch, und noch mehr in Aegypten, durch kolossale Wasserbauten die Kulturfläche, die sie vorfanden, ausgedehnt und die Regelmäßigkeit der Ernten besser gesichert.

Alle die vorgeführten Beispiele zeigen, welch wichtige materielle Grundlage der Staatsgewalt in den Staaten des Orients die Wasserbauten sind, von denen die ganze Landwirtschaft, die wichtigste Nahrungsquelle, abhängt. Wir haben auch gesehen, wie die Sorge für diese Bauten ganz vom Charakter des herrschenden Stammes abhängt, der von den verschiedensten Bedingungen seines Lebens bestimmend beeinflußt wird. Aber nirgends sehen wir ein Beispiel dafür, daß aus der Bauernschaft zum Zwecke der Wasserbauten Ansätze zur Bildung einer Staatsmacht hervorgehen, die diesem Zweck Genüge leistet. Wo die von außen sich aufdrängende Staatsmacht versagt, tritt von innen kein Faktor auf, der imstande wäre, ihre Funktionen zu versehen.

Weit entfernt durch die Notwendigkeit der Wasserbauten in engere Berührung miteinander gebracht zu werden, bleiben die einzelnen Bauerngemeinden des Orients ohne jede Verbindung mit den andern. Engels hat in dieser Erscheinung schon vor mehr als einem halben Jahrhundert die Grundlage des orientalischen Despotismus erkannt. Das gilt nicht bloß für Rußland, wo er sie zuerst konstatierte:

„Der russische Bauer lebt und webt nur in seiner Gemeinde; die ganze übrige Welt existiert nur insofern für ihn, als sie sich in diese seine Gemeinde einmischt . . . Eine solche vollständige Isolierung der einzelnen Gemeinden voneinander, die im ganzen Lande zwar gleiche, aber das gerade Gegenteil von gemeinsamen Interessen schafft, ist die naturwüchsige Grundlage für den orientalischen Despotismus, und von Indien bis Rußland hat diese Gesellschaftsform, wo sie vorherrschte, ihn stets produziert, stets in ihm ihre Ergänzung gefunden." (Soziales aus Rußland, Volksstaat, 1875, abgedruckt in „Internationales aus dem Volksstaat", Berlin 1894, S. 56.)

Die Notwendigkeit gemeinsamer Wasserbauten hat diese dörfliche Isolierung nicht überwunden, sie hat bloß die Abhängigkeit der Bauern von der Staatsmacht, die unter den gegebenen Verhältnissen allein solche Bauten zu schaffen vermochte, vermehrt.

Die Existenz des Bauern hing nun vom Staat ab. Aber Wohlstand erwuchs ihm nicht daraus. Wo die Bewässerungsanlagen funktionierten, vermehrte sich der Ertrag der bäuerlichen Arbeit.

Digitized by Google

Aber das Mehrprodukt verblieb nicht dem Bauern, es wurde ihm als Steuer abgenommen.

Wie die Engländer in Ostindien den Bauern durch die Höhe der Steuern erdrückten, haben wir bereits angedeutet. Wir haben aber auch schon gesehen, daß die mohammedanischen Herrn nicht weniger forderten, bloß nicht über einen gleich energischen Erpressungsapparat verfügten.

Ueber die Steuern der Araber in den von ihnen eroberten Ländern sagt Müller:

„Nun waren die Araber freilich, um ein bereits angezogenes Gleichnis zu wiederholen, nicht so töricht, die Henne kurzwegs zu schlachten, die ihnen goldene Eier legte; aber sie sind auch nicht imstande gewesen, die wirtschaftlichen Verhältnisse der eroberten Länder mit ihren eigenen Ansprüchen in Einklang zu bringen. Sie waren viel zu klug, um nicht bald einzusehen, daß ein so von bestimmten Kulturmethoden abhängiger Betrieb, wie die Landwirtschaft des Irak und Aegyptens, eigenwilliges Dazwischenfahren ebenso wenig wie gänzliche Vernachlässigung ertrug, und fingen z. B. etwa 50 Jahre nach der Eroberung an, sich um die Herstellung der in den Kriegsjahren aus Not, nachher aus Unverstand vernachlässigten Bewässerungsanlagen Babyloniens zu kümmern. Aber was sie nicht einsahen, war die Verkehrtheit ihres Steuersystems, das weniger vermöge der absoluten Höhe der Abgaben, als durch den falschen Grundsatz, dieselben wenigstens der Regel nach ohne Rücksicht auf die wirklichen Einnahmen nach Kopfzahl und Bodenfläche einzuschätzen und diese Schätzung immer unverändert beizubehalten, auch die reichsten Provinzen aussaugen mußte." (Islam, I., S. 281, 282.)

Später wurde im Irak die Grundsteuer in eine Abgabe vom Ertrag umgewandelt, was sie etwas rationeller gestaltete. Doch blieb sie immer noch erdrückend hoch — zwei Fünftel bis zur Hälfte des Ertrags!

Die gesteigerten Erträge der Landwirtschaft infolge der Bewässerungsanlagen kamen also nur den großen Ausbeutern zugute. Die Ausdehnung des Kulturlandes vermehrte die Zahl der fronenden und steuernden Bauern. Die Erhöhung des Produkts einer bestimmten Bodenfläche vermehrte die Abgabe, die von ihr zu entrichten war. In der einen wie in der andern Weise wurde die Masse des Produkts erhöht, die den Ausbeutern zufiel. Für die Bauern erwuchsen daraus keine Vorteile, vielmehr Nachteile, denn zu der Arbeit der Bodenbestellung wurde ihnen auch noch die Fronarbeit an den Wasserarbeiten aufgeladen — und schließlich noch andere Arbeiten im Dienste ihrer Herrn.

Natürlich wäre es ganz verfehlt, daraus etwa zu schließen, der Verfall der schon bestehenden Wasserbauten sei ein Vorteil für den Bauern. Seine Existenz und auch seine Abgaben sind, wo solche Bauten einmal geschaffen wurden, von ihrem Funktionieren abhängig. Ohne diese Bauten könnte die durch ihre Wirkungen vermehrte Bevölkerung nicht leben. Ein Teil von ihr müßte verhungern.

Digitized by Google

Aber die Vorteile des Fortschritts, der Errichtung neuer Bauten, fallen fast nur den Ausbeutern zu.

So geht es mit der Verbesserung der Bodenkultur durch künstliche Bewässerung wie mit allen anderen Fortschritten im Staate. Er ruft die Fortschritte hervor, er fördert sie, ohne ihn sind sie nicht möglich. Aber er entwickelt sie unter Bedingungen, die bewirken, daß ihre Vorteile nur dem Herrn und Ausbeuter zugute kommen. Die Lage der Ausgebeuteten und Geknechteten verbessert sich nicht, verschlechtert sich oft durch sie.

Zwölftes Kapitel.

Die Stadt — Industrie und Kunst.

Wir haben den Zusammenhang zwischen der Staatsgewalt und den Bewässerungsanlagen der großen Reiche des Orients eingehender betrachtet, einmal, weil dieser Zusammenhang Licht auf die so umstrittene Frage der Entstehung des Staates wirft, dann aber auch deshalb, weil diese Bewässerungsanlagen, obwohl nicht die Schöpfer, sondern Schöpfungen der ersten Staaten, doch zu ihrer materiellen Grundlage wurden, auf der nicht nur ihre Größe und Macht beruhte, sondern auch der ganze ungeheure Ueberbau von Zivilisation, den sie auftürmten.

Eine Reihe zivilisatorischer Wirkungen des Staates haben wir bereits aufgezeigt. Noch einige bleiben uns zu untersuchen übrig, die zum Teil direkt an die Wasserbauten anknüpfen.

Wir haben oben (10. Kapitel dieses Abschnitts) einen Passus aus Dümichens Einleitung zur Geschichte des alten Aegypten wiedergegeben, in dem er unter anderm von den Wasserbauten sagt:

„Die natürliche Folge dieser durch die Beschaffenheit des Landes gebotenen Arbeiten war, daß durch sie immer die Baulust der Bevölkerung geweckt wurde."

Ihr Bausinn sei so erstarkt, daß sie schließlich die großartigsten architektonischen Schöpfungen auszuführen vermochten.

Das ist in gewissem Sinne ganz richtig, aber eben nur in gewissem Sinne. Man darf nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Bewohner eines Staates als eine homogene Masse betrachten. Eine solche findet man nur in vorstaatlichen Gemeinwesen. Die Scheidung der Klassen trennt die Bevölkerung immer mehr in verschiedene Lager, von denen jedes nur weniges mit den andern Staatsinsassen gemein hat, von ihnen durch tiefe Gegensätze abgesondert wird.

Das gilt heute noch und galt auch schon von den ersten Staaten. Daher ist es auch verkehrt, anzunehmen, durch die Wasserbauten seien die Baulust und der Bausinn aller Bewohner Aegyptens geweckt worden.

Digitized by Google

Man versetze sich in die Lage der Bauern, die als Fronarbeiter Erde aus den Kanälen zu graben und fortzuschaffen oder zu Hunderten einen Schlitten mit einem Steinkoloß darauf fortzubewegen hatten, von erbarmungslosen Vögten vorwärtsgepeitscht. Dabei wurden sie elend ernährt. Herodot gibt an, auf der Pyramide des Cheops sei verzeichnet gewesen, was die hunderttausend Arbeiter, die er bei ihrem Bau verwendete (sie wurden alle drei Monate durch andere abgelöst) an Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt hatten. Eintausendsechshundert Silbertalente wurden dafür bezahlt. (II. c. 125.) Eine andere Nahrung nannte die Inschrift nicht. Herodot fragt, was daneben noch Brot (sitia) und Kleidung der Arbeiter gekostet haben müssen. Vielleicht mußten die Arbeiter dafür selbst sorgen, diese Lebensmittel aus ihren Bauernhöfen mitbringen, so daß der König nichts dafür verausgabte.

Daß derartige Arbeiten die Baulust der Bauern sehr gefördert hätten, wird man nicht erwarten dürfen. Aber auch ihr Bausinn wird durch die Erfahrungen, die sie bei der Arbeit machten, nicht sehr gehoben worden sein.

Nur bei den Herrn, von denen sie zur Arbeit angetrieben wurden, wird durch die Erfolge der Wasserbauten und die dabei gemachten Erfahrungen die Lust und das Verständnis zu weiteren Bauten auch auf trockenem Boden erwachsen sein, deren Last wiederum nicht sie zu tragen hatten, sondern die große Masse der Fronarbeiter.

Eine wichtige Veranlassung zu solchen Bauten ergab sich aus der zweiten großen Funktion, die der Staatsgewalt im Orient erwuchs, dem Schutz vor räuberischen Nomaden, der nicht minder wichtig war, als der Kampf gegen den Fluß.

Das flache Land vor den Nomaden zu schützen, die an Stelle derjenigen traten, die den Staat gegründet hatten, war freilich in der Regel nicht anders möglich, als daß man Krieg gegen sie führte und ihnen Verluste beibrachte, die ihnen das Kommen verleideten. Nur stellenweise kam man dazu, die Nomaden durch lange Mauern vom Kulturland abzuhalten, wie das mit der medischen Mauer in Mesopotamien und mit der chinesischen Mauer der Fall war, worauf wir schon früher hingewiesen.

In der Regel mußte das flache Land ungeschützt bleiben. Höchstens konnten sich die einzelnen Dörfer durch Umpfählungen vor wilden Tieren und Menschen schützen, wie das auch bereits im vorstaatlichen Stadium geschehen war. Derartiges wurde sowohl bei Indianern wie bei Negern beobachtet.

Nach erfolgter Staatsgründung, das heißt, sobald die eindringenden Nomaden sich im Lande festsetzten, um es auszubeuten, erhoben sich neben den Dörfern der Bauern die Standlager der Eroberer an geeigneten Stellen, von denen aus sie die Unterworfenen in Schach zu halten vermochten. Die Hauptmacht

Digitized by Google

ließ sich in der Regel im Zentrum des Staatsgebiets nieder, einzelne Garnisonen wurden näher den Grenzen untergebracht.

Natürlich waren dies nicht etwa kasernierte Soldaten in unserem Sinne. Die Eroberer kamen mit Weib und Kind und Sklaven, wozu noch die Dienstleute kamen, die ihnen die Unterworfenen zu stellen hatten.

Ein solches Standlager umfaßte also von vornherein eine zahlreiche Bevölkerung. Ihre Zahl wurde begrenzt durch die Menge der Nahrungsmittel und anderer zur Erhaltung von Mensch und Vieh dienlichen Produkte, die von den tributpflichtigen Bauern zu liefern waren. Je umfangreicher und besser bevölkert das Reich, je größer die Tribute, und je besser die Verkehrsmittel, um so größer konnten diese Standlager sein, um so zahlreicher ihre Bevölkerung. Um so größer aber auch die Reichtümer, die hier teils zum baldigen Gebrauch aufgestapelt, teils zu länger dauerndem Besitz aufgeschatzt wurden.

Die Mannigfaltigkeit dieser Reichtümer wuchs durch den Handel, der mit Vorliebe solche Standlager aufsuchte, wo er am ehesten auf Ueberschüsse an Produkten stieß, gegen die er jene Produkte umtauschen konnte, die er selbst brachte. Diese Standlager waren auch für den Handel meist günstig gelegen, da man Bedacht trug, sie an Punkten zu placieren, von denen aus ein Heer rasch die verschiedensten Gebiete des Staates erreichen konnte, wo also mehrere Straßen aus verschiedenen Gegenden sich trafen. Die Staatsgewalt selbst sorgte früh dafür, sobald ein Staat einigermaßen ausgedehnt worden war, den Truppentransport durch Straßenbauten zu erleichtern, die auch dem Handel zugute kamen.

So wurden mit wachsender Ausdehnung des Staates die Standlager des herrschenden Stammes oder Bundes von Stämmen zu Mittelpunkten, in denen die Reichtümer von Händlern und Helden sich häuften.

Damit wuchs aber auch die Versuchung für die armen Nomaden an den Staatsgrenzen, sich gelegentlich zu sammeln, um ein solches Lager in einem günstigen Moment zu überfallen, etwa dann, wenn die waffenfähige Mannschaft gerade ausgezogen war, um einen auswärtigen Feind zurückzuschlagen oder um einen Aufstand bedrückter Bauern im Blute zu ersticken.

So kommt für jedes Standlager des erobernden Stammes früher oder später die Notwendigkeit, es mit einer Mauer einzuzäunen, um seine Einwohner zu sichern. Nur selten hat ein erobernder Stamm darauf verzichtet. Am bekanntesten darunter sind die Spartaner. Ihre Hauptstadt, Sparta, blieb ohne Mauer. Deren Land war aber zu klein und arm und für den Handel zu ungünstig gelegen, um große Reichtümer zu liefern, und von den benachbarten Stämmen war keiner stark genug, um die Sicherheit der Familien des in Lakonien herrschenden Stammes zu bedrohen.

Digitized by Google

In der Regel aber erwies sich eine Ringmauer als unerläßlich. Sie machte das Standlager zur Stadt. Wie so vieles andere, auf das wir hier schon hingewiesen haben, ist auch die Stadt ein Produkt des Staates. Womit nicht gesagt sein soll, daß jede spätere Stadt in ihrem Beginn ein Standlager war. Wir werden noch andere Stadtarten kennenlernen. Wohl aber dürfen wir annehmen, daß auf diese Weise die ersten Städte entstanden sind. Noch in historischer Zeit wurden manche Städte derartig geschaffen, obwohl da ein erobernder Stamm bereits genügend Städte vorfand, in denen er sich als herrschende Klasse festsetzen konnte.

Von den Arabern, die als Eroberer unter der Fahne des Propheten in die alten Kulturgebiete Vorderasiens im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eindrangen, berichtet Müller:

„Die Fortsetzung des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen erforderte es, daß ständige Hauptquartiere in den eroberten Provinzen eingerichtet wurden, von denen aus die einzelnen Heere weiter vorgehen konnten. Ganz folgerichtig war man nun auch hier bestrebt, die arabischen Truppen von den Eingeborenen getrennt zu halten: so wurden sie, was ja auch für die Schlagfertigkeit erwünscht war, nicht in viele Einzelgarnisonen zersplittert, sondern große, stehende Lager eingerichtet, deren Befehlshaber natürlich auch für die Schutzgenossen der betreffenden Bezirke die oberste Autorität darstellten, also, wenn wir den Vergleich mit unseren Verhältnissen[1]) machen wollen, kommandierende Generale und Regierungspräsidenten in einer Person waren. Solcher Hauptquartiere, die gleichzeitig Regierungssitze darstellten, gab es in jeder Provinz eines." (Islam, I., S. 274, 275.)

Müller zählt die einzelnen dieser Standlager auf und fährt fort:

„Wir bemerken sofort, daß nur in Syrien diese Standquartiere in die alte Hauptstadt und sonstige bereits vorhandene Orte gelegt wurden. Die Syrer hatten der arabischen Eroberung solchen Vorschub geleistet, daß man von ihnen nichts zu fürchten brauchte; aber für das Irak wurden in Bassra und Kufa zwei ganz neue Plätze geschaffen, welche zunächst lediglich als stehende Lager erscheinen, dann aber freilich rasch sich zu großen Städten entwickeln."

Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es bei der Begründung der ersten Städte im alten Orient wesentlich anders zugegangen ist. Nur wird sich die Entwicklung nicht so stürmisch vollzogen haben, da es ja in den Anfängen noch keine alte staatliche Kultur gab, die man einfach in Besitz nehmen konnte.

Je älter und ausgedehnter der Staat, desto größer und reicher seine Städte, desto größer aber auch, schon wegen der Wasserbauten, die Erfahrungen der herrschenden Klassen, oder doch ihrer Beauftragten im Bauwesen. Desto zahlreicher endlich die Arbeitskräfte der Unterworfenen, die ihnen zur Verfügung

[1]) Dies wurde 1885 geschrieben. K.

Digitized by Google

standen. So konnten schließlich ganz ungeheure Ummauerungen zustande kommen.

Nach Herodot hatte die Stadt Babylon zu seiner Zeit (im fünften Jahrhundert v. Chr.) einen Umkreis von 480 Stadien (rund 80 Kilometer). Es sei die großartigste Stadt, die er gesehen habe.

„Sie ist von einem Graben umgeben, der tief und breit ist und voll Wasser, und von einer Mauer, die 50 königliche Ellen breit und 200 Ellen hoch ist[1]). Ich muß noch angeben, wie die Erde aus dem Graben verwendet und auf welche Weise die Mauer errichtet wurde. Wie sie den Graben aushoben, strichen sie Ziegel aus der Erde, die aus dem Graben geschafft wurde, und hatten sie eine genügende Zahl von Ziegeln angefertigt, dann wurden diese in Ziegelöfen (Kaminoisi) gebrannt. Alsdann nahmen sie als Mörtel heißen Asphalt, und zwischen je dreißig Lagen Ziegel stopften sie Rohrgeflecht. So befestigten sie zuerst den Grabenrand und erbauten dann die Mauer auf gleiche Weise.

Und oben auf der Mauer bauten sie einstöckige Türme an den beiden Rändern, einander gegenüber, und zwischen ihnen konnte noch ein Wagen mit vier Pferden durchfahren. Und in der Mauer waren hundert Tore, ganz aus Bronze, ebenso wie die Pfeiler und die Simse." (I., c. 178, 179.)

Wenn die Stadt wuchs, mußten nun erweiterte Mauern gebaut werden, die alten aber blieben. Sie erlaubten, die Verteidigung fortzusetzen, selbst wenn die Außenmauer schon genommen war.

Herodot berichtet weiter, daß der Euphrat durch die Stadt hindurchfloß. Die beiden Ufer waren ebenfalls durch Mauern geschützt. Außerdem gab es innerhalb der ersten Mauer noch eine zweite. Endlich gab es in der Mitte der einen Stadthälfte noch die Zitadelle, die königliche Burg, ebenfalls von einer starken Mauer umgeben. In der Mitte der anderen Stadthälfte stand das Stadtheiligtum, der Tempel des Belos, gleichfalls ein fester, riesiger Bau, ein Quadrat, jede Seite zwei Stadien, über 300 Meter lang. Und über diesem Tempel erhob sich ein Turm mit acht Absätzen — der große Turm von Babel, die große Sehenswürdigkeit der Stadt, die zu besehen selbst der jüdische Gott Jahwe neugierig war. Heißt es doch in der Bibel (1. Buch Mose, 11, 1—5):

„Es hatte die ganze Menschheit eine Sprache und einerlei Worte. Als sie nun im Osten umherzogen, fanden sie eine Ebene im Lande Sinear (Mesopotamien) und ließen sich daselbst nieder. Und sie sprachen zueinander: Wohlan laßt uns Ziegel streichen und hart brennen! So diente ihnen der Ziegel als Baustein und das Erdharz als Mörtel. Da sprachen sie: Wohlan, wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze zum Himmel reicht . . . Da stieg Jahwe herab, um die Stadt und den Turm, den die Menschenkinder erbaut hatten, zu besehen."

Nachdem der allwissende Gott heruntergestiegen war, um den Turm zu besichtigen, den er offenbar von oben nicht gut sehen konnte, erfaßte seine Allmacht ein gewaltiger Schreck. Er sagte sich: „Leute, die so etwas zustande bringen, denen ist nichts un-

---

[1]) Die persische königliche Elle war wahrscheinlich etwas über einen halben Meter lang. K.

Digitized by Google

erreichbar. Die stürmen mir noch meinen Himmel." Er wußte sich keinen anderen Rat, als ihre Sprachen zu verwirren und jene nationalen Kämpfe unter ihnen zu entfachen, an denen die Menschheit heute noch leidet und die sie daran verhindern, den Himmel auf Erden zu erreichen.

Und das alles wegen des ersten Wolkenkratzers, des babylonischen Turmes. Er muß sicher ein Gebäude gewesen sein, das ungeheuren Eindruck machte.

Es war ja selbstverständlich, daß die Herren des Staates in ihrer Baulust sich nicht mit der Errichtung von Befestigungen begnügten. Nicht minder wichtig für eine herrschende Klasse, wie materielle Macht ist auch moralische: das Prestige. Je größer dieses, desto leichter wird es ihr, sich gegen innere und äußere Feinde zu behaupten, desto weniger braucht sie materielle Machtmittel in Anwendung zu bringen.

Dem eigenen Volke und den benachbarten Völkern die eigene Macht zu zeigen, wird eine Aufgabe, die die Beherrscher eines jeden Staates in stärkstem Maße beschäftigt. Das eben zitierte Beispiel Jahwes bezeugt schon, wie sehr man durch Riesenbauten nicht nur sterblichen, sondern auch unsterblichen Leuten zu imponieren vermag.

Neben den Festungsbauten wurden Prestigebauten ein Gegenstand eifriger Sorge der Könige und Großen im Staate: die Errichtung glänzender Behausungen für Lebende und Tote, Königspaläste und Königsgräber, vor allem aber die Errichtung glänzender Behausungen für die Götter des herrschenden Stammes, nicht nur, um sich deren Gunst zu sichern, da man sie für ebenso prestigehungrig hielt, wie man selbst war, sondern auch um ihre Ueberlegenheit über die Götter anderer Stämme weithin zu bekunden.

Bei dem Aufführen dieser Bauwerke kam ein neuer Faktor zur Geltung, der bei den bisher behandelten Bauten nur eine geringe Rolle, wenn überhaupt eine spielt. Für Wasserwerke und Stadtmauern kam vor allem der Gesichtspunkt der praktischen Zweckmäßigkeit in Betracht. Das gleiche gilt auch von Vorratshäusern und Schatzkammern, die wir, um nicht zu weitschweifig zu werden, nur einfach erwähnen, obwohl sie für die Stadt und ihre Herren auch sehr wichtig wurden. Auch für die Wohnhäuser mußte der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit der entscheidende sein. Sie waren anfänglich sehr einfach und erinnerten selbst in der Stadt noch lange an die Zelte der Nomaden und die Holz- oder Lehmhütten der Bauern.

Ganz anders stand es mit den Tempeln, den Grabmälern und in hohem Grade selbst mit den Palästen der Könige und Vornehmen, die ja weniger der Befriedigung des Wohnbedürfnisses als des Prachtbedürfnisses dienten. Ihre Prachtsäle, nicht ihre Wohnstuben stellten den Architekten große Aufgaben und erheischten einen großen Aufwand.

Digitized by Google

Zunächst sollten diese Bauten Ehrfurcht erregen vor den Herren im Lande, den Lebenden und Toten, den Sterblichen und Unsterblichen. Aber in dem Maße, wie die Ausbeutung sich ausdehnte, ihre Grundlage fester wurde und weniger bedroht erschien, erstarkte neben dem Bedürfnis nach Macht das Bedürfnis nach Genuß. Da wich die ursprüngliche Strenge und Düsterkeit der Bauten. Man stellte ihnen nunmehr zur Aufgabe, der Genußfreudigkeit und dem Frohsinn zu dienen. Immer aber, ob finster oder heiter, sollten sie schön sein, das heißt, das jeweilige Schönheitsempfinden der Beschauer angenehm berühren.

Nicht praktische Zweckmäßigkeit, sondern ästhetische Wirkung wird für die Bauten dieser Art die Hauptsache.

Aus dem Baumeister, der die Bauarbeit planmäßig organisiert und leitet, wird nun ein Architekt, der nicht bloß die Stabilität und Nützlichkeit des Baues zu erzielen hat, sondern auch einen ästhetischen Eindruck. Die Aufgaben der Bauleiter werden nun immer komplizierter, das Wissen, das deren Lösung voraussetzt, wird immer größer.

Die Massen der Fronarbeiter, die sie in Bewegung setzen, werden nun nicht mehr bloß dazu verwendet, Erde zu schaufeln und zu tragen, Steine loszubrechen, zu transportieren, aufeinanderzuschichten, sondern auch dazu, die kleinen Bauten der privaten Wohnhäuser in riesenhaftem Maßstabe zu reproduzieren, tragende Holzbalken als steinerne Säulen wiederzugeben, Lehmwände als dicke steinerne Mauern, und zwar als Säulen oder Mauern, welche die Kraft haben, schwere steinerne Decken zu tragen. Die Arbeiter müssen nun aber auch verstehen, Säulen und Mauern schön zu gestalten und die von diesen umschlossenen Räume zu schmücken, mit Werken der Malerei wie der Plastik — nach den Intentionen des Erbauers.

Wir haben schon in einem früheren Abschnitt bemerkt, daß ästhetisches Empfinden bereits bei manchen Tieren bemerkbar wird. Sobald der Mensch über Werkzeuge verfügt, imstande ist, einzelne Dinge seinen Wünschen entsprechend zu gestalten, fängt er auch an, sie nicht nur zweckmäßig, sondern auch schön gestalten zu wollen. Seine Behausungen, ob Höhlen oder Zelte, seine Kleider, seine Geräte, seine Waffen, alles sucht er zu verzieren, oder zierlich zu gestalten. Aber das macht jeder für sich oder für den Haushalt, dem er angehört. Niemand lebt allein der Kunst, jeder versteht etwas davon, muß aber außerdem an den allgemeinen Arbeiten für den Haushalt oder das Gemeinwesen ebenso teilnehmen wie jeder andere. Alle Kunst ist in diesem Stadium dilettantisch. Es gibt noch keine Kunst als Beruf.

Jetzt im Staate wird das anders. Eine Staatsgewalt, die über Hunderttausende von Fronarbeitern oder Sklaven verfügt, kann nun eine Arbeitsteilung unter ihnen eintreten lassen. Sie oder vielmehr die von ihnen Beauftragten, die Baumeister, können nun einzelne unter den Arbeitsleuten ausschließlich damit betrauen,

Digitized by Google

besondere Arbeiten künstlerischer Art vorzunehmen. Die Beschränkung auf diese Arbeiten wird die Betreffenden dabei immer geschickter gemacht haben und man wird dazu besonders Taugliche von vorherein ausgesucht haben.

Die Hantierungen des Handwerks und der bildenden Kunst, die in der vorstaatlichen Zeit von jedem im Stamm dilettantisch, mit mehr oder weniger Geschick neben andern Arbeiten betrieben wurden, werden nun im Staate zu Geschäften bestimmter Berufe, von denen jeder in zunehmender Arbeitsteilung ausschließlich einzelne dieser Hantierungen betreibt. Das gilt allerdings nicht für den Bauern, der bis ins vorige Jahrhundert hinein selbst in den ökonomisch vorgeschrittensten Ländern fast alles, was er braucht, selbst produziert. Es gilt zunächst nur für diejenigen, die dem Luxus der großen Ausbeuter im Staate dienten.

Die großen Prachtbauten wurden das wichtigste Beschäftigungsfeld für Künstler und Handwerker, aber sie blieben keineswegs ihr einziges. Imponierende Pracht konnte man auch entfalten in Möbeln, Geräten der verschiedensten Art, Geschirr, Teppichen, Schmuck und Kleidungsstücken.

Alles das hatten ehedem die Mitglieder des Haushalts sich selbst hergestellt. Odysseus baute noch selbst sein Ehebett in einer besonderen Weise, die nur seine Gattin Penelope kannte. Und lange Zeit spannen und webten und flochten Königinnen und ihre Sklavinnen im Hause und verfertigten Teppiche und Gewänder. Aber das waren wohl nur einfache, gewöhnliche Stücke. Hervorragende Produkte konnten nur von Künstlern oder von Handwerkern geschaffen werden, die sich einzig mit solchen Schöpfungen beschäftigten.

Berufsarbeiter dieser Art konnten nicht aus jenen Fronarbeitern genommen werden, die für einige Monate im Jahre Dienst zu leisten hatten, um dann wieder ins Dorf zum Landbau zurückzukehren. Sie kamen aus jenen unfreien Arbeitern, die dauernd dem Haushalt eines Großen einverleibt waren, als Kaufsklaven, Kriegsgefangene oder als Tribut der Unterworfenen. Eine der Naturalformen, in denen Tribut zu entrichten war, bildeten schöngebildete Jünglinge und Mädchen, die die untertänigen Stämme und Gemeinden von Zeit zu Zeit dem König oder Grundherrn zu liefern hatten, als Zahlungsmittel, als Geld nach Weber.

Je zahlreicher auf diese Weise ein Haushalt, ein Hof wurde, desto leichter wurde es möglich, einzelne seiner Arbeiten ausschließlich einzelnen Personen zuzuweisen, von denen man annahm, daß sie besonders gut dazu taugten.

Der Bedarf an solchen Handwerkern und Künstlern war nicht regelmäßig tagaus, tagein, nicht einmal jahraus, jahrein der gleiche. In mancher Hofhaltung gab es Zeiten, wo sie in ihrem Berufe nicht zu beschäftigen waren, und wieder andere, in denen sie nicht ausreichten. Und eine kleinere Hofhaltung wird über-

Digitized by Google

haupt nicht über genügend Arbeitskräfte verfügt haben, um die Arbeitsteilung unter ihnen weit zu treiben.

Um die Menge der vorhandenen Arbeitskräfte dem wechselnden Bedarf anpassungsfähiger zu machen, verfielen die Herren darauf, den einzelnen zu erlauben, wenn sie sie nicht gerade brauchten, für andere gegen eine Entschädigung zu arbeiten, die sie mit dem Herrn zu teilen hatten. In Rußland war es noch im vorigen Jahrhundert üblich, daß Leibeigene sich mit Erlaubnis des Herrn bei andern verdingten und ihm dafür eine Abgabe, Obrok, bezahlten.

Manche unfreie Arbeiter kamen so in die Lage, ein kleines Vermögen zu erwerben und sich frei zu kaufen. Andere wurden als Belohnung für besonders gute Leistungen freigelassen. Die einen wie die andern übertrugen ihr besonderes Wissen auf ihre Nachkommen.

Sobald in der Stadt Nachfrage nach freien Handwerkern entstand, wanderten in sie Söhne freier Bauern ein. Die Bauernschaft lieferte in der Regel eine Ueberschußbevölkerung, während in der Stadt die Menschenanhäufung bald so ungesunde Verhältnisse erzeugte, daß dort die Zahl der Sterbefälle die der Geburten überwog. Jede Stadt wäre bald ausgestorben, wenn nicht steter Zuzug ihre Reihen wieder gefüllt hätte. Dieser war teils erzwungener Art, durch die schon erwähnten Kaufsklaven und Menschentribute oder Zahlungen mit Menschenfleischgeld, teils aber freiwilliger Art, durch überzählige Bauernsöhne, die in der Stadt mehr Freiheit, mehr Vergnügen und mehr Aussichten auf sozialen Aufstieg suchten, Aussichten, die freilich einer Lotterie glichen, mit wenigen Haupttreffern und unzähligen Nieten.

Endlich hatten sich unter günstigen Umständen einzelne freie Handwerke schon in der vorstaatlichen Zeit gebildet. Leute, die besondere Künste verstanden, wurden gern von den Herren des Staates herangezogen. Das galt namentlich für Metallarbeiter.

Neben den oben erwähnten Objekten des Luxus gab es noch eine besondere Art Geräte, für deren Beschaffung die Herren des Staates geschickte Handwerker brauchten: Geräte des Krieges, Waffen zum Angriff und zur Verteidigung.

Auch die hatte sich in der vorstaatlichen Zeit jeder einzelne selbst hergestellt, doch war das Rohmaterial dafür nicht überall zu finden. Wir haben gesehen, wie schon in der Steinzeit Messer, Beile und Pfeilspitzen Gegenstand eines regen Handels zwischen den Völkern wurden. Ueberlegene Waffen lernte man dann aus manchen Metallen herstellen, aus Bronze und schließlich Eisen, Waffen nicht nur zum Angriff, namentlich Schwerter, sondern auch zur Verteidigung, Schilde, Panzer, Helme. Zuerst aus Leder bereitet, wurden die letzteren allmählich durch Metallstäbe verstärkt und schließlich vielfach ganz aus Metall hergestellt.

Eine Klasse, deren Stellung im Staate ganz von ihrer kriegerischen Tüchtigkeit abhing, bedurfte aufs dringendste einer

Digitized by Google

leistungsfähigen Metallindustrie. Das ist ein staatliches Erfordernis nicht nur in unseren Tagen, sondern vom Beginn der Staatenbildung an.

Einem Volk ohne solche Industrie konnte leicht eine Katastrophe passieren, wie den Israeliten unter Saul, von denen das erste Buch Samuel (13, 19—22) berichtet:

„Ein Schmied fand sich im ganzen Lande Israel nicht (die Philister dachten nämlich: die Hebräer möchten sich Schwerter oder Lanzen anfertigen!). Vielmehr mußte aus ganz Israel jedermann zu den Philistern herab, wenn er seine Pflugschar, seinen Karst, seine Axt und seinen Ochsenstachel schärfen lassen wollte . . . So fand sich denn am Tage der Schlacht bei dem ganzen Kriegsvolk, das Saul und Jonathan bei sich hatten, weder Schwert noch Spieß vor; Saul aber und seinem Sohne Jonathan standen sie zu Gebote."

Es handelte sich um eine Schlacht mit den Philistern, gegen deren Oberhoheit die Israeliten sich empört hatten. Die Philister zogen heran, 3000 Streitwagen und 6000 Reiter stark „und Fußvolk so zahlreich, wie der Sand am Meere". Da „verkroch sich die israelitische Mannschaft in Höhlen, Erdlöcher, Felsspalten, Keller und Gruben". Nur 600 Mann blieben bei Saul und Jonathan, und nur die beiden letzteren verfügten über Schwert und Spieß.

Trotzdem siegen die Israeliten glänzend, das heißt, Jonathan allein greift den Außenposten der Philister an, erschlägt ihrer zwanzig und Jahwe erschreckt dadurch die andern so sehr, daß sie in Verwirrung geraten und fliehen.

Trotz dieser famosen Leistung haben sich die Israeliten späterhin nicht auf ihren Alliierten Jahwe allein verlassen, sondern auch danach getrachtet, sich Schwert und Spieß zu verschaffen.

Und so machten es die Krieger in allen Ländern.

Die Bereitung und Verarbeitung von Eisen ist eines der wenigen Gewerbe, die schon in vorstaatlicher Zeit in manchen Gegenden berufsmäßig betrieben werden.

Eisen konnte man naturgemäß zunächst nur dort gewinnen, wo das Erz nicht nur vorhanden war, sondern auch zutage lag. In Gegenden, wo dies der Fall, hat sich nicht nur die Bereitung, sondern auch die Verarbeitung des Eisens früher als anderswo entwickelt. Von dort wurden eiserne Waffen und Werkzeuge durch den Handel weit verbreitet. Bei den Griechen waren als Eisenschmiede besonders berühmt die Chalyber in Armenien. Aber neben Stämmen, die Eisen herstellten und bearbeiteten, gab es auch innerhalb einzelner Stämme von Ackerbauern berufsmäßige Schmiede, die jedoch in der Regel andern Stammes waren, als das Volk, in dem sie lebten. Das gilt namentlich von vielen Negervölkern. Hörnes berichtet darüber:

„Die Kenntnis des Eisens muß sich ziemlich früh über große Teile des schwarzen Kontinents verbreitet haben. Eisenfundstellen gab es genug. Das Erz liegt noch heute in Knollen und Nieren an vielen Stellen offen

Digitized by Google

zutage, und so kann man leicht da und dort auch selbständig auf die Ausscheidung des Metalls verfallen sein . . . Man brauchte nur aus Eisenerzknollen einen Kochherd aufzubauen, um durch die Wirkung des Feuers zur Darstellung und Behandlung des Eisens geführt zu werden. . . .

Oft führt der Negerschmied noch ein Wanderdasein, und überall in Afrika bilden die Schmiede eine besondere Klasse oder Kaste, die häufig auch von anderer Abstammung ist, als das übrige Volk. Infolgedessen werden sie von dem letzteren bald tief verachtet, bald hoch geehrt. Im Norden Afrikas, bis über den Sudan hinaus, soweit fremde Herrenvölker in die Negerwelt eingedrungen sind, bilden die Schmiede Ueberreste der vertriebenen schwarzen Urbevölkerung . . . In anderen Fällen sind die Schmiede hoch angesehen, wahrscheinlich, wenn sie aus freien Stücken sich zur Ansiedlung unter Fremden, die ihrer Kunst bedürftig waren, entschlossen oder auf deren Berufung einwanderten." (Kultur der Urzeit, III., S. 108—111.)

So wuchs auf die verschiedensten Arten die Zahl der freien Handwerker und Künstler in der Stadt. Sie drängte die der hofhörigen zurück, die schließlich mitunter ganz verschwanden, da die Art der Arbeitsbeschaffung durch freie Arbeiter vielfach elastischer, anpassungsfähiger und bequemer war, als die durch unfreie Arbeitskräfte.

Daneben kam allerdings auch eine neue Art auf, unfreie Arbeiter anzuwenden: Sklaven, die nicht für die Bedürfnisse des Haushalts oder Hofes (Oikos sagten die Griechen) ihres Herrn, sondern für andere arbeiteten oder produzierten im Auftrage ihres Herrn. So wurden vom Staate vielfach Arbeiten an Bauten oder in Bergwerken an Sklaven besitzende Unternehmer verpachtet. Oder es konnte ein Unternehmer in einer Produktionsstätte, die Waren für den Markt produzierte, viele Sklaven dabei beschäftigen.

Sklavenbetriebe dieser Art wurden eine gefährliche Konkurrenz der freien Arbeiter. In solchen Betrieben wurden die Sklaven entsetzlich geschunden. Weit besser waren in der Regel die Haussklaven daran, wenn diese bloß für den Eigenbedarf des Haushalts tätig waren.

Die Haussklaven erhielten Kost, Wohnung, Kleidung durch den Haushalt, dem sie angehörten. Die freien Arbeiter mußten alles dies erst erwerben und mit dem Produkt ihrer Arbeit bezahlen. Das machte wieder besondere Gewerbe nötig für jene Elemente der Stadt, die außerhalb eines großen Haushalts lebten, der durch die Abgaben der Bauern versorgt wurde. So entstanden die Gewerbe der Bäcker, Metzger, Garköche, Detailhändler sowie solcher Weber und Bauarbeiter, die nicht für den Prunk produzierten.

Infolge dieser ganzen Entwicklung bildet sich neben dem Warenaustausch zwischen den Gemeinwesen, dem auswärtigen Handel, eine neue Art Warenaustausch zwischen einzelnen Produzenten innerhalb des Gemeinwesens und es entsteht die eigentliche

Digitized by Google

Warenproduktion. Bis dahin hatten die Gemeinwesen und, soweit einzelne etwas austauschten, auch diese nur das zu Markt gebracht und ausgetauscht, was sie im Ueberschuß über ihre eigenen Bedürfnisse hinaus erzeugten. Im wesentlichen produzierte jedes Gemeinwesen und in hohem Grade auch jeder Haushalt alles selbst, was sie brauchten. Der freie Arbeiter in der Stadt dagegen produziert von vornherein das, was er nicht selbst konsumieren will, um dafür das einzutauschen, was er braucht. Er bringt nicht bloß Ueberschüsse auf den Markt, sondern sein ganzes Produkt. Er ist in seiner Existenz bedroht, wenn er keinen Absatz dafür findet. Sie wird viel unsicherer, als die des Bauern auf dem Lande.

Die Stadt ist der Boden, aus dem die Warenproduktion erwächst.

Der Handel selbst nimmt nun auch einen anderen Charakter an. Seine Basis war bis dahin eine natürliche gewesen. Sie bestand in der Tatsache, daß manche sehr nützliche oder doch gesuchte Dinge, namentlich mineralischer Art, nur an bestimmten Stellen gefunden werden. Der zwischen den Stämmen betriebene Handel diente dazu, sie von ihren Fundstätten aus über weite Gebiete zu verbreiten. Dieser Handel wird weiter fortgesetzt, nachdem sich die Städte gebildet. Nun gesellen sich aber als seine Objekte zu den auf bestimmte Gebiete von Natur aus beschränkten Produkten die Produkte von Industrien, die in bestimmten Städten zu besonderer Leistungsfähigkeit gelangen. Dies wird freilich auch oft durch das Bestehen bestimmter Naturbedingungen, namentlich Rohstoffe, begünstigt, so z. B. die Herstellung der Purpurgewänder der phönikischen Städte dadurch, daß an der Küste, an der sie lagen, die Purpurschnecken besonders schönen Purpur lieferten, oder ihre Glasindustrie durch das Vorhandensein der dafür geeigneten Mineralien. Andere Länder waren in ihrer Wollenindustrie begünstigt durch die Güte der Wolle ihrer Schafe. Das galt z. B. von Phrygien. Heeren rühmt die Feinheit der Wolle phrygischer Schafe und sagt weiter:

„Es scheint ein Vorzug der Länder des inneren Vorderasien zu sein, daß das Haar der Tiere aus uns unbekannten Ursachen eine besondere Weichheit und Feinheit annimmt. Denn außer den Schafen geschieht dasselbe bei den Ziegen und Kaninchen; bekanntlich sind die Angoraziegen und der sogenannte Seidenhase dort zu Hause. Das Haar der Ziege wird hier bereits im persischen Zeitalter zum Weben gebraucht, denn schon Aristoteles bemerkt, daß die Ziegen in diesen Gegenden gleich den Schafen geschoren würden; und auch die Kleider aus Hasenhaar werden schon bei alten, wenngleich erst späteren Schriftstellern erwähnt." (Ideen, usw., I., 1. S. 135, 136.)

Aber so sehr bei der Entwicklung einzelner Industrien, die Produkte für den Handel liefern, natürliche Bedingungen mitwirken, entscheidend werden für sie doch soziale und politische

Digitized by Google

Bedingungen, die durch die Bildung des Staates und in ihm der Stadt gegeben werden.

Aber der auswärtige Handel verändert seinen Charakter nicht nur dadurch, daß zu den seltenen Naturprodukten nun auch Produkte seltener Geschicklichkeit und auserlesenen Geschmacks einer hoch entwickelten Industrie von Berufsindustriellen kommen. Er hört auch immer mehr auf, ein Handel von Stamm zu Stamm zu sein. Innerhalb der Stadt ist der Handel wie die Industrie von vornherein ein Gewerbe privater Unternehmer. Das wirkt auch auf den Außenhandel zurück. Der Stammeshandel und dann der Monopolhandel der Fürsten weicht immer mehr auch hier dem Privathandel.

Hier wie dort genügt der bloße Tauschhandel schließlich nicht mehr. Der Warenverkehr im Innern der Stadt erheischt ebenso wie der Außenhandel das Geld. Das steigert wieder das Bedürfnis der Großen im Reiche, die Naturalabgaben ihrer Bauern in Geldabgaben zu verwandeln, was freilich noch lange auf große Schwierigkeiten stößt.

Alles das bewirkt, daß gegenüber der Einförmigkeit und Einfachheit des Lebens im Dorfe das Leben in der Stadt immer bunter, immer mannigfaltiger, lärmender wird. Aber es wird auch anregender durch die Zusammendrängung der mannigfachsten Berufe auf engstem Raume. Die Künste und Wissenschaften nehmen nun einen raschen Aufschwung, der in seltsamem Gegensatze steht zur Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit des Dorfes.

Diese rasche Entwicklung wurde nur möglich durch den Staat, der die Stadt erzeugte.

Dreizehntes Kapitel.

Aufstieg und Abstieg.

Seit dem Aufkommen der Stadt besteht zwischen ihr und dem flachen Land nicht bloß ein klaffender Unterschied, sondern auch ein scharfer Gegensatz, der bestimmend wird für die Formen vieler Klassengegensätze. Denn die Stadt lebt vollständig von der Arbeit der Landbevölkerung. Nicht in dem Sinne, in dem bei vorgeschrittener Arbeitsteilung niemand von den Produkten der eigenen Arbeit allein leben kann, jeder darauf angewiesen ist, die Produkte fremder Arbeit gegen die eigener Arbeit einzutauschen. Sondern im Sinne, daß die Stadt von den Produkten der Arbeit des Bauern lebt, ohne ihm eigene Produkte in entsprechendem Ausmaß dafür hinzugeben.

Das heißt, das gilt für den Orient und das Altertum. Nicht für unsere Zeit. Von der handeln wir hier noch nicht, wie immer wieder bemerkt werden muß.

Digitized by Google

Daß die Stadt von der Ausbeutung des Bauern durch die herrschenden Klassen lebt, das liegt dort klar zutage, wo der Bauer seine Naturalabgaben dem Herrn abliefert, der damit seinen Haushalt und seine Handwerker und Künstler in der Stadt erhält.

Nicht auf den ersten Blick erkennbar wird das Verhältnis dort, wo es durch Geld vermittelt wird. Das Geld hat überhaupt die Eigenschaft, Ausbeutungsverhältnisse undurchsichtig zu machen.

Wo der Bauer Geldsteuern zahlen muß, liefert er die Naturalien, die seine Abgaben darstellen, nicht direkt an den Herrn ab, sondern er bringt sie auf den Markt in der Stadt. Dort werden sie ihm abgekauft von den Haushaltungen und den Individuen, die früher die Naturalabgaben direkt konsumierten. Jetzt erhält der Bauer für seine Waren den entsprechenden Gegenwert. Jede Ausbeutung scheint ausgeschlossen. Aber das Geld, das ihm nun zufließt, kann er nicht dazu verwenden, seinerseits Waren für den eigenen Konsum zu kaufen. Er muß es ganz oder zum großen Teil als Steuer abliefern und kehrt leer oder mit ganz wenigen Industrieprodukten ins Dorf zurück. Die Geldsteuer dient dann dazu, daß die Haushaltungen der Herren des Staates ihrerseits landwirtschaftliche Produkte für den eigenen Konsum kaufen, sowie Handwerker und Künstler beschäftigen, endlich den Kaufleuten Produkte des Auslands abkaufen, kurz die Stadt in Nahrung setzen. So wiederholt sich der Kreislauf der Warenproduktion immer wieder von neuem, aber immer in einer Weise, in der der Bauer bloß Produkte zuführt, ohne andere dafür entgegenzunehmen.

Bekannt ist die Parabel St. Simons, in der er zeigen will, wie überflüssig die Ausbeuter im Staate sind. Er fragt, was aus Frankreich werden würde, wenn es eines Tages seine besten Gelehrten, Künstler, Industriellen, Handwerker verlöre. Es wird ein Körper ohne Seele. Nehmen wir aber an, es behielte sie alle, verlöre dagegen, von der Dynastie angefangen, die Generäle, den ganzen Hochadel, die Kardinäle und Erzbischöfe sowie alle seine Rentner. Durch ihr Verschwinden wird Frankreich nicht im geringsten geschädigt, eher erleichtert.

Das traf für die Zeit St. Simons sicher bereits zu. Im Altertum und im Orient, auch später noch lag die Sache nicht so einfach. Die Gelehrten, Künstler und viele Handwerker der Stadt produzierten nichts, was der Bauer brauchte, und doch lebten sie von dessen Produkten. Absatz für ihre eigenen Waren und Dienste fanden sie nur bei der Dynastie, dem Adel, der Kriegerschaft, den Priestern, von denen sie mit dem Ergebnis der Ausbeutung der Bauern bezahlt wurden. In dem Moment, wo jene für die Produktion sicher ganz überflüssigen Klassen verschwunden wären, hätte

Digitized by Google

auch die Quelle versiegen müssen, die die Arbeiter der Städte speiste. Diese verfügten weder über die Kraft, selbst dem Bauern ein Ausbeutungssystem aufzulegen, noch hätten sie ihm etwas bieten können, was er brauchte oder verlangte. Die Arbeiter der Städte betrachteten daher, wenigstens im Orient, die großen Herren nicht als ihre Ausbeuter, sondern als ihre Brotgeber, denen sie Dankbarkeit und Unterwürfigkeit schuldeten. Dagegen wäre es selbst dem servilsten Bauern nie eingefallen, in dem König und Herren, dem er zinste, seinen Brotgeber zu sehen.

Die ganze städtische Kultur war auf der Ausbeutung der bäuerlichen Massen aufgebaut. Je ausgedehnter diese Masse und ihre Ausbeutung, desto höher konnte die Kultur in der Stadt steigen.

Aber diese Kultur war nicht einmal in der Stadt selbst gleichmäßig verteilt. Die städtische Kultur beruhte darauf, daß es möglich wurde, zahlreiche Arbeitskräfte von der Notwendigkeit landwirtschaftlicher Arbeit zu befreien, um sie zu anderen Arbeiten für ihre Herren verfügbar zu machen. Je mehr solcher Kräfte mit den gleichen Mitteln erhalten und in Gang gebracht werden konnten, um so zahlreicher und gewaltiger die Werke, die sie schufen.

Das heißt also, je niedriger die Lebenshaltung der arbeitenden Massen in Stadt und Land, je tiefer der Stand ihrer Kultur, desto höher die Kultur, die sie für ihre Herren produzierten, die Kultur einiger Tausende von Ausbeutern, die aus der Unkultur von Millionen Geknechteten und Ausgebeuteten emporwuchs.

Dieses Arbeiten zahlreicher Arbeiter für einige wenige Genießende erklärt es, warum in deren Händen sich so reiche Mittel und Anregungen zivilisatorischen Aufstiegs sammelten und die Zivilisation im Staate wenigstens für seine Herren einen Aufschwung von einer Raschheit und Höhe erreichen konnte, wie er im vorstaatlichen Stadium ganz undenkbar war.

Aber die Basis, auf der dieser Aufschwung sich vollzog, erklärt es andererseits, daß er sehr unsicherer Natur war und Grenzen fand, die er nicht zu überschreiten vermochte.

Er war aufgebaut auf der Basis der Zwangsarbeit unfreier Arbeiter, Höriger und Sklaven. Wohl bildete sich daneben eine Schicht freier Arbeiter, die große Ausdehnung erreichen konnte, aber stets zu konkurrieren hatte mit der unfreien Arbeit, deren Lebenshaltung bestimmend wurde für die Gesamtheit der Arbeiter.

Zwangsarbeit ist widerwillige Arbeit, die jedes Arbeitsmittel roh behandelt. Feinere Arbeitsmittel kann man den unfreien Arbeitern nicht anvertrauen. Ihre Werkzeuge müssen stets einfach und ungeschlacht bleiben. Weit größeres Interesse an seinem Wirken hat der freie Arbeiter, der selbst über das Produkt seiner Tätigkeit verfügt. Er schafft mit Eifer und Genauigkeit und

Digitized by Google

erreicht schließlich schon im Altertum vielfach den höchsten Grad dessen, was bei weitgehender Arbeitsteilung durch die stete Uebung und Anspannung der natürlichen Organe des Menschen, namentlich des Auges und der Hand, durch Beobachtung und Geschicklichkeit und stete Häufung und Uebertragung persönlicher Erfahrungen mit einfachen Werkzeugen ohne wissenschaftliche Verarbeitung erreicht werden kann. Das gilt von vielen Zweigen der antiken Kunst, namentlich der Plastik, es gilt auch von vielen Zweigen des antiken und orientalischen Kunsthandwerks. Auf manchen Gebieten sind sie bis heute nicht übertroffen. Es gibt sogar antike Leistungen, hinter denen wir heute zurückbleiben, deren Geheimnis verlorenging und noch nicht wiedergefunden wurde.

„Die in der Rheingegend von Bingen gemachten Glasfunde zeigen nicht nur in bezug auf Schönheit und Form die höchste Vollendung, sondern wir sehen daran eine Kunstfertigkeit in der Materialbehandlung, einen Reichtum der technischen Verfahren, eine Sicherheit in deren Anwendung, wie sie jetzt nur ausnahmsweise bei uns angetroffen werden kann; ja, es kommen Dinge vor, die selbst mit allen Hilfsmitteln jetziger Zeit unerreichbar erscheinen. . . .

Die mit unglaublich primitiven Mitteln früher nach uralter Art arbeitenden Chinesen und Japaner sind heute noch unübertroffene, teilweise unerreichbare Form- und Gießkünstler." (E. Mach, Kultur und Mechanik, S. 60, 73.)

Die „unglaublich primitiven Mittel", sie bilden die Schranke, über die auch der geschickteste und erfahrenste Künstler und Handwerker der Antike und des Orients nicht hinauskommt und nicht hinauszukommen trachtet. Er trachtet nicht danach, seine Arbeitsmittel zu vervollkommnen. In den seltensten Fällen besitzt er die Mittel dazu. Aber wenn er sie besitzt, wendet er sie dazu an, sich Sklaven zu kaufen und diese für sich arbeiten zu lassen. Er selbst hört in diesem Falle auf, Arbeiter zu sein und wird Antreiber von Sklaven. Der freie Arbeiter der Antike und des Orients bleibt ein mittelloser Alleinarbeiter, ein armer Teufel am Abgrund des Elends. Sein Handwerk hat keinen goldenen Boden.

Die eine Schranke der technischen Entwicklung im Altertum und Orient finden wir also in der Unfreiheit der Arbeit, die Verhältnisse und Denkmethoden nach sich zieht, durch die auch die freie Arbeit auf ein Niveau herabgedrückt wird, das eine höher entwickelte Technik ausschließt.

Dazu gesellt sich noch eine weitere Schranke durch die enorme Billigkeit der menschlichen Arbeit in Stadt und Land, die es ihren Herren erlaubt, sie maßlos zu verschwenden.

Die fronpflichtigen Bauern, die kriegsgefangenen Sklaven und selbst die freien Arbeiter in den Städten waren ihren Herren und Anwendern gegenüber völlig widerstandsunfähig. Alles, was diese Arbeiter für sich verwendeten, betrachtete die Herrenklasse als eine unbillige Verkürzung des Arbeitsprodukts, das sie am

Digitized by Google

liebsten ganz an sich genommen hätte. Auf jeden Fall bot sie ihre ganzen ungeheuren Machtmittel auf, die unliebsame, durch die Begehrlichkeit der Arbeiter hervorgerufene Verkürzung des „Nationalreichtums" auf ein Minimum zu reduzieren, auf das „Existenzminimum". Sie drückte es sogar zeitweise noch unter dieses hinab, wenn reichliche Zufuhr an neuen Arbeitskräften vorhanden war.

Die ganze künstlerische und technische Größe des Altertums und der großen Reiche des Orients bis in unsere Zeit, soweit sie nicht aus weitgetriebener Arbeitsteilung der Berufe und fabelhafter Handgeschicklichkeit hervorgeht, beruht auf der Anwendung ungeheurer Massen auf das dürftigste ernährter und fast gar nicht bekleideter Menschen und auf der rücksichtslosesten Verschwendung ihrer Arbeitskraft.

Das unverrückte und mit unbeugsamer Energie verfolgte Streben der Machthaber geht unter diesen Umständen dahin, dem Staate immer wieder neue Arbeitskräfte zuzuführen, die keines Widerstandes fähig sind, unfreie Arbeiter.

Ein Streben nach Gewinnung arbeitsparender Maschinen und damit nach Vermehrung der Produktivität der Arbeit wird dadurch ausgeschlossen. Alles Interesse konzentriert sich auf die eine Methode, die am ehesten einen reichlichen Zufluß widerstandsloser Arbeit sichert: den Krieg.

Der Krieg liefert genügend neue Arbeitermassen, entweder durch Gewinnung von Kriegsgefangenen oder von neuen Landstrecken, deren Bebauer zu Hörigen der Eroberer werden. Der Technik des Krieges, nicht der Produktion, ist unter diesen Umständen das Interesse der herrschenden Klassen zugewendet. Die wichtigsten technischen Fortschritte des Altertums gelten neben den Luxusartikeln dem Kriegsmaterial. Auch heute noch ist das erste, was die Staaten des Orients von der kapitalistischen Zivilisation annehmen, ihre Waffentechnik.

Auf dem Gebiet der Produktion für den Konsum der Massen ist dagegen in dem bisher betrachteten Zeitalter des Staates kein nennenswerter technischer Fortschritt zu verzeichnen, es seien denn einzelne Abfälle vom Tisch der Luxus- und Waffenindustrie.

Das perikleische Zeitalter bildet die Glanzzeit Griechenlands, der wir seine bedeutendsten künstlerischen und philosophischen Schöpfungen verdanken. Doch von seiner gleichzeitigen Landwirtschaft berichtet Beloch, (Griechische Geschichte, II., 1., S. 87) sie sei „noch mit recht primitiven Methoden betrieben worden"

„Der Pflug war noch im wesentlichen der alte homerische, nur daß er jetzt durchweg mit metallener Pflugschar versehen war. Ebenso ließ man nach wie vor die Körner auf der Tenne durch das Vieh austreten. Auch die alte Brachwirtschaft, wobei die Felder nur ein Jahr um das andere mit Getreide bestellt wurden, war noch am Anfang des vierten Jahrhunderts allgemein üblich."

Digitized by Google

Gering war der Fortschritt der Technik für den Konsum der Massen. Rascher entwickelten sich dagegen die Methoden, den Anteil der Arbeiter an ihrem Produkt immer mehr herabzudrücken, sie immer mehr zu verelenden, soweit nicht politische Gründe, von denen wir noch sprechen werden, bei manchen bevorrechteten Schichten dagegenwirkten.

Diese jammervolle Grundlage der durch den Staat direkt oder indirekt geschaffenen glänzenden Zivilisation setzt ihr aber nicht bloß bestimmte Schranken, die sie nicht zu überschreiten vermag. Ihr Bestand wird dadurch auch ein sehr unsicherer.

Die unfreien Arbeiter, namentlich die Sklaven, leben vielfach unter Verhältnissen, die ihre natürliche Vermehrung sehr hemmen, oft ganz unmöglich machen. Wo dies der Fall ist, kann die einmal erreichte Höhe der Produktion und Zivilisation, die auf rücksichtsloser Menschenverschwendung beruht, gar nicht aufrechterhalten werden, wenn der Krieg ihr nicht ununterbrochen neue unfreie Arbeitermassen zuführt, aus deren Blute sie ihre Kraft saugt. Steter Krieg wird da eine Lebensbedingung der staatlichen Zivilisation, oder, richtiger gesagt, steter Sieg. Denn die Niederlage bringt natürlich keinen Zustrom von neuen Arbeitskräften, sie droht eher mit dem Verlust schon vorhandener.

So wird die Zivilisation abhängig von dem Maße kriegerischer Kraft der herrschenden Klasse. Mit dieser schwindet auch jene.

Das ist namentlich der Fall bei den Stadtstaaten des Mittelmeeres, von denen wir noch sprechen werden, die in kleinen, unfruchtbaren Ebenen gelegen waren, deren wenig zahlreiche Bauernschaft nicht imstande war, große Ueberschüsse über ihre eigenen Existenzmittel hinaus zu schaffen. Das Anwachsen dieser Staaten wurde nur ermöglicht durch Zufuhr von Getreide und von Arbeitskräften von außen her. Ungemein wichtig wurde da die Beschaffung unfreier Arbeiter durch Krieg, Raub, was auch nur eine besondere Art Krieg war, oder Kauf.

Dieser letztere produzierte jedoch nicht die unfreien Arbeiter, er bewirkte nur die Verteilung der schon Versklavten. Und außerdem wurden die Mittel zum Ankauf von Sklaven durch die Herrenklasse in der Regel auch wieder durch Plünderung oder Unterjochung und Ausbeutung auswärtiger Gebiete beschafft, was ebenfalls Kriege voraussetzte.

So kommen wir in letzter Linie immer wieder auf den Krieg als Mittel zurück, den nötigen Zuzug billiger Arbeitskraft zu bewirken.

Die Geschichte der griechischen Staaten und Roms bezeugt deutlich, wie sehr die Höhe ihrer Zivilisation von dem Maße ihrer kriegerischen Kraft abhing.

Wenn wir vom Gipfel der antiken griechischen Kultur sprechen, denken wir dabei fast nur an einen einzigen griechischen Staat, an Athen, aber auch nicht an diesen Staat in der ganzen Zeit

Digitized by Google

der griechischen Geschichte, die wir überschauen können, sondern nur in einem sehr eng begrenzten Zeitraum. Es war der Zeitraum, in dem seine Seemacht so kraftvoll war, daß es sich den größten Teil der Seestädte Griechenlands untertan und zinspflichtig machen konnte und die Mittel gewann, große Sklavenmassen zu erwerben.

In den Perserkriegen (494—479 v. Chr.) war der athenische Staat zu seiner Größe emporgestiegen. Zur Zeit dieser Kriege wurden die Silberbergwerke des Lauriongebirges in Angriff genommen, die es erlaubten, die athenische Flotte zur stärksten Griechenlands zu machen. Gewöhnlich wird diese Tat dem Genie des Themistokles zugeschrieben, der dadurch die Freiheit und Kultur Griechenlands, ja Europas, vor dem asiatischen Barbarentum gerettet und gezeigt habe, was das Individuum in der Geschichte bedeutet. Aber das Genie des Themistokles hat die Silbervorkommen im Laurion nicht geschaffen noch auch nur entdeckt, ohne die es unmöglich gewesen wäre, jene gewaltige Flotte zu erbauen. Und die Verwendung der Erträge des Bergwerks zum Flottenbau hing nicht vom Belieben des Themistokles ab, wenngleich er zu denen gehörte, die sie befürworteten. Derselben Meinung mit ihm war aber die Mehrheit der Bürger der Stadt, und ihr Beschluß war es, der die Anwendung der Silbererträge zum Flottenbau bewirkte.

Dank der großen Flotte wurden die Perser bei Salamis geschlagen, wurde die griechische Freiheit gerettet, aber nur, um der Oberherrschaft Athens über Griechenland Platz zu machen. Die übermächtige Flotte wurde nicht nur ein Mittel, die Perser abzuwehren, sondern auch ein Mittel, den Griechen den Willen Athens aufzuzwingen, es zur Beherrscherin des östlichen Mittelmeers zu machen.

Dadurch gewann es die Möglichkeit, massenhaft Sklaven zu erwerben, aber auch zahlreiche freie Arbeiter und Künstler zu beschäftigen, ja, einem großen Teil der ärmeren Bürger arbeitslose Muße zu verschaffen, der sonst hätte arbeiten müssen. Aus diesen Bedingungen erwuchs die Glanzzeit Athens, das perikleische Zeitalter, die Zeit seiner klassischen dramatischen und bildenden Kunst und seiner Philosophie, aber auch die Zeit ungeheurer Bauwerke, deren Reste wir noch heute bewundern.

Gleich nach dem Abzug der Perser wurde Athen mit einer neuen, starken Mauer befestigt, dann wurde der Piräus, der Hafen Athens, mit Mauern umgürtet und durch lange Mauern mit Athen selbst verbunden, das sieben Kilometer vom Piräus entfernt lag. Ciccotti berichtet darüber und fährt fort:

„Wie großartig aber auch diese Werke waren, so stellten sie doch erst den Anfang jener gewaltigen Masse von Bauten dar, in denen sich der Plan des Perikles verkörperte, aus Athen nicht nur eine unbesiegbare Stadt zu machen, sondern auch unter der Mitwirkung ganz Griechenlands die Inkarnation alles dessen, was Griechenland an Größe und Schönheit barg, nicht nur den Schutzwall, sondern auch den Stolz und Schmuck der helle-

Digitized by Google

nischen Welt. Von der Vollendung der langen Mauern bis zu der des Parthenons, vom Bau des Odeions bis zu dem der Propyläen war das Land wie von einem wahren Baufieber gepackt, das unausgesetzt zu immer neuen Unternehmungen führte . . . unter der Führung der genialsten und vollkommensten Künstler, die die Welt je gesehen hat." (Der Untergang der Sklaverei, S. 47, 48.)

Natürlich wird auch hier wieder dem Genie eines Einzelnen, des Perikles, zugeschrieben, was in Wirklichkeit das Ergebnis einer ganz außerordentlichen ökonomischen Situation war: der Ueberschüttung einer beweglichen, von den wichtigsten Kulturstätten des Altertums angeregten Bevölkerung einer Seestadt mit unerhörten Reichtümern, die ihr erlaubten, die besten Künstler und Denker der griechischen Welt bei sich zu konzentrieren, sich aber auch eine Sklavenmasse in einer solchen Fülle zu beschaffen, daß man sie nicht zu schonen brauchte. Die Haussklaven mögen ziemlich gut behandelt worden sein, wie sie die griechischen Vorbildern nachgeahmten lateinischen Lustspiele des Plautus (254—184 v. Chr.) und Terentius (196—159 v. Chr.) zeichnen. Aber die Sklaven, die in den Bergwerken Silbererze förderten oder an den Bauten der Akropolis tätig waren, müssen ein entsetzliches Los gehabt haben.

Diese ganz außerordentliche ökonomische und kulturelle Situation mit den unbeschreiblich glänzenden Resultaten, die sie erzeugte, beruhte aber nur auf kriegerischer Uebermacht, die ihrerseits wieder freilich besonderen ökonomischen Bedingungen zuzuschreiben war.

So wie sie der Krieg geschaffen hatte, ging sie im Krieg unter.

Es war der Seestadt Athen nicht gelungen, der Landmacht Spartas Herr zu werden, deren Eifersucht um so mehr wuchs, je gewaltiger Athen an Größe und Reichtum zunahm. Und diese Größe und dieser Reichtum beruhte auf zunehmender Ausbeutung der unterworfenen Städte, deren Gegensatz gegen die Oberherrschaft Athens im gleichen Maße zunahm, wie die Eifersucht Spartas.

Als diese beiden Elemente des Gegensatzes gegen Attika: Sparta und die Untertanen Athens sich vereinigten, war dessen Sturz entschieden. Das geschah im Peloponnesischen Kriege (431—404).

Also nur ein halbes Jahrhundert dauerte die Glanzzeit Athens. Vor den Perserkriegen hatte es sich nicht besonders hervorgetan. Nach dem peloponnesischen Kriege verkam es rasch ökonomisch und politisch; dann langsamer, aber ebenso unaufhaltsam, künstlerisch und philosophisch.

Ein neues Zentrum hellenischer Wissenschaft und Kunst bildete sich später, seit dem vierten Jahrhundert, in Alexandrien, aber auf der ganz anderen ökonomischen und politischen Grundlage eines orientalischen Reiches, und daher auch mit ganz anderem Charakter.

Digitized by Google

Wie die Zivilisation Athens beruhte auch die Roms auf kriegerischer Uebermacht und so wie die attische ging auch die römische Zivilisation an dem Schwinden solcher Uebermacht zugrunde. Doch stießen die Römer anfangs, bis zu den Punischen Kriegen, auf stärkeren Widerstand. Der Umfang ihres Reiches nahm gewaltigere Dimensionen an, und so waren auch die Zeiträume seines Aufstiegs wie seines Abstiegs gewaltigere. Sie messen nicht nach Jahrzehnten, wie die Athens, sondern nach Jahrhunderten. Dafür war aber auch die Wirkung des Abstiegs eine viel tiefer gehende. Er brachte für Jahrhunderte hinaus ein fast völliges Verschwinden jeglicher höheren Kultur in Italien, in Griechenland und Gallien mit sich.

Italien und Griechenland erlagen dem schrecklichen Uebel der Entvölkerung. Die Sklaverei hatte dort den freien Bauern fast völlig verdrängt. Als sich nun mit dem Schwinden der kriegerischen Kraft auch der Zufluß von Sklaven minderte, verödeten diese Landstriche vollends. Daß man auf die Güter der großen Herren an Stelle der ausbleibenden Sklaven Pächter, Kolonen, setzte, die zu Abgaben und Frondiensten verpflichtet waren — wir werden von diesen weiter unten noch ausführlicher sprechen — hemmte die Entvölkerung nicht. Woher sollte man die neuen Pächter nehmen? Der Arbeiter der Stadt taugt nicht zur Landarbeit. Und der Städter scheute den Kindersegen. Außerdem waren die sanitären Verhältnisse der Städte so schlimm, daß sie ohne steten Zuzug vom Land aussterben mußten. Es waren in der Mehrzahl Barbaren, Germanen, die man als Kriegsgefangene zwang, oder, was häufiger war, da die Kriegsgefangenen seltener wurden, durch alle möglichen Mittel der Ueberredung verlockte, sich als Kolonen zu verdingen. Ihre Zahl blieb unzureichend.

Die Germanen, die dann als Sieger in das Römische Reich einzogen, fanden im Kolonat ein Muster vor, nach dem sie im eroberten Gebiet und später im freigebliebenen Germanien ihre Landwirtschaft einrichteten, die so ihren feudalen Stempel erhielt.

Gingen die Stadtstaaten des Mittelmeers an Entvölkerung zugrunde, die zum großen Teil darauf beruhte, daß die Bauernschaft, das Reservoir der Arbeitskräfte der Stadt und ihrer Kultur, durch Sklavenarbeit verdrängt war, so gilt nicht das gleiche für die Reiche des Orients an dessen großen Flüssen.

Dort lieferte bei gehöriger Bewässerung die bäuerliche Landwirtschaft reiche Erträge, große Ueberschüsse und eine sich leicht vermehrende Bevölkerung. Die Sklaverei behielt dort fast stets den Charakter der Haussklaverei, sie wurde nicht zu einer unentbehrlichen Grundlage der Produktion und der Kultur. Diese konnte sich behaupten, auch wenn die Sklavenzufuhr abnahm oder ganz versagte.

Aber um so wichtiger wurde dort die Erhaltung der Bewässerungsbauten. Wenn die Stadtstaaten des Mittelmeers ökonomisch

Digitized by Google

und kulturell zurückgehen mußten, sobald ihre kriegerische Kraft versagte, die allein imstande war, neue Sklavenmassen herbeizuschaffen, so konnte ein orientalischer Staat gerade an seiner kriegerischen Kraft zugrunde gehen, wenn diese so sehr angespannt wurde, daß die Bewässerungsanlagen darüber vernachlässigt wurden. Wo das der Fall war, mußte auch die Bevölkerung zurückgehen und der Staat verfallen. Mit ihm auch seine Kultur. Das trat seit der türkischen Herrschaft am auffallendsten zutage in Mesopotamien. Aber auch bei dessen Nachbarn, Persien auf der einen, Vorderasien auf der anderen Seite. Selbst Aegypten wurde davon betroffen, trotzdem dessen Bewässerungswerke fast unverwüstlich sind, bei dem fast völligen Mangel an Regen und bei der Festigkeit des ägyptischen Steinmaterials.

So finden wir auch hier überall Rückgang und Verkommen der Zivilisation, die durch den Staat rasch zu glänzender Höhe emporgehoben wird, bis dieselben Triebkräfte, die den Staat schufen, seine ökonomische Grundlage und damit ihn selbst untergraben.

Einen andern Weg geht der Staat in den zwei großen Gebieten reicher Flußtäler des östlichen Asiens, in dem indischen und namentlich dem chinesischen. Das eine wie das andere von der Natur aufs reichste begabt, alles produzierend, was es braucht, von Händlern des Auslandes gesucht, ohne dieses selbst zu suchen, bis in das vorige Jahrhundert hinein. Die Auswanderung chinesischer und indischer Kaufleute und Kulis ist eine sehr neue Erscheinung. Mit dem großen natürlichen Reichtum geht Hand in Hand, solange die Wasserbauten gut in Stand gehalten bleiben, eine überaus zahlreiche bäuerliche Bevölkerung, die bedeutende Ueberschüsse erzielt und durch ihre Abgaben üppigen Reichtum der herrschenden Klassen ermöglicht, der wieder eine zahlreiche städtische Bevölkerung der mannigfachsten Berufe in Arbeit setzt.

Jedes dieser beiden großen Gebiete ist heute weit dichter bevölkert, als irgendeiner der Staaten des westlichen Asiens, der ehedem eine große Kultur entfaltete. In Britisch-Indien kommen heute auf den Quadratkilometer 67 Menschen, im eigentlichen China (ohne die Mongolei und Tibet) 69 Menschen. Dagegen in Persien nur 5,5, in Mesopotamien 7,7. Selbst in Aegypten, dessen Bewässerungsanlagen in den letzten Jahrzehnten durch die Engländer so sehr verbessert wurden, nur 14. Seine Bevölkerung ist seit der Ausdehnung der Bewässerungsanlagen sehr gewachsen. Im Jahre 1870 zählte sie 5 Millionen, 1921 13 Millionen.

China umfaßt über 400 Millionen, Britisch-Indien über 300 Millionen Menschen. Jedes dieser Reiche war bis vor kurzem eine Welt für sich, ökonomisch unabhängig von dem übrigen Erdkreis und dabei auch von ihm abgeschlossen durch undurchdringliche Wildnisse, ungangbare Hochgebirge, Sandwüsten und Meere. Weder China noch Indien grenzte irgendwo an Gebiete, die eine lockende Beute versprachen und dazu anreizten, die Grenzen

Digitized by Google

vorzuschieben oder auch nur zu überschreiten. Nicht einmal zum Behufe des Außenhandels verließen ehedem Chinesen und Inder ihre Heimat. Zu Angriffskriegen gegen das Ausland fanden sie keine Veranlassung. Innerhalb des eigenen Gebiets überwog dabei so sehr die bäuerliche, unkriegerische, wenig Widerstand bietende Bevölkerung, daß es, wenigstens in China, früh möglich wurde, das gesamte ungeheure Gebiet unter einer einzigen staatlichen Gewalt zusammenzufassen, was auch Kriege zwischen den einzelnen Landesteilen ausschloß.

So wurde der Friedenszustand in China zur Regel, was allerdings zeitweise den Einbruch räuberischer Nomadenstämme erleichterte, wenn diese sich einmal zu größeren Verbänden zusammenballten, was aber nur zu einem Wechsel der herrschenden Klasse führte. Dabei blieben jedoch die Eroberer gegenüber der riesigen Volksmasse so unbedeutend, daß sie deren soziale Verhältnisse, ja selbst die Einrichtungen der Staatsverwaltung kaum änderten.

Es wurde bei ihnen durch Kriege nicht die ökonomische Kraft verschwendet, über die die herrschenden Klassen verfügten. Ihr Vermögen und ihr Interesse, die unentbehrlichen Wasserbauten instand zu halten, wurde nicht notwendigerweise vermindert. Auf der anderen Seite gab es keine Kriege, die kriegsgefangene Sklaven ins Land gebracht und erlaubt hätten, den Produktionsprozeß auf Sklavenarbeit einzurichten, was bedeutet hätte, daß er von der Zufuhr von Sklaven abhängig war und bei deren Stocken in Verfall geriet. Bauern, die zu manchen Fronarbeiten und Abgaben an den Staat verpflichtet waren, und freie Arbeiter in den Städten bildeten die arbeitende Bevölkerung. Die einen wie die anderen waren in großen Massen vorhanden, höchst geschickt und betriebsam, dabei aber äußerst arm. Die Bauern arm wegen der Abgaben, die auf ihnen lasteten, und der Kleinheit ihrer Landanteile. Die Mehrheit der städtischen Arbeiter arm, weil sie aus der Bauernschaft hervorgingen, mit deren Genügsamkeit und Arbeitsamkeit in die Stadt kamen.

Die Armseligkeit des ostasiatischen Handwerks wird gut illustriert durch die Kennzeichnung, die Hörnes von der Eisenindustrie Indiens gibt. Er sagt:

„Das ungeheure Land ist reich an Eisenerzen, die aber noch in der Gegenwart von den Eingeborenen meist auf ebenso einfache und altertümliche Art verhüttet werden, wie von den Negern Afrikas. Die Eisenarbeiter wandern familienweise von Dorf zu Dorf und bauen ihre Tonöfen, wo Erz und Holz vorhanden und Bedarf an Eisenwaren ist. Sie sammeln das Erz, brennen die Kohle, schmelzen und verarbeiten das Eisen" (Kultur der Urzeit, III., S. 116.)

Ihre Werkzeuge sind von der einfachsten Natur.

Ueber die arbeitenden Klassen Chinas schrieb Adam Smith in seiner „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen" (erstes Buch, achtes Kapitel):

Digitized by Google

„China ist lange Zeit eines der reichsten, das heißt fruchtbarsten, durch Fleiß und Anzahl seiner Einwohner hervorragendsten Länder gewesen. Aber es scheint auch seit langem völlig still zu stehen . . . Die Berichte aller Reisenden, wie sehr sie sonst auseinandergehen mögen, stimmen darin überein, daß in China der Arbeitslohn äußerst niedrig ist und es dem Arbeiter schwer fällt, eine Familie zu erhalten. Er ist zufrieden, wenn er für schwere Erdarbeit eines Tages so viel erhält, daß er am Abend ein bißchen Reis dafür erstehen kann. Die Lage der Handwerker ist womöglich eine noch erbärmlichere. Statt in ihren Werkstätten ruhig auf das Kommen von Kunden zu warten, laufen sie beständig mit ihren Werkzeugen durch die Straßen, um ihre Dienste anzubieten und um Beschäftigung förmlich zu betteln. Die Armut der unteren Schichten des Volkes in China übertrifft weit die in den am meisten verelendeten Nationen Europas."

Aehnlich stand es in Ostindien, das zwar nicht, wie China, ein Einheitsreich bildete. Es wurde oft von inneren Kriegen zerrissen, die aber nicht so intensiv geführt wurden, daß sie die Zunahme der Bevölkerung hemmten und zahlreiche Sklaven lieferten. Die Ausbeutung von Sklaven als Mittel der Bereicherung kam gegen die billige freie Arbeit nicht auf.

Eine enorme Massenhaftigkeit billigster Arbeitskräfte in Stadt und Land erlaubte es, verschwenderisch mit ihnen umzugehen. Auf dieser Verschwendung wurde, trotz der Verschiedenheiten der natürlichen Bedingungen, in Ostasien ebenso wie im westlichen Asien (mit Aegypten) und im südlichen Europa der ganze Produktionsprozeß innerhalb des Staates aufgebaut.

So erstand nirgends ein Antrieb, arbeitsparende Maschinen und Methoden zu suchen. Auch im östlichen Asien war das ganze Interesse derjenigen, die den Produktionsprozeß beherrschten, dahin gerichtet, ihn dem Luxus der Herrschenden dienstbar zu machen. Der ganze staunenswerte Fortschritt der Technik Chinas vollzog sich fast nur in den Luxusindustrien.

Sobald China eine Ausdehnung erreicht hatte, außer deren Bereich nichts zu holen war, als dieser Staat einen Verwaltungsapparat geschaffen hatte, der reibungslos funktionierte, und als die Industrie zur größten Höhe dessen fortgeschritten war, was mit einfachen Werkzeugen durch Arbeitsteilung, Handgeschicklichkeit, Geduld, genaue Beobachtung und eine Fülle überlieferter Verfahren ohne wissenschaftliche Verarbeitung geschaffen werden konnte, da war die Grenze erreicht, bis zu welcher der Staat dieser Art vorzuschreiten vermochte.

Den armen Teufeln in Stadt und Land fehlten alle Vorbedingungen, zu irgendwelchen weiteren technischen Fortschritten zu gelangen. Für die herrschenden Klassen aber entstanden keine neuen Probleme, weder der äußeren noch der inneren Politik, die sie hätten veranlassen können, nach neuen Mitteln ihrer Lösung zu suchen. Sie versanken in einem monotonen, schablonenmäßigen Wiederholen überlieferten Handelns und Denkens.

Digitized by Google

Der Staat dieser Art starb nicht an Entvölkerung. Er verkam auch nicht wegen übermäßiger Anspannung seiner kriegerischen Kräfte und Vernachlässigung seiner Kulturaufgaben, von denen die wichtigste die Erhaltung der Wasserbauten war. Aber er versteinerte zu jenem geistlosen Konservatismus, den man so oft als einen Rassencharakter des Chinesentums betrachtete, der jedoch, ebenso wie sein aus den gleichen Verhältnissen hervorgehender Mangel an kriegerischem Sinn, sofort ein Ende nimmt, sobald ein starker Anstoß von außen neue Probleme schafft.

China und in geringerem Maße auch Indien haben es vermocht, die Zivilisation, die durch den Staat geschaffen wurde, ohne Unterbrechung bis zu unseren Tagen zu erhalten. Aber sie zeigen uns, welches die Grenzen dieser Zivilisation selbst dort waren, wo außergewöhnlich günstige Verhältnisse sie vor dem Untergang bewahrten. Diese Grenzen beruhten in letzter Linie auf der Tatsache, daß von dem vorkapitalistischen Staate schon gilt, was Marx vom industriellen Kapitalismus festgestellt hat, daß der „berauschende Zuwachs an Reichtum und Macht", und man kann sagen auch an Wissen, der aus dem Staat hervorgeht, nur auf seine oberen Klassen beschränkt ist. Nur ihnen, nicht der Menschheit, hat er viel gebracht. Nur für die Herren Ausbeuter, eine dünne Oberschicht, hat er bis vor kurzem das „Vesta-Feuer der Kultur" entzündet.

Der großen Masse, den arbeitenden Klassen, brachte er es nicht, er hat es eher vor ihnen verborgen. Was der Staat des Altertums und des Orients, dessen künstlerische und philosophische Leistungen uns entzücken, den Arbeitern gebracht hat, ersehen wir aus der Lage der arbeitenden Schichten dort, wo die alte Staatskultur nicht die geringste Unterbrechung erfahren hat.

Der Kuli Chinas und Indiens und in gewissem Sinne auch der Fellah Aegyptens zeigt uns heute in eindringlicher Weise, was der Staat aus den stolzen, freien Naturmenschen gemacht hat.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zivilisation und ihr Verfall.

In seiner „Evolution of States" kommt Robertson zu folgendem Ergebnis:

„Die Geschichte des Ablaufs der griechisch-römischen wie jeder andern alten Zivilisation mit der teilweisen Ausnahme Chinas, ist die eines vollständigen Verfalls — hier eines doppelten Verfalls: eines Uebergangs von kollektiver Energie und Vollendung zu kollektiver Hinfälligkeit und geistiger Unfähigkeit, von geistiger Freiheit und Kraft zu dogmatischer Fesselung des Denkens, von künstlerischem Glanz zu einer förmlichen Verneinung der feinsten Kunstformen. Wie sehr wir über die Natur des Fortschritts verschiedener Meinung sein mögen, so sind wir doch darüber einig, daß sich hier ein Niedergang vollzog." (S. 170.)

Digitized by Google

An dieser Tatsache wird allerdings niemand zweifeln. Welcher Art ist aber die Zivilisation, die notwendig auf den Verfall hinauslaufen muß? Ist jeder kulturelle Aufstieg, jedes höhere kultivierte Gemeinwesen notwendigerweise von vornherein dazu bestimmt, im Verfall zu enden?

Robertson spricht hier mit Recht nicht von Kultur, sondern nur von Zivilisation, das heißt von einem bestimmten Zustand menschlicher Kultur. Nur von diesem Zustand, nicht von der Kultur überhaupt, gilt das Gesetz notwendigen Verfalls als Endergebnis der Entwicklung.

Unter Kultur verstehen wir die Summe aller Leistungen, die den Menschen über den Naturzustand erheben, und die in letzter Linie begründet sind auf seiner Technik.

Ziemlich weit verbreitet ist heute die Teilung der Kulturentwicklung in drei Stufen: Wildheit, Barbarei, Zivilisation. Aber nicht so einig sind die Soziologen über die Merkmale, wodurch sich jede dieser Kulturstufen von den anderen unterscheidet.

Morgan schied sie nach der Art der Technik, die jeweilig bei der Produktion der Lebensmittel in Anwendung kam. Engels übernahm diese Einteilung von Morgan. Er zitiert in seiner Schrift über den Ursprung der Familie, S. 1, zustimmend folgende Ausführungen Morgans:

Die Geschicklichkeit in dieser Produktion (der Lebensmittel) ist entscheidend für den Grad menschlicher Ueberlegenheit und Naturbeherrschung. Von allen Wesen hat nur der Mensch es bis zu einer fast unbedingten Herrschaft über die Erzeugung von Nahrungsmitteln gebracht. Alle großen Epochen menschlichen Fortschritts fallen, mehr oder weniger direkt, zusammen mit Epochen der Ausweitung der Unterhaltsquellen."

Engels gibt nicht die Stelle an, wo der Passus zu finden ist. Er steht am Beginn des zweiten Kapitels des ersten Teils der Morganschen „Urgesellschaft". Verschiedene Zwischensätze, die nicht unbedingt nötig sind, wurden von Engels in dem Zitat weggelassen.

Morgan hat drei Stufen der Wildheit und drei der Barbarei unterschieden. Die erste Stufe der Wildheit umfaßt die Anfänge des Menschengeschlechts. Die zweite beginnt mit der Verwertung von Fischnahrung und dem Gebrauch des Feuers. Die dritte mit der Erfindung von Pfeil und Bogen. Die erste Stufe der Barbarei datiert von der Einführung der Töpferei, die zweite beginnt auf der östlichen Halbkugel mit der Züchtung von Haustieren, in der westlichen mit der Kultur von Pflanzen durch Berieselung. Die dritte wird eingeführt durch die Erfindung der Gewinnung von Eisen und der Anwendung eiserner Werkzeuge.

Die Zivilisation endlich setzt ein mit der Erfindung eines phonetischen (Laut-)Alphabets und dem Gebrauch der Schrift.

Dieser Einteilung der Kulturstufen hat im Anschluß an Friedrich Ratzel schon Cunow wichtige Bedenken entgegengehalten. (Die Marxsche Gesellschaftstheorie, II., S. 245 ff.)

Digitized by Google

Die technische Entwicklung der verschiedenen Völker ist infolge der Verschiedenheiten ihrer natürlichen Umgebung eine sehr mannigfaltige, so daß die von Morgan angegebenen Kennzeichen der verschiedenen Kulturstufen sehr oft nicht zutreffen, ja geradezu irreführen.

Das ist ein sehr beachtenswerter Einwand, aber es ginge zu weit, wollte man aus ihm folgern, als sei es überhaupt unmöglich, eine für die ganze Menschheit gültige Aufeinanderfolge der Kulturstufen aufzustellen. Man darf dabei nur nicht zu sehr ins Detail gehen und muß sich davor hüten, jede der Kulturstufen von einem einzelnen bestimmten technischen Fortschritt ausgehen zu lassen. Für bestimmte Gebiete und bestimmte Völkerschaften wird sich wohl eine ins einzelne gehende Aufeinanderfolge von Kulturstufen feststellen lassen, nicht aber für die gesamte Menschheit. Für sie werden wir die Einteilung der Wildheit und der Barbarei in je drei Unterstufen fallen lassen müssen.

Die Einteilung des Ganges der Menschheitskultur in die drei Stufen der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation werden wir beibehalten dürfen, aber wir müssen uns dabei der Tatsache bewußt bleiben, daß, je weiter die Menschheit sich über die Erde verbreitet, je verschiedenartiger die natürlichen Bedingungen, unter denen die einzelnen Völker leben und tätig sind, und je verschiedenartiger die geschichtliche Vergangenheit eines jeden, die in seinen Ideen und Einrichtungen fortlebt, um so verschiedenartiger auch der Gang der Kulturentwicklung bei den verschiedenen Völkern wird.

Wenn wir die drei Stadien der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation kennzeichnen, werden wir ein Resumé, eine Zusammenfassung der bisherigen Ausführungen des vorliegenden Werkes über die soziale Entwicklung zu geben haben.

Die Anfänge der Wildheit werden für alle damals bestehenden menschlichen Gesellschaften die gleichen gewesen sein. Nicht alle kommen in die Lage, sich aus diesen Anfängen zu höheren technischen und gesellschaftlichen Errungenschaften emporzuarbeiten. Nur ein Teil erhebt sich zur Barbarei, ein noch geringerer zur Zivilisation. Und je höher wir auf der Stufe der Kultur emporsteigen, desto mannigfaltiger die technischen und sozialen Gebilde, die in den verschiedenen Gebieten und Völkerschaften zutage treten.

Immerhin können wir innerhalb jeder der großen Kulturstufen, trotz aller Mannigfaltigkeit gewisse gemeinsame Züge feststellen, wenigstens für die wichtigsten Teile der Menschheit.

Manche Völker mögen unter so absonderlichen Bedingungen leben, daß sie in das allgemeine Schema sich überhaupt nicht einfügen lassen, das werden aber nur Stämme sein, die für die menschheitliche Gesamtentwicklung ohne Bedeutung sind.

Digitized by Google

Bei der Aufstellung dieses Schemas selbst werden wir gut daran tun, seine Einteilungsgrundlage nicht so eng zu fassen, wie Morgan, der dabei bloß die Art der Produktion der Nahrungsmittel in Betracht zieht, sondern die Marxsche Fassung der „gesellschaftlichen Produktion des Lebens" anzuwenden. Dabei muß man allerdings zugeben, daß, je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto mehr die Art der Produktion der Nahrungsmittel der für die Art der Produktion des Lebens überhaupt entscheidende Faktor wird, so daß für jene Stadien der Menschheit, die Morgan vorwiegend untersuchte, die von ihm vorgeschlagene Einteilungsgrundlage sehr annehmbar erscheint.

Allgemein wird zugegeben, daß die Menschheit in ihren Anfängen im Stadium der Jägervölker stand. Sie alle gehören zu der Kulturstufe der Wildheit.

Wir haben schon in einem früheren Zusammenhang gesehen, daß das nicht so aufzufassen ist, als lieferte einzig die Jagd alles, was die Menschen jener Kulturstufe brauchten. Neben tierischer Nahrung spielt stets auch die pflanzliche eine große Rolle, sie fehlt selbst bei polarischen Völkern nicht ganz.

Wir finden bei den Jägern bereits die Anfänge der Arbeitsteilung. Die Beschaffung der tierischen Nahrung, die Jagd, zu der auch die Fischerei zu rechnen ist, obliegt den Männern, die der pflanzlichen Nahrung der Frau. In den Anfängen der Wildheit wird die Gewinnung von Pflanzen durch bloßes Sammeln besorgt, in ihren höheren Stufen finden wir bereits die Anfänge eines Pflanzenanbaus durch die Frauen.

Die Gemeinwesen dieser Stufe sind demokratisch eingerichtet, sie beruhen auf vollständiger Gleichberechtigung ihrer Mitglieder, wenigstens innerhalb des gleichen Geschlechts und innerhalb der gleichen Altersklasse. Die Funktionäre der Gesellschaft werden erwählt und besitzen dem einzelnen Mitglied des Gemeinwesens gegenüber kein anderes Machtmittel als die Unterstützung durch die Masse seiner Mitglieder. Fehlt ihnen diese, ist es mit ihrer Macht zu Ende.

Die Völker in diesem Stadium sind Nomaden. Die Nahrungsquellen eines Gebietes erschöpfen sich bei ihrer Art, sie auszubeuten, zu rasch, als daß sie lange am gleichen Ort verweilen könnten.

Diejenigen Stämme, denen es gelingt, dieses Stadium zu überwinden, gelangen dadurch in das nächste, das wir als das der Barbarei bezeichnen. Es ist aber nicht gekennzeichnet durch eine, allen Völkern dieser Stufe gemeinsame Art des Nahrungserwerbs. Es umfaßt zwei sehr verschiedene Arten desselben.

Man nahm — ehedem — allgemein an, und diese Auffassung ist noch nicht völlig ausgestorben, als folgte dem Jägerstadium überall das des Hirten, aus dem dann der Ackerbauer wurde. In Wirklichkeit wird aus dem Jäger hier ein Hirte, dort ein Acker-

Digitized by Google

bauer. Beide bilden sich aus dem Jägerstadium heraus. Es hängt von der Beschaffenheit der Oertlichkeit ab, in der sie leben, ob sie sich mehr dem Ackerbau zuwenden oder mehr der Viehzucht mit Weidewirtschaft.

Gilt es schon in der Wildheit, daß der Mensch neben der Fleischnahrung auch pflanzliche produziert, so nicht minder in der Barbarei. Wir haben gesehen, daß auch der Viehzüchter nach Möglichkeit Pflanzennahrung zu gewinnen sucht, namentlich durch Anbau von Getreide. Wie bei den Jägervölkern, liegt auch bei den Viehzüchtern die Beschaffung der pflanzlichen Nahrung vornehmlich den Frauen ob. Die Bewachung und Sicherung der Herden wird dagegen die Aufgabe der Männer.

Zur Bevorzugung der Viehzucht wenden sich die Menschen zumeist in wenig fruchtbaren Gegenden, in denen der Pflanzenanbau geringen Ertrag liefert. Um so wichtiger wird dort die tierische Nahrung. Zahlreiche Herden sind erforderlich, die Menschen zu erhalten. Je mehr Vieh auf wenig ergiebigem Weideland gehalten wird, um so rascher wird die Weide erschöpft. So muß der Viehzüchter, wie der Jäger ein Nomade sein.

Aber sein Nomadentum erfordert weniger Kraftaufwand, als das der Jägervölker, namentlich bei den Frauen. Bei den Jägern müssen die Frauen nicht bloß die kleinen Kinder schleppen, sondern auch alle Geräte und Vorräte des Haushalts, ja das Haus selbst, die Zeltstangen und die Felle, die es bedecken. Das absorbiert nicht nur viel Kraft der Frauen, sie dürfen auch gar nicht die Zahl ihrer Geräte über ein gewisses Maß hinaus vermehren, sollen sie der Last nicht erliegen. Auch zu viele kleine Kinder dürfen sie nicht haben. Wie vermöchten sie auf ihren weiten Zügen drei oder mehr kleine Kinder mit sich zu tragen! Das ist einer der Gründe der Kindertötung und der Kleinheit der Familien bei Jägervölkern.

Die Hirtenvölker verfügen dagegen über tierische Kraft zur Fortbewegung ihrer Familien und ihrer Habe. Die Zelte dürfen daher geräumiger und solider werden, die Geräte des Haushalts zahlreicher. Freilich müssen sie immer noch leicht transportabel sein. Die Frau bekommt aber jetzt mehr Zeit zu industrieller Tätigkeit und mehr Gelegenheit zu solcher. Sie braucht zahlreichen Kindersegen nicht zu fürchten und muß den Säugling nicht überlang stillen, da ihr das Vieh genügend Milch zu seiner Ernährung liefert.

Die Fruchtbarkeit der Ehen wird in diesem Stadium größer, aber der Zuwachs der Bevölkerung oft noch gehemmt durch ewige Kriegs- und Raubzüge, die durch die Beweglichkeit des Nomaden begünstigt werden sowie durch den kriegerischen Sinn der Viehhirten, die ihren Mut in stetem Kampf gegen reißende Tiere zum Schutze ihrer Herden stählen, ja auch durch die stete Notwendigkeit, kraftvolle widerspenstige Herdentiere, Hengste und Stiere,

Digitized by Google

zu bändigen. Ihr räuberischer Sinn wird aber auch angestachelt durch ihre Armut, wenn neben ihnen reichere Völker erstehen, deren Wohlstand sie zu Plünderungen reizt.

Diese reicheren Völker sind die Ackerbauer. Wenn die Verbesserung der Mittel des Nahrungserwerbs in fruchtbaren Gegenden vor sich geht, bekommt der Mensch die Möglichkeit, aber auch die Veranlassung, vor allem die Gewinnung pflanzlicher Stoffe, Nahrungsmittel und Rohmaterialien zu betreiben. Der reichere Ertrag des Bodens setzt ihn instand, dauernd auf demselben Fleck zu verbleiben, damit erweitert sich wieder die Summe der Pflanzenarten, die er anzubauen vermag. Als Nomade kann er nur zur Kultur von Pflanzen gelangen, die wenige Wochen nach der Aussaat schon reifen. Als ansässiger Bauer kann er Pflanzen kultivieren, die erst nach Jahren Ertrag liefern, wie etwa Bananen, Dattelpalmen, Obstbäume der verschiedensten Art.

Die Fruchtbarkeit der Ehen ist bei den Bauern ebenso groß, wie bei den Hirten. Die Zunahme der Bevölkerung bei den Bauern aber stärker, da sie friedlicher sind. Sie erzeugen leicht einen Bevölkerungsüberschuß dort, wo der Kulturboden ausdehnbar ist oder wo Städte entstehen, denen der überschüssige Nachwuchs der Bauern zuströmen kann und die er mit willigen und billigen Arbeitskräften füllt.

Die Seßhaftigkeit bedingt, daß die Jagd als Quelle des Nahrungserwerbs zurücktritt, da der Jäger nun auf ein kleineres Gebiet beschränkt bleibt als ehedem, dessen Wildreichtum bald sehr reduziert wird. Auch Nutzvieh kann der ansässige Bauer nicht in dem Ausmaße halten, wie der Nomade. Dafür wächst der Reichtum an pflanzlichen Produkten. Die Produktivität der Arbeit nimmt zu und der Produktionsprozeß wird weniger von Zufällen abhängig, als die Jagd und auch die nomadische Viehzucht. Namentlich in Gegenden, in denen künstliche Bewässerung aufkommt, ist die Sicherheit des Ertrages der Ackerbauarbeit eine sehr große.

Dazu kommt, daß der ansässige Bauer sich gegen etwaige Mißerfolge seiner Arbeit leichter schützen kann, als der Jäger und der nomadische Hirte. Der Jäger kann die Ergebnisse der Jagd schwer konservieren und noch schwerer transportieren. Er und die Seinigen verzehren von diesen Ergebnissen so viel als möglich auf das rascheste. Der Mensch, ursprünglich Pflanzenfresser, wie der Affe, kommt durch die Erfindung von Waffen zu der Lebensweise eines Raubtiers, auch zu dessen Grausamkeit. Er erwirbt damit aber auch andere Eigenschaften des Raubtiers. Die Menschen im Jägerstadium können unglaublich große Massen Nahrung auf einmal verzehren, aber auch ungeheuer lange hungern.

Aehnlich steht es auch noch mit dem nomadischen Hirten. Er treibt wohl große Nahrungsvorräte in Gestalt von Herden auf seinen Wanderungen vor sich her, aber die Nahrung für die

Digitized by Google

Herden kann er nicht mit sich führen. Fehlt diese einmal, dann schwindet seine Nahrung rasch dahin und er steht vor dem Hungertode.

Viel besser steht es in dieser Beziehung mit dem ansässigen Bauern. Viele der Früchte, die er erntet, lassen sich leicht konservieren, und da er nicht wandert, kann er große Mengen von ihnen an geschützten Stellen, Scheunen usw. aufhäufen. Die Art seiner Produktion macht das direkt erforderlich. Denn viele seiner Früchte erntet er nur einmal im Jahr, er muß mit dem Ertrag der Ernte das ganze Jahr auskommen.

Was dem Jäger fast völlig fehlt und auch beim nomadischen Hirten noch schwach entwickelt ist, das Anhäufen und Sparen von Vorräten, um für einen längeren Zeitraum gesichert zu sein, das wird bei dem Bauern zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit.

Schon durch diese großen Vorräte erscheint der Bauer dem Hirten gegenüber als der Reichere. Er wird es noch mehr durch die Entwicklung seiner häuslichen Industrie. Der ansässige Bauer braucht sich nicht mehr, wie der Nomade, auf einige wenige, leicht transportable Geräte und Werkzeuge zu beschränken. Aus dem Zelt wird jetzt ein solideres Haus, aus Pfosten, Steinen oder Lehmziegeln hergestellt. Und wenn für den Nomaden die Matte oder der Teppich das Universalmöbel bildet, so werden jetzt gewichtigere Möbelstücke möglich, Stühle, Tische, Bettstellen.

Auch für die Töpferei erwachsen jetzt erst die Vorbedingungen. Morgan datiert von ihr die Barbarei. Das wäre zutreffend, wenn es bloß besagen würde, daß auf der Stufe der Wildheit eine wirkliche Töpferei noch nicht möglich war. Dürftige Anfänge, wie etwa das Beschmieren hölzerner oder geflochtener Gefäße mit Ton, um sie undurchlässig und gegen Feuer unempfindlich zu machen, finden sich schon vorher.

Aber der Morgansche Satz wird falsch, wenn er sagen soll, daß jedes Volk, das die Stufe der Barbarei erreicht habe, die Produktion von Töpferwaren kennen müsse. Daß man also jedes Volk, bei dem man solche nicht treffe, der Wildheit zuzurechnen habe. Selbst bei den ansässigen Bauern braucht man nicht überall die Töpferei zu finden. In Gebieten ohne Ton wird auch die größte Kunstfertigkeit keine Töpfe zu produzieren vermögen.

Die Kunstfertigkeit, die der ansässige Bauer zu üben vermag, wird überall von den Rohmaterialien abhängen, die das Gebiet produziert, auf dem er lebt. Sie wird also sehr verschieden sein. Sie wird aber auf jeden Fall unter Umständen geübt, die es erlauben, sie mannigfaltiger zu gestalten, als die der Nomaden, und auch ausgedehnter. Denn die Arbeit des Wanderns, die so viel Kraft und Zeit in Anspruch nimmt, fällt beim Bauern völlig weg und kann durch produktive Arbeit ersetzt werden.

Der Bauer wird daher an Produkten der Landwirtschaft und der Industrie weit reicher als der Nomade dort, wo dieser auf

Digitized by Google

die Produkte der eigenen Arbeit angewiesen bleibt. Dafür ist der Nomade beweglicher, als der an die Scholle gefesselte Bauer. Das führt, wie wir schon gesehen haben, dahin, daß die nomadischen Hirten leicht zum Handel übergehen, einesteils eigene Produkte gegen die der Bauern tauschen, etwa Schafwolle gegen Datteln, oder Produkte, die einem einzelnen Land eigentümlich sind, andern Ländern zuführen, denen sie fehlen und die ihrer bedürfen.

Wir haben aber auch bereits gesehen, daß die Hirtenvölker, wo sich die Gelegenheit findet, gern dazu übergehen, das, was sie brauchen, statt zu tauschen, zu rauben.

Kriege wegen Grenzstreitigkeiten kennen schon die Jäger. Aber nicht im Stadium der Wildheit, sondern erst im Stadium der Barbarei kommt der Krieg als Mittel auf, Beute zu machen, der Raubkrieg. Nun erst wird der Krieg ein Mittel des Erwerbes.

Der Krieg als solches Mittel liegt armen Hirten gegenüber reichen Bauern um so näher, als der Ackerbau die Tendenz hat, unkriegerisch zu machen. Sobald die Menschen ansässig werden, nimmt die Ackerbauarbeit so viel Kraft in Anspruch, daß die Frauen allein ihr nicht genügen können. In steigendem Maße müssen sich die Männer ihr widmen. Während die nomadischen Männer — Jäger wie Viehzüchter — durch ihre Produktionsweise ihre ganze Kraft auf den Kampf mit kraftvollen, widerspenstigen Tieren konzentrieren, und die räuberischen Stämme der Viehzüchter auch auf den Kampf mit Menschen, gilt das Interesse des Ackerbauers vornehmlich der Beschäftigung mit friedlichen Pflanzen. Die Herstellung von Waffen, die Uebung ihres Gebrauchs, die für den Nomaden eine aus dem Prozeß des Erwerbs der Lebensmittel hervorgehende Notwendigkeit ist, wird für den Bauern eine unwillkommene Störung dieses Prozesses, der er sich nach Möglichkeit entzieht.

Unter diesen Umständen gerät der Bauer gegenüber dem Nomaden dort, wo beide aneinander grenzen, immer mehr in Nachteil, so daß sich ihr ursprüngliches Verhältnis schließlich umkehren kann: der von der Natur stiefmütterlich bedachte Nomade wird reich an Beute. Der auf fruchtbarem Boden reiche Ernten erzielende und eine mannigfaltige Industrie entwickelnde Bauer wird dagegen arm, wenn immer wieder erneute Plünderung ihn heimsucht.

Wir sehen, die Stufe der Barbarei wird keineswegs durch eine allen ihren Mitgliedern gemeinsame Art der Nahrungsmittelproduktion und des Erwerbs gekennzeichnet. Sie ist vielmehr für verschiedene Gebiete und Völker je nach der Verschiedenheit ihrer natürlichen Umgebung sehr verschieden.

Gerade die aus diesen Verschiedenheiten hervorgehende Arbeitsteilung zwischen den Völkern bildet ein Kennzeichen der Barbarei gegenüber der Wildheit. In dieser finden wir die

Digitized by Google

Arbeitsteilung von Mann und Frau innerhalb des Gemeinwesens. Wir finden auch schon natürliche Verschiedenheiten in der Umgebung der Völker, die manche von ihnen veranlassen, besondere Spezialitäten zu pflegen, etwa den Fischfang zu bevorzugen oder steinerne Werkzeuge zu fabrizieren.

Aber erst in der Barbarei kommt es durch die Entwicklung der Technik zu so hochgradigen Verschiedenheiten zwischen manchen Völkern, daß sie einander als ganz verschiedene Arten gegenüberstehen. Das tritt auffallend zutage in der Sklaverei, deren Aufkommen auf der Stufe der Barbarei vor sich geht und für diese bezeichnend wird.

Wohl bleibt auf dieser Stufe die von der Wildheit übernommene Demokratie innerhalb des Gemeinwesens unvermindert erhalten, bei Hirten, wie bei Ackerbauern. Aber Gemeinwesen und Gesellschaft trennen sich immer mehr, und die Gleichheit innerhalb der Gesellschaft, die noch die Wildheit kennzeichnet, wird durchbrochen durch die Schaffung von Sklaven, die wohl am gesellschaftlichen Arbeitsprozeß teilnehmen, aber ohne Mitglieder des Gemeinwesens zu sein.

Franz Oppenheimer, der die Sklaven mit freien Arbeitern zusammen zum vierten Stand (!) rechnet, meint allerdings in seinem neuesten Werk über den Staat, die Sklaven gehörten weder zum Staat noch zur Gesellschaft („Der Staat" 1926, S. 31).

Letzteres trifft sicher nicht zu, wenn wir als die Gesellschaft die Summe aller Personen betrachten, die direkt oder indirekt in wirtschaftlichen Beziehungen miteinander stehen.

Im Stadium der Wildheit liegt keine Veranlassung vor, Sklaven zu machen oder zu halten. Der Kriegsgefangene wird erschlagen oder, wenn zusätzliche Arbeitskräfte willkommen sind, als freies und gleichberechtigtes Mitglied vom siegreichen Stamm adoptiert. Es ist zwecklos, Sklaven anzuwenden, solange die Arbeit des einzelnen Arbeiters nicht einen Ueberschuß über seine Erhaltungskosten hinaus liefert.

Das Hauptmotiv bei der Anwendung eines Sklaven ist seine Ausbeutung. Aber es ist nicht das einzige. Wenn die Produktivität der Arbeit der produktiven Arbeiter im Haushalt so groß ist, einen Ueberschuß zu liefern, so kann dieser Ueberschuß dazu verwendet werden, unproduktive Arbeiter nicht zu Zwecken des Gewinns, sondern des Vergnügens oder der Bequemlichkeit zu halten. Auch als solche Arbeiter kann man Sklaven anwenden. Die Luxussklaverei spielt im Orient zeitweise eine größere Rolle, als die Anwendung von Sklaven zu Zwecken des Erwerbs.

Neben der wachsenden Produktivität der Arbeit wird auch die Arbeitsteilung zwischen den Bewohnern verschiedener Gebiete ein Anlaß, Sklaven zu machen und zu halten. Dieser Anlaß macht sich dort geltend, wo die Kriegsgefangenen Künste verstehen, deren die Sieger nicht fähig sind. Die Römer liebten

Digitized by Google

es, wenn sie wissenschaftlich gebildete Menschen, Pädagogen, Literaten, Aerzte brauchten, griechische Sklaven als solche zu verwenden.

Im Zeitalter der Barbarei wird allerdings die Luxussklaverei und die der Spezialisten noch keine Rolle gespielt haben. Krieg und Raub waren die wichtigsten Mittel, Sklaven zu gewinnen. Diese Mittel wurden namentlich von den Nomaden in Anwendung gebracht, sowie von den Seeräubern, von denen wir noch sprechen werden. Soweit die friedlichen Ackerbauer Sklaven brauchten, erwarben sie sie am ehesten durch Kauf. Der Sklave wurde eine der wichtigsten Waren des Handelsverkehrs. Ueberwiegend stammte er von einem Volk von Ackerbauern ab. Die Versklavung von Jägern hat stets mit einem Mißerfolg geendet. Die von Hirten stieß auch auf Schwierigkeiten — wenigstens bei den Männern — wegen ihres trotzigen, unbändigen Charakters. Der friedliche Ackerbauer wurde durch seine Produktionsweise am ehesten dazu geeignet gemacht, sich fremdem Joch zu fügen. Die Neger, die überwiegend Ackerbauvölker bilden, sind nicht umsonst zum Typus des Sklaven geworden.

Die Ausbeutung von Sklaven und die Gewinnung von Reichtümern durch Raub bei Kriegszügen sind die beiden ersten Methoden arbeitslosen Erwerbs. Sie kommen auf im Zeitalter der Barbarei. Jedoch erlangt auf dieser Stufe die Ausbeutung noch nicht solche Bedeutung, daß sie zur Grundlage der Gesellschaft werden kann. Noch wird deren ökonomische Grundlage durch die Arbeit Freier und Gleicher gebildet. Sklaverei und Raub bieten mancherlei Annehmlichkeiten, aber das Gemeinwesen hängt von ihnen nicht ab. Es geht keinesfalls zugrunde, ja es wird nicht einmal ernsthaft geschädigt, wenn die Methoden der Ausbeutung einmal versagen.

Das ändert sich dagegen fundamental, sobald wir in die Aera der Zivilisation eintreten, die nicht mit dem Gebrauch des phonetischen Alphabets beginnt. Es ist sicher zweckmäßiger, sie mit dem Aufkommen des Staates anheben zu lassen. Alle die Wirkungen des Staates, die wir in dem jetzigen Abschnitt untersucht haben, privater Handel, Geld, Wissenschaft, Kunst und Industrie als Berufe, Städtewesen, sie gehören ebenso wie die Schrift zu den Kennzeichen der Zivilisation und sind alle miteinander aus dem Staat erwachsen; die Schrift geht ihnen keineswegs voran.

Nicht der kulturelle Aufstieg in der Wildheit, auch nicht der in der Barbarei, nur der in der Zivilisation ist dazu verurteilt, oder er war es wenigstens bisher, in Verfall oder Versumpfung zu enden.

Woher diese Erscheinung? Sollten höhere Erkenntnis der Welt, höhere Beherrschung der Welt durch fortgeschrittene Technik sowie ein Aufschwung der Kunst schließlich zu einer

Digitized by Google

Lähmung oder Korrumpierung des menschlichen Geistes führen? Das erscheint schon auf den ersten Blick absurd, und dafür ist auch nicht der mindeste Beweis zu erbringen, trotz J. J. Rousseau.

Nein, wenn der kulturelle Aufstieg in der Zivilisation bisher stets anders endete, als in der Wildheit und der Barbarei, so liegt das nicht an den besonderen Früchten der Zivilisation, sondern an dem besonderen Boden, aus dem diese Früchte erwachsen, im Gegensatz zum Boden der Wildheit und der Barbarei. Dieser Boden wurde auf den ersten beiden Stufen der Kultur gebildet durch einheitliche Gemeinwesen mit freien und gleichen Mitgliedern, die von ihrer Arbeit lebten. Das ändert sich auch in den höher entwickelten Stadien der Barbarei nicht. Sklaverei und Raub beeinträchtigen wohl die allgemeine Gleichheit und Freiheit und das Leben von eigener Arbeit, aber sie werden noch nicht unentbehrliche Grundlagen des gesellschaftlichen Daseins.

Die Existenz des Staates ist dagegen von vornherein auf der Ausbeutung fremder Arbeiter aufgebaut. Der glänzende Aufstieg der Zivilisation kommt nur einer geringen Minderzahl im Gemeinwesen zugute. Die große Masse bleibt auch bei hochentwickelter Zivilisation im Stadium der Barbarei. Diese erhält aber jetzt durch ihren Gegensatz zu den Ergebnissen der Zivilisation ein neues Gesicht, selbst dort, wo sie anscheinend unverändert bleibt.

Das ist jedoch fast nie der Fall. Die arbeitenden Massen werden vielfach unter die Lebenshaltung der freien Barbaren des vorstaatlichen Stadiums herabgedrückt. Breite Schichten der arbeitenden Bevölkerung sehen sich jetzt in eine Notlage und ein Elend versetzt. wie sie auf der Stufe der Barbarei nur gelegentlich infolge ausnahmsweise vorkommender natürlicher Katastrophen eintreten, und die jetzt ein Dauerzustand selbst unter den günstigsten natürlichen Bedingungen werden. Und die Freiheit, die Kraft, das Selbstbewußtsein, die den freien Barbaren wie den Wilden kennzeichnen, gehen den arbeitenden Massen im Staate völlig verloren.

Dieser Gegensatz zwischen Barbarei und Zivilisation innerhalb des Gemeinwesens und der Gesellschaft und die fortschreitende Degradation der barbarischen Basis bei fortschreitender Erhöhung des zivilisierten Ueberbaues — das ist der Widerspruch, den bisher keine Zivilisation zu überwinden vermochte und der sie im besten Falle zum schließlichen Erstarren, in der Regel aber zum Verkommen brachte.

Diejenigen, die Gesellschaft und Staat als Organismen, gleich den biologischen betrachten, sehen in diesem Erstarren und Verkommen einen natürlichen Prozeß, der jeder Gesellschaft und jedem Gemeinwesen droht und ebenso unvermeidlich ist, wie Altern und Tod. Wildheit und Barbarei bilden die Jugend und

Digitized by Google

das Mannesalter der Gesellschaft. Die Zivilisation ihr Greisentum[1]).

Der oben zitierte Robertson weist auf die Sonderbarkeit hin, daß diese Geschichtsauffassung heute ebenso allgemein verbreitet ist, wie die vom grenzenlosen Fortschritt des Menschengeschlechts. Die eine wie die andere werden gleich unbesehen und kritiklos hingenommen und nicht selten beide von demselben Autor akzeptiert.

Tatsächlich steckt in jeder dieser einander widersprechenden Auffassungen ein Körnchen Wahrheit.

Bisher konnte allerdings die Zivilisation auf keiner anderen Grundlage erstehen als auf der der Knechtung und Ausbeutung barbarischer Massen, und dadurch war jede bisherige Zivilisation dazu verurteilt in Verfall oder Versumpfung zu enden.

Aber es ist keineswegs ein Naturgesetz, daß die Bedingungen der Zivilisation stets die gleichen bleiben müssen. Diese kann schließlich ein Stadium erreichen, in dem es möglich wird, den Massen, die Arbeit für die Zivilisation leisten, deren Früchte in vollstem Maße zukommen zu lassen und ihre Tätigkeit aus einer Arbeit für eine Minderheit im Gemeinwesen, und noch dazu eine Minderheit von Klassenfeinden, in eine Arbeit für sich, das heißt, für die eigene Klasse oder die ganze Gesellschaft zu verwandeln.

Sobald die Zivilisation soweit gekommen ist, wird die Kultur unter ihr ebenso wieder ohne Unterbrechung emporwachsen können, wie unter der Wildheit und der Barbarei. Sie wird keinem Altern, keinem Niedergang mehr aus inneren Gründen ausgesetzt sein.

Aeußere Gründe könnten sie natürlich auch dann noch zum Verkümmern bringen, etwa das Kommen einer neuen Eiszeit. Aber eine Geschichtsauffassung hat nicht mit geologischen, sondern mit historischen Zeiträumen zu rechnen.

Für uns kommt nur die Frage in Betracht, ob wir bereits soweit sind, die Zivilisation aus einer Sache der oberen Zehntausend in eine Sache der Gesamtheit der zivilisierten Nationen zu verwandeln.

Wir Sozialisten bejahen diese Frage. Wie wir noch sehen werden, haben wir allen Grund dazu.

---

1) Wir haben über das Altern der Völker bereits gehandelt im dritten Buch, zweiten Abschnitt, 16. Kapitel.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Die ersten Formen des Staates.

Erstes Kapitel.

Altern des Staates und Altern der Zivilisation.

Die am Anfang des vierzehnten Kapitels des vorigen Abschnittes erwähnte Stelle des Robertsonschen Buches „Evolution of States" findet sich in einem Kapitel über „Verfall" (Decadence). Robertson zitiert dort eine Abhandlung des englischen Konservativen A. J. Balfour über das gleiche Thema. Balfour fragt:

„Warum müssen Zivilisationen sich in dieser Weise abnützen und große Gemeinwesen verfallen?"

Eine Stufe gesellschaftlicher Kultur und ein Gemeinwesen werden hier einander gleichgestellt. Robertson fällt das gar nicht auf. Er berichtet über Balfours Schrift:

„Im Eingang weist er mit Recht auf die Inkonsequenz hin, daß Menschen es immer noch lieben, an der alten Idee des unausweislichen Alterns und schließlichen Verkommens der Staaten und Zivilisationen festzuhalten, während sie sich ebenso zuversichtlich zu der modernen Auffassung des unvermeidlichen Fortschritts bekennen, die dem Altertum tatsächlich unzugänglich war." (S. 171.)

Robertson nimmt nicht den geringsten Anstoß daran, daß das unausweichliche Altern eines Staates hier als der gleiche Prozeß erscheint, wie das Altern einer Zivilisation. Soweit ich sehe, hat auch sonst niemand bisher einen Unterschied zwischen diesen beiden Prozessen gemacht, wozu auch keine Veranlassung war. Denn sobald man im Altern einer gesellschaftlichen Erscheinung mehr als ein bloßes Bild sieht, sobald man es als einen Vorgang betrachtet, der sich wie bei jedem natürlichen Organismus notwendigerweise in einem bestimmten Stadium ihres Lebens einstellen muß, scheint ein so allgemein beobachteter und anerkannter Vorgang keiner besonderen Untersuchung mehr zu bedürfen.

Sobald man dagegen in dem sogenannten Altern der Zivilisationen einen besonderen Prozeß sieht, der mit dem der biologischen Organismen nichts gemein hat, muß man nach seinen besonderen Gründen suchen. Und da wird es notwendig, zwischen Staat und Zivilisation genau zu unterscheiden.

Das sogenannte Altern eines Staates ist etwas ganz anderes, als das Altern einer Zivilisation. Ein Staat kann altern, das heißt, seine herrschende Klasse kann an Kraft verlieren und verkommen, ohne daß die Zivilisation verkommt, in deren Bereich

Digitized by Google

er steht. Das Umgekehrte ist allerdings nicht möglich. Es ist ausgeschlossen, daß die Zivilisation in einem Staate verkommt und der Staat selbst blüht und gedeiht.

Es besteht hier der gleiche Unterschied, wie etwa der zwischen dem Wirtschaftsleben eines Staates und seinen Finanzen. Jenes kann von strotzender Gesundheit sein und sein Finanzwesen zerrüttet — siehe z. B. das Frankreich von 1926. Die Bürger des Staates mögen noch so sehr im Wohlstand leben, Industrie und Landwirtschaft gedeihen, wenn die Bürger keine Steuern zahlen wollen und der Staat nicht imstande ist, sie zum Zahlen zu zwingen, oder wenn er sich in Ausgaben stürzt, die seine Einnahmen übersteigen, werden seine Finanzen in Unordnung geraten, auch bei glänzendem Geschäftsgang der Gesamtwirtschaft.

Das Umgekehrte hingegen, daß die Volkswirtschaft verkommt und die Staatsfinanzen glänzend bestellt sind, weil der Finanzminister den Staatsbürgern den letzten Pfennig aus der Tasche erpreßt, kann nur ein sehr kurzlebiger Zustand sein. Dem Bankerott des Wirtschaftslebens muß der des Staates folgen.

Trotzdem sind doch gesellschaftliche Wirtschaft und staatliche Finanzen streng voneinander zu unterscheiden. Und ebenso Staat und Zivilisation.

Wohl entspringt die Zivilisation dem Staate, aber das Bereich einer Zivilisation ist keineswegs notwendigerweise auf das eines einzelnen Staates beschränkt. Beide können zusammenfallen. So ist der Umfang der chinesischen Zivilisation durch den des chinesischen Staates gegeben. Das Persische Reich umfaßte auf seinem Höhepunkt das ganze Bereich der vorderasiatischen Zivilisation (Aegypten inbegriffen). Das Römische Reich war zur Zeit seiner größten Ausdehnung gleichbedeutend mit dem Gebiet der Zivilisation der Antike, das heißt der Küstengebiete des Mittelmeers und der von ihnen beeinflußten Länder.

Doch in ihren Anfängen sind alle Staaten klein, zu klein in der Regel, um sich selbst genügen zu können. Handel und Krieg bringen sie in immer engere Verbindung miteinander und die stete Wechselwirkung zwischen ihnen erzeugt eine große Gemeinsamkeit derjenigen Faktoren, die wir als Zivilisation bezeichnen; wenigstens dann, wenn ihre natürlichen Bedingungen übereinstimmen. Weite Gebiete, die mehrere, oft zahlreiche Staaten umfassen, können so eine gemeinsame Zivilisation produzieren, ob wohl diese aus dem Staate entspringt und in jedem Staatswesen eine besondere Färbung erfährt.

Innerhalb der gleichen Zivilisation können einzelne Staaten gedeihen, andere verfallen.

Wenn wir die Ursachen erkannt haben, die bisher immer wieder zu einem Altern der Zivilisationen führten, so enthebt uns das nicht der Notwendigkeit, auch die Ursachen des Alterns

Digitized by Google

der Staaten zu untersuchen. Beides ist zum Verständnis des historischen Prozesses gleich notwendig.

Zu diesem Zwecke müssen wir noch eine Art der Wirkungen des Staates in Betracht ziehen, von der wir bisher absahen, nicht weil sie unwichtig ist, sondern weil ihre ausnehmend große Wichtigkeit eine besondere Untersuchung erheischt. Diese Wirkungen sind die politischen.

Zweites Kapitel.

Die Demokratie der Besiegten.

Wenn der Staat gebildet wird, so scheint sich zunächst politisch für die unterworfene Bevölkerung nichts Wesentliches zu ändern, wenigstens dann nicht, wenn sich der Vorgang in friedlichen Formen vollzieht, was selbst bei heftigem Widerstreben des einen Teils möglich ist, wenn die Ueberlegenheit des anderen offenkundig zutage tritt. Und vergessen wir nicht die friedliche Gesinnung, die der Ackerbau bei den mit ihm Beschäftigten hervorruft.

Eine friedliche Staatsbildung braucht also nichts Seltenes gewesen zu sein. Allerdings beruhte auch sie auf einem Zwang militärischer Ueberlegenheit, nur wurde durch das Erkennen dieser Ueberlegenheit der Kampfeswille der Unterworfenen überwunden, ehe es noch zu einer Kampfhandlung gekommen war. Man darf nicht glauben, wie es viele, auch Sozialisten, z. B. die Kommunisten bis in unsere Zeit hinein tun, daß jeder Gegensatz zwischen den Völkern und den Klassen nur durch blutigen Krieg auszufechten sei. Ebenso töricht ist es freilich, zu glauben, als ob bei friedlicher Verständigung zweier Gegner die Güte ihrer Argumente und nicht die Kraft der Machtmittel entscheidend sei, über die sie verfügen. Aber bei genügender Sachkunde und Klugheit auf beiden Seiten brauchen diese Machtmittel nicht auf die Probe gestellt zu werden. Da weiß jeder der streitenden Teile von vornherein, welcher der stärkere ist, wie weit man ihm nachgeben muß. Der Krieg ist immer ein Produkt der Unwissenheit über die Kraftverhältnisse hüben und drüben.

Es ist also sehr wohl möglich, daß gar manche der ersten Staatenbildungen auf friedlichem Wege vor sich gingen. Ihnen wird ein Stadium räuberischer Einfälle und Plünderungen vorangegangen sein, das auf einen Zustand hinauslief, in dem die Bauern den räuberischen nomadischen Nachbarn regelmäßigen Tribut zahlten und dadurch Ruhe und Sicherung erkauften, ein Zustand, wie er sich bis in unsere Tage in den Gebieten der Sahara und der arabischen Wüste und manchen ihrer Grenzländer erhalten hat.

Digitized by Google

Die Nomaden brauchten sich bloß in der Mitte der ihnen tributpflichtigen Stämme niederzulassen und dauernd unter ihnen zu wohnen und der Staat war da — ein Zustand, dessen Bedingungen gegeben waren, sobald die Tribute groß, die tributpflichtige Bevölkerung zahlreich genug geworden war, um dem Herrenstand eine Existenz auch ohne den Betrieb seiner nomadischen Weidewirtschaft zu ermöglichen. Nicht immer brauchte der Tribut auszureichen, die Herren zu ernähren. Sie mochten daneben noch selbst seßhafte Landwirtschaft betreiben, allerdings nicht so sehr mit eigener Kraft, als mit der unfreier Arbeiter, Sklaven oder Frondienstpflichtiger.

Wenn bei der Seßhaftmachung der nomadischen Herren der Tribut nicht erhöht wurde, den sie verlangten, und genügend überschüssiger Boden vorhanden war, sie unterzubringen, brauchte sich die Lage der bäuerlichen Bevölkerung bei der Staatenbildung nicht zu verschlechtern, sie konnte sich sogar zunächst verbessern. Die Unterworfenen konnten nun in ständigen innigen Kontakt mit den Herren kommen, diese kamen in die Lage, die Bedürfnisse und die Leistungsfähigkeit jener besser zu erkennen, was sie von mancher unvernünftigen Forderung abhalten mochte. Der Grundherr, der inmitten seiner Hintersassen wohnt, hat von jeher als ein in der Regel weniger harter Herr gegolten als der „Absentee", der Grundbesitzer, der seine Renten fern von seinen Grundholden verzehrt. Und wenn die kriegerischen Herrn im Lande selbst wohnten, durfte es hier als gesicherter gegen fremde Angriffe gelten, als wenn sie an seinen Grenzen unstet umherschweiften.

Hatten die Bauern die neuen Herren freiwillig bei sich aufgenommen, dann lag kein Grund vor, den einzelnen Dörfern ihre Selbstverwaltung zu nehmen. Im Gegenteil, diese mußte auch dem herrschenden Stamm erwünscht sein, der ja in den Anfängen des Staates über keinen Verwaltungsapparat verfügte, der die Aufgaben der Selbstverwaltung in ausreichendem Maße hätte auf sich nehmen können.

So konnte es scheinen, als hätte sich nichts Wesentliches geändert, wenigstens nicht zuungunsten der Unterworfenen.

Und doch mußte ein fundamentaler Umschwung schon dadurch eintreten, daß die Markgenossenschaft oder Dorfgemeinde der Bauern aufhörte, ein souveränes Gemeinwesen zu sein und fortan nur noch den Teil eines solchen bildete. Auf die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesamtheit der im Staate vereinigten Markgenossenschaften und Gemeinden besaß die Masse der Bevölkerung keinen Einfluß. Sie wurden ohne ihr Zutun durch den herrschenden Stamm, der zur herrschenden Klasse geworden war, allein entschieden. Je mehr der Staat sich ausdehnte, desto geringfügiger wurden relativ die Angelegenheiten der Gemeinde, die allein noch von den arbeitenden Klassen demokratisch geregelt

Digitized by Google

werden konnten, desto wichtiger und umfangreicher die Angelegenheiten des Staates, deren Regelungen der Masse, ohne ihr Befragen, von oben auferlegt wurden.

Die arbeitenden Massen hatten nichts mehr dreinzureden, wenn es sich um das Verhältnis ihrer Gemeinde zu anderen Gemeinden im Staate oder gar um das Verhältnis ihres Staates zu anderen Staaten handelte.

Die innere Organisation des Staates, ebenso wie die auswärtige Politik wurde eine ausschließliche Sache der herrschenden Klasse. Sie schloß die arbeitenden Massen von diesen Gebieten von vornherein aus, oder vielleicht besser gesagt, sie hielt sie von diesen Gebieten fern, die ja erst durch die Staatsgründung aufkamen oder doch Bedeutung bekamen. Der erobernde Stamm, der den Staat aufrichtete, brauchte den arbeitenden Massen keine Rechte zu nehmen, die sie bisher geübt, er verweigerte ihnen bloß den Zutritt zu Funktionen, die neu aufkamen.

Je mehr der Staat wuchs, je umfangreicher und verwickelter diese Funktionen wurden, desto mehr erheischten sie auch Kenntnisse und Fähigkeiten, die Bauern und Handwerker bei ihrer Klassenlage nicht zu erwerben vermochten.

Eng mit der auswärtigen Politik verbunden ist der Krieg. Streng genommen, darf man ihn nicht, wie Clausewitz in seinem Buch „Vom Kriege" (1. Buch, 1. Kap. § 24) es formuliert, als „eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" bezeichnen, sondern nur als eine bloße Fortsetzung der äußeren Politik, es sei denn, daß man auch den Bürgerkrieg zum Krieg rechnen wollte, der aber eine besondere Erscheinung ist mit besonderen Voraussetzungen, Gesetzen und Zielen. Das zeigt sich schon bei seinem Beginn. Ein Bürgerkrieg bricht aus, er wird nicht beschlossen und nicht erklärt.

Da der Krieg eine bloße Fortsetzung der äußeren Politik darstellt, wird mit deren Monopolisierung durch die herrschende Klasse auch die Entscheidung über Krieg und Frieden ausschließlich in deren Hände gelegt.

Das gleiche gilt von der Sorge für das Kriegswesen. Der Staat beruht von vornherein auf der kriegerischen Tüchtigkeit seiner herrschenden Klasse. Selbst wo er ohne Kampf und Blutvergießen, ganz friedlich aufgebaut wurde, bestand die Friedlichkeit bloß in der freiwilligen Anerkennung seiner militärischen Ueberlegenheit. Auf dieser Ueberlegenheit nach innen und außen beruht vor allem die Stellung der herrschenden Klasse. Dem Kriegswesen gilt daher ihre höchste Aufmerksamkeit, sowohl der Erhaltung und möglichsten Vervollkommnung der eigenen militärischen Kraft, als auch der Gestaltung der militärischen Kraft der Unterworfenen in einer Weise, daß sie nur als gehorsamer Diener der Herren zu wirken verspricht, nicht als trotziger Rebell gegen sie.

Digitized by Google

Das wird zum Teil dadurch erreicht, wie wir schon gesehen haben, daß man die Unterworfenen in mehrere Kategorien verschiedenen Rechts einteilt, von denen die Bessergestellten als eine Art Arbeiteraristokratie, im Gegensatz zu den Niedrigergestellten, leicht eine Interessensolidarität mit der wirklichen Aristokratie entdecken und ihr treu bleiben. Andere folgen der Armee bloß als Leichtbewaffnete oder gar nur als Troß, soweit sie überhaupt zum Kriegsdienst herangezogen werden.

Die Beherrschung des Kriegswesens durch die Herrenklasse wird um so leichter, als ebenso, wie in der Wildheit und der Barbarei, auch lange noch im Staate das Gemeinwesen seinen Streitern keine Waffen beistellt. Jeder Krieger hat für seine Rüstung selbst zu sorgen. Oft auch für seine Verproviantierung.

Im Staate entwickelt sich mit der technischen Fertigkeit vor allem auch die Waffentechnik in einem hohen Grade. Vollkommene Waffen werden da zu höchst kostspieligen Waren, die für den gewöhnlichen Mann ganz unerschwinglich sind. Wie sein Wissen und Können bleibt auch seine Technik in hohem Grade auf der Stufe der Barbarei stehen. Die glänzenden und furchtbaren Waffen der Zivilisation bleiben den Reichen vorbehalten, den großen Ausbeutern, den Aristokraten, denen auch allein die Zeit zur Verfügung steht, ihren Gebrauch zu üben. Sie sind die Vorkämpfer im Streit — sehr im Gegensatz zu der Kriegführung von heute, wo mit den Kavallerieattacken die letzten Reste persönlichen Vorkampfes der Führer aufgehört haben. Die wohlgerüsteten und geübten Aristokraten waren auch in bezug auf den Krieg Fachleute, im Vergleich zu den schlecht bewaffneten Kontingenten der Bauern, die bloße Dilettanten darstellten. Wo wehrhafte Stämme dem Staate als Unterworfene einverleibt wurden, versuchte man, sie entweder völlig zu entwaffnen, mitunter sogar auszutilgen — wenigstens ihre Männer — oder, wo sie mit sich reden ließen, sie zu erkaufen und als Söldner in den Dienst der herrschenden Klasse und unter ihr Oberkommando zu stellen.

So verschieden die Methoden, das Ziel ist stets das gleiche: die Behauptung des militärischen Uebergewichtes der herrschenden Klasse im Staate, die das ganze Kriegswesen dirigiert.

Die Monopolisierung der äußeren Politik und der Führung im Kriege durch die Aristokratie kennzeichnet den Staat von seinen ersten Anfängen an. Sie ist mit seinem Wesen so tief verwachsen, daß bis heute der Adel in allen modernen Staaten, die einen solchen noch kennen, die Diplomatie und das Offizierkorps zu seinen besonderen Domänen zählt, obwohl, wie schon mehrfach bemerkt worden und wie noch gezeigt werden soll, der Staat seit dem Aufkommen der kapitalistischen Industrie seinen Charakter sehr geändert hat.

Digitized by Google

Neben der inneren Organisation des Staates, seiner auswärtigen Politik und seinem Kriegswesen gibt es noch ein Gebiet, das ohne Befragung der Untertanen verwaltet wird, auch dort, wo die Selbstverwaltung des Stammes, der Markgenossenschaft, der Gemeinde im Staate fortdauert. Dies Gebiet ist die Festsetzung der Tribute, der Steuern der einzelnen Gemeinden usw. an den Staat.

Die Aristokraten bleiben frei bei der Bemessung der Steuern und Leistungen, die von der Gemeinde ihren Mitgliedern durch ein demokratisches Verfahren zur Erfüllung der kommunalen Aufgaben auferlegt werden.

Die Staatssteuern dagegen werden zunächst nicht den einzelnen Untertanen auferlegt, dazu fehlt dem Staat in seinen Anfängen der bureaukratische Apparat, sondern der Gemeinde. Diese hat sie aufzubringen. Wie sie das tut und die Steuern auf ihre Mitglieder umlegt, das bleibt zunächst ihr überlassen. Aber wieviel sie für den Staat aufzubringen hat, bestimmt nicht die demokratische Gemeindeversammlung, sondern die über ihr stehende, von ihr unabhängige Staatsgewalt.

Wenn sich im Staate lange nichts ändert, bekommen, wie viele andere Bestimmungen, auch die der Staatssteuern den Charakter eines Gewohnheitsrechts. Aber außer der Macht der Gewohnheit gibt es keine andere Macht, die den Staat hindern könnte, von seinen Untertanen so viel zu erpressen, als bei ihnen zu holen ist.

Das schöne Wort: Zahlen und Maul halten, gehört zu den ersten Grundsätzen, mit denen die Zivilisation ins Leben tritt.

Das alles gilt selbst dort, wo der Staat unter den für die arbeitenden Klassen günstigsten Umständen aufgerichtet wird, das heißt dort, wo sich dies im Frieden, in freiwilliger Unterwerfung vollzieht.

Aber bei den verschiedenen Stämmen sind die verschiedensten Grade von Wehrhaftigkeit und Freiheitsdrang möglich, je nach den geographischen Bedingungen, unter denen sie leben und arbeiten. Die größten Gegensätze zwischen kriegerischer Angriffslust und friedfertiger Unterwürfigkeit werden sich zwischen Nomaden und Ackerbauern weiter, trockener, baumloser Ebenen finden, die von Flußtälern üppiger Fruchtbarkeit durchschnitten werden. Auf solchen Ebenen findet der Nomade kein Hindernis, das ihn hemmt, der Ackerbauer keines, das ihn schützt, und die Arbeitsteilung zwischen dem Hirten und dem Bebauer des Landes ist dort besonders scharf entwickelt. Je waldiger und gebirgiger ein Land ist — oder je sumpfiger — um so schwerer wird es zugänglich, um so weniger entwickelt sich einseitig der Ackerbau; um so mehr spielen noch Jagd und Viehzucht neben ihm eine Rolle und um so größer einerseits die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung und andererseits die Schwierigkeit für einen Gegner, mit großen, überlegenen Massen einzudringen.

Digitized by Google

In solchen Gebieten wird die Staatenbildung sicher nicht begonnen haben. Gibt es aber einmal Staaten, dann macht ihr Ausdehnungsdrang auch vor Landstrichen dieser Art nicht Halt.

Sehr oft stößt also der erobernde Stamm bei seinem Streben, einen Staat zu bilden oder zu erweitern, auf mehr oder weniger erbitterten Widerstand, der nicht leicht zu brechen ist. Gelingt dies schließlich doch, so wird der besiegte Stamm natürlich nicht glimpflich behandelt. Schwere Lasten werden ihm auferlegt, seine Waffen ihm genommen, seine Selbstverwaltung so weit eingeschränkt, als es der anfängliche Mangel eines ausgebildeten Herrschaftsapparates gestattet. Ein Fronvogt aus der herrschenden Klasse, dem genügende bewaffnete Macht zur Seite steht, wird über die Besiegten gesetzt. Die Erfahrungen und Regelungen, die aus dieser Einrichtung hervorgehen, dienen dann leicht dazu, auch bei den besser behandelten Stämmen der Unterworfenen die Selbstverwaltung einzuschränken, wenn sich einmal Reibungen dieser mit der Staatsgewalt ergeben.

In dieser Richtung wirkt noch ein anderer Faktor.

Wo der unterworfene Stamm seine demokratische Selbstverwaltung bewahrt, erwählt er selbst seine Funktionäre, vor allem seinen Häuptling. Aber wenn sich auch äußerlich in dessen Aufgaben und Befugnissen nichts ändern sollte, nehmen sie doch jetzt einen ganz neuen Charakter an.

Denn der Häuptling als Vertreter seines Stammes ist nun nicht bloß diesem verantwortlich, wie bisher, sondern auch dem herrschenden Stamme. Je mehr er dessen Diener wird, desto mehr hört er auf, der Diener seines Volkes zu sein, desto mehr erlangt er diesem gegenüber die Position eines Herrn, der sich stützt auf eine vom Volke unabhängige, über ihm stehende Macht, die der Eroberer.

Je größer die Gegensätze zwischen Herrschern und Beherrschten, um so unerträglicher muß die Stellung der Häuptlinge der unterworfenen Bevölkerung werden, wenn sie von den einen Elementen, wie von den anderen, in gleicher Weise abhängen. Sie können sich nicht behaupten gegen den Willen der Herren, um so mehr Grund haben sie, sich von ihrem eigenen Stamme unabhängig zu machen. Auch wenn sie schon früher danach gestrebt haben sollten, konnten sie es nicht erreichen, da sie ja über kein Machtmittel verfügten, sich ihren eigenen Leuten gegenüber durchzusetzen. Jetzt erst, im Staate, als dessen Vertreter, bekommen sie die Möglichkeit, sich als Herrn aufzuspielen.

Immer und immer wird die Ansicht ausgesprochen, der Despotismus sei schon den primitiven Gesellschaften eigen. Auch Rosa Luxemburg spricht noch in ihrer „Einführung in die Nationalökonomie" von der „despotischen Gewalt des primitiven Häuptlings" (S. 195) und erklärt:

Digitized by Google

„Die primitive kommunistische Gesellschaft führt durch ihre eigene innere Entwicklung zur Ausbildung der Ungleichheit und Despotie." (S. 196.)

Diesen Satz leitet sie ab aus der Betrachtung von Zuständen, wie sie uns „das berühmte Reich des Muata Kasembe in Zentralsüdafrika" (S. 191) darstellt. Sie meint, weil dieses Gebiet bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Europäern kaum betreten war, sei es nur von „primitiven Negern" bewohnt. Sie merkt nicht, daß sie mit dem „berühmten Reich des Muata Kasembe" einen ausgebildeten Staat schildert.

Das Reich des Muata (Häuptlings) Kasembe war selbst nur ein Lehnstaat des Lundareichs, das etwa die Ausdehnung Deutschlands erreichte.

Ratzel sagt darüber:

„Das Lundareich kann als ein absoluter Lehnstaat betrachtet werden, welcher eine Anzahl von Gebieten umschließt, deren Häuptlinge (Muata, Mona, Muene) in allen inneren Angelegenheiten selbständig handeln können, solange es dem Muata Jamvo, der sie ab- und einsetzen kann, nicht gefällt, in ihre Machtsphären einzugreifen. Allgemein sollen die unabhängigen Fürsten des Landes durch Tributzahlung ihre Untertänigkeit bekunden .... Außer dem Tribut wird Heeresfolge verlangt. Solange diese Bedingungen erfüllt werden, läßt der Muata Jamvo die Tributärhäuptlinge gewähren und kümmert sich in der Regel selbst nicht um die Wiederbesetzung ihrer etwa erledigten Throne, welche in verschiedenen Teilen des Lundareiches nach ganz verschiedenen Grundsätzen geschieht. Um das Verhältnis indessen nicht allzu locker werden zu lassen, hält er Söhne oder Verwandte seiner Tributfürsten am Hofe und besitzt außerdem in seiner gefürchteten Polizei ein Mittel zur Bestrafung etwaigen Ungehorsams". (Völkerkunde, I., S. 563.)

Man sieht, wir haben es hier mit einem ausgebildeten Staatswesen zu tun. Daß seine Beherrscher nackt herumlaufen, versetzt es keineswegs in das Bereich des „primitiven Kommunismus".

Die Macht der Staatsgewalt verleiht hier den Stammeshäuptlingen dem eigenen Stamme gegenüber eine große Ueberlegenheit. Die Staatsgewalt ist es auch, die in letzter Instanz die Besetzung des Häuptlingspostens regelt. Doch kümmert sie sich in der Regel nicht darum, solange die Häuptlinge gehorsam sind und den ihnen (oder vielmehr ihrem Stamme) auferlegten Tribut pünktlich entrichten.

Die Häuptlinge mögen nach wie vor von ihrem Stamme gewählt werden. Die überlegene Macht des Häuptlings kann ihn aber jetzt auch befähigen, sein Amt in seiner Familie erblich zu machen, wenigstens dann, wenn er sich der Unterstützung der Staatsgewalt dabei versichert.

Unter diesen Umständen können die Häuptlingsfamilien der unterworfenen Stämme eine neue Art Adel werden, tiefer gestellt als der durch den Stamm der Eroberer gebildete, aber über dem eigenen Stamme stehend. Und dieser Adel kann sogar ein Erbadel werden, so gut wie der der Eroberer.

Digitized by Google

Ob durch Heraushebung der Häuptlinge aus ihrer Volksgemeinschaft, ob durch Auferlegung von Fronvögten aus der herrschenden Klasse, auf jeden Fall werden früher oder später die leitenden Aemter der ursprünglichen Selbstverwaltung der Stämme und Gemeinden von ihnen unabhängig, bis schließlich die Entwicklung einer Bureaukratie auch noch die Reste von Selbstverwaltung mehr oder weniger beseitigt.

Und dabei bleibt die ganze, über den Stämmen und Gemeinden stehende Staatspolitik, die Organisation, die äußere Politik, das Kriegs- und das Finanzwesen des Gesamtstaates von vornherein außerhalb des Bereichs der primitiven Demokratie.

Für die demokratischen Rechte der Unterworfenen, der großen Masse der Bevölkerung, wird daher mit der Bildung des Staates die Totenglocke geläutet.

Drittes Kapitel.

Die Demokratie der Sieger.

In weit höherem Maße als die unterworfenen Stämme und Dörfer vermag der erobernde Stamm oder Stämmeverband zunächst seine Demokratie im Staate aufrechtzuerhalten. Ueber ihm steht keine Macht, die seine Selbstverwaltung einem fremden Gebieter zu unterwerfen vermöchte. Aber die Demokratie der Sieger bekommt ebenfalls, wenn auch in ganz anderem Sinne als die der „Untertanen", im Staate von vornherein einen neuen Charakter, der ihre Reinheit trübt und ihren schließlichen Niedergang vorbereitet.

Die Demokratie im herrschenden Stamm ist im Staate von seinen Anfängen an ein Mittel, nicht bloß die eigenen Stammesangelegenheiten im engeren Sinne zu erledigen, sondern auch die des Staates, also die gemeinsamen Angelegenheiten aller ihm einverleibten Stämme. Ohne deren Zutun, für sie, oft auch gegen sie, ordnet der herrschende Stamm den Staat, erläßt er Gesetze für ihn, bestimmt er seine Politik nach innen und außen. Dem herrschenden Stamm fließen die Tribute der Unterworfenen zu sowie die Beute des Sieges, er verteilt sie unter sich und läßt den Untertanen die Lasten des Krieges.

So wird die Demokratie im herrschenden Stamm den Untertanen gegenüber ein Mittel, sie zu beherrschen und auszubeuten, also das gerade Gegenteil jener Demokratie, die im vorstaatlichen Stamme bestand.

An dieser nahmen alle Mitglieder des Gemeinwesens im gleichen Maße teil, mindestens alle des gleichen Geschlechts und der gleichen Altersklasse ohne Unterschied. Der herrschende Stamm dagegen wird, auch wenn seine Demokratie unverändert

Digitized by Google

fortbesteht, im neuen, staatlichen Gemeinwesen zu einer Aristokratie mit einer bevorzugten Stellung, die streng darauf hält, daß keiner der Unterworfenen sich in ihre Reihen drängt. Jede privilegierte Volksschicht muß darauf halten, das Eindringen der Nichtprivilegierten in ihre Mitte zu verhindern, da sie sonst von diesen überschwemmt und ihrer privilegierten Stellung beraubt würde. Die Bolschewisten und Fascisten unserer Tage, die eine bestimmte Partei zur privilegierten Klasse im Staate oder zum Privateigentümer des Staates erhoben haben, wissen sich nicht anders zu helfen, als von Zeit zu Zeit eine „Reinigung" der Partei vorzunehmen. Die siegreichen Stämme, die zuerst die Staaten bildeten, hatten es nicht notwendig, solche Umstände zu machen.

Sie waren auf Verwandtschaftsorganisationen aufgebaut und brauchten diese bloß streng aufrechtzuhalten, um ihre aristokratische Stellung zu sichern. Der siegreiche Stamm bildete sofort einen Erbadel, der Ehen nur mit Ebenbürtigen zuließ, nur Kinder aus solchen Ehen als Adelige anerkannte.

Engels meint, „daß Herrschaft über Unterworfene mit der Gentilverfassung unverträglich ist" (Ursprung der Familie, S. 156). In Wirklichkeit müssen wir vielmehr annehmen, daß diese Verfassung durch die Herrschaft eine neue Wurzel ihrer Kraft bekommt.

Es ist die Ansässigkeit, die dahin wirkt, die Bedeutung der Gentilverfassung zu schwächen. Durch sie wird für den an die Scholle gefesselten Bauern der Nachbar, auch wenn er nicht verwandt ist, wichtiger als der fern wohnende Geschlechtsgenosse, mit dem er nicht so leicht zusammenkommt, wie es im nomadischen Stadium noch meist der Fall war.

Anfänglich siedelten die Bauern wohl noch nach Gentes.

So berichtet Mommsen, daß die Dörfer der ursprünglichen römischen Mark alle Gentilnamen führten.

„Aehnlich wie der römische, wird jeder italische und ohne Zweifel auch jeder hellenische Gau von Haus aus in eine Anzahl zugleich örtlich und geschlechtlich vereinigter Genossenschaften zerfallen sein." (Mommsen, Römische Geschichte, I. S. 35.)

Aber neue Zuzügler, das Aussterben mancher Familie in männlicher Linie, der Uebergang ihres Erbes an Außenseiter u. dgl. brachten fremde Elemente ins Dorf, die mit den alten Gentilgenossen zu einer Einheit verschmolzen. Nicht die Verwandtschaftsorganisation, sondern das Zusammenwohnen wird entscheidend für das soziale Leben der Bauern. Nur die engere Familie, nicht die Gens, behält für sie ihre Bedeutung.

Anders die Aristokraten, die ihrer Verwandtschaftsorganisation dringend bedürfen, um ihre privilegierte Stellung aufrechtzuhalten, das Eindringen unterworfener „bürgerlicher" Elemente

Digitized by Google

in ihre Reihen abzuwehren. Für sie ist die Ahnenprobe keine lächerliche Spielerei, sondern eine sehr ernsthafte Angelegenheit.

So erhält sich die Gentilverfassung bei den Aristokraten noch lange, nachdem sie in der Volksmasse, der „Plebs", längst untergegangen ist. Das auffallendste und bekannteste Beispiel dafür liefert uns das antike Rom.

Am leichtesten vollzieht sich die eheliche und verwandtschaftliche Absonderung des herrschenden Stammes von den Unterworfenen dort, wo beide Seiten verschiedenen Kulturen, z. B. Religionen, oder verschiedenen Rassen angehören, etwa mohammedanische Araber gegenüber „fetischanbetenden" Negern in Afrika. Die Ueberlegenheit, die dem herrschenden Stamme zu seiner Stellung verhalf, wird dann gern nicht der Eigenart seiner Produktionsweise zugeschrieben, die die Fähigkeiten des Eroberers in ihm entwickelte, sondern seinem angeborenen Rassencharakter, der ausgezeichneten Beschaffenheit seines Blutes, in dem jeglicher Rassencharakter enthalten sein soll. Nicht die Sorge um Abwehr des Eindringens der Plebejer in die bevorzugte Stellung, sondern nur die Sorge um die Reinhaltung des edlen Blutes soll die strengen Ehe- und Erbvorschriften des Adels hervorgerufen haben.

Doch nicht durch solche Sorge allein sucht er seine Stellung als privilegierte Minderheit aufrechtzuerhalten.

Diese Stellung beruht auf seiner kriegerischen Ueberlegenheit. Diese zu erhalten und möglichst zu verstärken, betrachtet er als seine erste und wichtigste Aufgabe. Der ursprüngliche Adel ist stets nicht nur Erb-, sondern auch Kriegsadel. Sein Reichtum, der Ertrag seiner Ausbeutung und seiner Plünderungen beruht auf seiner kriegerischen Kraft. Und umgekehrt. Je größer der Ertrag seiner Ausbeutung und seiner Raubzüge, um so mehr Muße und Mittel hat er, seine kriegerische Kraft zu pflegen und zu vermehren. Das Kriegswesen wird sein Beruf. Die Arbeitsteilung zwischen Kriegern und produktiven Arbeitern, zwischen „Wehrstand und Nährstand" leitet die Staatsbildung nicht ein, sondern geht aus ihr hervor.

Jede Tätigkeit, die mit seiner kriegerischen Kraft, Ausbildung und Bereitschaft nicht verträglich ist, weist der herrschende Stamm nun als nicht „standesgemäß", als eine Erniedrigung, ab. Sie bleibt den Untertanen, der Plebs vorbehalten.

Dazu gehört, wie wir schon gesehen haben, unter anderem die Tätigkeit des Kaufmanns, die, so alt der internationale Handel auch ist, doch erst im Staate als besondere Berufstätigkeit ersteht. Wir dürfen ihre Unvereinbarkeit mit der Stellung eines Aristokraten nicht darin sehen, daß sie zum Waffenhandwerk nicht paßte. Die Tätigkeit des Kaufmanns vollzog sich lange nicht im Bureau, sondern auf der Landstraße oder im Schiff. Er mußte seine Waren selbst transportieren und behüten, was damals hieß,

Digitized by Google

stets zum Kampf gegen kühne Räuber bereit sein. Andererseits mußte er trachten, seine Waren so billig als möglich zu erstehen. Das geschah am radikalsten dort, wo er sie mit Gewalt an sich nahm. Der Kaufmann zeigte sich ebenso bereit, zu rauben, wie Raub abzuwehren. Das brachte ihn in eine Linie mit den Herrn, die Staaten gründeten.

Die Alten nahmen keinen Anstoß daran, daß der Ursprung Roms auf eine Räuberbande zurückgeführt wurde.

Nicht umsonst hießen im Zeitalter der Entdeckungen in England Kaufleute, die überseeischen Handel trieben, Merchant adventurers, Kaufleute, die sich auf Abenteuer und Wagnisse einließen. Bis heute ist der Handel oft sehr kriegerisch gestimmt. Daher die vielen Handelskriege.

Wenn trotzdem, und obwohl der Handel reiche Profite in Aussicht stellte, die Aristokraten bei all ihrer Habgier, es ablehnten, ihn persönlich zu betreiben — als Reeder und Teilnehmer an Handelsunternehmungen taten sie es — so sehe ich, wie schon einmal bemerkt, einen der Gründe dafür darin, daß der Handel, gerade weil er nicht im Kontor betrieben wurde, den Kaufmann zwang, immer wieder von Hause abwesend zu sein, mehr in der Fremde als in der Heimat zu wohnen. Das vertrug sich schlecht mit der steten Kriegsbereitschaft gegen innere und äußere Feinde, zu denen die Aristokratie durch ihre Stellung gezwungen wurde.

Dazu kam noch der Umstand, daß die Psyche des Kriegers und Herrschers schlecht mit der des Kaufmanns zu vereinbaren ist. Der Krieger und Herrscher kommandiert. Er bricht durch seine überlegenen Machtmittel fremden Willen. Mit diesen Methoden kommt der Kaufmann nicht weit, selbst, wenn er gelegentlich lieber raubt als kauft. Gewalt kann er höchstens als Käufer üben, nie als Verkäufer. Als solcher vermag er auf seine Kunden keinen Zwang zu üben, am allerwenigsten in den Zeiten, von denen wir allein hier handeln, wo Luxusartikel, nicht unentbehrliche Lebensmittel, die wichtigsten, ja fast einzigen Objekte des Handels sind. Er muß trachten, nicht den Willen des Käufers zu brechen, sondern dessen guten Willen zu gewinnen, indem er herausfindet, was dieser wünscht, und es ihm durch billige Angebote begehrenswert zu machen. Im Englischen heißt die Kundschaft eines Unternehmens bezeichnenderweise sein goodwill, das Wohlwollen der Käufer, das es sich erworben hat.

Um guten Willen zu werben, ist für den Krieger und Herrscher nicht standesgemäß. Er darf als Wucherer auftreten; hier fällt er nicht aus der Rolle, denn als solcher diktiert er auch seine Bedingungen einem von ihm Abhängigen. Dagegen darf der Aristokrat nicht mit „Bürgerlichen" verhandeln, um ihre Gunst zu gewinnen, wie es der Kaufmann tut.

Digitized by Google

Noch verpönter ist natürlich jede Arbeit, die von armen Teufeln, von Abhängigen betrieben wird, also jedes Handwerk. In der Landwirtschaft mag man sich betätigen, wie es die Herren ja auch taten, ehe sie zu Herren geworden waren. Sie tun es jetzt mehr als Antreiber ihrer Sklaven und Leibeigenen, wie als Selbstarbeiter. In der Regel wird auch das Antreibergeschäft einem Fronvogt überlassen, wenn das dem aristokratischen Grundherrn bei der Eroberung zugewiesene Gut groß genug ist, neben dem Herrn auch noch seinen Stellvertreter zu ernähren.

In den Republiken Griechenlands, wenigstens den demokratischen, haben sich die Handwerker weit höhere Beachtung errungen als in den Staaten des Orients. Und doch wurden sie auch dort sehr gering geschätzt.

In seinem Buch über die „Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom" (Königsberg, 1860) faßt W. Drumann unter anderem die Ansicht des Sokrates über die Handwerker (Banausen) zusammen. Es heißt dort:

„Mögen die Schmiede, Zimmerleute und Schuster in ihrem Fache geschickt sein, die meisten sind Sklavenseelen, sie wissen nicht, was schön, gut und gerecht ist. Hochherzigkeit, edle Gesinnung sucht man vergebens bei ihnen. Ein anderes ist es, ein Handwerk lehren und tüchtige Menschen erziehen. Die sitzende Lebensweise der meisten Gewerbetreibenden hat überdies den Nachteil, daß sie ihren Körper schwächt, sie an gymnastischen Uebungen hindert und ihnen also die Befähigung nimmt, in der Verteidigung des Vaterlandes die erste Bürgerpflicht zu erfüllen. Ferner können sie ohne Verlust in ihren Einkünften das Haus nicht verlassen, um an den Staatsgeschäften teilzunehmen. Das Handwerk ist daher mit Recht verrufen und verachtet und in manchen Staaten den Bürgern verboten."

So dachte nicht bloß Sokrates, sondern die griechischen Philosophen überhaupt.

Aber nicht bloß der Handwerker, sondern auch der Künstler, der ja lange mit dem Handwerk zusammenhing, wurde gering geschätzt, wenn er seine Kunst berufsmäßig zu Zwecken des Gelderwerbs betrieb.

Viertes Kapitel.

Die Aristokraten und die Kunst.

Wir wissen, daß der Mensch von seinen Anfängen an künstlerische Neigungen besaß, uninteressiertes Vergnügen an bestimmten Formen, Farben, Tönen, Rhythmen. Mit der Entwicklung der Technik lernt er das, was er als schön empfindet, nicht bloß genießen, sondern auch produzieren. Jeder Mensch ist in primitiven Zuständen Kunstverständiger und Künstler in einer Person, wenn auch nicht jeder mit gleicher Begabung. Der Staat und die Klassenscheidung zerreißt, wie manche andere, so auch

Digitized by Google

die ästhetische Funktion in zwei Teile: der eine genießt die Kunst, der andere produziert sie von Berufs wegen nicht mehr für sich, sondern für den Genießenden, von dem er Aufträge und Mittel erhält, um die Kunst im Sinne der Auftraggeber zu üben.

Diese abhängige Stellung widerspricht dem Geiste der Aristokratie. So sehr sie die Künste schätzt, die ihrem Genußleben besondere Reize gewähren, ihren Prunk, ihr Prestige erhöhen, so mißachtet sie doch die berufsmäßigen Produzenten der Kunst nicht minder, wie die Handwerker, aus deren Mitte sie hervorgingen.

Der griechische Philosoph Lukianos (aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung), der Voltaire der römischen Kaiserzeit, wie ihn Johannes Scherr nennt, beschreibt in einer seiner Schriften (der Traum) die Gründe, die bei seiner Berufswahl ihn veranlaßten, als armer Teufel sich nicht der Bildhauerei zuzuwenden, wie ihm geraten wird, sondern der Literatur.

Im Traum sah er zwei Frauen, die sich um ihn stritten. Die eine war schmutzig, struppig, mit schwieligen Händen im Arbeitskittel, voll Marmorstaub, die andere war lieblich und geschmackvoll gekleidet. Die eine stellt sich als die Bildhauerei vor, die andere als die Philosophie. Jene mahnt ihn, er möge an ihrem unkultivierten Aussehen keinen Anstoß nehmen. Es sei verbunden mit einer Kunst, die Phidias, Polyklet, Myron und Praxiteles zu ihren vielbewunderten Meisterwerken befähigte und sie in der ganzen Welt berühmt machte.

Dem hält die Philosophie entgegen:

„Du wirst nichts mehr sein, als ein Arbeiter, der mit dem Körper schafft und auf diesen die Hoffnung seines Lebens setzt, ein unscheinbarer gedrückter Mann, der schlecht und unwürdig bezahlt wird .... einer aus dem großen Haufen, der vor dem Höheren sich beugt, ihm schmeichelt, vor ihm in Angst lebt, wie ein Hase .... selbst wenn du ein Phidias und Polyklet werden und Bewunderungswürdiges leisten solltest, würde zwar jeder deine Kunst loben, aber keiner der Beschauer, wenn er Verstand hat, würde wünschen, an deiner Stelle zu sein, denn wie geschickt du auch wärst, du bliebst immer ein gemeiner Handwerker."

In Griechenland wurden die Söhne aus den herrschenden Klassen wohl im Zeichnen und Singen unterrichtet, aber nur zu pädagogischen Zwecken und um ihnen ein kunstverständiges Urteil zu ermöglichen, nicht aber, damit sie es in der Kunstübung zur Meisterschaft brächten. Das war vielmehr verpönt.

In seiner „Politik" untersucht Aristoteles die Frage, welches Wissen man den jungen Männern der herrschenden Klasse beibringen soll. Er gibt zu, daß die Jugend zweifellos von den nützlichen Dingen das Notwendige zu lernen habe. Aber keineswegs alles Nützliche:

„Aus dem Unterschied der freien und unfreien Verrichtungen ergibt sich als Folgerung die klare Antwort, daß sie nur mit solchen nützlichen

Digitized by Google

Beschäftigungen befaßt werden darf, die sie nicht zu Banausen, zu gemeinen Handwerkern herabdrücken." . . . .

„Es gibt einige freie Künste und Wissenschaften, die bis zu einem gewissen Grade zu betreiben, eines freien Mannes nicht unwürdig ist. Sucht man es aber in ihnen zur Vollkommenheit zu bringen, so würde es zu den besagten Schäden (dem Versinken im Handwerkertum) führen."

Aristoteles untersucht nun die zu seiner Zeit üblichen Lehrgegenstände in den Schulen: Grammatik, Gymnastik, Zeichnen und Musik.

„Das Zeichnen verhilft zur besseren Beurteilung von Kunstwerken . . . . doch soll man es weniger zu dem Zwecke lernen, um bei seinen eigenen Einkäufen nicht fehlzugreifen und beim Kauf und Verkauf von Geräten und Kunstsachen nicht betrogen zu werden, als vielmehr deshalb, weil es den Blick für körperliche Schönheit schärft." (VIII, c. 3.)

Vom Musikunterricht sagt Aristoteles:

„Wir lehnen für die Jugend die Ausbildung zur Meisterschaft (technike) in der Musik ab. Unter der Meisterschaft verstehen wir die zur Teilnahme an den Wettkämpfen erforderliche Fertigkeit. Denn wer hier seine Kunst zeigt, tut es nicht, um sich selbst sittlich zu veredeln, sondern um den Hörern Vergnügen zu bereiten, und zwar ein pöbelhaftes[1]). Wir sind daher der Meinung, daß solches Tun freier Männer unwürdig ist, eine Art höherer Taglöhnerarbeit darstellt. In der Tat werden sie zu Handwerkern (Banausen), denn der Zweck, den sie sich setzen, ist ein niedriger." (VIII, 6.)

Sehr gut stimmt dazu eine Stelle Plutarchs (1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung), die Drumann zitiert:

„Wir verachten oft die Urheber der Werke, an denen wir Freude haben. Man liebt Salben und Purpurgewänder, aber die Salbenbereiter und Färber hält man für gemeine Handwerker. Sehr gut sagt Antisthenes, der Kyniker, als man Ismenias wegen seines Flötenspiels rühmte: „Er ist von niedrigem Stande, sonst spielte er nicht so schön". Und Philipp schalt Alexander, als dieser kunstgerecht die Zither spielte: „Schämst du dich nicht, so schön zu spielen?" Kein Jüngling mit vorzüglichen Naturgaben wünscht bei dem Anblick des Zeus in Pisa (Olympia K.) oder dem der Hera in Argos ein Phidias oder Polyklet zu werden, und ebensowenig ein Anakreon, Philemon oder Archilochus, wenn ihre Gedichte ihm gefallen. Denn es muß nicht sein, daß wir den schätzen, dessen Werke uns erfreuen."

So dachte man selbst in dem Lande, dessen Größe mehr als die jedes anderen in der Vollkommenheit seiner Kunst beruhte und wo sie schon so individualisiert war, daß der einzelne Künstler über die Masse seiner Genossen weit hervorragen konnte. Wie wenig bedeutete da der Künstler in Staaten, deren herrschende Klassen weniger Wert auf Kunstgenuß legten und das Kunstwerk noch anonym von zünftigen Organisationen, nicht von einzelnen geschaffen wurde.

Wenn in Griechenland die Kunst so hoch gedieh, werden wir dies weit weniger der Stellung zuschreiben dürfen, die dort dem

---

1) Phortikos, grob, plump, nach Art eines Lastträgers, Phortos, die Last, das Gemeine.

Digitized by Google

Künstler eingeräumt war, als der Erziehung seiner herrschenden Klassen, die von der Technik der Kunst wenigstens soviel erlernten, daß sie imstande waren, ihre Leistungen sachverständig würdigen zu können.

Nichts irriger, als anzunehmen, die Eigenart der Kunst eines Landes und einer Zeit sei bloß das Produkt der dort wirkenden Künstler. Sie selbst sind das Produkt ihrer gesellschaftlichen Umgebung. Nicht weniger als von ihnen wird der Charakter der Kunstwerke, die fertiggestellt und erhalten werden, von denen bestimmt, die den Künstlern ihre Aufträge und die Mittel zu ihrer Ausführung zukommen lassen oder ihnen ihre fertigen Werke abkaufen.

Sie sind es, die unter den Künstlern und Kunstwerken bei deren Kampf ums Dasein die Auslese halten. Die jeweilig in der Kunst herrschende Richtung ist die jeweilige künstlerische Richtung der herrschenden Klassen.

Das gilt bis heute noch und wird zu sehr von den meisten Kunstkritikern der sozialistischen Presse übersehen, die den historischen Materialismus bei der Betrachtung künstlerischer Richtungen in der Weise auslegen, daß sie annehmen, die modernsten, das Alte über den Haufen werfenden Kunstrichtungen seien vom Proletariat bestimmt, weil dies die neu aufsteigende, revolutionäre Klasse sei. Jeder Sozialist sei verpflichtet, sich für diese Art Kunst zu begeistern.

Aber bis heute sind es die besitzenden Klassen, die den jeweiligen Charakter der Kunst bestimmen, was immer die Künstler sich bei ihren Schöpfungen denken mögen. Die Besitzenden sind es, deren Geschmack oder Geschmacklosigkeit, Wissen oder Unwissenheit in Kunstdingen entscheidend wird bei der Durchsetzung neuer Moden in Kleidung, in Möbeln und Schmuck, in Bauten zu privaten und öffentlichen Zwecken, bei der Ausschmückung ihrer Außenflächen und Innenräume. Wo soll daneben eine wirklich proletarische Kunst herkommen?

Wer das Neue in der modernsten Kunst verstehen will, tut gut, nicht die Psyche des Proletariats, sondern die der heutigen Bourgeoisie zu studieren, einerseits die Roheit und grobe Sensationshascherei der neuen Reichen, und andererseits die Unbefriedigtheit, ja Verzweiflung, mit der die höher kultivierten Schichten der alten Bourgeoisie den neuen Zuständen entgegensehen, ihre Angst vor der Wirklichkeit, aber auch ihre Unfähigkeit, einen Ausweg, ein neues Ziel, ein Ideal zu finden, das sie begeistern könnte.

Abkehr von der Wirklichkeit, Versinken im Nebel und daneben das Streben, ein unwissendes Publikum durch unerhörte Frechheiten zu verblüffen, diese einander entgegengesetzten Tendenzen kennzeichnen die modernste Kunst. Weder die eine noch

Digitized by Google

die andere hat etwas mit dem siegreichen Emporsteigen des Proletariats zu tun. In der Kunst, diesem Luxusgewächs, das im Staate bisher von der Sonne der herrschenden Klassen belebt wurde, wird erst zuletzt der Einfluß des Proletariats merkbar werden, und dessen Lebensbedingungen sind nicht solche, daß sie es befähigten, der Kunst neue Bahnen zu weisen. Nicht so sehr die Kunst zu revolutionieren, als vielmehr das, was die herrschenden Klassen an herrlichen Leistungen der Kunst bisher für sich monopolisiert haben, den Massen zugänglich zu machen, ist die Aufgabe der Künstler und Kunstverständigen dem Proletariat gegenüber.

Eine Aera einer neuen dauernden Kunstrichtung, nicht flüchtiger Moden, kann erst wieder erstehen, wenn, nicht bloß im Staate, sondern auch in der Gesellschaft eine neue Klasse zur herrschenden geworden und mit ihr eine neue eigenartige Kultur aufgekommen ist.

Kehren wir wieder ins Altertum zurück. Die Aristokratie entwickelte oft lebhaftes Interesse für die Kunst, wie für Pracht und Prunk, aber berufliche Ausübung der Kunst zu Erwerbszwecken lehnte sie als unstandesgemäß ab. Sie hätte den Aristokraten abhängig gemacht und auch zu sehr von seinem eigentlichen Handwerk, dem der Waffen, abgelenkt.

Als Dilettant bringt er es natürlich selten zur Meisterschaft. Am ehesten auf dem Gebiete der Lyrik, in der man etwas leisten kann, ohne sich ihr ganz hinzugeben. Die adeligen Troubadours und Minnesänger des Mittelalters bezeugen das.

„Wie der Glanz des ritterlichen Waffentums Stand und Leistungen der Landfolge in Schatten stellt, der Heldengesang seiner Natur nach in der Darstellung von Taten nicht sowohl des Gesamtvolkes, als ritterlicher Recken und Degen sich gefallen konnte, so übte fast ausschließlich das Rittertum den Gesang der Courtoisie und Minne. Dieses poetische Kleinod strahlt nicht von dem ruhigen Scheine häuslichen und volkstümlichen Glückes in Liebe und Ehe, vielmehr von dem Schimmer schauprunkenden Minnedienstes, in welchem spitzfindig und künstlich geschärfte Begriffe vom Wesen der Liebe mit Verbuhltheit des Gefühls und Hoffärtigkeit der Huldigung die Poesie über das Leben der niederen Stände hinausrücken. Provenzalen, Franzosen, Spanier und Italiener stehen voran in Vertretung dieser Poesie; der deutsche Minnesang ist zum Teil dem wälschen nachgeahmt, zum Teil so gemütlich und innig, daß er aus der gemeinsamen Hofglätte in vaterländische Eigentümlichkeit zurückfällt." (Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte, III. 1., S. 320.)

Neben der Lyrik eignete sich auch die Epik dazu, von Aristokraten ohne Verletzung ihrer Standespflichten behandelt zu werden. Im Epos, wie in der Lyrik hatte bereits die Volkspoesie vor dem Aufkommen von Klassenscheidungen und beruflicher Schriftstellerei eine hohe Vollkommenheit erreicht. Der Aristokrat konnte hier schildern, was er am besten verstand und was ihm am meisten am Herzen lag: Waffentaten, Prunk, politische

Digitized by Google

Aktionen. Seine Epik und Lyrik erhob sich dadurch über die des Volkes, daß sie auf den mündlichen Vortrag verzichten konnte, sobald die Herren und Damen der Aristokratie des Lesens und Schreibens kundig waren, sowie dadurch, daß die Person des Autors sich über die Masse erhob, die Poesie also aufhörte, anonym zu sein, wie es das Volkslied war.

Fünftes Kapitel.

Die Aristokratie und die Wissenschaft.

Der Staat schafft die Bedingungen nicht bloß für die berufliche Ausübung besonderer Industrien und Künste, sondern auch für die Erhebung des Erforschens der Zusammenhänge der Dinge zu einem besonderen Beruf, zur Wissenschaft.

Durch die Entwicklung des Verkehrs und die Ausbildung der Schrift vereinigt er in einigen Zentren eine rasch anwachsende Fülle von Kenntnissen, die der Ordnung und Zusammenfassung in einem widerspruchslosen Gesamtzusammenhang bedürfen. Der Staat schafft aber auch die Menschen, die imstande sind, sich dieser Aufgabe in höherem Grade zu widmen, als es im vorstaatlichen Stadium möglich gewesen wäre.

Die Intellektuellen der Vorzeit, die Medizinmänner und Schamanen konnten von ihren besonderen, wirklichen oder eingebildeten Kenntnissen nicht leben. Sie mußten mit ihren Genossen zusammen arbeiten, jagen, kriegen, Vieh hüten, pflügen usw. Nur ihre Mußezeit konnten sie dazu verwenden, statt auf der Bärenhaut zu liegen, ihr Wissen in geheimen Konventikeln mit anderen ihrer Art zu vervollkommnen.

Der Staat bringt mit der Ausbeutung fremder Arbeitskraft durch die herrschenden Klassen die Möglichkeit, ohne Teilnahme an der groben Arbeit der Menge zu leben, sowohl für die Ausbeuter selbst, wie auch bei gehöriger Ausdehnung der Ausbeutung, für von ihnen beauftragte, von der Handarbeit enthobene Leute.

In der Tat kommt es jetzt dazu, daß Angehörige der Aristokratie sich der Wissenschaft widmen. Allerdings ebensowenig wie die Kunst betreiben sie die Wissenschaft zu Zwecken des Erwerbes.

Wenn ihre Lebensbedingungen es ihnen gestatten, sich mit Musik und Poesie zu beschäftigen, so verbieten sie ihnen doch die Ausübung der bildenden Künste, die zuviel vom Handwerk an sich haben. In der Wissenschaft wieder interessiert sie weniger die Erforschung der Natur. Menschen niederzuwerfen, Menschen niederzuhalten und zu kommandieren betrachten sie als ihre Aufgabe. Die Natur läßt sich nicht kommandieren und wer sie beherrschen will, muß sich ihr zuerst geduldig unterordnen. Das

Digitized by Google

entspricht nicht der Art des geistigen Wesens der Aristokraten, das ihre gesellschaftlichen Funktionen bei ihnen ausbilden.

Allerdings erhebt sie ihre Lebensstellung über den großen Haufen. Wo diese Stellung ihnen zahlreiche neue Kenntnisse zugänglich macht, wie das namentlich in Handelsstädten der Fall ist, Kenntnisse, die mit den überkommenen Kollektivvorstellungen der Masse nicht vereinbar sind, kann die Muße und die Unabhängigkeit, über die sie verfügen, wohl zu Spekulationen über die gesamte Welt, zu einer Naturphilosophie Anlaß geben. Unter den Naturphilosophen, mit denen die griechische Philosophie beginnt, befanden sich sehr aristokratische Leute. So der bedeutendste unter ihnen, Heraklit (um die Wende des 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr.), der die Demokratie ebenso verachtete, wie die Volksreligion.

„Er stammte aus Ephesus und zwar, wie das für fast alle diese älteren Philosophen kennzeichnend ist, aus vornehmem Geschlecht. (Vorländer, Geschichte der Philosophie, Leipzig 1911, 3. Aufl., I., S. 36.)

Zeller gibt an, er sei aus dem Geschlecht des Kodriden Androklus, des Gründers von Ephesus gewesen (Philosophie der Griechen, Leipzig 1869, I., S. 525).

Die Naturphilosophie dieser Denker war nicht Naturwissenschaft, sondern vorwiegend metaphysische Spekulation über das Werden der Welt, die den naiven Schöpfungsmythen der Volksreligion entgegengesetzt wurde.

Der erste große Naturforscher des Altertums, der Tatsachen der Natur beobachtete und systematisch ordnete, war kein Aristokrat, Aristoteles, 384 v. Chr. als Sohn eines Arztes in Thrakien geboren. Die Aerzte, die ihre Kunst gegen Entgelt ausübten, galten als Banausen. Sokrates war so gnädig, sie etwas höher zu stellen, als Köche und Bäcker.

Viel mehr als in ihrer Naturphilosophie zeigten die Denker unter den Aristokraten ihren Gegensatz zum Volk in ihren Gedanken über den Staat. Dieser, der ihnen gleichbedeutend erscheint mit ihnen selbst, beschäftigt sie in erster Linie. Das wichtigste ist ihnen ihr eigenes Tun und Streben im Staat und durch den Staat.

Die Staatswissenschaften, das Wort im weitesten Sinne genommen, in dem es zusammenfällt mit dem, was man heute Geisteswissenschaften nennt, sind das Gebiet, das die denkenden Köpfe der Aristokratie am ehesten beschäftigt, sobald die Entwicklung des Staates die Vorbedingungen für wissenschaftliche Arbeit geschaffen hat.

Vor allem werden die Aristokraten durch ihre Lebensstellung dazu befähigt, Geschichte zu schreiben. Sie sind es ja, in jenen Stadien des Staates, von denen wir hier handeln, die das machen,

Digitized by Google

was man Geschichte nennt, die Geschichte der Staaten, ihrer Regierungen, ihrer Kriege, ihrer Umwälzungen.

Sobald die Schrift erfunden ist, besteht eine ihrer ersten Wirkungen darin, die Herrscher der Staaten zu befähigen, Berichte über ihre Erfolge (natürlich nicht über ihre Niederlagen) der Nachwelt zu überliefern. Solche Berichte, bis fünf Jahrtausende alt, sind schon von den Pharaonen Aegyptens überliefert. Von ihnen bis etwa zu Julius Cäsars Büchern über den „Gallischen Krieg" und „Bürgerkrieg", ja bis zu den Memoiren der Staatsmänner unserer Zeit, ist ein weiter Weg, aber die Tendenz hier wie dort ist die gleiche: den eigenen Ruhm zu künden und festzuhalten. Wissenschaftlichen Charakter bekommen solche Darstellungen natürlich erst, wenn sie eine größere Zahl von Tatsachen zusammenfassen, übersichtlich ordnen und in einen inneren Zusammenhang untereinander bringen.

Indessen vor Cäsar schon hatte die aristokratische Geschichtsschreibung eine weit höhere Stufe als die der Darstellung eigener persönlicher Taten erreicht. Sie machte sich an die zusammenfassende Darstellung der Taten des eigenen Gemeinwesens, seiner Entwicklung und Kämpfe, sowie der Umwelt, in der sie sich abspielten, und durch die sie bestimmt wurden. Als höchste Leistung dieser Art Geschichtsschreibung im Altertum dürfen wir die des athenischen Aristokraten Thukydides betrachten.

Auch der bedeutendste der Geschichtsschreiber unter den Römern, Tacitus, entstammt vielleicht, seinem Vornamen Publius Cornelius entsprechend, einer aristokratischen Familie der Gens Cornelia, aus der auch die Mutter der Gracchen, die Scipionen und Sulla hervorgingen. Auf jeden Fall war er vornehmer Abstammung und bekleidete hohe Posten im Staate.

Zu den Darstellungen der staatlichen Tätigkeit gesellte sich das Philosophieren über sie. Viel wichtiger als die Naturphilosophie ,das heißt, die Loslösung des vornehmen Mannes von der Volksreligion, wurde die wissenschaftliche Untersuchung des Staates dort, wo untere Klassen emporzusteigen und seine bisherigen Grundlagen, die Herrschaft der Aristokratie, zu untergraben drohten und gleichzeitig sehr verschiedenartige Verhältnisse auftauchen ließen, wie das namentlich in manchen Städten Griechenlands der Fall war.

Ueber den besten Staat, die beste, den Staat zusammenhaltende Ethik, die beste Erziehung zu dieser Ethik erstanden nun mannigfache Spekulationen.

Gleichzeitig wurden aber auch die vornehmen Leute immer freier in der Wahl ihrer Lebensweise. Das gab Anlaß, darüber nachzudenken, welche Lebensführung die größte persönliche Befriedigung, das größte persönliche Glück herbeiführe.

Digitized by Google

Zahlreiche Philosophen erstanden, die ihre Gedanken über diese Gegenstände dem zahlungsfähigen Teil der nach Belehrung verlangenden Jugend verkauften.

Diese, die Sophisten, wurden von den Aristokraten gebührend verachtet. Die Adligen selbst philosophierten ohne Entgelt. Die wichtigste ihrer Schulen wurde merkwürdigerweise nicht von einem Aristokraten begründet, sondern von einem Banausen, dem Bildhauer Sokrates, der jedoch diesen Makel dadurch gutmachte, daß er sich jeglicher Erwerbsarbeit konsequent entzog, trotz aller Donnerwetter seiner Xanthippe, die für sein Haus und seine Kinder zu sorgen hatte. Er trieb sich den ganzen Tag auf den Plätzen Athens mit seinen aristokratischen Freunden herum, um mit ihnen Wahrheit zu suchen oder zu zechen. Die meisten unter ihnen haben sich mehr als Gegner der Demokratie, wie als Philosophen ausgezeichnet, einer von ihnen jedoch wurde ein Stern erster Größe am philosophischen Himmel Athens, es war Plato, „der Sohn eines alten aristokratischen Hauses" (Zeller, II., 1, S. 339), der seine Abkunft vom Könige Kodros ableitete.

Wohl kam Plato in seinen Untersuchungen über den besten Staat dazu, den Kommunismus zu fordern, aber nicht für die gesamte Bevölkerung, sondern nur für die Aristokratie, die dadurch der arbeitenden Masse gegenüber zu einem einheitlichen fest verbundenen Körper ohne Einzelinteressen zusammengeschweißt werden sollte.

So Bedeutendes auch einzelne Aristokraten auf manchen Wissensgebieten geleistet haben, so blieb das Kriegswesen und die Herrschertätigkeit der Hauptberuf der großen Mehrheit unter ihnen, und ihre Klasse war längst nicht imstande, alle die zahlreichen Kräfte zu liefern, deren die geistigen Berufe bedurften, um die Fülle der Aufgaben zu lösen, welche die im Staat und durch den Staat wachsende Zivilisation ihnen stellte.

Die Masse der Intellektuellen mußte aus den Klassen unterhalb der Aristokratie kommen. Sie rekrutierte sich unter verschiedenen Verhältnissen aus den verschiedensten Schichten, zerfiel in mannigfache Berufe, von denen jeder seine besonderen Interessen, Organisationen, Arbeitsweisen hatte, die oft nichts mit denen anderer Intellektueller gemein hatten, nicht selten in scharfem Gegensatz zu manchen von diesen standen.

Einige von ihnen dienten den Aristokraten oder dem Staate als Sklaven, viele fristeten ihre Existenz als freie Diener oder als Parasiten eines aristokratischen Freundes der Künste und Wissenschaften. Andere lebten in der Stellung freier Handwerker. Manche wieder gehörten zu einer aus ihrer Herrschaftsstellung durch einen Eroberer vertriebenen Aristokratie, der der Kriegsdienst verwehrt war, und für die geistige Beschäftigung als ein-

Digitized by Google

ziges Mittel übrig blieb, sich eine höhere Stellung über dem großen Haufen zu erhalten.

Mitunter gelangten manche Organisationen von Intellektuellen unter günstigen Umständen dahin, eine dem Kriegsadel ebenbürtige Stellung zu erreichen, unter Umständen sogar die Oberherrschaft im Staate zu gewinnen, wie die katholische Kirche im mittelalterlichen Abendland oder die Organisationen der Buddhistenmönche in Tibet. Derartiges setzte allerdings in der Regel voraus, daß diese Organisationen für den Zusammenhalt des Staates unerlässlich wurden, daß es einen Kriegsadel entweder nicht gab, oder er sich in inneren Kämpfen aufzehrte, und daß es jenen beherrschenden Organisationen von Intellektuellen gelang, ausgedehnten Grundbesitz mit der Verfügung über die ihn bebauenden Arbeitskräfte zu erlangen, den Spuren des Kriegsadels folgend, der auf den Grundbesitz der Unterworfenen, dessen er sich bemächtigte, vor allem seine Ausbeutung und seine Existenz begründete.

Zwischen den beiden Extremen sklavischer Stellung und glänzender Herrschermacht finden wir unzählige Schattierungen und Variationen in der Lebenslage der Intellektuellen verschiedener Zeiten, und zur gleichen Zeit und im gleichen Lande in der Lebenslage der verschiedenen Berufe, Organisationen, und selbst Individuen von Intellektuellen.

Ihre Gesamtheit bildet keine besondere Klasse mit besonderen Klasseninteressen. Einzelne ihrer Organisationen können wohl zu einer Herrschaftsstellung emporsteigen und dadurch zu einer eigenen Klasse mit eigenen Klasseninteressen werden. Aber das geistige Leben im Staate muß sehr tiefstehen, soll eine solche Organisation die Gesamtheit der Intellektuellen umfassen können, deren Interessen, Gebiete und Arbeitsmethoden bei einigermaßen regem Geistesleben zu verschieden sind, um unter einer gemeinsamen Leitung gedeihen zu können.

Von dem seltenen Ausnahmsfalle abgesehen, daß eine einheitliche Organisation sie alle zusammenfaßt, bilden sie nie eine Klasse, zerfallen sie in zahlreiche Berufe, deren Interessen und Denkformen sie bald der einen, bald einer anderen der großen Klassen der Gesellschaft nähern, für deren Klassenkämpfe sie durch ihr überlegenes Wissen oft wichtig, ja unerläßlich werden können.

Aber bis zum Aufkommen der kapitalistischen Industrie sind sie fast nie die Sachwalter der arbeitenden Klassen, sondern die oft sehr willigen, ja begeisterten Diener der Aristokratie und ihres Staates, denen sie in mannigfachster Weise helfen sollen als Rechtsanwälte und Verwaltungsbeamte, als Aerzte und Goldmacher, als Astrologen und Auguren, die aus der Stellung der Gestirne oder dem Flug der Vögel oder der Beschaffenheit der

Digitized by Google

Eingeweide von Opfertieren die geeignetsten Zeiten für die Vornahme wichtiger Handlungen herauslesen, als Verkünder des Ruhmes der Staatsmänner in Schrift und Darstellung, als Verfechter ihrer Ansprüche gegenüber den unteren Klassen und dem Ausland, sowie endlich als Verfeinerer der groben Genüsse, die man aus der Zeit der Barbarei übernommen hatte.

Wenn die unteren Klassen einmal von den Verhältnissen begünstigt genug waren, um oppositionelle Regungen an den Tag legen zu können, ist es da kein Wunder, wenn sie den Wissenschaften feindselig oder doch mißtrauisch gegenübertraten, sie als Erfindungen des Teufels brandmarkten.

Sechstes Kapitel.

Die Monarchie.

Wie jeder tierische Organismus muß auch jedes gesellschaftliche Gebilde einen Kopf haben, der die Einheitlichkeit seines Wollens und Tuns bewirkt. Und dieser Kopf kann bei einer Gesellschaft von Tieren oder Menschen nur durch ein Individuum der betreffenden Art gebildet werden. Ein gesellschaftlicher Wille ist eine Abstraktion. Bloß das einzelne Tier oder der einzelne Mensch kann wollen.

Schon die Tiergesellschaften kommen ohne ein Leittier nicht aus. Und die menschlichen Horden nicht ohne einen Häuptling. Selbst der zwangloseste Kegelklub braucht einen Präsidenten. Wo an der Spitze einer gesellschaftlichen Organisation nicht ein einzelner, sondern eine Körperschaft, ein Komitee steht, muß auch dieses sich einen Vorsitzenden wählen, wenn es verhandeln und funktionieren will.

Die Notwendigkeit einer persönlichen Spitze jeder handelnden Gemeinschaft ist von Natur aus gegeben, weil von Natur aus nur Personen handeln können.

Aber die Verfechter der Monarchie und des Kapitalismus sind sehr voreilig, wenn sie daraus schließen, es sei die Natur, die den Monarchen an die Spitze des Staates, den Kapitalisten an die Spitze seines Unternehmens stelle.

Damit, daß jedes gesellschaftliche Gebilde seinen Führer oder Leiter haben muß, ist noch gar nichts darüber gesagt, wie er zu dieser Funktion bestellt wird und welcher Art seine Befugnisse sind.

Bei jenen tierischen Gesellschaften, die nichts darstellen, als ein Rudel Weibchen, geführt und geschützt von einem Männchen, gelangt dieses zu seiner Führerrolle durch seine überlegene Kraft, die es ihm ermöglicht, jeden männlichen Nebenbuhler zu verjagen. Wo tierische Gesellschaften nur aus Weibchen bestehen,

Digitized by Google

oder wo sich in einer solchen neben den Weibchen mehrere Männchen nebeneinander befinden, ist es offenbar das überlegene Prestige, das sich ein einzelnes Individuum durch besondere Kraft, Klugheit oder Erfahrung erworben hat, das bewirkt, daß ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft das besondere Vertrauen der andern in ihr erwirbt und als maßgebend, das heißt Beispiel gebend, von ihr anerkannt wird. Ein Wahlakt, der eine artikulierte Sprache voraussetzen würde, ist bei den Tieren noch nicht möglich.

Auch in den menschlichen Gesellschaften gibt es bis in unsere Tage nicht wenige führende Positionen, die nicht auf Beschlüssen, sondern auf stillschweigend anerkannter Wirkung des Prestiges beruhen. Die führende Stellung, die etwa ein Marx, ein Bebel, ein Victor Adler, ein Jaurès in der Internationale der Arbeiter erlangt hatten, beruhte nicht auf einer Abstimmung, sondern auf einem Prestige, das ihnen ihre historischen Leistungen verschafft hatten.

Aber die menschlichen Gesellschaften werden so kompliziert, ihre Aufgaben so mannigfaltig, daß eine Leitung, die auf bloßem Prestige beruht, doch eine zu unbestimmte Basis hat. Und den Menschen erlaubt es ihre Sprache, einzelne Personen ausdrücklich als Leute ihres Vertrauens zu bezeichnen und ihre Aufgaben wie ihre Befugnisse genau zu begrenzen, wenn auch zunächst nicht prinzipiell, im vorhinein ein für allemal, sondern von Fall zu Fall, so oft eine neue Situation einen Zweifel aufkommen läßt.

Die Häuptlinge werden gewählt, mitunter nur für besondere Gelegenheiten. Viele primitive Stämme haben zweierlei Häuptlinge: einen für die Geschäfte des Friedens, einen anderen für die des Krieges.

Irgendein Machtmittel gegenüber seinem Stamm besitzt der Häuptling nicht. Er kann dem einzelnen gegenüber allmächtig sein, wie es die Gesamtheit dem einzelnen gegenüber ist. Seine Macht beruht darauf, daß er im Sinne der Masse seiner Genossen handelt. Ohne sie oder gar gegen sie vermag er nichts.

Die Erwählung des Häuptlings, seine Abhängigkeit von dem Vertrauen und der Zustimmung seines Stammes, seine Ohnmacht, ja seine Existenzunmöglichkeit dort, wo er in Gegensatz zu seinen Stammesgenossen gerät, die völlige Unmöglichkeit, ihnen seinen Willen aufzuzwingen, wenn es ihm nicht gelingt, sie zu überreden, diese Stellung des Häuptlings gehört zu den wichtigsten Kennzeichen der primitiven Demokratie, wie sie in den menschlichen Gemeinwesen bis zur Bildung von Staaten bestand.

Diese Stellung ändert sich fundamental im Staate, selbst dort, wo zunächst in den Stämmen der Besiegten, wie in denen der Eroberer mit den sonstigen demokratischen Einrichtungen auch die

Digitized by Google

Abhängigkeit des Häuptlings von dem Stamm, der ihn erwählt, weiter besteht.

Die Unterworfenen bekommen es jetzt mit zwei Sorten von Häuptlingen zu tun. Einmal haben sie den eigenen Häuptling, den sie selbst erwählt. Er hat, wie wir gesehen, mitunter die Macht des erobernden Stammes hinter sich seinen Wählern gegenüber. Das mindert seine Abhängigkeit ihnen gegenüber, verleiht ihm eine seine Genossen überragende Stellung.

Dann aber steht ihnen noch der Häuptling der Eroberer gegenüber. Den haben sie nicht erwählt, er hängt nicht von ihnen ab, er repräsentiert für sie die ganze Macht des siegreichen Stammes, alle seine Verordnungen sind Gesetze. Jedes einzelne Mitglied des herrschenden Stammes ist für die Unterworfenen ein höheres Wesen, dem sie sich zu beugen haben, ein Halbgott. Aber der Häuptling der Sieger erscheint ihnen als der Herr der Halbgötter, als eine Art oberster Herrgott selbst.

Dieser Häuptling mag noch in größter Abhängigkeit vom eigenen Stamme, von der Aristokratie bleiben. Der Volksmasse gegenüber wird er ein absoluter Herrscher.

Doch auch dem eigenen Stamme gegenüber wächst seine Macht.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß die Stämme frühzeitig zwischen Häuptlingen für den Frieden und solchen für den Krieg unterschieden. Wie ihre Funktionen, waren auch ihre Machtbefugnisse verschieden.

Im Frieden hat man meist Zeit, alle Aktionen ausreichend zu besprechen. Nur geringfügige Fälle werden da der Entscheidung des Häuptlings allein überlassen, wichtigere kommen stets vor die Volksversammlung als höchste Instanz oder doch vor den Rat der Alten, der am meisten Erfahrenen, die nicht mehr mit den Jungen herumschweifen können, stets im Lager und bereit sind, die allgemeinen Angelegenheiten zu erörtern.

Der Häuptling des Friedens kann nichts Wichtiges tun, ohne den Rat der Alten oder des gesamten Volkes einzuholen.

Anders steht es im Kriege (oder bei einem Schiff im Sturme). Da gilt es oft, rasch zu entscheiden, plötzlich zu handeln. Langes Ueberlegen oder gar Diskutieren ist gleichbedeutend mit dem Scheitern der Aktion. Wie immer die einzelnen über sie denken mögen, sie dürfen auf Sieg nur rechnen, wenn sie ohne Zaudern, ohne Ueberlegen entschieden und einmütig dem folgen, den sie sich zum Führer im Kriege erkoren haben.

Ist vor dem Aufkommen des Staates der Zustand des Friedens gleichbedeutend mit der vollsten Demokratie, so wird diese im Zustand des Krieges in hohem Masse aufgehoben. Die Demokratie bleibt trotzdem erhalten, so lange der Friedenszustand der normale Zustand ist, der Krieg eine Ausnahme.

Digitized by Google

Das ändert sich bereits sehr erheblich für solche Nomaden, die in die Lage kommen, schwächere, aber reichere Nachbarstämme zu plündern. Aus einem schmerzlichen, verlustreichen Vorkommnis wird für sie der Krieg eine Sache des Erwerbs, ein profitables Geschäft. Damit wächst das Ansehen des erfolgreichen Kriegshäuptlings und die Häufigkeit seines Funktionierens. Der Krieg wird unter solchen Umständen nicht möglichst vermieden, sondern vielmehr möglichst gesucht.

Das steigert sich noch im Staate. Nicht nur vermehren sich da die Anlässe für einen erobernden und durch seine Eroberungen gestärkten Stamm, neue Eroberungen zu suchen. Er muß auch oft die bereits gewonnenen im Kriege gegen andere Eroberer verteidigen. Und dabei ist seine Stellung gegenüber den Unterworfenen, den Untertanen, gar nichts anderes, als ebenfalls ein steter Kriegszustand, wenn auch hinter friedlichem Aeußeren versteckt. Die Unterworfenen sind stets bereit, jede Schwächung, jeden Mißerfolg der Herrscher zu benützen, um deren Joch abzuwerfen.

Der herrschende Stamm muß also auch im Frieden ständig zum Kriege gerüstet und für ihn geübt sein. Der Krieg wird sein Lebensberuf, aus dem Nomadenstamm wird ein Kriegerstand.

Das Amt eines Friedenshäuptlings wird unter solchen Umständen für diesen Stand und damit für den Staat ganz zwecklos. Der Kriegshäuptling verwandelt sich aus einem gelegentlichen in einen dauernden Funktionär des Staates; er wird zu seinem ständigen Oberhaupt, seinem König. Und wie der Adel die Tendenz hat, alle Aemter, die er besitzt, zu erblichen in seiner Familie zu machen, so geschieht es schließlich auch mit dem Königtum. Die Ursache dieser Tendenz werden wir noch kennen lernen.

Bis heute lebt, trotz aller Wandlungen, im Staatsoberhaupt selbst sehr moderner, demokratischer Republiken der alte Kriegshäuptling fort. Meist ist dies Oberhaupt gleichzeitig oberster Kriegsherr. In der Monarchie gilt es als selbstverständlich, daß der voraussichtliche Erbe des Königs zum Soldaten erzogen wird.

Wie der Kriegshäuptling weit mehr unbedingten Gehorsam fordern kann und erhält, als der Friedenshäuptling, so ist es auch beim König im Staate der Fall. Allerdings in den Anfängen des Staates nur dann, wenn er sich als erfolgreicher Feldherr erweist. Nur ein solcher kann König werden und sich in dieser Stellung behaupten.

Seit den Anfängen des Königtums haben seine Träger sehr oft für ihre Person, mitunter auch für ihre ganze Familie, für die Dynastie, den Verlust eines Krieges mit dem des Thrones, nicht selten auch des Lebens gebüßt. Der staatliche Apparat muß einen sehr kräftigen Zusammenhalt und eine Dynastie muß durch frühere Erfolge sehr viel Prestige gewonnen haben, soll sich einer

Digitized by Google

ihrer Abkömmlinge trotz elender Feldherrnschaft als König ohne Einbuße an Macht behaupten können. Es wird ihm meist entweder ein besserer General zur Seite gegeben, neben dem er nur ein Schattendasein führt, oder der überlegene General setzt sich ohne weiteres selbst an die Stelle des Monarchen.

Bis zu einem gewissen Grade bleibt das Königtum, auch das erbliche, abhängig vom Kriegsadel. Doch erwirbt der Monarch im Staate weit größere Selbständigkeit den Aristokraten gegenüber, als es im vorstaatlichen Stadium dem Kriegshäuptling seinem Stamme gegenüber gelang.

Wir müssen annehmen, daß es in der Regel nicht ein einzelner Stamm war, der einen Staat gründete, sondern ein Verband von Stämmen.

Als nach dem Aufkommen des Staates erobernden Nomaden nicht mehr vereinzelte Stämme von Ackerbauern, sondern ganze Staaten gegenüberstanden, die es zu bewältigen galt, da war sicher ein einzelner Stamm nicht imstande, als Eroberer aufzutreten. Nur ein Stämmebund besaß noch die Kraft dazu. Solche Bünde treten, wie wir wissen, schon in primitiveren Verhältnissen gelegentlich auf.

In einem solchen Bund müssen aber nicht alle Stämme gleich kriegerisch, gleich beutelustig und gleich gierig nach Eroberungen gewesen sein. Am ehesten zum Bündnis kamen Stämme, die, einander benachbart, gleiche oder ähnliche Sprachen gebrauchten. Doch lebten sie nicht alle ganz genau unter denselben geographischen Bedingungen, und jeder konnte daher besondere Neigungen, Bedürfnisse und Fähigkeiten entwickeln.

So mochten die einen mit ihrem Nomadentum zufrieden sein und sich keine bessere Lebensweise wünschen. Andere konnten schon mit den Künsten des Ackerbaues vertraut sein und nach fettem Ackerland verlangen, um es mit eigener Hand oder mit Hilfe von Sklaven zu kultivieren. Wieder andere waren vielleicht in ständige Nachbarschaft reicher Ackerbauer geraten, die sie fortwährend plünderten, von denen sie aber soviel lernten, daß sie fähig wurden, sie zu beherrschen. Waren diese letzteren Stämme dabei besonders arm, aber auch durch ihre steten Raubzüge besonders kriegerisch, so wurden sie der gegebene Faktor, der alle die Stämme des Bundes zu einem gelegentlichen Kriegs- und Beutezug gegen die Gebiete der Ackerbauer zusammenfassen und aufbieten konnte, wobei sie alle nach Beute verlangten, einige auch nach Land, andere dagegen nach dauernder Herrschaft.

Diese letzteren, die kriegerischsten, werden am ehesten den Bundeshauptmann gestellt haben, und zwar aus einem Stamme und dieser wieder aus einer Gens, die sich im Laufe der Kämpfe besonderes Prestige erworben hatte.

Digitized by Google

Das hier Ausgeführte ist keine willkürliche Konstruktion, sondern wird durch Tatsachen bezeugt. Von den Persern z. B. berichtet Herodot (I., c. 125):

„Es gibt viele Stämme der Perser. Diejenigen, die Kyros zusammenbrachte und veranlaßte, sich gegen die Meder zu erheben, sind folgende: die Pasargaden, die Marafier, die Maspier. Von denen hängen die übrigen Perser ab. Von den drei genannten sind wieder die Pasargaden die Vornehmsten. Zu ihnen gehört das Geschlecht der Achämeniden, aus dem die Könige der Perser hervorgehen. Andere Perserstämme sind die Panthialäer, die Derusiäer und die Germanier[1]). Diese alle sind Ackerbauer. Die anderen sind Nomaden, die Daer, Marder, Dropiker, Sagartier."

Die eigentlichen Eroberer waren also die Pasargaden, die Marafier, die Maspier. Sie wurden zu Aristokraten, die anderen Perser blieben freie Männer, wurden keine Knechte und zahlten keine Steuern. „Die Perser besitzen ihr Land frei von allen Abgaben" (Herodot, III., c. 97). Aber sie wurden nicht Herren, bekamen nicht Ortschaften zugewiesen, deren Bewohner ihnen zinsen und fronden mußten. Gegenüber diesen Stämmen der Gemeinfreien bildeten die drei Stämme, die die Eroberung herbeiführten und leiteten, einen höheren Adel. Ihm wurde die tributpflichtige Bevölkerung zugeteilt, ihm die leitenden Stellen im Kriegswesen und der Staatsverwaltung verliehen, die auch mit Grundbesitz und tributpflichtigen Untertanen an Stelle eines Gehalts ausgestattet waren.

Der Stamm und dasjenige seiner Geschlechter (Gentes), das den Bundeshäuptling und Feldherrn, den König lieferte, waren am vornehmsten. Sie hatten bei der Eroberung die Initiative ergriffen; derjenige, den sie sich dabei zum Führer erkoren, war ein Pasargade und Achämenide gewesen. Das gab diesen ein besonderes Prestige und bewirkte, daß man auch später bei der Wahl des Königs einen Kandidaten aus diesem Geschlecht bevorzugte, wie Napoleons I. Prestige hingereicht hatte, auch noch seinem Neffen auf den Thron zu verhelfen.

So wurde später auch ein Mann aus dem Geschlecht der Achämeniden, Darius, von den Vertretern der persischen Aristokratie zum König gewählt. Soviel Phantastisches und Anekdotenhaftes der Bericht Herodots darüber enthalten mag, eines darf man wohl als sicher annehmen, daß die bloße Abstammung dem Darius kein Anrecht gab, König zu werden.

Im Laufe seiner Regierung schuf er allerdings Bedingungen, die seiner Familie den Thron sicherten.

Die Perser waren keine einheitliche Schicht und nicht einmal die drei führenden Stämme waren einander an Reichtum und Machtmitteln gleich. Das mußte manche Zwiespältigkeiten her-

[1]) Diese hatten mit den alten Germanen natürlich nichts zu tun. Sie hießen später Karmanier und bewohnten ein Gebiet, das heute noch Kirman (oder Kerman) heißt, in Ostpersien.

Digitized by Google

beiführen, die der Macht des Königs zugute kommen mußten, der über ihnen stand und der den Gemeinfreien gegenüber sich auf die aristokratischen Stämme und diesen gegenüber auf den eigenen Stamm der Pasargaden stützen konnte. Dafür wurde dieser auch vom König oder Bundesfeldherrn nach Möglichkeit bevorzugt.

Heeren sagt darüber („Ideen über die Politik" usw.):

„Sowohl aus der Analogie anderer Völker des Orients als auch aus der Zusammenstellung der Nachrichten der Alten ist es höchstwahrscheinlich, daß der Hof der persischen Herrschaft sich ursprünglich aus dem Stamme oder der Horde bildete, welcher herrschender Stamm ward, dem der Pasargaden und vorzüglich der Familie der Achämeniden. Die höheren Hofbedienten führen eben daher den Namen der Verwandten des Königs; und fast auf jedem Blatt der persischen Geschichte kommen Beispiele vor, daß alles, was groß und mächtig unter ihnen war, wo nicht zu dieser Familie, so doch zu jenem Stamme gehörte. Die Schar der niederen Hofbedienten aber hatte sich nach Xenophons Zeugnis allmählich aus dem kriegerischen Gefolge gebildet." (I., 1, S. 346.)

„Die eigentlichen Feldherren (der Perser) gehörten stets zu den vornehmsten der Nation. Bei den meisten derselben wird ausdrücklich erwähnt, daß sie aus dem Stamm der Achämeniden oder doch dem Stamm der Pasargaden waren; oder sie verbanden sich durch Heiraten mit der königlichen Familie." (S. 388.)

Den Unterworfenen gegenüber konnte sich der König auf die Stämme der Eroberer stützen. Diesen nicht ganz einheitlichen Stämmen gegenüber, die die Stellung teils von Gemeinfreien, teils von niedrigen Adeligen einnahmen, vermochte er die kriegerische Masse der unter den Eroberern bevorzugten reicheren Stämme aufzubieten, die gewiß besser bewaffnet und besser in den Waffen geübt waren und durch ein Versagen des Staatsapparates mehr zu verlieren hatten. Am meisten aber konnte er sich auf den eigenen Stamm verlassen, der in der Aristokratie das einheitlichste Gefüge darstellte, über die größten Hilfsquellen verfügte und am meisten mit der Dynastie auch seine eigene überragende Stellung verteidigte.

Allerdings konnten einzelne Mitglieder des Stammes der Pasargaden oder der Gens der Achämeniden gerade durch die große Machtfülle, über die sie verfügten, dem einzelnen jeweiligen Herrscher zeitweise unbequem oder sogar gefährlich durch ihre Ansprüche werden. Je machtloser die anderen wurden, desto näher lag es einzelnen Mitgliedern der großen Familien, sogar nächsten Verwandten des Königs, selbst einem Bruder oder einem Sohne, der von der Thronfolge ausgeschlossen war oder dem der Vater zu lange lebte, sich gegen den regierenden König zu erheben.

So wurde dieser veranlaßt, auch auf seinen persönlichen Schutz bedacht zu sein und dafür Elemente heranzuziehen, die von ihm persönlich abhingen und nicht dem hohen Adel entstammten.

Digitized by Google

Das hier Ausgeführte ist keine willkürliche Konstruktion, sondern wird durch Tatsachen bezeugt. Von den Persern z. B. berichtet Herodot (I., c. 125):

„Es gibt viele Stämme der Perser. Diejenigen, die Kyros zusammenbrachte und veranlaßte, sich gegen die Meder zu erheben, sind folgende: die Pasargaden, die Marafier, die Maspier. Von denen hängen die übrigen Perser ab. Von den drei genannten sind wieder die Pasargaden die Vornehmsten. Zu ihnen gehört das Geschlecht der Achämeniden, aus dem die Könige der Perser hervorgehen. Andere Perserstämme sind die Panthialäer, die Derusiäer und die Germanier[1]). Diese alle sind Ackerbauer. Die anderen sind Nomaden, die Daer, Marder, Dropiker, Sagartier."

Die eigentlichen Eroberer waren also die Pasargaden, die Marafier, die Maspier. Sie wurden zu Aristokraten, die anderen Perser blieben freie Männer, wurden keine Knechte und zahlten keine Steuern. „Die Perser besitzen ihr Land frei von allen Abgaben" (Herodot, III., c. 97). Aber sie wurden nicht Herren, bekamen nicht Ortschaften zugewiesen, deren Bewohner ihnen zinsen und fronden mußten. Gegenüber diesen Stämmen der Gemeinfreien bildeten die drei Stämme, die die Eroberung herbeiführten und leiteten, einen höheren Adel. Ihm wurde die tributpflichtige Bevölkerung zugeteilt, ihm die leitenden Stellen im Kriegswesen und der Staatsverwaltung verliehen, die auch mit Grundbesitz und tributpflichtigen Untertanen an Stelle eines Gehalts ausgestattet waren.

Der Stamm und dasjenige seiner Geschlechter (Gentes), das den Bundeshäuptling und Feldherrn, den König lieferte, waren am vornehmsten. Sie hatten bei der Eroberung die Initiative ergriffen; derjenige, den sie sich dabei zum Führer erkoren, war ein Pasargade und Achämenide gewesen. Das gab diesen ein besonderes Prestige und bewirkte, daß man auch später bei der Wahl des Königs einen Kandidaten aus diesem Geschlecht bevorzugte, wie Napoleons I. Prestige hingereicht hatte, auch noch seinem Neffen auf den Thron zu verhelfen.

So wurde später auch ein Mann aus dem Geschlecht der Achämeniden, Darius, von den Vertretern der persischen Aristokratie zum König gewählt. Soviel Phantastisches und Anekdotenhaftes der Bericht Herodots darüber enthalten mag, eines darf man wohl als sicher annehmen, daß die bloße Abstammung dem Darius kein Anrecht gab, König zu werden.

Im Laufe seiner Regierung schuf er allerdings Bedingungen, die seiner Familie den Thron sicherten.

Die Perser waren keine einheitliche Schicht und nicht einmal die drei führenden Stämme waren einander an Reichtum und Machtmitteln gleich. Das mußte manche Zwiespältigkeiten her-

[1]) Diese hatten mit den alten Germanen natürlich nichts zu tun. Sie hießen später Karmanier und bewohnten ein Gebiet, das heute noch Kirman (oder Kerman) heißt, in Ostpersien.

Digitized by Google

beiführen, die der Macht des Königs zugute kommen mußten, der über ihnen stand und der den Gemeinfreien gegenüber sich auf die aristokratischen Stämme und diesen gegenüber auf den eigenen Stamm der Pasargaden stützen konnte. Dafür wurde dieser auch vom König oder Bundesfeldherrn nach Möglichkeit bevorzugt.

Heeren sagt darüber („Ideen über die Politik" usw.):

„Sowohl aus der Analogie anderer Völker des Orients als auch aus der Zusammenstellung der Nachrichten der Alten ist es höchstwahrscheinlich, daß der Hof der persischen Herrschaft sich ursprünglich aus dem Stamme oder der Horde bildete, welcher herrschender Stamm ward, dem der Pasargaden und vorzüglich der Familie der Achämeniden. Die höheren Hofbedienten führen eben daher den Namen der Verwandten des Königs; und fast auf jedem Blatt der persischen Geschichte kommen Beispiele vor, daß alles, was groß und mächtig unter ihnen war, wo nicht zu dieser Familie, so doch zu jenem Stamme gehörte. Die Schar der niederen Hofbedienten aber hatte sich nach Xenophons Zeugnis allmählich aus dem kriegerischen Gefolge gebildet." (I., 1, S. 346.)

„Die eigentlichen Feldherren (der Perser) gehörten stets zu den vornehmsten der Nation. Bei den meisten derselben wird ausdrücklich erwähnt, daß sie aus dem Stamm der Achämeniden oder doch dem Stamm der Pasargaden waren; oder sie verbanden sich durch Heiraten mit der königlichen Familie." (S. 388.)

Den Unterworfenen gegenüber konnte sich der König auf die Stämme der Eroberer stützen. Diesen nicht ganz einheitlichen Stämmen gegenüber, die die Stellung teils von Gemeinfreien, teils von niedrigen Adeligen einnahmen, vermochte er die kriegerische Masse der unter den Eroberern bevorzugten reicheren Stämme aufzubieten, die gewiß besser bewaffnet und besser in den Waffen geübt waren und durch ein Versagen des Staatsapparates mehr zu verlieren hatten. Am meisten aber konnte er sich auf den eigenen Stamm verlassen, der in der Aristokratie das einheitlichste Gefüge darstellte, über die größten Hilfsquellen verfügte und am meisten mit der Dynastie auch seine eigene überragende Stellung verteidigte.

Allerdings konnten einzelne Mitglieder des Stammes der Pasargaden oder der Gens der Achämeniden gerade durch die große Machtfülle, über die sie verfügten, dem einzelnen jeweiligen Herrscher zeitweise unbequem oder sogar gefährlich durch ihre Ansprüche werden. Je machtloser die anderen wurden, desto näher lag es einzelnen Mitgliedern der großen Familien, sogar nächsten Verwandten des Königs, selbst einem Bruder oder einem Sohne, der von der Thronfolge ausgeschlossen war oder dem der Vater zu lange lebte, sich gegen den regierenden König zu erheben.

So wurde dieser veranlaßt, auch auf seinen persönlichen Schutz bedacht zu sein und dafür Elemente heranzuziehen, die von ihm persönlich abhingen und nicht dem hohen Adel entstammten.

Digitized by Google

Die Gefolgschaften hatten schon bei den Nomaden eine Rolle gespielt. Einem einzelnen erfolgreichen Bandenführer fiel es stets leicht, aus der tatenlustigen Jugend des eigenen Stammes, mitunter auch verbündeter Stämme, ein ihm persönlich ergebenes Gefolge zusammenzubringen, das mit ihm auf Raubzüge auszog und ihm um so mehr ergeben war, je erfolgreicher diese Züge waren.

Man kann in der Geschichte der Nomadenzüge, z. B. der Völkerwanderung, nicht in jedem Falle deutlich unterscheiden, ob man es mit einer Unternehmung zu tun hat, die ein ganzer Stamm beschlossen hatte und an der jeder wehrhafte Mann teilzunehmen verpflichtet war, oder bloß mit einem Unternehmen, das ein einzelner Führer auf eigene Faust in Szene setzte und durchführte, an dem nur Freiwillige teilnahmen, keineswegs die Gesamtheit des Stammes.

Mancher Staat kann von einer Gefolgschaft gegründet worden sein, von jungen Abenteurern aus einem Stamme oder Stammesverband, indes die Gesetzteren, die Weiber und Kinder zurückblieben, um in alter Weise in den alten Sitzen weiter zu leben.

Expeditionen einzelner Gefolgschaften, die sich seßhaft machten, wurden Vorgänger der späteren Kolonialgründungen.

Der Führer eines Gefolges verfügte von vornherein in der Regel über eine noch stärkere Kommandogewalt als ein Kriegshäuptling. Seine Leute besaßen ihm gegenüber in der Fremde nicht den Rückhalt des eigenen Stammes, und ihre Existenz hing ganz von ihren kriegerischen Erfolgen ab, die bedingt wurden durch ihren Gehorsam gegen den Hauptmann.

Es lag nahe, daß auch im Staate die einzelnen Großen Gefolgschaften um sich scharten, je nach den Mitteln, über die sie verfügten und den Aussichten auf Beute und Belohnungen, die sie als Anführer im Kriege ihrem Anhang boten. Am meisten dazu imstande war der König selbst, in dessen Händen zumeist die Staatseinnahmen zusammenliefen, der oberste Feldherr im Kriege, der nach dem Siege und bei neuen Eroberungen am meisten über Beute und Grundbesitz zur Verteilung an seine Getreuen verfügte.

Diese gehörten allerdings in der Regel zu einem der erobernden und herrschenden Stämme, blieben innerlich mit diesem verbunden, unterlagen also noch immer nicht vollständig dem alleinigen Einfluß des Herrschers.

Schließlich aber kommt es überall im Staate zur Anwendung von Söldnern durch die Zentralgewalt, meist kriegerischen Nomaden oder Abenteurern aus der verschiedensten Herren Länder, dem Ueberschuß übervölkerter Bezirke, der in der Heimat nicht Boden und Erwerb fand. Sie verkaufen ihre militärische Kraft dem Meistbietenden, der ihnen nun auch mitunter

Digitized by Google

schon die Waffen liefert, die sich ursprünglich jeder Krieger selbst zu beschaffen hatte.

Bereits die zunehmende Ausdehnung des Staates zwang zur Anwerbung solcher Truppen, wenn die herrschenden Stämme mit dem meist schwächlichen und nicht kriegslustigen Aufgebot von Hilfstruppen der Unterworfenen nicht ausreichten, die kriegerischen Aufgaben des Staates zu lösen, indes diese große Ausdehnung des Staates ihm auch reichliche Mittel lieferte, die Lücken in seinem Kriegswesen durch Einreihung von Söldnern auszufüllen.

Zur Abwehr äußerer Feinde oder zur Gewinnung neuer Eroberungen bestimmt, werden sie zur stärksten Kraft, die dem König, der sie wirbt, auch gegen seine Feinde im Innern zu Gebote steht, mit denen sie durch keinerlei Bande verbunden werden. Sie bilden den Gipfelpunkt in der Entwicklung des alten Königtums, das durch sie jeder Bevormundung durch seine Aristokraten ledig wird.

Allerdings der moralischen Beeinflussung durch seine Umgebung entgeht kein Mensch. Das ist beim König eine Beeinflussung nicht nur durch Herren des Hofadels, sondern auch durch Haremsdamen, von denen die meisten Sklavinnen sind, durch Kammerdiener und Eunuchen. Aber materielle Zwangsmittel, dem König ihren Willen aufzuerlegen, besitzt die Aristokratie, selbst wenn sie völlig einig ist, kaum noch dort, wo die Söldner im Kriegswesen überwiegen und ihren Sold richtig ausbezahlt bekommen. Es sei denn, daß die Gegner des Königs in die Lage kommen, ebenfalls Söldner und zwar in höherem Maße, anzuwerben, als er selbst.

Das war z. B. der Fall bei Kyros dem Jüngeren, einem Bruder des persischen Großkönigs Artaxerxes (405—359 v. Chr.). Kyros war zum Statthalter (Satrapen) und Militärkommandanten des reichen westlichen Kleinasien ernannt worden. Dort kam er in Berührung mit den Griechen, die sich damals eben in einem furchtbaren „dreißigjährigen Kriege", der Peloponnesische genannt (431—404 v. Chr.) zerfleischten. Einem Krieg auf Leben und Tod zwischen dem demokratischen Athen und dem aristokratischen Sparta. Kyros stellte sich auf Seite der Spartaner, die er mit Geldmitteln unterstützte, wodurch er nicht wenig zu ihrem schließlichen Siege beitrug.

Nach diesem wurden zahlreiche spartanische und andere griechische Truppen frei, die sich dem Spartanerfreund Kyros gern zur Verfügung stellten, unter ihnen der Athener Xenophon, einer der aristokratischen Verehrer des Sokrates, die in dem großen Entscheidungskampfe zwischen Athen und Sparta zum Landesfeind hielten, weil dieser aristokratischer Natur war und sie die Demokratie haßten.

Digitized by Google

Mit Hilfe dieser griechischen Söldner wagte es Kyros, sich gegen den Großkönig zu erheben. Sie blieben auch siegreich in der entscheidenden Schlacht bei Kunaxa (401 v. Chr.).

Aber Kyros selbst fiel dort und so mußten die zehntausend Griechen unverrichteter Sache jenen berühmten Rückzug antreten, den Xenophon leitete und beschrieb.

Wäre Kyros nicht gefallen, hätte es damals schon passieren können, zwei Menschenalter vor Alexander, daß durch griechische Truppen ein neues Regime in Persien aufgerichtet wurde, das sich allerdings vom alten nicht hätte wesentlich unterscheiden können, aber jedenfalls sich noch mehr als sein Vorgänger auf Soldtruppen gestützt hätte.

Der Siegeszug Alexanders, den er mit rund 40 000 Mann 334 v. Chr. begann, erscheint allerdings weniger überraschend und weniger als die Tat eines außerordentlichen Genius, wenn man bedenkt, was schon 70 Jahre vorher, als das Persische Reich noch weniger erschüttert war, 10 000 Griechen geleistet hatten.

Zu den Söldnern gesellte sich noch ein anderer Faktor, der die Monarchen unabhängig von ihren Aristokraten machte.

Diesen oblag im Staate bei seiner Begründung nicht bloß das Kriegswesen, sondern auch die Verwaltung der einzelnen Gebiete des Staates, soweit ihnen nicht die Selbstverwaltung belassen war. Mitunter war die Zivilgewalt und die Militärgewalt in einer Provinz oder einem Gau in den gleichen Händen. Das war, wie wir eben gesehen, bei dem jüngeren Kyros der Fall. Meist wurden die Funktionen getrennt, weil ihre Vereinigung zu große Macht gegenüber der Zentralgewalt verschaffte.

Aber auch wo die Aemter getrennt waren, verlieh jedes von ihnen seinem Träger eine für den Monarchen gefährliche Macht.

Lange überwog in den alten Staaten die Naturalwirtschaft. Die Landwirtschaft verblieb die überwiegende Erwerbs- und Ausbeutungsquelle im Staate, und die Eroberer konnten vielfach nach Belieben über den Boden und die Arbeitskraft seiner Bebauer verfügen. Wurde unter diesen Umständen ein Staatsamt verliehen und galt es, seinen Träger für die damit verbundene Mühewaltung zu entschädigen und ihm einen Aufwand zu ermöglichen, der ihm das nötige Prestige und die nötigen Machtmittel verlieh, um sich durchzusetzen, dann war die nächstliegende und vielfach einzig mögliche Methode die, das Amt mit entsprechendem Grundbesitz und den damit verbundenen Einnahmen auszustatten.

Aber damit wurde bewirkt, daß der Träger des Amtes seine Besoldung und seine Machtmittel, nachdem ihm der Besitz einmal verliehen war, nicht vom König bezog, sondern sie aus seinem eigenen Besitz selbst herausholte. Es erstand daraus eine große Selbständigkeit der aristokratischen Beamten gegenüber dem Königtum; es erzeugte auch das Bestreben, den einmal gewonnenen Grundbesitz in der Familie erblich zu machen. Da aber

Digitized by Google

der Grundbesitz nur demjenigen gebührte, der das Amt versah, wurde aus dem Streben nach Vererbung des Besitzes auch das nach Vererbung des Amtes. War zuerst der Grundbesitz nur als Zugabe zum Amt verliehen worden, so wurde jetzt das Amt zu einem Zubehör des Grundbesitzes.

Diese Entwicklung ist einer der wichtigsten Faktoren der Tendenz, alle Staatsämter oder überhaupt alle Aemter erblich zu machen, die mit Grundbesitz verbunden waren.

Sie ergriff auch die katholische Kirche, die im Mittelalter durch ihren gewaltigen Einfluß zum größten Grundbesitzer in den Staaten des katholischen Europa geworden war und ihre Funktionäre mit Grundbesitz entlohnte. Wäre diese Tendenz in der Kirche durchgedrungen, so hätte sie sich ebensosehr in feudaler Anarchie aufgelöst wie die weltlichen Staaten jener Zeit. Daß die Päpste sie erfolgreich zu unterdrücken vermochten, darauf beruhte ihr Absolutismus.

„Man kann sagen, das politische und ökonomische Geschick der Kirche sei im 11. Jahrhundert entschieden worden, als nach einem erbitterten Kampfe, den Papst Hildebrand (Gregor VII, 1073—1085 K.) begann[1]), das Zölibat dem Weltklerus aufgezwungen wurde. Das wirkliche Motiv dieser Politik war natürlich nicht asketischer, sondern ökonomischer Natur. Ihr Ziel ging dahin, sowohl die Aneignung von Kircheneigentum durch verheiratete Priester zu Familienzwecken wie auch die Schaffung erblicher Ansprüche auf kirchliche Pfründen zu verhindern." (J. M. Robertson, The Evolution of States, London, 1912, S. 235.)

Ausführlicher habe ich darüber bereits 1895 in meinen „Vorläufern des modernen Sozialismus", 2. Aufl. I., S. 51, 52, gehandelt. Durch Robertson wurde ich dann auf folgende erbauliche Tatsache aufmerksam gemacht: Urban II. ging so weit, Priestern, die sich von ihren angetrauten Frauen nicht trennen wollten, diese gewaltsam wegnehmen zu lassen, um sie Edelleuten oder Bischöfen als Mägde zu schenken. (S. 215.)

Natürlich konnten gegenüber dieser Tendenz ihrer Gesamtorganisation auch die Päpste nicht ihr eigenes Amt zu einem erblichen machen, so gerne mancher es getan hätte. Es blieb der Wahl unterworfen. Den Monarchen dagegen gelang es meist ebenso wie den von ihnen eingesetzten Würdenträgern, die Erblichkeit ihres Amtes tatsächlich durchzusetzen. Nur schwache Monarchien, wie die der deutschen Kaiser oder der polnischen Könige, konnten sich der Wahl durch den Adel nicht entziehen.

Erst seit dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus wurde diese Erblichkeit für alle Aemter beseitigt. Nur vor dem obersten Amt hat diese Entwicklung in manchen Staaten noch bis jetzt haltgemacht, einem der letzten und absurdesten Reste aus der Feudalzeit.

---

1) Er war schon von Leo IX. (1048—1054) begonnen worden. K.

Digitized by Google

Aber schon lange vor der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise hat die Entwicklung der einfachen Warenproduktion und des Geldwesens eine andere Einrichtung der Staatsverwaltung ermöglicht, die in gewissen Grenzen schon bei der Naturalwirtschaft einsetzte.

Die Belehnung der Aemter mit mehr oder weniger größerem Grundbesitz machte die großen Beamten des Staates, die meist aus den Familien des hohen Adels genommen wurden, sehr unabhängig von der Zentralgewalt im Staate und konnte unter Umständen förmlich zu einer feudalen Anarchie führen.

Die Monarchen trachteten daher bald danach, wo es ging, Staatsämter durch Personen zu besetzen, die für ihre Funktionen nicht ein für allemal mit Grundbesitz belohnt wurden, sondern vom König nur einen bestimmten Sold erhielten, der ihnen sofort entzogen wurde, sobald sie ihr Amt nicht zur Zufriedenheit verwalteten, und der auf keinen Fall einen erblichen Anspruch verleihen konnte.

Der Sold konnte in Naturalien bestehen. Aber diese sind zu schwer transportabel, als daß es möglich gewesen wäre, sie zum König und von dort wieder zum Beamten in die Provinz zu schaffen. Nur Beamte am Hofe, dem Haushalt des Königs, konnten ihren Sold in Naturalien direkt aus der königlichen Kammer beziehen. Auswärtige Beamte mußten auf Lieferungen und Leistungen ihrer Umgebung angewiesen werden. Das heißt, sie mußten ihr Gehalt oft erst selbst eintreiben, was ihre Abhängigkeit vom Monarchen etwas minderte und dafür die von dem nächsten Grundherrn mehrte.

In vollständige Abhängigkeit von Monarchen und vollständige Unabhängigkeit von jedem anderen Faktor kamen die Beamten erst, als die einfache Warenproduktion und mit ihr das Geldwesen weit genug entwickelt waren, daß der König Geldsteuern auferlegen konte und die Beamten mit Geld aus der königlichen Kasse besoldet wurden.

Je größer die Zahl der Beamten im Staate, die nicht mit Grundbesitz belehnt waren, sondern Sold von der Zentralgewalt bezogen, desto unabhängiger wurde diese von der Aristokratie.

Zu solchen Beamtenstellen brauchte sie keine Aristokraten zu nehmen. Ja, diese hätten es in der Regel als unstandesgemäß abgelehnt, gleich Banausen gegen Entgelt zu arbeiten. Als Grundherren oder Wucherer Bauern zu schinden, oder als Höflinge die Staatskasse zu plündern, verstieß nicht gegen ihre Grundsätze. Aber Arbeit gegen Entgelt zu verrichten, das erschien ihnen ebenso verächtlich, wie dem so stark mit ihnen fühlenden Sokrates.

Zu Hofbeamten wurden nicht selten Sklaven genommen, wenn sie sich verwendbar zeigten. Freigelassene Sklaven konnten unter Umständen zu den höchsten Aemtern steigen. Das gelang manchmal sogar Eunuchen.

Digitized by Google

Bekanntlich war der große Feldherr Justinians (527—565 u. Z.) Narses, ein Eunuch.

„Von dem häuslichen Dienst des Palastes und der Verwaltung des Privatschatzes wurde der Eunuch Narses plötzlich zum Befehl über ein Heer erhoben." (Gibbon.)

Als er nach großen Erfolgen bei der Kaiserin Sophie in Ungnade fiel und aus Italien, das er verwaltete, abberufen wurde, soll die Kaiserin ihm höhnend zugerufen haben, er solle nur wieder in das Frauengemach zurückkehren, von wo er herkomme.

Auch der mächtigste Mann im alten Persischen Reiche, unmittelbar vor dessen Zusammenbruch, war ein Eunuch, der Aegypter Bagoas, der sich unter Artaxerxes III. (359—338 v. Chr.) zum tatsächlichen Beherrscher Persiens emporschwang, und der das zerfallende Reich durch die Anwerbung massenhafter Söldnerscharen noch zusammenhielt. Schließlich wurde ihm sein Herr unbequem, er beseitigte ihn durch Gift, setzte an dessen Stelle Artaxerxes jüngsten Sohn, Arses, den er nach zwei Jahren (336) auch vergiftete, worauf er den Achämeniden Darius-Kodomannos, den letzten König der Perser, auf den Thron erhob. Auch den wollte er bald aus dem Wege räumen, doch kam der neue König diesem so gewalttätigen Minister dabei zuvor.

Ein derartiges Aufsteigen und selbstherrliches Gebaren aus der Niedrigkeit emporgestiegener Minister oder Feldherrn war natürlich eine Ausnahme. Allgemein aber war es, daß die Monarchen es liebten, die Werkzeuge ihrer Verwaltung den unteren Klassen zu entnehmen, um der Vormundschaft des Adels zu entgehen und dessen Macht einzudämmen. Am liebsten nahmen sie ihre Beamten aus den Reihen der Intellektuellen, freien oder unfreien, organisierten (in Priesterschaften) oder unorganisierten, die am ehesten über das zur Staatsverwaltung nötige Wissen, vor allem über Lesen und Schreiben, verfügten, das dem Kriegsadel oft eine fremde Kunst blieb.

In manchen alten Staaten des Orients hat sich frühzeitig ein gewaltiger Beamtenapparat entwickelt. Er wurde besonders ausgedehnt und übermächtig in China. In Aegypten reichen die Anfänge einer Bureaukratie bereits in die ältesten Zeiten zurück, von denen wir Kunde haben.

Wie straff zentralisiert dort die Bureaukratie war und wie sehr sie sogar die dörfliche Selbstverwaltung einengt, ist aus den ägyptischen Papyri deutlich erkennbar.

Fr. Preisigke berichtet darüber (Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri, Leipzig, 1916):

„Als Alexander der Große Aegypten besetzte, stand an der Spitze jedes Gaues ein Nomarch mit ziviler und militärischer Gewalt. Jetzt wurden die Nomarchen auf zivile Tätlichkeit beschränkt, während die militärische Gewalt in jedem Gaue einem Offizier mit dem Titel Stratege übertragen wurde. Bald aber wurden dem Strategen auch wichtigere zivile Geschäfte zugewiesen, der Nomarch trat immer mehr in den Hinter-

Digitized by Google

grund, bis, und zwar schon in frühptolomäischer Zeit, der Stratege das militärische und zivile Haupt des Gaues geworden war. Neben sich hatte der Stratege den königlichen Schreiber als den Chef des Gaufinanzwesens. An der Spitze jedes Dorfes stand zuerst ein Komarch, der zur Erledigung des Kassen- und Rechnungswesen einen Dorfschreiber neben sich hatte. Später wurde der Dorfschreiber selbst das Haupt des Dorfes. Alle Beamten hingen vom Könige ab, dessen wichtigster Gehilfe der Finanzminister war." (S. 24.)

Sogar die Dorfschreiber ernannte der Finanzminister. Ihr Gehalt wurde aus den Steuern der Dorfbewohner bezahlt.

Ueber den hier genannten saßen noch oberste Beamte des Staates in der Reichshauptstadt, die wahrscheinlich direkt aus der Staatskasse besoldet wurden.

Die Ausbildung eines derartigen Beamtenapparates brachte die absolute Macht des Herrschers, der ihn bezahlte und von dem er völlig abhing, auf ihren Höhepunkt.

Wohl gibt es stets moralische Mächte, die ihn mehr oder weniger beeinflussen. Die Macht des Herkommens ist in allen Gemeinwesen, in denen sich lange nichts Wesentliches ändert, eine große Kraft, mit der auch der Stärkste nicht gern in Konflikt gerät. Dem Einfluß seiner täglichen Umgebung vermag sich ebenfalls niemand zu entziehen, selbst nicht der widerhaarigste Geselle. Und die Klugheit sagt, daß der Herrscher aus freudigem Gehorsam der Untertanen mehr herauszuholen vermag, als aus verdrossenem und nur mit Ingrimm ertragenem. Aber eine materielle Macht, die sich dem Fürsten im Innern des Landes entgegenzustellen vermöchte, gibt es unter normalen Umständen in dem Stadium nicht, das der Staat schließlich allenthalben im Orient erreicht. Seine Zivilisation ist so alt, daß wir die jenem Stadium vorhergehenden Gestaltungen des Staates dort vielfach gar nicht kennen, daß der Despotismus uns in seiner Geschichte anscheinend als der Beginn des staatlichen Lebens im Orient erscheint.

Dieses Stadium ist aber nicht bloß der Höhepunkt, sondern auch der Endpunkt der Entwicklung der orientalischen Staaten, soweit diese aus den inneren Gegensätzen hervorgeht, die durch die Staatsbildung hervorgerufen werden.

So schien es bis vor kurzem, als bilde der Despotismus die einzige im Orient mögliche Regierungsform, seine „natürliche" Regierungsform, wobei es zweifelhaft blieb, ob sie aus der Natur des Landes oder aus der seiner Bewohner, aus ihrer Rasse hervorgehe, obwohl wir in der Geschichte Europas dieselben „Rassen" tätig finden, die manchen orientalischen Staaten ihren Stempel aufgedrückt haben.

Die Skythen, die Perser, die Sanskrit sprechenden Eroberer Indiens, waren ebenso Arier, wie Griechen, Römer, Germanen, Kelten. Bei den Juden hat man alle möglichen Rasseneigenschaften entdecken wollen, aber die eine hat selbst der phantasie-

Digitized by Google

reichste Rassentheoretiker noch nicht bei ihnen gesehen, die der Neigung zu einem despotischen Regime.

Eher könnte man den orientalischen Despotismus aus der Natur der Länder ableiten, in denen er erwuchs. Aber nicht in der Weise, daß man ihn direkt aus ihm hervorgehen läßt, so daß, solange der Boden der gleiche bleibt, auch sein Produkt sich nicht ändern kann. Sondern in der Weise, daß man zeigt, daß in bestimmten Ländern unter denselben Bedingungen bestimmte Produktionsweisen erstehen, deren Zusammenstoß nicht nur den Staat erzeugt, sondern auch schließlich dessen despotische Form hervorruft, die so lange dauert, als jene Produktionsverhältnisse dauern. Daß der Staat im Orient über die despotische Form bisher nicht hinauskam, daß anscheinend sie seine letzte und höchste Form darstellte, rührt daher, daß die ökonomischen Bedingungen, auf denen er beruhte, es nicht gestatteten, daß eine höhere Produktionsweise aus ihnen hervorging.

Siebentes Kapitel.

Die ersten Klassenkämpfe.

a) Ausgebeutete schwach und gespalten.

Wir haben jetzt die gesellschaftliche und staatliche Basis kennengelernt, auf der die Klassengegensätze, die mit dem Staate notwendig verbunden sind, sich formen und ausgetragen werden — soweit sie zum Austrag kommen.

Vor allem müssen wir konstatieren, daß schon frühzeitig die Klassengegensätze nicht mehr so einfach sind, wie sie oft erscheinen. Vielfach glaubt man noch, es gebe immer und überall nur zwei Klassen, deren Kampf die ganze Geschichte in sich enthalte, mag man sie Reiche und Arme nennen, Herrscher und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete.

Wir waren bei unseren obigen Ausführungen selbst öfter gezwungen, diese Ausdrücke zu gebrauchen. Aber so unentbehrlich die Abstraktionen sind, um manche Verhältnisse klar zu legen, so darf man bei ihrer Anwendung nie die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vergessen, aus denen man sie durch Zusammenfassung gemeinsamer Merkmale schöpfte.

Wir haben bereits gesehen, wie selbst die herrschende und ausbeutende Klasse der Anfänge des Staates, obwohl sie nur aus einem Bund weniger Stämme besteht, sich rasch differenziert in Gemeinfreie, niederen und höheren Adel, über denen das Geschlecht des Monarchen mit seinen Höflingen wieder zu einer Klasse für sich wird, und neben denen sich konkurrierend Klassen und Stämme erheben, die nicht direkt durch die Tatsache der

Digitized by Google

Eroberung geschaffen werden, sondern allmählich aus ihren Konsequenzen herauswachsen, Priester, Bureaukraten, Kaufleute, Geldmenschen (Wucherer und Bankiers), teilnehmend an der Ausbeutung der Volksmasse und doch minderberechtigt (mit gelegentlicher Ausnahme der Priester unter besonderen Verhältnissen) gegenüber dem Kriegsadel und dem aus ihm stammenden Monarchen mit seinem Hofadel.

Unter ihnen allen steht die arbeitende Masse, die selbst wieder in die mannigfaltigsten Gruppen zerfällt von Sklaven, hörigen Bauern, zinspflichtigen, aber sonst freien Bauern, von freien Handwerkern, Künstlern, Naturkundigen, wie Aerzten, Astronomen usw.

In jedem Dorf arbeiten Menschen sowohl verschiedener Berufe, als auch verschiedener sozialer Stellung im gleichen Berufe nebeneinander. Verschiedene Dörfer wieder, oder doch verschiedene Gaue im Staate stehen unter verschiedenem Recht. Noch zahlreicher sind die Berufe und die sozialen Stellungen in den Städten, sind die Rechte und Pflichten der verschiedenen Städte, ja selbst der einzelnen Quartiere in den Städten. Sogar die einzelnen Straßen unterscheiden sich nach dem Beruf oder dem Volksstamm, dessen Mitglieder sie mit Vorliebe bewohnen.

Jede dieser Gruppen führt ein Leben für sich, steht in freundlichen und feindlichen Beziehungen zu anderen Gruppen. Diese Beziehungen werden keineswegs ausschließlich durch Klasseninteressen hervorgerufen. Fragen des Prestiges oder der Konkurrenz können Mitglieder der gleichen Klasse aufs bitterste entzweien — man denke nur an die Kämpfe der Zünfte untereinander im Mittelalter.

Diese Zersplitterung in kleine und kleinste, lokale und berufliche Gruppen ist ganz natürlich als Nachwirkung der Autarkie, des selbständigen Lebens der einzelnen kleinen Stämme, aus deren Zusammenfassung der Staat hervorgeht. Wohl versetzt er sie in eine ständige Gemeinschaft, wohl fördert er Handel und Verkehr zwischen ihnen, aber nur einzelne Berufe und namentlich die Herren-Klasse werden dadurch stark beeinflußt. Die ländliche Bevölkerung bleibt immer noch in hohem Grade in dörflicher Isolierung.

In der großen Stadt wieder bleibt der einzelne zuziehende Arbeiter lange isoliert unter einer ungeheuren Masse ihm fremder Menschen. Und er kommt schließlich nur in engeren Verkehr mit seinen nächsten Nachbarn. Das Mittel der Schrift, das im Staate aufkommt, bleibt den arbeitenden Massen für lange Zeit noch unzugänglich. Eine andere Methode der gegenseitigen Verständigung, als die des mündlichen, persönlichen Verkehrs, besteht für sie nicht.

Alle Gegensätze und Konflikte zwischen den Menschen äußern sich da nun im engsten Rahmen, sie werden nicht als notwendige,

Digitized by Google

sondern als zufällige empfunden, nicht als Ergebnis allgemeiner ökonomischer Verhältnisse, sondern besonderer persönlicher Veranlagungen. Was zutage tritt sind nicht Kämpfe von Klassen, sondern ethische Kämpfe gegen die Schlechtigkeit einzelner Personen, etwa der Bauern gegen die Hartherzigkeit ihrer Grundherrn und Wucherer, oder dieser gegen die Faulheit und Bosheit ihrer Arbeiter und Schuldner.

Bis heute ist man diese ethische Auffassung von Klassengegensätzen nicht los geworden.

Sie führt aber im alten Orient zumeist nicht zu einem ethischen Kampfe, sondern nur zu ethischer Entrüstung. Denn den ausgebeuteten Klassen fehlt da gar sehr die Kampffähigkeit. Besäßen sie die Bauern, wäre es zur Staatsgründung gar nicht gekommen. Im einmal begründeten Staate werden sie erst recht wehrlos gemacht und aller Widerstandskraft beraubt.

Wird einmal der Druck der Herren zu unerträglich, dann können sie sich wohl dazu hinreißen lassen, sich gegen ihn zu erheben. Aber es sind bloße Ausbrüche wilder Verzweiflung, ohne jede Aussicht auf Sieg. Den einzigen Faktor, der ihnen Erfolg bringen könnte, die große Ueberzahl der Ausgebeuteten gegenüber den Ausbeutern, können sie nicht zur Geltung bringen, denn die einzelnen Dörfer bleiben isoliert und nie ist es die Gesamtmasse der Bauern im Staate, sondern sind es stets nur einzelne Dörfer, die sich empören, ohne Vorbereitung, ohne Waffen, ohne Führung gegen die Herren, die geringer an Zahl, aber wohlbewaffnet, organisiert und geführt und stets bereit zum Dreinschlagen sind. So werden die Empörungen der Bauern in der Regel in einem Blutbad erstickt. Sie bezeugen starke Klassengegensätze, aber auch die Unmöglichkeit eines ständigen Klassenkampfes, einer Hebung der Unterdrückten durch ihn.

Nicht besser als in den Dörfern steht es mit den arbeitenden Massen in den Städten. Diese stehen ökonomisch, politisch, militärisch in vollster Abhängigkeit von der Herrenklasse. Ihren Ausgangspunkt und Kern bildet in der Regel ein Militärlager, später auch ein Hoflager der Herrenklasse, sowohl im Mittelpunkt des Reichs wie in den Hauptstädten der Provinzen. Es hängt vielfach ganz vom Belieben der Herrscher oder der Statthalter ab, wo die Stadt angelegt wird. Leicht wird sie verlegt, namentlich wenn ein neuer Herrscher aufkommt, der für die Bauten seiner Vorgänger wenig Sympathie zeigt, denn jeder will sein persönliches Prestige durch Bauten erhöhen, die er selbst unternimmt.

Wir haben oben von dem Reich Kasembe im inneren Afrikas berichtet, das selbst nur ein Lehnstaat des großen Reichs des Muata Jamvo war. Von diesem berichtet Ratzel:

„Jeder neue Muata Jamvo (Herrscher) baut sich alsbald (nach dem Tode seines Vorgängers) eine neue, seine Hütten und Höfe umschließende Kipanga (Einzäunung), um welche ihrerseits dann die Lukokescha (das

Digitized by Google

weibliche Staatsoberhaupt, das in dem Staate neben dem Muata Jamvo herrscht K.) und der ganze Hof sich neu ansiedeln, so daß mit jedem Regierungswechsel auch ein Wechsel der Hauptstadt Hand in Hand geht. Aber die Hauptstädte oder Mussumba (großes Lager) der Muata Jamvos sind alle nicht sehr weit voneinander auf der fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalangi und Luisa gelegen." (Völkerkunde, I., S. 566.)

Sollte der gelegentliche Wechsel in der Lage der Städte nicht teilweise darauf zurückzuführen sein, daß die ständige Anhäufung größerer Menschenmassen auf engem Raum den Boden und das ihm entnommene Trinkwasser schließlich auf schlimmste verseucht haben muß, solange es keine Mittel der Entfernung der Fäkalien und Abfälle und keine Wasserleitungen gab[1])?

Bei entwickelter Bautechnik ist die Verlegung der Residenz natürlich nicht so einfach, wie bei dem Volk der Muata Jamvo mit seinen Binsenhütten. Aber selbst auf der Stufe riesenhafter Stein- oder Ziegelbauten, in Aegypten wie in Mesopotamien, finden wir immer noch zeitweise Verlegung der Residenz.

Daneben auch zeitweise Verlegung des Hoflagers von einer Residenz in die andere.

Von den Persern berichtet Heeren (Ideen usw., I., 1., S. 352):

„Das ganze übrige Privatleben der Persischen Könige zeigte noch immer das Bild ihrer früheren Lebensart und glich einem, auf den höchsten Grad des Luxus getriebenen Nomadenleben. Auch selbst nach dem Uebergange zu festen Wohnsitzen erloschen die Spuren davon nicht gänzlich. Man sah sie besonders in der Verwechslung des Aufenthaltes nach den bestimmten Zeiten des Jahres. So wie einst die nomadischen Stammfürsten mit ihren Horden, so zogen auch noch die Könige Persiens mit ihrem Hoflager bei dem Wechsel der Jahreszeiten von der einen Hauptstadt ihres Reiches zur andern. Die drei Hauptstädte Susa, Babylon und Ekbatana genossen jede jährlich das Vorrecht, sie auf einige Monate zu besitzen. . . . Jene Züge geschehen aber mit so unermeßlichem Gefolge, daß sie großen Heereszügen gleichen. . . . Ein zahlreiches bewaffnetes Gefolge macht bei den Großen des Orients stets einen Teil des Hofstaates aus. Bei den Königen erwuchs dieses aber zu einem förmlichen Heer. Diese Einrichtungen finden sich auch unverändert bei den Herrschern des neueren Asiens wieder."

Diese Wechsel der Residenz bedeuteten etwas ganz anderes, als etwa die Reisen eines Souveräns unserer Zeit. Diese bringen

---

[1]) Diese meine Annahme hab ich bestätigt gefunden durch einige Bemerkungen im ersten Band von Cunows Wirtschaftgeschichte. Er weist dort wiederholt darauf hin, daß manche Stämme von Nomaden ständige Wohnsitze haben könnten. Sie wechseln sie zeitweise, nicht wegen Mangels an Nahrung oder Weidegrund, sondern wegen der Verpestung des Bodens durch die Anhäufung von Abfällen, sowie von menschlichen und tierischen Fäkalien. Z. B. sagt er von den Kalmüken:

„Allerdings wechseln sie oft ihre Wohnsitze, aber meist geschieht das, wie bei den Kaffern, nur deshalb, weil sich bei ihren Jurten (Zelten) Düngermoraste bilden und viel lästiges Ungeziefer sich dort einfindet." (S. 524.)

Digitized by Google

ökonomisch kaum irgendwelche Verschiebungen mit sich. Wenn dagegen der König von Persien mit seinem ganzen Haushalt, seinem ganzen Harem, seinen Höflingen, seinem Heer reiste, so folgte ihm eine ungeheure Schar von Existenzen, Handwerkern und Händlern, Künstlern und Gelehrten, die direkt oder indirekt für den Hof und das Heer arbeiteten und von ihm in Nahrung gesetzt wurden, meist in Konkurrenz mit Sklaven. Sie alle waren vom König ökonomisch abhängig, von dem Grade seines Luxus, das heißt, seiner Ausbeutung des Staates. Ohne diesen Luxus, diese Ausbeutung war die Existenz der städtischen Bevölkerung aufs äußerste gefährdet.

Politisch und ökonomisch von der staatlichen Zentralgewalt abhängig, fand sich diese Bevölkerung auch stets einer furchtbaren Kriegsmacht gegenüber, die den König umgab. Und ähnlich stand es mit den Hauptstädten der Provinzen, in denen die Satrapen des Königs mit den Garnisonen saßen, über die sie verfügten.

So waren die Städte des Orients in der Regel unfähig, sich die Selbstverwaltung zu erringen, die sich die Dörfer lange Zeiträume hindurch zu erhalten wußten.

Max Weber hat die Unfreiheit der Städte des Orients sehr gut erfaßt und dargestellt. In seinem Buch über „Wirtschaft und Gesellschaft" sagt er darüber unter anderem:

„Der chinesische, wie der mesopotamische und gelegentlich sogar noch der hellenische Kriegsfürst legt die Stadt an und verlegt sie wieder, siedelt nicht nur darin an, wer sich ihm freiwillig bietet, sondern raubt nach Bedarf und Möglichkeit das Menschenmaterial zusammen. Am stärksten in Mesopotamien, wo die Zwangsiedler zunächst den Kanal zu graben haben, der die Entstehung der Stadt in der Wüste ermöglicht. Weil er dabei mit seinem Amtsapparat und seiner Beamtenverwaltung ihr absoluter Herr bleibt[1]), entsteht entweder gar kein Gemeindeverband oder nur dürftige Ansätze eines solchen." (S. 533.)

Und früher schon heißt es:

„Eine Stadtgemeinde im vollen Sinne des Wortes hat als Massenerscheinung nur der Okzident gekannt . . . die Städte Asiens waren es (das heißt Stadtgemeinden mit Selbstverwaltung K.), vereinzelte mögliche Ausnahmen abgerechnet, soviel heute bekannt, überhaupt nicht oder nur in Ansätzen." (S. 523.)

Die asiatischen Städte hatten nicht eigene Gerichte, eigenes Recht, eigene Polizei, wie die des Abendlandes.

„Unbekannt oder nur in Ansätzen bekannt war ihnen die autonome Verwaltung, vor allem aber — das ist das Wichtigste — (war ihnen unbekannt) der Verbandscharakter der Stadt und der Begriff des Stadtbürgers im Gegensatz zum Landmann." (S. 523.)

„Ein Stadtbürgerrecht im Sinne der Antike und des Mittelalters gab es nicht und ein Korporationscharakter der Stadt als solcher war unbekannt . . . . Weit entfernt, daß etwa, wie im mittelalterlichen und antiken Okzident die Autonomie und die Beteiligung der Einwohner an

[1]) Nicht zu vergessen den kriegerischen Apparat. K.

Digitized by Google

den Angelegenheiten der lokalen Verwaltung in der Stadt . . . stärker entwickelt gewesen wäre, als auf dem Lande, traf regelmäßig gerade das Umgekehrte ein. . . . Die Dorfgemeinde Indiens und der russische Mir hatten höchst eingreifende Zuständigkeiten, die sie, der Tatsache nach, bis in die neueste Zeit, in Rußland bis zur Bureaukratisierung unter Alexander III. so gut wie völlig autonom erledigten. . . . Davon war in der asiatischen Stadt, weil sie regelmäßig der Sitz der hohen Beamten oder Fürsten des Landes war, gar keine Rede; sie lag direkt unter den Augen ihrer Leibwachen." (S. 524.)

Es ist von größter Wichtigkeit, den Unterschied zwischen der orientalischen und der abendländischen Stadt zu erkennen. Auf ihm beruht in hohem Maße der Unterschied im Charakter der orientalischen und der abendländischen Geschichte. Niemand hat diesen Unterschied besser herausgearbeitet, als Max Weber. Damit lieferte er einen bedeutenden Beitrag zu einer materialistischen Auffassung der Geschichte, die er freilich ablehnte. So gut er die Unterschiede zwischen Okzident und Orient sah, die Triebkräfte, die zu diesen Unterschieden führten, hat er nicht klar aufgedeckt.

Daß sich die Bewohner einer Stadt, soweit sie zur gleichen Klasse gehörten, zusammentaten, um gemeinsam in zähem, unermüdlichen Kampfe ihre Interessen zu wahren, ihre Rechte zu erweitern und ihre soziale Lage zu verbessern, war im Orient ausgeschlossen.

Die Bewohner einer Straße oder eines Gewerbes konnten sich unter Umständen zusammentun, wenn ein plötzlicher Mißstand oder eine gelegentliche Verfügung irgendeines untergeordneten Organs sie erregte, um zu demonstrieren oder ihrem Unmut lauten Ausdruck zu geben. Aber man tat es nur, um das Auge höherer Beamter oder gar des Königs selbst auf sich zu lenken, damit er Dinge erfahre, die ihm sonst unbekannt blieben, nicht um ihm etwas abzutrotzen.

Soweit zünftige Organisationen gestattet wurden, blieben sie ohne Kraft und ihre Befugnisse waren sehr eingeengt. Die Vereinigung der Zünfte zu einem Gesamtkörper, einer Klassenorganisation, war ausgeschlossen, wie die Despoten überhaupt jede selbständige Organisation größeren Umfangs als die größte Gefahr für den Staat, das heißt, für sich fürchteten, so daß sie stets eifersüchtig darüber wachten, nichts derartiges aufkommen zu lassen.

Wenn die Massen der Stadt sich in der Oeffentlichkeit zusammenfanden, sei es bei regelmäßigen Gelegenheiten, z. B. Volksfesten, sei es bei unerwarteten Veranlassungen, namentlich großen Katastrophen, bei denen Neugier oder Furcht alle auf die Straßen trieb, zeigten sie alle jene Merkmale, die Gustave Le Bon (La psychologie des foules, Paris 1895) als Charakteristikum der Volksmasse überhaupt betrachtet, die in der Vereinigung völlig unberechenbar, launenhaft, sinnlos tätig sei. Er übersah, daß das bloß von nichtorganisierten großen Massen von Menschen gilt, die

Digitized by Google

einander unbekannt, fremd sind und nur durch bloße Gerüchte, durch einen zufälligen Impuls auf die Straße getrieben und erregt werden.

In der orientalischen Großstadt wurden die Bedingungen großer Massenbewegungen gegeben, gleichzeitig aber durch den orientalischen Despotismus alle Möglichkeiten unterbunden, die ein zweckmäßiges Handeln dieser Massen ermöglicht hätten. Wie gelegentliche Verzweiflungsausbrüche mancher Dörfer, konnten auch gelegentliche Unruhen in der Stadt kaum anders enden, als in blutiger Niederschlagung. Siegte aber einmal doch die Volksmasse, etwa infolge einer Kopflosigkeit der Behörden, so wußte sie mit dem Siege nichts anderes anzufangen, als Plünderung und Zerstörung, was erst recht zum Zusammenbruch der Sieger führen mußte.

Von irgendeinem stetigen Kampf um neue politische oder soziale Ziele war dabei keine Rede.

Als ein Beispiel solcher Unruhen, wie sie die Stadt des Orients kennzeichnen, mag ein Vorfall dienen, der sich 390 unserer Zeitrechnung unter dem Kaiser Theodosius in Thessalonika ereignete (heute Saloniki, damals ganz einem orientalischen Despotismus unterworfen).

Der Kaiser hatte sich zu einem scharfen Vorgehen gegen Päderasten veranlaßt gesehen. In Thessalonika wurde daher ein sehr populärer Zirkuskutscher verhaftet, weil er einem schönen Jüngling nachgestellt hatte, der bei dem Befehlshaber der illyrischen Truppen, Butherich diente.

„Als in der nächsten Zeit öffentliche Wagenrennen stattfinden sollten, forderte das Volk seine (des verhafteten Wagenlenkers) Freilassung, damit er bei denselben mitwirken könne, doch wurde sie verweigert. Da brach der Pöbel, dem die Freude an den Zirkusspielen eines der wichtigsten Lebensinteressen war, in einen wilden Aufstand aus, und Butherich wurde dabei erschlagen."

Und das Resultat der Empörung?

„Der Kaiser gab den Befehl, das Volk von Thessalonika, wenn es bei seinen geliebten Spielen im Zirkus versammelt sei, wahllos niederzuhauen. Mit unheilvoller Eile wurde dies ausgeführt. Ueber zwei Stunden lang wüteten die Soldaten unter der dichtgedrängten Menge, und ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen, mordeten sie hin, was ihnen vor das Schwert kam. Man schätzt die Zahl der Opfer auf nicht weniger als 7000." (Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt, V., S. 229, 230).

Dies ein Pröbchen davon, aus welchen Veranlassungen unter dem orientalischen Despotismus städtische Unruhen entstanden und wie sie meist endeten.

Manche Städte mochten sich unter dafür günstigen Verhältnissen als unbändig erweisen :

„Vom ersten Augenblick ihrer Gründung an erscheinen die beiden Lagerstädte der irakisch-persischen Provinz, Bassra und Kufa, als Sitz

Digitized by Google

einer unruhigen, launenhaften und aufrührerischen Bevölkerung." (A. Müller, Der Islam, I., S. 290.)

Diese Städte waren so groß und bedeutend, daß ihre steten Unruhen die Staatsgewalt ernstlich schwächten. Aber nicht vermehrte Selbstverwaltung und Freiheit erwuchs daraus, sondern nur eine Förderung endloser Bürgerkriege zwischen allen möglichen Thronprätendenten.

Ganz anders, als in den Städten des orientalischen Despotismus sind heute in unseren Städten die Bedingungen für Massenbewegungen. Diese Bewegungen werden immer mehr organisierte, auf politische und soziale Ziele gerichtete.

Aber auch in den modernen Städten gibt es immer noch Gelegenheiten, bei denen unorganisierte Massen ohne solche Ziele zusammenkommen. So bei großen sportlichen Veranstaltungen. Solche Massen weisen unter Umständen auch heute noch die Merkmale des früheren „Pöbels" auf, wenigstens dort, wo Tagediebe der verschiedensten Klassen in ihnen überwiegen. Wenn irgend etwas Unvorhergesehenes sie reizt, etwa das Ausbleiben oder Versagen eines Lieblings, auf den hoch gewettet wird, ergreift auch solche Massen oft wilde Wut, die sich in sinnlosen Zerstörungen, etwa Niederreißung oder Einäscherung von Tribünen äußert.

Niemand wird in solchen Ausbrüchen Aeußerungen bewußter Klassengegensätze sehen.

Für die unteren Klassen waren also die Bedingungen für die Führung von Klassenkämpfen im alten Orient sehr schlecht.

b) Buhlen um die Gunst des Herrschers.

Besser waren die ausbeutenden Klassen daran. An Zahl geringer, konnten sich dadurch schon die Mitglieder jeder Klasse leichter zusammenfinden. Ueberdies waren sie oft von vornherein durch Verwandtschaft und Stammeszugehörigkeit, die im Staate zu einer Standeszugehörigkeit wurde, straff organisiert und der ganze Staatsapparat wirkte für sie, nicht gegen sie.

Andere der ausbeutenden Klassen, die nicht identisch waren mit dem erobernden Stamm, sondern sich neben ihm aus den ökonomischen Verhältnissen bildeten, die der Staat schuf, Kaufleute, Wucherer, Priester, bildeten berufliche Organisationen von ganz anderer Kraft, als die Zünfte der Handwerker, da sie Faktoren des staatlichen Lebens monopolisierten — die einen das Wissen, die anderen das Geld. Und sie konnten sich leichter, als die Zünfte, überlokal, national verbünden, da sie der Künste des Lesens und Schreibens mächtig waren.

Den Bewegungen der unteren Klassen standen die verschiedenen Klassen der Ausbeuter zumeist gemeinsam ablehnend, oft in bitterster Feindschaft gegenüber. Waren doch die arbeitenden Klassen der gemeinsame Nährboden, aus dem jede der

Digitized by Google

oberen Klassen ihre Existenzbedingungen sog. Allerdings nicht jede in gleicher Weise. Maßregeln, die bloß eine der ausbeutenden Klassen begünstigten und die das Huhn zu schlachten drohten, das die goldenen Eier legte, mochten wohl die Gegnerschaft und Abwehr der anderen Ausbeuter finden, die an den goldenen Eiern mit interessiert waren.

Doch nahmen die meisten Ausbeutungsverhältnisse höchst zersplitterte Formen an, verschieden für die verschiedenen Dörfer, die verschiedenen Straßen der Stadt, die verschiedenen lokalen Gewerbe.

Das hemmte ausgedehnte Klassenkämpfe auch der oberen Klassen und zwischen den oberen Klassen.

Ueber ihnen allen aber stand die staatliche Zentralgewalt, immer unabhängiger von ihnen und immer bestimmender für die Verhältnisse der Klassen zueinander.

Jeder Klassenkampf ist ein politischer Kampf, sagt schon das kommunistische Manifest.

Die Klassen und der Staat sind gemeinsam entstanden. Beide sind das Produkt desselben Vorgangs. Sie bleiben auch aufs engste voneinander abhängig. Jede Veränderung in den Machtverhältnissen der Klassen wirkt auf die Staatsgewalt zurück und umgekehrt jede Veränderung im Staate — die allerdings in letzter Linie immer ökonomisch bedingt ist — auf die Machtverhältnisse der Klassen.

Solange die Aristokratie direkt herrscht, der König von ihr abhängig ist, andere Ausbeuter daneben noch wenig zu sagen haben, ist das Verhältnis der Klassen zueinander im Staate ein sehr einfaches und wenig umstrittenes, da die Macht der Aristokraten durch die Unterworfenen doch nicht zu brechen ist.

Das ändert sich, sobald die Klassenzahl im Staate wächst und die staatliche Zentralgewalt unabhängiger von den oberen Klassen wird. Nun erscheint es möglich, daß eine Klasse gegen die andere einen Vorteil erlangt, nicht durch die Gewinnung eigener neuer Kraft, sondern durch die Gewinnung der Gunst des Staatsoberhauptes.

Das Wettrennen um die Gunst des Herrschers, das wird nun der Inhalt der Politik aller Klassen, der Inhalt aller Politik, auch der unteren Klassen. In Rußland pflegten die Bauern vom Tschinownik, dem Beamten, sowie vom Grundherrn an den Zaren zu appellieren, der leider ebenso weit war, wie der Himmel hoch.

Auch diese Politik war zum Teil ein Ergebnis von Klassengegensätzen, die sich in ihr äußerten. Sie konnte eine Form des Klassenkampfes werden. Doch mußte man besonders genau zusehen, um in diesem Buhlen der verschiedenen Klassen um die Gewinnung der Unterstützung des Staatsoberhauptes noch einen Kampf und noch einen Klassencharakter zu entdecken. Dieser Wettlauf der Servilität verlor bei den unteren Klassen natürlich

Digitized by Google

nicht den Charakter kleinlicher lokaler und lokalzünftiger Wünsche und nahm bei den oberen Klassen ganz den Charakter persönlicher Streberei an.

Dies Treiben drehte sich immer mehr nur um eine Person, die des Herrschers. Es wurde ein direktes Umschmeicheln, wenn man in der Lage war, zu ihm zu gelangen. Ein indirektes, wenn man nur zu einer jener Personen vordrang, die ihn repräsentierten, seinen Willen ausführten.

Wer ein solches Getriebe betrachtet, kommt leicht zu der Ansicht, hier handle es sich gar nicht um die Gegensätze ökonomisch sehr bestimmter Klassen, sondern nur um die ganz subjektiven und meist unberechenbaren einzelner Persönlichkeiten.

Die Mittel, den Herrscher zu beeinflussen und auf diese Art Politik zu machen, waren natürlich für die verschiedenen Klassen, ihrer Eigenart entsprechend, sehr verschieden.

Den unteren Klassen blieb nur übrig, zu bitten oder zu demonstrieren, ihre verzweifelte Lage zur Schau zu stellen. Auch die verschiedenen Empörungen dienten keinem anderen Zweck, soweit sie überhaupt einen Sinn hatten und nicht ganz triebartig aus aufreizenden Situationen herauswuchsen.

Den Geldleuten lag es nahe, wie alles, so auch die Gunst des Monarchen zu kaufen. Oft wurden sie direkt dazu aufgefordert, wenn er gerade in Geldnöten war — kein Ausnahmsfall. Aber nur die Reichsten der Geldleute verfügten über Schätze, die groß genug waren, den Reichsten der Reichen zu bestechen, den Beherrscher eines mächtigen und blühenden Staates.

Doch kam es ja im Staate nicht auf den Willen des Monarchen allein an. Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man zwar getrost nach Hause tragen, aber wenn ein Herrscher ein Edikt erlassen hat, ist damit noch lange nicht gesagt, daß es ausgeführt wird. Vieles kommt auf den Eifer und das Verständnis der unteren Beamten an. Wenn man in der Geschichte auf den Erlaß eines Monarchen stößt, der befiehlt, diesen oder jenen Mißbrauch abzuschaffen, so darf man nicht, wie mancher Historiker tut, daraus schließen, jener Monarch habe den Mißbrauch wirklich abgeschafft. Mit Sicherheit sagt uns der Erlaß nur, daß der Mißbrauch so lange bestand, bis der Herrscher von seinem Bestehen Kunde erhielt.

Je tiefer der Beamte in der Rangstufe steht, um so schlechter ist er bezahlt. Um so geringer die Summe, die erheischt ist, ihn irgend einem Geldgeber willfährig zu machen.

Andererseits kann man auch auf den Monarchen selbst oft mit geringeren Kosten indirekt wirken, als direkt, durch Erkaufung der Fürsprache von Leuten seiner Umgebung, einer Favoritin, eines Höflings, eines Kammerdieners, eines Eunuchen.

Ist die Bestechung ein Hauptmittel der Geldleute, um auf die Staatsgewalt zu wirken, so hat der Kriegsadel dieses Mittel

Digitized by Google

weniger nötig, er verfügt auch weniger darüber. Dafür ist er vom gleichen Stamme, wie der König, die Mitglieder des Kriegsadels sind teils sogar Verwandte des Monarchen, zum Teil gehören sie zu seiner ständigen Umgebung, zum Teil sind sie doch mit Personen dieser Umgebung verwandt, verschwägert, befreundet. So findet jeder Adelige Fürsprecher, von denen er hoffen kann, daß sie seine Anliegen zur Kenntnis des Großherrn bringen. Um so mehr ist das dort der Fall, wo ganze große Adelsgeschlechter oder Fraktionen, Parteien, gemeinsame Wünsche vorzubringen haben.

Im Despotismus ist die Intrige die beliebteste politische Waffe des Adels, wie die Bestechung die der Geldleute.

Doch selten ist ein Fürst imstande, die Appetite aller seiner Großen ausreichend zu befriedigen, um so mehr, da sie mit dem Essen wachsen. Auch sind ihre Interessen oft zu gegensätzlich, als daß er ihnen allen ohne Unterschied gerecht werden könnte. Er sieht sich nicht selten gezwungen, die einen oder die anderen vor den Kopf zu stoßen. Es gibt auch Fürsten, die geizig sind oder neidisch, argwöhnisch, boshaft, oder einfach dumm. Aus Vorkämpfern und Werkzeugen der Interessen der herrschenden Klassen können sie zu einer Gefahr für diese werden oder doch für einzelne ihrer Mitglieder. Ein Fürst dieser Art kann durch seine Politik die Sicherheit des ganzen Staates bedrohen. Er verfügt stets über die Mittel, einzelne Persönlichkeiten aus dem Wege zu räumen, wenn sie ihm unbequem oder gefährlich erscheinen. Er bedarf oft keines umständlichen gerichtlichen Verfahrens, das dem Angeklagten doch bestimmte Garantien gibt.

Von Wüterichen auf dem Thron wird viel weniger die Masse der arbeitenden Klassen bedroht, als die nächste Umgebung des Staatsoberhauptes, seine Generäle, seine Minister, seine Verwandten.

Gerade diese sind ihrerseits wieder am ehesten in der Lage, dem ihnen drohenden Verderben zuvorzukommen. Nicht selten geht von ihren Kreisen selbst die Initiative aus, einen Fürsten, den sie nicht nach Belieben dirigieren können, durch einen anderen, willfährigeren zu ersetzen. Mitunter wird der Empörer selbst zum Usurpator. Je nach den Mitteln, über die die Gegner des Herrschers verfügen, greifen sie zum Meuchelmord oder zur bewaffneten Erhebung.

Empörungen dieser Art darf man mit den Aufständen der unteren Klassen nicht verwechseln, doch kann eine Insurrektion der Aristokraten manchmal eine Erhebung im Volke fördern.

Die Insurrektionen des Kriegsadels sind oft wohl vorbereitet und sehr erfolgreich. Das gleiche gilt von den Palastrevolutionen des Hofadels.

Doch ändern derartige Umwälzungen auch im Falle des Erfolges ebensowenig am Charakter des Staates, als die Verzweif-

Digitized by Google

lungsaufstände der Ausgebeuteten es vermögen. Die Persönlichkeit des Herrschers, das Personal seiner Umgebung wechselt, der Despotismus bleibt und mit ihm sein Regierungsapparat.

Demonstrationen und Verzweiflungsausbrüche auf der einen Seite, Bestechung, Intrige, Meuchelmord, Staatsstreich, Bürgerkrieg auf der anderen, das sind die Methoden der politischen Betätigung im despotischen Staat. Diese Betätigung ist selten ein ausgesprochener Klassenkampf. Sie ist auch nicht immer in letzter Linie auf einen Klassengegensatz zurückzuführen. Oft sind die Gegensätze, die um die Beeinflussung oder den Besitz der Staatsmacht ringen, bloß lokaler, beruflicher oder sogar nur persönlicher Natur.

Ist auch jeder Klassenkampf seiner Natur nach ein politischer Kampf, ein Kampf um politische Ziele, oder doch mit politischen Wirkungen, so besagt das keineswegs, daß jeder politische Kampf ein Klassenkampf ist. Allerdings gibt es wenige politische Kämpfe. die nicht auch die Verhältnisse von Klassen beeinflussen. Der Staat und die Klassen bedingen einander, stehen in ununterbrochener Wechselwirkung miteinander.

c) Unbeweglichkeit des Orients trotz aller Unruhe.

Nie wird im alten Orient das Ziel des politischen Kampfes ein gesellschaftlich revolutionäres, auf Herbeiführung einer höheren Gesellschaftsordnung gerichtetes, nicht einmal dort, wo er aufs intensivste gesteigert wird zum bewaffneten Aufstand mit dem Ziele des Umsturzes der gegebenen Staatsmacht.

Wir haben gesehen, solche Aufstände werden im Orient in der Regel nur dort erfolgreich, wo sie von den Großen des Reiches ausgehen, die sich nicht empören, um einem gegebenen Ausbeutungsverhältnis ein Ende zu machen, sondern nur, um sich selbst an Stelle anderer Nutznießer dieses Verhältnisses zu setzen.

Diese Empörer sind sozial konservativ.

Die unteren ausgebeuteten Klassen dagegen, die alles Interesse daran hätten, das Joch der Knechtung und Ausbeutung abzuwerfen, sind viel zu schwach, das auch nur zu versuchen. So weit ihre Empörungen sich überhaupt Ziele setzen, sind diese in der Regel kleinlicher Natur und nicht danach angetan, die gegebenen Klassenverhältnisse irgendwie umzuwälzen.

Gelegentlich hat es allerdings sogar im Orient Erhebungen der unteren Klassen gegeben, die glückten und einen sozialen Umsturz herbeiführten. Aber nicht für lange. Und eine neue Produktionsweise führten sie nicht herbei. Bald waren die alten Zustände wieder hergestellt. Es fehlten eben alle Bedingungen zu einer sozialen Neugestaltung.

In seiner „Weltgeschichte" veröffentlicht Delbrück ein merkwürdiges Dokument, „die Klage eines ägyptischen Priesters", von

Digitized by Google

der er annimmt, sie stamme aus der Zeit ums Jahr 2400 v. Chr., als in Aegypten die Regierung gestürzt wurde. Delbrück sieht in dem Schriftstück eine Beschreibung dieser Revolution.

Der ägyptische Priester klagt:

„Die Listen sind fortgenommen, die Sackschreiber sind ausgetilgt und jeder kann sich Korn nehmen, wie er will. Die Bureaus stehen offen, die Personenlisten sind weggenommen und Untertanen gibt es nicht mehr. In den Gerichtssälen gehen die Geringen ein und aus und das Haus der Dreißig (der höchste Gerichtshof) ist entblößt — (verödet? K.) Jede Stadt sagt: wir wollen die Starken (die Herren? K.) aus unserer Mitte jagen, und nun dreht sich das Land, wie eine Töpferscheibe tut: die hohen Räte hungern und die Bürger müssen an der Mühle sitzen, (und mahlen K.), die Damen gehen in Lumpen, sie hungern und wagen nicht zu sprechen, die Söhne der Vornehmen sind nicht mehr zu erkennen und ihre Kinder wirft man auf die Straße und schlägt sie an die Mauer."

„Die Sklavinnen können das große Wort führen, Raub und Mord herrschen im Lande, die Städte werden zerstört, die Gräber erbrochen und die Bauten verbrannt. Man wagt nicht mehr zu ackern, man baut nicht mehr und Holz wird nicht mehr ins Land gebracht. Das Land ist wüst wie ein abgeerntetes Flachsfeld; es gibt kein Getreide mehr und vor Hunger raubt man den Schweinen das Futter. Niemand achtet mehr auf Reinlichkeit, man lacht nicht mehr und die Kinder sind des Lebens überdrüssig. Der Menschen werden weniger, die Geburten nehmen ab und schließlich bleibt nur der eine Wunsch, daß doch alles zugrunde gehen möge."

„Die Beamten sind abgetan, sind verjagt, kein Amt ist mehr an seinem Platze und das Land wird von wenigen sinnlosen Leuten des Königstums beraubt. Und nun beginnt das Reich des Pöbels, er ist obenauf und freut sich dessen in seiner Weise. Er trägt das feinste Leinen und salbt seine Glatze mit Myrrhen, hat ein großes Haus und Speicher, dessen Korn freilich einem anderen gehört hatte. Er hat Herden und Schiffe. die auch einmal einen anderen Besitzer hatten. Sonst ging er selbst als Bote, jetzt freut es ihn, andere auszuschicken. Er schlägt die Harfe und seine Frau, die sich früher im Wasser besah, paradiert jetzt mit einem Spiegel. Auch seinem Gotte, um den er sich sonst nicht kümmert, spendet er jetzt Weihrauch — allerdings den Weihrauch eines anderen."

„Während so jene, die nichts hatten, reich geworden sind, liegen die einstmaligen Reichen schutzlos im Winde ohne Bett, zerlumpt und durstig. Der nichts hatte, besitzt jetzt Schätze und ein Fürst lobt ihn, selbst die Räte des alten Staates machen in ihrer Not den neuen Emporkömmlingen den Hof." (S. 49, 50.)

Vieles in dieser Klage eines Verehrers des vor mehr als 4000 Jahren gestürzten Regimes erinnert uns an weit näher liegende Verhältnisse. Allerdings nicht die überraschende Bemerkung, daß die armen Leute sich um ihren Gott nicht kümmerten. Nur die reichen Leute scheinen sich damals den Luxus der Frömmigkeit erlaubt zu haben. Offenbar deshalb, weil die Gunst des Gottes nur mit reichlichen Gaben zu erkaufen war. Wer nichts zu bringen vermochte, hatte keine Aussicht auf Gottes Hilfe und bemühte sich nicht erst darum.

Digitized by Google

Die Umwälzung, von der diese Klage uns Bericht gibt, darf sicher als eine sehr gründliche angesehen werden, auch wenn wir annehmen, daß der Klagende, der zur gestürzten Partei gehörte, übertreibt. Aber eine neue Produktionsform ist aus ihr nicht hervorgegangen, es sind bloß manche Arme reich und manche Reiche arm geworden. Sehr wichtig für die davon betroffenen Personen, aber ohne Bedeutung für den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung.

Worauf dieser ägyptische Umsturz schließlich hinauslief, wissen wir nicht. Jedenfalls bestanden bald darauf wieder die alten Verhältnisse. Dennoch ist ein solcher Umsturz in der Geschichte des Orients etwas Unerhörtes.

Oefter dagegen kommt eine andere Art von Erhebungen unterdrückter Elemente im orientalischen Staat vor, die unter Umständen dauernd gelingen können, aber auch keinen sozialen Fortschritt bedeuten.

Wenn wir bisher von widerstandslosen Massen redeten, hatten wir einerseits die Arbeiter der Städte, andererseits die Bauern der fruchtbaren Flußebenen im Auge. Von der Unterwerfung der letzteren ging die Bildung der ersten Staaten aus, auf ihnen und auf den städtischen Arbeitern beruht deren Reichtum.

Doch im Fortgang ihrer Ausdehnung sehen sich die Staaten oft gezwungen, Gebiete zu annektieren, die schwer zugänglich, wenig fruchtbar sind, deren Bewohner höchst kriegerisch und freiheitsdurstig sind. Es kostet oft Mühe, sie zu überwinden, und nicht minder große Mühe, sie im Zaume zu halten. Ihre Ueberwindung ist selten gewinnreich, meist nur notwendig, um sich gegen ihre Einfälle zu schützen oder den Durchgang zu hinter ihnen liegenden reichen Gegenden zu gewinnen. Am bequemsten ist es, sie zu kaufen, ihre Krieger in Solddienst zu nehmen. Wo das nicht gelingt, geht man zum Gegenteil über, man erschlägt ihre Krieger und nimmt dem Stamm seine Waffen. Aber dies Verfahren wirkt nicht immer auf die Dauer. Manchem Kriegsmann, der zum Tod bestimmt ist, gelingt es zu fliehen; die am Leben gelassenen Frauen ziehen eine neue Generation auf. Die Unwegsamkeit der Gegend lockt Flüchtlinge aller Art an, die sich mit den am Leben gebliebenen Eingeborenen vereinigen.

So werden solche Stämme von Zeit zu Zeit wieder kampfkräftig und benutzen dann jede Verlegenheit des Staates, dem sie einverleibt wurden, um sich zu empören.

Aufstände solcher Art sind keineswegs von vornherein aussichtslos. Aber auch sie stellen sich keine ökonomisch revolutionären Ziele. Was sie im besten Falle erstreben, ist die Rückkehr zur Vergangenheit, zum vorstaatlichen Stadium. Diese Rebellen können sozial nichts anderes sein, als Reaktionäre. Sie können den Staat zerstören, aber nicht auf eine höhere Stufe erheben.

Digitized by Google

Der Despotismus ist die höchste Form, die der Staat im alten Orient — und der reicht bis in unsere Tage — zu erreichen vermag. Es gibt keine Kraft im Staate, die ihn darüber hinaus zu erheben vermöchte, ebenso wie es in der alten Gesellschaft keine Kraft gab, die imstande gewesen wäre, der steigenden Verelendung der arbeitenden Massen dauernd entgegenzuwirken.

Der soziale Stillstand der orientalischen Staaten bis ins 19. Jahrhundert hinein, das heißt, bis das industrielle Kapital auch sie erfaßte, ist europäischen Beobachtern längst aufgefallen.

Wir haben auch schon bemerkt, daß es absurd ist, diesen Stillstand irgendeiner mystischen Rassenveranlagung zuzuschreiben. Als ob es in den orientalischen Staaten nicht die verschiedensten Rassen gäbe.

Marx führte diese Unbeweglichkeit zurück auf die Unveränderlichkeit der Produktionsbedingungen im Dorfe, also der ökonomischen Grundlage des Staates.

„Der einfache produktive Organismus dieser sich selbst genügenden Gemeinwesen, die sich beständig in derselben Form reproduzieren und, wenn zufällig zerstört, an demselben Orte mit demselben Namen wieder aufbauen, liefert den Schlüssel zum Geheimnis der Unveränderlichkeit asiatischer Gesellschaften, zu der einen so auffallenden Gegensatz bildet die beständige Auflösung und Umbildung asiatischer Staaten und rastloser Dynastienwechsel. Die Struktur der ökonomischen Grundelemente der Gesellschaft bleibt von den Stürmen der politischen Wolkenregion unberührt." (Kapital, I. Volksausg., S. 305.)

Die gleiche Konstatierung macht neuerdings Delbrück im 1. Bande seiner „Weltgeschichte". Er weist darauf hin, daß zwischen Hammurabi und Nebukadnezar derselbe zeitliche Zwischenraum ist, wie zwischen den Kaisern Justinian und Wilhelm I., nämlich 13 Jahrhunderte. Aber so groß der Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Zuständen des 6. und des 19. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, so gering der zwischen denen Hammurabis (um 1900 v. Chr.) und Nebudkadnezars (6. Jahrhundert v. Chr.):

„Es ist daher nicht unnatürlich, daß man von der Unbeweglichkeit und langsamen Entwicklung des Orients gesprochen hat und dann doch wieder darauf hingewiesen (Winkler), daß die Geschichte Vorderasiens nicht weniger Konflikte, Krisen und Katastrophen, Auftauchen und Verschwinden von Völkern und ganzen Völkergruppen aufweise, als etwa die Geschichte Westeuropas. Von dieser positiven Feststellung muß man aber dann doch wieder zu der Vorstellung von dem Beharren des Orients zurückkehren, denn die Krisen bringen nichts wirklich Neues hervor." (S. 82.)

Diese soziale Unbeweglichkeit der Staaten des Orients verhindert jeden von ihnen daran, sich über einen gewissen Höhepunkt der Entwicklung zu erheben, und bedroht jeden von ihnen mit schließlichem Verfall.

Dazu gesellt sich aber noch ein anderes Moment, das, nach glänzenden Aufstieg, den Niedergang beschleunigt.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Der Untergang des Staates.

Die produktiven Tätigkeiten in einem Staate können gedeihen, seine Landwirtschaft und Industrie blühen, und doch wird der Staat verfallen, wenn seinen herrschenden Klassen die Fähigkeiten des Kriegführens und Regierens abhanden kommen, die es ihnen ermöglichten, den Staat zu begründen. Auch hier müssen wir bemerken, daß wir noch nicht vom heutigen Staate handeln.

Daß eine herrschende Klasse diese Fähigkeiten im Laufe der Zeit verliert, war bisher geradezu ein Naturgesetz.

Seine Fähigkeiten der Kriegführung (die auch die des Kommandierens in sich schlossen) erwarb ein erobernder Stamm in harten Existenz- und Kampfbedingungen, in denen er lebte, ehe er einen Staat begründete. Durch diesen Akt schuf er für sich neue Lebensbedingungen, die nicht immer dazu angetan waren, die Tugenden des Kriegers und Herrschers in ihm zu kräftigen, und die immer mehr in entgegengesetztem Sinne wirkten, je mehr der Staat sich befestigte und ausdehnte.

Zunächst allerdings mochten diese Tugenden in ihm noch verstärkt werden, da er (das heißt seine Männer) nun ganz ausschließlich auf die Tätigkeiten der Kriegführung und Staatsverwaltung verwiesen und von der Teilnahme an produktiver Arbeit immer mehr, schließlich ganz enthoben wurde.

Krieg zu führen, zu kommandieren, seine Macht darzutun, kann ebenso zu einer wahren Leidenschaft werden, wie irgendein Sport. Diese Art der Betätigung war den Bauern und Städtern verhaßt, aber die Nomaden, denen der Krieg zu einer wichtigen Erwerbsquelle geworden war, sahen in ihm nicht bloß ein Mittel der Bereicherung, sondern auch eine willkommene Unterbrechung der Monotonie des Daseins. Sie suchten ihn, und das gleiche war der Fall mit dem aus ihnen bei der Staatsbildung hervorgehenden Kriegsadel.

Aber so große Genüsse Kriegführen und Kommandieren sowie die Jagd, die Vorübung zum Krieg, den Aristokraten bieten mochten, sie genügten doch nicht, das Leben auszufüllen. Man verlangte auch nach Genüssen in den Ruhepausen, die dem Manne gegönnt waren, wenn er heimkehrte von seinen Auszügen ins feindliche Leben.

Einer der primitivsten Genüsse, die für die Zeiten der Ruhe in Betracht kommen, besteht in der Befriedigung des Hungergefühls, in der Sättigung.

Beim Raubtier, das lebende Tiere jagt, ist die Gewinnung von Futter viel mehr von Zufällen abhängig, als beim Pflanzenfresser. Es vermag daher, wenn es einmal eine Beute in seine Krallen bekommt, oft ungeheure Mengen Nahrung zu verzehren, die dann für lange vorhalten muß.

Digitized by Google

Das gleiche gilt vom Menschen, sobald er zum Jäger wird. Er vererbt seine Freßsucht auf seine Nachkommen, selbst wenn sie unter Verhältnissen leben, in denen ihre Nahrungszufuhr gesichert ist. Die Herren, die über zahlreiche Tribute verfügen, deren Tisch stets gedeckt ist, rechnen reichliche Mahlzeiten zu den wichtigsten Genüssen ihrer Ruhezeiten. Je weniger der Hunger dabei in Betracht kommt, desto wichtiger wird der Gaumenkitzel, der mit manchen Speisen verbunden ist.

Noch wichtiger aber als das Essen wird, namentlich für die Männer, das Trinken, sobald die Technik so weit ist, aus manchen pflanzlichen Bestandteilen Getränke herzustellen, die nicht nur wohlschmecken, sondern auch Gefühle der Fröhlichkeit, der Kraft, des Ueberschwangs hervorrufen.

Die Rauschgifte, von denen der Alkohol das verbreitetste ist, treten schon im Jägerstadium auf. Doch verfügen zu ihrem Glück die Jäger ebenso wie die Nomaden, vielfach auch noch nicht die Bauern über die technischen Fähigkeiten, große Mengen von Rauschgetränken zu erzeugen und aufzubewahren. Die umherziehenden Menschen vermögen auch nicht viel davon mit sich zu transportieren. Erst die Wunder der kapitalistischen Technik geben den Kapitalisten der verschiedensten Nationen die Möglichkeit, das Gift massenweise den arbeitenden Klassen und den Wilden zuzuführen und daraus reichen Nutzen zu ziehen.

Der frühere Kriegsadel legt keinen Wert darauf, die Massen zu vergiften und dies zu einer Quelle neuer Ausbeutung zu gestalten. Wohl aber kommt es ihm sehr darauf an, sich selbst in seinen Ruhezeiten tüchtig zu berauschen, und die Ausbeutung, die er übt, setzt ihn meist in die Lage, es ausreichend zu tun.

Die Arbeiter kommen im vorkapitalistischen Zeitalter nur selten im Jahr in die Lage, sich einen Rausch anzutrinken und dadurch ihr Elend zu vergessen. Für die wohlhabenden Klassen und namentlich die Krieger besteht dagegen fast immer in den Ruhepausen ihrer Tätigkeit die Möglichkeit, sich einen gewaltigen Rausch zu holen, und sie machen reichlich Gebrauch davon.

Selbst die so ästhetischen und philosophischen Griechen waren dem Suff sehr ergeben. Auch ein Sokrates und Plato fanden nichts daran auszusetzen.

In seinem Buch über den Staat (II, § 363) spricht Plato von den Belohnungen, die die Götter den tugendhaften Menschen zuteil werden lassen. Da sagt er unter anderem, nachdem er Aeußerungen Hesiods und Homers darüber zitiert:

„Musäus und sein Sohn verheißen den Gerechten noch herrlichere Dinge. In ihrer Darstellung lassen sie sie in den Hades kommen, wo sie sich lagern und den Frommen ein Gelage (Symposion) bereitet wird. Bekränzt bleiben sie dort und berauschen sich ununterbrochen, denn sie meinen, der schönste Lohn der Tugend sei ewiger Rausch (Methen aionion)."

Digitized by Google

Auch im Deutschen bringt der Sprachgebrauch das Wort Seligkeit mit dem Begriff der Berauschtheit in enge Verbindung.

Namentlich beim makedonischen Adel konnte diese Art der Seligkeit tatsächlich ein ewiger Zustand genannt werden. Alexander des Großen Vater Philipp leistete hervorragendes auf diesem Gebiete. Manche Historiker suchen dies damit zu entschuldigen, daß er seinen Kriegsadel nicht im Zaume halten konnte, wenn er nicht mit ihm trank. Unter Alexander, nach der Besiegung der Perser, wurde das Uebel womöglich noch ärger. Die schlimmsten Greueltaten werden von Alexander und seinen Generälen berichtet, die sie im Suff begingen, darunter die bekannteste die Tötung des Generals Klitus, der Alexander in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte. Volltrunken setzte der General die Taten Alexanders herab, was diesen, der nicht minder trunken war, so wütend machte, daß er seinen Lebensretter auf dem Platze niederstach.

Alexander starb früh, erst 33 Jahre alt, wenige Wochen nach seinem Jugendfreund Hephästion. Beide hatten sich vorzeitig durch ewige Gelage aufgerieben.

Vielleicht noch verderblicher als der Wein wurde für die Herren der Welt das Weib.

Welches immer die primitiven Eheformen sein mochten, die ursprüngliche ökonomische Gleichheit in jedem Gemeinwesen hinderte schon, daß ein Mann in der Regel mehr als eine Frau hatte. Auch wenn Vielweiberei erlaubt war, konnten höchstens manche besonders erfolgreiche Krieger oder Jäger sich den Luxus zweier Frauen erlauben. Und die Mühsale des Lebens waren so groß, daß bei den Jägern allgemein ihre geschlechtliche Kälte auffällt.

Das änderte sich, als die Sklaverei aufkam. Neben den Frauen, um die man bei ihren Familien werben und deren wertvolle Arbeitskraft man ihnen meist reichlich ersetzen mußte, konnte der siegreiche Krieger nun kriegsgefangene Frauen als Sklavinnen in seinen Haushalt aufnehmen, als illegitime Kebsweiber, deren Kinder minderen Rechtes waren, als die ebenbürtiger Gattinnen.

Aber auch bei den Nomaden waren die Schwierigkeiten des Transports der Haushaltungen zu groß, als daß nicht ebenso wie die Größe des Haushaltes auch die Zahl der Sklavinnen beschränkt gewesen wäre, die er neben den legitimen Frauen umfassen durfte.

Diese Schwierigkeiten fallen weg bei den Kriegern, die sich ansässig machen. Und gleichzeitig eröffnet der Besitz der Staatsgewalt neue Quellen zur Gewinnung von Sklavinnen. Einer der wichtigsten Tribute, die den Unterworfenen auferlegt werden, ist die alljährliche Lieferung schöner Jungfrauen an die Haushaltungen der Großen und des Königs, von denen sie nach Belieben und nach Geschmack als Dienerinnen der Hausfrau im Haushalt

Digitized by Google

oder als Dienerinnen der Liebe des Hausherrn verwendet werden, vielfach als beides.

Die Harems der Großen im Reiche und vor allem der des Großkönigs oder Sultans selbst nehmen jetzt riesige Dimensionen an.

Von Darius Hystaspis wird berichtet, er habe 360 Beischläferinnen gehabt, für jede Nacht im Jahr eine. Nach dem Buch Esther (II, 14) durfte ein Mädchen, mit dem sich der König eine Nacht vergnügt hatte, ihm nicht wieder zugeführt werden, es sei denn, er habe ausnehmendes Gefallen an ihr gefunden und verlange eigens nach ihr. Aber alle, die er benutzt hatte, blieben im Harem und wurden niemand sonst zugänglich. Um den Bedarf des königlichen Harems zu decken, wurden Beamte ausgesandt, um in allen Provinzen des Reiches auf schöne Mädchen zu fahnden (II., 3).

Zu der Haremswirtschaft gesellte sich die Prostitution. Wenn man die Früchte preist, die der staatlichen Zivilisation entsprossen sind, darf man diese zwei Erscheinungen nicht vergessen.

Die Ursprünge der Prostitution sind dunkel, aber man darf wohl annehmen, daß sie eine Eigentümlichkeit der Stadt bildet. Auf dem Lande und bei primitiven Völkern kann man wohl freie, ungeregelte Liebe neben legitimer finden. Hingabe der Frau an den Gastfreund, um diesen zu ehren und ähnliche Erscheinungen. Aber das alles ist nicht Prostitution, gewerbsmäßige Hingabe des Körpers gegen Entgelt.

Die erste Ursache der Prostitution suche ich in dem Auftauchen von Fremden in der Stadt, Händlern und Söldnern, die nicht in ihr zu bleiben gedenken und die ihren Haushalt vorübergehend verlassen haben, zu dem sie wieder zurückkehren wollen. Sie können weder Frauen noch Sklavinnen mit sich herumführen und dürfen sich auch an den freien Frauen der Stadt, in der sie sich gelegentlich aufhalten, nicht vergreifen; auch nicht an dem Eigentum, den Sklavinnen anderer.

Wollen sie ihre geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigen, ist es für sie das naheliegendste, von Besitzern von Sklavinnen solche für gelegentlichen Gebrauch zu mieten.

Die Mietung von Sklaven für bestimmte Zwecke war durchaus nichts Ungewöhnliches. In Notlage befindliche freie Frauen der unteren Klassen mochten dahin gebracht werden, sich selbst zu vermieten. Auch auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen finden wir im Orient und der Antike die Konkurrenz sklavischer und freier Arbeitskräfte.

Daß es die Fremden waren, aus deren Bedürfnissen die Prostitution hervorging, ist leicht begreiflich. Die Großen und Reichen im Lande hatten ihre Harems und brauchten die Prostitution nicht. Bei den Handwerkern waren die Produktionsmittel so geringfügig, die zum Betrieb des Gewerbes notwendigen Kennt-

Digitized by Google

nisse so gering, daß der einzelne früh ökonomisch selbständig wurde und ein Weib freien konnte. Bloß die Fremden in der Stadt hatten keines.

Auf die Wahrscheinlichkeit, daß die Prostitution zuerst durch die Fremden veranlaßt wurde, und vornehmlich ihnen diente, seien es auswärtige Kaufleute oder Söldner, wurde ich hingeführt durch eine Mitteilung des Herodot. Der sagt von den Babyloniern:

„Seitdem sie (die Babylonier) unterworfen worden und in Bedrängnis geraten und heruntergekommen sind, führen die Leute aus dem Volke, denen es an Unterhaltsmitteln fehlt, ihre Töchter der Hurerei zu . . . die schimpflichste der Sitten bei den Babyloniern ist folgende: Jede Frau des Landes muß sich einmal in ihrem Leben beim Tempel der Aphrodite niedersetzen, um sich von einem ausländischen Mann beschlafen zu lassen. . . . Da kommen dann die Fremden und suchen sich eine aus. Wenn ein Weib einmal dort sitzt, so darf sie nicht eher wieder nach Hause, als bis ein Fremder ihr Geld in den Schoß gelegt und sie außerhalb des Heiligtums beschlafen hat. Wenn er das Geld hinwirft, muß er sprechen: Ich rufe die Göttin Mylitta an. Die Assyrier nennen nämlich die Aphrodite Mylitta. Das Geld darf nun beliebig viel sein, sie darf es nicht zurückweisen, das ist nicht gestattet, denn das Geld ist Gott geweiht. Mit dem ersten, der ihr das Geld hinwirft, muß sie gehen, darf keinen abweisen.

Hat sie sich nun beschlafen lassen und dadurch der Göttin geweiht, so wird sie nach Hause entlassen, und mag man ihr auch noch soviel bieten, sie gibt sich nicht mehr dazu her." (I, 199.)

Dieser sonderbare Brauch hat die verschiedenste Beurteilung erfahren. Nicht selten wurde er als ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Weibergemeinschaft betrachtet, so von Bachofen in seinem „Mutterrecht", (S. 270) und Lippert in seiner „Kulturgeschichte", (II., S. 16). Von Bachofen hat Engels diese Auffassung übernommen. (Ursprung der Familie, S. 35.)

Ganz abgesehen davon, daß die Annahme der ursprünglichen Weibergemeinschaft nur noch wenige Anhänger findet, wird bei der Deutung des Herodotschen Berichtes folgendes übersehen: Berichte aus anderen Völkerschaften, die von gelegentlichem Zwang der Frauen zu wahlloser Hingabe erzählen, beziehen sich auf Hingabe an die Mitglieder des eigenen Stammes. Es wird angenommen, daß die Frau von altersher allen Männern des Stammes zu Gebote stehen mußte, von welcher Verpflichtung sie sich später durch ein einmaliges Keuschheitsopfer loskaufen konnte. Wie immer man diese Berichte deuten mag, sie sind nicht in eine Linie zu stellen mit dem über Babylon.

Dort handelt es sich um eine Hingabe an Fremde. Und das erscheint mir das Bemerkenswerteste an dem von Herodot mitgeteilten Brauch. Er kann nicht ein Ueberbleibsel der Urzeit sein, denn der Fremde bildet da eine so seltene Ausnahme, daß man nicht seinetwegen alle Frauen des Stammes bemüht hätte. Der Brauch kann nur eine spätere Neueinführung sein, ein Ergebnis von Schwierigkeiten und Mißständen, die sich in einer Stadt

Digitized by Google

herausstellten, sobald die Menge der Fremden dort sehr zahlreich geworden war.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Frauen der herrschenden Klassen, der Krieger und Priester, auch von dem Brauch betroffen wurden. Es werden nur die Frauen der Unterworfenen gewesen sein, die sich ihm zu fügen hatten. Herodot spricht zwar auch von reichen Frauen, die zum Mylittatempel mit zahlreicher Dienerschaft kamen, aber nicht von Patrizierinnen. Reiche gab es auch außerhalb der Aristokratie.

Den Unterworfenen mag der Brauch aufgezwungen worden sein, nicht gerade als Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs, sondern vielmehr als ein Mittel, Mißständen abzuhelfen, die ein zu ausgedehnter Fremdenverkehr hervorgerufen hatte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Erklärung alles Dunkel beseitigt, das über dem sonderbaren Bericht schwebt, sondern nur, daß man seine Erklärung nicht in Nachklängen der Urzeit, sondern in neueren Zuständen suchen soll, die Staat, Handel, Söldnerwesen mit sich brachten. Eine vollständige Aufklärung wird sich kaum erreichen lassen, solange wir nicht die Zustände kennen, die dem Aufkommen des Brauchs vorhergingen und ihn herbeiführten.

Hier wird auf ihn nur deshalb aufmerksam gemacht, weil er auf den Zusamenhang zwischen entgeltlicher Liebe und starkem Fremdenzustrom hinweist.

Natürlich wird die Fronarbeit im Dienste der Liebesgöttin nicht die allgemeine Form der ersten Prostitution gewesen sein. Ihre spätere allgemeine Form war die weiblicher Mietlinge, unfreier oder freier, von denen die letzteren unter günstigen Umständen sozial eine höhere Stellung erreichen konnten, als die legalen Matronen. Stets wird den Ausgangspunkt der Prostitution die Nachfrage der Fremden gebildet haben. Sie gedeiht heute noch am üppigsten in Hafen- und Fremdenstädten. War sie aber einmal da, dann wurde sie auch von Einheimischen in Anspruch genommen, so weit deren soziale Lage ihnen ein Genußleben ermöglichte.

Harem und Prostitution sind zwei gewaltige Mittel, Weiber zu schaffen, die ausschließlich vom Liebesgenuß und für ihn leben, ihn immer raffinierter gestalten und denen es gelingt, die Zahl der von vornherein schon willigen Toren der herrschenden Klassen immer mehr anschwellen zu lassen, die sich für dieselben Frauen, die ihre Opfer sind, und durch sie ruinieren.

Das Berliner Sprüchlein:

Die Liebe und der Suff,
die reibt den Menschen uff,

ist gerade nicht sehr tiefsinnig, aber seine Wahrheit ist unleugbar. Diese beiden Elemente vereint reiben aber nicht bloß den ein-

Digitized by Google

zelnen Menschen auf, sondern schließlich ganze Klassen und damit die von ihnen beherrschten Staaten.

Selbst für die Spekulanten auf die ewige Seligkeit scheinen ewige Liebe und ewiger Rausch gleichzeitig zu viel gewesen zu sein. Wir haben gesehen, daß der Grieche Musäus nur vom ewigen Rausch im Jenseits ohne Liebe träumte, Mohammed dagegen erwartete nur ewige Liebesverzückung ohne Suff.

Manche Christen brachten es allerdings fertig, den Seligen beides in unbegrenztem Maße in Aussicht zu stellen, wie Irenäus. (Zitiert in meinen „Vorläufern des neueren Sozialismus", 2. Aufl., I., 35.)

In den Evangelien selbst wird den Aposteln indes nur in Aussicht gestellt, daß sie sich mit dem Erlöser im Reiche seines Vaters an dem Gewächs des Weinstocks erfreuen werden (Matthäus 26, 29). Der Himmel war damals noch nicht trocken gelegt.

Es gab keine Aristokratie, die den Verführungen des Genußlebens standgehalten hätte, die um so stärker auf sie einwirkten, je ausgedehnter der Staat, je größer seine Reichtümer, je größer die Zahl der männlichen und weiblichen Diener, deren einzige Aufgabe darin bestand, das Genußleben zu verfeinern und seine Lockungen zu vermehren.

Die tätige Teilnahme am Kriegführen und Regieren trat dabei für die Herren um so mehr zurück, je mehr Söldner und Bureaukraten da waren, die ihnen diese Arbeiten abnahmen.

Die Herrscher förderten noch die Entwicklung, meist durch ihr eigenes Beispiel, da sie denselben Einflüssen unterlagen, und über dieselben Genußmittel verfügten, wie die ganze Aristokratie, ja, naturgemäß in noch höherem Maße als diese. Nicht selten aber geschah die Korrumpierung des Adels an den fürstlichen Höfen bewußt, absichtlich, um seine Gelüste nach Selbständigkeit gegenüber dem Monarchen zu brechen.

Diese Entwicklung war unwiderstehlich, denn es erstand keine soziale Macht, die imstande gewesen wäre, der Ausbeutung und dem Despotismus ein Ende zu machen.

Den unteren Klassen fehlte dazu die Kampfesfähigkeit. In den oberen war niemand, der den ernsthaften Willen dazu besaß.

Wohl gab es nicht wenige der Herrschenden, die mit Besorgnis den moralischen Niedergang ihrer Klasse, das Schwinden ihrer Fähigkeiten des Kriegführens und Regierens verfolgten. Aber es fiel ihnen nicht ein, den Faktoren entgegenzutreten, aus denen die Verlotterung hervorging. Sie hätten es auch nicht gekonnt, denn es waren dieselben Faktoren, auf denen ihre Macht, ja ihre Existenz beruhte. Es war nun einmal das Verhängnis der herrschenden Klassen, daß dieselben Faktoren, auf die sich ihre Macht stützte, diese Macht untergruben.

Den Gegnern des sittlichen Verfalls blieb nichts übrig, als Sittensprüchlein zu predigen, die keinen Erfolg erzielen konnten.

Digitized by Google

Auch diejenigen, die darüber verzweifelt oder vom Genußleben übersättigt waren, vermochten es nicht, eine Staats- und Gesellschaftsordnung anzustreben, die besseren Bestand versprach. Solchen Elementen blieb nur eines übrig: die Weltflucht, die Askese, die alle Genüsse des Lebens für eitel erklärte, wie es Buddhisten und Christen taten. Diese Weltflucht bedeutete aber damals den Verzicht nicht bloß auf die Genüsse dieser Welt, sondern auch den Verzicht auf die Arbeit. Wurden jene als verderblich erkannt, so war diese verhaßt. Glückseligkeit schien ja doch nur erreichbar ohne Geniessen und ohne Arbeiten in dumpfem Spintisieren und Träumen über sich und die Welt.

Diese Stimmung konnte sich zeitweise breiter Schichten in den unteren, wie in den oberen Klassen bemächtigen. Aber den verfallenden Staat zu retten, war sie gerade nicht das geeignetste Mittel. Sie bewirkte nur, daß er auch noch von einer anderen Seite untergraben wurde.

Der Verfall einer herrschenden Klasse konnte langsamer oder rascher vor sich gehen. Das wurde durch vielerlei Umstände bedingt. Am raschesten ging der Verfall dort vor sich, wo ein erobernder Stamm oder Stämmeverband sich eines schon hochentwickelten Staates bemächtigte, in dem die Mittel der Schwelgerei bereits zahlreich und sehr ausgebildet waren.

Die Meder hatten sich kaum des Babylonischen Reiches bemächtigt, so fingen sie auch schon an, zu verweichlichen. Dazu kam, daß ihr Regime durch Verheerungen skythischer Nomaden unterbrochen wurde, die keine neuen Staaten gründeten, sondern nur die bestehenden furchtbar verwüsteten und erschütterten. Damals brach das Assyrerreich zusammen. Aber die Meder, die sich an Stelle der Assyrer setzten (seit Dejokes, 699—647 v. Chr.) zeigten sich noch kriegerisch und siegreich unter Kyaxares (625—585), waren jedoch unter dessen Sohn Astyages (585—550) schon so heruntergekommen, daß sie den Persern erlagen.

Aber kaum hatten diese sich in den Sattel gesetzt und ihre große kriegerische Ueberlegenheit dazu benützt, weit über das Irak hinaus ganz Vorderasien und Aegypten zu erobern, da begannen auch sie rasch zu entnerven.

Wenn sie sich trotzdem doppelt so lange an der Herrschaft erhielten, als die Meder, danken sie es wohl vor allem dem Umstand, daß die oberen Klassen der anderen orientalischen Staaten, über die sie geboten, noch verkommener waren, als die persische Herrenklasse, und daß diese es besonders gut verstand, aus gefährlichen Nachbarn durch ihre Verwandlung in Söldner Stützen des eigenen Staates zu machen.

Gerade in diesen Söldnern aber zogen sie sich die Macht heran, die sie stürzen sollte.

Wie die Germanen als Söldner in den römischen Heeren kämpften, ehe sie unter eigenen Königen diese Heere besiegten

Digitized by Google

und das Römische Reich zertrümmerten, so ging es den Persern mit den Griechen. Wir haben gesehen, wie die Zehntausend des Xenophon nur die Vorboten der Makedonier waren, die unter Alexander Persien überrannten. Wir haben aber auch gesehen, wie rasch die Soldateska Alexanders und dieser selbst den Einflüssen des persischen Schlemmerlebens erlagen.

Wenn trotzdem die Diadochen, die Generale, die sich nach Alexanders Tod um die persische Beute rauften, ihre Herrschaft über die verschiedenen Gebiete des ehemals Persischen Reichs aufrecht erhalten konnten, verdankten sie dies bloß der Ueberlegenheit der griechischen Söldner.

Dadurch behaupteten sie sich, bis die Römer sie als Herrscher ablösten.

Das Medische Reich hatte rund ein Jahrhundert gedauert, das Persische etwa zwei Jahrhundert (von 550—330 v. Ch.).

Ungefähr ebensolange dauerten die von makedonischen Generalen begründeten, von Griechen gestützten Monarchien, die an Stelle des Persischen Reiches traten.

Dieses „Altern" und Absterben einzelner Staaten oder richtiger ihrer herrschenden Klassen, ist ein ganz anderer Vorgang, als das „Altern" einer Zivilisation. Ersteres ist meist ein Prozeß, der Jahrzehnte oder Jahrhunderte umfaßt, dieser kann Jahrtausende lang dauern. Und ein Staat kann zugrunde gehen, ohne daß die Zivilisation abstirbt, die er enthält.

Wenn neue Stämme als herrschende Klassen an Stelle einer verkommenden treten, so sind es wohl Barbaren, die zivilisierte Gesellschaftsschichten verdrängen. Aber die Gesamtmasse des Wissens und Könnens im Staate kann dabei erhalten bleiben. Die Barbaren sind oft imstande, sich der Früchte der Zivilisation rasch zu bemächtigen und sie können die einmal erreichte Stufe der Zivilisation, die sie vorfinden, noch weiter heben, indem sie sie mit neuen Erfahrungen bereichern und dadurch mannigfaltiger gestalten.

Es ist also nicht nur ein Unding, das sogenannte Altern von Zivilisationen und Staaten mit dem von Organismen auf die gleiche Stufe zu stellen; es ist nicht minder ein Unding, das, was man das Altern eines Staates nennt, als gleichbedeutend zu betrachten mit dem einer Zivilisation.

Beides sind sehr verschiedene Dinge. Das zeigt sich schon darin, daß das Verkommen oder Versumpfen einer Zivilisation in letzter Linie hervorgeht aus dem Niedergang ihrer arbeitenden Klassen; das Verkommen eines Staates dagegen aus dem seiner herrschenden Klassen.

Natürlich können die einen wie die anderen Klassen gleichzeitig vorkommen. Dann altert mit dem Staat auch die Zivilisation. Auch ist ein Staat nicht imstande, den Untergang einer Zivilisation zu überleben, auf der er aufgebaut ist. Dagegen kann eine

Digitized by Google

Zivilisation sehr wohl weiter leben und gedeihen, wenn auch in ihrem Bereiche so mancher Staat zugrunde geht.

Es schien jedoch bisher, als hätten Staat und Zivilisation mit dem biologischen Organismus wenigstens soviel gemein, daß diese wie jener aus inneren Gründen unfehlbar absterben müssen.

Nun gilt das nicht notwendig von allen biologischen Organismen. Die einzelligen sind vielleicht tatsächlich, wie Weismann annahm, unsterblich, nicht in dem Sinne, daß sie nicht sterben könnten, sondern in dem, daß sie nicht sterben müssen. Daß nur Veränderungen der Außenwelt ihrer Existenz ein Ende setzen können, daß aber aus dem Wesen ihres Organismus ein solches Ende nicht notwendig hervorgeht.

Bei den höheren Organismen allerdings ist der Tod unausbleiblich. Mit ihnen scheinen Staat und Zivilisation dies Schicksal gemein zu haben.

Für die Staaten und Zivilisationen des bisherigen Orients, die wir zunächst vornehmlich im Auge hatten, gilt das ganz sicher.

Aber die gesellschaftliche Entwicklung hat unter anderen Bedingungen als denen des Orients andere Staatsformen und Zivilisationen geschaffen als die orientalischen.

Gilt auch für diese die düstere Prognose des unvermeidlichen Todes?

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Der Stadtstaat.

Erstes Kapitel.

Der Ursprung des Stadtstaats.

Wir haben bisher vornehmlich den Staat behandelt, wie er sich in den großen Flußebenen des Orients in dem Gürtel trockenen Klimas von Nordafrika bis China durch die Nachbarschaft von friedlichen Ackerbauern und von kriegerischen und räuberischen, herumschweifenden Viehhirten bildete. Wir haben alle Ursache anzunehmen, daß dies die urspünglichste Form des Staates war, diejenige, die zuerst jene höhere Zivilisation erzeugte, die wir als ein Ergebnis des Staates erkannt haben.

Aber der Staat dieser Art ist nicht die alleinige Staatsform geblieben. Unter anderen geographischen Bedingungen haben sich andere Arten von Staaten gebildet, die jedoch alle im Wesen insofern die gleichen sind, als sie alle, wie die Staaten des orientalischen Despotismus auf der Herrschaft eines von außen kommenden Stammes oder Stämmeverbandes über ansässige Ackerbauer beruhen.

Ueber die amerikanischen Staatsbildungen durch Eingeborene wissen wir zu wenig, um verfolgen zu können, wie die Eroberung und Unterjochung durch Jäger statt durch Hirten vor sich gegangen ist. Ihr Einfluß auf die allgemeine menschliche Entwicklung ist so gering, daß wir hier davon absehen können.

Dagegen sind für diese Entwicklung von höchster Bedeutung Staaten geworden, die sich weit mehr als die amerikanischen von denen des Orients unterscheiden, die aber mit diesen zunächst den gleichen Ursprung haben, indem sie auch aus dem Gegensatz von Ackerbauern und Hirten hervorgehen.

So fasse ich wenigstens die Bildung der Staaten Griechenlands auf. Nicht durch „Wikinger", das heißt durch Eroberer, die über die See kamen und die einheimische Bevölkerung unterwarfen, wurden sie begründet, sondern durch einwandernde Nomaden, die zu Land vom Norden kamen, wahrscheinlich ihrerseits ebenfalls durch andere Völker aus ihren früheren Sitzen verdrängt, denn die Fruchtbarkeit des griechischen Bodens wird sie nicht gelockt haben. Sie war äußerst gering.

Es waren indogermanische Völker, die da eindrangen, Nomaden, die eine ältere, ansässige Bevölkerung vorfanden von nicht

Digitized by Google

geringer Kultur, die sie unterjochten und auf deren Gebieten sie Staaten gründeten. In jedem der zahlreichen Flußtäler die ins Meer mündeten, einen besonderen.

Wir haben schon im 3. Buch, 1. Abschnitt, 11. Kapitel auf Belochs Annahme hingewiesen, alles Große und Schöne im griechischen Charakter stamme von den arischen, blonden Eindringlingen her, seine sittlichen Mängel dagegen von den Urbewohnern, mit denen sie sich mischten und die nicht nur schwarzes Haar, sondern offenbar auch ein schwarzes Herz hatten. (Beloch, Griechische Geschichte, I., 93—95.) Freilich bezeugt nichts den ursprünglichen Charakter weder der einen noch der anderen. Wohl aber spricht für diese Annahme offenbar ein starkes arisches Empfinden. Behauptet doch Beloch schon früher (Seite 66), von allen Völkergruppen sei nur eine imstande gewesen, eine Vollkultur hervorzubringen: „wir Arier".

Die Einwanderung vollzog sich aller Wahrscheinlichkeit nach im dritten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung und dauerte mehrere Jahrhunderte lang. Nur langsam und allmählich schoben sich die einzelnen Stämme vor.

Die Besetzung des griechischen Festlandes wird um die Wende des dritten zum zweiten Jahrtausend vollendet gewesen sein.

Gleichzeitig hatten sich andere der von Norden kommenden griechischen Nomaden im nördlichen Teil der Küste Kleinasiens niedergelassen. Erst vom 16. Jahrhundert v. Chr. an wagten sich die Eroberer Griechenlands aufs Meer, wurden „Wikinger", nahmen als solche die Inseln und dann die südlichen Teile der Westküste Kleinasiens in Besitz.

Die Staatsbildung auf dem griechischen Festland war zunächst derselben Art, wie im Orient. So auch die damit verbundene Klassenscheidung. Das älteste Bild der griechischen Gesellschaft, wie es z. B. die homerischen Gedichte vorstellen, zeigt uns einen kriegerischen Landadel als herrschende Klasse mit dienst- und abgabenpflichtigen Bauern. Er steht unter einem Häuptling, einem König, dessen Macht den Aristokraten gegenüber jedoch gering ist.

Aber die natürlichen Bedingungen in Griechenland waren ganz anderer Natur als die in den großen Flußtälern des Orients. Schon quantitativ waren diese Bedingungen hier von denen dort verschieden, und dieser quantitative Unterschied schlug in einen qualitativen um.

Die Täler der großen Ströme des Ostens boten reichen Bodenertrag für die Arbeit vieler Millionen Menschen, die durch keine erheblichen natürlichen Hindernisse voneinander getrennt waren, leicht durch eine überlegene Macht zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt werden konnten. Auf der anderen Seite grenzten an die Flußtäler weite Ebenen, in denen sich auf flinken Rossen ohne große Mühe zahlreiche räuberische Stämme gelegentlich zu-

Digitized by Google

sammenfinden konnten, um in das fruchtbare Ackerland einzubrechen und es sich dienstbar zu machen.

Unter diesen Bedingungen bildeten sich Großstaaten, beherrscht von zahlreichen Aristokraten mit reichem Einkommen und großer Machtfülle, die sie schließlich an einen absoluten Herrscher verloren.

Ganz anders waren die natürlichen Bedingungen in dem kleinen Griechenland. Von zahlreichen hohen und tief zerrissenen Gebirgen durchzogen, zerfällt es in eine Reihe schmaler und kurzer Täler mit meist unfruchtbarem Boden, von denen jedes nur wenige Menschen zu ernähren vermag und zu Land nur schwer zugänglich ist.

Von den griechischen Staaten hatten nur wenige einen Flächenraum von 1000 und mehr Quadratkilometern. Dementsprechend konnte die Bürgerzahl nur klein sein.

Der Ackerbau brachte keine großen Erträge, die Bauern waren arm, neben dem Landbau viel auf Viehzucht angewiesen. Solche Bauern pflegen wehrhafter zu sein als reine Ackerbauer. Jede der Landschaften war von den Nachbarn durch Gebirge getrennt, die schwer passierbar waren. Die einzelnen Landschaften lockten nicht durch natürlichen Reichtum die Nachbarn an, sie zu unterjochen, was nur unter schweren Kämpfen möglich gewesen wäre.

Die größte Militärmacht zu Lande in Griechenland wurde die der Spartaner, die sich eines der größten und fruchtbarsten Täler Griechenlands, des Eurotastales, bemächtigt hatten. Aber selbst ihnen fielen die Eroberungen anderer Flußtäler infolge der natürlichen Hindernisse schwer.

Ihr Gebiet, Lakonien, umfaßte 5800 Quadratkilometer, die ums Jahr 400 von etwa 230 000 Menschen bewohnt waren, davon 10 000 spartanischen Bürgern. Auf ihre Ueberlegenheit vertrauend, suchten sich die Spartaner die Nachbargebiete anzugliedern, aber nur den Messeniern, ihren westlichen Nachbarn gegenüber gelang es und auch da nur nach furchtbaren, jahrzehntelangen Kämpfen, denen sich später noch von Zeit zu Zeit neue Erhebungen der Unterworfenen hinzugesellten. Die Spartaner hatten daran genug. Weitere Versuche der Ausdehnung nach Osten und Norden mißlangen. Argos und Arkadien wahrten ihre Selbstständigkeit. Arkadien wurde schließlich dahin gebracht, als Bundesgenosse die Hegemonie, d. h. Führung, Spartas anzuerkennen. Gegenüber Argos gelang nicht einmal das.

Solange Griechenland selbstständig war, zerfiel es in eine Anzahl kleiner Staaten, von denen jeder seine besondere Politik trieb und die nicht einmal gelegentlich eine große gemeinsame Gefahr, wie z. B. der Einfall der Perser, alle unter einen Hut zu bringen vermochte. Die Beschaffenheit des Landes, nicht der Rasse war es, die diese Zersplitterung erzeugte.

Digitized by Google

Nur gering war die landwirtschaftliche Bevölkerung einer jeden Landschaft und unbedeutend war das Nährprodukt, das sie erzeugte. So konnte auch ein eindringender Eroberer, der diese Bevölkerung unterjochte, nur wenig zahlreich sein und sein Einkommen aus der Ausbeutung der Bauern mußte dürftig bleiben.

Die Herren Aristokraten waren nicht selten genötigt, in der Landwirtschaft und im Hausbau noch selbst mit Hand anzulegen.

Je weniger Aussicht bestand, die Geringfügigkeit der Einnahmen aus dem heimischen Landbau durch Eroberungen benachbarter Landschaften zu verbessern, desto mehr sahen sich die Ausbeuter gedrängt, neue Einnahmequellen auf dem Meere zu suchen, an das fast jeder der griechischen Staaten grenzte. Ausdehnung zur See, das war etwas, woran die Despoten des Orients nicht dachten, die nur danach strebten, die Zahl der ihnen fronenden Bauern zu vermehren.

Um zu einem Seefahrer zu werden, genügt es allerdings nicht, bloß am Meere zu wohnen. Gerade dessen Anwohner wissen am besten, wie fürchterlich sein Wüten werden kann und wie schwer seine Launen vorauszusehen sind. Noch Horaz fand, daß mit dreifachem Erz gepanzert das Herz dessen gewesen sein müsse, der sich zuerst auf die tückische Meeresflut wagte. Nur dringende Not konnte zunächst die Menschen veranlassen, das Meer zu befahren, um dort ihre Nahrung zu suchen.

Bemerkenswert ist folgende Tatsache, auf die uns Robertson aufmerksam macht (The Evolution of States, S. 369 ff).

Die Angelsachsen, die im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung England eroberten, kamen aus Friesland, wohin sie gedrängt worden waren, einem wenig fruchtbarem Gebiet. Sein Boden genügte bald nicht der wachsenden Bevölkerung. Der Ueberschuß der Bevölkerung, den die Landwirtschaft nicht zu ernähren vermochte, suchte seinen Unterhalt in der Seefischerei, und als er dabei genügende Kenntnis der Seefahrt gewonnen hatte, im Seeraub.

Als Seeräuber kamen sie nach England, dort aber fanden sie fruchtbaren Boden, der ihnen erlaubte, auf dem Landbau eine behagliche Existenz zu begründen, entweder als freie Bauern oder als Ausbeuter unterworfener Bauern. Unter diesen Umständen vernachlässigten sie die Seefahrt, in der sie es bereits weit gebracht hatten. England wurde damals noch lange nicht eine seefahrende Nation. Als im neunten Jahrhundert normannische Seeräuber die englischen Küsten plünderten, stand das Land ihnen wehrlos gegenüber. Der König der Angelsachsen, Alfred der Große (871—901), baute zur Abwehr der normannischen Piraten eine Flotte, aber um sie zu bemannen, mußte er friesische Piraten anwerben. Er fand nicht genügend Seeleute in England selbst.

Digitized by Google

So sind auch die Griechen bedeutende Seeleute nur dort geworden, wo die Unfruchtbarkeit des Bodens sie dazu trieb. Nicht im fruchtbaren Eurotastal Lakedämons, noch weniger in der humusreichen weiten Flußebene des größten der Flüsse des östlichen Griechenlands, des Peneios in Thessalien.

Dort blieb die Landwirtschaft der bei weitem bedeutendste Erwerbszweig der Bevölkerung und daher auch der feudale Charakter der Gesellschaft am reinsten erhalten. Thessalien bekam wenig Gelegenheit sich in die Verhältnisse des eigentlichen Griechenland einzumengen. Später wurde es ebenso wie Sparta ein Hort der aristokratischen und konservativen Tendenzen in der griechischen Welt.

Die meisten anderen Landschaften Griechenlands dagegen entfalteten schon früh eine bedeutende Schiffahrt, soweit sie nicht, wie Arkadien, mitten im Lande lagen. Unter den seefahrenden Landschaften wurde zuerst Argos am mächtigsten, später Athen.

Zunächst wird die Fischerei das Hauptmotiv dafür gewesen sein, sich aufs Meer zu wagen. Von neueren Nationen, den Holländern und Portugiesen wissen wir, daß sie ihre Marine auf der Basis der Fischerei entwickelten. So wird es auch bei den Griechen gewesen sein.

„Kein Vorteil bot sich den Joniern früher dar, als der Gewinn der Fischerei und es ist sehr wahrscheinlich, daß die dichten Züge der Thunfische, welche im Frühjahr aus dem Pontus in den Bosporus einströmen, vorzugsweise den Anlaß gegeben haben, in weiteren Fahrten der Quelle dieses Segens nachzuspüren. . . . Als Fischer lernten die Jonier das nördliche Meer kennen und dehnten dann den Handel auf andere Gegenstände aus." (Curtius, griechische Geschichte, I., S. 337.)

Curtius spricht hier von Motiven, die die Griechen veranlaßten, nach dem Schwarzen Meer zu segeln. Aber für die Anfänge ihrer Befahrung der südlichen Gewässer werden ähnliche Motive gegolten haben.

So wie die Holländer und Portugiesen, beschränkten sich die Griechen ebenfalls nicht auf die Fischerei, sondern benutzten ihre durch diesen Erwerbszweig erworbene Kenntnis der Seefahrt auch zu anderen, einträglicheren Unternehmungen. Von Insel zu Insel weiterschiffend, kamen sie schließlich an die Küsten Kleinasiens, das fruchtbar war, unter dem Einflusse der orientalischen Zivilisation stand, und reiche Schätze barg, die dazu verlockten, sie zu rauben, oder, wo das die Machtverhältnisse nicht erlaubten, sie einzutauschen gegen Produkte des eigenen Landes oder von Ländern des Westens, vor allem Italiens. Piraterie, Eigenhandel und Durchfuhrhandel brachten den Griechen schließlich weit reichere Gewinne als der Landbau. Vom Osten lernend, entwickelten die Handelsstaaten bald auch eigene Exportindustrien.

Natürlich waren es die Herren des Landes, der Kriegsadel und sein Häuptling oder König, die sich dieser Quellen von Reichtum am ehesten bemächtigten. Sie waren die Führer in den Raub-

Digitized by Google

zügen, die sie mit ihren Gefolgschaften unternahmen, sie steckten den Löwenanteil der Beute ein.

Max Weber meint (in seiner Wirtschaftsgeschichte, S. 180):

„Ursprünglich hat bei den Griechen wohl der Stadtkönig die Schiffe, und zwar für Tausch, wie für Seeraub, in der Hand gehabt, aber er konnte nicht hindern, daß neben ihm große Geschlechter emporwuchsen, die am Schiffsbesitz beteiligt waren und ihn schließlich nur noch als Primus inter pares duldeten." . . . .

In Wirklichkeit beruhte die Machtstellung der großen Geschlechter, der Adeligen, auch in Griechenland nicht auf ihrem Schiffsbesitz, sondern vor allem und stets auf ihrem Grundbesitz. Das war die vornehmste, wahrhaft adelige Form des Besitzes und ist es geblieben. Als Landstaaten haben die griechischen Staaten begonnen, ihre Aristokraten waren Eroberer, die zu Land eingedrungen waren. Die großen Geschlechter standen schon hoch im Staate, ehe er zur Seefahrt überging, sie kamen nicht erst durch diese empor.

Der König konnte nicht zur See Krieg führen ohne den Kriegsadel. Er mochte, gleich den orientalischen Königen, nach dem Handelsmonopol trachten, als der Handel an Bedeutung zunahm, aber er wird dabei sicher auf den Widerstand der großen Geschlechter gestoßen sein, denen gegenüber seine Macht nur gering war.

Wie in den Landstaaten Griechenlands, blieb auch in den Seestaaten der Adelige vornehmlich Grundbesitzer und Krieger. Den Handel verachtete er im Seestaat ebenso wie im Landstaat, das heißt, die aktive Teilnahme am Handel, nicht das Einstecken von Handelsprofiten. Er suchte zu solchen Profiten in der Weise zu gelangen, daß er Schiffe ausrüstete, auch Waren oder Geld für die Handelsgeschäfte beisteuerte, diese selbst aber eigens dazu bestellten, nichtadeligen Leuten überließ. Er gestattete von vornherein solchen das Betreiben von Handelsgeschäften und beteiligte sich an diesen mit einer Einlage.

Auf jeden Fall bildete sich mit der Zeit ein eigener Kaufmannsstand neben dem Adel, der ebenso wie dieser an Reichtum und Macht wuchs.

Der wachsende Reichtum brachte nun die Gefahr mit sich, daß die Räuber selbst beraubt wurden. Solange die Aristokraten nur von ihrem, in Griechenland notwendigerweise kleinen Grundbesitz gelebt hatten und arm gewesen waren, dachte niemand daran, sie zu plündern. Die agrarischen Spartaner repräsentierten mit ihrer Einfachheit und Bedürfnislosigkeit in späteren Zeiten des Griechentums wohl am besten seinen primitiven Zustand. Sie dachten nie daran, sich in einer ummauerten Stadt zu bergen.

Anders stand es bei den seefahrenden Landschaften und namentlich ihren reich werdenden Aristokraten und deren Königen. Sie hatten alle Ursache, sich gegen Seeräuber zu schützen, denen die Seeküsten offen standen. Um größere Sicher-

Digitized by Google

heit zu erreichen, taten sich die reichen, großen Geschlechter zusammen, die bis dahin zerstreut auf ihren Gütern gelebt hatten, und siedelten sich zu besserer Verteidigung an einem hierzu geeigneten Orte vereint an, wo sie ihre Schätze bargen. Die Konzentration erlaubte ihnen sich rasch zur Abwehr von Eindringlingen zu sammeln und die Enge des Gebiets, auf dem sie nun zusammen hausten, erlaubte, es mit einer festen Ringmauer zu umziehen.

So entstand die Stadt im Staate der Seefahrer. Max Weber selbst nimmt an, daß sie „ursprünglich gerade als Sitz des Adels entstand." (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 530.) Aber wie reimt sich das mit der Ansicht, daß die großen Geschlechter erst in der Stadt neben dem Stadtkönig emporwuchsen?

So innig die aristokratischen Geschlechter mit der Stadt verwuchsen, in der sie wohnten, und so sehr sie von deren Angelegenheiten absorbiert wurden, sie blieben stets Grundbesitzer mit einem landwirtschaftlichem Betrieb außerhalb der Stadt, wurden nie zu reinen Städtern.

Das Gedeihen der Stadt selbst hing jedoch immer weniger von dem Grundbesitz ihrer Aristokraten ab. Hierin ist die Stadt in den Staaten Griechenlands, und überhaupt in den Küstengebieten, namentlich den östlichen, des Mittelmeeres, grundverschieden von der Stadt der großen Reiche des Orients. Diese bildet den Mittelpunkt eines ausgedehnten Landgebiets, ist vom Meere entfernt, indes die Städte der sogenannten Antike stets Küstenstädte sind. Die Größe und Blüte der Stadt des Orients hängt ab von der Größe des Landgebiets, das von den herrschenden Klassen ausgebeutet wird.

Je umfangreicher dieses Gebiet, je größer die Massen von agrarischem Mehrprodukt, die es seinem Ausbeuter liefert, desto besser gedeihen Händler und Handwerker in der Stadt, diese ist völlig abhängig von der Herrenklasse.

Die Macht und der Reichtum der griechischen Stadt hängt dagegen fast gar nicht ab von der Zahl der Bauern, die von den in ihr wohnenden Aristokraten ausgebeutet werden, und auch nicht von der Größe ihrer Ausbeutung. Nicht von dem Umfang des Landgebiets, das ihre Herrenklasse besitzt, sondern von dem Umfang der Meeresfläche, die ihre Schiffe befahren, und von dem Reichtum der Küsten, die sie erreichen, sowie von der kriegerischen Kraft, die sie entfalten, hängt die Bedeutung der griechischen Stadt, ihres Handels, ihrer Industrie und die Ausdehnung ihrer Bevölkerung ab.

Das Wachstum der Stadt Athen wurde nicht bedingt durch die Ausdehnung Attikas. Dessen Landgebiet blieb stets das gleiche, soweit wir die attische Geschichte im Altertum verfolgen können. Es umfaßte rund 2300 Quadratkilometer, ungefähr soviel wie heute der Freistaat Anhalt. Die Stadt Athen dagegen wuchs be-

Digitized by Google

deutend an und umfaßte schließlich mehr Bewohner, als die Landschaft. Beloch schätzt die gesamte Bevölkerung Attikas zur Zeit Alexanders des Großen auf etwa 200 000, von denen 120 000 „oder auch etwas mehr" in Athen und seinem Hafen, dem Piräus, lebten. (Griechische Geschichte, III., 1., S. 273, 274.) (Vergl. auch III., 2, 386 ff.)

Die Ursachen dieses Wachstums werden wir noch kennen lernen.

Die Grundbesitzer der Landschaft wurden nun auch Stadtbürger, das Land ein bloßes Anhängsel, nicht die Grundlage der Stadt.

Das Landgebiet ist bald nicht mehr imstande, die Stadt zu ernähren. Diese ist auf Zufuhr von außen, über See, angewiesen. Für die Athener wird die Sicherung der Zufuhr von Getreide, zum Teil aus Aegypten, namentlich aber aus den Küstenländern des Schwarzen Meeres, frühzeitig eine wichtige Angelegenheit. Schon um das Jahr 610 besetzten die Athener Sigeion am Hellespont, um die Getreideeinfuhr aus dem Schwarzen Meer zu sichern. Die großen Staaten des Orients produzierten dagegen nicht nur ausreichend Getreide für sich, sondern auch für den Export. Das alte Rom konnte in der Zeit der Republik und unter dem Kaiserreich ohne Getreide aus Aegypten nicht bestehen.

Für den Griechen wird die Stadt gleichbedeutend mit dem Staat. Das griechische Wort Polis bezeichnet das eine wie das andere. So bildet sich der Typus des Stadtstaates, der von dem der orientalischen Stadt ebenso verschieden ist, wie von dem des orientalischen Staates.

Zweites Kapitel.

Klassenkämpfe im Stadtstaat.

Der Eigenart des Stadtstaates entspricht die Eigenart seiner Politik, namentlich seiner inneren.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß sich die geographischen Bedingungen Griechenlands von denen der Staaten des Orients vor allem dadurch unterscheiden, daß sie dort die Zusammenfassung zahlreicherer kleinerer Gemeinwesen mit reichem Bodenertrag zu einem großen Staat ermöglichen, dessen Herrenklasse an Reichtum und Macht hoch über den arbeitenden Klassen, Bauern und Handwerkern steht. In Griechenland dagegen sind nur Kleinstaaten mit meist recht unfruchtbarem Boden möglich. Die Herrenklasse in jedem derselben kann, solange sie nur von der Ausbeutung der Bauern lebt, nicht groß an Zahl, ihr Einkommen nur dürftig sein. Sie vermag sich weder kulturell noch an Machtmitteln weit über die Schichten der Ausgebeuteten zu erheben. Sie wird sich vielfach von diesen nicht in höherem Grade

Digitized by Google

unterschieden haben, als heutzutage Großbauern von Kleinbauern. Andererseits vermögen sich einige Tausend in einem beschränkten Gebiet leichter zu verständigen als Millionen in einer weiten Ebene.

Dem schreibe ich es vor allem zu, daß wir in Griechenland von Anfang an nicht jene sklavische Unterwürfigkeit finden, die im Orient der Bauer und Handwerker gegenüber den herrschenden Klassen an den Tag legt und auch empfindet. Als ein Beispiel dafür diene die wohlbekannte Geschichte des Thersites.

Die Homerischen Gedichte sind natürlich als historische Quelle für wirklich vorgekommene Ereignisse nicht zu benützen. Dagegen sind sie unschätzbar für die Erkenntnis der sozialen Verhältnisse der Zeit, in der sie entstanden. Allerdings auch der Zeit, in der sie ihre letzte Fassung erhielten.

So dürfen wir auch die Episode, in der Thersites eine Rolle spielt, nicht als bloße poetische Fiktion betrachten. Sie wäre als solche lächerlich geworden, wenn die Hörer der Erzählung sie nicht für möglich gehalten hätten.

Neun Jahre schon lagen nach der Sage die Griechen vor Troja. Sie begannen des Krieges müde zu werden. Da wird eine Versammlung der ganzen Armee einberufen, nicht bloß der Heerführer, um zu beraten, ob der Krieg weitergehen oder aufgegeben werden soll. Schon das bezeugt, daß die Volksmasse der Griechen damals bereits, im „heroischen" Zeitalter, weit entfernt war von militärischem Kadavergehorsam.

Aber noch mehr.

Aus der Menge erhebt sich, ehe noch die Verhandlung begonnen, ein übelberufener, häßlicher Mann, der bekannt dafür war, daß er stets die hohen Herrschaften und Offiziere beschimpfte, namentlich Achilles und Odysseus, nicht im geheimen, sondern öffentlich. Jetzt legt er gegen den vor ihm stehenden Oberfeldherrn Agamemnon los. Mit lauter Stimme klagt er ihn an, daß er von der Beute immer das Beste für sich behalte. Ihm gebühre nicht der Oberbefehl, da er die Truppen nur zu Mißerfolgen führe. Aber die Mannschaft sei ja feig und verweichlicht. Er fordert sie auf, heimwärts zu ziehen und den Feldherrn mit seiner Beute allein vor Troja zu lassen.

Das sind Töne, die einem modernen Pazifisten sehr sympathisch klingen müssen. Doch in welcher anderen Armee wäre es möglich, daß ein gemeiner Soldat in dieser Weise vor versammeltem Kriegsvolk den obersten Feldherrn schmäht und „Defaitismus" predigt? Nirgends hätte man ihn enden lassen, der Versuch schon wäre im Blute des Meuterers erstickt worden. Thersites dagegen passiert nichts Schlimmeres, als daß Odysseus sich gegen ihn wendet, ihn seinerseits ausgiebig beschimpft und ihm einige herunterhaut, worüber das Kriegsvolk sich höchlichst ergötzt. Damit ist der Zwischenfall erledigt. Noch Sophokles

Digitized by Google

nahm an, Thersites sei, trotz seiner bösen Zunge, im ganzen Kriege nichts passiert und er habe zu den wenigen gehört, die wohlbehalten in ihre Heimat zurückkehrten, was später Schiller melancholisch vermerkte.

Beloch faßt die Thersitesepisode anders auf. Er schließt aus ihr auf die Ohnmacht des Volkes gegenüber den Aristokraten:

„Der Stock in der Hand der Vornehmen brachte jeden Widerspruch bald zum Schweigen." (Griech. Gesch., I. 1., S. 214.)

Daß die Volksmasse gegenüber den Aristokraten ihren Willen nicht durchsetzen kann, das gehört zum Wesen des Staates. Aber bemerkenswert gegenüber den Staaten des Orients ist es, wieviel sich trotzdem in Griechenland ein Mann der Masse herausnehmen konnte, sogar während eines Kriegszugs, ohne mehr zu ernten, als ein paar Kopfstücke.

Man vergleiche mit der Kritik, die sich der Oberste der verbündeten Könige der Griechen von einem nicht einmal populären Lästermaul gefallen lassen muß, die gottähnliche Stellung, die ein Pharao oder ein persischer Großkönig einnahm, dem der gewöhnliche Untertan nur kniend, mit zur Erde gebeugtem Oberleib und gesenktem Blick nahen durfte!

Noch leichter als auf dem flachen Lande können sich die Menschen verständigen und bei übereinstimmenden Interessen und Zielen gemeinsam handeln, wenn sie in einer Stadt eng zusammengedrängt werden. Dazu kam in Griechenland noch, daß dort die Stadt nicht, wie im Orient, durch die Wucht eines überwältigend großen Landgebiets und seiner Herren niedergedrückt wurde, sondern daß sie vielmehr das Landgebiet und seine Bewohner immer mehr an Bedeutung überragte und beherrschte.

Da wurde die Auflehnung gegen die Autoritäten im Gemeinwesen wesentlich erleichtert, wenn diese einmal in Konflikt mit Bevölkerungsteilen gerieten, zu deren Führung sie berufen waren oder sich berufen glaubten.

Zuerst war es der Adel, der sich des Königtums entledigte, wenn dieses den Versuch machte, seine von vornherein schwache Position zu stärken, etwa durch Stützung auf der Aristokratie feindliche Volksteile, oder wenn es in Konflikt mit dem Adel geriet, etwa durch einen Streit über Kriegsbeute oder über die Monopolisierung des Handels.

Wird im Orient die absolute Monarchie die typische Form des Staates, so in Griechenland oder vielmehr in den Stadtstaaten die Republik.

So schwach war das griechische Königtum, daß es vielfach ohne schwere Kämpfe erlegen sein dürfte. Die Sage ist freilich ganz unglaubwürdig, daß nach dem Tode des attischen Königs Kodros einfach die Erblichkeit der Königswürde, die nach und nach aufgekommen war, nicht mehr beachtet wurde.

Digitized by Google

Der Sage nach hätte Kodros so großartig regiert, daß sich niemand für würdig hielt, seine Nachfolge anzutreten. Gar so idyllisch wird das Königtum doch nicht geendet haben. Gut Beglaubigtes ist darüber nicht bekannt. Zunächst erreichten es die Aristokraten in Attika, daß das Staatsoberhaupt, nun Archon genannt, von den Adelsgeschlechtern gewählt wurde, zunächst immer noch aus der Königsfamilie der Medontiden, und zwar auf Lebenszeit. Aber bald beschränkte man die Funktionsdauer des Archon auf zehn Jahre, machte seine Würde allen Adelsfamilien zugänglich und engte seine Befugnisse immer mehr ein. Endlich wurden neun Archonten jährlich gewählt. So vollzog sich die Abschaffung des Königtums nicht mit einem einzigen Schlage, sondern in allmählichem Abbau.

„In den meisten Fällen ist das Königtum nicht durch Revolution, sondern durch friedliche Evolution beseitigt worden." (Beloch, Griechische Geschichte, I. 1., S. 215.)

Schon damals, im siebenten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung, machte man mit der Republik dieselbe Erfahrung, die sich in der Klassengesellschaft bis in unsere Tage stets wiederholt. Das Königtum sucht dort, wo es sich einigermaßen konsolidiert hat und erblich geworden ist, zu einer Macht über den Klassen zu werden, nicht um die Klassen aufzuheben, sondern um durch Ausnützung ihrer Gegensätze seine eigene Macht zu stärken, und sich unabhängig von den Klassen zu machen. Dadurch werden die Klassengegensätze verschleiert, wird oft auch ihre scharfe Zuspitzung verhindert. In der Republik treten die Klassengegensätze viel unvermittelter auf, kann eine herrschende Klasse ihre Interessen weit rücksichtsloser verfolgen. Dadurch erweisen sich die Erwartungen so mancher Liberaler als Illusionen, die da meinen, die Republik sei ein Instrument zur Milderung der Klassengegensätze.

Sie ist vielmehr ein Instrument zu ihrer Verschärfung. Aber das ist für marxistische Sozialisten kein Grund, wegwerfend von ihr zu sprechen.

Die Aristokratie führte in den meisten griechischen Staaten den Sturz des Königtums herbei. Die Republik diente zunächst ihr und ihren Interessen. Die Volksmasse wurde vom Adel nun schonungslos ausgebeutet und immer tiefer herabgedrückt.

Aber unter den gegebenen Verhältnissen wuchs mit dem Druck auch der Gegendruck. Zu den Faktoren, die wir schon als solche erwähnt haben, die den Widerstand und die Auflehnung der unteren Klassen in den griechischen Staaten begünstigten, kamen noch zwei, die in der gleichen Richtung wirkten.

Je mehr die Seestadt das ganze staatliche Leben beherrschte, desto mehr kam in ihm das seefahrende Volkselement zur Geltung, ein Element, weit rühriger und von Ueberlieferungen freier als der Bauer oder der städtische Kleinbürger, da es gewöhnt ist,

Digitized by Google

in der Fremde die mannigfachsten, von den heimischen ganz verschiedenen politischen und ökonomischen Verhältnisse zu finden und mit ihnen zu rechnen. Die Seefahrt erfordert aber auch weit mehr Kühnheit und Tatkraft, als der Landbau und das städtische Handwerk. Durch die Seefahrer erhielten Bauern und Handwerker einen Anstoß, eine Führung, eine Kraft, die ihnen in den Landstädten fehlte. Dabei aber lagen die wichtigsten der Seestädte nicht auf den Inseln, sondern auf dem festen Land. Sie waren mit einem Landheer zu erreichen. Mit ihrem Handel und ihrem Reichtum ging wohl ein Wachstum ihrer Seestreitkräfte parallel, das vermochte sie jedoch nicht gegen Angriffe zu Lande zu sichern, gegen Angriffe von seiten beutegieriger Nachbarn. In der Tat ist z. B. Athen nicht den Angriffen einer überlegenen Seemacht erlegen, sondern überlegener Landmächte, zuerst Spartas, dann Makedoniens.

Die Aristokratie war in den kleinen Städtchen gering an Zahl, und sie wuchs nicht so rasch wie der Reichtum und auch die Ausdehnung der Stadt. Der Kriegsadel allein genügte nicht, um sie zu Land zu schützen und ihre Interessen gegenüber unbequemen Nachbarn durchzusetzen.

Und der Adel zeigte die Tendenz abzunehmen, teils infolge der Geburtenbeschränkung, die praktiziert wurde, um den Familienbesitz nicht zu zersplittern, teils durch Menschenverluste in den ewigen Kriegen. Auch die Plebejer litten unter diesen, aber deren Reihen wurden immer wieder gefüllt durch Heranziehung von Schichten, die früher nicht Kriegsdienst zu leisten hatten, und auch durch Zuzug von Ausländern, denen man, wenn sie sich ansässig machten, gestattete, im Heer zu dienen und sich das Bürgerrecht zu erwerben. In einer reichen und blühenden Stadt war deren Zahl groß. Bei dem Geburtsadel, der auf eine bestimmte Zahl von Geschlechtern beschränkt blieb, fehlte dieses Mittel, Lücken zu füllen.

Wie verheerend die Kriege auf den Adel wirkten, dafür nur ein Beispiel aus Sparta: Zur Zeit der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) betrug die Zahl seiner Vollbürger, die in Wahrheit seinen höchsten Kriegsadel bildeten, etwa 1500. Die Zahl derjenigen im Alter von 20—55 Jahren etwa 1000. Zwei Drittel davon, 700, zogen in die Schlacht, davon fiel mehr als die Hälfte, 400.

Die Bürgerschaft in Sparta zerfiel nach ihrem Grundbesitz in Vollbürger und minderberechtigte Bürger. Die Gesamtzahl der männlichen Bürger im Alter von mehr als 18 Jahren berechnet Beloch zur Zeit der Schlacht bei Leuktra auf 3500 Köpfe. „Infolge dieser Schlacht sank die Bürgerschaft auf etwas über 2500 Köpfe herab." (Griech. Gesch. III., 1., S. 283.)

In den Handels- und Gewerbestädten Griechenlands wird die Zahl der Aristokraten noch geringer gewesen sein als in dem agrarischen Sparta, war deren Landgebiet doch kleiner und

Digitized by Google

unfruchtbarer, so daß die Arbeit des einzelnen Bauern dort nur geringe Ueberschüsse erzielte. Es konnte also nur eine im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bauern geringe Zahl von Ausbeutern von ihnen leben.

Je mehr der Reichtum der Stadt wuchs, desto mehr lockte er ärmere Staaten an, sie zu plündern. Je ausgedehnter die Stadt, desto weniger reichte der Adel aus, sie zu schützen und ihre Interessen gegenüber widerhaarigen Nachbarn zu verfechten. Desto größer der nichtadelige Teil der freien Bevölkerung, der irgendein Besitztum in Stadt und Staat sein eigen nannte, d durch eine fremde Invasion geschädigt werden konnte. Diesen Teil zur Landesverteidigung heranzuziehen, wurde immer notwendiger und zweckmäßiger. Und in der Stadt mehrte sich auch die Zahl wohlhabender Leute unter den Nichtadeligen, die imstande waren, sich eine ausreichende Rüstung zu beschaffen.

So kam es, daß sich immer mehr der Wehrfähigen unter den Bauern und Bürgern bewaffneten und in den Waffen übten. Und dieses wurde um so eher möglich, je mehr der Reichtum der Stadt wuchs, je mehr ihre Kriege Sklaven einbrachten und die Mittel zunahmen, Sklaven zu kaufen. Damit wuchs die Zahl der Bauern und Bürger, die ihre Arbeit von Sklaven verrichten ließen und Zeit für den Waffendienst fanden. Es wuchs aber auch die Zahl derjenigen unter ihnen, die über die Mittel verfügten, sich ausreichende Waffen anzuschaffen, um als Schwerbewaffnete (Hopliten) im Heer zu dienen. Das wurde noch erleichtert dadurch, was Beloch hervorhebt, daß die Fortschritte der Metallurgie es dem Mittelstande erleichterten, sich eine Metallrüstung anzuschaffen, so daß der Ritter seine kriegerische Ueberlegenheit gegenüber den Wohlhabenden unter den einfachen Bürgern verlor, deren festgefügte Schlachtordnung nun das Kriegsglück entschied. (I., 1., S. 348.)

Auf dem gepanzerten Fußvolk beruhte die Kraft der Heere Griechenlands in den Zeiten seines Aufschwungs. Diese wohldisziplinierten Bauern- und Bürgerheere waren es, an denen die Ritterheere der Perser auch dort scheiterten, wo sie an Zahl überlegen waren.

Die ganze Bevölkerung der Stadt bekam dadurch einen kriegerischen Charakter. Max Weber sagt darüber:

„Die antike Polis war, ... seit der Schaffung der Hopliten-Disziplin eine K r i e g e r z u n f t. Wo immer eine Stadt aktive Politik zu Lande treiben wollte, mußte sie in größerem oder geringerem Umfange dem Beispiel der Spartiaten folgen: trainierte Hoplitenheere aus Bürgern schaffen. Auch Argos und Theben haben in der Zeit ihrer Expansion Kontingente von Kriegervirtuosen geschaffen, in Theben noch durch die Bande persönlicher Kameradschaft verknüpft. Städte, welche keine solche Truppe besaßen, sondern nur ihre Bürgerhopliten, wie Athen und die meisten anderen, waren zu Lande auf die Defensive angewiesen. Ueberall aber waren nach dem Sturz der Geschlechter die Bürgerhopliten die aus-

Digitized by Google

schlaggebende Klasse der Vollbürger. Weder im Mittelalter, noch irgendwo sonst findet diese Schicht eine Analogie. Auch die nicht spartanischen hellenischen Städte hatten den Charakter eines chronischen Kriegslagers in irgendeinem Grade ausgeprägt." (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 596.)

Unter solchen Verhältnissen war es in den Handels- und Industriestädten den adeligen Geschlechtern nicht möglich, ihre Vormachtstellung und die darauf beruhende Ausbeutung dauernd aufrecht zu erhalten, soweit sie die Masse der Bürger betraf.

Vorübergehend verschlechterte sich nach dem Sturze des Königtums wohl die Lage der Arbeiter, namentlich der Bauern. Insbesondere war es die Teilnahme am Kriegsdienst, die sie schädigte, da sie dadurch gezwungen waren, ihren Betrieb zu vernachlässigen, wofür sie in der Kriegsbeute nicht immer Ersatz fanden. Ihre Verschuldung wuchs und grausame Schuldgesetze verfügten die Versklavung des zahlungsunfähigen Schuldners.

Doch dieselbe Wehrhaftigkeit, die den Bauern ökonomisch ruinierte, verlieh ihm politische Macht, die ihm gestattete, mit der Zeit nicht bloß den wachsenden Druck der Aristokraten abzuwehren, sondern auch schließlich selbst zum Angriff überzugehen, die Vorrechte des Adels eines nach dem anderen zu beseitigen, ihm steigende Leistungen für den Staat aufzubürden und andererseits die Leistungen zu erhöhen, die der Staat zugunsten der unteren Klassen aufzubringen hatte. So wurde der Staat bis zu einem gewissen Grade in das Gegenteil seines ursprünglichen Zustandes verwandelt, aus einem Mittel der Herrschaft der Aristokratie und der Reichen in eines der Herrschaft der Aermeren, und aus einem Mittel der Ausbeutung dieser in eines der Ausbeutung jener.

Daß die Triebkraft dieser Entwicklung die Heeresverfassung bildet, die Notwendigkeit, Bürger und Bauern zu bewaffnen, darauf weist Max Weber mit größtem Nachdruck hin:

„Der Grund der Demokratisierung ist überall rein militärischer Natur, er liegt in dem Aufkommen der disziplinierten Infanterie, der Hopliten in der Antike, der Zunftheere im Mittelalter, wobei das Entscheidende war, daß die militärische Disziplin über den Heldenkampf siegte. Die militärische Disziplin bedeutet den Sieg der Demokratie, weil man damit, daß man die nicht ritterlichen Massen heranziehen mußte und wollte, ihnen die Waffen und damit die politische Macht in die Hand gab." (Wirtschaftsgeschichte, S. 278, 279.)

Ob das Zunftheer im Mittelalter eine solche militärische Kraft war, wie Weber es meint, sei dahingestellt. Nur darauf sei hier hingewiesen, daß es heißt, den Sachverhalt zu sehr vereinfachen, wenn Weber annimmt, der Grund der Demokratisierung im antiken Griechenland sei rein militärischer Natur gewesen.

Wir haben gesehen, daß noch andere Gründe dabei mitwirkten, vor allem die Kleinheit der Staaten, die Dürftigkeit des Bodens, die die Uebermacht des Adels beschränkte, so daß schon im heroischen Zeitalter, dem des Einzelkampfes der Ritter, den Angehörigen der unteren Klassen ein recht freies Wort gestattet

Digitized by Google

war. Auch die Konzentration des politischen Lebens in der Stadt, deren Bevölkerung wuchs, während die adeligen Familien an Zahl eher ab- als zunahmen, ist in diesem Zusammenhang zu nennen.

Alles das vermehrte die Kraft der Volksmasse, des „Demos" im Staate. Sicher hat die militärische Neuordnung dabei eine große Rolle gespielt. Diese Neuordnung selbst entsprang indes ihrerseits wieder neuen technischen und ökonomischen Bedingungen. Und man darf die Bedeutung der militärischen Neuerungen für die Demokratie nicht überschätzen.

Die Spartaner gingen ebenso wie die Athener zur Bewaffnung und Taktik der Hopliten über. Aber zur Demokratie führte sie bei ihnen nicht, weil ihnen die Stadt fehlte, in der sich der größte Teil der Bevölkerung konzentrierte. Vielleicht kam daneben noch der Umstand in Betracht, daß das Eurotastal ebenso wie das messenische sehr fruchtbar war, eine größere Zahl von Aristokraten ernähren konnte — namentlich wenn sie sehr bescheiden lebten — als die Landgebiete der Handelsstädte. Lakedämonien und Messenien zählten neben Arkadien und Böotien zu den Landschaften des eigentlichen Griechenland — südlich von Thessalien — die keines Getreideimports bedurften. Daher waren die Aristokraten Spartas nicht in so hohem Maße darauf angewiesen, die unter ihnen stehenden Massen zum Hoplitenkampf heranzuziehen, wie die Stadtstaaten. Sie ließen nur die Periöken zu ihm zu, nicht die große Masse der Heloten, die völlig rechtlos blieben, während gleichzeitig die unteren Klassen in den Stadtstaaten einen Sieg nach dem andern über ihre Aristokraten errangen.

Der Siegeszug der griechischen, vornehmlich der athenischen Demokratie kann hier nicht im einzelnen geschildert werden. Er ist auch allgemein bekannt und in jeder Darstellung griechischer Geschichte nachzulesen.

Hier kommt es uns nur auf folgendes an: In den Großstaaten des Orients sind Kämpfe der arbeitenden Klassen um Verbesserung ihres Loses in der Regel ausgeschlossen. Wohl gibt es große und intensive Klassengegensätze, aber nur ausnahmsweise kommt es zu Kämpfen zwischen oberen und unteren Klassen. Nur gelegentlich infolge besonderer Verhältnisse machen sich die Klassengegensätze in Aufständen Luft, Ausbrüchen der Verzweiflung, meist ohne jeden Sinn, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg. Sie werden in der Regel blutig niedergeschlagen und hinterlassen die beteiligte Bevölkerung in einer gegen vorher noch verschlechterten Lage. Selbst in den wenigen Fällen, in denen das nicht der Fall ist, führen sie höchstens einen Wechsel einiger herrschenden Personen oder die Zurücknahme einer besonders drückenden Neuerung herbei, ohne etwas Wesentliches zu ändern.

Digitized by Google

Ganz anders in den griechischen Freistaaten. Hier finden wir nicht nur Klassengegensätze und gelegentliche Emeuten, sondern ständige Klassenkämpfe, die mit größter Zähigkeit ausgefochten werden und die, trotz gelegentlicher Mißerfolge, doch im allgemeinen einen unaufhaltsamen, allmählichen Aufstieg der unteren Klassen, der Demokratie, herbeiführen.

Der Klassenkampf wird hier ein Lebenselement des Staates. Weit entfernt, als verwerflich verurteilt zu werden, konnte die Teilnahme an ihm als Bürgerpflicht festgesetzt werden. In Athen galt seit Solon das Gesetz, daß jeder, der bei einem Ausbruch innerer Kämpfe sich nicht einer Partei anschlösse und für sie mit den Waffen einträte, seine Bürgerrechte verlieren sollte.

Durch diese regen und intensiven Klassenkämpfe bekommt das politische Leben der antiken Stadtstaaten die größte Aehnlichkeit mit dem des modernen Staates. Dem politischen Leben des Orientes stehen wir fremd gegenüber, das der Antike erscheint uns dagegen mit dem unseren wesensgleich. Die einen sehen darin einerseits die Wirkung einer Verschiedenheit der europäischen Rassen von denen des Orients, andererseits einer Gemeinsamkeit der griechischen Rasse mit der unseren. Andere wieder ignorieren den Orient, der uns nicht bloß innerlich, sondern auch durch die Verschiedenheiten der Sprachen ferner steht, während das Lateinische und Griechische heute noch der Mehrzahl unserer Gebildeten geläufig sind. Die Geschichte der Antike, der Griechen und Römer, erscheint ihnen als die Geschichte der Menschheit überhaupt, bis zu unserem Mittelalter, und so kommen sie zur Ansicht, diese Geschichte verzeichne nur eine ewige Wiederholung derselben Schauspiele und Komödien. Sie könnten zu dieser Ansicht nicht kommen, wenn sie auch die Geschichte der Staaten des Orients und überdies die Entwicklung der Menschheit bis zur Staatsbildung in Betracht zögen.

Auch Marx und Engels haben zur Zeit der Abfassung des kommunistischen Manifestes — und das entsprach dem Stande des damaligen historischen Wissens — unter den Völkern des Altertums wohl nur Griechen und Römer im Auge gehabt, als sie schrieben, die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft sei die Geschichte von Klassenkämpfen. Als ältestes Beispiel einer in Stände gegliederten Gesellschaft führen sie das alte Rom an.

Wir haben schon gesehen, und Engels hat das selbst noch anerkannt, daß vor dem Aufkommen des Staates von Klassen und Klassenkämpfen nicht gesprochen werden kann. Wir können jetzt hinzufügen, daß auch nach dem Aufkommen des Staates und der Klassen von regelmäßigen Klassenkämpfen von der Art, wie sie in den modernen Staaten geführt werden, erst in den Stadtstaaten gesprochen werden kann, die im Altertum im Laufe der letzten zwei Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung an den

Digitized by Google

Küsten des Mittelmeeres, namentlich in seinem östlichen, an die alten Kulturstaaten des Orients grenzenden Teile entstanden.

Drittes Kapitel.

Demokratie und Ausbeutung im Stadtstaat.

So verschieden der Stadtstaat des Mittelmeeres vom orientalischen Landstaat war, sie gelangten schließlich beide zu dem gleichen Ergebnis, zum Despotismus, zum Stillstand jeglichen politischen Lebens und zu ökonomischer Versumpfung, damit zum Untergang des Staates.

Wohl kam die antike Demokratie in günstigen Fällen so weit, alle Vorrechte des Adels, ja diesen selbst als besonderen Stand aufzuheben, seine Gentil-Organisation aufzulösen — so in Athen, nicht in Rom —; so weit, die volle politische Gleichberechtigung aller Bürger im Staate zu erzwingen, auch alle Lasten des Staates den Reichen aufzuerlegen und dafür die Armen zu Staatspensionären zu machen. Jedoch gelang es der Demokratie nicht, die Wurzel des Uebels auszurotten, die Klassenteilung selbst. Und so vermochte sie den daraus folgenden Niedergang und schließlichen Untergang des Staates nicht aufzuhalten.

Soviel auch der Adel verlor, sein geistiges Uebergewicht im Staatsleben wußte er zu behaupten. Durch Familientradition, Erziehung, Lebensweise war er mit den Bedürfnissen des Staates, seinen inneren und äußeren Verhältnissen, sowie mit der Kunst des Regierens weit besser vertraut, als die „Banausen", Bauern, Handwerker, Krämer, Gastwirte, Lastträger, Seeleute, Bettler, ja besser sogar als Kaufleute und Bankiers. Diese selbst, wenn sie zu Ansehen und Macht im Staate kommen wollten, beeilten sich Großgrundbesitzer zu werden und deren Lebensweise anzunehmen.

Es zeigte sich damals, daß zwischen einer herrschenden und einer regierenden Klasse ein großer Unterschied bestehen kann. Eine herrschende Klasse kann unfähig sein, selbst zu regieren, den Staat zu verwalten. Sie kann trotzdem an der Herrschaft bleiben. Sie übt sie dann dadurch aus, daß sie die regierenden Personen auswählt und nur so lange am Ruder hält, als sie der herrschenden Klasse genügen. Die Regierung ist dann nicht identisch mit den Herrschern. Sie wird deren Kommis.

So hat auch in den Stadtstaaten die Demokratie den Adel nicht einfach aus dem Wege geräumt, sondern ihm mit Vorliebe die leitenden Aemter übertragen. Ja, die Führer der demokratischen Bewegung selbst stammten überwiegend aus dem Adel, waren Adelige, die entweder persönliche Gründe mit ihren Standesgenossen entzweit hatten, oder die weitsichtig genug waren, die

Digitized by Google

Unvermeidlichkeit des Fortschreitens der Demokratie zu erkennen und es für klug oder im Staatsinteresse gelegen hielten, die Leitung der siegreich fortschreitenden Demokratie selbst in die Hand zu nehmen.

Vom Beginn der Erfolge der Demokratie, seit Solon (um das Jahr 600 herum) bis zu Perikles Tod (429) waren immer noch die ersten Staatsmänner Athens, aber auch die Führer der Demokratie, Angehörige adeliger Geschlechter.

Darauf macht unter anderen Aristoteles in seinem Buch über die Verfassung von Athen aufmerksam. Er sagt (ich zitiere nach der bei Reklam erschienenen deutschen Uebersetzung des Dr. Wentzel):

„Solange Perikles der Führer des Volkes war, blieben die Verfassungsverhältnisse leidlich gute. Nach seinem Tode aber verschlechterten sie sich bedeutend[1]). Damals zum ersten Male erhielt das Volk einen Vertreter, der in den Kreisen der Vornehmen nicht in Ansehen stand. In früheren Zeiten hatten ja auch diese sich unausgesetzt an der Führung des Volkes beteiligt, denn dessen erster Vertreter war Solon, dem Peisistratos folgte — beide aus den Reihen der Adeligen und Vornehmen hervorgegangen —, nach dem Sturze der Tyrannis aber Kleisthenes, aus dem Geschlecht der Alkmeoniden. Während der letztere nach der Vertreibung des Isagoras überhaupt keinen Widerpart hatte, traten in der Folgezeit einander gegenüber Xanthippos an der Spitze der Volkspartei und Miltiades als Vertreter der Vornehmen, später Themistokles und Aristeides, nach diesen Ephialtes als Führer der Demokratie und Kimon, der Sohn des Miltiades als Haupt der besitzenden Klasse, danach Perikles auf seiten des Volkes und Thukydides[2]) ein Verwandter Kimons, auf seiten der Gegenpartei. Nach dem Tode des Perikles aber vertrat Nikias, derselbe der später in Sizilien sein Ende fand, die Partei der Vornehmen, das Volk dagegen Kleon, der Sohn des Kleainetos: und dieser hat durch seine Wühlereien am meisten dazu beigetragen, das Volk zu demoralisieren. Auch führte er die Unsitte ein, auf der Rednerbühne aufzuschreien und zu schimpfen, und er hielt seine Reden im Schurzfell, während man sonst doch in anständiger Kleidung zu sprechen pflegte." (Kap. 28.)

Kleon war der erste große Staatsmann Athens, der nicht adeliger Herkunft war. Er kam auf zu einer Zeit, als die Demokratie in Athen schon fast zwei Jahrhunderte lang bestand, die mit Solons Gesetzgebung begann. Neben dem Lederfabrikanten Kleon und dann neben Kleophon, der Instrumentenmacher war, gewannen aber immer noch Adelige das Vertrauen und die Führung der Volksmasse. Eine aristokratenfreundliche Geschichtsschreibung gefällt sich seit Thukydides und Aristoteles darin, alles Unheil, das Athen im Peloponnesischen Kriege und später traf, seinen nichtaristokratischen Führern in die Schuhe zu schieben. Aber wie immer man über den bürgerlichen „Demagogen" Kleon urteilen mag, das Unheil, das er anzurichten vermochte, hält keinen Vergleich aus mit dem, das der Aristokrat Alkibiades für

1) Für den Adel. K.

2) Nicht der Historiker. K.

Digitized by Google

Athen herbeiführte, der, nachdem Kleon bei Amphipolis gefallen war, die Führung der Stadt erlangte.

In Wirklichkeit war deren Lage damals so verzweifelt, daß es kaum einen Staatsmann Athens geben konnte, mochte er Aristokrat sein oder aus dem Volke stammen, der nicht Fehler begehen mußte.

Was die „Demagogie" und Korrumpierung des Volkes anbelangt, so waren daran die Führer der aristokratischen wie der demokratischen Partei in gleicher Weise beteiligt. Nur ihre Methoden der Demagogie, der Erkaufung der Masse, waren verschieden. Jene kauften sie durch Geschenke, die sie dem eigenen Reichtum entnahmen, diese durch gesetzliche Festsetzung von Geschenken, die der Staat den Wählern zu geben hatte.

Auch das legt sehr anschaulich Aristoteles in seinem bereits zitierten Buch über die Verfassung Athens dar. Im 27. Kapitel kommt er auf die Besoldung zu sprechen, die für die Richter ausgesetzt wurde. Seit der Reform des Kleisthenes (509 v. Chr.) wurden aus den Bürgern jährlich 6000 ausgelost, die als Richter zu fungieren hatten. Zu den Bürgern zählten in Attika nicht bloß die Aristokraten, wie in Lakonien, sondern die Gesamtheit des Volkes, ausgenommen Sklaven und Ausländer. Das Amt des Geschworenen war zunächst eine arge Last. Perikles setzte es durch, daß es besoldet wurde. Mäßig genug, mit zwei Obolen (30 Pfennigen), aber genügend für die geringen Ansprüche der proletarischen Elemente jener Zeit und jenes Klimas, die für Kleidung und Wohnung fast nichts verausgabten.

Aristoteles berichtet darüber:

„Perikles war auch der erste, der den Richtersold einführte, als politischen Schachzug gegen Kimon[1]) und dessen Reichtum. Denn Kimon, der über ein königliches Vermögen verfügte, führte nicht nur die Leistungen, die er für den Staat übernommen hatte, in glänzender Weise durch, sondern gewährte auch vielen seiner Gemeindegenossen die Mittel zum Leben. Aus seiner Gemeinde, den Lakiaden, durfte jeder Beliebige täglich bei ihm vorsprechen, er erhielt dann das Nötige. Außerdem war keines seiner Grundstücke mit einem Gehege versehen, es sollte jeder die Möglichkeit haben, sich Obst abzupflücken. Gegenüber solcher Freigebigkeit mußte Perikles mit seinem Vermögen zurückstehen. Damon von Oia aber riet ihm, da er mit seinen Privatmitteln gegen Kimon nicht aufkommen konnte, das Volk sich selbst bezahlen zu lassen und so führte Perikles den Richtersold ein. Dieser Maßregel messen manche die Schuld an der Demoralisation der Richter bei, da es seitdem Brauch geworden sei, daß bei der Auslosung der Richter sich zweifelhafte Elemente gegenüber den besonnenen Bürgern vordrängten. Auch datierten von da an die Bestechungen der Gerichtshöfe. Den Weg dazu wies Anytos nach seinem Kommando bei Pylos. Weil er nämlich Pylos preisgegeben hatte, wurde er von einigen vor Gericht gezogen, er bestach aber den Gerichtshof und kam frei." (Kap. 27.)

---

[1]) Den Führer der aristokratischen Partei. K.

Digitized by Google

In Wirklichkeit bedurften die Athener nicht erst des Anytos, um herauszufinden, daß Bestechungsgelder eine angenehme Einrichtung sind. Seit den Perserkriegen nimmt in allen hohen Aemtern aller griechischen größeren Staaten, in Aristokratien wie in Demokratien, in Sparta wie Athen, die Bestechlichkeit und überhaupt die Ausnützung des Amtes zu Zwecken persönlicher Bereicherung rapid zu. Aristides galt als eine außerordentliche Erscheinung, weil er sich im Amt nicht bereicherte und nicht Bestechungsgelder nahm, im Gegensatz z. B. zu Themistokles. Gerade daraus resultierte nicht zum wenigsten der große Reichtum der führenden Aristokraten. Deshalb ließen sie es sich aber auch so viel kosten, die Stimmen der Wähler zu gewinnen. Sie brachten die Ausgaben dafür mit Gewinn herein, wenn sie im Amt waren. Mit der Zunahme ihrer Macht im Staate wurden die Wähler durch die Demokratie immer mehr seine Stipendiaten. Für jede öffentliche Tätigkeit erlangten sie einen Sold, für den Besuch der Volksversammlung, für den des Theaters und natürlich auch für ihre Dienstleistung in der Armee, die sie bei den zahllosen Kriegen stark in Anspruch nahm. Ein siegreicher Krieg brachte ihnen auch noch Beute.

So konnte ein armer Bürger ganz vom Staate und den Bestechungen leben, mit denen die politisch streberischen Elemente unter den Reichen nicht kargten.

Woher zog der Staat die ungeheuren Mittel, die zur Erfüllung dieser Aufgabe notwendig waren? Er konnte sie nicht von den armen Bürgern nehmen. Auch wenn sie fortfuhren zu arbeiten, produzierten sie nicht Mehrwert. Sie nahmen Geld vom Staate, zahlten ihm keines. Die Reichen mußten bluten. Weniger durch Geldsteuern als durch Naturalleistungen (Leiturgien). Sie mußten für den Staat Kriegsschiffe bauen, hatten Feste und Schauspiele einzurichten und möglichst glänzend zu gestalten. Es bestand der sonderbare Zustand, daß die Reichen von den Armen ausgebeutet wurden. War damit nicht ein sozialistisches Ideal, allerdings in eigenartiger Form erreicht?

Mitnichten.

Alle die großen Mittel, die die Reichen für die Armen aufwendeten, sie mußten durch menschliche Arbeit geschaffen werden. Durch wessen Arbeit aber? Durch die der Armen nicht, von denen sich eine immer größere Anzahl daran gewöhnte, müßig zu gehen, die Arbeit auf dem Felde oder in der Werkstatt überwiegend anderen zu überlassen. Doch noch weniger konnten die notwendigen Mittel der Arbeit der Aristokraten entspringen, die zu wenig zahlreich waren, um etwas von Belang für die Masse der Bevölkerung schaffen zu können, die aber überdies von vornherein die Arbeit als eine Schande hochmütig ablehnten.

Der Staat konnte sich nur dadurch erhalten und seinen Pflichten genügen, daß neben den Bürgern, Armen und Reichen,

Digitized by Google

zahlreiche arbeitende Kräfte erstanden, die für die Bürgerschaft arbeiteten und von ihr ausgebeutet wurden. Die Demokratie galt nur innerhalb der Bürgerschaft, sie bewirkte bloß, daß sich neben den ursprünglichen Ausbeutern eine weitere, breitere Ausbeuterschicht bildete, die teils direkt, teils indirekt, durch Ausbeutung der Reichen ein parasitisches Dasein auf Kosten der wirklichen Arbeiter führte.

Zu diesen zählten vor allem die Sklaven.

Seeräuberei und Kriege lieferten zahllose Sklaven. Und diese spielten in den Stadtstaaten eine viel bedeutendere Rolle als in den Landstaaten. In diesen wurde der Ackerbau von freien oder hörigen Bauern betrieben, die zu Abgaben und persönlichen Diensten verpflichtet, aber vielfach frei von Kriegsdienst waren und ein Familienleben führten, das oft eine zahlreiche Nachkommenschaft ergab. Die Sklaverei ist dort vornehmlich Haussklaverei zu Luxuszwecken. In den Stadtstaaten dagegen werden Industrie, Bauwesen, Bergbau immer mehr mit Sklaven betrieben. Schließlich dringt dort die Sklaverei auch in die Landwirtschaft ein.

Denn der Bauer wird zum Kriegsdienst herangezogen, der ihn bei dem steten Kriegszustand übermäßig in Anspruch nimmt. Er muß seinen Besitz vernachlässigen und verschuldet immer mehr. Schließlich bleibt ihm nichts übrig, als seinen Boden einem reichen Mann zu verkaufen. Dieser kann ihn von freien Lohnarbeitern bebauen lassen. Der proletarisierte Bauer wurde selbst zu einem solchen, wenn er es nicht vorzog in die Stadt zu ziehen. Vielfach wurden aber auch Sklaven für die Landarbeit benutzt. Der Betrieb der Landwirtschaft durch Sklaven nimmt überhand und ebenso die Konzentration des Grundbesitzes in wenigen Händen. Die Sklaven können kein Familienleben führen, die landwirtschaftliche Bevölkerung wird nur auf ihrer Höhe erhalten bei steter und erfolgreicher Kriegführung.

Der Krieg, der die Bauern teils verelendet, teils ausrottet, wird nun unentbehrlich, als Mittel, die Sklavenzufuhr und damit den landwirtschaftlichen Betrieb aufrecht zu erhalten.

Es ist eine echt griechische Idee, wenn Aristoteles in seiner Politik den Krieg zu den Künsten des Erwerbs rechnet, weil er ein Mittel ist, Sklaven zu gewinnen:

„. . . daher wird in gewissem Sinne die Kriegskunst eine Erwerbskunst (Ktetike) sein. Denn die Jagdkunst ist ein Stück von ihr (der Kriegskunst) und sie kommt in Anwendung, teils gegen Tiere, teils gegen solche Menschen, die dazu geboren sind, zu dienen, sich dem aber widersetzen, so, daß ein solcher Krieg von Natur rechtmäßig ist." (I. Buch, 3. Kap.)

Je mehr nicht nur für den Adel, wie ursprünglich, sondern auch für den gewöhnlichen Bürger Krieg und Politik Mittel des Erwerbs wurden, desto mehr suchten die Bürger ebenso in der Stadt wie auf dem Lande Zeit für diese Erwerbsart zu gewinnen.

Digitized by Google

Die einen vernachlässigten ihr Gewerbe, Handwerk, Krämerei, Kneipwirtschaft, Lastträgerei, usw., um bloß von Zuwendungen des Staates und reicher Politiker zu leben. Das war freilich eine dürftige Existenz. Wer es konnte, zog es vor, sich einen oder ein paar Sklaven zu kaufen und von denen sein Gewerbe betreiben zu lassen. Es konnte dann weitergehen, auch während er selbst im Kriege war. Ein Handwerker dieser Art war z. B. Kleon, der seine Gerberei mit Sklaven betrieb, so daß er Zeit fand, sogar als Feldherr in den Krieg zu ziehen. Dieser Ausweg wurde für die Bürger um so eher möglich, je billiger die Sklaven waren, deren Preis wieder ganz von der Häufigkeit und dem Erfolg der Kriege abhing.

So wurden in der Stadt, wie auf dem flachen Lande die bisherigen freien Arbeiter immer mehr von der Arbeit abgelenkt und auf die Ausbeutung unfreier Arbeiter als Quelle der Existenz hingewiesen. Sie betrieben die Ausbeutung teils direkt, indem sie selbst Sklaven beschäftigten, teils indirekt, durch Besteuerung der Reichen, die zahlreiche Sklaven ausbeuteten.

Doch in einem wachsenden, blühenden Stadtstaat beschränkte sich die Bürgerschaft nicht auf die Ausbeutung unfreier Arbeiter. Sie wußte sich auch freie Arbeiter dienstbar zu machen, teils selbständige Handwerker, teils Lohnarbeiter, namentlich in der Landwirtschaft und bei Bauten. In einem Staat, dessen Industrie und Handel wuchs, wanderten stets zahlreiche Arbeiter aus ärmeren, etwa durch unglückliche Kriege ökonomisch ruinierten Staaten ein, um ihr Fortkommen zu suchen. Zu diesen Zugezogenen gesellten sich Sklaven, die ihre Freilassung entweder erkauft oder als Belohnung für besondere Dienste erhalten hatten. Diese beiden Arten freier Arbeiter, die durch ihre Arbeit das Gemeinwesen bereicherten und durch ihre wachsende Zahl das Gewicht der Bürgerschaft gegenüber dem Adel vermehrten, waren in den Anfängen der Demokratie gerne in die Reihen der Stadtbürger aufgenommen worden. Aber je mehr gerade durch die Demokratie das Bürgerrecht zu einem Mittel des Erwerbs wurde, und je mehr die Bürgerschaft in ihrem bereits bestehendem Ausmaß sich dem Adel gegenüber kräftig fühlte, um so sparsamer wurde man mit der Gewährung neuer Bürgerrechte an Zugezogene. Es bildete sich eine zahlreiche Schicht freier Arbeiter im Staate, die keine Bürgerrechte besaßen, weder vom Staate, noch von Privaten Zuwendungen erhielten — sie besaßen ja kein Wahlrecht, das zu kaufen gewesen wäre. Sie waren darauf angewiesen, ausschließlich von ihrer Arbeit zu leben, soweit sie nicht selbst Sklaven beschäftigten. Sie bekamen nicht nur nichts vom Staate, sondern mußten ihm noch steuern. So zählten sie zu den Objekten der Ausbeutung, von denen die armen Bürger wie die reichen im Staate lebten.

Digitized by Google

In Athen hießen diese zugezogenen, im Staate ansässigen Erwerbsleute Metöken. Sie hatten eine besondere Steuer (Metökion) für den Schutz zu entrichten, den der Staat ihnen gewährte. Noch unter Kleisthenes (509) waren viele von ihnen in die Bürgerschaft aufgenommen worden. Doch schon 451 kam unter Perikles ein Gesetz zustande, durch das als Bürger nur diejenigen anerkannt wurden, deren Vater und Mutter bereits Bürger gewesen waren.

Die Zahl der Metöken war bedeutend, Beloch berechnet sie für Athen auf etwa ein Drittel der freien Bevölkerung Athens. Die Zahl der Sklaven war freilich bedeutend höher.

In einem mächtigen, kriegerisch erfolgreichen Stadtstaat gab es jedoch noch eine dritte Methode der Ausbeutung, durch die seinen Bürgern ein reiches Einkommen erschlossen wurde. Sie konnte die bedeutendste seiner Einkommensquellen werden. Sie wurde es für Athen, den demokratischesten der größeren Stadtstaaten.

In den Perserkriegen war Athen zur bedeutendsten der griechischen Seemächte geworden, dank sowohl seiner geographischen Lage, wie den Silberschätzen, die in den Bergwerken des Laurion gehoben wurden. Solange die Gefahr einer Unterjochung durch die Perser drohte, hatten die meisten (nicht alle) griechischen Staaten sich gegen sie zusammengeschlossen. Als diese Gefahr überwunden war, zerfiel der Bund, an seine Stelle traten zwei besondere Gruppen griechischer Staaten, die aristokratischen und die demokratischen. Das wird in der Regel so dargestellt, daß hier zwei verschiedene Ideen im Gegensatz zueinander gerieten und ihr Kampf ein ganz idealer gewesen sei. In Wirklichkeit stand hinter dem Gegensatz der Ideen ein Gegensatz sehr materieller Interessen.

Die aristokratischen Staaten, das waren agrarische Gebiete, von Natur aus so fruchtbar, daß ihre Bewohner sich nicht gezwungen sahen, zur See zu gehen. Die Landwirtschaft blieb dort der Haupterwerb. Hier erhielt sich der Landadel in alter Kraft, dessen Haupteinnahme aber war im Frieden das Mehrprodukt an Getreide, das sein Grundbesitz über die Erhaltungskosten seiner Feldarbeiter, Heloten oder Sklaven, und seiner Haushaltungen ihm lieferte.

Die demokratischen Staaten waren die Stadtstaaten mit unfruchtbarem Ackerboden, unzureichender Landwirtschaft, die zur Deckung der rasch wachsenden Stadt nicht genügte. Getreidezufuhr von außen war dringend nötig. Sie wurde zunächst aus den Agrarstaaten bezogen und so schien die schönste Harmonie zwischen Aristokratie und Demokratie zu herrschen. Jene lieferte dem Stadtstaate, was er brauchte und war an dem Wachstum und Gedeihen dieses Kunden lebhaft interessiert.

Digitized by Google

Aber leider gibt es in der Welt der Warenproduktion keine Harmonie, die ewig dauert. Solange die Agrarstaaten ein Monopol für die Getreideversorgung der Stadtstaaten hatten, nützten sie es nach Kräften aus durch Erhöhung der Getreidepreise. Dies Monopol zu brechen, wurde eine der wichtigsten Aufgaben der Stadtstaaten. Sie lösten sie durch Anbahnung eines regen Verkehrs einerseits mit Aegypten und andererseits mit dem Schwarzen Meer.

Dadurch wurde die Lage der unteren Klassen in den Stadtstaaten bedeutend gehoben, ebensosehr aber die Lage ihrer Grundbesitzer verschlechtert, soweit sie ihr Geldeinkommen aus dem Verkauf von Getreide zogen. In jedem der griechischen Staaten erwuchs daraus ein starker Klassengegensatz zwischen den Massen und dem Adel, der die Klassenkämpfe zwischen beiden erheblich verschärfte. Es erwuchs aber daraus auch bittere Feindschaft zwischen den agrarischen Staaten, in denen der Großgrundbesitz dominierte, und den Stadtstaaten, in denen immer mehr die bürgerliche Masse zur Geltung kam.

Die Führung der aristokratischen Staaten fiel Sparta zu, dem kriegstüchtigsten unter ihnen, in dem der Kriegsadel am schrankenlosesten herrschte. Er fand in jedem der demokratischen Staaten eine aristokratische Partei, die mit ihm sympathisierte.

Unter den demokratischen Stadtstaaten war keiner, der Sparta im Kriege einigermaßen gewachsen gewesen wäre, außer Athen. Als sich die demokratischen Staaten nach den Perserkriegen zu einem Bund zusammenschlossen, richtete sich seine Spitze viel mehr gegen Sparta als gegen Persien. Athen wurde seine Vormacht. Es gewann die Sympathien der demokratischen Parteien in den aristokratisch regierten Staaten, soweit dort solche Parteien aufkommen konnten, was z. B. in Lakedämonien ganz unmöglich war.

Im Jahre 478 v. Chr. wurde der delische Bund begründet, ein Bund von Stadtstaaten, von denen jeder Schiffe und Geld beisteuern sollte, zu Zwecken gemeinsamer Bekämpfung gemeinsamer Feinde. Die Bundeskasse sollten Athener verwalten, Athen die gemeinsame Flotte kommandieren.

Aber das Verhältnis genügte dem nach neuen Ausbeutungsquellen lüsternen athenischen Demos nicht. Er drängte danach, die Vormachtstellung Athens im Bunde zu immer zunehmender Herabdrückung der Bundesgenossen auszunützen, diese immer mehr zu tributpflichtigen Untertanen zu degradieren.

Der Bundesschatz, der zuerst im Apollotempel auf der Insel Delos deponiert worden war, wurde bald (450) nach Athen übertragen, an Stelle der Aufbringung eigener Schiffe und Mannschaften wurden den Bundesgenossen immer mehr Geldsteuern auferlegt, aus deren Ertrag die Athener eigene Schiffe bauten, eigene Mannschaften besoldeten. Diese Steuern wurden immer mehr erhöht. Schließlich mußten die Bundesgenossen sogar alle

Digitized by Google

größeren Prozesse vor die athenischen Gerichte bringen, was nicht nur die Beeinflusung der dem Bunde angeschlossenen Staaten durch Athen erleichterte, sondern auch die reichlichen Bestechungsgelder dorthin brachte, ohne die damals kein Prozeß von Bedeutung geführt wurde. Die Ausbeutung, die auf diese Weise von Athen geübt wurde, nahm solche Dimensionen an, daß Aristoteles in seiner Untersuchung der athenischen Verfassung angibt, der größte Teil der Bevölkerung Athens habe von den Abgaben der Bundesgenossen gelebt. Er sagt dort:

„Später, als sich Athen schon seiner Kraft bewußt geworden war und sich große Geldsummen in der Stadt angehäuft hatten, schlug Aristeides den Athenern vor, nach der Obmacht in Hellas zu greifen und von dem flachen Land nach der Stadt zu übersiedeln. Nach seiner Meinung mußten sie dort ihr Auskommen finden, teils durch den Kriegsdienst im Felde und als Besatzungen, teils bei der Verwaltung des Staates und des Bundes, um auf diesem Wege hernach die erste Macht Griechenlands zu werden. Sie folgten seinem Rate und erlangten die führende Stellung unter den Hellenen, benutzten sie jedoch dazu, ihre Bundesgenossen wie Untertanen zu behandeln. Nur Chios, Lesbos und Samos beließen sie die ihnen eigentümliche Verfassung und ihren bestehenden Machtbereich, und an diesen Staaten besaßen sie Hüter ihrer Herrschaft. Bei diesem Verfahren gewannen sie zugleich, wie es Aristeides vorgeschlagen hatte, reichliche Mittel, um der großen Menge des Volkes ihren Unterhalt zu beschaffen, denn aus den Umlagen und Zöllen der Bundesgenossen vermochten sich mehr als 20 000 Bürger zu erhalten[1]): 6000 Richter, 1600 Bogenschützen, dazu 1200 Reiter, 500 Ratsherren, 500 Mann Besatzung in den Werften, 50 Burgwächter, gegen 700 Beamte in Attika, etwa ebenso viele außerhalb Attikas, sodann später, bei Beginn des großen Krieges, die stehende Besatzung von 2500 Schwerbewaffneten, 20 Wachtschiffe, ferner die Schiffe zur Eintreibung der Bundesumlagen mit ihrer Bemannung von 2000 durch das Los bestimmten Seeleuten, endlich die im Prytaneion gespeisten Personen, die Waisen und die Gefangenenwärter — alle diese Leute bezogen ihr Einkommen aus öffentlichen Mitteln." (Kap. 24.)

Aristoteles hat hier nicht nur von der Bestimmung abgesehen, daß alle bedeutenderen Prozesse der Bundesgenossen vor den athenischen Gerichten zu entscheiden waren, was den Richtern dort neben ihrem Sold eine gute Einnahme aus Bestechungen verschaffte. Wichtig wurde auch noch folgendes:

Bundesgenossen, die sich dem wachsenden Druck des Bundes entziehen und aus ihm ausscheiden wollten, wurden mit Gewalt zur Raison gebracht. Zu den Strafen, die in solchen Fällen auferlegt wurden, gehörte auch die, daß der gemaßregelte Staat einen Teil seines Ackerlandes an Athen abtreten mußte, das darauf besitzlose Athener als „Kleruchen" ansiedelte. Man hoffte dadurch das Proletariat in Athen zu verringern und die Kriegsmacht Athens zu stärken, denn da der Krieger sich damals noch selbst

1) Beloch gibt die Gesamtzahl der athenischen Bürger (erwachsenen Männer) für 431 auf 40 000 an. Also die Hälfte lebte direkt von der Ausbeutung der Bundesgenossen.

Digitized by Google

ausrüsten mußte, konnte ein wohlhabender Bauer als schwerbewaffneter Hoplit im Heere Dienst tun, nicht aber ein besitzloser Proletarier.

Auf die Dauer erreichte die Maßregel allerdings ihren Zweck nicht. Denn gerade der Kriegsdienst, um dessentwillen die Landzuweisungen stattfanden, bedrängte die neugeschaffenen Bauern ebenso, wie er früher die alten ruiniert hatte. Außerdem konnten aber viele sich nicht entschließen, ihren Aufenthalt in dem lustigen Athen, wo man ohne viel Arbeit leben konnte, mit dem schweren Dasein eines Bauern in der Einöde zu vertauschen. Sie zogen es vor, ihre Landlose an Bewohner des gemaßregelten Staates zu verpachten und den Pachtzins in Athen zu verzehren — eine weitere Art der Ausbeutung der Bundesgenossen durch Athen.

Je mehr Attikas Macht wuchs und in Attika die Macht der Bürgerschaft, desto größer der Druck, der auf die Bundesgenossen geübt wurde, desto unerträglicher ihre Ausbeutung. Desto allgemeiner der Haß auch in den demokratischen Kreisen Griechenlands gegen den Führer der Demokratie, den athenischen Staat. Desto mehr konnte er seine Stellung nur durch brutale Gewalt aufrechterhalten. Sobald diese erschüttert wurde, wendete sich ganz Hellas gegen Athen, brach dieses elend zusammen. Diese Katastrophe vollzog sich im Peloponnesischen Krieg, wie wir früher schon bemerkt.

An der Erhaltung und Ausbreitung der Machtstellung Athens und an der Fortsetzung des Krieges waren die ärmeren Schichten seiner Bürgerschaft viel mehr interessiert als die Grundbesitzer. Die Güter der letzteren wurden bei einem feindlichen Einfall aufs greulichste verwüstet. Die städtische Volksmasse berührte das wenig. Solange die Flotte die See beherrschte, war die Getreideeinfuhr gesichert, und die Massen fühlten sich gesichert hinter den Mauern der Stadt. Der Krieg brachte ihnen Sold und Beute, und wurde gekämpft um die Aufrechterhaltung der Ausbeutung, die sie übten, also um ihre Existenz, während die Grundbesitzer ein Interesse an dem Aufhören der Getreidezufuhr von fernher hatten, darin aber wie in ihren aristokratischen Tendenzen mit dem spartanischen Landesfeind übereinstimmten.

So zeigte sich im Peloponnesischen Kriege und auch sonst der athenische Adel als pazifistisch, zum Frieden mit Sparta geneigt, während die Demokratie vom Frieden nichts wissen wollte, solange der Gegner nicht am Boden lag. Sie bestand darauf, daß der Kampf, auch als jede Aussicht auf Sieg geschwunden war, noch fortgesetzt wurde, bis zum völligen Zusammenbruch, so daß er mit einem Frieden endete, den Sparta diktierte, und der noch brutaler und drückender war, als in unseren Tagen der von Versailles.

Wir sehen, das Proletariat und die Demokratie des alten Athen waren grundverschieden von dem modernen Proletariat,

Digitized by Google

der modernen Demokratie. Nichts irreführender, als sie alle in den gleichen Topf zu werfen.

In seinen „Grundlinien der Weltgeschichte" sagt H. G. Wells:

„Die Gegner des Imperialismus kennzeichnen diesen als die Ausbeutung der Welt durch die Reichen. Der athenische Imperialismus war die Ausbeutung der Welt durch die ärmeren Bürger Athens." (Deutsche Ausgabe, S. 154.)

Die Demokratie im antiken Stadtstaat war ebenso wie die Aristokratie und Monarchie nur ein Werkzeug der Ausbeutung. Sie unterschied sich von den anderen Verfassungen nur durch den Personenkreis, der an der Ausbeutung teilnahm. Dieser Kreis bildete gegenüber der Masse der Ausgebeuteten auch in der freiesten Demokratie nur eine kleine, bevorrechtete Minderheit im Staate.

Und diese Minderheit verlor auch im Stadtstaat schließlich ebenso wie im Orient ihre kriegerische Kraft. Die herrschende Bürgerschaft wurde in der Demokratie durch ihre Macht im Staate ebenso korrumpiert wie in anderen Staaten der Adel. Bei den einen schwand durch ihren parasitischen Müßiggang mit dem politischen Sinn die Wehrhaftigkeit. Diejenigen, die wehrhaft blieben, hatten sich daran gewöhnt, im Krieg ihren Erwerb zu suchen. Sie wurden Söldner, die sich jedem zur Verfügung stellten, der sie bezahlte. Die Führung der Politik kam nun in die Hände glücklicher Generale, die reiche Beute zu machen verstanden. Mit der Demokratie ging es zu Ende.

Die griechische Freiheit, die sich noch im fünften Jahrhundert gegen das riesige Perserreich siegreich behauptet hatte, erlag im vierten Jahrhundert der makedonischen Militärmonarchie, die Griechenland und Persien zu einem Reiche vereinigte, das wiederum in eine Reihe von Militärmonarchien zerfiel, die durch glückliche Feldherrn mit Söldnerscharen als orientalische Despotien aufgerichtet wurden.

Viertes Kapitel.

Mischformen des Staates.

Da die Staaten der antiken Demokratie die Ausbeutung nicht nur nicht überwinden konnten, sondern vielmehr auf ihr begründet waren, mußten sie schließlich trotz aller Unterschiede ebenso verkommen und untergehen wie die Staaten des orientalischen Despotismus.

Wir haben hier die extremsten Typen der verschiedenen Staatenarten gekennzeichnet, als deren bedeutendste Vertreter auf der einen Seite der persische, auf der anderen Seite der athenische Staat gelten können. Jede dieser beiden Staatenarten beruht auf einer besonderen Eigenart des Gebietes, auf dem sie ins Leben

Digitized by Google

tritt, sowie einer besonderen Eigenart ihrer Nachbarn und der Höhe ihrer ökonomischen Entwicklung. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es aber zahlreiche Mischformen, von denen jede auch wieder von besonderen natürlichen und ökonomischen Bedingungen abhängt.

Nur zwei seien hier erwähnt, die für unsere Geschichte besondere Bedeutung gewonnen haben durch die Traditionen, die sie uns hinterließen, der jüdische und der römische Staat, jener einer der kleinsten, dieser schließlich der größte der antiken Welt, die er fast vollständig in sich aufnahm.

Der jüdische Staat, gleich den griechischen Staaten eingezwängt in ein bergiges Terrain, war wie diese großer Ausdehnung nicht fähig. Dabei aber nicht imstande, wie so viele griechische Staaten oder die benachbarten phönikischen, die in ähnlicher Lage waren, sich zur See auszubreiten. Gelagert zwischen Groß-Staaten — Aegypten, Babylonien, Syrien — ging Palästina früh seiner Selbständigkeit verlustig. Wie die Bewohner von Gebirgstälern, die sich leicht voneinander isolieren, neigten auch die Israeliten zur Zersplitterung, zur Kantönlipolitik, ebenso wie später die Schweizer und gleichzeitig mit den Israeliten die Griechen. Eine Zeitlang, etwa um das Jahr 1000 v. Chr., einigten sich die zwölf Stämme Israels, die als Beduinen in Palästina eingedrungen waren und es sich unterworfen hatten. Doch schon um das Jahr 900 v. Chr. trennten sich die nördlichen zehn Stämme von den südlichen zwei. Der Nordstaat, Israel, wurde schließlich von den Assyrern unterworfen, seine Aristokratie gezwungen nach Assyrien auszuwandern. Damit hatte dieser Staat für immer sein Ende erreicht. (722 v. Chr.)

Aehnlich schien es dem südlichen Staat, Juda mit der Hauptstadt Jerusalem ergehen zu sollen. In Kämpfen zwischen Aegypten und Babylon schlossen sich die Juden jenem Staate an und wurden dafür von dem siegreichen Babylon mit dem Verlust ihrer staatlichen Existenz bestraft (586 v. Chr.).

Die Bewohner ihrer Hauptstadt, also ihre herrschenden Klassen, wurden von dem Sieger nach Babylon geführt, der Rest, der zurückblieb, waren Bauern. Diese konnten für sich allein einen Staat nicht bilden.

Zu einem jüdischen Staat kam es erst wieder, als die Herrschaft der Babylonier durch die Perser gestürzt wurde und diese den in Babylonien ansässigen Juden die Rückkehr und die Wiedererrichtung ihrer Stadt Jerusalem gestatteten (538). Diese bildete nun mit einem kleinen Landgebiet einen Stadtstaat, aber einen im Lande, nicht an der Küste gelegenen. Und nicht Handel und Industrie, aber auch nicht Seeraub und Seekrieg, bildeten seine Existenzbedingungen. Die waren ganz anderer Art.

Wie auch die Bewohner anderer Gegenden, bei denen Unfruchtbarkeit des Bodens mit der Fruchtbarkeit ihrer Bevölke-

Digitized by Google

rung seltsam kontrastiert, gehörten die Juden zu den Völkern, die sich früh genötigt sahen, einen Ueberschuß der Bevölkerung ins Ausland zu senden. Da der Staat nicht imstande war, neuen Boden hinzu zu erobern, mußten die überschüssigen Juden sich darauf beschränken, vereinzelt in die Fremde zu ziehen, was am ehesten möglich war entweder als Söldner oder als Händler, als Kaufleute. Sie wendeten sich nach Gebieten, deren Fruchtbarkeit ihre Bewohner an die Scholle fesselte. In solchen Gegenden übernahmen sie die Funktion des Handels, der von den Eingeborenen nicht erfüllt wurde. So in Aegypten, so in Rom. Nicht in Athen. Dort kamen sie nicht auf. Die Griechen verstanden das Handeln ebensogut wie die Juden und wanderten ebenso leicht aus wie diese. Wir haben davon schon gesprochen im fünften Kapitel des vierten Abschnitts dieses Buches über die Handelsvölker.

Die Zahl der auswandernden Juden, die sich im Auslande niederließen, wuchs immer mehr, war bedeutend schon vor der ersten Zerstörung des Tempels von Jerusalem. Sie nahm zu, auch nachdem den Juden wieder die Niederlassung in Jerusalem gestattet war. Sie alle hätten dort keine Existenz gefunden. Der Handel, der ehedem durch Palästina gegangen war, hatte andere Wege eingeschlagen. Die Juden außerhalb Judäas, die der sogenannten „Diaspora" (griechisch Zertreuung), waren fast alle Händler. Manche auch Soldkrieger.

„Da die Wege des Welthandels seitdem bis heute Palästina gemieden haben, wird es auch bis heute von der Masse der Juden gemieden, selbst wenn ihnen die Freiheit der Niederlassung im Lande ihrer Väter geboten wird. Daran wird aller Zionismus nichts ändern, solange er nicht die Macht besitzt, das Zentrum des Welthandels nach Jerusalem zu verlegen."

Das schrieb ich noch vor dem Weltkrieg in meinem Buch über den „Ursprung des Christentums" (1908, S. 253). Die Aenderungen, die er gebracht hat, veranlassen mich nicht, meine Meinung zu ändern.

Aber wenn auch die große Mehrheit der Juden sich schon in den letzten Jahrhunderten des Altertums in manchen Gegenden außerhalb Palästinas weit wohler fühlte als dort, blieben sie in ihren Wohnsitzen doch Fremde, voll Sehnsucht nach einem Staatswesen, in dem sie als vollberechtigte Bürger schalten und walten konnten. So wenig der kleine Stadtstaat Jerusalem imstande war, dieses Sehnen zu erfüllen, so schien er doch einen Ansatzpunkt zu dieser Erfüllung zu bedeuten. Und so lange er bestand, bildete er einen Mittelpunkt, um den die Millionen von Juden der Diaspora sich im Geiste sammeln konnten. Er stempelte sie zu einer besonderen Nation. Was sie aber als solche zusammenhielt, war nicht eine nationale Sprache. Das Hebräische war zur Zeit Christi bereits eine tote Sprache geworden, die nur Gelehrte verstanden. Was die Juden vereinigte, war ihre besondere Religion, ihr besonderer Kultus, der im Tempel von Jerusalum seinen Mittel-

Digitized by Google

punkt fand. Diesen Kultus lebendig zu erhalten, ihn durch eine Wallfahrt nach Jerusalem immer wieder zu erneuern und zu stärken, wurde eine wichtige Aufgabe jedes national denkenden Juden. Wie andere Wallfahrtsorte lebte auch die Stadt Jerusalem nur von den Wallfahrern. Und wie in anderen Wallfahrtsorten war auch in Jerusalem daher die Bevölkerung von einem fanatischen Eifer für die Religion erfüllt, auf der nicht nur die Größe der Nation, sondern auch die ganze Existenz der Stadt beruhte, die den heiligen Tempel barg.

So beruhte der jüdische Stadtstaat auf ganz anderen Grundlagen als die griechischen Stadtstaaten. Nicht auf Handel und Industrie, nicht auf der Kraft einer Flotte oder einer Armee, sondern auf der Kraft eines religiösen Kultes. Nicht ein Kriegsadel, nicht ein Monarch, aber auch nicht eine Volksversammlung wurde der Herr in diesem Staate, sondern eine Priesterschaft, die dem Kultus diente und eifersüchtig darüber wachte, daß er nicht durch fremde Einfügungen oder durch Neuerungen verunreinigt werde und seine Einheitlichkeit und seinen Einfluß auf die Seelen der Rechtgläubigen verliere.

So entsteht in Judäa der Typus des Priesterstaates, der den Griechen fremd blieb, bei denen priesterliche Organisationen nicht viel zu sagen hatten. Dieser Typus kam aber auch nicht in einem der großen Reiche des Orients auf. Es mangelte dort wohl nicht an starken Priesterorganisationen; die konnten mitunter den Monarchen stark beeinflussen, aber sie kamen doch nie dazu, ihn zu ersetzen.

Wie gering der Einfluß der Priester in den griechischen Staaten war, sagt uns Aristoteles „Politik". Im siebenten Buch, neuntes Kapitel, sagt er:

„Die Stellung der Priester im Staate liegt klar zutage. Man soll weder einen Bauern, noch einen Handwerker (Banausen) als Priester einsetzen. Es ist schicklich, daß die Götter von den Bürgern des Staates ihre Ehrungen empfangen. Nun zerfällt die Bürgerschaft in zwei Teile: die zum Kriegsdienst verpflichteten, und die in der Versammlung des Rates Tätigen[1]), und es geziemt sich, daß diejenigen den Kultus der Götter besorgen und so in den Ruhestand treten, die wegen ihres Alters schon an Kraft verloren haben; diese werden es sein müssen, denen man das Priesteramt verleiht."

Dieses Amt galt also bei den Griechen als ein Ruheposten für altgewordene Beamte.

Nicht ein derartiges Priestertum ohne Kraft und Macht, sondern das der Juden lieferte die Vorbilder und Argumente, als aus dem Judentum heraus, aber bald im Gegensatz zu ihm, im römischen Weltreich eine neue Sekte erstand, ursprünglich hauptsächlich der Wohltätigkeit dienend mit eigener Bureaukratie, die

1) „Hoplitikon" und „Buleutikon". Der Rat (Bule) besorgte die eigentlichen Geschäfte der Staatsverwaltung. K.

Digitized by Google

unabhängig blieb von der staatlichen und zu ihr oft in Konkurrenz trat, einer Bureaukratie, die priesterlichen Charakter annahm, da sie einen eigenen Kultus von dem jüdischen Priestertum übernahm und den sozialen Zuständen des Römerreiches anpaßte. Sie nahm von diesem Priestertum auch die Anmaßung an, daß sie berufen sei, den Staat zu beherrschen.

Der Staat, in dem sie zuerst diesen Anspruch erhob, der römische, war ebenso besonderer Art wie der jüdische. Der Staat Rom hatte mit den Stadtstaaten Griechenlands das gemein, daß in der Nähe der Küste an einem zum Handel gut geeigneten Ort aufkam. Aber Rom hatte ein anderes Hinterland als die griechischen Handelsstädte. Bei jeder der letzteren bestand es aus unfruchtbarem, engem Gebiet, das von den Nachbarn durch rauhe Gebirge geschieden war. Hinter Rom dagegen breiteten sich fruchtbare Landschaften aus, die nicht dazu drängten, das tückische Meer zu befahren, und diese Landschaften waren nicht durch unwegsame Gebirge voneinander getrennt.

Die Römer trugen kein Verlangen danach, selbst Seefahrer zu werden. Sie zogen es vor, fremde Seefahrer zu sich kommen zu lassen, Etrusker, Griechen, Karthager, und mit diesen Handel zu treiben. So wurden die herrschenden Klassen Roms durch dessen kommerzielle Lage reich. Aber nicht zu Seerüstungen verwendeten sie ihren Reichtum, sondern dazu, ihren Nachbarn zu Land überlegen zu werden. Zuerst brachte Rom die Bewohner der nächsten Umgebung über das Stadtgebiet hinaus, die Latiner, in ein Abhängigkeitsverhältnis von sich, das dem der athenischen Bundesgenossen ähnelte. Die Latiner wurden dadurch halb zu Verbündeten, halb zu Untertanen, halb zu Werkzeugen und halb zu Teilnehmern an der Eroberungspolitik. Nachdem ihm dies gelungen, gewann Rom die Kraft, zuerst im Norden die Städte Etruriens zu unterwerfen, dann in Süditalien die dort liegenden griechischen Städte, bis es in Sizilien auf die Karthager stieß, die in ähnlicher Weise wie die Römer, auf den Reichtum gestützt, der ihnen aus dem Handel zufloß, eine große Landmacht entwickelt hatten. Die Gebiete, deren sich Karthago bemächtigt hatte, lieferten größere Reichtümer, namentlich die spanischen Silbergruben, als die von Rom bis zu den Punischen Kriegen eroberten.

Aber Karthagos Entwicklung war älter als die Roms. Als es zum Zusammenstoß mit diesem kam, herrschte in Karthago bereits das Söldnerwesen, während Rom noch im Stadium des Bürgerheeres stand.

In Karthago verhielt es sich bereits so, wie ein Jahrhundert nach den Punischen Kriegen in Rom, daß der glücklichste und reichste General, der die größte Armee zu besolden vermochte, tatsächlicher, wenn auch nicht formeller Herr des Staates war. Heeren hat in seinem „Ideen über die Politik usw." (II., 1) sehr gut darauf hingewiesen.

Digitized by Google

Die spanischen Silbergruben erweckten die Gier der großen Ausbeuter Karthagos. Hamilkar Barkas war der erfolgreiche General, der Spanien eroberte, dessen Silbergruben teils für den Staat, teils für sich selbst gewann, aus ihren Erträgen eine große Armee, aber auch einen starken Anhang in Karthago besoldete. Sein Schwiegersohn Hasdrubal setzte seine Politik fort, drang in Spanien immer weiter vor, vermehrte dadurch seine und Karthagos Macht, erweckte aber auch die Besorgnisse sowie die Habgier der Römer, die nach den Silberschätzen nicht weniger lüstern waren. Der Gegensatz kam zum kriegerischen Ausbruch, als Hasdrubal 222 v. Chr. ermordet wurde und Hamilkars Sohn, Hannibal, an die Spitze des spanischen Heeres trat.

„Hannibal, den Hasdrubal selbst gebildet hatte, ward zunächst von der Armee und darauf von dem Senate zu seinem Nachfolger ernannt; ungeachtet die Gegenpartei in Karthago das Volk zu gewinnen wußte, welches diejenigen, die durch Bestechungen des Hamilkar und Hasdrubal sich so übermäßig bereichert hatten, zur Rechenschaft gezogen wissen wollte, wodurch Hannibals Entschluß, den Krieg gegen Rom anzufangen, um sich selbst zu behaupten, noch beschleunigt ward." (Heeren, II., 1, S. 215, 216.)

Wie enorm die Einkünfte gewesen sein müssen, die Hannibal aus seinen Gruben zog, bezeugt eine beiläufige Bemerkung, die Plinius in seiner „Naturgeschichte" (XXXIII, c. 31) vorbringt:

„Es ist merkwürdig, daß in Spanien die Schachte noch vorhanden sind, die Hannibal anlegte, und daß sie noch dieselben Namen führen, die sie von ihren Begründern erhielten. Eine Grube, die dem Hannibal täglich 300 Pfund Ausbeute brachte, wird noch heute Bebulo genannt."

Sollte diese Angabe richtig sein, dann lieferte eine einzige Grube Hannibal rund 100 000 Pfund Silber im Jahr!

Hannibal hatte alle Ursache, die Römer aufs grimmigste zu hassen. Sie bedrohten nicht nur seine Vaterstadt, sondern auch die Grundlagen seiner eigenen persönlichen Macht.

Neben Hannibal und der Familie, der er entstammte, mit ihrem Besitz an spanischen Silberminen war aber das in Karthago am meisten zum Kriege drängende Element, wie früher in Athen, die demokratische Partei. Die Demokraten entfalteten noch wilderen Kriegsfanatismus, als der Oberfeldherr selbst. Als dieser schließlich bereits die Aussichtslosigkeit weiterer Kriegführung erkannt hatte, wollten die Demokraten noch immer nichts von Friedensverhandlungen hören.

Aller Fanatismus der Massen, alles Genie des Feldherrn, alle seine zerschmetternden Siege in den Anfängen des Krieges, konnten nicht verhindern, daß Karthago schließlich unterlag. Auf die Dauer erwies sich das Bürgerheer dem Söldnerheer überlegen.

Nach dem Sturze Karthagos gab es im Bereich der antiken Zivilisation keine Macht mehr, die Rom hätte widerstehen können. Alle die Staaten des Ostens waren schon längst im Niedergang

Digitized by Google

begriffen, kämpften nur noch mit Söldnerheeren. Roms Ueberlegenheit über sie alle erwuchs vor allem aus der Tatsache, daß es seinen Eintritt in den Kreis der antiken Eroberstaaten später begann, als die anderen, als seine Bürgermoral durch die Wirkungen der Ausbeutung noch nicht unterminiert war. Sie beruhte aber, wie Oppenheimer richtig erkannt hat, auch auf seiner geographischen Eigenart, die es zu einer Landmacht gestaltete, der es möglich war, ähnlich wie Makedonien, sich die Vorteile des Seestaates zu eigen zu machen.

In seiner „Weltgeschichte" (2. Aufl., Berlin 1924) weist Delbrück darauf hin, „daß Karthago nur Stadt ist, Rom zugleich Stadtstaat und Bauernschaft". (S. 410) und früher, S. 384:

„Rom ist sozusagen Athen und Sparta zugleich. Es hat die Kapitalkraft der Stadt und in der Stadt die großzügige, einheitliche politische Leitung, wie Athen, und es hat die große Masse der kriegstüchtigen Mannschaften wie Sparta mit dem Peloponnesischen Bunde."

Daß Rom gleichzeitig Athen und Sparta war, ist, wie Delbrück mit Recht hinzufügt, nur „sozusagen" richtig, denn als eine Mischung beider war es keins von beiden, weder ganz Athen, noch ganz Sparta. Während in Athen die Masse der Bevölkerung nicht nur durch den Seeverkehr, an dem sie lebhaft teilnahm, sondern auch durch ihre Muße und ihre ungemessene Freiheit, aufs stärkste zu lebhaftem geistigen Tun angeregt wurde, zur Freude am Schönen, an kühner Spekulation und sprühendem Witz, blieb Rom als Agrarstaat ebenso wie Sparta zu sehr in bäuerlicher Stumpfheit und Beschränktheit befangen, um je ein perikleisches Zeitalter entwickeln zu können.

Aber auf der anderen Seite war es doch zu sehr See- und Weltstadt, um nicht Künste und Wissenschaften kennen zu lernen und Athen, wenn auch nicht zu übertreffen, so doch nachzuahmen. Und wenn auch seine Aristokratie ihre politische Macht länger behauptete als die Athens, und ihre Gentilorganisation bis in die Kaiserzeit und in den Untergang alles politischen Lebens hinein zu erhalten wußte, so vermochte sie doch nicht, wie die Spartas, jegliche demokratische Bewegung niederzuhalten. Diese erwies sich in Rom schließlich als ebenso unwiderstehlich, wie in Athen, setzte sich jedoch erst durch, als die Periode des Niederganges bereits begonnen hatte.

Dieser setzte ein nach den Punischen Kriegen. Er ist zuerst moralischer, dann innerpolitischer, schließlich ökonomischer und außenpolitischer Niedergang. Daß Rom alle anderen Staaten der antiken Zivilisation unterjochte, und zu einem Weltreich zusammenschweißte, lief nur darauf hinaus, daß sich der Untergang aller unter seiner Führung vollzog. Der Untergang der einen Stadt wurde gleichbedeutend mit dem der antiken Zivilisation.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der Untergang des Stadtstaates.

Trotzdem in den Stadtstaaten im Gegensatz zu den orientalischen Despotien intensive Klassenkämpfe ausgefochten werden, die im Staate weitgehende Wandlungen politischer und ökonomischer Natur hervorrufen, so enden sie doch ebenso wie die Staaten des Ostens in politischer und ökonomischer Versumpfung und Erstarrung, ja oft mit völligem Untergang. Unter den sozialen Bedingungen der Antike erweist sich der Klassenkampf nicht als ein Mittel, die soziale Entwicklung zu immer höheren Formen ununterbrochen in Gang zu halten. Er ist unfähig, den schließlichen Niedergang aufzuhalten, weil er unter den sozialen Verhältnissen, unter denen er sich abspielt, nicht imstande ist, zu einer Aufhebung der Klassen zu führen, jeglicher Ausbeutung ein Ende zu machen. Ja, diese Verhältnisse gestatten nicht einmal, daß das Ziel, das Ideal eines solchen Zustandes auch nur im bloßen Denken, geschweige als Richtschnur praktischen Handelns auftaucht.

So wurde der Niedergang und Untergang auch für den Stadtstaat unvermeidlich, den jedes System der Ausbeutung früher oder später nach sich zieht.

Manche der neueren Historiker, z. B. Delbrück, wehren sich dagegen, den Niedergang des Römischen Weltreichs anzuerkennen. Es sei in der Kaiserzeit ganz gut gediehen. Das kaiserliche Rom habe sich wirtschaftlich wie moralisch glänzend entwickelt und sei nur an seinen großartigen Leistungen untergegangen. Es habe den germanischen Barbaren eine höhere Kultur gebracht und sie damit befähigt, eigene Staaten an die Stelle des Römischen Reiches zu setzen.

Oppenheimer hat diese Auffassung in seinem Buche vom Staate bereits sehr gut widerlegt.

Allerdings bringt Delbrück eine Reihe von Tatsachen vor, die eine große wirtschaftliche Blüte mindestens im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit bezeugen. Bei ihrer Beurteilung muß man folgendes in Betracht ziehen:

Die wirtschaftliche Bedrängung des Römischen Reiches seit dem letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung entspringt zwei Ursachen: einmal den Schäden, die aus dem System der Ausbeutung entspringen, von denen wir noch reden werden, dann aber den ewigen inneren Kriegen, die eintraten, als auch in Rom das Söldnerheer an Stelle des Bürgerheeres trat und gleichzeitig, im Zusammenhang damit, an Stelle der Aristokratie und der Bürgerschaft, glückliche Generäle, die ein starkes Heer um sich zu scharen vermochten, zur entscheidenden politischen Macht im Staate wurden. So wie nach dem Tode Alexanders von Makedonien seine obersten Heerführer, oder in der jüngsten Zeit

Digitized by Google

in China eine Reihe von Bandenführern, die sich Generäle nannten, um die oberste Macht im Staate in wüsten Söldnerkriegen rauften, so war es auch in Rom der Fall, seitdem Marius, der Besieger Jugurthas (104 v. Chr.), das römische Heer als Berufsheer einrichtete und damit den Einfall der Cimbern und Teutonen in Italien abwehrte (102, 101 v. Chr.). Von da an rissen die Kämpfe ehrgeiziger Generäle um die Macht nicht ab, die das Römische Reich furchtbar verwüsteten, bis es dem Schwesterenkel Julius Cäsars, dem Julius Cäsar Octavianus gelang, alle seine Konkurrenten niederzuschlagen und für sich und seine Nachkommen eine Alleinherrschaft zu begründen, die wohl den Rest des politischen Lebens ertötete, der sich in Rom noch trotz der Militärdiktaturen erhalten hatte, aber doch dem Reich für längere Zeit einen Friedenszustand, wenigstens im Innern gab.

Der Krieg wirkt so verheerend, der Frieden so belebend auf das wirtschaftliche Leben, daß das Aufhören des Krieges stets mit einem wirtschaftlichen Aufstieg verbunden ist, selbst bei dem elendesten Wirtschaftssystem. Auch in Sowjetrußland mußte das Aufhören des äußeren und dann des inneren Krieges eine Besserung der Wirtschaftslage bringen. Damit allein ist noch nichts zugunsten des Wirtschaftssystems des Bolschewismus gesagt.

So beweist der günstige Einfluß des inneren Friedens auf die Wirtschaft im kaiserlichen Rom noch keineswegs, daß dort nicht noch ein anderer Faktor wirksam war, der den Niedergang und schließlichen Untergang des Staates unvermeidlich machte.

Dieser Faktor, die Ausbeutung der großen Mehrheit der Bevölkerung durch eine Minderheit, war im Stadtstaat, auch bei weitgehender Demokratie, ebenso verderblich wie im despotischen Landstaat des Orients. Ja, sie nahm im Stadtstaat Formen an, die den Niedergang unter Umständen noch rascher herbeiführten, als in der Despotie. Denn mehr als dort, wurde im Stadtstaat die Sklaverei zur Grundlage des Produktionsprozesses.

Im Orient behält die Sklaverei überwiegend den Charakter der Luxussklaverei. Die Landwirtschaft wird meist von hörigen, tributpflichtigen Bauernfamilien betrieben. Diese sind so fruchtbar, produzieren einen solchen Menschenüberschuß, daß sich aus ihm leicht in genügendem Maße das Handwerk in der Stadt rekrutiert. Ueberdies ist der Transport großer Sklavenmassen über weite Landstrecken eine kostspielige Sache, die den Preis des Sklaven in die Höhe treibt.

Die kleinen Stadtstaaten brauchen so viele Krieger, daß sie die Masse der Bauern zum Kriegsdienste heranziehen müssen, wodurch der bäuerliche Betrieb ruiniert wird. Der Großgrundbesitz bemächtigt sich seiner, der aufhört, Oberherr über tributpflichtige Bauern zu sein, sondern neben die Bauern, als ihr Konkurrent und Gegner tritt. Dem Mangel an frondenden Hörigen versucht er teils durch Lohnarbeiter, meist jedoch durch Sklaven

Digitized by Google

abzuhelfen, durch Kriegsgefangene, die in den steten Kriegen massenhaft erbeutet und zu Schiff über die kleinen Entfernungen des östlichen Mittelmeeres leicht und billig in größeren Mengen transportiert werden können.

Die Massenhaftigkeit und ungeheure Billigkeit der Sklavenarbeit beseitigt in den Gebieten der Stadtstaaten die Bauernfamilien aus dem Produktionsprozeß. Damit wird aber das Reservoir beseitigt, aus dem sich die Bürgerschaft überhaupt rekrutiert.

In den Städten des Altertums herrschten so gesundheitswidrige Verhältnisse, daß ihre Sterbeziffer weit größer war, als die Ziffer ihrer Geburten. Sie mußten rasch aussterben, wenn nicht ständiger Zustrom vom Lande sie immer wieder neu füllte. Ein solcher setzte zahlreiche fruchtbare Bauernfamilien voraus. Diese wurden im Stadtstaat immer mehr durch Sklaven verdrängt. Selbst immer wieder erfolgende Neuschöpfungen von Bauernstellen von Staatswegen konnten diesen Prozeß nicht aufhalten, sondern nur etwas verlangsamen.

Auch in der Stadt gewinnt die Sklavenarbeit immer mehr an Bedeutung. Die Arbeit von Sklaven und von zuziehenden Fremden verdrängt in der Stadt die des Bürgers.

Dieser Prozeß wird erleichtert durch die erstarkende Demokratie, die den Bürgern in Krieg und Politik so viele Erwerbsquellen eröffnet, daß produktive Arbeit für sie immer weniger nötig wird. Andererseits wird der gleiche Prozeß geradezu eine gewaltige Triebkraft der Demokratie und der Steigerung der Ausbeutung durch Staat und herrschende Klassen. Denn je größer die Konkurrenz der billigen Sklavenarbeit, desto mehr fühlt sich der besitzlose Teil der Bürgerschaft gedrängt, seine politischen Rechte zu erweitern, um von ihrem Verkauf leben zu können.

Dieser Prozeß kann ungestört vor sich gehen, solange die Zufuhr massenhaften, billigen Sklavenmaterials gesichert ist. Er muß auf wirtschaftlichen Abstieg und schließlichen Untergang hinauslaufen, sobald die Gewinnung neuer Sklaven ins Stocken gerät. Ohne sie ist ja die Fortführung der Produktion unmöglich geworden.

Die Gewinnung von Sklaven durch Krieg und Raub ist aber ein Vorgang, der selbst seine eigene Grundlage notwendig untergräbt. Er bildet eine der schlimmsten Formen der Raubwirtschaft Jede feindliche Invasion schwächt ein Land wirtschaftlich aufs empfindlichste. Die Schwächung wird zum Ruin, wenn die Invasion damit abschließt, daß aus dem besiegten Lande seine Arbeitskräfte ganz oder doch in einem erheblichen Maße weggeführt werden.

Ein Staat bedarf ständiger siegreicher Ausdehnung, um immer wieder neue Sklavenreviere entvölkern zu können. In immer weiterer Entfernung müssen die Sklaven gejagt werden, immer länger wird der Weg, den sie zu ihren „Konsumenten" zurückzulegen haben. Immer kostspieliger wird dadurch das Sklaven-

Digitized by Google

material, dessen Anwendung doch, bei der großen Unproduktivität seiner Arbeit, sich nur dann lohnt, wenn es äußerst billig ist.

Als die Sklaven anfingen, seltener und kostspieliger zu werden, versuchten die Großgrundbesitzer der Stadtstaaten sie durch Fronbauern zu ersetzen, wie sie viele Landstaaten, namentlich im Orient, schon lange vorher besessen hatten. Der Besitzer parzellierte seinen Boden in kleine Gütchen, die er verpachtete, zumeist an seine Sklaven, denen er damit die Möglichkeit einer Familiengründung und der Vermehrung der Arbeitskräfte zu geben suchte. Neben diesen „Kolonen" traten auch „Inquilinen" auf, Kriegsgefangene, die man nicht in die Sklaverei verkaufte, sondern einzelnen Gutsbesitzern als Fronbauern zuwies.

Aus dieser Neubildung eines halbfreien Bauernstandes hätte sich eine neue Vermehrung der Bevölkerung entwickeln können. Doch kam es nicht dazu.

Otto Seeck sucht den Grund dafür in einer „Entartung der Rasse". In seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" sagt er darüber (I., S. 385):

„Seit dem Entstehen der Kleinpacht gab es wieder eine freie ländliche Bevölkerung. Konnte ihre natürliche Vermehrung jetzt, wo unbebauter Acker im Ueberflusse vorhanden war, nicht allmählich die leeren Strecken wieder füllen? Freilich war er durch die intensive Nutzung der früheren Zeiten etwas ausgesogen. doch jahrzehntelanges Brachliegen verbunden mit dem Dünger, den das weidende Vieh darüber verstreut hatte, mußte ihn längst wieder fruchtbar gemacht haben. Ernährten doch Italien und andere Gebiete der antiken Welt das ganze Mittelalter hindurch eine zahlreiche Bevölkerung, ohne daß ihr Boden durch künstliche Düngemittel aufgefrischt wurde: warum hätten sie dies nicht auch in den letzten Jahrhunderten des Altertums tun können? Dem neuen Emporblühen einer Bauernschaft stand aber kein Hindernis mehr im Wege. Wenn es trotzdem unterblieb, so lag dies weder am Lande, noch an den politischen Verhältnissen, sondern an der Entartung der ganzen Rasse."

Da fühlt man sich zunächst versucht, zu fragen: welcher Rasse? Die Kolonen und Inquilinen waren in ihrer Masse doch nicht verkommene Städter, sondern rohe Barbaren, die als Kriegsgefangene ihrem urwüchsigen, halbnomadischen Bauerndasein, das sie voll Freiheit und Kraft führten, entrissen wurden, um als Sklaven oder Zwangssiedler im römischen Reiche zu arbeiten. Bei dieser „Rasse" konnte von körperlicher Entartung nicht gut gesprochen werden.

Aber Seeck hat auch gar nicht eine Entartung dieser Art im Auge. Was er hier unter Entartung versteht, erläutert er in folgender Weise:

„Gesunde Nationen vermehren sich, falls ihnen der Raum dazu geboten ist, schnell ins Ungemessene; wenn aber bei einem Volke die Empfindung seines Niedergangs lebendig wird, so regt sich bald in ihm ein wunderbarer Trieb der Selbstvernichtung, der wissenschaftlich noch nicht erklärt, aber sehr häufig beobachtet ist."

Digitized by Google

Hier wird die „Entartung der Rasse" plötzlich auf eine bloße Empfindung reduziert, und zwar eine Empfindung des „Niedergangs". Dieser braucht aber gar nicht ein physischer, er kann ein sozialer sein. Was wird dann aus der „Entartung der Rasse"?

Die Beispiele, auf die sich Seeck bezieht, sind solche von Naturvölkern, die von einem überlegenen Volke unterjocht und in eine trostlose Abhängigkeit gebracht wurden, aus der sie keinen anderen Ausweg fanden, als Verzicht auf Fortpflanzung oder Selbstmord, also Selbstvernichtung. Aber darf man eine derartige verzweifelte Situation als eine „Entartung der Rasse" bezeichnen? In ähnliche Lage gerieten allerdings die Kolonen.

Im weiteren Verlauf seines Werkes zeigt Seeck selbst die Ursachen der entsetzlichen Verhältnisse der Kolonen, die ihnen alle Freude am Nachwuchs verekelten. Sie waren nicht freie Bauern, die bloß für sich arbeiteten, sie blieben, gleich den Sklaven, die sie ersetzen sollten, Werkzeuge der Ausbeutung durch einen Staat und durch einen Grundherrn, dessen Hunger nach Mehrprodukt keine Grenzen kannte und in demselben Maße wuchs, wie die Menge der verfügbaren Arbeitskräfte, die er ausbeuten konnte, abnahm. Da mußte das Mehrprodukt, das der einzelne lieferte, wachsen, sollte die Masse dieses Produkts die gleiche bleiben. Wie ungünstig die Lage der Kolonen war, ersieht man daraus, daß der Staat es für notwendig fand, sie gewaltsam an die Scholle zu fesseln, — sie wurden die Vorläufer der Leibeigenen des Mittelalters, aber in einem Staat entwickelter Geldwirtschaft, großer Geldnot und auch großer Not an Arbeitskräften.

Der Bauer hängt ungemein an seinem Betrieb. Die ganze Arbeit, die er in ihn hineingesteckt hat, trägt nicht sofort ihre Früchte. Nur die Zukunft kann ihn für seine Arbeiten voll entschädigen. Diese Erträgnisse der Zukunft, die Belohnung seiner Arbeit, gibt er auf, wenn er seinen Betrieb im Stiche läßt, einfach davonläuft. Die Lage der Kolonen muß verzweifelt gewesen sein, wenn ihre Fesselung an die Scholle notwendig wurde. Diese Fesselung selbst aber vergrößerte noch ihr Elend.

Seeck selbst sagt darüber bei Besprechung des „unheilvollen" Gesetzes von 322 unserer Zeitrechnung, das die Fesselung nicht nur der Sklaven, sondern auch der freien Pächter und ihrer Nachkommenschaft an die Scholle festsetzte:

„Seit ihr (der Kolonen) Abzug gesetzlich verboten war, konnte man sie nach Belieben ausbeuten, und auch wer von Natur aus nicht zur Härte geneigt war, wurde durch die Verhältnisse dazu gezwungen. . . . . Je ärger sie (die Großgrundbesitzer) vom Staate ausgepreßt wurden, desto rücksichtsloser mußten sie sich an den Pächtern schadlos halten. . . . . Schon nach einem Jahrhundert erkannte es auch die Gesetzgebung an, daß zwischen Sklaven und Kolonen kaum noch ein Unterschied bestehe. Ja, in einer Beziehung wurden diese sogar noch schlechter gestellt. Denn wenn man vor Gericht den Antrag stellte, jemand für einen freien Mann zu erklären, so fiel demjenigen, welcher ihn als seinen Sklaven in Anspruch

Digitized by Google

nahm, unter allen Umständen die Beweislast zu. Wurde der strittige Mensch aber nur als Kolone zurückgefordert, so versagte man ihm diesen prozessualischen Vorteil. War doch auch dies ein Mittel, um das Entweichen der ländlichen Bevölkerung zu erschweren, worin die Gesetzgebung jetzt eine ihrer Hauptaufgaben sah."

„Aber je mehr man die Pächter verelendete, desto häufiger liefen sie davon; und fügten sie sich still duldend in ihr Schicksal, so konnten sie in ihrer kläglichen Dürftigkeit doch keinen genügenden Nachwuchs großziehen, der bei dem Aussterben der älteren Generation die Lücken wieder hätte füllen können; denn wie allbekannt, stehen Volkswohlstand und Volksvermehrung in untrennbarem Zusammenhang. Trotz der Barbarenhorden, die noch immer dem römischen Schwert unterlagen, und dann als Kolonen auf den wüsten Aeckern des Reiches angesiedelt wurden, nahm deren (der wüsten Aecker) Ausdehnung mit jedem Jahre zu und immer schwieriger wurde es, den Steuerbetrag, der für die Bedürfnisse von Heer und Verwaltung unentbehrlich war, von den verarmten Grundbesitzern zusammenzutreiben." (II., S. 334, 335.)

Hier, wo Seeck nicht theoretisch zu erklären, sondern die Tatsachen zu verzeichnen hat, hört die „Entartung der Rasse" auf, eine Rolle zu spielen und treten nur noch ökonomische Momente als die entscheidenden auf.

Da die Ausbeutung immer weiter ging, nützte es gar nichts, wenn man ihre Methoden etwas änderte. Die Entvölkerung und Verarmung im Reiche nahmen unaufhaltsam zu.

Im ersten Bande seines Werkes (S. 345) schreibt Seeck:

„Unter Augustus brauchte Rom für seine Ernährung täglich 14 000 Hektoliter Weizen, unter Severus nur noch 6000. Seine Bevölkerung war also in zwei Jahrhunderten auf weniger als die Hälfte gesunken."

Die Bevölkerung der Stadt Rom zur Zeit des Augustus wird auf etwa eine Million veranschlagt. Sie dürfte also zur Zeit des Kaisers Septimius Severus (193—235 unserer Zeitrechnung) eine halbe Million betragen haben.

Weitere drei Jahrhunderte später, unter Justinian (527—565) schätzt Gregorovius die Bevölkerung der Stadt Rom nur noch auf 30—40 000 Menschen, und Ludo Hartmann bemerkt dazu: „wohl viel zu hoch". (Das italienische Königreich, Leipzig 1897, I., S. 406.)

Der ökonomische Untergang des Römerreiches rückt immer näher, damit aber auch sein politischer. Die ganze Existenz des Staatswesens beruhte auf der Ueberlegenheit seines Kriegswesens. Wie sollte die aber erhalten bleiben bei stetig sinkender Bevölkerung und abnehmendem Reichtum?

Schon lange, ehe Entvölkerung und Verarmung sich auffallend geltend machten, inmitten der höchsten Blüte und des hellsten Glanzes des Staatswesens, beginnt das Bürgerheer zusammenzuschrumpfen, das ehedem die glorreichsten Schlachten des Römertums geschlagen hatte.

Die Masse der Bürgerschaft der herrschenden Stadt, Arme wie Reiche, wurde durch die Größe der Siege und der Fülle von Ausbeutung, die sich ihr im weiten Reiche erschloß, an ein müßiges

Digitized by Google

Schlemmerleben gewöhnt, das alles soziale Empfinden ebenso sehr wie allen kriegerischen Sinn erstickte. In Rom ebenso wie in Athen, wie wir bereits gesehen.

Nicht dem Staate zu dienen, sondern ihn auszubeuten, nichts anderes hatte die herrschende Bürgerschaft im Sinn. Die Proletarier unter den Bürgern verkauften ihr Stimmrecht, der Geburts- und der Geldadel kauften die Stimmen, um zu Aemtern gewählt zu werden, in denen sie es vermochten, die Provinzen auszusaugen und zu plündern. Die Provinzialen hatten natürlich nicht das mindeste Interesse an dem Staate, der sie bedrückte und verelendete.

Die Sache wurde geändert, aber nicht verbessert, als die Kaiser sich selbst an die Stelle der herrschenden Bürgerschaft Roms als die höchsten Ausbeuter im Staate setzten und seine Ausbeutung durch ihre Beamten besorgen ließen, und als allenthalben, auch bei den ausbeutenden Klassen, die Folgen der Verarmung sich immer mehr geltend machten, die Grundbesitzer ihr Ausbeutungsgeschäft immer mehr für den Staat, dem sie steuern mußten, als durch den Staat für sich selbst betrieben. Damit erlosch auch bei der Herrenklasse das Interesse am Staat vollständig.

Sich für den Staat zu opfern, fiel niemand mehr ein. Schon vor dem Kaiserreich, im letzten Jahrhundert der Republik, drückte sich der größte Teil der Bürgerschaft vom Kriegsdienst, den ehedem jeder als selbstverständliche Pflicht auf eigene Kosten geleistet hatte. Es wurde auch immer unmöglicher, ihn nebenbei, neben einer Zivilexistenz zu erfüllen, da mit der Größe des Reichs die Grenzen, an denen Krieg geführt wurde, sich immer weiter vom Zentrum des Reichs entfernten und die Anlässe zu kriegerischen Verwicklungen zunahmen. Nur durch Sold und Aussicht auf Beute waren noch einzelne Teile der Bürgerschaft zu bewegen, in der Armee zu dienen. Die meisten blieben ihr überhaupt fern. Immer mehr Söldner mußten bei den kriegerischen Barbaren außerhalb des Reichs angeworben werden, um seine Schlachten zu schlagen und den Ansturm dieser ebenso armen wie kraftvollen Nachbarn auf die Grenzen abzuwehren, deren Ueberschreitung räuberischen Eindringlingen reiche Beute versprach.

Auf der Tätigkeit der Barbaren, namentlich der germanischen, in der Landwirtschaft und in der Armee beruhte das Römische Reich schon zwei Jahrhunderte lang, ehe es vor ihrem Ansturm völlig zusammenbrach. Schon ehe dadurch äußerlich das Ende des Staates herbeigeführt wurde, hatte jedes politische Leben im Innern völlig aufgehört; das Herrenvolk im bloßen Genußleben verkommen, hatte jede Kraft und jedes Interesse daran verloren, sich für die Verwaltung des Staates einzusetzen. Dem obersten Feldherrn fiel auch die Staatsverwaltung zu, deren Haupttätigkeit

Digitized by Google

darin bestand, das immer mehr erstarrende ökonomische Leben in Gang zu halten zur Lieferung der Mittel für das Söldnerheer.

Daß unter diesen Umständen allgemeine Verzweiflung immer mehr einriß, Abneigung gegen das Aufziehen von Kindern, die nichts zu erwarten hatten, als äußerstes Elend — andererseits bei den Genußmenschen das Verlangen, den Genuß der Liebe durch keinerlei unbequemen Früchte der Liebe vergällt zu sehen, — daß allgemeiner Lebensüberdruß sich geltend machte — auch bei den Genußmenschen in Zeiten des Katzenjammers, ist begreiflich. Mit Recht meint Seeck:

„Die Begeisterung, mit der so viele Christen zum Martyrium drängten, hatte ihren letzten Grund wohl gleichfalls in jenem allverbreitetem Lebensüberdruß." (I., S. 387.)

Aber den letzten Grund dieses Lebensüberdrusses selbst finden wir nicht in einem „wunderbaren Trieb der Selbstvernichtung" der „wissenschaftlich noch nicht erklärt ist", sondern in sozialen Zuständen, die das Endergebnis einer lange betriebenen, die Kräfte des Staates völlig unterwühlenden Ausbeutung der breiten Massen im Staate waren, einer Ausbeutung, der selbst die weitestgehende Demokratie nicht Herr zu werden vermochte, deren der antike Stadtstaat fähig war.

Sechstes Kapitel.

Der antike Sozialismus.

So eng war der Staat des Altertums mit der Ausbeutung und namentlich mit der Sklaverei verbunden, daß er nicht imstande war, sie auch nur in Gedanken zu überwinden. Als seit den Perserkriegen in Griechenland die Demokratie rapide Fortschritte machte, und gleichzeitig in zahlreichen überseeischen Kolonien griechischer Städte neue Stadtstaaten entstanden, jeder selbständig, jeder mit einer besonderen Verfassung, da trat eine Fülle der verschiedensten Stadtverfassungen auf und eine noch größere Fülle von Vorschlägen neuer Verfassungen. Das Fragen nach der besten Verfassung war, wenigstens in den demokratischen Staaten, allgemein, doch selbst unter den kühnsten, scharfsinnigsten, umfassendsten Denkern Griechenlands fand sich keiner, der für Griechenland einen Staat ohne jegliche Ausbeutung gefordert hätte. Ein solcher war einfach unter den gegebenen technischen Verhältnissen unmöglich ohne ein Aufgeben der Zivilisation, ohne Rückkehr zur Barbarei. Aber freilich, das Verharren bei der Ausbeutung führte bei jedem Staat schließlich auch zum Verfall der Zivilisation und zum Rückfall in die Barbarei.

Aristoteles machte in seiner „Politik" wohl eine Bemerkung die in unseren Tagen viel zitiert wurde: wenn die Weberschiffchen einmal von selbst webten, brauchte man keine Sklaven mehr.

Digitized by Google

(I. Buch, 4. Kapitel.) Aber das war nicht ein seherischer Ausblick in die Zeit des Maschinenwesens, sondern nur eine Bekräftigung der Notwendigkeit der Sklaverei. Denn daß jemals die Weberschiffchen selbst weben könnten, erschien Aristoteles als etwas, woran gar nicht zu denken sei. Gleich darauf erklärt er im 5. Kapitel, daß die einen Menschen von Natur aus Sklaven seien, die anderen von Natur aus Herren, wie die Seele von Natur aus über den Leib herrsche und der Mann über die Frau.

Aristoteles war ein konservativer Realpolitiker, der über das Bestehende nicht hinaus wollte. Aber hat nicht vor ihm der größte der Philosophen Griechenlands ein eigenes Buch über den Staat geschrieben, in dem er den Kommunismus verherrlichte und das Ideal eines kommunistischen Staates aufstellte?

Kein Zweifel, in seinem Buch über den Staat hat Plato den Kommunismus verherrlicht. Er hat jedoch keineswegs das Ideal eines kommunistischen Staates aufgestellt, wenn man als solchen einen Staat betrachtet, in dem die gesamte Bevölkerung kommunistisch organisiert ist.

Derartiges fällt Plato gar nicht ein. In seinem Staat gibt es eine Klasse von Herren und eine Klasse beherrschter Arbeiter. Nur für die Herren fordert er den Kommunismus, nur für eine kleine Minderheit im Staate.

Nur für die Herren verlangt er den Kommunismus, im Interesse der Erhaltung ihrer Herrschaft, um ihre Solidarität zu stärken und alle Interessenkonflikte zwischen ihnen unmöglich zu machen. Nur die Herrenklasse interessiert ihn, nur von ihrer Organisierung handelt er ausschließlich.

Von den Bauern und Handwerkern spricht er bloß nebenbei, er hat für sie keine Vorschläge zu machen. Offenbar soll bei ihnen alles beim alten bleiben. Das ist wohl auch der Grund, daß er in dem Buche nichts über die Sklaverei sagt. Daß er sie nicht beseitigen wollte, erhellt aus einem Satze, wo er sich dagegen ausspricht, daß Hellenen andere Hellenen, die sie im Kriege gefangen nehmen, zu Sklaven machen. (V. Buch, Kap. 15, S. 469.) Gegen die Versklavung von Barbaren und die Institution der Sklaverei als solche wendet er nichts ein.

Weit entfernt davon, sie aufheben zu wollen, erscheint sie ihm ebenso unentbehrlich, wie seinem großen Schüler und Gegner Aristoteles. Das bezeugt er in seinem zweiten Buch über den Staat, in dem er nicht vom Staat als fernem Ideal spricht, sondern das Bild des zweitbesten Staates entwirft, den er eher für erreichbar hält. In diesem Buch, den „Gesetzen" (Nomoi), verlangt er nicht die Abschaffung der Sklaverei, sondern bloß eine bessere Behandlung der Sklaven. Man müsse danach trachten, daß die Sklaven dem Herrn wohlwollend gegenüberstehen, denn der Haß des Sklaven könne sehr gefährlich werden.

Digitized by Google

Das ist die bekannte Manier, den unangenehmen Konsequenzen einer Ausbeutungsmethode entgehen zu wollen, ohne ihre angenehmen Seiten einzubüßen. Freundliches Zureden an die Sklavenbesitzer, ihr menschliches Lastvieh gut zu behandeln, — mehr weiß Plato gegen die Sklaverei nicht zu tun.

Mancher Forscher, so z. B. Pöhlmann, will im alten Griechenland schon alle Gedanken des modernen Sozialismus entdeckt haben. Allerdings kommt es Pöhlmann ebensosehr auf die Polemik gegen den Sozialismus und insbesondere den Marxismus an wie auf die Darstellung der antiken Gedankengänge, die, um jenen polemischen Zwecken zu dienen, oft in der sonderbarsten Weise verrenkt werden:

In dem Werk Pöhlmanns über die „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus" (I. Band, München 1893, 2. Band, 1901), finden wir jedoch die ergötzlichsten Belege dafür verzeichnet, wie sich in antiken Köpfen Sklaverei und „Sozialismus" vertrugen, wenn man mit Sozialismus das Bestreben bezeichnen will, die sozialen Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft aufzuheben, die sie und damit den Staat zu sprengen drohten[1]).

Pöhlmann berichtet über eine Flugschrift aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, die von den Quellen des attischen Wohlstandes handelte. Der ungenannte Verfasser fordert eine starke Vermehrung der „Gemeinwirtschaft des Staates". Dieser soll staatliche Herbergen und Kaufhäuser für Kaufleute bauen und ihnen vermieten, ebenso Handelsschiffe. Er soll aber auch den Silberbergbau im Lauriongebirge sozialisieren, so daß „diese ohnehin der Gesamtheit gehörigen Produktionsanlagen in ganz anderer Weise als bisher dem Volkswohl nutzbar gemacht werden können." Pöhlmann fügt hinzu:

„Zwar vollzieht sich dieses Hineinwachsen in die kollektivistische Organisation, diese staatliche Zentralisierung des wichtigsten Arbeitsmittels, nach der Meinung des Verfassers nur allmählich, aber doch mit vollkommener Sicherheit." (II., 252, 253.)

Sehen wir uns diese „kollektivistische Organisation" an:

„Der Verfasser weist darauf hin, wie sehr in der Montanindustrie das Privatkapital sich bereichere, indem einzelne große Kapitalisten Hunderte von unfreien Arbeitern zusammenkauften und dieselben für die Arbeit in den Silberminen vermieteten. Dieses Beispiel sollte der Staat im größten Stil nachahmen .... Der Verfasser beantragt, zunächst nur 1200 Sklaven zu kaufen — nicht viel mehr, als sie bisher schon gelegentlich im Besitz einzelner Kapitalisten gewesen — und sie an Unternehmer in die Bergwerke zu vermieten. Der Ertrag — ein Obolos auf den Kopf und Tag

---

1) Auch noch andere Ergötzlichkeiten sind darin zu finden. So vergleicht er die aristokratischen Tendenzen Platos mit denen Goethes. Als einen Beleg für diese zitiert er (I. S. 318) den Spruch Goethes: „Weh denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackeln leihen". Leider findet sich dieser Spruch in Schillers Glocke.

Digitized by Google

wird hinreichen, um die Zahl (der Sklaven, K.) in fünf bis sechs Jahren auf 6000 zu bringen, welche ein jährliches Einkommen von 60 Talenten abwerfen würden. Allmählich soll dann die Zahl so vermehrt werden, daß zuletzt auf jeden athenischen Bürger drei Sklaven kämen: also ein Arbeiterheer von mindestens 60 000 Mann!"

Es soll demnach nicht die ganze Produktion verstaatlicht werden, sondern nur ein Teil daraus, vornehmlich die Bergwerke. Aber auch in diesem sollen die privaten Unternehmer bleiben. Verstaatlicht wird bloß der Besitz an Menschen, an Sklaven, in einem Ausmaß, daß die ganze Bürgerschaft ihr Existenzminimum aus der Ausbeutung der Sklavenarbeit gewinnen kann.

Diese Art Verstaatlichung von „Produktionsmitteln" nennt Pöhlmann „kollektivistischen Radikalismus" und „demokratischen Staatssozialismus" (S. 254) und feierlich erklärt er:

„Hier sehen wir, wie auf dem Boden der Demokratie aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung selbst mit einer gewissen psychologischen Notwendigkeit der Sozialismus herauswuchs." (S. 258.)

Es gibt Leute, die die Erscheinungen der Außenwelt nur nach einzelnen Aeusserlichkeiten, nicht nach der Gesamtheit ihrer Merkmale unterscheiden. Für sie ist der Walfisch ein Fisch, weil er den Fischen ähnlich sieht. So ist für Pöhlmann jede Verstaatlichung Sozialismus, Kommunismus, Kollektivismus. Daß diese Namen im modernen Sinne nur Gesellschaftsformen umfassen, in denen jegliche Ausbeutung aufgehoben ist, kümmert ihn nicht. Mag die Verstaatlichung als ein Mittel gehandhabt oder gefordert werden, eine bestehende Art der Ausbeutung zu stützen und intensiver zu gestalten, sie ist für unsern Geschichtsschreiber des antiken Sozialismus reiner „Kollektivismus".

Noch mehr entzückt ihn freilich als Produkt des antiken Sozialismus ein Reiseroman, eine „Jules-Verniade", wie Pöhlmann selbst ihn nennt, (II., S. 70) der „Sonnenstaat" des Jambulos, in dem von einem Schlaraffenland erzählt wird, in dem „die Bäume stets reiche Früchte tragen, wie im homerischen Phäakenland, der Boden unbestellt Nahrungsmittel in überreicher Fülle hervorbringt". (S. 73.)

Dieses phantastische Fabelwerk nimmt Pöhlmann als ein ernsthaftes sozialistisches Programm, und weil im Bericht über das Schlaraffenland nicht von Sklaven die Rede ist, und weil es heißt, daß dort jeder, „abwechselnd die anderen bedient, Fische fängt, Handwerk oder Künste ausübt, öffentliche Geschäfte besorgt", weiß Pöhlmann soviel in diese Andeutungen hinein- und ihnen unterzulegen, daß er zu dem Schluß kommt:

„Es ist, als ob die Bürger des Sonnenstaates ihr Gemeinwesen nach dem Programm geordnet hätten, das die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands 1875 aufgestellt hatte." (S. 75.)

Digitized by Google

In jeder Beziehung ein fabelhaftes Programm!

Bezeichnender für das antike Denken als der in eine märchenhafte Natur versetzte Sonnenstaat ist eine andere Schilderung eines Schlaraffenlandes, die in den „Ekklesiazusen", einer Komödie, in der Aristophanes die proletarischen Bestrebungen des wirklichen Attika seiner Zeit verhöhnte.

In dieser Komödie erklärt die „Prophetin des sozialdemokratischen Zukunftsstaates", wie sich Pöhlmann ausdrückt (S. 290), künftighin werde alles gemeinsam sein und niemand werde zu arbeiten brauchen, das heißt, keiner der Bürger. Denn alle Arbeit werde künftighin von den Sklaven besorgt. Die mögen sich schinden. Praxagora verheißt ihren Mann:

„Das Feld bestellen die Sklaven. Für Dich (den Gatten der Frau Präsidentin des Zukunftstaates, K.) bleibt nur das Geschäft, wenn der Schatten sich streckt, Dich geschmückt zum Gelag zu begeben." (Vers 681, 682.)

Eine kommunistische Utopie mit Sklavenarbeit war mit den Verhältnissen des alten Griechenland noch einigermassen vereinbar. Dagegen wäre es unmöglich gewesen, bei dem damaligen Stande der Technik ohne Ausbeutung von Zwangsarbeitern die Zivilisation auf ihrer Höhe zu erhalten. Im „Sonnenstaate" des Jambulos wird dies nur dadurch erreicht, daß die Natur fast alles, dessen man bedarf, ohne Zutun menschlicher Arbeit in Fülle hervorbringt. Da ist für die Aufhebung der Sklaverei eine Bedingung gesetzt, die ebenso unmöglich erscheint wie die, daß die Weberschiffchen von selbst weben.

Nun beruft sich Pöhlmann auch noch auf einige Schriftsteller, die erklären, es gebe keine Sklaven von Natur. Von Natur aus sei jeder frei und nur das Gesetz und die Gewalt schüfen Sklaven. Aber wenn er diese Schriftsteller die „Beseitigung der Sklaverei fordern" läßt, (II., S. 310) so steht davon in den von ihm zitierten Sätzen kein Wort.

Daß das freie Proletariat des Altertums, auch das christliche, für die Sklaven nichts übrig hatte, haben wir schon im dritten Kapitel des zweiten Abschnittes dieses Buches bemerkt.

Die Aufhebung der Sklaverei war in den Stadtstaaten des Mittelmeeres im Altertum nur denkbar als Rückfall in die Barbarei. Wer von der Rückkehr zum Naturzustand träumte, mochte auch die Abkehr von der Sklaverei wünschen oder sogar praktizieren, wie die Sekte der Essener, die allerdings nicht auf griechischem Boden hauste, sondern in Palästina, wo, wie im Orient überhaupt, die Sklaverei vorwiegend Luxussklaverei war, weniger den Zwecken des Erwerbs diente, also Feinden des Luxus entbehrlich schien.

Was man als Kommunismus oder Sozialismus im Altertum bezeichnet, hat mit der Aufhebung der Sklaverei nichts zu tun. Und ebensowenig mit der Idee des Fortschritts zu einer höheren Gesellschaftsform. Alle seine Formen, nicht nur die rohesten ein-

Digitized by Google

facher Güterverteilung oder gar der Plünderung und Ermordung der Reichen, was Pöhlmann als Folge des „dumpfen Massenschritts der Proletarierbataillone" (II., S. 358) hinstellt, sondern auch die verfeinerten, wie die des platonischen Staates, waren im Grunde reaktionär oder konservativ, suchten ihre Vorbilder in der Vergangenheit, die schon das Gemeineigentum am Boden kannte. Sie wollten durchaus nicht etwas noch nicht Dagewesenes schaffen. Das Urbild des platonischen Kommunismus war der Kasernenkommunismus der Aristokratie Spartas, allerdings angepaßt an die Bedürfnisse eines attischen Aristokraten und Philosophen.

Abgesehen von den Spekulationen einzelner Philosophen, die keine praktische Wirkung übten, sehen wir in den Kämpfen der unteren Klassen nur zwei soziale Ideale lebendig: einmal das Leben auf Kosten des Staates, das heißt, der Arbeit von Sklaven und Unterworfenen, oder die Rückkehr zum freien bäuerlichen Betrieb. Nach Schuldentilgung oder Schaffung neuer Bauernstellen, dahin geht das Streben von Sozialreformern und Sozialrevolutionären, die verhindern wollen, daß die Bürgerschaft in trägem Parasitentum verkommt, und die danach trachten, sie in voller Kriegstüchtigkeit und politischer Unabhängigkeit zu erhalten. Weiter gingen z. B. Solon, die Gracchen, oder die jüdischen Propheten nicht. Aber auch wahrhafte Umstürzler, „Sozialrevolutionäre" vermochten sich kein höheres Ziel zu setzen.

In manchem griechischen Stadtstaat kam es gelegentlich, wenn die Klassengegensätze wild aufloderten, zu sehr radikalen sozialen Umwälzungen.

Beloch berichtet darüber:

„Es hat denn auch nicht an Versuchen gefehlt, die Theorie (der Gleichheit des Besitzes, K.) in die Praxis hinüberzuführen. So wurde in Leontinoi im Jahre 423 der Beschluß gefaßt, das gesamte Grundeigentum der Bürger neu aufzuteilen, was dann zur Folge hatte, daß die Besitzenden sich den Syrakusiern in die Arme warfen und mit deren Hilfe den Pöbel und seine Führer aus dem Lande jagten[1]). Auf Samos wurden im Jahre 412 die Grundbesitzer mit Hilfe der Athener erschlagen oder vertrieben und ihre Häuser und Felder unter der Menge verteilt." (II. 1, S. 280.)

Bücher hat sich leider dazu verleiten lassen, in solchem Tun Sozialismus zu entdecken. In seinem Buch über „Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr." (Frankfurt 1874) spricht er von „sozialistischen Forderungen" der empörten Sklaven und von „der sozialistischen Tyrannis des Nabis" (S. 118). Auf Seite 91 schildert er diesen „Sozialismus" folgendermaßen:

---

1) Oppenheimer, der in seinem großen Buch vom „Staat" (1926) ebenfalls dies Vorkommnis erwähnt, bemerkt mit Recht, daß es den Unterschied zwischen dem antiken und dem heutigen Proletariat scharf beleuchtet. (S. 434.) Welchen Kapitalisten könnte es heute einfallen, die Arbeiter „aus dem Lande zu jagen"? Wie könnten die Kapitalisten ohne sie auch nur einen Tag leben?

Digitized by Google

„Die Verhältnisse führten eine soziale Revolution der entsetzlichsten Art herbei, als der Wütherich Nabis (206—192) in Sparta und Argos die Reichen tötete, die Heiligtümer plünderte und Häuser, Aecker, Frauen und Kinder der Ermordeten an die zur Freiheit aufgerufenen Heloten und ein aus allen Enden der Welt zusamengelaufenes Gesindel verteilte."

Soweit man bei solchem Vorgehen von einem „kommunistischen" Ideal sprechen kann, ist es doch nur das der Gleichheit der bäuerlichen Besitzungen und der Verwandlung aller Produzenten in freie Bauern. Dieses Ideal lag ebenso wie der weit kommunistischere Gemeinbesitz am Boden oder die gemeinsamen Mahlzeiten in der Vergangenheit, aus der man gekommen war.

Das Ideal einer neuen Gesellschaft, wie sie noch nicht dagewesen, ersteht im Altertum nicht und kann bei den gegebenen Verhältnissen nicht erstehn — wenigstens nicht als Richtschnur politischen und sozialen Kampfes.

Und nicht einmal den Bestand einer freien Bauernschaft vermochten alle diese agrarischen Reformen und Revolutionen zu sichern. Ueberall in der Antike geht sie dem Untergang entgegen.

Die schlaraffischen Märchen und Reiseromane eines Jambulos und anderer ergaben keine praktischen Ziele. Gewaltig wirkte dagegen der Zukunftsstaat, den das Christentum als Rettung aus den Nöten der Gegenwart in Aussicht stellt. Indes wird er nicht als Ergebnis von Klassenkämpfen und politischen Umwälzungen erwartet, sondern als die Schöpfung eines wundertätigen Messias, der ein herrliches Fabelland hervorzaubert, in dem ohne Arbeit nicht bloß Tauben, sondern die überschwenglichsten Genüsse den seligen Bewohnern ins offene Maul fliegen. Doch je mehr die Bewegung des Christentums zu einer Massenbewegung wurde, um so mehr verflüchtigte sich dieses Ideal aus einem auf Erden erwarteten in ein überirdisches, das uns erst in einem besseren Jenseits zuteil wird.

Ebensowenig, wie im aristokratischen und schließlich despotischen Staat des Orients, vermochten im mehr oder weniger demokratischen Stadtstaat des Mittelmeerbeckens Philosophie und Klassenkämpfe ein neues, soziales Ideal zu schaffen, für das sie gekämpft hätten.

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt.
Der kapitalistische Industriestaat.

Erstes Kapitel.

Der industrielle Kapitalismus.

Als das römische Weltreich immer mehr an ökonomischer und militärischer Kraft verlor, so daß es immer mehr von der Arbeit und dem Kriegsdienst von Barbaren abhing, kam mit Naturnotwendigkeit der Zeitpunkt, wo diese Barbaren die Führung und Ausbeutung durch römische Herren abschüttelten und selbst als Herren in römischen Gebieten auftraten. Zu sehr in viele Stämme zersplittert, von denen jeder für sich allein vorging, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, vermochten sie nicht einfach den Staat in der Form und Ausdehnung weiterzuführen, in der sie ihn vorfanden. Der östliche, vorwiegend von griechischer Kultur erfüllte Teil fristete noch bis ins 15. Jahrhundert seine Existenz als byzantinisches Kaiserreich fort, allerdings unter stetig fortschreitender Einengung seines Gebiets teils durch slawische Stämme vom Norden, teils durch Araber und später Türken vom Osten. Der westliche Teil des Römischen Reiches dagegen wurde von germanischen Eindringlingen seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geplündert, dann zertrümmert und in eine Reihe neuer Staaten aufgelöst, die aber nicht im Zustand völliger Fremdheit zueinander standen.

Die zunehmende Not im verfallenden Reiche und die Unfähigkeit der kaiserlichen Bureaukratie, ihr zu steuern, hatte eine selbständige Organisation der Wohltätigkeit aufkommen lassen. Sie fand ihren Ursprung bei den Juden, die sich bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus große Selbständigkeit bewahrt und die in den Tagen ihrer Trübsal seit der ersten Zerstörung durch Nebukadnezar aus ihrem Sehnen nach einem Erlöser den Glauben an einen solchen entwickelt hatten.

Im Grunde beruhte diese Organisation auf den gleichen Ideengängen, wie die antike Demokratie. Sie wurde stark dadurch, daß sie eine Anpassung dieser Gedankengänge an die Verhältnisse des auf den Ruinen der Demokratie erstehenden Kaiserreichs vollzog.

Wie die Proletarier in Athen und Rom verlangte auch sie, daß die Armen nicht von ihrer Arbeit leben sollten, sondern von der Unterstützung durch die Reichen. Aber im kaiserlichen Rom besaß die besitzlose Bürgerschaft keine politischen Rechte mehr, mit deren Hilfe sie sich die Gewährung von Brot und Spielen durch

Digitized by Google

die Reichen hätte erkaufen können. Es blieb den Armen, die nicht arbeiten wollten oder die keine Arbeit fanden, nur noch der Bettel übrig. Doch der individuelle Bettel mußte um so mehr versagen, je massenhafter das Elend wurde. Nur eine Massenorganisation der Bettler und ihrer Freunde konnte etwas Linderung bringen. Die Verwaltung dieser Organisation blieb jedoch nicht in den Händen der Bettler selbst. Die Verwaltung geriet beim Wachsen der Organisation in die Hände einer Bureaukratie, von der die Armen, die Mehrheit der freien Bevölkerung, immer mehr abhingen, die aber auch immer mehr Macht gegenüber den Besitzenden und dem Staat erlangte. Diese Organisation entwickelte sich zu einem gewaltigen Apparat der Beherrschung der Massen. Einem Apparat, der sich unabhängig erhielt von der Bureaukratie der Kaiser und daher von dieser rücksichtslos so lange bekämpft wurde, bis beide Teile es vorzogen, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen, auf Kosten der Massen, so wie sich in unseren Tagen oft kapitalistische Unternehmungen, die einander in wütender Konkurrenz bekämpfen, schließlich in einem Kartell auf Kosten der Konsumenten zusammenschließen.

Die Kaiser wurden jetzt die Häupter der kirchlichen wie der weltlichen Bureaukratie und der „ecclesia militans", der kämpfenden Kirche, wie der weltlichen Armee. Aber nur im östlichen Kaiserreich blieb das Oberhaupt des Staates auch das der Kirche. Im Westen, in den von den Germanen an Stelle des Kaiserreichs begründeten Staaten waren die Barbaren zu rückständig, die kirchliche Organisation ebenso zu erobern, wie die staatliche. Jene erlangte in den Zeiten der Völkerwanderung wieder ihre Selbständigkeit und gewann um so mehr die Uebermacht über die Beherrscher der einzelnen Staaten, die sich auf den Trümmern des Reichs erhoben, als sie ihre Organisation beibehielt, die zunächst das ganze westliche Gebiet des früheren Römerreichs umfaßte.

In diesem Sinne war sie „katholisch", was im Griechischen „allumfassend", „allgemein" bedeutet. In England wird das Wort heute nicht bloß zur Bezeichnung der päpstlichen Kirche, sondern auch zur Bezeichnung des Gegenteils davon, weitherziger Anschauungen, gebraucht.

Als stramm organisierte internationale Organisation stand die christliche Kirche des Westens, die im Bischof von Rom ihr Oberhaupt fand, über den Einzelstaaten, in die nun das Weltreich zerfiel. Sie war auch den Barbaren an Wissen überlegen, da sie alle Geistesschätze in sich zusammenfaßte, welche die Antike hervorgebracht hatte, soweit sie den allgemeinen Ruin überdauert hatten.

So bildete die katholische Christenheit eine geistige und in gewissem Sinne auch organisatorische Einheit, trotz aller Zersplitterung in Einzelstaaten, die der Völkerwanderung folgte.

Digitized by Google

Das änderte indes keineswegs grundlegend die Tendenzen, die die neuen Staaten in sich bargen. Wie in denen des Altertums wurden auch in denen der Christenheit die Eroberer zu einem Kriegsadel, der in einer monarchischen Spitze endete und sich auf eine Masse Unterworfener und Ausgebeuteter stützte. Die neue Ausbeutung selbst fand bereits die ihren Bedürfnissen angepaßte Form im römischen Kolonat vor.

Wie im Altertum entwickelten sich auch in den Staaten des Mittelalters Handel und Industrie neben Adel und Priestertum, kam es zu heftigen Klassenkämpfen, endete aber schließlich auch die Bewegungsfreiheit der Klassen in ihrer Unterwerfung unter einen auf Bureaukratie und Söldnertum gestützten Despotismus. Ebenso wie ehedem ging dieser Verfall des politischen Lebens Hand in Hand mit einem ökonomischen Verfall und so konnte es scheinen, als sei das christliche Abendland in denselben „Hexenkreis" gebannt, um mit Oppenheimer zu reden (Der Staat, S. 475), in den die Gesellschaft des Altertums gezwängt war und aus dem es kein Entrinnen gab. Dieser „Hexenkreis" hatte bewirkt, daß jeder Staat früher oder später untergehen mußte und die Zivilisation nur dadurch fortschreiten konnte, daß es immer noch Völker gab, die sich frei von den degradierenden Einflüssen des Staates erhalten hatten, noch im vorstaatlichen Stadium lebten, und doch schon genug Wissen entwickelt hatten, um als Eroberer einen neuen Staat zu begründen, in dem sie das Wissen, das die Staaten der Vorgänger erzeugt hatten, wenigstens teilweise übernahmen, um es weiter zu entwickeln, aber schließlich doch auch wieder unterzugehen.

In der Tat gab es in einer Reihe von europäischen Staaten im 18. Jahrhundert Erscheinungen, die annehmen ließen, als seien sie nun zu dem unvermeidlichen absteigenden Ast der staatlichen Entwicklung gelangt.

Jedoch traten schon seit dem 16. Jahrhundert in manchen Staaten auch wieder Anzeichen dafür auf, daß der Hexenkreis durchbrochen sei. Diese Anzeichen mehren sich in den folgenden Jahrhunderten. Sie werden im 19. Jahrhundert der Tendenzen zum Abstieg völlig Herr und führen eine völlig neue Richtung der historischen Entwicklung herbei, grundverschieden von der antiken, trotz aller äußerlichen Uebereinstimmungen mancher antiken Klassenkämpfe mit modernen.

Die große Macht, die den Gang der menschlichen Geschichte so fundamental ändert, ist das industrielle Kapital.

Die bürgerliche Oekonomie, die sich auf der einen Seite den Kopf bei ihren Versuchen zerbrach, die stoffliche Gestalt des Kapitals zu entdecken, herauszufinden, ob es Geld sei oder Produktionsmittel oder einfach nichtkonsumiertes Produkt, und deren Hauptsorge nach der Zeit Ricardos bei vielen ihrer Vertreter darin bestand, die Rechtmäßigkeit des Kapitalprofits und Kapital-

Digitized by Google

zinses zu beweisen, hat vor Marx für die Unterscheidung der verschiedenen Kapitalformen nur wenig getan.

Erst seit ihm unterscheiden wir scharf zwischen Kaufmannskapital, Wucherkapital und industriellem Kapital und kennen wir genau die Funktionen und die historische Rolle dieser Kapitalarten, die dennoch von manchem Oekonomen auch heute noch immer wieder durcheinander geworfen werden. Wir wissen, daß das Kaufmannskapital und Wucherkapital schon sehr alt sind, bereits am Beginn der geschriebenen Geschichte gefunden werden, das industrielle Kapital dagegen erst in der Neuzeit eine Rolle spielt. Insofern kann man wohl von einem Kapitalismus im Altertum in gewissem Sinne sprechen, nicht aber von einer „kapitalistischen Wirtschaftsweise", wie Pöhlmann sich ausdrückt, denn für den Charakter der Wirtschaft ist entscheidend die Art des Produktionsprozesses. Handel und Wucher sind mit den verschiedensten Produktionsweisen vereinbar.

Darauf weist auch Max Weber hin. Aber bei seiner, mitunter geradezu komischen Abneigung gegen jede Terminologie, die marxistisch anmuten könnte, drückt er sich in einer besonderen Terminologie aus, die uns nicht sehr glücklich erscheint. Er sagt z. B.:

„Nun hat aber der Okzident ein Maß von Bedeutung und, was dafür den Grund abgiebt: Arten, Formen und Richtungen von Kapitalismus hervorgebracht, die anderwärts niemals bestanden haben. Es hat in aller Welt Händler, Groß- und Detailhändler, Platz- und Fernhändler, es hat Darlehnsgeschäfte aller Art, es hat Banken mit höchst verschiedenen, aber doch denjenigen wenigstens unseres 16. Jahrhunderts im Wesen ähnlichen Funktionen gegeben." (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1922, I., S. 6.)

Weber zeigt weiter, wie es daneben schon im Altertum kapitalistische Spekulanten und Abenteurer der verschiedensten Art gab, und daß viele der kapitalistischen Unternehmungen unserer Zeit noch den gleichen Charakter tragen.

Dann heißt es:

„Aber der Okzident kennt in der Neuzeit daneben eine ganz andere und nirgends sonst auf der Erde entwickelte Art des Kapitalismus: Die rational-kapitalistische Organisation von (formell) freier Arbeit." (S. 7)[1]).

Diese Art von Kapitalismus läuft, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, schließlich auf dasselbe hinaus, was Marx als industriellen Kapitalismus bezeichnet, die einzige Art Kapitalismus, die der Neuzeit allein eigen ist. Nur legt Weber bei seiner Kennzeichnung dieses Kapitalismus Gewicht auf ein relativ geringfügiges Charakteristikum: den rationalen Charakter der Organisation der Arbeit, das heißt darauf, daß der einzelne Betrieb auf einer genauen Buchhaltung basiert, die gestattet, den Profit genau

[1]) Alle Unterstreichungen hier und in den folgenden Zitaten hat Weber selbst vorgenommen. K.

Digitized by Google

überblicken zu können. Weber legt das allerdings weniger einfach in folgender Weise dar:

„Wo kapitalistischer Erwerb rational erstrebt wird, da ist das entsprechende Handeln orientiert an Kapital r e c h n u n g, das heißt: es ist eingeordnet in eine planmäßige Verwendung von sachlichen und persönlichen Nutzleistungen als Erwerbsmittel derart, daß der b i l a n z mäßig errechnete Schlußertrag der Einzelunternehmung an geldwertem Güterbesitz (oder der periodisch bilanzmäßig errechnete Schätzungswert des geldwerten Güterbesitzes eines kontinuierlichen Unternehmungsbetriebes) beim Rechnungsabschluß das „Kapital", d. h. den b i l a n z mäßigen Schätzungswert der für den Erwerb durch Tausch verwendeten sachlichen Erwerbsmittel ü b e r s t e i g e n (bei der Dauerunternehmung also: i m m e r w i e d e r übersteigen) soll." (S. 4, 5.)

Nun, die Rationalisierung der Kapitalrechnung (nicht das, was man heute unter Rationalisierung des Betriebes versteht, darum handelt es sich hier nicht), ist nichts, was den industriellen Kapitalismus von früheren Formen des Kapitals besonders unterscheidet. Weber selbst sagt:

„Kapitalismus und kapitalistische Unternehmungen, auch mit leidlicher Rationalisierung der Kapitalrechnung, hat es in allen Kulturländern der Erde gegeben." (S. 6.)

Neu an dem modernen Kapitalismus ist nicht seine Rationalisierung (nur deren Vervollkommnung), wohl aber seine Organisation f r e i e r A r b e i t. Mit Recht legt Weber auf diesen Punkt das höchste Gewicht. Und in großer Ueberlegenheit z. B. über Pöhlmann weiß er, daß der moderne Sozialismus nur aus dem freien Proletariat des industriellen Kapitalismus entspringen kann und daher im Altertum kein Analogon findet. Es heißt bei ihm (S. 9):

„Eine exakte Kalkulation — die Grundlage alles anderen — ist eben nur auf dem Boden freier Arbeit möglich. Und wie — und weil — keine rationale Arbeitsorganisation, so — und deshalb — hat die Welt außerhalb des modernen Okzidents auch keinen rationalen S o z i a l i s m u s gekannt. Gewiß: ebenso wie Stadtwirtschaft, städtische Nahrungspolitik, Merkantilismus und Wohlfahrtspolitik der Fürsten, Rationierungen, regulierte Wirtschaft, Protektionismus und Laissez faire Theorien (in China), so hat die Welt auch kommunistische und sozialistische Wirtschaften sehr verschiedenen Gepräges gekannt: familiär, religiös oder militaristisch bedingten Kommunismus, staatssozialistische (in Aegypten), monopolkartellistische und auch Konsumentenorganisationen verschiedenster Art. Aber ebenso wie — trotzdem es doch überall einmal städtische Marktprivilegien, Zünfte, Gilden und allerhand rechtliche Scheidungen zwischen Stadt und Land in den verschiedensten Formen gab — doch der Begriff des „Bürgers" überall, außer im Okzident, und der Begriff der „Bourgeoisie" überall, außer im modernen Okzident, fehlte, so fehlte auch das „Proletariat" als K l a s s e und mußte fehlen, weil eben die rationale Organisation f r e i e r A r b e i t als B e t r i e b fehlte. ‚Klassenkampf' zwischen Gläubiger- und Schuldnerschichten, Grundbesitzern und Besitzlosen oder Fronknechten oder Pächtern, Handelsinteressenten und Konsumenten oder Grundbesitzern, hat es in verschiedener Konstellation überall längst gegeben. Aber schon die okzidentalmittelalterlichen Kämpfe

Digitized by Google

zwischen Verlegern und Verlegten finden sich anderwärts nur in Ansätzen. Vollends fehlt der moderne Gegensatz: großindustrieller Unternehmer und freier Lohnarbeiter. Und daher konnte es auch eine Problematik von der Art, wie sie der moderne Sozialismus kennt, nicht geben." (S. 9.)

Das ist alles sehr richtig und von der größten Bedeutung. Jedoch sind sehr wichtige Gesichtspunkte dabei außer Betracht gelassen.

Die freie Arbeit gehört sicher zu den hervorragendsten Kennzeichen des modernen Kapitalismus. Aber weder Handel noch Wucher verhalfen ihr zu dieser Bedeutung. Die Art der Arbeit bei dem Kaufmann oder Wucherer oder Bankier wird bestimmt durch die im jeweiligen Produktionsprozeß herrschende Art der Arbeit, nicht umgekehrt. Er kann ebensogut Sklaven anwenden oder Leibeigene wie Lohnarbeiter. Nur dadurch, daß die „rational-kapitalistische Organisation freier Arbeit" in den Produktionsprozeß eindringt, wird diese Art der Organisation freier Arbeit zu der in der Gesellschaft herrschenden und ihren Charakter und ihre Entwicklungsrichtung, ihre inneren Kämpfe und Ziele bestimmenden.

In der Tat weiß denn auch Weber die moderne Art der Arbeit nicht besser zu kennzeichnen, als durch den Hinweis auf den „modernen Gegensatz: großindustrielle Unternehmen und freie Lohnarbeit".

Dieser wichtige Hinweis auf die Produktionsweise fehlt in der Weberschen Definition des modernen Kapitalismus als die „rational-kapitalistische Organisation von (formell) freier Arbeit". Ihr Eindringen in die Industrie ist das Entscheidende und historisch Bedeutende. Das vor allem kennzeichnet den modernen Kapitalismus. Und darum halten wir es für zweckmäßig, ihn, wie es schon Marx getan, als industriellen Kapitalismus oder als kapitalistische Produktionsweise den antiken und orientalischen Formen des Kapitalismus gegenüberzustellen, die bloß Handels- und Wucherkapital umfaßten.

Andererseits, wenn Weber von der Organisation freier Arbeit spricht, so sieht er da von einem Moment ab, das erst den ganzen Vorgang zu einem kapitalistischen stempelt. Nur unvollkommen deutet es Weber durch das zu dem Wörtchen „frei" in Klammer hinzugesetzte Wort „formell" an. Dieses Wörtchen gibt keinen richtigen Sinn.

Der moderne Arbeiter ist wirklich frei, nicht bloß formell. Was seine Freiheit als eine bloß formelle erscheinen läßt, ist seine Besitzlosigkeit. Statt des Wortes „formell" wäre die Hinzufügung des Wortes „besitzlos" besser am Platze gewesen. Dadurch, daß der freie Arbeiter nicht im Besitz seiner Produktionsmittel ist, die er braucht, um arbeiten und existieren zu können; daß diese Produktionsmittel ein anderer besitzt, der dadurch zum Kapitalisten wird, das bringt den Arbeiter in Abhängigkeit von diesem und versetzt ihn in die Notwendigkeit, für ihn zu arbeiten,

Digitized by Google

so lange zu arbeiten, daß dem Kapitalisten ein Mehrwert, ein Gewinn, erwächst. Diese Schaffung des Profits im Produktionsprozeß wird für den industriellen Kapitalisten viel wichtiger und entscheidender als die „exakte Kalkulation" der gesamten Geschäftsgebarung, als deren Ergebnis der Gewinn erscheint.

Und die Methoden der Schaffung, nicht die der bloßen Berechnung des Mehrwerts oder Profits, sind es, die dem industriellen Kapital seine ungeheure historische Bedeutung verleihen und es befähigen, den Hexenkreis zu durchbrechen, in den der Staat und seine Zivilisation bisher gebannt waren.

Zweites Kapitel.

Die fortschrittliche Kraft des industriellen Kapitalismus.

Die Methoden der Ausbeutung, die wir bisher kennenlernten, haben alle zu schließlichem ökonomischen Niedergang und Untergang des Staates geführt, auch wenn sie vorübergehend für ihn, das heißt, für seine herrschenden Klassen, einen mitunter höchst glänzenden Aufschwung seines Reichtums, seiner Künste und Wissenschaften herbeiführten.

Wie wir gesehen haben, rührte dies in letzter Linie daher, daß jede dieser Ausbeutungsmethoden auf Verschwendung beruhte und der Verschwendung diente.

Der Räuber zieht seinen Reichtum daraus, daß er sich von dem Besitz seiner Opfer alles aneignet, was ihm paßt, ohne sich darum zu kümmern, was aus den Beraubten wird. Völlige Vernichtung ihrer ökonomischen und physischen Existenz, allgemeine Verwüstung und Verödung der geplünderten Gegend kann die Folge sein.

Diese Methode des Schlachtens des Huhns, das die goldenen Eier legt, wird schließlich durch eine andere ersetzt, bei der man dem Besiegten soviel läßt, als er braucht, um weiterzuleben und zu arbeiten, und nur dasjenige nimmt, was er darüber hinaus produziert, das Mehrprodukt, oder bei Warenproduktion den Mehrwert über das zur Erhaltung des Arbeitenden notwendige Minimum hinaus. Das gestattet eine dauernde Fortsetzung der Ausbeutung, aber hindert jeden technischen Fortschritt bei den Ausgebeuteten, denn ihnen wird nicht mehr gelassen, als was sie zur Erhaltung ihrer Person und ihrer Angehörigen brauchen. Dem Sklaven wird nicht einmal soviel gelassen. Eine Familiengründung wird ihm in der Regel nicht ermöglicht.

Die Fronarbeiter sind viel zu arm, um den technischen Apparat zu verbessern, mit dem sie arbeiten. Die Sklaven bilden eine zu widerwillige Arbeiterschaft, als daß man ihnen empfindliche Instrumente anvertrauen dürfte.

Digitized by Google

Die Ausbeuter, deren Reichtümer wohl die Mittel böten, um entsprechende Werkzeuge und Methoden anzuwenden, und deren von ihnen geförderte Wissenschaft es auch vermöchte, derartige Behelfe zu ersinnen, empfinden nicht das mindeste Interesse dafür. Jede Produktion, jede wirtschaftliche Tätigkeit überhaupt, dient doch unter den staatlichen Verhältnissen des Orients und der Antike nur dem Konsum, dem Genuß. Nur um mehr Konsummittel zu gewinnen, um zu genießen und zu verschwenden, betreiben die Herren im Staate ihre Ausbeutung und suchen sie diese stets aufs möglichste zu steigern. Wo unter diesen Umständen gelegentlich einmal ein technischer Fortschritt als Ergebnis der Wissenschaft die Betriebe der Ausgebeuteten verbessert, geschieht dies nur nebenbei und im Vergleich zum Kulturaufschwung der Ausbeuter höchst unzulänglich. Verschwendung von Arbeitskräften ist dieser Herrn ökonomisches Mittel (nicht im Oppenheimerschen Sinn), Verschwendung von Produkten ihr ökonomisches Ziel. Der Bankerott bildet das schließliche Ergebnis dieser wie jeder andern ununterbrochen fortgesetzten und maßlos gesteigerten Verschwendung, mag sie auch vorübergehend uns ein Bild des Wohlstandes und der Blüte vortäuschen.

Ganz andere Resultate erzielt die kapitalistische Produktionsweise. Man mag den Grund dafür darin suchen, daß sie in der Geschichte die erste Ausbeutungsmethode ist, die aus freier Arbeit, nicht aus Zwangsarbeit, Mehrwert zieht. Indessen vermag der industrielle Kapitalist mit der Arbeitskraft der von ihm Ausgebeuteten ebenso verschwenderisch umzugehen wie die vorkapitalistischen Ausbeuter mit der von Sklaven und Leibeigenen.

Aber diese letzteren Ausbeuter wußten keine andere Methode als die der Verschwendung von Arbeitskraft, um das Maß der Ausbeutung und damit den eigenen Reichtum zu steigern. Dem industriellen Kapital steht daneben noch eine andere Methode zur Verfügung. Diese gewinnt immer mehr an Bedeutung und Ausdehnung, und sie ist es, die der Geschichte eine ganz neue Wendung gibt.

Die Erkenntnis dieses Umstandes verdanken wir ebenfalls Marx, seiner grandiosen Analyse des Kapitals, der Schaffung des Mehrwertes, die freilich für alle die bedeutungslos ist, die seiner Theorie des Wertes verständnislos gegenüberstehen.

Marx unterscheidet zwischen absolutem und relativem Mehrwert. Die einfachste, nächstliegende Art des Mehrwertes ist die des absoluten Mehrwertes (resp. Mehrproduktes). Setzen wir die Erhaltungskosten des Arbeiters (und seiner Familie) als eine bestimmte Größe, so wird der absolute Mehrwert dadurch gewonnen, daß der Arbeiter gezwungen wird, länger für den Kapitalisten, der ihn entlohnt, zu arbeiten, als zur Produzierung des Ersatzes dieser Kosten nötig ist. Je länger der Arbeiter darüber hinaus schafft, desto größer (wenn die Menge seines Produktes ent-

Digitized by Google

sprechend wächst, was nicht immer der Fall ist) der von ihm erzeugte Mehrwert, den der Kapitalist einsteckt.

Andererseits kann eine Vergrößerung des Mehrwertes auch dadurch erreicht werden, daß man die Größe des Wertes vermindert, den der Arbeiter als Lohn erhält. Das wird schon dadurch herbeigeführt, daß der Kapitalist einfach den Lohn herabdrückt. Marx hat von dieser Methode, den Mehrwert hinaufzuschrauben, in seinem „Kapital" nur wenig gesprochen. Einmal deswegen, weil er als Theoretiker dort nur nach großen Gesetzen forschte, also von den Zufällen der Preisschwankungen absah, und mit der Voraussetzung operierte, daß die Waren nach ihrem Wert getauscht werden, also auch der Arbeitslohn dem Wert der Arbeitskraft entspricht.

Jedoch nicht bloß Rücksichten theoretischer Natur veranlaßten Marx, in seinem Werk das kapitalistische Streben nach Lohnherabsetzungen nur gelegentlich zu behandeln, dagegen das nach Verlängerung der Arbeitszeit ausführlich. Die Kämpfe um den Arbeitslohn sind meist lokaler Natur geblieben, haben nur wenig zur Zusammenschweißung der Arbeiterklasse beigetragen. Die Kämpfe um den Arbeitstag dagegen haben in jedem kapitalistischen Staat nationale Bedeutung gewonnen und wurden das mächtigste Mittel der Vereinigung der Klasse der Lohnarbeiter. Der gesetzlich bestimmte Minimallohn ist bis heute eine praktisch bedeutungslose Forderung theoretisch unwissender Arbeiter geblieben, die in den meisten Staaten gar nicht erhoben wird. Der staatlich festgesetzte Achtstundentag hingegen ist die praktisch wichtigste Position des kämpfenden Proletariats geworden, in der sich die Proletarier der Welt einmütig zusammengefunden, die sie gemeinsam erobert haben und aufs hartnäckigste zu verteidigen entschlossen sind.

Doch dauerte es lange, bis wir so weit kamen. In den Anfängen des Kapitalismus war von einer Beschränkung der Arbeitszeit nicht entfernt die Rede, vielmehr die Verlängerung des Arbeitstages neben der Verkürzung des Lohnes das wichtigste Mittel, den Profit zu vermehren: also durch Verschwendung von Arbeitskraft, gerade so wie bei den vorkapitalistischen Produktionsweisen im Altertum und wie bis heute noch im Orient.

Indes findet die Verlängerung der Arbeitszeit und ebenso die Herabdrückung des Arbeitslohnes ihre Grenzen. Unter für die Arbeiter günstigen Umständen zeigen sich diese Grenzen bald.

Da tritt eine neue Methode der Vergrößerung von Mehrwert — bei gleicher Arbeiterzahl und gleichbleibender Arbeitszeit — auf, die dem Altertum nicht, oder doch so gut wie nicht zu Gebote stand und die unbegrenzter Anwendung und Ausdehnung fähig ist: die Methode, den Wert der Arbeitskraft zu senken, ohne Minderung ihres Reallohns. Diese Methode des **relativen Mehrwerts** hat die größte historische Bedeutung gewonnen.

Digitized by Google

Sie unterscheidet die kapitalistischen von den vorhergehenden Arten der Ausbeutung. Es ist die Methode, durch technische Verbesserungen, durch arbeitsparende Werkzeuge, Maschinen, verbesserte Methoden in der Produktion und im Verkehr die Preise der Produkte und damit die Lebenskosten des Arbeiters zu senken, so daß er bei gleichbleibendem Reallohn, also gleicher Lebenshaltung, weniger Arbeit für die Produzierung seines eigenen Lebensunterhalts aufzuwenden hat und trotz gleichbleibender Länge des Arbeitstages doch mehr Zeit der Produktion von Mehrwert widmen kann.

Die Triebkraft dieser Entwicklung ist der Extraprofit, der demjenigen Produzenten winkt, der mit dem geringsten Kostenaufwand für den Markt produziert. Alle Produkte gleicher Art haben ja auf dem gleichen Markte zu gleicher Zeit den gleichen Preis. Der Profit wird gebildet durch den Ueberschuß des Profits über die Herstellungskosten. Das erhöht den Profit für denjenigen, der die niedrigsten Löhne zahlt und die längsten Arbeitszeiten für jeden Arbeiter durchsetzt — soweit dadurch Menge und Güte des Produkts nicht beeinträchtigt wird. Es erhöht den Profit aber auch für denjenigen, der die wirksamsten Werkzeuge, Maschinen, Methoden in seinem Betrieb anwendet und dadurch bei gleichem Aufwand mehr Produkte erzeugt.

Der Kapitalist, der solche Verbesserungen einführt, denkt dabei nur an seinen Extraprofit. Aber er bewirkt durch sie große gesellschaftliche Veränderungen. Bewähren sich seine Verbesserungen, so zwingt die Konkurrenz die anderen Kapitalisten des gleichen Produktionszweiges, sie nachzuahmen und allgemein zu machen. Das bewirkt ein Senken der Preise, der Extraprofit des Unternehmers, der die Verbesserung zuerst einführte, hört auf, nur neue Verbesserungen können ihm neue Extraprofite bringen.

Dauernd bleibt aber die Senkung der Produktionskosten und damit der Preise. Soweit die dadurch betroffenen Produkte solcher Art sind, daß sie in den Konsum der Arbeiter eingehen, senken sie auch die Produktionskosten der Ware Arbeitskraft. Bei gleichbleibender Arbeitszeit und gleichbleibendem Reallohn vermindert sich nun im Arbeitstag die Zeit, die der Arbeiter für sich arbeitet, es dehnt sich die Zeit aus, die er für den Kapitalisten tätig ist. Zum erstenmal in der Weltgeschichte wird es nun möglich, die Ausbeutung zu vermehren ohne Verlängerung der Arbeitszeit oder Verschlechterung der Lebenshaltung des Arbeiters. Mit diesen Gedankengängen ist jeder Kenner des Marxschen „Kapital" wohl vertraut. Sie werden hier nur deshalb wiederholt, weil ich nicht annehmen darf, daß allen Lesern dieses Buches das „Kapital" geläufig ist.

Es sei hier nur noch einem naheliegenden Einwand vorgebeugt. Es könnte scheinen, als müßten bei sinkenden Produktionskosten der Ware Arbeitskraft die Geldlöhne sinken, auch bei

Digitized by Google

gleichbleibendem Reallohn. Im allgemeinen zeigen aber die Geldlöhne im Laufe der letzten Jahrhunderte die Tendenz zu steigen. Woher kommt das?

Ich habe bei meiner Darstellung der leichteren Verständlichkeit wegen von Preisen gesprochen. Marx spricht von Werten und Arbeitsmengen. Er sagt, daß der Wert der Arbeitskraft sinkt, die Menge Arbeit abnimmt, die erforderlich ist, um die zur Erhaltung des Arbeiters und seiner Familie erheischten Lebensmittel zu erzeugen.

Wert und Preis sind aber keineswegs gleichbedeutend, auch nicht in dem Ausnahmefall, in dem beide dieselbe Größe darstellen. Auch in diesem Falle unterscheidet sich der Preis vom Wert dadurch, daß jener der Ausdruck des Wertes in Geld ist. Die Höhe des Preises einer Ware in einem gegebenen Zeitpunkt hängt also nicht bloß von ihrem Wert und den Verhältnissen des Marktes ab, sondern auch von dem jeweiligen Wert des Geldmetalls, das als Wertmesser dient, heutzutage in der Regel Gold. Papiergeld kann nie als Wertmesser dienen. Sein eigener Wert wird in Gold gemessen.

Wenn die Produktionskosten einer Ware sinken und gleichzeitig, infolge technischer Verbesserungen oder der Auffindung neuer, reichlicher Goldlager, auch die des Goldes im selben Maße herabgehen, so wird sich der Wert der Ware wie der des Goldes im gleichen Maße verringern, das heißt aber nichts anderes, als daß der Preis der Ware der gleiche bleibt. Deren Preis wird steigen, selbst wenn ihr Wert sinkt, wenn die Produktionskosten des Goldes noch rascher zurückgehen.

Dieser Gesichtspunkt ist bei der Vergleichung von Geldlöhnen und Preisen verschiedener Epochen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Wenn im Laufe der Jahrhunderte die Geldlöhne nicht gesunken sind, so beweist das also keineswegs, daß sich der Wert der Arbeitskraft nicht vermindert hat.

Indes ist der technische Fortschritt im Laufe der kapitalistischen Produktionsweise ein so gewaltiger, daß die Ausbeutung der Arbeiterschaft zunehmen und gleichzeitig auch der Reallohn und noch mehr der Geldlohn wachsen kann. Die Arbeitszeit, die der Arbeiter im Laufe des Arbeitstages arbeitet, um so viel Wert zu produzieren, als zum Ersatz seines Lohnes notwendig ist, kann bei gleichbleibendem Arbeitstag abnehmen, aber die Produktivkraft seiner Arbeit kann gleichzeitig so gewaltig wachsen, daß er selbst bei Verminderung jener Arbeitszeit, während der er tatsächlich für sich produziert, in diesem Zeitraum mehr erzeugt, als er vor der Einführung der technischen Verbesserung produzierte. Sein Anteil am Gesamtprodukte kann sinken, die Masse dieses Produkts selbst aber kann noch rascher wachsen, und damit auch die Masse seines Anteils.

Digitized by Google

Beide Tendenzen, die des absoluten und des relativen Mehrwertes, wirken in der kapitalistischen Produktionsweise nebeneinander mit wechselnder Intensität. Im allgemeinen gewinnt jedoch das Streben nach der Vergrößerung des relativen Mehrwertes die Oberhand.

Ihm ist es zuzuschreiben, wenn mit der kapitalistischen Produktionsweise zum erstenmal in der Weltgeschichte ein Ausbeutungssystem auftaucht, das nicht auf die Verkümmerung der Produktivkräfte ausgeht, die es vorfindet, sondern vielmehr, und zwar in stets gewaltigerem Maße, auf deren Vermehrung. Nun taucht erst die Möglichkeit von Staatswesen auf, die nicht in Stagnation und Elend verkommen und schließlich der Uebermacht raubgieriger Barbaren erliegen müssen, sondern die den Keim zu steter Vervollkommnung in sich tragen.

Damit treten Staat und Gesellschaft in eine ganz neue Epoche ein.

Drittes Kapitel.

Der Geist des Kapitalismus.

Wir haben nun gesehen, worauf die Eigenart des industriellen Kapitalismus beruht und welches neue Element er in die Geschichte der Menschheit hineinträgt. Noch aber haben wir zu zeigen, woher dieses neue Element stammt, und woraus er selbst entspringt.

Man kann nicht etwa annehmen, daß er eine bloße Weiterentwicklung der früheren Formen des Kapitalismus darstellt.

Kaufmannskapital und Wucherkapital treten nirgends den Ausbeutungsmethoden der Feudalherren und Sklavenbesitzer entgegen, die denen des industriellen Kapitalismus vorausgehen, sondern stellen sich in deren Dienst, ziehen aus ihnen ihre Kraft und verschärfen ihre Wirkungen.

Das Kaufmannskapital gedeiht mit dem Luxus und der Verschwendung der großen Ausbeuter. Auch das Wucherkapital zieht aus diesen Elementen großen Profit, sowohl aus der Verschwendung, die der Krieg bedeutet, wie aus der Verschwendung des Genußlebens. Auf der anderen Seite steigert es die Notlage der Ausgebeuteten, durch die Wucherzinsen, die es ihnen erpreßt.

„Der Wucher ändert die Produktionsweise nicht, sondern saugt sich an sie als Parasit fest, und macht sie miserabel. Er saugt sie aus, entnervt sie und zwingt die Reproduktion, unter immer erbärmlicheren Bedingungen vorzugehen." (Marx, Das Kapital, III, 6. Aufl., 1922, 2. S. 135.)

Das ist das Gegenteil der Wirkung des industriellen Kapitals.

Kaufmannskapital und Wucherkapital stellen sich auch dem industriellen Kapital in seinen Anfängen oft entgegen, Hand in

Digitized by Google

Hand mit Feudalherren und kriegerischen Monarchen. Erst in dem Maße, als das industrielle Kapital sich durchsetzt, den Handel und das zinstragende Kapital sich dienstbar macht, verändern diese ihren Charakter und wirken mit dem industriellen Kapital vereint auf die Entfaltung der Produktivkräfte hin.

Die Umstände unter denen das industrielle Kapital emporkam, sind auch wieder von Marx aufgehellt worden, in dem berühmten Kapitel seines „Kapital" über „die sogenannte ursprüngliche Akkumulation", den Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktionsweise.

Sie wird herbeigeführt durch die massenhafte Trennung von Arbeitern, namentlich Bauern, von ihren Produktionsmitteln. In den vorkapitalistischen Produktionsweisen kann der Arbeiter ein freier Besitzer seiner Produktionsmittel oder wenigstens seiner Arbeitsmittel sein, wenn auch nicht immer seiner Rohstoffe, die zumeist sehr unbedeutend sind. Ist er unfrei, dann wird er als Sklave selbst unter die Produktionsmittel eingereiht, oder er behält als zinspflichtiger Arbeiter die Verfügung über seine Produktionsmittel, wenn auch unter der Obergewalt eines Grundherren. Dieser nimmt ihm einen Teil seiner Produkte ab, und verfügt über einen Teil seiner Arbeitskraft, läßt ihm aber im übrigen die Verfügung über seine Produktionsmittel. Das heißt freilich, daß der Grundherr sich um die Beschaffenheit dieser Produktionsmittel nicht kümmerte, und daß der zinspflichtige Bauer nicht die Mittel hatte, sie zu verbessern, weil ihm jeder Ueberschuß seines Produktes über das dringend zu seiner Erhaltung Notwendige abgenommen wurde. Der Sklave wieder behandelte seine Werkzeuge so schlecht, daß man nicht daran dachte, ihm bessere in die Hand zu geben.

Neben diesen verschiedenen Arten Arbeitern gab es wohl schon freie Arbeiter ohne Produktionsmittel, die sich als Lohnarbeiter verdingen mußten, so in manchen griechischen Staaten. Sie fanden sich aber meistens in Staaten mit Großgrundbesitz, waren in der Landwirtschaft tätig, betrieben selbst etwas eigene Landwirtschaft als Pächter oder Kätner. In der Industrie spielten sie keine Rolle. Und auch in der Landwirtschaft nur in manchen und zwar in rückständigen Staaten.

In der Zeit der ursprünglichen Akkumulation seit dem 15. Jahrhundert wird ein großer Teil der Bauernschaft proletarisiert, auf den Arbeitsmarkt als freie Arbeiter geworfen, ohne jegliches Produktionsmittel, ohne die Mittel und das Bedürfnis, sie zu verbessern.

Zunächst suchen diese freien Arbeiter Beschäftigung in der Landwirtschaft bei den Besitzern der großen Güter, bei denselben Leuten, durch die sie enteignet wurden. Diese Art Lohnarbeit bietet noch nichts Neues, wie oben gesehen, wenn sie auch im

Digitized by Google

Altertum nur sporadisch vorkam, nicht die Verbreitung fand, wie in manchen Ländern des neueren Europa.

Neu aber ist, daß nun Kapitalisten erstehen, die über industrielle Produktionsmittel verfügen. Im Altertum kauften Geldbesitzer, die durch eine Industrie reich werden wollten, Sklaven zu ihrem Betrieb. Solche finden sie nicht im neueren Europa, wohl aber besitzlose Arbeiter in großen Massen, die die Landwirtschaft nicht alle beschäftigen kann, und vor denen sich auch das zünftige Handwerk absperrt. Sie drängen sich dazu, Lohnarbeit bei den industriellen Kapitalisten zu finden.

Die freien industriellen Lohnarbeiter in kapitalistischen Betrieben, sie bilden das vornehmste Charakteristikum der neuen Produktionsweise, die sich nun erhebt und bald Staat und Gesellschaft umwälzt.

Wie jeder Ausbeuter, beschäftigt auch der Kapitalist seinen Arbeiter, um von den Ueberschüssen über ihre Erhaltungskosten hinaus zu leben, die sie produzieren. Es muß stets eine größere Zahl von Arbeitern sein, die er ausbeutet, soll die Summe der Ueberschüsse, die sie ihm liefern, ausreichen, ihm eine angenehme Existenz zu gewähren. Diese größere Zahl braucht nicht notwendigerweise in einer Arbeitsstätte vereinigt zu sein. Eine der primitivsten Formen der Ausbeutung durch das industrielle Kapital, die von Heimarbeitern bedingt ihre Zerstreuung in viele Betriebsstätten.

Aber am rationellsten erweist sich doch die Vereinigung der Arbeiter in größeren Arbeitsstätten. Sie setzt sich in jedem kapitalistisch betriebenen Industriezweig früher oder später durch, soweit sie nicht von vornherein für ihn notwendig ist.

Gegenüber dem zünftigen Handwerk des Mittelalters, von dem wir gleich ausführlicher handeln werden, bedeutet die Alleinarbeit des Heimarbeiters einen technischen Rückschritt.

Erst der Großbetrieb wird die Form, in der das industrielle Kapital die Produktivkräfte entfaltet. In der Heimindustrie besitzt der Arbeiter noch selbst seine höchst dürftigen Arbeitsmittel, die zu verbessern er bei seiner Armut außerstande ist. Was ihm fehlt, ist der Arbeitsgegenstand, der Rohstoff, den ihm der Kapitalist liefert.

Im Großbetrieb dagegen sind Arbeiter und Produktionsmittel völlig getrennt. Der Kapitalist verfügt nun über die Arbeitsmittel ebenso wie über den Arbeitsgegenstand. Und die Arbeitsmittel sind jetzt in den Händen reicher Leute, die über das nötige Geld verfügen und ein Interesse daran haben, sie zu verbessern. Endlich darf man dem freien Arbeiter verfeinerte Werkzeuge anvertrauen, die der Sklave ruinieren würde.

Es wäre nicht angebracht, hier in die Details der ursprünglichen Akkumulation einzugehen, die Marx in seinem „Kapital" entwickelt. Wer sich dafür interessiert, möge sie dort nachlesen.

Digitized by Google

Hier sei nur ein Gedankengang erörtert, der bestimmt war, entweder als Ergänzung oder als Widerlegung der Marxschen Darstellung zu dienen. Er ist von Max Weber vorgebracht und mit ebensoviel Gelehrsamkeit wie Scharfsinn entwickelt worden. Um ihn zu beleuchten, müssen wir manches vorwegnehmen, was wir erst später zu entwickeln haben. Aber an späterer Stelle würde die Erörterung der Weberschen Gedankengänge unsere Darstellung zu sehr unterbrechen. Sie sei also hier schon gegeben.

Im Zeitalter der ursprünglichen Akkumulation haben sich die Elemente des ursprünglichen Kapitalismus gebildet, auf der einen Seite große Reichtümer in wenigen Händen, auf der anderen Seite Massen arbeitsuchender Proletarier. Endlich auch die Anfänge einer höheren Technik, vervollkommnete Werkzeuge, ja, im Bergbau schon Maschinen.

Aber das sind nur die stofflichen Elemente des industriellen Kapitalismus. Um sie zu ergreifen, miteinander in Verbindung zu bringen und in Bewegung zu setzen, bedurfte es eines neuen Geistes, bei den Proletariern und mehr noch bei den Kapitalisten, die den Produktionsprozeß auf die neue Basis zu stellen hatten.

Darauf hat Max Weber hingewiesen in seiner ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Abhandlung über „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus". (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I, Tübingen 1922, S. 17—206.)

Er geht von der Tatsache aus, daß in protestantischen Gegenden der industrielle Kapitalismus im allgemeinen früher Eingang findet als in katholischen. Namentlich ist es der Calvinismus, der am stärksten und ehesten den Geist des Kapitalismus entwickelt.

Dieser Geist, sagt er, ist da vor dem Kapitalismus selbst. Die kapitalistische Produktionsweise geht aus dem kapitalistischen Geist hervor, nicht umgekehrt. Als Beweis dafür zitiert er Benjamin Franklin, der einer von Calvinisten begründeten Kolonie im britischen Nordamerika entstammte und in seinen Schriften bereits den Geist des Kapitalismus ausgeprägt entwickelte. Von diesem Geist zeigen sich in Neuengland Spuren schon im 17. Jahrhundert und doch waren „die Neuengland-Kolonien von Predigern und Graduates (absolvierten Universitätshörern K.) in Verbindung mit Kleinbürgern, Handwerkern und Yeomen (freien Bauern K.) aus r e l i g i ö s e n Gründen ins Leben gerufen worden". (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I, S. 37, 38.)

Das sei ein Tatbestand, völlig unvereinbar mit dem „naiven Geschichtsmaterialismus".

„In diesem Fall liegt das Kausalverhältnis jedenfalls umgekehrt, als vom „materialistischen" Standpunkt aus zu postulieren wäre."

Digitized by Google

Altertum nur sporadisch vorkam, nicht die Verbreitung fand, wie in manchen Ländern des neueren Europa.

Neu aber ist, daß nun Kapitalisten erstehen, die über industrielle Produktionsmittel verfügen. Im Altertum kauften Geldbesitzer, die durch eine Industrie reich werden wollten, Sklaven zu ihrem Betrieb. Solche finden sie nicht im neueren Europa, wohl aber besitzlose Arbeiter in großen Massen, die die Landwirtschaft nicht alle beschäftigen kann, und vor denen sich auch das zünftige Handwerk absperrt. Sie drängen sich dazu, Lohnarbeit bei den industriellen Kapitalisten zu finden.

Die freien industriellen Lohnarbeiter in kapitalistischen Betrieben, sie bilden das vornehmste Charakteristikum der neuen Produktionsweise, die sich nun erhebt und bald Staat und Gesellschaft umwälzt.

Wie jeder Ausbeuter, beschäftigt auch der Kapitalist seinen Arbeiter, um von den Ueberschüssen über ihre Erhaltungskosten hinaus zu leben, die sie produzieren. Es muß stets eine größere Zahl von Arbeitern sein, die er ausbeutet, soll die Summe der Ueberschüsse, die sie ihm liefern, ausreichen, ihm eine angenehme Existenz zu gewähren. Diese größere Zahl braucht nicht notwendigerweise in einer Arbeitsstätte vereinigt zu sein. Eine der primitivsten Formen der Ausbeutung durch das industrielle Kapital, die von Heimarbeitern bedingt ihre Zerstreuung in viele Betriebsstätten.

Aber am rationellsten erweist sich doch die Vereinigung der Arbeiter in größeren Arbeitsstätten. Sie setzt sich in jedem kapitalistisch betriebenen Industriezweig früher oder später durch, soweit sie nicht von vornherein für ihn notwendig ist.

Gegenüber dem zünftigen Handwerk des Mittelalters, von dem wir gleich ausführlicher handeln werden, bedeutet die Alleinarbeit des Heimarbeiters einen technischen Rückschritt.

Erst der Großbetrieb wird die Form, in der das industrielle Kapital die Produktivkräfte entfaltet. In der Heimindustrie besitzt der Arbeiter noch selbst seine höchst dürftigen Arbeitsmittel, die zu verbessern er bei seiner Armut außerstande ist. Was ihm fehlt, ist der Arbeitsgegenstand, der Rohstoff, den ihm der Kapitalist liefert.

Im Großbetrieb dagegen sind Arbeiter und Produktionsmittel völlig getrennt. Der Kapitalist verfügt nun über die Arbeitsmittel ebenso wie über den Arbeitsgegenstand. Und die Arbeitsmittel sind jetzt in den Händen reicher Leute, die über das nötige Geld verfügen und ein Interesse daran haben, sie zu verbessern. Endlich darf man dem freien Arbeiter verfeinerte Werkzeuge anvertrauen, die der Sklave ruinieren würde.

Es wäre nicht angebracht, hier in die Details der ursprünglichen Akkumulation einzugehen, die Marx in seinem „Kapital" entwickelt. Wer sich dafür interessiert, möge sie dort nachlesen.

Digitized by Google

Hier sei nur ein Gedankengang erörtert, der bestimmt war, entweder als Ergänzung oder als Widerlegung der Marxschen Darstellung zu dienen. Er ist von Max Weber vorgebracht und mit ebensoviel Gelehrsamkeit wie Scharfsinn entwickelt worden. Um ihn zu beleuchten, müssen wir manches vorwegnehmen, was wir erst später zu entwickeln haben. Aber an späterer Stelle würde die Erörterung der Weberschen Gedankengänge unsere Darstellung zu sehr unterbrechen. Sie sei also hier schon gegeben.

Im Zeitalter der ursprünglichen Akkumulation haben sich die Elemente des ursprünglichen Kapitalismus gebildet, auf der einen Seite große Reichtümer in wenigen Händen, auf der anderen Seite Massen arbeitsuchender Proletarier. Endlich auch die Anfänge einer höheren Technik, vervollkommnete Werkzeuge, ja, im Bergbau schon Maschinen.

Aber das sind nur die stofflichen Elemente des industriellen Kapitalismus. Um sie zu ergreifen, miteinander in Verbindung zu bringen und in Bewegung zu setzen, bedurfte es eines neuen Geistes, bei den Proletariern und mehr noch bei den Kapitalisten, die den Produktionsprozeß auf die neue Basis zu stellen hatten.

Darauf hat Max Weber hingewiesen in seiner ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Abhandlung über „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus". (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I, Tübingen 1922, S. 17—206.)

Er geht von der Tatsache aus, daß in protestantischen Gegenden der industrielle Kapitalismus im allgemeinen früher Eingang findet als in katholischen. Namentlich ist es der Calvinismus, der am stärksten und ehesten den Geist des Kapitalismus entwickelt.

Dieser Geist, sagt er, ist da vor dem Kapitalismus selbst. Die kapitalistische Produktionsweise geht aus dem kapitalistischen Geist hervor, nicht umgekehrt. Als Beweis dafür zitiert er Benjamin Franklin, der einer von Calvinisten begründeten Kolonie im britischen Nordamerika entstammte und in seinen Schriften bereits den Geist des Kapitalismus ausgeprägt entwickelte. Von diesem Geist zeigen sich in Neuengland Spuren schon im 17. Jahrhundert und doch waren „die Neuengland-Kolonien von Predigern und Graduates (absolvierten Universitätshörern K.) in Verbindung mit Kleinbürgern, Handwerkern und Yeomen (freien Bauern K.) aus r e l i g i ö s e n Gründen ins Leben gerufen worden". (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I, S. 37, 38.)

Das sei ein Tatbestand, völlig unvereinbar mit dem „naiven Geschichtsmaterialismus".

„In diesem Fall liegt das Kausalverhältnis jedenfalls umgekehrt, als vom „materialistischen" Standpunkt aus zu postulieren wäre."

Digitized by Google

In der Tat, wenn Max Weber dieses Kausalverhältnis richtig erkannt hat, dann steht es bedenklich um die Sache des Geschichtsmaterialismus, und nicht bloß des „naiven".

Doch dürfen wir unsere Besorgnis schon durch die Erwägung beruhigen, daß die dem Geschichtsmaterialismus Verderben drohende Wirkung jenes Kausalverhältnisses auf einem bloßen Wörtchen beruht. Sie wird sofort erheblich reduziert, wenn wir eine andere Terminologie anwenden und das, was er den „Geist des Kapitalismus" nennt, als Geist eines emporstrebenden Kleinbürgertums ansehen.

Als Ausdruck „des Geistes des Kapitalismus" zitiert Weber einige Stellen aus Franklins Werken, in denen dieser betont, daß Zeit Geld, daß Kredit Geld, daß Geld eine höchst wichtige Sache ist, daß man, um zu Kredit und Geld zu kommen, fleißig, mäßig und anständig sein müsse.

Das ist sicher ein Geist, der das Aufsteigen des Kleinbürgers zum Kapitalisten fördert. Aber kann dieser Geist nur aus religiösen Momenten erklärt werden? Ist er nicht ohne solche aus bestimmten ökonomischen Bedingungen abzuleiten, in die das Kleinbürgertum zu geraten vermag?

Sobald wir jedoch den „Geist des Kapitalismus" als Geist des Kleinbürgertums erkennen, der das Aufkommen des Kapitalismus gefördert hat, fällt das für den historischen Materialismus so bedenkliche Kausalverhältnis in sich selbst zusammen, wonach der Geist des Kapitalismus vor diesem auftritt und diesen erst schafft.

Weber hat keine sehr glückliche Hand, wenn er sich zum Beweis dafür, daß der Geist des Kapitalismus früher auftritt, als dieser selbst, auf Benjamin Franklin beruft. Einerseits atmen dessen Schriften einen noch sehr kleinbürgerlichen Geist, andererseits aber gingen sie dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus keineswegs voraus. Franklin war ein Zeitgenosse von Adam Smith. Beide starben im gleichen Jahre, 1790. Die englischen Kolonien Amerikas standen im regsten Verkehr mit dem Mutterland, Franklin persönlich hatte die lebhaftesten Beziehungen mit England und Frankreich, wo er wiederholt längere Zeit weilte. Die ökonomischen Ansichten dieses Mannes sind gewiß nicht ein bloßes Ergebnis seiner calvinischen Religion.

Sicher hat diese das Aufkommen des industriellen Kapitalismus sehr begünstigt. Aber man darf nicht vergessen, daß dies nur die eine Seite unter mehreren Seiten des Calvinismus darstellte. Um seine Fahne scharten sich alle Elemente in Europa, die den Willen hatten und die Kraft dazu fühlten, nicht bloß die Ausbeutung durch das Papsttum, sondern auch das Joch der absoluten Monarchie abzuschütteln. Letzteres bildete den großen Gegensatz der Lehre Calvins zu der Luthers, die nur dem Papsttum entgegentrat, dagegen die absolute Macht des Monarchen aufs kräftigste unterstützte. An Stelle des Papstes sollte der

Digitized by Google

Monarch nach Lutherscher Auffassung oberster Herr der Kirche, dieser Herrschaftsapparat ganz von ihm kommandiert werden. Parallel dazu bildete sich die Staatskirche in England, die ebenfalls den Landesherrn zu ihrem Haupt erhob. Oder vielmehr der Landesherr, Heinrich VIII., schuf selbst diese Kirche zur Vermehrung seiner Macht und seiner Mittel. Denn das Kircheneigentum wurde nun Staatseigentum, über das der absolute Monarch nach Belieben verfügte.

Allen den Kirchen der großen Ausbeuter, des Papstes und der Könige, dem Katholizismus, dem Lutheranertum und der anglikanischen Kirche, traten die beiden Richtungen der Papstfeindschaft entgegen, die von freien Städten ausgingen. Die eine Richtung des Zürichers Zwingli, die andere die des Franzosen Calvin, der in Genf seine Zuflucht suchte und fand.

Nur die letztere ist von großer historischer Bedeutung geworden. Während Zwingli bloß an die städtische Bürgerschaft appellierte, rief Calvin alle Elemente auf, die sich dem aufsteigenden Absolutismus der Landesfürsten widersetzten, nicht bloß die Bürger der Städte, sondern auch die adeligen Grundbesitzer, soweit diese noch für ihre Selbständigkeit kämpften, nicht als Söldner oder Höflinge der Monarchen ihr Fortkommen suchten. Calvin selbst neigte von Haus aus mehr zur Aristokratie als zur Demokratie.

Seine Vereinigung des rebellischen Adels mit den rebellischen Städtern verlieh dem Calvinismus in vielen Ländern seine große Kraft, so in Frankreich, in den Niederlanden, in Schottland, in manchen habsburgischen Gebieten, Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Ungarn.

Aber freilich, der unvermeidliche Niedergang des Adels führte dort, wo das Bürgertum allein nicht Widerstandskraft genug besaß, zur Niederlage des Protestantismus in einer Reihe der genannten Gebiete. Nicht in Ungarn, das ökonomisch so rückständig war, daß der Adel dort noch seine Selbständigkeit zu behaupten wußte. Nicht in Holland und Schottland, wo die bürgerlichen Elemente bereits große Kraft zu entwickeln vermochten, und auch nicht in England, wo das Bürgertum von vornherein so stark war, daß es vermochte, dem Adel sowie dem König und dem Papst entgegenzutreten, so daß der Calvinismus dort ganz bürgerlich wurde, in der Form des Puritanismus.

Aber das war keineswegs überall der Fall. Dieselbe calvinistische Lehre vermochte ebensosehr feudale wie kapitalistische Züge anzunehmen, je nach der Klassenlage ihrer Bekenner. Die religiöse Wurzel des Geistes des Kapitals ist also nicht sehr robuster Natur.

Weber betont mit größter Entschiedenheit, daß „bestimmte religiöse Gedankeninhalte . . . ihre Eigengesetzlichkeit und zwingende Macht rein in sich haben". (S. 192.)

Digitized by Google

Merkwürdig, daß diese Eigengesetzlichkeit der Religion auf die Klassenlage ihrer Gläubigen so sehr Bedacht nimmt.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Puritanismus die Entwicklung des industriellen Kapitalismus in England ebenso wie in Holland und später im englischen Amerika sehr gefördert hat. Weber bringt eine Fülle von Belegen dafür vor. Seine Ausführungen dafür sind von höchster Bedeutung. Aber eines beweisen sie nicht, daß neue ökonomische Anschauungen eigengesetzlich aus dem religiösen Denken selbst erwachsen und daß religiöse Ideen das Neue seien, das in die mittelalterliche Gesellschaft, über die antike und orientalische hinaus, in eigengesetzlicher Bewegung eindrang und so den industriellen Kapitalismus herbeiführte, der auf antiker oder orientalischer Grundlage nicht möglich gewesen wäre.

Es waren ganz andere Momente, die den Geist des Kapitalismus schufen.

Viertes Kapitel.

Staat und Stadt im Mittelalter.

Der Entwicklungsgang der Staaten, die wir bisher betrachtet haben, schien ein bloßer Kreislauf zu sein, der sich immer von neuem wiederholt und immer wieder von dem gleichen Punkte ausgeht: der Eroberung durch barbarische Nomaden. Sobald der Staat begründet ist, beginnt er einen zivilisatorischen Aufschwung zu nehmen, nach einiger Zeit aber zu verfallen, unfähig zu werden sich zu wehren, worauf er eine Beute benachbarter, roher, armer, aber kraftvoller Barbaren wird, die als Aristokratie in einem neuen Staate das eben vollendete Spiel von neuem beginnen.

Aber kein Staat verschwindet spurlos. Jeder hinterläßt einen, wenn auch sehr verdünnten Aufguß der Zivilisation, die er in der Zeit seiner Blüte entwickelt hat. So kläglich dieser Aufguß im Vergleich zu den überschäumenden Ergebnissen der Blütezeit sein mag, er befruchtet doch die eindringenden Barbaren und die von ihnen gebildete Aristokratie. Ein neuer Staat beginnt in der Regel auf einer höheren Stufe als seine Vorgänger. Was anscheinend ein Kreislauf ist, stellt sich bei näherem Zusehen oft als aufwärtssteigende Spirale heraus.

So fanden auch die Barbaren, die auf den Trümmern des Römerreiches neue Staaten gründeten, eine Reihe von Bedingungen vor, die ihnen dieses Reich hinterlassen hatte und die ihren Aufstieg zur Zivilisation gewaltig förderten.

Aber im Gegensatz zu den früheren Staaten leisteten diese überkommenen Bedingungen unter Umständen diesmal noch mehr, als bloß es zu ermöglichen, daß der regelmäßige Kreislauf auf

Digitized by Google

einer höheren Stufe begann. Allerdings, die Araber, die als Eroberer östlicher und südlicher Teile des altrömischen Kaiserreichs neue Staaten mit einer neuen Zivilisation begründeten, vermochten nichts anderes, als den Kreislauf von Auf- und Abstieg von neuem zu vollziehen.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Staaten, die von germanischen Barbaren in den westlichen und nördlichen Teilen des Römerreiches begründet und darüber hinaus ausgedehnt worden waren. Hier vollzog sich die Entwicklung unter historischen und geographischen Bedingungen, die es endlich ermöglichten, die Bahn der staatlichen Entwicklung aus einem Kreislauf oder einer Spirale in eine Bahn steten Fortschritts in bestimmter Richtung, wenigstens für absehbare Zeit, zu verwandeln.

Die wichtigste Erbschaft, die die germanischen Staaten vom römischen Kaiserreich übernahmen, bildete die christliche Kirche, die alles von jenem verdünnten Aufguß in sich barg, der von der griechisch-römischen Zivilisation in den Zeiten der Völkerwanderung noch übriggeblieben war. Die Kirche gab der Zivilisation der neuen Staaten von vornherein ihren Charakter. Aber trotzdem sie ein Erbe aus der Vergangenheit war, gewann sie in den Staaten des christlichen Abendlandes doch ganz neue Merkmale, die die Priesterschaft der katholischen Kirche sowohl von denen des antiken Griechenlands und Roms, wie von denen des Orients unterschieden. Jene waren stets machtlos gewesen. Diese hatten oft gewaltige Macht im Staate erlangt, als Werkzeuge, mitunter auch als Herren der Staatsgewalt. Aber jede von ihnen war national gewesen in dem Sinne, daß ihre Macht über das Gebiet eines einzelnen Staates nicht hinausging.

In der katholischen Kirche finden wir dagegen eine Priesterschaft, die den losen staatlichen Organismen der Barbarenstaaten nicht nur durch ihre straffe Disziplin und Zentralisation überlegen ist, die sie unter dem bureaukratischen Absolutismus des Kaiserreiches von diesem übernahm, sondern noch mehr dadurch, daß diese priesterliche Organisation eine ganze Reihe von Staaten umfaßt und zusammenfaßt. Eine derartige internationale, kraftvolle, von einem Zentrum aus absolutistisch geleitete Körperschaft hatte es bis dahin nicht gegeben. Sie bildet eine der wichtigsten Neuerscheinungen, die das staatliche Leben des christlichen Abendlandes von dem der Staaten der Antike und des Orients unterscheiden. Wohl sind auch der Buddhismus und der Islam internationale Religionen, die zahlreiche Staaten umfassen, aber es fehlt ihnen die straffe internationale Organisation einer von einem Zentrum aus regierten Priesterschaft, die dadurch mächtiger werden kann, als Könige und Kaiser.

Dank dem erhielt die Intelligenz, deren Zusammenfassung damals in der Kirche stattfand, einen Einfluß auf das Staatsleben, den sie bei der Alleinherrschaft des Kriegsadels nie auch nur

Digitized by Google

entfernt erlangt hätte. Durch sie blieben aber auch die verschiedenen Staaten der Christenheit in weit engerer kommerzieller und geistiger Verbindung, als es bei völliger Selbständigkeit der einzelnen Staaten möglich gewesen wäre.

Eine weitere Erbschaft des Kaiserreiches war das Aufhören der Sklaverei. Dieser Prozeß wurde noch wichtiger, als die Internationalität der Kirche.

Es war nicht das Christentum, das der Sklaverei ein Ende machte. Das Christentum hat sich mit der Sklaverei bis in das letzte Jahrhundert hinein sehr wohl vertragen. Als noch über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus in den Vereinigten Staaten der Kampf für und wider die Sklaverei tobte, waren ihre Befürworter alle fromme Christen. Die Nichtchristen, die Freidenker, standen dagegen fast alle im entgegengesetzten Lager.

Wir haben gesehen, was die Sklaverei im sinkenden Römischen Reiche immer unprofitabler machte und dazu trieb, sie durch andere Methoden von Zwangsarbeit zu ersetzen, die des Kolonats, die von den Barbaren übernommen und weiterentwickelt wurden.

Für die Staaten der germanischen Barbaren, die nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches aufkamen, traten bald die gleichen Ursachen ein, die in diesem zum Rückgang der Sklaverei geführt hatten. Seitdem die Araber ihre Völkerwanderung begonnen hatten, bedrängten sie durch ihr Vordringen die Christenheit. Sie machten mehr christliche Gefangene als umgekehrt. Daher blühte bei ihnen der Sklavenhandel wieder auf, der auch dadurch begünstigt wurde, daß ihnen das zentrale Afrika so nahelag, seit altersher ein ergiebiges Revier für Sklavenjagden. Für das christliche Abendland blieb die Anwendung von Sklaven zu Erwerbszwecken unprofitabel.

Allerdings hätten die vielen Kriege der christlichen Staaten untereinander Kriegsgefangene und damit Sklaven in Fülle liefern können. Das Christentum hätte das nicht grundsätzlich untersagt. Es hat nicht nur nicht die Sklaverei im allgemeinen verurteilt, sondern auch nicht einmal den Besitz christlicher Sklaven durch christliche Herren abgelehnt.

Robertson zitiert aus Burkes „Geschichte Spaniens" folgenden Satz über die spanischen Bischöfe im Reiche der Westgoten:

„Die Bischöfe gehörten zu den größten Sklavenbesitzern im Königreich, und gekaufte Christen wurden ohne Erröten durch die Nachfolger des heiligen Paulus und des heiligen Jago gekauft und verkauft." (The Evolution of States, S. 119.)

Immerhin sah die Kirche die Sklaverei von Christen — außer solchen, die sie selbst ausbeutete — nicht gern. Ihr internationaler Charakter mußte sie veranlassen, sich in Fällen eines Krieges zwischen zwei christlichen Staaten gegen die Versklavung von Kriegsgefangenen zu wenden, da ja die Kämpfenden auf beiden

Digitized by Google

Seiten ihr angehörten. Robertson sieht hier ein direkt ökonomisches Interesse wirksam:

„Die Kirche förderte den Prozeß (des Aufhebens der Sklaverei), namentlich während der Kreuzzüge, weil eine freie Laienschaft für sie profitabler war als eine von Sklaven — abgesehen von denen, die sie selbst besaß. Von freien Männern konnte man die Zahlung von Abgaben an den Klerus fordern. Sklaven konnten solche nicht zahlen, außer in äußerst geringem Maße." (Evolution of States, S. 215.)

Noch ein Umstand dürfte die Haltung von Sklaven wenig zweckmäßig gemacht haben: die dünne Bevölkerung der neuen Staaten, zwischen deren Ackerland sich zahlreiche dichte Waldungen ausdehnten. Unter diesen Umständen vermochte ein Sklave leicht zu entkommen, wenn er gleicher Rasse war, dieselbe Sprache sprach, wie die eingeborene Bevölkerung.

Wollte man einen Zwangsarbeiter festhalten, dann mußte man ihn mit einem Bauerngut versehen, ihm die Haltung einer Familie ermöglichen. So war er leichter an die Scholle zu fesseln. Und Grund und Boden war damals im Ueberfluß vorhanden, Menschen dagegen selten.

Ebenso starke Motive, wie sie im römischen Kaiserreich zum Rückgang der Sklaverei und ihrer Ersetzung durch das Kolonat geführt hatten, bewirkten im Mittelalter, daß die Zwangsarbeit bloß die Form der Hörigkeit annahm, die Sklaverei eine Ausnahmeerscheinung blieb, die zwar nie grundsätzlich aufgehoben war, aber ökonomisch keine Wirkungen übte.

Das bewirkte keinen erheblichen Unterschied für das flache Land, für die Landwirtschaft, wo schon im Altertum, namentlich im Orient, die Fronarbeit von Bauernfamilien die von Kaufsklaven vielfach überwogen hatte.

Aber es bewirkte einen gewaltigen Unterschied für die mittelalterliche Stadt gegenüber der antiken. In dieser spielte die Sklaverei in der Regel eine überragende Rolle. Die mittelalterliche Stadt dagegen richtete ihre ganze ökonomische Tätigkeit von Anfang auf die freie Arbeit ein.

Das war aber nicht der einzige Unterschied zwischen der Stadt des Abendlandes im Mittelalter und den früheren Formen der Stadt.

Der wichtigste Unterschied hing mit der besonderen Art der Niederlassung der Herrenklasse zusammen, des aus den erobernden Barbaren gebildeten Kriegsadels, eine notwendige Folge der Unwegsamkeit des Landes, des Mangels an Verkehrsmitteln, der geringen Produktivität landwirtschaftlicher Arbeit und der Naturalwirtschaft.

Da konnten die Grundherren sich nicht in großen Kriegslagern vereinigen, von denen aus sie das Staatsgebiet beherrschten und ausbeuteten. Jeder Grundherr mußte mit seinem Gefolge inmitten der Bauern wohnen, die ihm zinsten und frondeten.

Digitized by Google

Um sich und seine Dörfer gegen Einbrüche kriegerischer Nomaden oder benachbarter räuberischer Adeliger zu schützen, befestigte er seine Wohnstätte, in die im Notfall auch seine Hintersassen flüchteten. Mit wachsender Ergiebigkeit der landwirtschaftlichen Arbeit nahm die Zahl der Arbeitskräfte zu, die der Grundherr für seine persönlichen Zwecke verwenden konnte. So gewann er die Mittel, seine Wohnstätte immer fester zu gestalten: sie wurde zu einer Burg.

Neben ihr, am Fuße der Anhöhe, auf der sie errichtet wurde, lag das Dorf.

Manche Dörfer befanden sich in begünstigter Lage, an Handelsstraßen, namentlich an Punkten, an denen solche Straßen sich kreuzten. Der Handel hatte in Italien auch in den finstersten Zeiten nach dem Untergang Roms nie ganz aufgehört und ging von dort aus einerseits nach dem Osten, andererseits über die Alpen. Dort wurde er überwiegend Landhandel. In der Antike war er vornehmlich Seehandel gewesen.

An Punkten, an denen sich zeitweise zahlreiche Kaufleute mit ihren Waren einfanden, teils auf der Durchreise, teils um dort Käufer zu suchen, fand sich bald auch eine größere Bevölkerung ein, die nicht, oder doch nicht in erster Linie, von der Landwirtschaft lebte, sondern vom Warenhandel, vom Transport- und Herbergswesen und endlich auch von der Produktion von Waren.

Neben der ortsfremden, durchziehenden Bevölkerung, die zur landwirtschaftlichen eines solchen Dorfes hinzutrat, bildete sich eine ansässige Bevölkerung in ihm, die immer weniger mit der Landwirtschaft zu tun hatte, so daß deren Bedeutung immer mehr zurückging.

Der Reichtum, den solche Orte bargen, verlieh ihnen bald eine besondere Anziehungskraft für Räuber, private oder staatlich organisierte. Andererseits reichte — bei wachsender Bevölkerung — die Burg neben dem Ort immer weniger aus, bei feindlichen Einfällen alle seine Insassen mit ihrer Habe zu bergen. Die zahlreich und reich gewordene Bevölkerung war nun aber auch in der Lage, sich selbst zu schützen durch Errichtung einer Ringmauer, die die Ortschaft neben oder mit der Burg umgab. Diese Mauer machte den Ort zur Stadt.

So entstand die mittelalterliche Stadt in ganz anderer Weise, als die an den großen Flüssen des Orients, aber auch anders als die antike Stadt an den Küsten des Mittelmeers. Wenigstens gilt das für die meisten Staaten im Abendlande. Nicht für Italien. Dessen Bodengestaltung und Verkehrsverhältnisse blieben der Bildung von Stadtstaaten antiker Art günstig. Dort hatten auch die alten Städte nie vollständig aufgehört zu bestehen. Dem Grundadel Italiens, der sich nach dem Einbruch der Barbaren ausgebildet hatte, erschien bald das Wohnen auf einsamer Burg weder angenehm noch vorteilhaft zum Betreiben seiner Geschäfte.

Digitized by Google

Er zog in die nächstliegende Stadt, wo er seine Grundrente verzehrte. Die Adeligen legten da, wie sie es oft schon im Altertum getan, Burgen in den Städten an. Sie fochten dort auch ihre Familienfehden aus, wie die Montecchi und Capuletti, durch die Romeo und Julia ihr trübseliges Ende fanden.

In Italien finden wir auch Stadtstaaten, die ebendieselbe Kraft und Ausdehnung erreichen, wie die handeltreibenden Stadtstaaten des Altertums. Der machtvollste unter ihnen wurde die Seestadt Venedig.

Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse jenseits der Alpen. Dort blieb im ganzen Mittelalter der Adel außerhalb der Stadt. Wohl entstand diese in Anlehnung an eine Burg, unter der Oberhoheit eines Burgherrn. Und von der Burg bekamen die Städter jetzt den Namen Bürger, womit man ursprünglich diejenigen bezeichnete, die zur Verteidigung der Burg verpflichtet waren.

Aber gegenüber der an Zahl und Reichtum rasch zunehmenden Bevölkerung der Stadt ging die Geltung des einzelnen Burgherrn in ihr bald rasch zurück. Die Bürgerschaft, soweit sie ihm dienstpflichtig war, kam dahin, diese Pflichten ihm abzukaufen oder oft einfach zu verweigern, ohne daß er sie zu erzwingen vermochte.

Da es Kaufsklaven nicht mehr gab, so hörte nun in der Stadt für ihre gesamte Bevölkerung jede Art unfreier Arbeit auf. Sie wurde dort grundsätzlich ausgeschlossen. Das war etwas völlig Neues im Staate.

Schließlich hatte der Burgherr in das städtische Getriebe überhaupt nichts mehr dreinzureden. Die Stadt gewann so ihre eigene Gerichtsbarkeit, Polizei, Selbstverwaltung.

Das unterscheidet sie vollständig von der orientalischen Stadt. Sie hat es mit der antiken gemein. Dafür unterscheidet sie sich von dieser (ebenso wie von der orientalischen) dadurch, daß sie bloß eine Stadt freier Bürger ist, ohne unfreie Arbeiter, aber auch ohne Kriegsadel, wenigstens außerhalb Italiens.

Die Klassenkämpfe zwischen dem Adel und der nichtadeligen Bürgerschaft, die sich im Altertum innerhalb der Stadt abspielen, nehmen im Mittelalter den Charakter von Kämpfen der Städte gegen die außerhalb der Stadt wohnende Ritterschaft an.

Wohl gibt es auch Klassenkämpfe innerhalb der Stadt, z. B. zwischen Handwerkern und Kaufleuten. Auch ein Patriziat gibt es, einen städtischen Adel, hervorgegangen aus den ursprünglichen bäuerlichen Grundbesitzern des Dorfes, aus dem die Stadt erwuchs. Sie besaßen in ihr gegenüber den später zuziehenden Elementen eine bevorzugte Stellung und behaupteten sie lange. Aber sie gehörten nicht zu dem eigentlichen Adel, der sie nicht als ebenbürtig betrachtete.

Digitized by Google

Wie im Altertum sehen wir auch im Mittelalter in den Städten im allgemeinen die Demokratie immer mehr im Vordringen. Aber dabei waltet ein großer Unterschied ob. In der Stadt des Altertums vermag der Adel nicht die Alleinherrschaft zu erhalten, doch bleibt er fast überall die regierende Klasse, allerdings in einem demokratischen Gemeinwesen nur im Auftrage der gesamten Bürgerschaft. Zur mittelalterlichen Stadt gehört dagegen der Adel von Anfang an nicht, ihre Verwaltung vollzieht sich ohne ihn. Er ist den Bürgern in der Kenntnis der städtischen Angelegenheiten nicht nur nicht überlegen, diese Angelegenheiten sind vielmehr etwas, von dem er absolut nichts versteht und zu verstehen sucht.

Diese völlige Trennung von Adel und Stadt bedeutet für die Bürgerschaft eine große Unabhängigkeit. Doch mindert sie die Kraft der Stadt. Im Altertum, wo Adel und Bürgerschaft in der Stadt zusammen lebten, konnten beide mit vereinter Kraft zu gemeinsamen Zielen wirken, und solche fanden sie in der Gewinnung von Kriegsgefangenen und der Unterjochung anderer Städte und Leute, an deren Ausbeutung Bürgerschaft wie Adel Anteil hatten. Diese Ausbeutung konnte für manche siegreiche Stadt solche Dimensionen annehmen, daß es für die Bürgerschaft möglich und lohnend wurde, ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem Kriegswesen zu widmen, die produktive Tätigkeit Sklaven, Unterworfenen und ortsfremden Zuzüglern in der Stadt zu überlassen.

Daraus konnten jene gewaltigen Stadtstaaten des Altertums entstehen, die im römischen Weltreich gipfelten. Einigermaßen mit solchen Staaten vergleichbar wurde im Mittelalter der schon erwähnte venezianische Staat. Außerhalb Italiens konnte es keine Stadt zu solcher Machtstellung und so ausgedehntem Herrschaftsgebiet bringen.

Jenseits der Alpen fand jede Stadt den Adel gegen sich. Sie mußte ihre ganze Kraft aufwenden, um sich seiner Raubgelüste zu erwehren. Nicht nach Unterwerfung anderer Städte ging ihr Sinn, sondern nach Vereinigung mit ihnen zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Freiheiten und zu gemeinsamer Abwehr von Räubern. Oder sie scharten sich um die Zentralgewalt im Staate, um das Königtum, damit es sie gegen den Adel schütze. Städtische Republiken als selbständige Staaten finden wir im Mittelalter nur in Italien. Im Deutschen Reich bewirkt die Schwäche des Kaisertums, daß auch dort manche Städte mit einigem Landgebiet unter republikanischer Verfassung große Selbständigkeit erlangen. Doch nur auf dem Gebiete der heutigen Schweiz, nachdem es sich vom Deutschen Reich losgerissen, entstehen kleine souveräne Städterepubliken — neben einigen bäuerlichen Markgenossenschaften und im Bunde mit ihnen. Sonst behauptet sich in den mittelalterlichen und neueren Staaten des

Digitized by Google

Abendlandes im Gegensatz zu denen der Antike allgemein die Monarchie, die den größten Teil ihrer Kraft daraus zieht, daß sie die Städte gegen den Adel und diesen gegen die Städte ausspielt, welches Spiel noch dadurch kompliziert wird, daß ein im Altertum unbekannter Faktor als viertes der streitenden Elemente auftritt, die Kirche. Und diese ist überstaatlich orientiert, Städte und Adel hingegen vorwiegend von lokalen Kirchturmsinteressen geleitet. Nur das Königtum hat vorwiegend staatliche Gesichtspunkte im Auge, aber auch es wird nicht ausschließlich von ihnen beherrscht. Denn die Macht des Königtums beruht im Mittelalter nicht auf irgendeinem disziplinierten Staatsapparat, über den es verfügt, sondern vornehmlich auf der Größe seines eigenen Grundbesitzes, seiner „Hausmacht". Diese zu vergrößern, ist seine Hauptsorge.

Unter diesen Umständen erwuchsen die Bedingungen, die den Geist des Kapitalismus in derselben Zeit reifen ließen, in der die ursprüngliche Akkumulation mit einem Male dem westlichen Europa Massen von Reichtümern und Proletariern zuführte, die nur jenes Geistes bedurften, damit aus ihnen der industrielle Kapitalismus hervorgehe.

Fünftes Kapitel.

Die freie Arbeit.

Wie die Städte, sind auch die Handwerker des Mittelalters ganz anderer Art, als die des Orients oder der Antike. Und der verschiedenen Lebensstellung entspricht auch eine verschiedene Psyche.

Im allgemeinen ist in jedem Zeitalter die Psyche der herrschenden Klasse tonangebend für die untere. Nicht nur deshalb, weil jene an Macht und Glanz die Masse überragen und deren Blicke auf sich ziehen, sondern auch aus dem Grunde, weil die herrschenden Klassen alles besitzen, wonach die Bedrückten und Ausgebeuteten verlangen.

Doch kann die Psyche der herrschenden Klassen noch anders wirken, wie als Vorbild. Sie kann den unteren Klassen zum Abscheu werden, wenn sie kraftvoll genug sind, sich geistig selbständig zu machen, und doch nicht kraftvoll genug, daß sie hoffen könnten, sich der geistigen und physischen Güter zu bemächtigen, die im Staate ein Monopol der herrschenden Klasse bilden.

Wir haben gesehen, wie im Altertum und Orient der Kriegsadel, der nur durch seine militärische Kraft zu seiner Stellung als herrschende und ausbeutende Klasse gekommen war, jegliche Erwerbsarbeit verachtete, da sie drohte, seine Kriegstüchtigkeit und Herrschaftsfähigkeit zu beeinträchtigen.

Digitized by Google

Vom Adel ging die Verachtung der Arbeit im Altertum auf andere Klassen über. Der Kaufmann konnte nicht umhin, eine Tätigkeit zu üben, die von der Aristokratie mit Geringschätzung behandelt wurde. Sein Sehnen ging dahin, diese Arbeit aufzugeben, sobald er Geld genug zusammengerafft, um einen Grundbesitz zu erwerben und als Tagedieb gleich den Adeligen leben zu können.

Der Handwerker konnte sich ein solches Ziel nicht setzen. Doch auch er sehnte sich nach arbeitslosem Dasein, das er entweder dadurch erreichen wollte, daß er Sklaven kaufte und ausbeutete oder daß er seine politische Macht verkaufte, um als Parasit eines großen Ausbeuters oder des Staates ein zwar bescheidenes, aber von keiner Arbeitslast bedrücktes Leben zu führen.

Ganz anders ist die Position des Handwerkers im Mittelalter. Ein freier Mann, aber ohne die Aussicht, jemals zu einem Ausbeuter anderer Menschen zu werden, lebt er allein von seiner Arbeit, ist er aber auch imstande, jede Ausbeutung durch andere abzuwehren.

Dabei beruht seine Existenz ganz auf dem Austausch der Produkte seiner Arbeit gegen die Produkte der Arbeit anderer. Das ist die gesellschaftliche Situation, in der das Gesetz des Arbeitswertes immer mehr zur Geltung kommt, der Austausch der Waren nach der gesellschaftlich zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeitszeit, so daß gleiche Arbeit gegen gleiche Arbeit gegeben wird, keiner den andern mehr Arbeit in Gestalt seines Produkts hingibt, als er von ihnen empfängt.

Diese Tendenz ist dem Warenaustausch von seinem Anfang an eigen, sobald er aufhört, ein gelegentliches Vorkommnis zu sein, und ein regelmäßig sich wiederholender Vorgang wird. Aber im Altertum und Orient stieß diese Tendenz auf mannigfache Hindernisse dort, wo unfreie Arbeit überwog und nicht der Arbeiter, sondern sein Ausbeuter, Grundherr oder Sklavenbesitzer, seine Produkte verkaufte. Andererseits war da der freie Handwerker meist sehr arm, verfügte oft nicht über die nötigen Rohmaterialien. Der Kunde mußte in solchen Fällen diese beistellen, der Handwerker verarbeitete sie für ihn, vielfach im Hause des Kunden selbst, da wurde Arbeit gegen Produkt oder Geld getauscht, nicht Produkt gegen Produkt. Der Bauer, brauchte wiederum fast nichts vom Handwerker. Seine Familienindustrie lieferte fast alles selbst, was er brauchte.

Der mittelalterliche Handwerker kommt immer mehr in die Lage, die Rohstoffe selbst zu besitzen, die er verarbeitet. Er betritt den Markt mit fertigen Produkten, die sein Eigentum sind, und steht dort den andern Waren- oder Geldbesitzern als Freier und Gleicher gegenüber. Da kommt das Wertgesetz viel mehr zur Geltung, als in den vorhergehenden Stadien der Industrie.

Digitized by Google

Nicht als ob die Waren jetzt als Verkörperungen bestimmter Arbeitsquantitäten betrachtet und danach ausgetauscht würden. Dieser Vorgang vollzieht sich unbewußt, es bedurfte tiefgründiger wissenschaftlicher Analyse, um seinen Inhalt bloßzulegen, der heute noch lebhaft umstritten ist.

Wenn man den Tausch als isolierten Akt betrachtet, bleibt das Gesetz des Arbeitswertes stets unerklärlich. Es findet seine Erklärung nur, wenn man den Tausch als bloßes Glied des Produktionsprozesses betrachtet und diesen in seinem Fortgang als Reproduktionsprozeß verfolgt.

Wenn ein einzelner Produzent oder Produktionszweig seine Produkte unter ihrem Arbeitswerte verkauft, indes Produzenten oder Produktionszweige sie über diesen Wert verkaufen, so wird der erstere früher oder später merken müssen, daß er in Nachteil gegenüber den andern gerät. Er wird länger arbeiten müssen, um die gleiche Geldsumme zu lösen, wie die andern, oder wird bei gleicher Arbeitszeit weniger Geld davon tragen.

Wer kann, wird die weitere Produktion der zu gering bezahlten Waren aufgeben oder einschränken und sich der Produktion anderer, besser bezahlter Waren zuwenden. So wird das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Markt so lange geändert, bis das Wertgesetz durchgesetzt ist. Dieses ist stets nur eine Tendenz, die den Produktionsprozeß, das Verhältnis der einzelnen Produktionszweige zueinander reguliert, nie ein Verhältnis, das sich für die einzelne Ware in einem gegebenen Moment genau berechnen ließe. Es ist eine Tendenz, die unter verschiedenen Umständen auf verschiedene, mehr oder weniger störende Hindernisse und Gegentendenzen stößt, bei freier Arbeit aber stets das Grundgesetz bildet, ohne das der wirtschaftliche Gesamtprozeß unverständlich bleibt. Die Tendenz, im Warenaustausch nur gleiche Arbeit gegen gleiche Arbeit zu liefern und so jede Ausbeutung der einen Produzenten durch andere Produzenten zu verhindern, wird dann freilich in ihr Gegenteil verkehrt, wo es zum Ankauf der Ware Arbeitskraft kommt. Davon handeln wir hier jedoch noch nicht. Beim Handwerk ist der Arbeiter, der die Ware herstellt, auch ihr Besitzer und Verkäufer. Unter dieser Bedingung schließt das Wertgesetz um so mehr jede Ausbeutung aus, je mehr es sich durchsetzt.

Mit dem Erstarken des mittelalterlichen Handwerks wird jedoch nicht bloß die Bestimmung der Werte der Waren durch Arbeit viel allgemeiner als früher, seitdem es eine Warenproduktion und damit einen Warenwert überhaupt gibt, sondern gleichzeitig kommt es auch zu wachsender Wertschätzung der Arbeit selbst.

Seit dem Aufkommen des Staates war die Arbeit in immer höherem Maße gering geschätzt worden, verachtet von den Ausbeutern, gehaßt von den Ausgebeuteten, denen sie zwangsweise

Digitized by Google

auferlegt wurde, um Elementen zugute zu kommen, die den Arbeitenden nur Unheil und Elend brachten. Der Traum der unfreien und der armen freien Arbeiter geht unter diesen Umständen dahin, die Arbeit loszuwerden, ihr zu entfliehen und ohne Arbeit zu leben entweder dadurch, daß man selbst zum Ausbeuter wird, wie die Proletarier Roms und Athens, oder daß man ein Schlaraffenland findet, in dem Arbeit überflüssig ist, wie das tausendjährige Reich der Urchristen, dessen Realisierung freilich bald in ein besseres Jenseits verlegt werden mußte. Während die Wilden und Barbaren sich ihren Himmel als ein Gebiet dachten, in dem die Geister der Verstorbenen tagaus, tagein in vollster Tätigkeit waren als Jäger oder Krieger, stellten sich die Christen, die dem römischen Kaiserreich entsproßen, den Himmel als ein Gebiet völligster Untätigkeit der Seligen vor, denen nur eins oblag, den obersten Herrn endlos zu lobpreisen — ein Gedanke, würdig der Servilität, die das kaiserliche Rom im Verein mit den Traditionen des orientalischen Despotismus züchtete.

Der Handwerker des Mittelalters bringt die Arbeit wieder zu Ehren. Seine Arbeit wird ihm von keiner Person aufgezwungen. Das Produkt seiner Arbeit ist unverkürzt sein Eigen. Seine Arbeit ist die Grundlage seiner gesellschaftlichen Macht, die ihm erlaubt, innerhalb der Stadt nach Freiheit und Gleichheit gegenüber den über ihm stehenden Klassen, Kaufleuten, Wucherern, Patriziern, zu streben, die aber auch der Stadt ermöglicht, neben Adel und Kirche auf den Staat Einfluß zu nehmen und dem Königtum immer weitere Konzessionen abzuringen.

Die Bedeutung des Handwerks im Mittelalter war schon deshalb größer, als in der antiken und orientalischen Welt, weil jetzt der Sklave in der Stadt fehlte, dessen Konkurrenz die freie Arbeit herabdrückte; aber auch deshalb, weil der Markt für Erzeugnisse städtischer Industrie nun ein ausgedehnterer, die Nachfrage nach Handwerkern also größer war. Schon die klimatischen Verhältnisse brachten das mit sich, infolge der Ausdehnung der Zivilisation nördlich der Alpen.

Im subtropischen und gar im tropischen Klima genügt dem Arbeiter oft ein Lendenschurz als Kleidung, ein Binsengeflecht, mit Lehm beworfen, als Behausung. Die große Masse der Bevölkerung gibt da dem Handwerker wenig zu tun.

Ganz andere Anforderungen an Kleidung und Behausung werden in nördlichen Klimaten gestellt. Da bedürfen auch die unteren Klassen öfter des Handwerkers.

Dazu kommt, daß im Mittelalter dank dem Bestehen der Stadt, in der es unfreie Arbeit nicht gibt, der Bauer selbst besser gestellt ist, als dort, wo in den Städten Sklaverei herrscht. Der Bauer wird nun frei, wenn er in die Stadt flieht: eine Mahnung an die Grundherrn, den Bogen nicht zu überspannen und von den

Digitized by Google

Bauern nicht Leistungen zu verlangen, die sie veranlassen, Haus und Hof im Stich zu lassen und in die Stadt zu ziehen.

Die Lage des mittelalterlichen Bauern wechselt sehr in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten, im allgemeinen aber ist sie besser als im Orient und auch in der Antike. Der mittelalterliche Bauer hat im allgemeinen mehr übrig für Produkte des Handwerks und bedarf ihrer mehr.

So brachte dem Handwerker seine Arbeit eine angesehene Stellung. Er mißachtete und haßte sie nicht, sondern wurde durch sie mit Stolz erfüllt, mit Berufsstolz. Dieser wurde noch genährt dadurch, daß sich die Handwerker eines Berufs in Vereinigungen zusammentaten, so wie heute die Lohnarbeiter in Fachvereinen, in Gewerkschaften.

Handwerkerzünfte sind fast so alt wie das Handwerk selbst. Sie liegen in der Natur der Sache. Aber im Orient und im Altertum waren sie meist ebenso schwach wie das Handwerk auch. Zu kraftvollen Kampforganisationen sind sie erst im Mittelalter geworden.

Kühn und trotzig durch die Vereinigung, frei und gesellschaftlich unentbehrlich, entwickelten sie einen neuen Geist, den die Vorzeit nicht kannte: den des Stolzes auf die Arbeit, der Verachtung der Nichtarbeiter, nicht nur der besitzlosen Vagabunden, sondern auch der Tagediebe unter den Herren, mochten diese am Hofe des Landesfürsten, in den Burgen der Aristokratie oder in der Kirche zu finden sein.

Ein der Kirche feindliches Element erstand noch in anderer Beziehung aus der freien Arbeit. Diese machte es möglich, daß dem Arbeiter feinere Werkzeuge anvertraut wurden, sie machte es vorteilhaft, arbeitssparende Behelfe bei der Arbeit anzuwenden, sie wirkte dahin, daß Errungenschaften der Naturwissenschaft die Technik verbesserten, und daß die Erfahrungen der neuen Technik ihrerseits wieder der Wissenschaft neue Erkenntnisse lieferten.

Zuerst machte sich das wohl im Bergbau bemerkbar, der im Altertum und Orient nur mit Zwangsarbeitern, Sklaven und Strafgefangenen betrieben wurde. Die Arbeit war so schwer, daß sie zur Folter wurde, der die Bergleute rasch erlagen. Nur die rohesten Formen der Arbeit waren da möglich, die Anwendung komplizierterer technischer Behelfe völlig ausgeschlossen. Es wird von Bergwerken berichtet, aus denen das eindringende Wasser in Eimern hinausgetragen werden mußte.

Die Verschwendung von Arbeitskraft im Bergbau war so gewaltig, daß er nur bei größter Billigkeit der Sklavenarbeit profitabel war. Sobald die Zufuhr von Sklaven anfing zu stocken, die Sklaven seltener und teurer wurden, erwiesen sich die Bergwerke rasch als unrentabel, so daß man sie einstellte. Darauf vielmehr als auf die Erschöpfung der Erzlager sowie den Abfluß

Digitized by Google

von Edelmetall einerseits nach Indien, das Waren ausführte und Edelmetall dafür nahm, und andererseits zu den Barbaren in Gestalt von Sold, dürfte die fortschreitende Abnahme von Geldmetall im Römerreich der Kaiserzeit zurückzuführen sein. Der Abfluß von Edelmetallen brauchte den daran vorhandenen Vorrat nicht zu vermindern, wenn die Produktion neuer Gold- und Silbermassen in den Bergwerken energisch genug voranging. Und die Silberminen Spaniens waren noch nicht erschöpft, als ihre Ausbeutung in der Kaiserzeit eingestellt wurde. Als im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Araber in Spanien eindrangen, die über genügendes Sklavenmaterial verfügten, setzten sie die dortigen Silberbergwerke wieder in Betrieb.

Im Bereich der sklavenlosen Wirtschaft des Abendlandes nach der Völkerwanderung mußte der Bergbau, sollte er möglich werden, eine andere Basis erhalten. Zunächst werden die Metalle in ähnlicher Weise gewonnen worden sein, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch das Gold in Kalifornien. Jeder suchte auf eigene Faust nach wertvollen Erzen allein oder mit Genossen vereint. Das ging, solange das Erz nahe der Oberfläche lag und leicht zu gewinnen war. Sobald man tiefer gehen und Erze in Angriff nehmen mußte, deren Aufbereitung größere Anlagen erforderte, wurden zum Betrieb größere Mittel erheischt, über die nur wenige verfügten. Nun mußten die Bergleute sich reicheren Unternehmern gegen Lohn verdingen. Der Bergbau war wohl der erste Produktionszweig, in dem kapitalistischer Betrieb in ausgedehnterem Maßstabe aufkam. Aber diese Bergleute waren nicht elende Sklaven, sondern freie, trotzige Männer, die für die gefahrvolle und abschreckende Arbeit in der Tiefe nur zu gewinnen waren, wenn man ihnen noch bessere Bedingungen bot, als den freien Arbeitern der Städte. Unter diesen Umständen wurde für die Unternehmer die Beschaffung von Behelfen zur Ersparung oder Erleichterung von Arbeit sowohl möglich wie vorteilhaft.

Derselbe Bergbau, der im Altertum zur Stätte rohester Arbeitsqual geworden war, wurde seit dem Mittelalter zum Ausgangspunkt der höchsten Technik. Wie aus ihm die Dampfmaschine hervorging, haben wir gesehen.

In seinem „Esprit des lois" (15. Buch, 8. Kapitel) vergleicht Montesquien die Bergwerke Ungarns des 17. Jahrhunderts, die in dem christlichen Teil des Banats lagen, mit denen des von den Türken besetzten Gebiets. Die letzteren waren reicher, aber sie wurden mit Sklaven bearbeitet und warfen daher geringeren Gewinn ab, als die weniger ergiebigen im christlichen Teil, die mit freien Arbeitern unter Anwendung von Maschinen bearbeitet wurden.

Die Entwicklung der Technik im Bergbau mußte auf die der Stadt zurückwirken. Aber deren Handwerk erzeugte auch aus sich heraus denkende und höher gebildete Männer, die es ver-

Digitized by Google

mochten, die bestehende Technik zu vervollkommnen. Sie fanden genug geschickte und erfahrene Helfer, um ihre Erfindungen ausführen zu können und genug Gelegenheit, sie mit Erfolg und Gewinn anzuwenden. Dadurch wurde wieder die Naturerkenntnis neu befruchtet, die ihrerseits der Technik neue Anstöße gab. Was hat allein die Kunst, präzise Uhren herzustellen, sowie die, optische Linsen für Fernrohre und Mikroskope zu schleifen, für die Entwicklung der Naturwissenschaft geleistet!

Die Naturerkenntnis und Technik der Alten war dadurch gehemmt worden, daß der gesellschaftliche Charakter der Arbeit bei ihnen keinen Antrieb nach Einführung arbeitsparender Behelfe erzeugte. Was ihr Denken trotzdem auf diesen Gebieten geschaffen hatte, mehr durch Spekulation als durch Vermehrung präziser neuer Erkenntnisse, vermochten zunächst die germanischen Barbaren nicht weiterzuführen, sie ließen es vielmehr verfallen, soweit nicht die katholische Kirche die kläglichen Reste konservierte. Die später von Süden und Osten her in das Gebiet des Römischen Reichs eindringenden Araber waren mehr in der Lage, Naturerkenntnis und Technik der Alten fortzuführen, ja sogar zu erweitern unter Mithilfe der Juden. Doch ihre Zivilisation blieb auf unfreie Arbeit aufgebaut und mußte daher, wie die ihrer Vorgänger, in schließlichem Verfall enden.

Aber gerade, als dieser Verfall begann, hatten sich im christlichen Abendland durch freie Arbeit Handwerk und Naturwissenschaft so gehoben, daß sie die Errungenschaften der Araber nicht bloß sich aneignen, sondern auch zum Ausgangspunkt jener grandiosen Entwicklung der Naturerkenntnis und der Technik — beide in steter innigster Wechselwirkung fortschreitend — machen konnten, die der europäischen Gesellschaft der letzten Jahrhunderte ihre ungeheure Ueberlegenheit über jede andere bisherige gesellschaftliche Bildung verleihen.

Diese Entwicklung war vollständig auf die Städte beschränkt. Daß der Kriegsadel, der das flache Land beherrschte und ausbeutete, daran nicht beteiligt sein konnte, war selbstverständlich.

Aber auch die Kirche, die Trägerin der Intelligenz im Mittelalter, trug zu diesem Entwicklungsgang so gut wie nichts bei. Sie hat ihn vielmehr nach Kräften gehemmt und gelähmt. Sie war groß geworden als Trägerin der Traditionen der hellenisch-römischen Kultur — in sehr verdünntem Aufguß, wie schon bemerkt. Sie war trotzdem ein fortschrittliches Element gewesen, solange diese Traditionen eine höhere Entwicklungsstufe darstellten, als die überwiegend germanische Barbarei. Sobald diese überwunden war, gestaltete sich die Tradition zu einer Fessel bei dem Erkennen der Wirklichkeit und der Ausnutzung ihrer Elemente für menschliche Zwecke.

Aber die Kirche konnte aus dem Bann der Tradition nicht heraus, die ihr eigentliches geistiges Wesen geworden war. Sie konnte es um so weniger, als sie ein Herrschaftsapparat war und

Digitized by Google

daher, ebenso wie andere zentralistisch organisierte Priesterkasten vor ihr, auf die Uniformität, nicht auf die Freiheit des Denkens ausging.

Diese Denkfreiheit, die in den Stadtstaaten des Altertums so glänzende Resultate gezeitigt hatte, erstand seit dem Mittelalter von neuem in dem Städtewesen des christlichen Abendlandes, nun aber Hand in Hand mit der Freiheit der Arbeit, die dem Altertum in so hohem Maße gefehlt hatte.

Das neue, unkirchliche, ja antikirchliche, das heißt, gegen den Herrschaftsapparat der katholischen Kirche gerichtete, wenn auch noch lange, bis zum 18. Jahrhundert, nicht unchristliche Denken ging aus von den Städten. Aber nicht die Handwerker wurden seine Bahnbrecher und vornehmsten Träger, so sehr auch ihr Wirken seine materiellen Bedingungen schuf. Die Gegenstände des neuen Denkens waren so ausgedehnt und mannigfach, daß sie den Menschen ganz in Anspruch nahmen, der sie beherrschen wollte, ja daß bald ein einziger sie überhaupt nicht mehr vollkommen bewältigen konnte. So wichtig die geistige Betätigung für den Handwerker nach Feierabend und an Feiertagen wurde, wollte er der Wissenschaft nicht ganz fremd gegenüberstehen und ihr entnehmen können, was er für die eigene Betätigung in Werkstatt und Haus, in Stadt und Staat brauchte — wer Selbständiges, Neues auf dem Gebiete der Wissenschaft ebenso wie — wovon wir noch handeln wollen — auf dem der Politik leisten wollte, mußte sich seinem Gegenstand vollständig widmen.

Neben die kirchliche und die höfische Intelligenz trat nun eine bürgerliche, die von vornherein in Gegensatz zu jenen beiden Schichten geriet. Ihre Rolle wird uns noch in einem anderen Zusammenhang beschäftigen.

Sechstes Kapitel.

Die Askese.

Noch eine Seite der Denkweise ist zu erörtern, die im Schoße des freien Handwerks im Mittelalter aufkam, in vollstem Gegensatz zur Denkweise der herrschenden Klassen, und die etwas ganz Neues, bis dahin noch nicht Dagewesenes darstellte.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß, wie der Räuber, so auch der Krieger und der Kriegsadel auf Verschwendung ausgeht, Verschwendung von Produkten, von Arbeitskräften, ja oft sogar von Produktionsmitteln. Er übt die Verschwendung im Kriege, zu dem er neigt, da dieser ihm, wenn er siegreich geführt wird, neue Beute, neue Ausbeutungsgebiete verspricht. In den Pausen zwischen den Kriegen sucht er sich für deren Mühen und Gefahren schadlos zu halten durch zügelloses Genießen.

Digitized by Google

Seine Denkweise wird maßgebend auch für die anderen ausbeutenden Schichten, die neben dem Kriegsadel als Förderer und Teilhaber seiner Herrschaftsstellung aufkommen, Priester, Händler, Geldleute. Wenn auch nicht an kriegerischem Tun, suchen sie doch die adeligen Herren im Staate an Entfaltung von Glanz und Ueppigkeit zu erreichen.

Doch selbst die unteren Schichten werden von dem Gefallen an der Verschwendungssucht der oberen angesteckt. An deren Festen und Schaustellungen teilnehmen zu dürfen, wenn auch nur als Zuseher, ist den armen Teufeln eine Wonne, die ihnen ihre traurige soziale Lage erträglicher erscheinen läßt.

Dieselben Erscheinungen finden wir im Mittelalter. Dieselbe Kriegssucht des Adels, dieselbe Freude an schrankenlosem Genießen und Prunken bei den Aristokraten, der Geistlichkeit, den städtischen Patriziern, Kaufleuten, Geldleuten, und dieselbe Befriedigung der unteren Klassen über den Luxus und die Verschwendung der oberen, wenn diese ihr Genußleben in voller Oeffentlichkeit praktizierten, wie das in jenen Zeiten noch allgemein üblich war.

Indes waren die unteren Klassen nicht immer einig in dieser Befriedigung. Die Verschwendung der Produktivkräfte und Produkte im Staate hatte die Tendenz, maßlos zu wachsen und die Entwicklung des technischen Wissens und Könnens zu überholen, die gleichzeitig, aber sehr zögernd, in der staatlichen Zivilisation vor sich ging. Selbst die größten dieser Fortschritte, z. B. die Ausdehnung der Bewässerungsanlagen in den Staaten der großen Flußtäler des Orients, vermehrten schließlich nur die Zahl der ausgebeuteten Bauern und die Masse des Mehrprodukts, das sie den Ausbeutern lieferten, verbesserte aber in keiner Weise die Lage der arbeitenden Klassen. Sie steigerte nur die Gewohnheiten der Verschwendung, die schließlich so weit ging, daß darüber die höherentwickelten Produktivkräfte selbst vernachlässigt wurden und verfielen, z. B. die Wasserbauten. Der schließliche Ruin war unausbleiblich.

Sobald dies sichtbar wurde, mußte eine Opposition gegen die sinnlose Verschwendung auftauchen. Aber eine solche konnte auch früher schon auftreten, bereits in den Zeiten der anscheinenden Blüte, als noch niemand den Wurm ahnte, der an ihr nagte.

Die Ausbeutung mußte, das lag in der Natur der Sache, seit jeher von den Ausgebeuteten schwer erduldet werden. Aber wo sie herkömmlich war und keine Aussicht bestand, sie abzuschütteln, wurde sie meist als eine von der Gottheit gewollte Abhängigkeit ergeben getragen. Wo die Machtverhältnisse im Staate sich änderten und die Ausgebeuteten die Möglichkeit bekamen, sich freier zu rühren, da erstand sofort bei ihnen eine oppositionelle Stimmung, die sich bis zu offener Empörung steigern konnte. Oft aber änderten sich die Verhältnisse nur in

Digitized by Google

dem Maße, daß sie wohl eine oppositionelle Stimmung aufkommen ließen, aber keine Aussicht boten, im Kampfe etwas zu erreichen. Dann blieb die Opposition auf das bloße Denken beschränkt und nahm Formen an, die es ermöglichten, den Ausbeutern moralische Mahnungen zukommen zu lassen, ohne jeglichen Versuch, irgendeinen Zwang auf sie auszuüben.

Aus der Not der Armen und Ausgebeuteten machte man nun eine Tugend, der man die Lebensweise der Reichen als ein Laster gegenüberstellte. Unter diesen Umständen kam es zur Predigt und Praktizierung der Askese, die als Weg zur Heiligkeit gepriesen wurde, indes die Wollüstlinge für die Verdammnis reif angesehen wurden. Meist waren es die Armen selbst, aus deren Reihen die Asketen hervorgingen, nicht selten aber auch Ausbeuter, die sich an zügellosem Genußleben den Magen verdorben hatten.

So war es im Altertum zur Zeit des niedergehenden römischen Weltreichs und des Aufkommens des Christentums, so war es früher schon im Orient gewesen und ist es vielfach bis heute geblieben, namentlich in weiten Gebieten Indiens.

Aehnliche Verhältnisse traten auf zur Zeit des ausgehenden Mittelalters. Die Menge der Ausgebeuteten war überall bedeutend gewachsen. Die menschenleeren Gebiete, die das Römische Reich hinterlassen hatte und die Einöden des barbarischen Deutschland hatten sich allmählich mit Menschen gefüllt, seitdem an die Stelle von Sklaven und Kolonen hier und von Halbnomaden dort, bessergestellte, wenn auch unfreie Bauern getreten waren mit intensiverer Landwirtschaft und einem gesunden Familienleben, so daß sie sich rasch vermehrten und vermehrtes Produkt lieferten, das noch wuchs durch den Aufschwung der städtischen Industrie, die dem Bauern verbesserte Werkzeuge und Geräte lieferte.

Schon dadurch wuchs der Reichtum der die Bauern ausbeutenden Grundherren. Gleichzeitig dehnte aber auch der Adel in vielen Ländern sein Ausbeutungsgebiet aus. Die Versuche, in den Kreuzzügen solches Gebiet in Asien und Griechenland zu erobern, schlugen zwar fehl, aber ostdeutsche Ritter gewannen neues Land mit tributpflichtigen Leuten in den slavischen Gebieten jenseits der Elbe; die Ritter Nordspaniens drängten die Araber aus Spanien hinaus und gewannen das von diesen besetzte Land. Und als sie das erreicht hatten, wurden ihnen durch den Aufschwung der Schiffahrt unermeßliche Plünderungs- und Ausbeutungsobjekte in Amerika eröffnet.

Die Normannen, die einen Staat in Nordfrankreich errichtet hatten und denen er zu eng geworden war, waren von da nach England gezogen und hatten sich dort eingerichtet. Als dieses Gebiet dem Ausbeutungsbedürfnis seiner normannischen Eroberer nicht mehr genügte, suchten sie neue Erwerbungen in demselben Frankreich, aus dem sie gekommen. Von dort zurückge-

Digitized by Google

schlagen, zerfleischte sich der englische Adel in inneren Kriegen, bis im Zeitalter der Entdeckungen zuerst Seeraub, dann Kolonialraub ihm gestatteten, sein Ausbeutungsgebiet jenseits des Weltmeeres unendlich zu erweitern.

An diesen Ausdehnungen der Gebiete christlicher Ausbeutung nahm die katholische Kirche ihren Anteil, und Warenhandel wie Geldhandel gediehen ebenfalls dabei. Ja, sie gediehen meist besser als das Rittertum, denn dessen Luxus und Verschwendung wuchsen noch rascher, als der Betrag der Ausbeutung, der sich nicht für jeden der Herren, sondern nur für einzelne Schichten unter ihnen steigerte. Die Verschwendung, aber auch die Verschuldung des Adels und der Landesfürsten wuchs rasch.

Im allgemeinen ergötzten sich die unteren Klassen an dem Aufwand der Höfe und der Kirche. Nicht bloß die Wiener, von denen Schillers Wallenstein dies spöttelnd bemerkt, sondern die Bewohner jeder damaligen Stadt konnten es nicht verzeihen, wenn man sie um ein Spektakel, ein Schaugepränge, betrog. Gar manches Mitglied der arbeitenden Klassen gewann überdies sein Brot im Dienste des Luxus, der „Geld unter die Leute brachte".

Aber auch die Reaktion dagegen, der Protest gegen das Treiben der Ausbeuter blieb nicht aus und seine erste Form war die der Verurteilung ihres Genußlebens, damit aber auch des Genußlebens überhaupt, also die Predigt der Askese.

Diese nahm jedoch nun zweierlei Formen an: auf der einen Seite knüpfte sie an die im Christentum vorhandenen Formen der alten Askese an, die als Tradition immer noch fortlebte, als individuelle Nachahmung, die zwar zu dem Glanz und der Schwelgerei der Kirchenfürsten paßte wie die Faust aufs Auge, ihnen aber nicht wehe tat, da die Kirche schon lange Formen gefunden hatte, die es erlaubten, die Tradition der Entsagung anzuerkennen und doch die gegenteilige Praxis zu üben. Diese Askese der Bettelmönche, die sich den Päpsten willig unterwarfen, wurde der Kirche und ihrer Ausbeutung nicht gefährlich, vielmehr einer ihrer Pfeiler.

Aber daneben erhob sich eine Askese anderer Art, die nicht auf dem Boden der Tradition verblieb, sondern diese durchbrach. Und damit erstand etwas ganz Neues, ein ökonomisch wie politisch revolutionärer Faktor.

Die alte Askese war entstanden auf dem Boden der Geringschätzung der Arbeit. Die Fakire und Büßer Indiens, die wandernden Derwische des Islam, die ägyptischen Säulenheiligen der ersten Jahrhunderte des Christentums ebenso wie die späteren Bettelmönche, sie verachten die Arbeit nicht minder als das Genußleben und leben von milden Gaben, das heißt davon, daß andere für sie arbeiten.

Ganz anderer Art ist die Askese, nicht von Bettlern, sondern von freien Arbeitern, die im ausgehenden Mittelalter aus der Denkweise oppositioneller Handwerker entsprießt, die sich

Digitized by Google

trotzig gegen alle die großen Ausbeuter, Päpste und Könige, Adelige und Wucherer, wenden. Ihre Kraft und ihren Stolz schöpfen diese neuen Asketen aus der Arbeit. Ihre Askese darf nicht so weit gehen, daß sie ihre Arbeitsfähigkeit und Kampffähigkeit beeinträchtigt. Also kein Fasten und Kasteien, kein Verzicht auf tüchtige Nahrung, auf gute Kleidung und Wohnung, auf ein gesundes Familienleben.

Marx hat schon einmal auf die zwieschlächtige Natur des Kleinbürgers hingewiesen. Der Handwerker lebt von seiner Arbeit, wie der Lohnarbeiter, fühlt sich insofern mit diesem verbunden. Doch im Gegensatz zu ihm verfügt er über die Produktionsmittel seines Betriebes und über die mit ihrer Hilfe hergestellten Produkte. Darin berührt er sich mit dem Kapitalisten. Wohl gab es in der Zeit, von der wir hier handeln — Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation — noch kein proletarisches Klassenbewußtsein und auch nicht eines des industriellen Kapitalisten. Beide steckten jedoch damals schon im Keime im Handwerkertum und daher nahm auch so frühzeitig schon seine Opposition gegen die herrschenden Klassen zwei verschiedene Formen an, eine kommunistische, die man als Trägerin proletarischen Geistes bezeichnen kann, und eine individualistische, die zur Trägerin eines kapitalistischen Geistes wurde.

Jede dieser Richtungen hat in den mannigfachsten antikatholischen Sekten Ausdruck gefunden. Von den kommunistischen habe ich gehandelt in meinem Buche über „Die Vorläufer des Neueren Sozialismus". Es reicht bis zu den Wiedertäufern, die den ketzerischen Kommunismus am vollkommensten verkörperten, mit denen er auch als welthistorische Erscheinung sein Ende nahm. Er rekrutierte sich vornehmlich aus den Reihen der Bergarbeiter, die zur Zeit der Reformation schon reine Lohnarbeiter im Dienste des Kapitals waren, sowie der Weber, die auch bereits viele proletarische Züge aufwiesen. Die Wiedertäufer kamen weiter, als die meisten ihrer Vorgänger, mit Ausnahme der Taboriten. Sie erreichten es, ihre Lehre nicht bloß zu verkünden, sondern auch praktisch durchzuführen in großen Hausgenossenschaften, Haushaben genannt, von denen jede mehrere hundert Personen, die größten bis zu 2000 umfaßten. Sie gediehen glänzend, verbanden Industrie mit Landwirtschaft und brachten beide zu großer Blüte.

Aber sie kamen auf in vollster Opposition gegen Kirche, Adel, Fürsten, Wucherer und Großhändler. Vom Staate wollten sie nichts wissen. Wo sie schwach waren, lehnten sie die Mitwirkung an seinen Geschäften ab; wo eine besondere Gelegenheit ihnen Kraft verlieh, erhoben sie sich in energischer Rebellion gegen die Staatsgewalt, so im Bauernkrieg, 1525, und später im Münsterschen Aufruhr, 1534. Diese Erhebungen entfesselten die wildesten Stürme von Furcht wie von Wut in den herrschenden Klassen gegen die Kommunisten in gleicher Weise wie im

Digitized by Google

19. Jahrhundert die Junischlacht von 1848 und die Pariser Kommune von 1871.

Doch im 16. Jahrhundert gab es noch kein ausgesprochenes und klassenbewußtes Proletariat. Die kleinbürgerliche Grundlage des Wiedertäufertums war nicht kraftvoll genug, einen rebellischen staatsfeindlichen Kommunismus inmitten einer Aera wildester Verfolgungen aufrecht zu halten. Die wiedertäuferischen Tendenzen hörten nicht völlig auf, aber in den verborgenen Sekten, in denen sie weiterlebten, erhielt sich von ihnen nicht viel mehr als der Geist der Askese, der Verwerfung jeder Lust, die Ausfüllung des Lebens mit bloßem Arbeiten und Beten, allerdings in reger, gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Die großen gemeinsamen Betriebe, die alles Erforderliche selbst produzierten, jedes Kaufen überflüssig machten, wurden nicht wieder versucht, außer in einigen Gemeinden religiöser Kommunisten in unbesiedelten Gegenden Amerikas.

Dem Geist des Handwerkertums und seiner Produktionsweise, die nicht zum Großbetrieb drängt, war die andere Richtung der oppositionellen neueren Askese kongenialer, die individualistische, die nicht die verschiedenen Produktionsbetriebe zu einem gemeinsamen, großen Wirtschaftsorganismus zusammenzufassen suchte, sondern jeden für sich wirtschaften ließ. Worauf der wiedertäuferische Kommunismus schließlich praktisch hinauslief, das bildete bei der individuellen Richtung der kleinbürgerlichen Opposition gegen Kirche und Staat von vornherein die wirtschaftliche Basis: Kräftigste Förderung der Einzelbetriebe, die Vereinigung ihrer Kräfte gegen den gemeinsamen Feind in gegenseitiger Hilfsbereitschaft, die bei dem separaten Wirtschaften der einzelnen Betriebe schließlich nichts anderes wurde, als die Verpflichtung des mit Ueberfluß gesegneten Bruders, dem bedürftigeren Kredit zu gewähren, nicht Almosen, auch nicht Kredit zu Zwecken der Verschwendung, sondern zu produktiven Aufwendungen, was eine besondere Kreditwürdigkeit des Kreditnehmers voraussetzte.

Diese, den Bedingungen des Handwerks weit besser angepaßte Form der asketischen Opposition fand wie die kommunistische, Ausdruck in zahlreichen Sekten. Die historisch wichtigste unter ihnen wurde der Calvinismus, oder richtiger gesagt, eine besondere Strömung im Calvinismus, denn dessen gegen Landesfürst und herrschende Kirche gerichtetes Rebellentum war aristokratischen Elementen ebenso zugänglich wie bürgerlichen, worauf wir bereits hingewiesen.

Die bürgerliche Strömung des Calvinismus fand ihren stärksten Ausdruck in England, wo besondere Umstände das Handwerk namentlich der Riesenstadt London im Verein mit bäuerlichen Elementen stark genug machten, gleichzeitig nicht nur dem König und der Staatskirche ebenso wie der katholischen Kirche, sondern

Digitized by Google

auch dem Adel den Krieg zu erklären. Der asketische Zug hat dem englischen Calvinismus seinen besonderen Namen des Puritanismus verliehen.

Er war stark genug, zeitweise die politische Macht im englischen Staate zu erobern. Allerdings vermochte er sie nicht zu behaupten, aber das lange Ringen zwischen Revolution und Gegenrevolution in England während des 17. Jahrhunderts endete doch nicht mit einer Niederwerfung der puritanischen Sekten, sondern mit einem Kompromiß, der ihnen religiöse und politische Duldung gewährte, also die Freiheit der Organisation und der Agitation und die Möglichkeit freiester wirtschaftlicher Entfaltung. Von da an bis heute ist der Kompromiß die allgemeine Form des Abschlusses politischer und wirtschaftlicher Kämpfe in England geworden. Von da an waren aber auch dem industriellen Kapitalismus in England mehr die Wege geebnet als in irgendeinem andern Lande Europas.

Die Faktoren, die dahin führten, waren mannnigfachster Natur, darunter nicht die geringfügigsten die aus der geographischen Lage des Landes entspringenden. Sie schützte es einerseits gegen fremde Invasionen, andererseits förderte sie eine Politik kolonialer Ausdehnung und Meerbeherrschung, sowie die Leichtigkeit des Verkehrs im Lande selbst, dessen Inneres nirgends weit ab von der großen Verkehrsstraße des Meeres liegt. Dazu gesellte sich die natürliche Ausstattung des Landes mit für die Industrie wertvollen Mineralien. In gleicher Richtung mit diesen natürlichen wirkten soziale Faktoren, unter denen nicht der geringste das Ansehen und die zeitweise Herrschaft des Puritanismus war. Er hat sicher das Aufkommen des industriellen Kapitalismus in England sehr gefördert, doch darf man seine Wirkung nicht übertreiben. Und schon gar nicht darf man den Puritanismus als religiöse Erscheinung aus dem historischen Gesamtzusammenhang herausreißen und ihn als reines Mysterium auffassen, das aus dem Innern des religiösen Menschen gerade im England des 17. Jahrhunderts ohne jeden Anstoß von außen durch Eigenbewegung der Religion quillt.

Die von Max Weber als „Geist des Kapitalismus" bezeichnete Denkart, die schon vor dem industriellen Kapital aufgetreten sei und dieses erst möglich gemacht habe, und die dem Calvinismus entspringen sollte — wir finden sie bereits in dem durchaus nicht zum Kapitalismus strebenden wiedertäuferischen Kommunismus — und seinen Vorläufern — ebenso, wie bei den Puritanern.

Es ist der Geist des gegen feudale, kirchliche, landesfürstliche, wucherische Ausbeutung und Verschwendung rebellierenden Handwerks: Der Geist der Nüchternheit, emsigen Fleißes, sowie der Sparsamkeit und der produktiven Akkumulation, das heißt, der Aufhäufung von Gütern und Geld, nicht, um sie später

Digitized by Google

zu verjubeln, sondern um die Produktivkräfte und damit die eigene Macht zu vermehren.

Dieser Geist bewirkte das Aufblühen ebenso der komunistischen, täuferischen Industrie in Mähren, wie ein Jahrhundert später der individualistischen puritanischen Industrie in England.

Weber zitiert als Beispiel des kapitalistischen Geistes, wie wir gesehen haben, Benjamin Franklin. Was predigt dieser? Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit. Weber bezeichnet das als kapitalistischen Geist und weist darauf hin, daß Franklin mit diesem Geist erfüllt war zu einer Zeit, wo sein Buchdruckereibetrieb der Form nach sich in nichts von irgendeinem Handwerksbetrieb unterschied. (S. 49.)

Nun, es ist schon befremdend, anzunehmen, ein Oekonom, wie Franklin, könne seine ökonomischen Grundsätze bloß aus der persönlichen Erfahrung im eigenen Betrieb schöpfen, nicht aus der Beobachtung der gesamten ökonomischen Praxis seiner Zeit, die, wie schon oben bemerkt, bereits ausgeprägte kapitalistische Züge aufweist.

Aber ganz abgesehen davon, was ist in den Empfehlungen Franklins rein kapitalistisch? Kennzeichnen sie nicht jeden guten Handwerksmeister seit dem Mittelalter auch?

Nun äußert allerdings Franklin noch einen Gedanken, und den hebt Weber besonders hervor als Kennzeichen kapitalistischen Geistes: die Mahnung, stets auf Kreditwürdigkeit bedacht zu sein, pünktlich jede Schuld zu bezahlen, sich in der Werkstatt und nicht im Wirtshaus zu zeigen.

Dieser Mahnung an den einzelnen, auf seine Kreditwürdigkeit bedacht zu sein, bedurften die kommunistischen Wiedertäufer allerdings nicht, da ja ihre Betriebe der Gemeinschaft gehörten, jedes einzelne Mitglied in dem wirtschaftlichen Organismus sicher und wohl versorgt war und alle Ueberschüsse nicht einzelnen, sondern der Gesamtheit zuflossen, die sie nicht an einzelne verlieh, sondern zur Verbesserung des gemeinsamen Produktionsapparates verwendete.

Dagegen lag die Kreditgewährung des Genossen an andere Genossen nahe in einer kämpfenden Sekte, die sich aus zahlreichen individuellen Gewerbetreibenden zusammensetzte. Wollte man die hilfsbedürftigen Mitglieder nicht zu Almosen-Empfängern machen, was dem Geist der neueren Askese freier Arbeiter widersprach, dann mußte man ihnen Mittel geben, einen eigenen Betrieb erfolgreich zu betreiben. Das versprach nur dann Erfolg, wenn der Hilfsbedürftige sich als „fleißig und mäßig" erwies.

In der Forderung persönlichen Fleißes und persönlicher Mäßigkeit als Voraussetzung der Kreditwürdigkeit könnte man eher ein Merkmal kleinbürgerlichen als kapitalistischen Geistes

Digitized by Google

sehen. Aber allerdings ein Ergebnis jener Seite des Kleinbürgertums, die es dem Kapital verwandt macht, im Gegensatz zu jener, die es mit dem Proletariat gemein hat.

Siebentes Kapitel.

Das Aufkommen des industriellen Kapitals.

Wie die täuferische, mußte die puritanische Industrie wachsen. Hier wie dort herrschten Fleiß, Mäßigkeit, Enthaltung von allen Vergnügungen, die Zeit und Geld kosteten. Hier wie dort dasselbe Bestreben, das dem intelligenten, wohlhabenden Handwerker eigen ist, seinen Produktionsapparat möglichst wirksam zu gestalten und auch die persönliche Produktivkraft möglichst zu entfalten. Alle die asketischen Sekten kennzeichnete ein reges Interesse für ausreichende Volksbildung, was seltsam kontrastiert zu ihrer Verachtung der Künste und Wissenschaften, die ihnen ja doch nur als willige Mägde der großen Ausbeuter erschienen.

Alles das ergab große Ueberschüsse, große Mehrprodukte in den Betrieben, bei den Puritanern wie bei den Täufern. Aber in der Verwendung der Ueberschüsse tritt der Unterschied zwischen ihnen hervor. Hier wie dort werden die Ueberschüsse akkumuliert und zur Ausdehnung und Verbesserung der Produktion verwendet. Aber bei den Kommunisten bedeutet das eine Vermehrung der Mittel und der Macht der Gesamtheit dem einzelnen gegenüber. Bei den Individualisten bedeutete das eine Vermehrung der Mittel und Macht einzelner den anderen Genossen gegenüber.

Der größere Fleiß, die Vermehrung der Zahl der Arbeitstage im Jahr durch Verminderung der kirchlichen Festtage, die Verminderung der Ausgaben für Gelage mit Wein, Weib, Gesang, sowie endlich die gegenseitige Hilfeleistung mußten den Sektierern der neueren Askese, kommunistischen wie individualistischen, Wiedertäufern wie Puritanern geschäftlich einen gewaltigen Vorsprung vor der Konkurrenz, namentlich der katholischen verleihen. Der Segen des Herrn ruhte auf den Kindern des göttlichen Lichtes, während die Kinder Belials leicht vom Teufel des Bankerotts geholt wurden. Was aber den religiös gestimmten Sektierern als Segen der Gottheit erscheint, stellt sich für uns ungläubige Materialisten bei den individualistischen Puritanern als nichts anderes dar, wie als Akkumulation von Kapital.

Ueber die naive Verquickung der Profitmacherei mit Frömmigkeit bemerkt Weber:

> Die Nützlichkeit eines Berufes und seine entsprechende Gottwohlgefälligkeit richtet sich zwar in erster Linie nach sittlichen und demnächst nach Maßstäben der Wichtigkeit der darin (im Beruf K.) zu produzierenden Güter für die „Gesamtheit", aber alsdann folgt als Dritter und natürlich praktisch wichtigster Gesichtspunkt: die privatwirtschaftliche „Profitlichkeit". Denn wenn jener Gott, den der Puritaner in allen Fügungen

Digitized by Google

des Lebens wirksam sieht, einem der Seinigen eine Gewinnstchance zeigt, so hat er seine Absichten dabei. Und mithin hat der gläubige Christ diesem Ruf zu folgen, indem er sie sich zunutze macht." (S. 175/176.)

Er zitiert den puritanischen Prediger Baxter (1615—1691), der erklärt:

„Wenn Gott euch einen Weg zeigt, auf dem ihr ohne Schaden für eure Seele oder für andere in gesetzmäßiger Weise mehr gewinnen könnt als auf einem anderen Wege, und ihr dies zurückweist und den minder gewinnbringenden Weg verfolgt, dann durchkreuzt ihr einen der Zwecke euerer Berufung (Calling), ihr weigert euch, Gottes Verwalter (Stewart) zu sein und seine Gaben anzunehmen, um sie für ihn gebrauchen zu können, wenn er es verlangen sollte. Nicht freilich für Zwecke der Fleischeslust und Sünde, wohl aber für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein!"

In seiner Fußnote zu dem Zitat bemerkt Weber mit Recht:

„Der Besitz in der feudal-seigneurialen Form seiner Verwendung ist eben das Odiöse . . . nicht Besitz an sich."

Sehr richtig. Das bezeugt aber doch, daß die puritanische Ethik aus dem Klassenkampf des selbstbewußten und trotzigen Kleinbürgers, namentlich Handwerkers gegen den Feudaladel, also aus einer ökonomischen Basis, hervorgeht und nicht die Oekonomie aus der Religion.

Weber selbst war die ökonomische Grundlage der puritanischen Ethik, die den „Geist des Kapitalismus" erzeugte, wohlbekannt. Er sagt:

„Sehr regelmäßig finden wir die genuinsten[1]) Anhänger puritanischen Geistes in den Reihen der erst im Aufsteigen begriffenen[2]) Schichten der Kleinbürger und Farmer." (S. 195.)

Hierzu bemerkt Weber in einer Fußnote:

„Dies betont schon Petty, und alle zeitgenössischen Quellen ohne Ausnahme sprechen insbesondere von den puritanischen Sektierern: Baptisten, Quäkern, Mennoniten, als von einer teils mittellosen, teils kleinkapitalistischen Schicht und stellen sie in Gegensatz sowohl zu der Großhändleraristokratie wie zu den Finanz-Abenteurern. Aus eben dieser kleinkapitalistischen Schicht aber und nicht etwa aus den Händen der großen Finanzleute: Monopolisten, Staatslieferanten, Staatsgeldgeber, Kolonialunternehmer, Promotors[3]) usw. ging das hervor, was dem Kapitalismus des Okzidents charakteristisch war: die bürgerlich-privatwirtschaftliche Organisation der Arbeit!"

Dazu wäre zu bemerken, daß die „bürgerlich-privatwirtschaftliche Organisation der Arbeit" nicht bloß den industriellen Kapitalismus kennzeichnet, das heißt in Wahrheit das, was Weber den „Kapitalismus des Okzidents" nennt, sondern auch schon das freie Handwerk des Mittelalters. Was den Kapitalismus kennzeichnet, das ist die Tatsache der Verwandlung dieser Organisation

---

1) Echtesten oder unverfälschtesten. K.

2) Von Weber unterstrichen. K.

3) Gründer, namentlich schwindelhafte von Aktiengesellschaften. K.

Digitized by Google

sehen. Aber allerdings ein Ergebnis jener Seite des Kleinbürgertums, die es dem Kapital verwandt macht, im Gegensatz zu jener, die es mit dem Proletariat gemein hat.

Siebentes Kapitel.

Das Aufkommen des industriellen Kapitals.

Wie die täuferische, mußte die puritanische Industrie wachsen. Hier wie dort herrschten Fleiß, Mäßigkeit, Enthaltung von allen Vergnügungen, die Zeit und Geld kosteten. Hier wie dort dasselbe Bestreben, das dem intelligenten, wohlhabenden Handwerker eigen ist, seinen Produktionsapparat möglichst wirksam zu gestalten und auch die persönliche Produktivkraft möglichst zu entfalten. Alle die asketischen Sekten kennzeichnete ein reges Interesse für ausreichende Volksbildung, was seltsam kontrastiert zu ihrer Verachtung der Künste und Wissenschaften, die ihnen ja doch nur als willige Mägde der großen Ausbeuter erschienen.

Alles das ergab große Ueberschüsse, große Mehrprodukte in den Betrieben, bei den Puritanern wie bei den Täufern. Aber in der Verwendung der Ueberschüsse tritt der Unterschied zwischen ihnen hervor. Hier wie dort werden die Ueberschüsse akkumuliert und zur Ausdehnung und Verbesserung der Produktion verwendet. Aber bei den Kommunisten bedeutet das eine Vermehrung der Mittel und der Macht der Gesamtheit dem einzelnen gegenüber. Bei den Individualisten bedeutete das eine Vermehrung der Mittel und Macht einzelner den anderen Genossen gegenüber.

Der größere Fleiß, die Vermehrung der Zahl der Arbeitstage im Jahr durch Verminderung der kirchlichen Festtage, die Verminderung der Ausgaben für Gelage mit Wein, Weib, Gesang, sowie endlich die gegenseitige Hilfeleistung mußten den Sektierern der neueren Askese, kommunistischen wie individualistischen, Wiedertäufern wie Puritanern geschäftlich einen gewaltigen Vorsprung vor der Konkurrenz, namentlich der katholischen verleihen. Der Segen des Herrn ruhte auf den Kindern des göttlichen Lichtes, während die Kinder Belials leicht vom Teufel des Bankerotts geholt wurden. Was aber den religiös gestimmten Sektierern als Segen der Gottheit erscheint, stellt sich für uns ungläubige Materialisten bei den individualistischen Puritanern als nichts anderes dar, wie als Akkumulation von Kapital.

Ueber die naive Verquickung der Profitmacherei mit Frömmigkeit bemerkt Weber:

Die Nützlichkeit eines Berufes und seine entsprechende Gottwohlgefälligkeit richtet sich zwar in erster Linie nach sittlichen und demnächst nach Maßstäben der Wichtigkeit der darin (im Beruf K.) zu produzierenden Güter für die „Gesamtheit", aber alsdann folgt als Dritter und natürlich praktisch wichtigster Gesichtspunkt: die privatwirtschaftliche „Profitlichkeit". Denn wenn jener Gott, den der Puritaner in allen Fügungen

Digitized by Google

des Lebens wirksam sieht, einem der Seinigen eine Gewinnstchance zeigt, so hat er seine Absichten dabei. Und mithin hat der gläubige Christ diesem Ruf zu folgen, indem er sie sich zunutze macht." (S. 175/176.)

Er zitiert den puritanischen Prediger Baxter (1615—1691), der erklärt:

„Wenn Gott euch einen Weg zeigt, auf dem ihr ohne Schaden für eure Seele oder für andere in gesetzmäßiger Weise mehr gewinnen könnt als auf einem anderen Wege, und ihr dies zurückweist und den minder gewinnbringenden Weg verfolgt, dann durchkreuzt ihr einen der Zwecke euerer Berufung (Calling), ihr weigert euch, Gottes Verwalter (Stewart) zu sein und seine Gaben anzunehmen, um sie für ihn gebrauchen zu können, wenn er es verlangen sollte. Nicht freilich für Zwecke der Fleischeslust und Sünde, wohl aber für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein!"

In seiner Fußnote zu dem Zitat bemerkt Weber mit Recht:

„Der Besitz in der feudal-seigneurialen Form seiner Verwendung ist eben das Odiöse . . . nicht Besitz an sich."

Sehr richtig. Das bezeugt aber doch, daß die puritanische Ethik aus dem Klassenkampf des selbstbewußten und trotzigen Kleinbürgers, namentlich Handwerkers gegen den Feudaladel, also aus einer ökonomischen Basis, hervorgeht und nicht die Oekonomie aus der Religion.

Weber selbst war die ökonomische Grundlage der puritanischen Ethik, die den „Geist des Kapitalismus" erzeugte, wohlbekannt. Er sagt:

„Sehr regelmäßig finden wir die genuinsten[1]) Anhänger puritanischen Geistes in den Reihen der erst im Aufsteigen begriffenen[2]) Schichten der Kleinbürger und Farmer." (S. 195.)

Hierzu bemerkt Weber in einer Fußnote:

„Dies betont schon Petty, und alle zeitgenössischen Quellen ohne Ausnahme sprechen insbesondere von den puritanischen Sektierern: Baptisten, Quäkern, Mennoniten, als von einer teils mittellosen, teils kleinkapitalistischen Schicht und stellen sie in Gegensatz sowohl zu der Großhändleraristokratie wie zu den Finanz-Abenteurern. Aus eben dieser kleinkapitalistischen Schicht aber und nicht etwa aus den Händen der großen Finanzleute: Monopolisten, Staatslieferanten, Staatsgeldgeber, Kolonialunternehmer, Promotors[3]) usw. ging das hervor, was dem Kapitalismus des Okzidents charakteristisch war: die bürgerlich-privatwirtschaftliche Organisation der Arbeit!"

Dazu wäre zu bemerken, daß die „bürgerlich-privatwirtschaftliche Organisation der Arbeit" nicht bloß den industriellen Kapitalismus kennzeichnet, das heißt in Wahrheit das, was Weber den „Kapitalismus des Okzidents" nennt, sondern auch schon das freie Handwerk des Mittelalters. Was den Kapitalismus kennzeichnet, das ist die Tatsache der Verwandlung dieser Organisation

---

1) Echtesten oder unverfälschtesten. K.

2) Von Weber unterstrichen. K.

3) Gründer, namentlich schwindelhafte von Aktiengesellschaften. K.

Digitized by Google

in einen Ausbeutungsmechanismus. Diese Verwandlung lernen wir aber aus der protestantischen Ethik nicht begreifen.

Allerdings aber half sie ihn herbeiführen. Einerseits dadurch, daß sie die Akkumulation von industriellem Kapital förderte. Die Puritaner wurden, wie schon bemerkt, eher reich, als andere Gewerbetreibende.

Das war die notwendige Folge ihrer Lebensführung, ihren Theologen aber nicht immer erwünscht, denn war so ein Sektierer einmal reich, dann fing er leicht an, zur „Fleischeslust zu neigen" und der Askese abhold zu werden.

„Die beati possidentes[1]) selbst bei den Quäkern, waren recht oft zur Verleugnung der alten Ideale bereit"

sagt Weber (S. 195) und zitiert auf der folgenden Seite sehr bezeichnende Ausführungen des Methodistenführers John Wesley, von denen Weber mit Recht erklärt, sie wären „wohl geeignet, als Motto über allem bisher (über den Puritanismus K.) gesagten zu stehen."

Sie lauten:

„Ich fürchte, wo immer der Reichtum sich vermehrt hat, da hat der Gehalt an Religion in gleichem Maße abgenommen. Daher sehe ich nicht, wie es, nach der Natur der Dinge, möglich sein soll, daß irgendeine Wiedererweckung echter Religiösität lange Dauer haben kann. Denn Religion muß notwendig sowohl Arbeitsamkeit (industry) als Sparsamkeit (frugality) erzeugen und diese können nichts anders als Reichtum hervorbringen. Aber wenn der Reichtum zunimmt, so nehmen Stolz, Leidenschaft und Weltliebe in allen ihren Formen zu. Wie soll es also möglich sein, daß der Methodismus, das heißt, eine Religion des Herzens, mag sie jetzt auch wie ein grünender Baum blühen, in diesem Zustand verharrt? Die Methodisten werden überall fleißig und sparsam; folglich vermehrt sich ihr Güterbesitz. Daher wachsen sie entsprechend an Stolz, Leidenschaft, an fleischlichen und weltlichen Gelüsten und Lebenshochmut. So bleibt zwar die Form der Religion, der Geist aber schwindet allmählich. Gibt es keinen Weg, diesen fortgesetzten Verfall der reinen Religion zu hindern? Wir dürfen die Leute nicht hindern, fleißig und sparsam zu sein. Wir müssen alle Christen ermahnen, zu gewinnen, was sie können und zu sparen, was sie können, das heißt im Ergebnis, reich zu werden!"

Aus diesem Dilemma weiß Wesley keinen anderen Ausweg, als die Ermahnung an die Reichen, ihr Geld auch zu guten, gottwohlgefälligen Werken herzugeben. Für den Theologen ist das ganze Problem, das er hier behandelt, eines der Religion. Wir aber müssen als Oekonomen und Historiker unter die religiöse Decke schauen. Weber selbst hat schon einen Zipfel dieser Decke gelüftet, indem er zeigte, daß die frömmsten Puritaner aufkommende Kleinbürger waren. Diese standen im Gegensatz zur feudalen Liederlichkeit und entwickelten ihre puritanische Denkweise um so fanatischer, je heftiger der Klassenkampf wütete.

---

[1]) Die glücklichen Besitzenden. K.

Digitized by Google

Eine ganze Reihe unter ihnen wurden dabei reich.. Damit erstand aber die Gefahr, daß sie zum Feind übergingen, in dessen Lager die großen Kaufleute und Geldkapitalisten standen. Das Problem bestand darin, die reichen Puritaner zu hindern, zu Kapitalisten dieser Art zu werden. Es lag nahe, die Lösung des Problems in der „bürgerlich-privatwirtschaftlichen Organisation der Arbeit" zu suchen, um einen Weberschen Ausdruck zu gebrauchen, der um keinen Preis eine von Marx geprägte Bezeichnung übernehmen möchte. Wir Marxisten sagen: in der „Warenproduktion", was uns anschaulicher, bezeichnender und weniger umständlich erscheint.

Es handelte sich darum, daß die reichgewordenen Puritaner darauf verzichteten, ihren Reichtum in Unternehmungen des Großhandels oder in Geldgeschäften anzulegen, in Anleihen an den Staat und an feudale Verschwender, Steuerpachtungen u. dgl. Sie mußten ihr Geld in gottwohlgefälliger Weise anwenden. Dem Gott der Handwerker war aber besonders wohlgefällig die Industrie, die Warenproduktion.

Dieselbe Entwicklung jedoch, die es den reichgewordenen Puritanern nahelegte, ihr Geld der Ausdehnung der Warenproduktion zuzuführen, schuf auch die Bedingungen, diese Ausdehnung mit Gewinn, also den Absichten Gottes entsprechend, zu vollziehen.

Die Zeiten des Puritanertums waren Zeiten raschester Zunahme des Proletariats. Die puritanische Denkweise des aufsteigenden Kleinbürgers, die allem Vergnügen abhold war, hielt dafür die Arbeit hoch, die Quelle seiner Macht, seines Stolzes und seiner Ehre. Diese Denkweise mußte die Arbeitsamkeit aller Arbeiter fördern, die sich ihr ergaben, mochten sie in einem eigenen Betrieb tätig sein, oder in dem eines anderen. Und der freie Handwerker, der von dem reichen Herrn, den er bekämpft, jedes Almosen als Entwürdigung zurückweist, will vom Betteln überhaupt nichts wissen.

Im Handwerker sind der industrielle Kapitalist und der Lohnarbeiter noch im Keime in einer Person vereinigt. Jede dieser beiden Klassen muß schon eine weitgehende Entwicklung durchgemacht haben, ehe sie zu einem eigenen Klassenbewußtsein, zu selbständigem Denken kommt. Lange bleiben beide noch dem kleinbürgerlichen Denken treu. Das wirkte auch auf die Arbeiter zurück, die von den industriellen Kapitalisten in ihren Betrieben angewendet wurden. Wenigstens auf jene Lohnarbeiter, die aus dem Handwerk kamen. Die aus dem Lumpenproletariat stammenden wurden davon weniger berührt, um so mehr aber von der Feindschaft der neuen „Asketen" gegen das Almosengeben, das viele Bettler zur Lohnarbeit zwang.

„Schon Calvin hatte das Betteln strikt verboten und die holländischen Synoden eifern gegen die Bettelbriefe und Attestationen für Zwecke des Bettels. Während die Epoche der Stuarts, insbesondere das Regime Lauds

Digitized by Google

unter Karl I., das Prinzip der behördlichen Armenunterstützung und Arbeitszuweisung an Arbeitslose systematisch ausgebildet hatte, war das Feldgeschrei der Puritaner: Giving alms is no charity[1]) (Titel der späteren bekannten Schrift Defoes), und begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Abschreckungssystem des Workhouses (Armenhauses) für Arbeitslose." (Weber, Die protestantische Ethik usw., S. 177/178, Fußnote.)

Auf S. 199 weist Weber nochmals auf die „puritanische Askese" hin, der es vorbehalten blieb, „an jener harten englischen Armengesetzgebung mitzuarbeiten".

Allerdings, fügt er hinzu, kannten die Puritaner in ihren eigenen Reihen den Bettel tatsächlich nicht. Aber wenn sie nicht Almosen an die eigenen Genossen spenden wollten, blieb ihnen auf der individualistischen Grundlage der Warenproduktion nichts anderes übrig als Kreditgewährung an Mitglieder, die Aussicht hatten, einen eigenen Betrieb zu errichten und mit Erfolg zu betreiben, oder, wo solche Aussicht nicht bestand, deren Aufnahme als Lohnarbeiter in einen bereits bestehenden Betrieb: Methoden, die Gott nur dann wohlgefällig waren, wenn sie in profitabler Weise angewendet wurden.

Wie für die Verpönung der Armenunterstützung bringt Weber auch zahlreiche Belege dafür vor, wie der Puritanismus anspruchslose und willige Arbeiter erzog. So z. B. in einer Fußnote auf S. 200:

„Baxters Tätigkeit (den wir schon genannt K.) in der bei seiner Hinkunft absolut verlotterten Gemeinde Kidderminster, in dem Grade ihres Erfolges fast beispiellos in der Geschichte der Seelsorge, ist zugleich ein typisches Beispiel dafür, w i e die Askese die Massen zur Arbeit, marxistisch gesprochen zur „Mehrwert"-Produktion erzog, und so ihre Verwertung im kapitalistischen Arbeitsverhältnis (Hausindustrie, Weberei) ü b e r h a u p t e r s t m ö g l i c h machte. So liegt das Kausalverhältnis ganz allgemein. — Von Baxters Seite aus gesehen, nahm er die Einfügung seiner Pfleglinge in das Getriebe des Kapitalismus in den Dienst seiner religiös-ethischen Interessen. Von der Seite der Entwicklung des Kapitalismus aus gesehen, traten die letzteren in den Dienst der Entwicklung des kapitalistischen ‚Geistes' ein."

In der nächsten Fußnote heißt es unter anderem:

„Der Kapitalismus in der Zeit seiner Entstehung brauchte Arbeiter die um des G e w i s s e n s willen der ökonomischen Ausnutzung zur Verfügung standen. Heute sitzt er im Sattel und vermag ihre Arbeitswilligkeit ohne jenseitige Prämien zu erzwingen."

Darin liegt viel Wahres, aber es ist einseitig übertrieben und zugespitzt.

Der industrielle Kapitalismus wäre nicht weit gekommen, wenn ihm keine anderen Arbeitskräfte zur Verfügung gestanden wären als die pietistischen Lohnarbeiter aus den Reihen der Puritaner. Neben diesen fand er schon in seinen Anfängen zahlreiche Besitzlose vor, die nicht durch ihre Religion, sondern durch ihre Not dazu getrieben wurden, sich in den Dienst des Kapitals

[1]) Almosengeben ist nicht Wohltätigkeit. K.

Digitized by Google

zu stellen. Auch gab es kapitalistische Betriebe, noch ehe ihm die Askese die Massen zur Arbeit erzog. Weber spricht nur von der Hausindustrie und Weberei als ersten Formen kapitalistisch betriebener Industrie. Früher als dort finden wir aber den kapitalistischen Betrieb im Bergwerkswesen lange vor dem Puritanismus, ja bereits vor Calvin. Der Kapitalismus bedurfte dort nicht erst calvinistischer und ähnlicher Prediger, um im Bergwerk seinen Geist zu entwickeln. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der religiös-ethische Geist des Puritanismus das Aufkommen der Elemente des industriellen Kapitals sehr begünstigte, die Akkumulation von Kapitalien auf der einen Seite, die Bildung eines arbeitswilligen und anspruchslosen Proletariats auf der anderen, was dahin führte, daß die akkumulierten Kapitalien nicht wie ehedem entweder im Genußleben verschleudert, oder zur Förderung der Verschwendung des Adels und der Fürsten in Handel und Wucher angelegt wurden. Jetzt wurde ihre profitable Anwendung in der Industrie möglich.

Aber einmal ist dieser religiös-ethische Geist nicht aus einer Eigenbewegung der Religion und Ethik zu erklären, sondern aus den Lebensbedingungen eines aufstrebenden Handwerks, das die Kraft und den Willen besaß, die Herrschaft des Feudaladels samt ihren Beigaben in jeder Beziehung, ökonomisch, politisch, ethisch, abzuschütteln.

Und dann darf man den Einfluß der puritanischen Denkweise auf das Werden des industriellen Kapitalismus nicht überschätzen. Sie bildet nur eine seiner Wurzeln, nicht seine einzige. Seine wichtigste Wurzel war die Möglichkeit, Industriearbeiter in größerem Umfang mit Profit zu beschäftigen, zuerst als Bergarbeiter oder als Handwerker, die nicht für den Kunden oder für den Markt, sondern für einen Kaufmann arbeiteten, der ihre Produkte als Verleger vertrieb. Sobald diese Möglichkeit erstand, verwendeten nicht bloß aufsteigende Handwerker ihre Ersparnisse dazu, ihren Betrieb zu erweitern, was vielfach die Sprengung von Zunftschranken erheischte, die in England allerdings schon zur Zeit des Puritanismus nicht mehr bestanden. Auch Händler und Wucherer fingen nun an, ihren akkumulierten Gewinn, den sie aus dem Handel oder der wucherischen Ausbeutung der Kolonien, des eigenen Staates und seiner Feudalherren gezogen hatten, in der Industrie anzulegen. Und diese Quellen der Akkumulation flossen für den aufkommenden industriellen Kapitalismus bald reicher als die aus dem Handwerk stammenden Gewinne.

Weber hat ganz recht, wenn er, wie oben zitiert, darauf hinweist, das die „bürgerlich-privatrechtliche Organisation der Arbeit", auf der der industrielle Kapitalismus aufgebaut wurde, aus dem aufstrebenden Handwerk erwächst und nicht von den großen Finanzleuten herbeigeführt wird. Sobald aber diese Organisation einen Ausbeutungscharakter erhält, Profit abwirft,

Digitized by Google

fließen ihr zahlreiche Kapitalien „großer Finanzleute" zu, die teils als Verleger, teils als Kreditgeber fungieren, bald auch als Unternehmer.

Und die Entwicklung vollzieht sich überall, bei den verschiedensten Konfessionen, wo es auf der einen Seite akkumulierte Kapitalien gibt und auf der anderen Seite Massen von Proletariern, die entweder sich schämen oder mit Gewalt verhindert werden, zu betteln, und die daher gezwungen sind, vom Verkauf ihrer Arbeitskraft zu leben.

Der Puritanismus hat sicher viel dazu beigetragen, den industriellen Kapitalismus zu entwickeln und England zu seinem klassischen Lande zu machen. Weber hat Tiefes und Wichtiges darüber vorgebracht. Aber er hat damit weder die materialistische Geschichtsauffassung noch die Darstellung widerlegt, die Marx in seinem „Kapital" vom Werdegang des industriellen Kapitalismus gegeben hat.

Achtes Kapitel.

Fortschritt und soziale Revolution.

So wie das Handwerk ist auch das industrielle Kapital zwieschlächtiger Natur, jedoch in anderer Art. Im Handwerker steckt einesteils der Keim zum industriellen Lohnarbeiter, andererseits der zum industriellen Kapitalisten. Das industrielle Kapital dagegen ist auf der einen Seite ein Ausbeutungsapparat, allerdings einer ganz neuen Art, der Mehrwert nicht bloß sich aneignet, wie die früheren Einrichtungen der Ausbeutung, sondern ihn auch produziert, allerdings nicht durch die Arbeit der Kapitalisten. Auf der anderen Seite ist das industrielle Kapital ein machtvolles Mittel, die Produktivkräfte zu steigern und zu vervollkommnen, die es vorfindet.

Von seinem Charakter als Ausbeutungsinstitution werden wir noch in einem anderen Zusammenhang reden. Hier handeln wir nur von seiner schöneren Seite, die von den liberalen Schriftstellern mit Vorliebe behandelt wird, seiner Steigerung der Produktivkräfte.

Das industrielle Kapital vereinigt zahlreiche freie Arbeiter unter einem gemeinsamen Kommando. Es verfügt über die Mittel, die vermehrte Kraft ihres Zusammenwirkens noch zu steigern durch künstliche Behelfe, und es erwächst in einer Zeit, in der die Wissenschaft so weit gekommen ist, solche Behelfe in rasch wachsendem Maße zu erfinden.

Es steht dabei nicht im Belieben des industriellen Kapitalisten, ob er die Produktivkräfte der Oekonomie weiter entwickeln will oder nicht. Die Konkurrenz zwingt ihn, die vollkommensten

Digitized by Google

Betriebsmittel anzuwenden, will er nicht im Wettlauf der Konkurrenten zurückbleiben und ruiniert werden. Sie zwingt ihn, ununterbrochen einen Teil seines Gewinnes zu akkumulieren, damit er seinen Betrieb erweitere und verbessere. Er darf nicht, wie es der Feudalherr ehedem getan, sein ganzes Einkommen verprassen. Einen Teil muß er zurücklegen.

Insofern wird die „Askese" eine ökonomische Notwendigkeit für ihn. Nur muß man das Wort nicht allzu buchstäblich nehmen. Ein großer Teil der Kapitalisten, die ihre Reichtümer aus Handel, Wucher, Kolonialplünderung u. dgl. gewannen, die sie dann industriell anlegten, verfügten über solche Einnahmen, daß sie durchaus nicht zu darben brauchten, wenn sie nicht alles davon vergeudeten. Aber auch der aus dem Handwerk hervorgegangene industrielle Kapitalist, der der Sparsamkeit bedurfte, lernte bald, daß es zwei Methoden gibt, Kapital zu akkumulieren: einmal die, bei gleichbleibendem Einkommen möglichst wenig davon persönlich zu konsumieren, dann aber die Methode, bei gleichbleibendem oder selbst etwas zunehmendem eigenen Konsum durch vermehrte Ausbeutung der Arbeiter das Einkommen und damit die Möglichkeit der Akkumulation zu steigern.

Und diese letztere Methode überwiegt bald weit die der „Askese".

Aber wie immer die Akkumulation des industriellen Kapitals zustande kommen mag, auf jeden Fall geht sie in der kapitalistischen Produktionsweise ununterbrochen vor sich, muß sie vor sich gehen und muß zur steten Vermehrung und Vervollkommnung der Produktivkräfte dienen, über die die Menschheit verfügt.

Diese Tendenz beginnt um dieselbe Zeit wirksam zu werden, in der die feudale Produktionsweise den absteigenden Ast ihrer Entwicklung erreicht, auf den sie ebenso unvermeidlich geraten mußte, wie die früheren Ausbeutungsmethoden. Wo der Feudalismus die neue Industrie nicht aufkommen läßt und sich behauptet, da verkommt die Gesellschaft.

Wo aber der industrielle Kapitalismus zum Durchbruch kommt, da überwindet er die degradierenden Wirkungen der feudalen Ausbeutung und bringt der Gesellschaft ständige Zunahme an Reichtum, also ökonomischen Fortschritt. Nicht mehr von außen, wie früher, wird die verfallende Gesellschaft regeneriert, nicht mehr durch Barbaren, die noch nicht durch die Konsequenzen der Ausbeutung heruntergekommen sind, und die den stagnierenden oder verfallenden Staat erobern und auf seinen Trümmern neue und anscheinend verjüngte staatliche Gebilde errichten. Nun kommt es zur Regeneration der Gesellschaft von innen heraus, durch Triebkräfte, die sie selbst aus sich entwickelt.

Ohne diese Regenerationsfähigkeit von innen heraus wäre die Menschheit verloren, denn mit der Vervollkommnung der Technik und dem Wachstum der Rate und Masse des Mehrwertes nimmt

Digitized by Google

die Akkumulation des Kapitals ein immer rapideres Tempo an. Und die glänzenden Resultate, die die kapitalistische Ausbeutung erzielt, veranlassen immer mehr die Reichen aller Länder, ihre Reichtümer zu industriellem Kapital zu machen. Das Tempo der Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise in der Welt wird ein noch rascheres als das der Akkumulation der industriellen Kapitalisten.

Wäre dieser Produktionsweise dasselbe Schicksal beschieden wie den früheren Ausbeutungsmethoden, daß sie und die mit ihr behaftete Gesellschaft notwendig in sich selbst verfallen müßte und nur von außen durch kräftige, außer ihr lebende Barbarenstämme mit neuer Lebenskraft erfüllt werden könnte, dann wären die Aussichten der gesellschaftlichen Entwicklung unendlich trübe. Denn wo sind heute die Barbaren, die von dem „Geist des Kapitalismus" noch nicht ergriffen sind und doch genügend militärische und politische Kraft und Intelligenz entwickeln, um die gegenwärtige Staatenordnung besiegen und eine neue an ihre Stelle setzen zu können?

Heute stehen die Dinge so, daß eine zeitweilige Verjüngung der Gesellschaft von innen heraus nicht nur möglich, sondern auch unerläßlich geworden ist. Sie ist eine rationellere Methode gesellschaftlicher Entwicklung als die bisher seit dem Aufkommen des Staates in Kraft getretenen, denn sie erspart der Gesellschaft die oft viele Jahrhunderte dauernden Zwischenstufen rohester Barbarei, die zwischen den einzelnen Stufen der staatlichen Zivilisation liegen. Sie ist heute aber auch die einzig mögliche Methode der Weiterentwicklung.

Diese Entwicklung ist jetzt jedoch nicht bloß eine ununterbrochene, sie geht auch so rapid vor sich, daß sie sichtbar wird, nicht bloß für den Theoretiker, der Jahrhunderte und Jahrtausende der Vergangenheit miteinander vergleicht, sondern auch für den Praktiker, der nur nach persönlichen Eindrücken des Tages urteilt.

Noch eines. Die früheren Ausbeutungsmethoden im Staate wälzten im wesentlichen nur die Produktion des Luxus um, sie ließen die Massen in den alten Produktionsbedingungen, ja sie liefen vielfach darauf hinaus, diese Bedingungen zu verschlechtern. Die kapitalistische Produktion wird dagegen frühzeitig Massenproduktion, sie wälzt vor allem die Produktionsverhältnisse der Massengüter um. Natürlich besteht keine absolute Grenze zwischen der Technik der Luxus- und der Massenproduktion. Von der Technik der Luxusproduktion in den vorkapitalistischen Zeiten fällt gelegentlich manche Verbesserung für die Massenproduktion ab. Man kann nicht Schwerter für die Ritter schmieden, ohne auch Sensen und Sicheln für den Bauer schmieden zu lernen. Aber solcher technischen Verbesserungen gab es nur wenige und sie waren keine umwälzenden.

Digitized by Google

Von der Technik der kapitalistischen Massenproduktion fällt natürlich auch manches zur Verbesserung der Luxusproduktion ab, aber nicht diese, sondern jene ist bestimmend für den technischen Fortschritt.

Mit dem Fortschreiten des industriellen Kapitals ändern auch Wucher und Handel ihren Charakter. Der Wucher, der ehedem ein Mittel war, den wirtschaftlichen Ruin von Familien zu beschleunigen, die entweder übermäßig viel verschwendet hatten oder in eine unverschuldete Notlage geraten waren, wird nun als Kredit ein Mittel, der aufstrebenden Industrie vermehrte Geldmittel zuzuführen.

Und der Handel, der ehedem seine Haupteinnahmen aus dem Vertrieb von Luxusartikeln zog, also aus der Verschwendung der Reichen, er macht jetzt den Vertrieb von Massenartikeln, der früher meist nur nebenher und gelegentlich vorkam, zu seiner Hauptaufgabe. Auch er tritt in den Dienst der Massenproduktion, für die er unter kapitalistischen Verhältnissen um so unentbehrlicher wird, je weiter die Produktionsstätten der Rohmaterialien von denen des Fabrikates und diese wieder vom Konsumenten sind und je mannigfaltiger sich die Bedürfnisse jeder Produktionsstätte und jedes Konsumenten gestalten.

Ein ungeheurer Umwälzungsprozeß vollzieht sich jetzt, rapid und unaufhaltsam, der nicht nur die Verhältnisse einer kleinen Schicht von Ausbeutern, sondern auch die der Masse der Ausgebeuteten grundlegend umgestaltet, deren Lage in den vorkapitalistischen Zeiten sich nur wenig veränderte.

Wenn wir von vorkapitalistischen Zeiten sprechen, meinen wir natürlich immer die Zeiten vor dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus. Die Kapitalien des Handels und Wuchers haben den Charakter der früheren Produktionsweisen, in denen sie vorkamen, nicht grundlegend beeinflußt.

Es lag für die Menschen der neuen, kapitalistischen Gesellschaft nahe, deren Bewegung als die der Gesellschaft überhaupt zu betrachten. Wie sich der Mensch als Mittelpunkt der Welt fühlt, so neigt er auch dazu, nach dem Bilde der Gesellschaft, in der er lebt, das jeder Art von Gesellschaft zu formen.

Die kapitalistische Industrie bringt ununterbrochenen Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten mit sich. So wurde z. B. mit der Ausdehnung der Technik und des Verkehrs auch vermehrte Naturerkenntnis und eine Erkenntnis gesellschaftlicher Gesetze möglich, von denen man früher nichts geahnt.

Nur in schweren Interessenkämpfen konnten sich die neuen Tendenzen des industriellen Kapitalismus durchsetzen, nur in Klassenkämpfen der intensivsten Art und einer Ausdehnung, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte.

Digitized by Google

Der Klassenkampf ist keine neue Erfindung. Die Klassen und ihre Gegensätze sind so alt wie der Staat, und wo in ihm die Klassen etwas Bewegungsfreiheit haben, entladen sich diese Gegensätze in Klassenkämpfen. Dabei kann es zu Machtverschiebungen der Klassen kommen. Indes, wenn sich die Bedingungen der Produktion, vor allem die der Massenproduktion nicht geändert haben, führen diese Machtverschiebungen nicht zu neuen Produktionsformen, sondern nur zu einer Veränderung der Personen oder Nutznießer dieser Formen, im weitestgehenden Falle zur Verdrängung einer bestehenden Produktionsform durch eine andere neben ihr bestehende, oft durch eine ältere.

Unter solchen Umständen kann der Klassenkampf, auch wenn er noch so intensiv tobt, nicht ein Mittel sozialer Höherentwicklung werden.

In den Kämpfen der Klassen und der aus ihnen hervorgehenden Parteien kommt es mitunter zu großen, entscheidenden Schlachten, in denen die herrschende Klasse von ihren Gegnern niedergeworfen und für einige Zeit kampfunfähig gemacht oder doch so geschwächt wird, daß sie das Feld räumen muß. Die bisher Unterjochten oder doch Minderberechtigten bemächtigen sich nun der Staatsgewalt, die sie rücksichtslos zu ihren Gunsten benutzen, um den geschlagenen Teil seiner Machtmittel zu berauben und diese sich selbst anzueignen, nicht als Personen, sondern als Parteien und Klassen.

Solche Entscheidungsschlachten im Klassenkampf, die eine bis dahin herrschende Klasse niederwerfen und mitunter völlig zerschmettern, nennt man Revolutionen. Sie entspringen aus dem Kampf um die Macht im Staate und sind daher politische Revolutionen. Ob eine solche zu einer sozialen Revolution wird, hängt von den Bedingungen ab, unter denen sie vorgeht. Wo die Bedingungen zur Schaffung neuer Produktionsformen nicht gegeben sind, da kann auch die gewaltsamste und gründlichste politische Revolution nicht zu einer sozialen werden, sondern nur zu einer Veränderung im Personenstand der einzelnen Klassen führen.

Das war im Altertum der Fall, wie wir schon gesehen.

In seinem Buch über den „Staat" (1926) gibt Franz Oppenheimer eine Zusammenstellung der sozialen Revolutionen in den griechischen Stadtstaaten, bei denen es zur Plünderung der Reichen und Verteilung ihres Grundbesitzes kam. Wir haben oben schon von ihnen gehandelt. Oppenheimer nennt sie „Ausbrüche eines wilden Kommunismus etwa nach Art der bolschewistischen Anfänge" und sieht in ihnen einen „anarchistisch-kommunistischen Grundton".

Mit dem Wort „Kommunismus" werden in unsern Tagen gar verschiedenartige Bestrebungen bezeichnet. Doch muß bemerkt

Digitized by Google

werden, daß die Bolschewisten selbst die Verteilung des Bodens der Grundbesitzer unter die Bauern nicht als „Kommunismus" betrachten.

Wenn die Konfiskation des Besitzes von Gegnern und seine Verteilung an die eigenen Parteigänger Anarchismus und Kommunismus ist, dann sind die protestantischen Fürsten im Zeitalter der Reformation durch die Bank Anarchisten und Kommunisten gewesen, trotz Luthers Brandreden gegen die aufständischen Bauern und gegen Thomas Münzer. Und dann war in der bürgerlichen Revolution Frankreichs von 1789 bedenklich viel Anarchismus und Kommunismus enthalten.

Hätte die Französische Revolution nicht mehr geleistet als eine derartige Konfiskation und Aufteilung, sie wäre sozial ebenso unfruchtbar geblieben wie die Revolutionen des alten Griechenland oder die ägyptische von 2400 v. Chr., in denen nur neue Besitzer an Stelle alter traten, aus denen jedoch keinerlei neue Produktionsform hervorgehen konnte, weil die Bedingungen dafür nicht gegeben waren.

Unter ganz anderen Voraussetzungen vollzog sich die französische Revolution und vor ihr schon die englische. Im England des 17. wie im Frankreich des 18. Jahrhunderts finden wir die Elemente des industriellen Kapitalismus gegeben, ein aufstrebendes selbständiges Kleinbürgertum der Städte, das bereits die Anfänge des industriellen Kapitals wie des industriellen Proletariats in sich schließt und mit dem sich die Bauernschaft verbündet.

Die neue Produktionsweise, die aus diesen Elementen hervorgeht, fühlt sich beengt und gelähmt durch die alten, feudalen Mächte, die drohen, die ganze Gesellschaft zum Absterben zu bringen. Sobald es gelingt, diese Mächte niederzuwerfen, ist die Folge nicht ein bloßer Wechsel im Personal der verschiedenen Klassen, auch nicht eine Neubelebung überwundener Produktionsformen, sondern ein rasches und kraftvolles Aufsteigen zu neuen Formen, die sich bis dahin nicht zu entfalten vermochten.

So wird aus dem Umschwung in den Machtverhältnissen der Klassen ein Aufschwung zu neuen, höheren Formen der Oekonomie und der Gesellschaft.

Sieht man nicht in dem bloßen staatlichen Umsturz, sondern in den daraus folgenden Neubildungen das Wesen der sozialen Revolution, dann ist diese etwas, was erst mit dem industriellen Kapital aufkommt, früher unbekannt ist, seitdem aber ein unerläßliches Mittel sozialer Fortentwicklung wird.

Wie sehr auch viele Vorkommnisse früherer Revolutionen äußerliche Aehnlichkeiten mit denen haben mögen, die mit dem Aufstieg des industriellen Kapitals verbunden sind, sie sind nicht gleich diesen soziale Revolutionen.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Die moderne Demokratie.

Der ökonomische Aufstieg des industriellen Kapitals und sein schließlicher Sieg konnte nicht vor sich gehen, ohne auch das Gefüge des Staates grundlegend zu verändern. Wie in ökonomischer und sozialer, bringt es auch in politischer Beziehung völlig neue Verhältnisse.

Der politische Aufstieg der industriellen Klassen, Handwerker, Kapitalisten, Industriearbeiter und im Bunde mit ihnen der Bauern, vollzog sich jedoch nicht einfach in gerader Linie. Wohl wuchsen die Städte immer mehr an ökonomischer und sozialer Bedeutung, indes die hauptsächlich von der Ausbeutung der Bauern lebenden Klassen, Adel und Kirche, langsamer an Reichtum zunahmen, teilweise sogar abnahmen.

Aber den politischen Gewinn daraus zog zunächst nicht die industrielle Bevölkerung, sondern der Landesfürst, dessen Absolutismus wuchs.

Auch hier müssen wir von Italien absehen, wo der antike Stadtstaat, wenn auch vielfach abgeändert, in manchen neueren Gebieten fortlebte, vor allem in Venedig, das von seinen Anfängen bis zu seinem Ende eine aristokratische Republik war, die keinen König über sich hatte.

Wie jeder Kriegsadel, hatte auch der des christlichen Abendlandes in jedem Staat einen obersten Führer über sich. Dessen Macht war jedoch sehr gering, sie wurde nicht vergrößert dadurch, daß sich im Staate, ganz abgesehen von der Masse der zumeist zinspflichtigen Bauernschaft, die katholische Kirche auftat, die zunächst großen Einfluß übte durch die Ueberlegenheit ihres Wissens und ihrer festen internationalen Organisation, die aber durch diese bald auch eine Masse Grundbesitz erwarb, der nie geteilt, stets vermehrt wurde.

Zu diesen Elementen gesellten sich nun noch die Städte, die außerhalb Italiens nicht die Kraft erlangten, größere souveräne Stadtstaaten zu bilden, sondern darauf angewiesen waren, sich im monarchischen Staate zu behaupten und zu entwickeln. Wo die monarchische Gewalt schwach war, wie fast immer das Kaisertum in Deutschland, sahen sich die Städte öfter gezwungen, sich zu ihrem Schutze in Konföderationen zusammenzutun, die manchmal große Macht erlangten, wie z. B. die Hansa. Dauernde Staatenbildungen erwuchsen daraus nicht, außer der Eidgenossenschaft von einigen Städten und agrarischen Kantonen der Schweiz, die ein Ausnahmefall in Europa war und geblieben ist.

Die Aufgabe des Königtums bestand darin, alle verschiedenen Elemente im Staate zusammenzuhalten und zu gemeinsamer

Digitized by Google

Politik, namentlich zu Schutz und Trutz dem Auslande gegenüber zu bringen.

Wie alle Machthaber, suchten auch die Könige ihre Macht nach Möglichkeit zu erweitern. Aber das gelang ihnen lange nur in geringem Maße, oft gar nicht. Wo sie die einzelnen der oberen Klassen — Adel, Klerus, städtisches Bürgertum, gegeneinander ausspielen konnten, da hatten sie Erfolg, dagegen stieg ihre Ohnmacht, wenn sie auf eine Einheitsfront der oberen Klassen stießen.

Man meint oft, daß der Gedanke der Kooperation der Klassen gegen den Gedanken des Klassenkampfes verstoße. Das könnte aber nur dann der Fall sein, wenn es im Staate bloß zwei Klassen gäbe. Und sogar da kann es sich ereignen, daß ein politisches Zusammenwirken dieser verschiedenen Klassen nötig wird. Marx selbst hat ein solches für selbstverständlich gehalten im Falle eines Abwehrkrieges zur Verjagung eines eindringenden Eroberers, wie im Jahre 1870 in der Republik Frankreich gegen die preußisch-deutsche Monarchie.

In einem höher entwickelten Staate ist aber die Klassenscheidung eine viel mannigfaltigere, zahlreiche Klassen mit den verschiedensten, teils gegensätzlichen, teils übereinstimmenden Interessen treten da auf, und jede Klasse ist überdies noch stark differenziert. Es ist eine grob simplistische Auffassung des Marxismus, wenn man im heutigen Staate bloß Proletarier und Kapitalisten sieht, weil Marx in seinem „Kapital" zur Aufdeckung der Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise nur mit diesen beiden Klassen operieren durfte.

Schon 1889 widmete ich eine Schrift, die zur Feier des hundertsten Jahres seit der großen Französischen Revolution abgefaßt war, einzig der Widerlegung dieser Verflachung der Klassenkampfidee. Die Schrift war betitelt: „Die Klassengegensätze von 1789", in späteren Auflagen erschienen unter dem Titel „Die Klassengegensätze im Zeitalter der Französischen Revolution". Ich zeigte dort, daß diese Revolution wohl ein Klassenkampf war, aber ein Kampf von höchst mannigfaltigen, oft in sich selbst tief zerklüfteten Klassen.

Unter solchen Umständen wird es zeitweise unvermeidlich, daß verschiedene Klassen gegen eine oder mehrere andere sich zusammentun, um irgendein gemeinsames Interesse wirksamer zu verfechten. Das widerspricht ebensowenig der Idee des Klassenkampfes, als die Allianzen von Staaten ihrer Souveränität widersprechen.

Falsch ist es bloß, solche Allianzen als dauernde Gebilde anzusehen. Diejenigen Staaten, die 1918 neugegründet wurden, und ihre ganze Existenzfähigkeit auf die Erwartung basierten, daß das Bündnis der Sieger im Weltkrieg eine für immer feststehende Einrichtung sein werde, haben auf Sand gebaut. Und ebenso wäre

Digitized by Google

eine Politik verfehlt, die eine dauernde Kooperation verschiedener Klassen voraussetzte oder die gar glaubte, eine solche Kooperation bilde die Methode, für die eigene Klasse (oder Partei, was hier nicht weiter zu erörtern) die Staatsgewalt zu gewinnen und ihre besonderen letzten Ziele zu erreichen.

Aber eine Kooperation verschiedener Klassen hat in der Weltgeschichte oft stattgefunden und die größten Resultate erzielt. Keine politische Revolution ist auf anderem Wege zustande gekommen. Diese Kooperation bildet stets den ersten Akt der Revolution, den zweiten allerdings der Konflikt der Sieger untereinander.

In den Anfängen der Reformationsbewegung im 16. Jahrhundert war diese dort siegreich, wo Bürger und Bauern mit dem Adel und den Landesfürsten samt einem Teil des Klerus gegen den päpstlich gesinnten Teil des letzteren vereint vorgingen.

Auf der anderen Seite zeigte sich das englische Königtum im 13. Jahrhundert unfähig, einer Koalition von Adel und Bürgertum zu widerstehen. Dies legte den Grund zur Machtstellung des Parlaments.

In der Regel jedoch wirkten König und Bürger zusammen gegen den trotzigen Adel, der ebenso die Macht des ersteren wie das ökonomische Gedeihen der letzteren bedrohte. Im Gegensatz zu den Städten des Altertums waren die des Mittelalters (außerhalb Italiens) in der Regel gut monarchistisch gesinnt.

Doch mächtige, selbständige Städte mußten dem Königtum ebenso gefährlich erscheinen, wie ein mächtiger, selbständiger Adel und eine mächtige, selbständige Kirche.

Das Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation, das den Kreis der Warenproduktion ungemein erweiterte, vermehrte die Macht derjenigen, die über Geld verfügten, der Produzenten von Waren, der Händler mit Waren sowie der Geldhändler (Bankiers). Auf der anderen Seite vermehrte sie den Hunger nach Geld bei den nicht industriellen und nicht kapitalistischen Ausbeutern, Aristokraten, Klerikern, Landesfürsten. Das verschärfte bei den Klerikern die Gier nach Ausbeutung der Laien, etwa durch Ablaßschwindel, aber auch den Appetit bei Aristokraten und Landesfürsten nach Kirchengütern. Dieselbe Entwicklung der Geldwirtschaft brachte manchem Aristokraten ökonomischen Verfall, Verschuldung an die verhaßten Städter, wenn er auf anderem Wege zu Geld nicht gelangen konnte.

Doch gab es für den verkommenden Adel noch einen anderen Weg zum Geld: das Aufgeben seiner Selbständigkeit, den Verkauf seiner kriegerischen Kraft an den Landesherrn. Aus trotzigen, selbstherrlichen Rittern wurden sie zu geschmeidigen Höflingen, die am Hofe des Landesfürsten den Staat plünderten, oder zu stramm disziplinierten Offizieren der Söldnerscharen, die nun-

Digitized by Google

mehr an die Stelle der früher so unbändigen und unzuverlässigen feudalen Aufgebote traten.

Dazu gesellte sich der gleiche Prozeß bei der Kirche, die nun, in gewissem Grade selbst in katholischen Ländern, noch mehr aber in protestantischen zu einer Staatskirche wurde, aus deren Klerikern man vom Staate bezahlte Beamte machte.

So wurde die Macht des Königtums gewaltig gesteigert. Aus seinen gefährlichsten Feinden wurden nun Adel und Kirche seine getreuesten Stützen, es gelangte zu absoluter Machtfülle im Staate.

Die vereinte Macht dieser Elemente wendete sich nun gegen Städte und Bauern, namentlich die ersteren. Denn sie hatten die Zeche zu bezahlen. Was der verkommende Adel und die erschlaffende Kirche nicht mehr aus eigener Kraft den Städtern abzunehmen vermochten, das nahm diesen die erstarkende Staatsgewalt ab, um aus der Beute Adel und Kirche zu besolden und zu ihren gehorsamen Dienern zu machen.

Wohl versuchten die absoluten Monarchen das Huhn möglichst gut zu füttern, das ihnen die goldenen Eier legte. Sie förderten Handel und Wandel, Industrie und Verkehr, durch die verschiedensten Methoden des sogenannten Merkantilismus. Dabei erstarkte auch die Industrie. Aber eine in ihrer Entwicklung gehemmte Klasse wird nicht dadurch mit ihrem Schicksal versöhnt, daß man ihr erlaubt, sich zu kräftigen. Mit dem Wachstum der Industrie nahm die Kraft der industriellen Klassen zu, gleichzeitig verschärfte sich auch ihr Gegensatz zum herrschenden Regime, das die Industrie bloß zu dem Zwecke förderte, um ihr mehr Blut abzapfen zu können und faule Kleriker und höfische Tagediebe damit zu mästen.

Dabei stiegen die Ansprüche dieser Parasiten an den Staat weit rascher, als die Steuerkraft der Industrie. Sie bedrohten die Existenz des Staates selbst. Ihre Abschüttelung wurde unerläßlich. Da sich aber das absolute Königtum mit ihnen auf Gedeih und Verderb verbunden hatte, mußte es mit ihnen fallen.

Eine neue Staatsform wurde nötig, in der die absolute Gewalt des Königs ebensowenig Raum hatte wie die politische Herrschaft des Adels und der Kirche. Eine Staatsform, in der an Stelle der großen Schmarotzer die arbeitenden Elemente über die Staatsgewalt verfügten. Man vergesse nicht, daß noch ein St. Simon die industriellen Unternehmer zu den arbeitenden Klassen zählte.

Aus diesen Kämpfen gegen das feudale und klerikale Königtum geht eine neue Form der Demokratie hervor, nirgends vollkommen, überall zeitweise durch Rückschläge zurückgeworfen, aber doch im ganzen und großen siegreich vorwärtsschreitend, an Kraft und Ausdehnung stetig gewinnend.

Digitized by Google

Auch im Altertum hatte das im Gegensatz zum Adel erfolgende Erstarken der Stadt und des Bürgertums in der Stadt zur Demokratie geführt. Die neuere, moderne Demokratie ist jedoch ganz anderer Art als die antike, aber auch verschieden von der primitiven Demokratie der vorstaatlichen Zeit, von der sie sich schon dadurch unterscheidet, daß sie eben eine Demokratie im Staate, mit einem staatlichen Apparat ist.

Von der antiken Demokratie aber wird die moderne sowohl durch die historische Situation geschieden, in der sie entsteht, wie durch die sozialen Grundlagen, auf denen sie aufgebaut ist.

Die antike Demokratie kommt meist zur Vollendung auf dem Höhepunkte der ökonomischen Entwicklung des Staates. Sie leitet dessen Abstieg ein und bildet den Uebergang zum Verfall des ganzen politischen Lebens, aus dem ein Despotismus hervorgeht, der schweigend erduldet wird und der nur überwunden werden kann durch die kriegerische Uebermacht freier Barbaren.

Die moderne Demokratie dagegen kommt in einer Situation auf, in der sie den Weg erst frei macht zu einem technischen und ökonomischen Aufschwung, der immer machtvoller vor sich geht und kein Ende absehen läßt.

Der Absolutismus einer auf Söldner und Bureaukraten gestützten Monarchie ist nicht ihr Endpunkt, sondern ihr Ausgangspunkt. Sie versinkt nicht im Despotismus, sondern sie kommt auf im Kampfe gegen ihn. Und die demokratische Bewegung erreicht schließlich die Kraft, ihn völlig zu zertrümmern.

Das Zeitalter des neueren Absolutismus, das die moderne Demokratie vorbereitet, ist denn auch nicht, wie das des altrömischen Kaisertums, ein Zeitalter geistigen Stillstandes, ja Rückganges und politischer Gedanken- und Ratlosigkeit, sondern ein Zeitalter, in dem die Wissenschaften von der Natur und der Gesellschaft rasch über den höchsten Punkt hinausschreiten, den das Altertum erreicht hatte und den das Mittelalter schließlich in der Renaissance, der Wiedergeburt des antiken Denkens und Könnens, wieder erreichte.

Nie vorher war das Denken der Menschen so umfassend, so tief und so kühn kritisch gewesen, wie in dem Zeitalter des neueren Absolutismus, das als das Zeitalter der Aufklärung bezeichnet wird, dem darüber hinaus in Deutschland noch das der klassischen Philosophie zuzurechnen ist — Kant, Fichte, Hegel. Ja, noch der wichtigste Teil von Feuerbachs Wirken fällt in die Zeit des deutschen Absolutismus. Sogar noch die Anfänge eines Marx und Engels.

Allerdings war die geistige Regsamkeit jener Zeit in Frankreich und Deutschland nicht allein der wachsenden Auflehnung der industriellen Klassen im eigenen Lande gegen Pfaffen, Adel, Monarchie allein zuzuschreiben, sondern auch dem anregendem Beispiel erfolgreicher Auflehnung bei Nachbarn: Zuerst bei den

Digitized by Google

Holländern gegen den Absolutismus der Habsburger, dann bei den Engländern gegen den Absolutismus der Stuarts. Weiter wurde für die Franzosen anregend das Beispiel der Losreißung der nordamerikanischen Kolonien von England. Schließlich für Deutschland das Beispiel der Revolution in Frankreich, die das deutsche Denken um so mächtiger beeinflußte, als das deutsche Volk seine Revolution zunächst nur in Gedanken, nicht in der Tat zu vollziehen vermochte.

Die Wirkungen des neueren Absolutismus waren also ganz anderer Art als die des altrömischen in einer müden, an sich selbst verzweifelnden Gesellschaft, die nicht nach nüchterner Erkenntnis der Wirklichkeit verlangte — die war zu trostlos —, sondern nach übernatürlichen Wundern, die als der einzige Ausweg aus dem irdischen Jammertal erschienen.

In manchen Beziehungen hatten der altrömische und der moderne Absolutismus wohl die gleichen Tendenzen: Hier wie dort sollten vor dem Monarchen und seinen bureaukratischen Vertretern alle gleich sein, das heißt, gleich an Rechtlosigkeit, aus welcher Familie, welchem Stande, welcher Landschaft immer sie hervorgehen mochten. Im römischen Kaiserreich verschwanden rasch alle Vorrechte des Adels, alle Vorrechte von Bürgern der Stadt Rom. Die Gleichheit aller Menschen vor Gott, die das Christentum predigte, war nur das Spiegelbild der Gleichheit aller Menschen vor dem Cäsar, der seine Werkzeuge aus allen Gegenden und allen Ständen des Reiches nahm und von jedem Untertanen ohne Unterschied den gleichen Gehorsam verlangte.

Der neuere Absolutismus brachte es in der allgemeinen Gleichheit nicht ebensoweit, da er nicht in einem Zeitalter völligen Ermattens aller politischen Regungen aufkam. Er schuf wohl eine zentralisierte Bureaukratie, der sich jeder zu beugen hatte, aber er herrschte nicht durch diese Bureaukratie allein, sondern auch durch eine Aristokratie und einen Klerus, die ihm wohl nicht mehr selbständig gegenüberstanden, die er als Stütze aber notwendig brauchte. Er konnte deren Vorrechte nicht einfach abschaffen, ohne den Ast abzusägen, auf dem er saß. Immerhin wurde die Bureaukratie der absoluten Monarchen von dem Streben erfüllt, jegliche Eigenart und alle Sonderrechte nach Möglichkeit aufzuheben.

Die demokratische Revolution führte dieses Streben des Absolutismus, der Gleichheit aller vor dem Gesetze, nur weiter, doch besaß nur sie allein die Kraft, es völlig zur Durchführung zu bringen, den gesetzlichen Vorrechten des Adels und der Staatskirche völlig ein Ende zu bereiten. Soweit das noch nicht gelungen sein sollte, wird es sich mit dem weiteren Erstarken der Demokratie, das heißt, der demokratischen Elemente, naturnotwendig vollziehen.

Digitized by Google

Nicht minder wie durch die historische Situation, aus der sie entspringt, unterscheidet sich die moderne Demokratie von der antiken durch die soziale Grundlage, auf der sie ersteht. Diesen Unterschied haben wir schon mehrfach erörtert. Er bedarf hier nur noch einiger Bemerkungen.

Die antike Demokratie ist stets aufgebaut auf der Sklaverei und auf der Beherrschung zinspflichtiger Gebiete durch das eigene Gemeinwesen. Die moderne Demokratie ersteht aus der Freiheit der Arbeit in der Stadt, sie ist notwendigerweise erfüllt von dem Streben nach Freiheit der Arbeit auch auf dem flachen Lande. Und die moderne Demokratie duldet keine bevorrechtete Organisation im Staate, die ihn beherrscht und ausbeutet. Sie bringt zahlreiche Rechte für alle Mitglieder des Staates, im Gegensatz zur antiken Demokratie, die sie im besten Falle für alle freien Bürger eines städtischen Gemeinwesens brachte, das nie den ganzen Staat ausmachte. Die antike Demokratie war bloß städtische, die moderne ist staatliche Demokratie.

Zum erstenmal seit der Bildung des Staates, also zum erstenmal in der Staatengeschichte, bringt die moderne Demokratie die volle Gleichberechtigung für alle erwachsenen Staatsangehörigen, alle erwachsenen Mitglieder des Gemeinwesens. Das unterscheidet den modernen demokratischen Staat fundamental von allen früheren Staaten. Darin stimmt er mit dem vorstaatlichem Gemeinwesen überein. Aber er unterscheidet sich von diesem nicht nur durch das Bestehen eines staatlichen Apparates, worauf wir schon hingewiesen, sondern auch durch das Bestehen ausgebeuteter und ausbeutender Klassen in seinem Innern. Darin stimmt nicht bloß der antike, sondern auch der moderne demokratische Staat mit den anderen bisherigen Staatenarten überein. Die politische Gleichberechtigung hebt die Ausbeutung nicht ohne weiteres auf.

Sozialisten, die sich dünken, radikal zu sein, weil sie meinen, es bedürfe nur der nötigen Portion Kühnheit und Willensenergie, um mit einem Satze in den Sozialismus hineinzuspringen, sprechen wegwerfend von der Demokratie als bloß „formaler" oder „bürgerlicher" Demokratie, weil durch ihre Erringung allein dieser Sprung in den Sozialismus nicht vollzogen wird.

Die Unsinnigkeit dieser Auffassung wird sofort klar, wenn man an Stelle des Abstraktums Demokratie die einzelnen konkreten Rechte setzt, die unter dem Begriff zusammengefaßt werden.

Das ist überhaupt ein gute Methode, Unbestimmtheiten, die einem abstrakten Ausdruck anhaften, dadurch klarzulegen, daß man die konkreten Erscheinungen nennt, die er umfaßt, z. B. statt von den Bedürfnissen der „Wirtschaft" von denen der kapitalistischen Unternehmer, statt von den Bedürfnissen der Landwirtschaft von denen der Großgrundbesitzer spricht. Es mag sonderbar

Digitized by Google

erscheinen, von „bürgerlicher Wissenschaft" zu sprechen, da es doch eine besondere bürgerliche Chemie oder Astronomie nicht geben kann. Aber die Sonderbarkeit schwindet, wenn man darlegt, daß man mit der bürgerlichen Wissenschaft die bürgerlichen Wissenschaftler, eine bestimmte Sorte von Professoren samt Anhang meint.

Bei der Demokratie liegt die Sache umgekehrt wie bei der Wissenschaft. Solange wir bei dem abstrakten Begriff bleiben, klingt der Ausdruck „formale" oder „bürgerliche Demokratie" ganz plausibel. Nota bene, wenn in diesem Zusammenhang von bürgerlicher Demokratie gesprochen wird, ist nicht eine bestimmte Partei, sondern eine Gesamtheit von staatsbürgerlichen Rechten gemeint.

Die Lächerlichkeit der Worte „formal" und „bürgerlich" in diesem Zusammenhange tritt sofort zutage, sobald wir die demokratischen Rechte einzeln nennen. Kann man vom formalen oder bürgerlichen allgemeinen, geheimen Wahlrecht reden? Oder etwa vom formalen oder bürgerlichen Koalitionsrecht, Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Preßrecht usw.?

Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß auch eine bloß formale Demokratie möglich ist und leider oft genug tatsächlich vorkommt. Man muß von ihr dort sprechen, wo die demokratischen Rechte bloß auf dem Papier der Verfassung stehen und in der staatlichen Praxis mit Füßen getreten werden. Aber es ist grober Unfug, von formaler Demokratie auch dort, wo die demokratischen Rechte in voller Kraft sind, bloß deshalb zu reden, weil ihr bloßes Bestehen nicht auch gleich alle Klassenunterschiede aufhebt.

Die Frage, um die es sich hier für Sozialisten handelt, ist die, ob die Demokratie für das Proletariat notwendig ist, damit es seinen sozialen Aufstieg vollziehe. Es heißt ein Taschenspielerkunststück vollziehen, wenn man sie unter der Hand durch die Frage ersetzt, ob die Demokratie gleichbedeutend sei mit der Aufhebung jeglicher Ausbeutung, und wenn man dann die Verneinung dieser zweiten Frage triumphierend als die Verneinung der ersteren hinstellt.

Zehntes Kapitel.

Das Kapital im demokratischen Staat.

Im vorkapitalistischen Staat wäre die volle Demokratie unvereinbar gewesen mit dem Fortbestehen von Ausbeutungsverhältnissen. Denn Staat wie Ausbeutung beruhten dort auf derselben militärischen Grundlage, wenn auch nicht alle Ausbeutungsverhältnisse durch kriegerisches Handeln herbeigeführt wurden. Die Sklaverei, die Hörigkeit von Individuen, die Zinspflichtigkeit

Digitized by Google

unterworfener Gemeinden, sie alle beruhten auf militärischer Uebermacht. Und ohne diese Verhältnisse hätte die Ausbeutung durch Priester, Händler, Wucherer kaum aufkommen können.

Wie der Staat aus kriegerischen Operationen hervorgeht, so vollziehen sich auch große, entscheidende Machtverschiebungen in seinem Innern stets durch Waffengewalt. Die moderne Demokratie selbst kommt nicht in anderer Weise zustande. In den Bürgerkriegen der englischen Revolution noch in offenen Feldschlachten, später in der Regel in Barrikadenkämpfen in der Hauptstadt. Nicht immer mußte es dabei zu wirklichem Waffengebrauch kommen. Oft versagten die monarchistischen Truppen oder erwiesen sich als unzuverlässig, so daß die Gegner der Demokratie es nicht wagten, den Kampf aufzunehmen und kampflos kapitulierten. Stets aber wurde die Demokratie errungen dadurch, daß die bewaffnete Macht der demokratischen Elemente sich ihren Feinden gegenüber als die stärkere erwies.

Selbst dann, wenn die Demokratie einmal durchgesetzt ist, hat sie sich noch oft genug gegen bewaffnete Erhebungen, Putsche und Staatsstreiche ihrer Gegner mit Waffengewalt zu wehren. Doch werden solche reaktionären Anschläge um so aussichtsloser und seltener, je größer die Mehrheit der demokratischen Elemente in der Bevölkerung ist und je weniger an Wehrhaftigkeit und Selbstbewußtsein die Ausbeuter den Ausgebeuteten überlegen sind.

Nie war eine demokratische Schicht wehrhafter und mehr von Kraftbewußtsein erfüllt, wie die Puritaner Englands. Und dieses Kraftbewußtsein haben die Volksmassen ihres Landes von ihnen übernommen. Wie verschieden die politischen Ansichten in ihren Reihen sein mögen, in der Ablehnung polizeilicher Ueberhebung und diktatorischen Druckes sind sie einig — und das gilt heute für alle Angelsachsen. Unter den vielen Verständnislosigkeiten der bolschewistischen Machthaber für moderne Verhältnisse ist nicht die geringste ihre Erwartung, ein Häuflein Kommunisten vermöchte mit dem Aufwand der nötigen Energie ein bolschewistisches Regime mit Tscheka und unter Aufhebung jeglicher Freiheit der Presse, der Versammlungen usw. in England aufzurichten. Eine derartige Diktatur von links wie übrigens auch von rechts ist heute in England als länger dauerndes Regime gleich unmöglich. Schon eine erhebliche Annäherung daran dürfte bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen.

Dasselbe gilt, wenngleich nicht in so hohem Maße, für Frankreich.

Schlimmer steht es in vielen anderen Staaten Europas, um so mehr, je weiter man nach Süden und Osten fortschreitet. Dort hat kein trotziges, kampflustiges Kleinbürgertum die Demokratie erobert und den demokratischen Klassen Traditionen der Selbständigkeit und Unabhängigkeit gegenüber absolutistischem Druck

Digitized by Google

hinterlassen. Am ehesten finden wir kleinbürgerliches Rebellentum, namentlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, bis in die siebziger Jahre hinein, in Deutschland (inklusive Böhmen) und Italien. Nicht aber in Spanien und Osteuropa.

Doch äußerte es sich in Deutschland mehr in Kühnheit des Denkens als des Handelns, in Italien mehr in einem Banditentum unzugänglicher Gegenden und in Meuchelmorden als in offenen Klassenkämpfen. Den Räuber als Rebellen gegen die Gesellschaft der Ausbeuter haben wir schon im alten Orient kennen gelernt. Es sind namentlich schlecht verwaltete, ausgesogene agrarische Gegenden, in denen sich die Räuber zu Banden zusammenschließen.

Bei dem heutigen Stande der Industrie ist es ausgeschlossen, daß in den Städten Osteuropas und des Orients das Handwerk jemals die Kraft erlangt, die es bis ins 18. Jahrhundert hinein in Westeuropa besaß. Sicher erstarkt auch in Osteuropa und dem Orient die Industrie immer mehr, aber sie überspringt das Stadium des mittelalterlichen Handwerks, das zwischen antikem Handwerk und kapitalistischer Industrie in Westeuropa so lange herrschte und den industriellen Kapitalismus erst möglich machte. Von Westeuropa gebracht, nimmt die neue Industrie im Osten gleich die höchstentwickelten Formen des bisherigen Kapitalismus an. Daher ersteht dort nicht ein kraftvolles Kleinbürgertum als Wegbereiter des industriellen Proletariats für die Gewinnung und Behauptung einer wahrhaften Demokratie. Ohne alle Traditionen einer „bürgerlichen", das heißt von einem starken Kleinbürgertum getragenen demokratischen Bewegung gelangt in Osteuropa und noch mehr in Asien das industrielle Proletariat gleich an die Spitze des Kampfes für die Demokratie, und drückt ihr seinen Stempel auf.

Das besagt, daß dort der Gang der Geschichte nicht eine bloße Wiederholung der Geschichte Westeuropas seit dem Mittelalter sein wird.

Denn das industrielle Proletariat entwickelt andere Fähigkeiten, Neigungen, Bedürfnisse als das Kleinbürgertum. Und der Kampf um die Demokratie ist nie ein Kampf um die politischen Rechte allein, die sie in sich begreift, sondern auch ein Kampf um ökonomische und soziale Besserstellung der demokratischen Elemente.

So sehr aber die Gewinnung und Behauptung der Demokratie militärisches Uebergewicht der demokratischen Klassen erheischen mag und so sehr in dieser Beziehung der moderne demokratische Staat auf denselben Methoden kriegerischer Gewalt beruhen mag, wie die bisherigen Staatsformen, so tritt mit ihm doch ein ganz neuer Staatstypus auf.

Im Innern des demokratischen Staates findet — bei gesicherter Demokratie — der Kampf der Waffen für die Aus-

Digitized by Google

tragung von Klassenkonflikten keinen Raum mehr. Sie werden in friedlicher Weise durch Propaganda und Abstimmung entschieden. Selbst der Massenstreik als Pressionsmittel der Arbeiterschaft kommt da wenig in Betracht. Wohl ist er mit der Demokratie ganz gut vereinbar, eine bloße umfassende Anwendung des durch sie gewährleisteten Koalitionsrechtes. Aber er bietet Aussichten auf Erfolg bloß einer Regierung gegenüber, die keinen Halt in der Mehrheit der Bevölkerung hat. Dagegen als Minderheit der Mehrheit durch die Stillegung des Produktionsgetriebes eine Maßregel aufzwingen zu wollen, die sie entschieden ablehnt, kann in der Demokratie nie gelingen und der schließliche Mißerfolg eines solchen Streikes kann nur das Ergebnis haben, die Kampfkraft der unterliegenden Partei und Klasse für längere Zeit empfindlich zu verringern.

Etwas anderes ist es, wenn eine Minderheit ihren Willen der Mehrheit aufzwingen und die Demokratie vergewaltigen wollte. Zu deren Schutz kann der Generalstreik eine entscheidende Wirkung üben.

Ebensowenig, wie die Ausbeutung und die Klassengegensätze werden die Klassenkämpfe durch die Demokratie ausgeschlossen. Sie hören nur auf, Bürgerkriege mit ihren verheerenden Folgen zu sein. Insofern mildert sie die Klassenkämpfe. Die ökonomischen Gegensätze aber bleiben, und können sich sogar verschärfen.

Wie ist es aber möglich, daß die Ausbeutung in der Demokratie fortbesteht, wenn die militärische Uebermacht der herrschenden und ausbeutenden Klassen wegfällt?

In der Tat, nicht jede Art der Ausbeutung kann sich innerhalb der modernen Demokratie erhalten, die allen Insassen des Staates die gleichen Rechte gibt. Ausbeutungsarten, die auf einem Zwang durch äußere Gewalt beruhen, sind mit der modernen Art der Demokratie unvereinbar, wie Sklaverei oder Leibeigenschaft.

Zu diesen Ausbeutungsarten gehört jedoch nicht der industrielle Kapitalismus. Er entspringt nicht kriegerischer Gewalt und bedarf ihrer nicht, um zu existieren. Unter den Methoden der ursprünglichen Akkumulation spielt wohl die Anwendung kriegerischer Gewalt eine überwiegende Rolle, aber es waren nicht die industriellen Kapitalisten, die jene Methoden anwandten oder veranlaßten. Sie haben sie oft nicht einmal gutgeheißen. Die Reichtümer, die im Wege der ursprünglichen Akkumulation von Räubern aller Art zusammengerafft waren, mußten diesen erst durch friedliche Methoden des Warenaustausches abgenommen werden, um in die Hände der Industriellen zu kommen und die Produktion zu befruchten. Die Pizarro, Cortez usw. haben keine Fabriken gegründet.

Nicht durch kriegerische Machtentfaltung ist das industrielle Kapital in die Höhe gekommen, sondern dadurch, daß es billiger

Digitized by Google

produzierte, als die Produktionsweisen, die es vorfand, daß es also für die Gesellschaft ökonomisch vorteilhafter war. Dadurch unterscheidet es sich von den Produktionsweisen, die auf kriegerischer Uebermacht beruhen, wie die Sklaverei oder Leibeigenschaft. Diese produzieren nicht besser als der freie Arbeiter, an dessen Stelle sie treten, sondern vielmehr schlechter. Weil sie ökonomisch irrationelle Produktionsweisen sind, können sie der Gesellschaft nur durch körperlichen Zwang aufgedrängt werden. Der industrielle Kapitalismus hat das nicht nötig.

Das ist allerdings bloß die eine seiner beiden Seiten. Er fördert die Gesellschaft dadurch, daß er die Produktivkräfte im Großbetrieb entwickelt. Doch erreicht er dies nur durch Anwendung zahlreicher Lohnarbeiter in seinen Betrieben, die er eben so ausbeutet, wie es ehedem der Sklaventreiber tat. Und diese Ausbeutung, persönlicher Gewinn, nicht der Gewinn der Gesellschaft, ist der Zweck des kapitalistischen Betriebes.

Jedoch ist es nicht direkte Zwangsarbeit, sondern freie Arbeit, die der Kapitalist anwendet. Nicht physischer Zwang treibt den freien Arbeiter, sich als Lohnarbeiter zu verdingen, sondern seine Besitzlosigkeit. Diese Besitzlosigkeit großer Arbeitermassen ist, neben der Akkumulation großer Kapitalmengen, die zweite Vorbedingung des industriellen Kapitals. Sie ist, wie die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, in ihren Anfängen als Massenerscheinung ein Ergebnis brutaler Gewalt, Verjagung freier Bauern und Pächter von ihren Betrieben u. dgl. Indessen ist diese Gewalt ebenfalls nicht von den industriellen Kapitalisten ausgeübt worden, wenn auch ihre Ergebnisse ihnen ebenso nutzten, wie die der ursprünglichen Akkumulation.

Später hat die Konkurrenz des industriellen Kapitals dann selbst zahlreiche Handwerker ruiniert und besitzlos gemacht, aber in den Anfängen des Kapitalismus spielte das noch keine Rolle.

Zunächst erschien der Kapitalist als Wohltäter, der den Besitzlosen Arbeit gab, die hungernd auf der Straße lagen. Er wurde als ihr Brotgeber angesehen, dem man Dank schulde.

Sobald das industrielle Kapital einmal eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, erzeugte es selbst auf rein ökonomischem Wege die Scharen der Besitzlosen, die es brauchte, damit sie sich ausbeuten ließen. Das geschah auf ganz friedlichem Wege, ohne jede Gewaltanwendung, durch Methoden der Verbilligung der Produkte, bei denen die Gesamtheit der Gesellschaft profitierte, allerdings auf Kosten zahlloser fleißiger und nützlicher Existenzen. Aber es war die Mehrheit, die Masse der Konsumenten, die den Vorteil davon hatte, selbst wenn der einzelne dieser Mehrheit in seiner besonderen Eigenschaft als Produzent dabei litt.

Digitized by Google

Die Besitzlosen aber wurden ohne jede Anwendung äußerer Gewalt gezwungen, ihre Arbeitskraft dem Kapital zu verkaufen, durch das bestehende Privateigentum an den Produktionsmitteln. Dieses Privateigentum wurde nicht vom Kapital geschaffen. Der freie Bauer und der Handwerker bedarf seiner, wenn er gedeihen will. Er verkommt dort, wo sein Eigentum nicht gesichert ist gegen willkürliche Verletzungen durch Private oder Vertreter der Staatsgewalt. Das Kapital kann sich nicht bilden ohne Sicherheit des Eigentums. Wer würde ohne sie akkumulieren? Doch auch der Lohnarbeiter hält an der Sicherheit des Eigentums fest, teils in Fortsetzung von Gedankengängen, die seine Vorfahren als Bauern oder Handwerker hegten, teils infolge der Erkenntnis, daß ohne solche Sicherheit der ganze Produktionsprozeß und damit auch die Existenz der Arbeiterschaft selbst in wildem Chaos untergehen müßte.

Wo es zu Rebellionen einer höher entwickelten industriellen Arbeiterschaft kam, hat sie Plünderungen nicht nur vermieden, sondern auch mit strengsten Maßregeln dem Lumpenproletariat gegenüber verhindert.

In der Februarrevolution von 1848 schrieben die siegreichen Arbeiter von Paris an die Wände der Häuser: „Tod den Dieben!" Weder in der Pariser Kommune von 1871, noch in der deutschen Revolution von 1918 ist es zu Plünderungen gekommen. Sie stehen auf der Tagesordnung unter dem Fascismus. Aber der funktioniert nicht als der Vertreter, sondern als der Zertreter des Proletariats.

Das gerade Gegenteil zu der Haltung der Proletarier unserer Zeit zeigten die siegreichen Rebellionen des Altertums, die unter den Einflüssen der Sklaverei und Fronarbeit vor sich gingen. Wenn Lenin 1917 die Parole ausgeben konnte: Raubt das Geraubte, und sie befolgt wurde, so bezeugt das, wie sehr die Städte Rußlands noch voll orientalischen Wesens sind.

Max Weber sagt einmal von Moskau, es habe bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft „durchaus des Gepräge einer großen Stadt des Orients getragen" („Wirtschaft und Gesellschaft", S. 585). Die Leibeigenschaft, die etwa vor einem halben Jahrhundert aufgehoben wurde, wirkt offenbar bis heute nach.

Wenn der Industriearbeiter ebenso wie der industrielle Kapitalist an der Sicherheit des Eigentums festhält, so bedeutet das natürlich nicht, daß ihre Ansichten über das Eigentum übereinstimmen. Der Arbeiter ist gegen willkürliche Verletzungen des Eigentums zugunsten einzelner, aber die Gesellschaft steht ihm über dem Eigentum, und wo das gesellschaftliche Interesse mit einem bestimmten Eigentum kollidiert, hat dieses zu weichen. Den Kapitalisten dagegen steht das Eigentum oder wenigstens sein Eigentum, über der Gesellschaft, er behauptet, einen abso-

Digitized by Google

luten Anspruch darauf zu besitzen, vor dem sich Staat und Gesellschaft zu beugen haben.

Diesen Anspruch erkennt der Arbeiter nicht an, und doch muß er dem industriellen Kapital anders gegenüberstehen, als manchen vorkapitalistischen Eigentumsarten. Verpachteter Boden kann konfisziert, Sklaven können freigelassen, feudale Rechte aufgehoben werden, ohne jegliche Entschädigung. Pächter, Sklaven, Fronbauern werden dabei nicht leiden. Im Gegenteil.

In den bürgerlichen Revolutionen sind derlei Eigentumsverletzungen daher oft von sehr bürgerlichen Elementen vorgenommen worden, ohne die geringsten Gewissensskrupel.

Das industrielle Kapital kann dagegen ohne ökonomische Schädigung der Gesellschaft und der Arbeiter selbst nicht einfach enteignet werden. Man vermag nicht kapitalistische Betriebe alle zusammen gleichzeitig mit einem Schlag in sozialistische zu verwandeln. Das kann nur nach und nach geschehen. Die einstweilen noch notwendigen kapitalistischen Betriebe werden aber nicht weiter fortgeführt werden, wenn ihre Besitzer erwarten müssen, daß sie ihnen morgen ohne Entschädigung genommen werden. Sicherlich gibt es eine Reihe von kapitalistischen Unternehmungen, die ein sozialistisches Regime sofort sozialisieren kann, ja oft muß, wenn sie einen monopolistischen, das ganze Gemeinwesen bedrückenden Charakter angenommen haben. Daß die Verstaatlichung solcher Unternehmungen durch besondere Akte der Gesetzgebung erzwungen wird, wenn ihre Besitzer sich nicht freiwillig dazu verstehen, dagegen spricht keine ökonomische oder mit dem moralischen Empfinden des Proletariats unvereinbare Erwägung — vorausgesetzt, daß die enteigneten Kapitalisten ausreichend entschädigt werden. Geschieht das nicht, so bedeutet das eine Ungerechtigkeit gegenüber den anderen Kapitalisten, deren Unternehmungen noch nicht sozialisierungsreif sind, aber auch eine ökonomische Unklugheit. Denn man nimmt derart den anderen Kapitalisten jedes Motiv, ihre Betriebe weiterzuführen, weiter Geld in sie hineinzustecken, wenn sie gewärtigen müssen, daß ihnen dieses Geld später doch einfach konfisziert wird.

Das sozialistische Regime müßte entweder darangehen, alle kapitalistischen Betriebe gleichzeitig, ohne jede Vorbereitung zu übernehmen und weiterzuführen, was ganz unmöglich ist, um so unmöglicher, je höher die industrielle Entwicklung des Staates. Oder es wird eine allgemeine Schließung aller kapitalistischen Betriebe, also eine industrielle Krise von einer Ausdehnung herbeiführen, gegen die alle bisherigen Industriekrisen verblassen und die den Bankerott der sozialistischen Regierung bedeuten muß. Diese Krise könnte nicht mit dem Aufbau des Sozialismus, sondern nur mit dem Wiederaufleben der Kapitalistenherrschaft enden.

Digitized by Google

In einem sozialistischen Gemeinwesen könnte die entschädigungslose Enteignung kapitalistischer Unternehmungen zweckmäßig und notwendig werden als Strafmaßnahme gegen solche Kapitalisten, die das sozialistische Regime dadurch schädigen wollen, daß sie ihre Betriebe sperren. Aber diese Maßnahme setzt voraus, wenn sie wirken soll, daß jenen, die ihre Betriebe nicht stillegen, volle Entschädigung in Aussicht gestellt wird für den Fall, daß später ihr Produktionszweig die sozialistische Reife erlangt.

Also auch ein sozialistisches Regime, wie revolutionär es sein mag, wird dem Kapital gegenüber anders verfahren müssen, als die bürgerlichen Revolutionen gegenüber dem vorkapitalistischen Ausbeutereigentum. Wenn Betriebe sozialisiert werden, wird man ihre Besitzer entschädigen müssen — was allerdings nicht ausschließt, daß die Entschädigungssummen durch eine Besteuerung der ganzen Kapitalistenklasse aufgebracht werden.

Wir sehen, die kapitalistische Ausbeutung beruht auf ganz anderen Grundlagen, als die vorkapitalistischen Methoden. Sie beruht nicht auf kriegerischem Uebergewicht der Ausbeuterklasse, sondern auf der ökonomischen Notwendigkeit eines Eigentums, dessen Funktionieren wohl durch überlegene wirtschaftliche Einrichtungen überflüssig gemacht werden kann, das sich aber durch bloße kriegerische Gewaltanwendung nicht ohne schwere ökonomische Schädigung des Landes beseitigen läßt. Das kapitalistische Eigentum muß immer wiederkehren, solange die Bedingungen für solche dem Kapital überlegene wirtschaftliche Einrichtungen nicht gegeben sind, auch wenn es zeitweilig der Gewalt gelingt, es zu zertrümmern, was übrigens nur in barbarischen Ländern vorkommen dürfte, deren arbeitende Bevölkerung die Notwendigkeiten der Industrie noch nicht begriffen hat.

Das Eigentum, auf dem die kapitalistische Ausbeutung beruht, ist also eine zeitweilige ökonomische Notwendigkeit, nicht nur für die Ausbeuter, sondern auch für die Ausgebeuteten. Es bedarf, solange dies der Fall, zu seinem Schutze keiner militärischen Gewalt gegen die Gesamtheit der arbeitenden Klasse. Das Kapital bedarf des Schutzes wohl gegen die Eigentumsverletzungen durch Lumpenproletarier, mitunter auch gegen Verzweiflungsstreiche einiger Schichten von Arbeitern, die kapitalistischer Uebermut in unsagbares Elend gestürzt hat. Für solchen Schutz genügt dem Kapital die Polizei.

Es vermag sich dabei sehr wohl abzufinden mit der militärischen Neuordnung, die durch die Demokratie herbeigeführt wird und die entweder, wie in den angelsächsischen Staaten, die Armee im Frieden auf ein Minimum reduziert oder, wie auf dem Festland Europas bisher zumeist, das ganze Volk mit Waffen versieht und in den Waffen übt. Eine Armee dieser Art kann eine

Digitized by Google

furchtbare Kriegswaffe werden, sie kann aber nicht dazu dienen, daß eine Minderheit im Staate seine große Mehrheit mit militärischer Macht niederhält, wie das in den vorkapitalistischen Staaten der Fall war.

Industrielles Kapital und moderne Demokratie schaffen den Typus eines Staates, wie er bisher ganz unmöglich war.

Elftes Kapitel.

Der Nationalstaat.

Noch ein sehr wichtiger Punkt ist zu erwähnen, in dem der Staat der modernen Demokratie sich von den früheren Staatsformen unterscheidet.

Wir wissen, daß zu den Kennzeichen des Staates nicht bloß die Klassenherrschaft gehört. Sein zweites nicht minder bedeutendes Kennzeichen besteht darin, daß er durch eine Zusammenfassung mehrerer, oft sehr zahlreicher, notwendigerweise kleiner Gemeinwesen zu einem großen Ganzen gebildet wird, das unter der Botmäßigkeit eines erobernden Stammes steht.

Selbst wenn es möglich gewesen wäre, daß sich in einem der vorstaatlichen Gemeinwesen von innen heraus eine herrschende und ausbeutende Klasse entwickelte, hätten sich deren Mitglieder nicht von den alltäglichen Arbeiten zur Gewinnung des Lebensunterhaltes losschrauben können. Denn die Produktivität der Arbeit war noch zu gering, um ein erhebliches Mehrprodukt zu liefern. Bei einer kleinen Zahl von Ausgebeuteten reichte die Masse des Mehrproduktes nicht aus, um einer Klasse von Ausbeutern, auch wenn sie noch so gering an Zahl war, eine auskömmliche Existenz zu ermöglichen.

Das tritt erst im Staate ein, durch die Vereinigung vieler Gemeinwesen, was eine erhebliche Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten bedeutet, einer Zahl, die mit der zunehmenden Ausdehnung des Staates riesenhafte Dimensionen annehmen kann. Damit wächst die Gesamtmasse der Ausbeutung, auch wenn der Ertrag der Ausbeutung des einzelnen geringfügig bleibt. Die Ausbeuter werden nun in die Lage versetzt, nicht nur selbst sich jeder „gemeinen" Handarbeit zu enthalten, bloß dem Kriege, dem Regieren und dem Genießen zu leben, sondern auch zahlreiche andere Menschen in ihren Dienst zu stellen, die, losgelöst von den primitiven Methoden der Nahrungsbeschaffung, Jagd und Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, dazu verwendet werden, das Leben der Ausbeuter zu verschönern, mannigfaltiger und sicherer zu gestalten. Nun erst werden Industrie, Kunst, Wissenschaft als besondere Berufe möglich, von denen eine Reihe von Menschen ausschließlich leben. Der wichtigste Teil dieser

Digitized by Google

Entwicklung vollzieht sich außerhalb des Bereichs der Landwirtschaft, in Städten. Die Entwicklung der staatlichen Zivilisation, die nun einsetzt, wird im wesentlichen gleichbedeutend mit der Entwicklung der Städte. Auf dem flachen Lande ändern sich die Verhältnisse nur wenig und diese Aenderungen gehen in der Regel von den Städten aus. Diesen gegenüber erscheint das Land als eine starre, unveränderliche Masse. Der oft so rapide und glänzende Aufstieg der Staaten ist im Grunde ein Aufstieg der Städte.

Die großen Typen der Staaten fallen zusammen mit großen Typen ihrer Städte. Wir haben als solche kennengelernt:

1. Die Binnenstadt des Orients. Diese Stadt steht in vollster Abhängigkeit von der Staatsgewalt.

2. Die Küstenstadt des Mittelmeeres im Altertum, die, weit entfernt, von einer übergeordneten Staatsgewalt abhängig zu sein, vielmehr selbst zur Trägerin dieser Gewalt und als solche zum Stadtstaat wird.

3. Die Binnenstadt des Mittelalters, die weder so abhängig von der Staatsgewalt ist wie die orientalische Binnenstadt, noch mit ihr identisch wie die antike Stadt.

So verschieden die Staatenarten sind, die mit diesen verschiedenen Arten von Städten zusammenhängen, und so sehr die Entwicklung der Städte eine kulturelle des Wissens, der Technik, der Oekonomie ist, die Grundlage des Staates und aller Zivilisation bleibt stets die kriegerische Macht, über die die Staatsgewalt — zunächst der erobernde Stamm — verfügt, denn vor allem durch sie werden die verschiedenen Gebiete zusammengehalten, aus deren Zusammenfassung der Staat ersteht.

Es sind ja fast nur die herrschenden und ausbeutenden Klassen und ihre Parasiten, die aus dieser Zusammenfassung Vorteil ziehen. Für die Masse der Bevölkerung jedes der einzelnen eroberten Gebiete bedeutet sie Unterwerfung unter Ausbeutung und Zwang, Verlust an Gütern und an Selbständigkeit.

Solange die Bevölkerung eines eroberten Gebiets noch wehrhaft und mit politischem Leben begabt ist, strebt sie stets nach Wiedergewinnung der Freiheit, nach Loslösung vom Staate. Sie benutzt jede Gelegenheit zur Rebellion. Hat sie ihre Wehrhaftigkeit verloren und ist ihr Interesse am Gemeinwesen erloschen, dann fügt sie sich widerstandslos dem Staate ein, aber natürlich in rein passiver Weise. Sie wird nie versuchen, ihn zusammenzuhalten, wenn Zerfall ihm droht, ihr wird es auch gleich sein, wer sie beherrscht, wenn nur der neue Herrscher oder Ausbeuter nicht schlechter ist als der frühere.

In dem einen wie in dem anderen Falle ist es nur die kriegerische Macht der herrschenden Klasse, die den Staat zusammenhält.

Das Aufkommen des Despotismus steigert im Altertum diesen Zustand aufs höchste, da er selbst jene Reste politischer

Digitized by Google

Selbständigkeit der Bevölkerung erstickt, die sich bis dahin im Staate erhalten hatten. Außer den Bureaukraten des Monarchen gibt es nun kein Moment mehr, das den Staat vor dem Zerfall bewahrt.

Es schien, als sollte im christlichen Abendland das Landesfürstentum die gleiche Wirkung üben. Sein Absolutismus wuchs rasch seit dem Zeitalter des zunehmenden Warenverkehrs, das wir als Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation kennen. Aber wir haben schon gesehen, daß sich der Aufstieg des neueren Absolutismus seit dem Ausgang des Mittelalters in einer ganz anderen sozialen Atmosphäre vollzog, als etwa der des kaiserlichen Rom im Ausgang des Altertums. Dort befestigte sich der Despotismus in einer Zeit ökonomischen wie geistigen Verfalls und zunehmender Interesselosigkeit der Bevölkerung gegenüber dem Staate.

Im christlichen Abendland dagegen erstarkte der Absolutismus gleichzeitig mit dem industriellen Kapital, in einer Zeit rascher Entwicklung der Produktivkräfte und des Wissens, sowie zunehmenden Interesses wenigstens der Bevölkerung der Großstädte an den Staatsangelegenheiten und einer ganz unerhörten Kühnheit des Denkens.

Nicht feige Unterwerfung unter die Gebote des Despotismus, die höchstens gemildert wurde durch eine Flucht der Gedanken ins Jenseits, sondern wachsende Auflehnung, zunächst im Denken, nach Möglichkeit aber auch im Handeln, war die Signatur der Zeit seit dem Zeitalter der Reformation, dem das der Aufklärung folgte.

Da hatte der Absolutismus ganz andere Konsequenzen als ehedem.

Die staatliche Bureaukratie bedrückte unter ihm alle Landesteile im gleichen Maße. So ergriff auch der Kampf gegen sie alle Teile des Staates. Das demokratische Streben einte sie. Die Zentralisation des Staatsapparats brachte es mit sich, daß eine besondere Stadt zum Zentralpunkt des Staates wurde.

Im Mittelalter hatten die Könige entweder noch ebenso wie die Adligen auf Burgen gehaust, oder sie waren mit ihrem Gefolge von Stadt zu Stadt gezogen, was sie um so leichter konnten, als der Staatsapparat noch klein war, wenige Menschen in Anspruch nahm. Je mehr er wuchs, desto notwendiger wurde es, ihn zu stabilisieren in einer Stadt, die als Residenz über alle anderen Städte emporragte.

Dies vollzog sich Hand in Hand mit dem Erstarken der königlichen Macht. Nicht nur der König und ein Hauptteil der Verwaltung des Staates und der Armee samt ihren Spitzen nahmen dort ihren Sitz, sondern auch der Hofadel. Die Hauptstadt wurde mit allen Teilen des Staates durch möglichst vollkommene Verkehrsmittel verbunden. Die Masse des im Staate

Digitized by Google

gewonnenen Mehrwerts strömte in der Residenz zusammen und wurde dort verausgabt, was wieder zahlreiche Elemente hinlockte, die in der „Provinz" nicht vorwärtskamen und in der Großstadt ihr Glück suchten. Die ganze Intelligenz des Landes, allerdings auch sein Lumpenproletariat, drängten nun nach der Hauptstadt.

Diese Wirkung hatte die Stadt seit jeher gehabt, nicht umsonst nannte man Paris ein Seinebabel und Berlin ein Spreeathen. Aber die neue Großstadt barg im Gegensatz zur orientalischen ebenso trotzige und kampflustige Volksmassen wie der Stadtstaat der Antike. Zugleich jedoch beeinflußte sie ein großes Landgebiet in noch höherem Maße als die orientalische Stadt, da die neue Hauptstadt in einem Zeitalter steter Revolutionierung des Verkehrs und der Industrie aufkam.

Die Sprache, die in der Hauptstadt üblich war, wurde die Sprache des Hofes, der Staatsverwaltung, der Gerichte, der Schulen, in denen Bureaukraten herangezogen wurden; sie wurde die Kommandosprache der Armee, aber auch die Sprache der Gebildeten nicht nur in der Residenz, sondern im ganzen Staate.

Andere Sprachen oder Dialekte, die im Staatsgebiet gesprochen wurden, entwickelten keine eigene Literatur und Bildung. Sie wurden zu Sprachen der Ungebildeten und wurden auf den Familienverkehr beschränkt oder verschwanden ganz, so daß schließlich jeder im Staate die gleiche Sprache gebrauchte.

Das literarische, wissenschaftliche, politische, ökonomische Leben und Streben der Bevölkerung der Hauptstadt wurde maßgebend für das Reich.

Die Vertreter der verschiedenen Provinzen, die sich in der Hauptstadt zusammenfanden, verschmolzen dort zu einer einheitlichen Gemeinschaft, einer Nation, die von dort ausgehend immer mehr die ganze Bevölkerung auch der kleineren Städte und des flachen Landes umfaßte[1]).

Wie gesagt, eine ähnliche Entwicklung finden wir unter Umständen schon im Altertum, namentlich im Römerreich, in dessen westlichem Teil das Lateinische mindestens die Sprache aller Ge-

---

1) Gesellschaftliche Gebilde, die nicht zu einer Organisation zusammengeschlossen werden, sind meist schwer abzugrenzen. So die Gesellschaft an sich, die „bürgerliche Gesellschaft" selbst, oder eine Klasse oder eine Religion als Inbegriff der Anhänger eines bestimmten Glaubens. Die einzelnen Kirchen sind fest begrenzt. Wer vermöchte jedoch zu sagen, wie viele wahre Christen es gibt und was sie kennzeichnet?

Auch der Begriff der Nation ist schwer abzugrenzen. Die Schwierigkeit wird nicht vermindert dadurch, daß zwei verschiedene gesellschaftliche Gebilde mit demselben Wort bezeichnet werden und dasselbe Gebilde mit zwei verschiedenen Worten.

In Westeuropa, mit seiner alten kapitalistischen Kultur, fühlt sich die Bevölkerung jedes Staates mit ihm fest verbunden. Da wird als Nation die

Digitized by Google

bildeten, vielfach der ganzen Bevölkerung wurde. Aber diese Entwicklung vollzog sich zur Zeit des Niedergangs des Reiches, der mit dessen völligem Verschwinden endete.

Jetzt, unter den Wirkungen des industriellen Kapitalismus, endet diese Entwicklung nicht mit dem Untergang des Staates, sondern nur mit dem Untergang der Regierungsform der absoluten Monarchie im Staate. Die Erben dieser Monarchie sind nicht Barbaren, denen die Fähigkeit fehlt, den Staat auf den bisherigen Grundlagen weiter zu führen, sondern eine Demokratie, hervorgehend aus der modernen Industrie, beruhend auf der Freiheit und rechtlichen Gleichheit aller Staatsangehörigen. Eine Demokratie, die nicht nur imstande ist, den Staat auf den Grundlagen weiter zu führen, die sie vorfand, sondern ihn auch in ein höheres Stadium zu erheben.

Dies tut sie aber in der Weise, daß sie den zentralisierten Einheitsstaat, den sie mehr oder weniger vollkommen vom Absolutismus übernimmt, nicht bloß weiterführt, sondern auch gänzlich umstülpt.

Es ist nicht mehr der Staat, der die Nation bildet, sondern umgekehrt. Unter dem Absolutismus wurden die verschiedensten Gebiete mit mannigfachen Sprachen ohne Befragen der Bevölkerung zusammenerobert, ja schließlich als Privateigentum der Fürsten betrachtet und als solche zusammengeerbt und zusammengeheiratet.

Bevölkerung eines Staates bezeichnet. In diesem Sinne spricht man z. B. von einer belgischen Nation.

Je weiter östlich wir in Europa kommen, desto zahlreicher die Bevölkerungsteile in einem Staate, die ihm nicht angehören wollen, die in ihm eigene nationale Gemeinschaften bilden. Man nennt sie entweder ebenfalls Nationen oder Nationalitäten. Am zweckmäßigsten wäre es wohl, auf sie nur die letztere Bezeichnung anzuwenden. So könnte man innerhalb der belgischen Nation eine flamische und eine wallonische Nationalität unterscheiden. Im allgemeinen werden jedoch die Worte Nation und Nationalität unterschiedslos gebraucht.

Unter den Marxisten hat am eingehendsten von der Nation (und Nationalität) Otto Bauer gehandelt in dem bedeutenden Werke „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie" (Wien 1907, in zweiter Auflage erschienen 1924).

Ich habe gegen die Bauersche Auffassung schon nach Erscheinen der ersten Auflage einige Bedenken geäußert, die auch seine Entgegnung im Vorwort zur zweiten Auflage nicht zu zerstreuen vermochte, doch sind unsere Differenzen nicht so groß, wie sie auf den ersten Blick erscheinen können. Otto Bauer betrachtet die Nation (und Nationalität) als eine „aus Schicksalsgemeinschaft erwachsene Charaktergemeinschaft", ich dagegen als eine Sprachgemeinschaft.

Aber daß sie das letztere darstellt, leugnet auch Bauer nicht. Er gibt es ausdrücklich zu. Andererseits leugne ich wieder nicht, daß die Nation (und Nationalität) wie jede Gemeinschaft eine Schicksalsgemeinschaft ist, und wie jede länger dauernde derartige Gemeinschaft in ihren Mitgliedern

Digitized by Google

Der Absolutismus strebte danach, ihnen gleiche Sprache, gleiches Recht, gleiche Wirtschaftspolitik aufzudrängen.

Unter der Demokratie findet das Umgekehrte statt. Sie strebt danach, daß Gebiete mit Bevölkerungen, die sich durch gleiche Sprache oder sonstige gemeinsame Bande zu einer Nation vereinigt fühlen, in einem gemeinsamen Staatswesen zusammengefaßt werden, das sich selbst verwaltet. Die Regierung soll aus dem Volke hervorgehen. In der Verwaltung, bei den Gerichten, in den Schulen, in der Armee soll die Sprache des Volkes gesprochen werden. Die staatliche Verbundenheit mit Stämmen anderer Sprachen, die eine bevorrechtete Stellung im Gemeinwesen anstreben, wird unerträglich. Nicht minder unerträglich die Zerrissenheit einer Nation in verschiedene kleine Staaten, die politisch wie ökonomisch zur Ohnmacht verurteilt sind.

Das Streben nach dem Nationalstaat ersteht aus denselben Bedingungen, die zur modernen Demokratie führen. Es ist mit ihr innig verwachsen, beruht ebenso wie sie auf dem Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker. So wie der Fortschritt der Industrie ist auch der der Selbstbestimmung der Völker unaufhaltsam. Sie soll wirksam sein nicht nur bei der Festsetzung ihrer Staatsverfassung und Staatsverwaltung, sondern auch bei der ihrer Staatsgrenzen.

Aber allerdings besitzt der vom Absolutismus überkommene Staatsapparat eine solche konservative Macht und hängen an ihm

---

eine Reihe gemeinsamer Charakterzüge entwickelt und so zu einer Charaktergemeinschaft wird.

Der Unterschied zwischen uns besteht darin, daß von mir auf die Sprachgemeinschaft, von Bauer auf die Charaktergemeinschaft das Hauptgewicht gelegt wird. Jede Gemeinschaft von Menschen ist eine Schicksalsgemeinschaft und wird bei längerer Dauer eine Charaktergemeinschaft. Das gilt von einer Klasse und einem Beruf oder einer Religion ebenso wie von einer Nation. Was diese von jenen unterscheidet, ist, daß sie eine Sprachgemeinschaft ist, während derselben Klasse, demselben Beruf, derselben Religion Menschen der verschiedensten Sprachen angehören können.

Und die Kämpfe zwischen den Nationalitäten in jenen Staaten, die noch nicht zu ausgesprochenen Nationalstaaten geworden sind, die noch Nationalitätenstaaten darstellen, sind ausschließlich Sprachenkämpfe, drehen sich darum, welche Sprache und damit, und das ist das Entscheidende, welche Sprachgemeinschaft den Staat beherrschen und ausbeuten soll. Nur, wenn wir die Nationalität als Sprachgemeinschaft auffassen, werden wir diese Kämpfe begreifen.

Doch gebe ich Otto Bauer gerne zu, daß es zum Begreifen der einzelnen Nation und Nationalität nicht genügt, sie bloß als Sprachgemeinschaft zu untersuchen.

Sicher handelt es sich bei der Betrachtung der Nationen und Nationalitäten nicht allein um das Verstehen der Sprachenkämpfe unserer Zeit. Wie jeder Staat und jedes Volk, haben auch jede Nation und Nationalität, die sich unter den Bedingungen der modernen Demokratie

Digitized by Google

so viele Klasseninteressen, daß die Selbstbestimmung auf den Gebieten der Verfassung und Verwaltung der Staaten nur mühsam vorwärts kommt, durch mannigfache Rückschläge gehemmt wird. Die Selbstbestimmung der Staatsgrenzen wieder findet ein mächtiges Hemmnis darin, daß sie eine Sache ist, die nicht das Volk, das jene Grenzen bestimmen will, allein angeht, sondern ebenso seine Nachbarn. Wird die Demokratie der Militärmonarchie in der Regel nur mit Waffengewalt abgerungen, so hat das Streben nach Herstellung des Nationalstaates oft zu kriegerischen Konflikten zwischen Staaten geführt.

Letzteres war nicht von Vorteil für die Demokratie und auch nicht für den Nationalstaat. Der Krieg ist immer für die Demokratie ungünstig, er fördert militärische Diktaturen, die die verschiedensten legitimistischen oder revolutionären Formen annehmen können, auf jeden Fall die freie Bewegung der Völker einengen. Er bedeutet aber auch ein höchst unzweckmäßiges Mittel, um den Nationalstaat zu erreichen. Denn der Sieger wird bei der Neubildung der Grenzen wohl in diesem Punkte die Forderungen der Selbstbestimmung seiner eigenen Nation zur Geltung bringen, dagegen geneigt sein, die des Gegners zu mißachten.

Die Methode, die Grenzen zwischen den Nationalstaaten durch den Krieg festsetzen zu lassen, führt daher zur Befriedigung der Selbstbestimmung einer Nation durch Verletzung der Selbstbestimmung anderer Nationen, also durch Verletzung ihrer Demokratie.

Da aber diese in unserm Zeitalter sich schließlich doch immer durchsetzt, so kann ein Staat nicht zur Ruhe kommen und wird von außen immer wieder bedroht, solange seine Grenzen durch Vergewaltigung fremder Volksteile gebildet werden.

Wie wurde Bismarck gepriesen, weil seine Politik den Hohenzollern die militärische Macht verlieh, Deutschland in einer Weise zu einigen, die ihrem dynastischen Interesse entsprach. Es geschah das durch zwei siegreiche Kriege, von denen einer Deutschösterreich wider den Willen der Deutschen Oesterreichs

---

bildet, ihre Geschichte und einen daraus hervorgehenden Charakter, der sehr wichtig dafür wird, wie sie in das politische, ökonomische, kulturelle Werden der Gesellschaft unserer Zeit eingreift. Um das zu erklären, dafür reicht die Auffassung der Nation als Sprachgemeinschaft nicht aus, wird ihre Auffassung als Charaktergemeinschaft höchst wichtig.

Otto Bauer selbst hat für die Erklärung nationaler Charaktere eine Reihe bedeutender Beiträge geliefert. In dem gleichen Sinne habe auch ich eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichte stets darin gesehen, aus den Schicksalen der einzelnen gesellschaftlichen Gebilde ihre besonderen Merkmale zu erklären. Die Ableitung der Eigentümlichkeiten der Nationen aus ihrer Schicksalsgemeinschaft ist die einzige für uns mögliche, da wir ihre Erklärung aus angeborenen unveränderlichen Rasseneigentümlichkeiten ablehnen.

Digitized by Google

von Deutschland lostrennte, der andere Elsaß-Lothringen wider den energisch ausgesprochenen Willen ihrer Bewohner dem neuen Reiche angliederte.

Durch letzteren Eingriff in die Selbstbestimmung der Völker wurde jene unselige Gegnerschaft zwischen Frankreich und Deutschland hervorgerufen, die in letzter Linie für den Weltkrieg verantwortlich ist — allerdings nicht für die Art und Weise, wie er ausbrach und verloren ging; dafür ist nicht die Bismarcksche Annexionspolitik verantwortlich, sondern neben den Staatslenkern Oesterreichs Wilhelm II. mit seinen Höflingen, Lakaien — vom Reichskanzler abwärts — und Generalen.

Wäre die demokratische Opposition in Preußen während der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schon stark genug gewesen, im Militärkonflikt zu siegen, dann hätte die Einigung Deutschlands sich kaum anders vollziehen können als durch demokratische Methoden im Gegensatz zu Habsburgern wie Hohenzollern. Dann hätte Deutschland wohl nicht das Elsaß gewonnen, aber es auch nicht später verloren. Und selbst wenn sich bei einer deutschen Revolution der östliche Teil Posens zu einem revolutionären Polen geschlagen hätte, wäre uns der „Korridor" erhalten geblieben, Danzig und Oberschlesien. Obendrein aber das ganze Deutschösterreich.

Bei der Abgrenzung von Nationalstaaten durch kriegerische Methoden bringt der Sieg nicht minder Unheil als die Niederlage. Das werden diejenigen Siegerstaaten des Weltkriegs noch erfahren. die ihren Sieg zur Vergewaltigung widerstrebender Gebiete mißbraucht haben.

Die Grenzen, die 1919 festgesetzt wurden, bedeuten zum Teil einen großen Fortschritt, soweit sie den Bedürfnissen der Selbstbestimmung der Nationen entsprechen. Sie bedeuten eine beständige Gefährdung der Sieger, soweit sie von der Bevölkerung der betreffenden Landschaften nicht ersehnt wurden, sondern vielmehr verabscheut werden.

Im Zeitalter der fortschreitenden Demokratie läßt sich auf solcher Grundlage kein dauernder Staat errichten. Im Laufe der Zeit wird es unerläßlich werden, daß den widerstrebenden Gebieten, soweit es Grenzgebiete sind, die Freiheit verliehen wird. über sich nach ihrem Gutdünken zu verfügen. Es sei denn, daß es dem betreffenden Staat vorher gelingt, sich die Herzen der Unterworfenen durch Gewährung von Freiheit und Wohlstand zu gewinnen. Der Weg der nationalen Unterdrückung ist der ungeeignetste dazu. Er ist unvereinbar mit den Bedingungen des heutigen Staatslebens.

Natürlich wäre es entsetzlich, wenn die Besiegten versuchten, in neuem Krieg die ihnen angetane Unbill zu beseitigen. Dieser könnte bestehendes Unrecht nur auslöschen, um anderes an seine Stelle zu setzen.

Digitized by Google

Zum Glück ist ein solcher Krieg nicht unvermeidlich, wenn die demokratischen Elemente in Europa ökonomisch und sozial und damit auch politisch rasch genug erstarken, um dem Völkerbund die Kraft und den Drang zu verleihen, die Anpassung der Staatsgrenzen an die Bedürfnisse der Nationen durch demokratische Methoden zu vollziehen. Sehr viel wird dabei davon abhängen, wann und wie in Rußland die bestehende Diktatur durch ein demokratisches Regime ersetzt wird. Ein solches vermöchte nicht nur das russische Reich rasch wirtschaftlichem Aufschwung entgegenzuführen, sondern auch dem Völkerbund und der Demokratie im Völkerbund überwältigende Autorität zu verleihen.

Das bestehende bolschewistische Regime beruht nach innen und außen auf militärischer Gewalt. Es kann zu demokratischer Durchsetzung allseitiger Selbstbestimmung der Völker nichts beitragen.

Heute stößt sie noch auf viele Hindernisse. Und dennoch ist sie bereits weit genug gediehen, um dem Staat einen ganz neuen Charakter zu geben.

Der moderne Nationalstaat ist nicht mehr eine Zusammenfassung von Gemeinwesen, die nur durch äußeren Zwang, durch militärischen Zwang eines erobernden Stammes, zusammengehalten werden und die dem Staate entweder feindlich oder doch gleichgültig gegenüberstehen. Die Bewohner eines reinen Nationalstaates hängen an ihm und wehren sich verzweifelt gegen jede gewaltsame Loslösung eines seiner Teile von ihm. Es bedarf nicht der mindesten kriegerischen Gewalt gegenüber den Staatsteilen, um sie zusammenzuhalten.

Dabei sind die Grenzen eines solchen Staates durch die Beschaffenheit seiner Einwohner von vornherein gegeben und genau bestimmt. Wie die Bewohner des Nationalstaates sich gegen jeden Eroberer empören, so streben sie auch nicht nach Eroberungen auf Kosten des Nachbarn, wenn diese ebenfalls Nationalstaaten ohne Irredentas bilden.

Wir sehen hier ab von der kolonialen Eroberungspolitik, die zwischen manchen der neueren Staaten einen sehr erheblichen Konfliktstoff bildet. Wir brauchen sie hier, wo wir nur allgemeine Tendenzen betrachten, nicht weiter zu erörtern. Sie tritt auf gegenüber Staaten ohne kapitalistische Industrie, ohne moderne Demokratie und ohne nationales Bewußtsein (im modernen Sinne). Aber die Welt ist bereits so gut wie verteilt und in den kolonialen Gebieten entwickelt sich, dank der Ausdehnungsfähigkeit des europäischen und jetzt auch amerikanischen Kapitals, rapid eine kapitalistische Industrie. Durch sie ersteht dort weniger eine einheimische Kapitalistenklasse als ein einheimisches kampffähiges und kampflustiges Proletariat mit starken demokratischen und nationalen Tendenzen. Diese werden bald imstande sein, jedem Eroberer Herrschaft und Ausbeutung

Digitized by Google

gründlich zu verleiden. Gegen einen fremden Ausbeuter finden sich die Massen leichter zusammen als gegen einen aus dem eigenen Lande stammenden.

Je mehr wir uns dem Zustand allgemeiner Demokratie in allen Staaten mit nennenswerter Industrie nähern, desto überflüssiger werden Armeen zum Schutze des Landes. Desto sicherer wird es geschützt durch die Stärke der Demokratie hüben wie drüben. Allerdings ohne solche Demokratie sind Völkerbund und ewiger Friede eine Utopie. Sie waren es noch zur Zeit Kants. Erst in unseren Tagen beginnt die Demokratie wenigstens in den maßgebendsten Staaten genügend zu erstarken, um es zu ermöglichen, daß aus dem Zusammenleben von Staaten des in der Geschichte völlig neuen Typus der modernen Demokratie auch die völlig neue Institution der Abschaffung der Armeen und des Krieges durch einen Bund dieser Staaten erwächst.

In diesem Staate der modernen Demokratie beruht weder die Ausbeutung der arbeitenden Klassen in seinem Innern, noch das Verhältnis zu seinen Nachbarn auf der kriegerischen Kraft seiner herrschenden Klasse. Aber doch blieb bisher auch in der Demokratie der Staatsapparat in den Händen einer solchen Klasse und diente ihren ausbeuterischen Zwecken.

Zwölftes Kapitel.

Das Wachsen des Staatsapparats.

a) Armee, Verkehr, Zölle.

Da im demokratischen Staat die Funktionen der Unterdrückung der unteren Klassen immer mehr zurücktreten, sollte man meinen, daß der Staatsapparat durch die Demokratie immer geringfügiger wird, der ja ursprünglich vornehmlich solchen Funktionen diente. Das war auch die Ansicht des Liberalismus, der in seiner kühnsten und radikalsten Form, der des Manchestertums, die Befugnisse des Staates auf ein Minimum zu reduzieren suchte, ihn zu einem bloßen Nachtwächter zu machen gedachte, wie Lassalle spottete.

Aber in Wirklichkeit wurde bei fortschreitender Demokratie der staatliche Apparat nicht geringer, sondern immer umfangreicher. Das stand im Gegensatz zu den Tendenzen der Demokratie, wurde aber erzeugt durch dieselbe industrielle Entwicklung, die den Fortschritt der Demokratie unaufhaltsam machte.

Wir sehen hier eine gegensätzliche Entwicklung, die ihr Gegenstück findet in der Entwicklung des Nationalstaates. Die industrielle Entwicklung drängt nach steter Ausdehnung der Wirtschaftsgebiete, innerhalb deren freier Verkehr ohne Zoll-

Digitized by Google

schranken besteht. Je größer ein solches Gebiet, desto besser gedeiht es unter sonst gleichen Bedingungen. Dies eine der Ursachen der ökonomischen Ueberflügelung des in viele Wirtschaftsgebiete zersplitterten Europa durch die Vereinigten Staaten. Rußlands wirtschaftlicher Aufschwung muß aus diesem Grunde machtvoll einsetzen, sobald es nur einmal ein demokratisches Regime hat.

Manche Marxisten suchten in diesem Faktor einen Grund des „Imperialismus", eines steten Ausdehnungsstrebens der modernsten Staaten. Wir haben davon schon oben, im achten Kapitel des dritten Abschnitts des vierten Buches gehandelt.

In Wirklichkeit sehen wir im heutigen Europa das Gegenteil einer Tendenz zu steter Vergrößerung der Staaten, die Tendenz zur Auflösung der großen der Feudalzeit entstammenden Nationalitätenstaaten und zu ihrer Aufteilung in zahlreichere kleinere Nationalstaaten. Dies ist die notwendige Folge des Erstarkens der Demokratie, deren politische Tendenzen auch hier wieder in Gegensatz zu den Tendenzen der ökonomischen Entwicklung treten, der sie entstammen.

Die Abhängigkeit der Politik von der Oekonomie ist eben nicht so einfach, wie mancher Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung meint. Sie kann arge Widersprüche hervorrufen. Es gehört zu den Aufgaben der geschichtlichen Entwicklung, sie in einer höheren Synthese aufzulösen. Das bedeutet für die Staatenbildungen in Europa die Notwendigkeit, die verschiedenen, sich selbst verwaltenden, mehr oder weniger national abgegrenzten Staaten zu einem Wirtschaftsgebiet zusammenzufassen, innerhalb dessen freier Verkehr herrscht. Eine Aufgabe, nicht unmöglich zu lösen, aber allerdings durch die Nachwirkungen desselben Weltkrieges erschwert, der größere Wirtschaftsgebiete zerschlagen hat, um zahlreiche kleinere Staaten an ihre Stelle zu setzen.

Ebenso ist eine Synthese notwendig zwischen den Tendenzen der Demokratie nach fortschreitender Beschränkung der Staatsgewalt und den Tendenzen der ökonomischen Entwicklung nach ständiger Ausdehnung der Funktionen des Staates und des Apparates, der zu ihrer Bewältigung notwendig ist.

In seiner Schrift über den „Bürgerkrieg in Frankreich" Ausgabe 1891, Berlin, S. 49, sagt Marx:

„Die Kommune machte das Stichwort aller Bourgeois-Revolutionen — wohlfeile Regierung — zur Wahrheit, indem sie die beiden größten Ausgabequellen, die Armee und das Beamtentum aufhob."

In Wirklichkeit liefen bisher alle Revolutionen, nicht bloß die Bourgeoisrevolutionen, darauf hinaus, die Staatsausgaben zu steigern, das Beamtentum zu vermehren. Und auch die Ausgaben für die Armee vermochten sie bisher in der Regel nicht zu verringern.

Digitized by Google

Die Demokratie hat die allgemeine Wehrpflicht mit sich gebracht, das heißt, eine ungeheure Ausdehnung der Armee. Die radikale Demokratie ist gegen die stehenden Heere und für das Milizsystem, aber aus politischen, nicht aus wirtschaftlichen Gründen. Wir verlangten die Miliz, um der Staatsgewalt die Waffe des stehenden Heeres gegen die Volksmassen im eigenen Lande zu nehmen. Wir durften aber nicht etwa erwarten, damit die Militärausgaben zu verringern. Im Gegenteil, die Miliz erlaubt es, noch mehr Soldaten auszubilden, als das System des stehenden Heeres, sie bedingt die Anschaffung der nötigen Ausrüstung für zahlreichere Truppen. Die ungeheuren Heere des Weltkrieges waren ja auch schließlich nichts anderes als Milizheere.

Wir haben heute in manchen Staaten ein kleines Berufsheer angeworbener Soldaten. Aber soweit das nicht aufgezwungen, sondern aus freien Stücken eingeführt ist, wie in den angelsächsischen Staaten, lauert dahinter das allgemeine Volksaufgebot im Falle eines Krieges, was die Beschaffung der Ausrüstung dafür schon im Frieden bedingt.

Und wie sehr wächst diese Ausrüstung infolge des technischen Fortschritts, der sich im selben Maße vollzieht, wie der der Demokratie. Stetig werden die vorhandenen Waffen verbessert und immer wieder neue, oft ganz ungeheuerliche dazu erfunden. Sie bedrohen uns nicht bloß mit den furchtbarsten Gräßlichkeiten im Falle des Krieges. Sie bedeuten auch eine drückende, stets wachsende Last im Frieden.

Das deutsche Volk braucht nicht darüber zu murren, daß der Versailler Friede ihm die Kosten der Armee verringert und die der Kolonien genommen hat. Dadurch wurde ihm seine wirtschaftliche Erholung nach dem Weißbluten durch den Krieg wesentlich erleichtert.

Das internationale Ansehen, das die deutsche Republik bereits wieder gewonnen hat, bezeugt aber auch, daß die Geltung einer Nation heute viel mehr von ihren ökonomischen und kulturellen Leistungen, als von der Größe ihrer Armee abhängt. In der Tat bedarf heute, im Zeitalter weitentwickelter Demokratie ein Staat, der von Demokratien umgeben ist und der keine aggressiven Tendenzen verfolgt, zu seinem Schutze kaum noch einer Armee, wenn die Institution des Völkerbundes einigermaßen rationell aufgebaut ist. Hat Rußland ein demokratisches Regime erlangt und ist es dem Völkerbund beigetreten, dann ist eines der größten Hindernisse einer allgemeinen Abrüstung gefallen.

Bisher sind wir noch nicht so weit gekommen. Bisher war daher der Fortschritt der Demokratie von einer steten Vergrößerung der Armeen und ihrer Ausrüstung und deswegen auch von einer steten Vermehrung des militärischen Staatsapparates begleitet.

Digitized by Google

Wir dürfen allerdings erwarten, daß von nun an jeder demokratische Fortschritt im entgegengesetzten Sinne wirken wird, wenn er nicht auf ein einzelnes Land beschränkt bleibt, sondern ein größeres Gebiet, womöglich ganz Europa, wenn nicht die ganze, heute kapitalistische (zum Teil staatskapitalistische) Welt umfaßt und so eine allgemeine Abrüstung ermöglicht.

Trotzdem wird der Staatsapparat weiter ausgedehnt werden. Die Funktionen, die ihm die Friedensarbeit auferlegt, nehmen nicht ab, sondern zu.

Wir haben bereits gesehen, daß dem Staate neben seinen ursprünglichen und eigentlichen Funktionen der Beherrschung der unteren Klassen unter Umständen auch schon frühzeitig Funktionen ökonomischer oder kultureller Art erwachsen, wie etwa Bewässerungsbauten oder die Anlegung von Straßen.

Im mittelalterlichen Staat des Abendlandes war weder für Straßen noch für Bewässerungsanlagen viel Gelegenheit. Der Staat befaßte sich damit nicht.[1])

Jedenfalls waren das ganze Mittelalter hindurch weder die technischen Kräfte noch aber auch die Veranlassungen zu großen Wasser- oder Straßenbauten gegeben.

Das änderte sich, sobald die Bevölkerung Europas im Laufe des Mittelalters dichter wurde und industrielle Städte mit höherer Technik entstanden. Die wachsende Bevölkerung drängte unter Umständen danach, dem Wasser durch große Bauten neues Land abzugewinnen, was namentlich in Holland höchst wichtig

---

1) Ob ein Volk Wasserbauten unternimmt, hängt für Eduard Meyer namentlich von der „Veranlagung des Stammes" ab, „die wohl durch äußere Einwirkungen gefördert oder gehemmt werden kann, aber in ihrem Kern etwas tatsächlich Gegebenes und nicht weiter Erklärbares ist . . . Von den Möglichkeiten, welche die Natur, die Beschaffenheit des Bodens bietet, sind immer nur einzelne von den Menschen ergriffen worden —, es sei hier nur an die großen Flußtäler Amerikas erinnert, die ebensowohl zu Zentren einer großen Kulturentwicklung hätten werden können, wie die Täler des Nil, des Euphrat und des Hoangho, die aber von den Indianern völlig unbenutzt gelassen sind". (Einleitung zur „Geschichte des Altertums", S. 65.)

Mit gleichem Recht hätte ein Vorläufer Eduard Meyers zur Zeit des Augustus es der natürlichen geringen Veranlagung der Germanen zuschreiben können, wenn sie die Täler etwa der Elbe oder der Oder „völlig unbenutzt ließen", während die Semiten es schon Jahrtausende vorher verstanden hatten, in den Tälern des Nil, usw., inmitten von Sandwüsten eine hohe Kultur zu schaffen.

Meyer meint offenbar: Flußtal ist Flußtal, es müßte überall die gleiche Wirkung üben, wenn die Stämme der Menschen gleich veranlagt wären, ohne Rücksicht darauf, in welchem Klima das Flußtal gelegen ist und welche Höhe der Entwicklung seine Bewohner erreicht haben. Oder hängt es auch von der natürlichen Veranlagung eines Volkes ab, in welchem Stadium der Entwicklung es sich befindet? Sind die einen von Natur aus Jäger, andere nomadische Hirten, andere seßhafte Bauern und können sie nie etwas anderes sein?

Digitized by Google

wurde. Andererseits wuchs nun der Verkehr und verlangte nach verbesserten Verkehrsmitteln, die ihrerseits wieder den Verkehr und seine Bedürfnisse steigerten.

Lange Zeit blieben die Bauten der einen wie der anderen Art ganz lokalen Organisationen, Städten, Markgenossenschaften überlassen. Schließlich aber erreichten sie eine Ausdehnung, die den Staat zwang, sich vieler von ihnen anzunehmen. Und je mehr gegenüber der feudalen Anarchie die staatliche Autorität erstarkte, desto mehr verfügte sie auch über die Kraft, solche Bauten auszuführen. Weit mehr noch als das Interesse des Handels und Verkehrs waren es militärische Rücksichten, die den aufkommenden Absolutismus zwangen, die Wege zu verbessern, damit seine Armeen schneller vorwärtskamen, die an Zahl und Ausrüstung wuchsen und längere Zeit beisammen blieben, seitdem die feudalen Aufgebote durch Söldnertruppen ersetzt wurden.

Der Staat hatte nun für Heerstraßen zu sorgen, auch für Kanäle, für die Anlage von Häfen usw.

Aufgaben dieser Art waren schon dem antiken und orientalischen Staat erstanden. Sie wurden aber riesenhaft erweitert durch die technische Revolution des industriellen Kapitalismus, durch das Aufkommen der Eisenbahnen, der Telegraphen, durch die Ausdehnung des Postwesens. In den angelsächsischen Staaten blieb das Eisenbahnwesen eine Angelegenheit privater Unternehmungen. Auf dem europäischen Kontinent war das anfänglich auch vielfach der Fall, doch ist man dort immer mehr zur Verstaatlichung der Eisenbahnen übergegangen, allerdings in erster Linie aus militärischen Rücksichten — die hier ebenso wie beim Straßenbau überwogen. Die Post ist selbst in England und den Vereinigten Staaten ein Staatsinstitut.

Indessen sind die Eisenbahnen, ebenso wie Post und Telegraph, so wichtig für die Existenz der ganzen Bevölkerung, daß eine staatliche Oberaufsicht und Regelung der Anlage und des Betriebes der Eisenbahnen auch in England und den Vereinigten Staaten nicht zu umgehen ist.

Diese neuen staatlichen Funktionen wirkten auf das stärkste auf das Wirtschaftsleben ein. Dazu gesellten sich noch zahlreiche andere Aufgaben wirtschaftlicher Art. Der Produktionsprozeß war nie in das Belieben einzelner gestellt gewesen, auch dort nicht, wo der einzelne Arbeiter für sich allein tätig war. Stets wurde die Produktion gesellschaftlich geregelt. Aber es waren kleinere Kreise, die regelnd auftraten, Markgenossenschaften, das Dorf, die Stadt, die Zunft. Der Staat kümmerte sich im Mittelalter nicht um das Wirtschaftsleben — außer dort, wo Stadt und Staat zusammenfielen.

Der mit dem industriellen Kapital zunächst aufkommende fürstliche Absolutismus lähmte und tötete die Selbstverwaltung

Digitized by Google

der Städte und Zünfte und sonstiger unabhängiger Organisationen. Er übernahm ihre Funktionen und fügte noch neue dazu, die das industrielle Kapital mit sich brachte.

Sie alle zu erörtern, würde zu weit führen. Nur auf einen Punkt sei hier hingewiesen, das Zollwesen.

Die Institution der Zölle ist uralt. Ihren Anfang bildete der Tribut, den reisende Kaufleute räuberischen Stämmen, deren Gebiet sie durchzogen, entrichten mußten, um sicheres Geleit zu erlangen. Der Zoll war da zunächst nur ein Mittel zur Bereicherung desjenigen, der ihn einhob. Er ist es vielfach heute noch, als Finanzzoll. Seine Einhebung war eine Frage der Macht, nicht der Wirtschaft. Wer die Macht besaß, erhob Zölle. Im Mittelalter war die Zahl der Städte, der Landschaften, der Grundherren, die Zölle einhoben, Legion.

Der aufkommende Absolutismus beseitigte immer mehr diese Zölle, die nicht ihm zugute kamen, und führte dafür Zölle an den Staatsgrenzen ein. Nicht zum wenigsten waren es diese Zölle, die den neuen Staat zu einem festverbundenen einheitlichen Gebilde machten.

Gleichzeitig damit erhielten aber auch die Zölle immer mehr neben der alten Funktion, den Einheber zu bereichern, auch eine neue: die, das industrielle Kapital zu fördern. Neben dem Finanzzoll erhob sich der Schutzzoll.

Schon dadurch allein wird das Wirtschaftsleben in engste Abhängigkeit gebracht von der Staatspolitik. Die weitere ökonomische Entwicklung erheischt immer stärkeres Eingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben. Man denke nur an die wachsenden Aufgaben der Sozialpolitik, an die zunehmende Bedeutung des Bergbaus, der von vornherein stets teils direkt vom Staate betrieben, teils von ihm reguliert wurde usw.

b) Unterricht, Justiz, Heilwesen.

Noch auf zahlreichen anderen Gebieten erwachsen dem Staate Aufgaben, die er früher nicht kannte. So die Sorge für den Unterricht. Dieser blieb im Altertum meist den Privaten überlassen, war eine Sache der Familie. Die Künste des Lesens und Schreibens kamen, wie wir gesehen haben, erst spät auf und blieben in der Regel auf die herrschenden Klassen beschränkt. Selbst in den demokratischen Staaten war das Analphabetentum der unteren Klassen die Regel. Sie brauchten weder lesen noch schreiben zu können. Die Mittel mündlicher Verständigung genügten ihnen, sich die Informationen zu holen, die sie brauchten.

Beloch meint wohl, daß „die Kenntnis des Lesens und Schreibens in Athen allgemein verbreitet war, obgleich es auch hier Ausnahmen gab". (Griech. Gesch. II., 1., S. 275.) Ohne solche Kenntnis wäre die Einrichtung des Ostrazismus, des Scherbengerichts,

Digitized by Google

nicht möglich gewesen. Diese Einrichtung zum Schutze der Demokratie bestimmte, daß in jedem Frühjahr das Volk darüber abstimmen sollte, ob es in Athen einen Bürger gäbe, der der Freiheit gefährlich wäre. Wurde diese Frage von einer Mehrheit bejaht, dann stimmte man darüber ab, wer dieser gefährliche Mann sei, der für zehn Jahre das Land verlassen mußte. Jeder der Abstimmenden hatte ein Stimmtäfelchen (Scherbe) abzugeben, auf dem der Name des von ihm für bedenklich Gehaltenen aufgeschrieben war.

Diese Bestimmung soll die allgemeine Kenntnis des Lesens und Schreibens voraussetzen. Nun, wer einen Namen zu kritzeln vermag, braucht doch nicht imstande zu sein, fließend lesen zu können, das heißt aus Büchern ein Wissen zu schöpfen. Und Bücher waren in Athen der Masse unzugänglich. Das betont auch Beloch selbst. Der Ostrazismus forderte indes nicht einmal, daß jeder der Abstimmenden selbst den Namen des Mannes niederschreibe, den er verbannt wissen wollte.

Bekannt ist die Anekdote von dem Ostrazismus, in dem entschieden werden sollte, wer gefährlicher sei, Themistokles oder Aristides. Ein Athener, der gegen Aristides stimmen wollte, aber nicht schreiben konnte, suchte jemanden, der ihm den Namen auf sein Stimmtäfelchen niederschriebe. Er wandte sich an den ersten, der ihm begegnete und das war gerade Aristides, den er nicht kannte.

Der Ostrazismus bedingte also keineswegs eine allgemeine Kenntnis des Schreibens.

Jedenfalls gab es im alten Athen selbst auf dem Gipfelpunkte seines geistigen Aufschwungs keine Staatsschulen.

„Für den öffentlichen Unterricht bot der Staat meist noch gar nichts, wenn wir von den Turnplätzen (Palästren, Gymnasien) absehen, die auf öffentliche Kosten angelegt und unterhalten wurden." (Beloch, II. 1., S. 112.)

Von den Römern sagt Becker:

„Der Staat nahm keine Notiz von der Erziehung . . . am wenigsten dachte der Staat daran, selbst für die Unterrichtsanstalten zu sorgen." (Gallus, 3. Auflage, II., S. 72.)

Im Mittelalter war es die Kirche, die sich des Unterrichts annahm. In den barbarischen Germanenstaaten beruhte ihre Machtstellung vor allem darauf, daß sie die Hüterin der Reste der Kultur blieb, die sich aus dem verfallenden Römerreiche erhalten hatten. Nicht aus dem Leben der damals so kläglichen Gegenwart, sondern aus den Traditionen einer großen Vergangenheit schöpfte sie ihre Kraft. Aus Traditionen, die schriftlich überliefert waren. Auf sie stützte sie ihre Ansprüche, wobei sie nicht faul war, die wirklich überlieferten Zeugnisse, wo sie es brauchte, durch gefälschte zu ergänzen oder auch zu verdrängen.

Die Kenntnis des Lesens und Schreibens wurde für ihre Funktionäre unentbehrlich.

Digitized by Google

Den Nachwuchs in diesen Künsten zu unterrichten, überließ sie nicht privater Initiative. Bei jedem Dom, jedem Kloster wurde eine Schule errichtet, die ihre Schüler allerdings nicht für das praktische Leben, sondern für die Kirche erzog.

Daß die Massen lesen und schreiben konnten, daran lag ihr nichts. Im Gegenteil, das konnte unbequem werden, wenn diese kritisch wurden und anfingen, die Zeugnisse, auf die sich die kirchlichen Autoritäten stützten, selbst zu prüfen.

Gerade aus diesem Grunde mußte das Bedürfnis nach vermehrten, von der Kirche unabhängigen Unterrichtsmöglichkeiten auftauchen, als die Städte erstarkten und in ihnen eine Kultur aus der lebendigen Wirklichkeit heranwuchs, die der traditionellen kirchlichen überlegen war und zu ihr in Widerspruch trat. Dieser wurde noch verschärft dadurch, daß die gleichzeitige Ausdehnung der Geldwirtschaft das Geldbedürfnis der päpstlichen Kirche wie der von ihr ausgebeuteten Kreise und damit die Gegensätze zwischen ihnen steigerte.

Bei dem Kampf der Reformatoren gegen die römische Ausbeutung blieben sie aber auf dem Boden stehen, den sie vorfanden, dem der kirchlichen Tradition. Die Tendenzen der Reformatoren entsprossen dem Leben, aber ihre Argumente zogen sie aus der Bibel und den Kirchenvätern, ebenso wie die Verfechter der päpstlichen Ausbeutung auch.

Indes gerade, weil dadurch der Kampf als ein literarischer, als ein Streit um Bücher geführt wurde, wurde es um so notwendiger, daß alle Gegner des Papsttums dessen Verfechtern zum mindesten in der Kunst des Lesens gewachsen waren.

Die Sorge für eine gute Volksschule kennzeichnet alle Reformatoren. Das ist einer der Gründe, die den protestantischen Ländern eine ökonomische Ueberlegenheit über die katholischen verleihen und in jenen den industriellen Kapitalismus vielleicht noch mehr gefördert haben, als der calvinistische Puritanismus, auf den Max Weber solches Gewicht legt.

Verbesserte und allgemeiner verbreitete Volksschulen waren nicht nur durch den Gegensatz gegen das Wissensmonopol der Kirche notwendig geworden, sondern auch direkt durch die neuen ökonomischen Bedingungen in den Städten:

„Der in den Dom-, Kloster- und Pfarrschulen erteilte Unterricht war meistenteils sehr dürftig. Er genügte daher den in die Höhe strebenden Städten nicht mehr. Der freie Verkehr in den größeren Handelsstädten setzte Kenntnisse voraus, die man in jenen Schulen nicht erlangen konnte, ohne die man aber mit den anderen Städten keine Konkurrenz halten konnte. Daher entstand frühe schon das Bedürfnis neuer, von der Geistlichkeit unabhängiger Schulen, dem jedoch erst nach einem heftigen Kampfe mit der Geistlichkeit und anfangs gleichfalls nur notdürftig Genüge geleistet werden konnte." (G. L. v. Maurer, Geschichte der Städteverfassungen in Deutschland, Erlangen 1870, III., S. 61.)

Digitized by Google

Dieses städtische Schulwesen begann in Deutschland im 13. Jahrhundert. Die Reformation brachte dann das städtische Volksschulwesen zu hoher Blüte. Und es müssen zu ihrer Zeit, wenigstens in den Städten, schon weite Schichten der Bevölkerung des Lesens kundig gewesen sein, sonst wäre die große Zahl von Flugblättern und Zeitungen unerklärlich, die damals erschienen und sich an breite Massen wendeten. Damit erstanden auch erst die Bedingungen, die zum Buchdruck führten.

Mit dem Verfall der Freiheit der Städte und der Aufhebung ihrer Selbstverwaltung durch den fürstlichen Absolutismus ging die Sorge für die Volksschule auf den Staat über. Das heißt, die Kosten der Schulen überließ er den Gemeinden, aber die Regelung der Schulen, die Festsetzung ihres Lehrplanes, die Bestellung oder doch Auslese ihrer Lehrer behielt er sich vor, um sicher zu sein, daß sie kein freies Denken aufkommen ließen. Das Niveau der Volksschule wurde möglichst niedrig gehalten, auf Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus beschränkt. Einen Vorteil brachte der Absolutismus insofern, als die Volksschule nun nach und nach in den Dörfern größere Verbreitung fand.

Für die aufkommende Demokratie wird die Volksschule dann einer der wichtigsten Gegenstände staatlicher Fürsorge. Sie hat nun nicht mehr fromme Christen und knechtselige Untertanen, auch nicht mehr bloß verwendbare Arbeiter heranzuziehen, sondern denkende, wissende Menschen, die in der Natur, in der Oekonomie und im Staatswesen genügend Bescheid wissen, um sich auf den Gebieten, auf denen sie im Leben etwas zu leisten haben, selbständig weiter bilden zu können. Das bedeutet eine riesige Ausdehnung der Aufgaben des Staates.

Neben den Volksschulen gab es in den Städten des ausgehenden Mittelalters auch höhere Schulen, Lateinschulen, in denen das Lateinische, die Sprache der Wissenschaft dieses Zeitalters gelehrt und damit der Weg zur Wissenschaft selbst eröffnet wurde. Auch solche Schulen wurden im Zeitalter des Absolutismus vom Staate übernommen, der infolge des Wachsens von Industrie und Verkehr und dem Zunehmen der Nachfrage nach Intellektuellen noch neue Lateinschulen dazu gründete.

In manchen Städten fanden sich auch bedeutende Gelehrte, die Schüler um sich sammelten und denen sie eine dem damaligen Wissen entsprechende höhere Gelehrsamkeit beibrachten. Im Mittelalter mußten sich alle Berufe zünftig organisieren. Nicht nur Handwerker, sondern auch Künstler, z. B. Maler oder Dichter. So auch die Gelehrten. In manchen Städten, zuerst in italienischen (Bologna) und in französischen (Paris), in denen sie sich mit ihren Schülern in größerer Zahl zusammenfanden, bildeten sie richtige Zünfte mit Meistern, Gesellen und Lehrjungen, Zünfte, die auf Grundlage einer Lehrzeit und eines Meisterstücks

Digitized by Google

das Recht erteilten, die Wissenschaft zu praktizieren oder zu lehren. Diese Zünfte, Universitäten genannt, teilten sich, den verschiedenen Wissenschaften entsprechend, in Unterzünfte, Fakultäten. Zuerst drei, die der Theologen, Juristen, Mediziner, zu denen dann noch eine vierte kam, die anfänglich die der Artisten hieß, nicht wegen der Jonglierkünste ihrer Professoren, obwohl manche es darin zur Meisterschaft brachten, sondern weil sie die freien Künste umfaßte (facultas artistarum seu artium liberalium). Später nannte man diese Fakultät die philosophische.

Die Universitäten wurden die Zentralpunkte alles höheren Wissens und als solche von größter gesellschaftlicher Bedeutung. Kein Wunder, daß die damaligen herrschenden Mächte nicht ruhig zusahen, wie sie sich frei entwickelten, sondern daß Kirche wie Staat frühzeitig danach trachteten, diese Zünfte in ihren Dienst zu stellen und ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen. Der aufkommende Absolutismus siegte auch auf diesem Gebiete schließlich über die Kirche, allerdings nicht nur durch die Peitsche, sondern mehr noch durch Zuckerbrot, durch Gewährung mannigfacher Privilegien an Professoren und Doktoren wie an Studenten. Die Universitäten wurden eine wichtige Staatsangelegenheit, vor allem als Produzentinnen zahlreicher Geistlicher und Beamten, denen der von der Staatsgewalt gewünschte Geist eingepaukt werden sollte.

Der Aufschwung der Industrie und der Wissenschaften veranlaßte nicht nur die Gründung neuer Universitäten, sondern auch die beständige Ausdehnung der bestehenden, um so mehr, als sie ihrem historischen Entwicklungsgang entsprechend eine sonderbare Verquickung von Beamtenfabriken und Forschungsstätten darstellen, die einerseits untertänigste Staatsgesinnung zu verbreiten und andererseits freieste Forschung zu üben haben.

Als Forschungsstätten müssen sie, der Ausdehnung der Wissenschaften und ihres technischen Apparats entsprechend, sich immer mehr und immer umfangreichere neue Institute anfügen, Kliniken und Laboratorien usw.

Dazu kommen wegen der Entwicklung der Technik und der Wirtschaft zahlreiche neue Arten von Schulen, von denen nicht nur das Zeitalter der Reformation, sondern auch das des Absolutismus und der Aufklärung nichts wußte, technische und kaufmännische Mittel- und Hochschulen, die auch überwiegend vom Staate, nicht von Städten, zu erhalten und zu verwalten sind.

Die Entwicklung des medizinischen Wissens bedingt aber nicht bloß eine Ausdehnung des medizinischen Lehrapparates, sondern auch des Heilwesens überhaupt, und zwar in einem solchen Ausmaße, daß es nicht allein mehr von den Städten besorgt werden kann, sondern ebenfalls Aufgabe des Staates wird, der teils direkt Anstalten zur Heilung oder Verhütung von Krankheiten einzurichten hat, teils diese Aufgabe an andere Insti-

Digitized by Google

tutionen abgibt, z. B. Krankenkassen, die sich selbst verwalten können, aber die ihre Befugnisse durch staatliches Gesetz erhalten. Mit wachsender Demokratie nimmt auch die Rücksichtnahme auf den kranken Teil der ärmeren Bevölkerung zu, den früher der Staat dem Elend überlassen hatte.

Andererseits steigt mit der Entwicklung des Kapitalismus nicht nur die Zahl der Juristen, sondern auch die Zahl der vom Staate beschäftigten Juristen, z. B. der Richter.

Mit den Großstädten wächst die Zahl der Verbrecher, nicht nur der Verbrecher aus Not, sondern auch der aus Habgier, da sich in diesen Städten neben gescheiterten, auch abenteuerlustige, auf künstliche Korrigierung des Glücks erpichte Elemente sammeln, die in den Dörfern und Kleinstädten nur wenig Spielraum für ihre Betätigung finden.

Das Anwachsen der Organisationen der Lohnarbeiter, die ihren Mitgliedern einen starken ökonomischen und sittlichen Halt geben, der ihnen in der Vereinzelung fehlt, wirkt der Zunahme der Verbrechen aus Not entgegen. Diese Wirkung kann aber erst in neuester Zeit anfangen, sich geltend zu machen. Bis dahin zeigt sich eine stete Tendenz zum Anwachsen der Kriminalität, auch in demokratischen Staaten.

Das berührt jedoch nur die eine Seite der gerichtlichen Tätigkeit. Die andere liegt im bürgerlichen Recht, das die Rechte und Pflichten der einzelnen oder von Gesellschaften gegenüber anderen einzelnen oder Gesellschaften bestimmt. Ehedem lebte die große Masse der Menschen in sich selbst genügenden Betrieben oder doch in einfachen, leicht zu überblickenden Verbindungen mit einigen wenigen Nachbarn oder Kunden. Mit der Ausdehnung des Verkehrs durch den industriellen Kapitalismus treten dann immer kompliziertere und riesenhaftere Verhältnisse auf, namentlich im Wirtschaftsleben. Dementsprechend wird auch die Gesetzgebung und Rechtsprechung immer komplizierter, wachsen die Fälle von Konflikten oder doch Unsicherheiten von Rechten und Pflichten, die richterlicher Entscheidung bedürfen.

So wächst auch das Gerichtswesen immer mehr an, das seit dem Absolutismus ganz Sache des Staates geworden ist, während es vordem in der Hauptsache in kleineren Kreisen geübt wurde, im mittelalterlichen Staat etwa vom Grundherrn, dem Dorfschulzen oder der Stadt usw.

c) Steuern.

Unaufhörlich dehnt sich der staatliche Apparat zu immer größeren Dimensionen aus, auch in der Demokratie. Damit wachsen aber auch seine Kosten, wachsen die Steuern und damit wieder der staatliche Apparat zu ihrer Einhebung.

Vor dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus war er geringfügig gewesen. Die Staatsausgaben waren im Altertum und

Digitized by Google

auch im Mittelalter lange sehr gering. Die Hauptaufgabe des Staates, die Betätigung seiner kriegerischen Macht, kostete ihn wenigstens beim Landheer nicht viel, solange die feudalen Krieger und auch die wehrhaften Bürger der Städte sich selbst auszurüsten und im Felde zu erhalten hatten, was bei kurzen Feldzügen wohl anging. Das änderte sich, als die Feldzüge länger dauerten, die Heere weiter weg von der Heimat zu tun bekamen. Nun wurde es notwendig, daß der Staat die Erhaltung der Mannschaft übernahm. Als dann gar an Stelle der feudalen oder demokratischen Aufgebote Söldner traten, die hohen Sold verlangten und oft noch vom Staate ausgerüstet werden mußten, da stiegen die Staatsausgaben erheblich. Der Seekrieg war von Anfang an eine kostspielige Sache. So wurden Steuern notwendig.

Aber die Einhebung der Steuern blieb zunächst einfach. An einigen wenigen Stapelplätzen des Handels erhob man Zölle, daneben wurden den unterworfenen Städten und Landschaften Tribute auferlegt, die jede von ihnen als Gesamtheit aufzubringen hatte. Wie die Stadt oder die Landschaft die Steuer unter ihre Mitglieder verteilte und von ihnen einhob, darum kümmerte sich der Staat nicht.

Die Einhebung der Zölle und der Steuern besorgte dabei der Staat vielfach gar nicht durch eigene Beamte, sondern er verpachtete sie an Private, reiche Leute, die imstande waren, eine hohe Summe als Pachtzins zu erlegen, und dafür das Recht erhielten, die ihnen ausgelieferte Bevölkerung aufs äußerste zu schröpfen.

Im Mittelalter war die Macht des Königs so gering, daß er Steuern nicht erzwingen konnte. Die Aufgebote seiner Ritter brauchte er nicht zu bezahlen. Für die Erfüllung der dürftigen Funktionen, die der Staat sonst damals hatte, mußte der König die Mittel zumeist aus den Erträgen seines eigenen Grundbesitzes aufbringen. Daneben standen ihm noch Zölle zu Gebote und Beden, herkömmliche Steuern, die den Gemeinden auferlegt waren. Wurde daneben gelegentlich eine höhere Ausgabe nötig, die der Landesfürst nicht aus eigenem zu decken vermochte, dann mußte er darum bei seinen „Untertanen" betteln, bei den Herren des Adels und der Kirche, sowie bei den Städten. Zu diesem Zwecke rief er ihre Vertreter zeitweise zusammen, was den Anlaß zur Bildung ständischer Versammlungen gab.

Dort beriet jeder Stand für sich, wie viel er in einem gegebenen Falle dem König bewilligen wolle. Was er dann bewilligt hatte, konnte in der verschiedensten Weise aufgebracht werden. Aber das Verteilen und Auflegen der Steuer war stets Sache des Staates.

An der Freiwilligkeit der Steuer dem Staate gegenüber hielten die Stände mit der größten Zähigkeit fest. Darüber entspann sich in England der große Konflikt zwischen dem Parlament und dem König, als dieser Steuern einheben wollte, die das Parla-

Digitized by Google

ment nicht bewilligt hatte. Dieser Versuch kostete Karl I. den Kopf. Ein gleicher Versuch der englischen Regierung gegenüber den amerikanischen Kolonien ein Jahrhundert später unternommen, kostete England deren Besitz.

Auf dem europäischen Festland hatte der aufkommende Absolutismus bessere Erfolge.

Seine Bureaukraten und Soldaten ermöglichten es ihm, Steuern zu erzwingen. Andererseits waren es freilich gerade diese Bureaukraten und Soldaten, deren Löhnungen die Einhebung von Steuern doppelt notwendig machten. Lange reichte der Ertrag der Steuern nicht aus, die Geldbedürfnisse der Staaten und ihrer Regenten zu decken. Staatsschulden und Münzfälschungen, später die Ausgabe von Papiergeld mußten in Notfällen aushelfen. Aber sie konnten auf die Dauer nicht ausreichen. Die Auflegung von Steuern, immer höherer Steuern, immer wieder neuer Steuern wurde eine Haupttätigkeit der Staatsverwaltung. Damit aber auch der Aufbau eines Apparats zur Auflegung und Eintreibung der Steuern, die der Absolutismus nicht mehr durch Vermittlung der Grundherren und Städte, sondern direkt von Bauern und Bürgern einhob. Eine Zeitlang behalf man sich, wie im Altertum, mit der Verpachtung der Steuern. Dabei gediehen aber nur die Steuerpächter, nicht der Staat. Die Demokratie vollends konnte sich mit den verhaßten Blutsaugern nicht befreunden. Die Einhebung der Staatsteuern fällt schließlich vollständig der staatlichen Bureaukratie zu.

d) Wandel im Charakter des Staates.

Alles das bedeutet ein stetes Wachstum des Staatsapparats und seines Einflusses auf das ganze gesellschaftliche Leben, aber auch eine fortschreitende Umwandlung seines Charakters. War er von seinen Anfängen an bis in die neuere Zeit vorwiegend eine militärische Organisation gewesen, durch kriegerische Macht entstanden und aufrechtgehalten, so tritt deren Bedeutung jetzt immer mehr zurück gegenüber anderen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben, die er teils von kleineren Kreisen, namentlich den Städten übernimmt, die aber teilweise ganz neu aus bisher ungeahnten ökonomischen, technischen, politischen Verhältnissen erstehen.

Damit ändert sich auch das Verhältnis der unteren, der ausgebeuteten Klassen zum Staate. Ehedem war das Verhältnis der einzelnen Klassen zum Staate folgendes: die oberen, herrschenden Klassen kämpfen untereinander um die Macht im Staate, seitdem eine Mehrzahl solcher Klassen in ihm besteht. Die unteren, beherrschten und ausgebeuteten Klassen dagegen denken fast nur daran, den bestehenden Staat, in den sie eingezwängt sind, umzuwerfen, sich von ihm loszureißen, soweit sie die Kraft dazu in

Digitized by Google

sich fühlen, was allerdings nur selten der Fall ist. In der Regel bleiben sie in ihr Schicksal ergeben.

Jetzt dagegen erhält der Staat immer mehr Funktionen, die auch für die Ausgebeuteten von Wichtigkeit sind und die nur der Staatsapparat ausreichend erfüllen kann. Jetzt denken auch die Ausgebeuten immer weniger daran, den Staat zu zerstören oder aufzulösen, sondern vielmehr daran, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen, um sie sich dienstbar zu machen. Und gleichzeitig schwindet auch immer mehr die hoffnungslose Resignation der unteren Klassen, sie treten immer energischer in den Kampf um die Staatsgewalt ein, zuerst in den Kampf um die Demokratie und dann in den Kampf um Benutzung der Demokratie zu wachsender Beeinflussung des Staates in ihrem Sinne.

Dabei ist aber doch bisher der Staat in den Händen der ausbeutenden Klassen geblieben und dient sein Apparat wie bisher zur Aufrechterhaltung der Ausbeutung. Doch ruht diese nun immer weniger auf der Macht der Waffen. Oekonomisch geht sie jetzt aus einem Eigentumsrecht hervor, das die freien Arbeiter als Handwerker und Bauern selbst zur Sicherung ihrer Produktionsmittel und Produkte brauchen, und politisch stützt sie sich auf einen Staatsapparat, den die freien Arbeiter selbst immer mehr für sich in Anspruch nehmen müssen.

So kommen die arbeitenden Massen in eine neue Art Abhängigkeit vom Staate, die ohne Beziehung auf seine militärischen Machtmittel selbst in ganz demokratischen Ländern besteht. Aber die Demokratie bringt auch die Möglichkeit mit sich, diesen ganzen ungeheuren Staatsapparat mit seiner unwiderstehlichen Gewalt, die heute noch in den Händen der großen Ausbeuter ist, ihnen zu entwinden und so aus dem Apparat der Herrschaft einen Apparat der Befreiung zu machen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Politik als Beruf.

Je umfangreicher und komplizierter der Staatsapparat wird, desto mehr bedürfen diejenigen eines besonderen Wissens, die ihn zu handhaben und anzuwenden haben. Das sind im modernen Staat überall die Beamten, die Bureaukraten. Im demokratischen Staat gesellen sich dazu noch die Politiker der einzelnen Parteien, Parlamentarier und Journalisten.

Es ist ein Irrtum, zu vermeinen, die Demokratie bestehe in der Abschaffung der Bureaukratie. In der modernen Gesellschaft mit ihrem ungeheuren, wechselvollen Getriebe braucht jede große Organisation mit mannigfachen Aufgaben Fachmänner, die sich ausschließlich der Verwaltung der Organisation widmen, meist

Digitized by Google

noch mit einer, mitunter sehr weitgehenden Arbeitsteilung in den Reihen der mit der Verwaltungsarbeit Betrauten. Auch die Aktiengesellschaften brauchen eine Bureaukratie, ebenso Gewerkschaften, Genossenschaften, selbst die politischen Parteien dort, wo sie eine bestimmte Ausdehnung, Geschlossenheit und Lebensdauer erreichen.

Nicht die Bureaukratie als solche ist ein Uebel, wohl aber ihre Allmacht, ihre Pedanterie sowie das, was Engels-Marx als Kretinismus bezeichneten, die Neigung der Mitglieder einer besonderen Institution, ihre Bedeutung für den gesellschaftlichen Gesamtprozeß zu überschätzen, ihn aus ihrem Wirken allein zu erklären. In diesem Sinne sprachen Marx und Engels von parlamentarischem Kretinismus. So kann man auch von einem bureaukratischen Kretinismus sprechen, aber nicht minder von einem pädagogischen, journalistischen, militaristischen usw.

Der bureaukratische Kretinismus wird hochgradig in der absoluten Monarchie, wo die Obrigkeit alles zu entscheiden, sich um alles zu kümmern hat, wo der Untertan, der sich selbst nicht rühren darf, alles Heil von der Behörde erwartet.

Dieser Kretinismus ebenso wie die Allmacht und die weltfremde Pedanterie der Bureaukratie sind nicht notwendig mit ihr verbunden. Sie zeigen sich am stärksten dort, wo in einem Großstaat ein Absolutismus mit moderner Bureaukratie und modernem Militarismus ersteht, ohne starken industriellen Kapitalismus und ohne kampffähige arbeitende Klassen, wie z. B. in Rußland oder auch im alten Oesterreich.

In England dagegen ist die Bureaukratie nicht allmächtig, dort widersetzt sich die Masse der Bevölkerung jeder polizeilichen Bevormundung, und ihre kräftige Selbstbetätigung hindert bei den Bureaukraten zwar nicht völlig das Aufkommen, wohl aber das Erstarken von Weltfremdheit, Pedanterie und Kretinismus.

Der Absolutismus verhindert jede gesellschaftliche Selbstbetätigung, jede freie Organisation in dem von ihm beherrschtem Gebiet. Er duldet nur e i n e Organisation von Belang, den von ihm kommandierten, zivilen und militärischen Herrschaftsapparat, in dem keine freie Regung möglich ist und der auch jede solche Regung in der Gesellschaft verhindert. Das ist ein Lebensprinzip des Absolutismus, nicht nur des zaristischen, sondern auch des fascistischen und bolschewistischen. Die Untertanen werden dadurch hilflos gegenüber den Herrschern, aber die Nation auch hilflos gegenüber anderen Nationen, nicht nur im militärischen, sondern auch im ökonomischen Konkurrenzkampfe mit demokratischeren Nationen, sowie im Konkurrenzkampf, den wissenschaftliche und politische Anschauungen untereinander führen.

Eine der wichtigsten Seiten der Demokratie, die allein schon das Gerede von der „formalen" Demokratie lächerlich erscheinen

Digitized by Google

läßt, ist die Freiheit der Vereinsbildung. Neben dem staatlichen Organismus erstehen in der Demokratie zahlreiche freie, von ihm unabhängige Organisationen für die verschiedensten Zwecke, manche überflüssig oder gleichgültig, viele aber auch von äußerster Wichtigkeit. Manche so gewaltig, daß sie selbst eine Bureaukratie brauchen, einen „Staat im Staate" bilden.

Daneben wächst selbst im demokratischen Staate die staatliche Bureaukratie, sie hat die Tendenz, umfangreicher zu werden als im absolutistischen. Wohl nehmen diesem gegenüber viele Funktionen polizeilicher Schnüffelei, Unterdrückung und Bevormundung ab, schließlich werden auch die Massenarmeen schwinden müssen, aber die Kulturaufgaben wachsen für ihn. Im demokratischen Staat gibt es weniger Polizisten, aber mehr Lehrer.

Wie rasch aber auch im demokratischen Staat seine Bureaukratie wachsen mag, noch rascher wachsen die freien Organisationen, die der Staatsgewalt gegenüber eine ganz andere Bedeutung bekommen, als sie die unorganisierten, vereinzelten Untertanen gehabt hatten. Trotz der absoluten Ausdehnung der staatlichen Bureaukratie im demokratischen Staat nimmt ihre Macht im Verhältnis zu der der freien Organisationen ab. Sie kann ihnen immer weniger diktieren, muß immer mehr mit ihnen verhandeln, sie oft zur Lösung ihrer Aufgaben mit heranziehen. Damit verliert sie immer mehr den Charakter ihrer absolutistischen Periode. Sie wird beweglicher, elastischer, weltkundiger und verliert jenen Kretinismus, der sie glauben machte, das ganze gesellschaftliche Leben werde von ihr bestimmt und was nicht in ihren Akten stehe, existiere nicht in der Welt.

Im demokratischen Staate wandelt die staatliche Bureaukratie ihren Charakter, aber sie hört keineswegs auf, zu sein. Insofern ist es vielleicht nicht ganz zweckmäßig, von der staatlichen Demokratie als von der Selbstverwaltung des Staates durch das Volk zu sprechen. Das Volk in seiner Gesamtheit kann sich nicht selbst verwalten. Es bedarf eigener Organe zur Führung der Verwaltungsgeschäfte seiner Organisationen. Es bedarf ihrer am meisten in der gewaltigsten seiner Organisationen, im Staate.

Statt von der Selbstverwaltung spricht man besser von der Selbstbestimmung des Volkes.

Der Staatsbeamte verwaltet den Staat, aber er beherrscht oder bestimmt ihn nicht. Er ist nicht der Inhaber, sondern der Diener der Staatsgewalt. Diese wird natürlich stets von Personen gebildet. Sie ist im Grunde nur eine Abstraktion, eine jener Abstraktionen, mit denen man bei wissenschaftlichen Untersuchungen operieren muß, wobei man aber nie die konkreten Erscheinungen aus dem Auge verlieren darf, aus denen das Abstraktum abgeleitet ist. Der Staat hat keinen Willen,

Digitized by Google

keine Zwecke und Ziele. Das haben nur die Menschen, die im Staat und durch den Staat herrschen.

Im absoluten Staate ist der Herrscher der Monarch — das heißt, genau genommen, nicht er allein, sondern seine ganze Umgebung, mit der er lebt, die ihn erzog, die ihn informiert, deren Leiden und Freuden er teilt, also der Hof, der eine Klasse für sich bildet, Hofadel, Hofkirche, Generalität usw. Aber in der Theorie ist es im absoluten Staat der Monarch, der die Beamten ernennt und absetzt, ihnen die Gesetze und Verordnungen gibt, an die sie sich zu halten und die sie bei der Bevölkerung durchzuführen und durchzusetzen haben. Er ist es, der ihrem ganzen Tun die Richtung weist. Er ist es endlich, der sie durch seine Beauftragten kontrolliert und überwacht.

Diese Befugnisse der Souveränität gehen beim Sturze des Absolutismus auf die Demokratie über, das heißt, auf die Gesamtheit des Volkes. Doch für diese ist die Souveränität zunächst wirklich nur formaler Natur. Denn einheitlich handeln kann eine größere Gesamtheit nur dann, wenn sie sich organisiert und sich einzelne Organe schafft, das heißt, einzelne Menschen damit betraut, den Willen ihrer Mehrheit auszuführen. Aus dieser Notwendigkeit heraus haben sich schon Affenherden ihre Leitaffen, haben sich bereits die primitivsten Stämme der Menschen ihre Häuptlinge gesetzt. Aus ihr heraus ist schließlich die staatliche Bureaukratie erwachsen. Sie führt aber auch dazu, daß die Funktionen der Souveränität, die im System des Absolutismus der Monarch selbst vollzieht, in der Demokratie von der Volksmasse, die zeitweise zusammentritt, an von ihr erwählte Vertreter übertragen werden, an Parlamente, die in ihrem Namen Regierungen einsetzen, kontrollieren, absetzen und Gesetze erlassen.

Diese Parlamente knüpfen oft an die alten ständischen Versammlungen der Feudalzeit an, sind aber doch etwas ganz anderes. Ich habe darüber gehandelt in meiner Arbeit „Parlamentarismus und Demokratie" (bei Dietz, Stuttgart, zuerst 1893 erschienen). In den alten ständischen Versammlungen erscheint jedes Mitglied als Anwalt der Sonderinteressen einer besonderen Lokalität, die er der Staatsgewalt gegenüber zu vertreten hatte. Im modernen Parlament ist das einzelne Mitglied Vertreter der gesamten Nation, deren Interessen er wahrzunehmen hat. Das tritt in den Anfängen der neueren Parlamente nicht immer klar hervor, wo der einzelne Abgeordnete noch oft die Sonderinteressen seines Wahlkreises im Auge hat. Im Proportionalwahlrecht ist die Wahlkreispolitik vollständig ausgelöscht.

Zunächst wurden die Parlamente gerade im Namen der Demokratie stark befeindet. Denn die Wähler sind dem Gewählten gegenüber machtlos, sobald er einmal ihre Stimmen hat, bis zur nächsten Wahl.

Digitized by Google

Und wie leicht ist es anfangs für den Kandidaten, die zusammenhanglose, naive Masse der Wähler in der Wahlagitation durch Versprechungen zu ködern, die nach der Wahl vergessen werden.

Das ändert sich, sobald die Wähler und die politisch interessierten Teile der Bevölkerung überhaupt die Rechte der Demokratie dazu benützen, sich zu dauernden Organisationen zusammenzuschließen, die die parlamentarische Politik ständig verfolgen, nur erprobte Politiker kandidieren lassen und die Gewählten scharf kontrollieren.

Das kann allerdings nicht geschehen in einer einzigen Organisation, die die gesamte, politisch tätige Bevölkerung umfaßt. Denn die Demokratie hebt noch nicht die Klassen auf, hinter den Kämpfen einzelner Kandidaten gegen andere Kandidaten bei der Wahl und hinter den Gegensätzen einzelner Gewählter in den Parlamenten stehen die Interessen verschiedener, gegensätzlicher Klassen. Allerdings nicht nur verschiedener Klassen, sondern auch verschiedener Methoden. Denn man kann dasselbe Ziel auf verschiedenen Wegen zu erreichen suchen. So sind die politischen Gegensätze etwa zwischen sozialdemokratischen, kommunistischen, katholischen Arbeitern nicht solche von Klassen, sondern von Methoden.

Die Gegensätze von Klassen und Methoden führen in der Demokratie zur Bildung verschiedener Parteien. Nur in den Anfängen demokratischen Lebens, wo die Volksmassen die demokratischen Rechte nicht recht zu gebrauchen wissen, ihnen noch unbeholfen gegenüberstehen, kann es vorkommen, daß die Kämpfe der Parteien im Parlament nichts sind als ein persönlicher Streit einzelner Politiker um die staatliche Futterkrippe. Je besser die Massen ihre Rechte zu gebrauchen verstehen, um so deutlicher werden die Parteien zu Vertretern bestimmter Interessen und Methoden von Klassen.

Die Ausdehnung der politischen Parteien zu großen, völlig freien Massenorganisationen wird ein unbedingtes Erfordernis der modernen, parlamentarischen Demokratie.

Aber noch einer anderen Institution bedarf sie: einer freien, von den Massen gelesenen Presse, die sie über das politische Leben ausreichend informiert.

Presse, Partei, Parlament — inbegriffen die parlamentarische Regierung — diese drei P's sind die großen Organe der modernen Demokratie, die unvollkommen bleibt, wenn einem von ihnen die nötige Kraft oder Freiheit fehlt.

Die Regierungen werden in der Demokratie von den Parlamenten gewählt, die Parlamentarier von der Bevölkerung, die Funktionäre der Partei von den Parteigenossen, ebenso die Redakteure der Parteipresse (diese meist indirekt). Daneben gibt es freilich zahlreiche freie Schriftsteller und die Redakteure

Digitized by Google

der Zeitungen, die nicht zur Parteipresse gehören. Aber ein gewisses Wahlrecht besteht auch ihnen gegenüber, weil jeder, der einige Erfahrung im politischen Leben hat, unter den Zeitungen und Büchern, die ihm geboten werden, diejenigen wählt, von denen er annimmt, daß sie seinen politischen Zwecken am besten entsprechen.

Parlament, Partei, Presse, das sind die Organe, durch die, wenn sie über genügende Macht verfügen, das Volk, das heißt, dessen jeweilig stärkste Klasse und politische Methode, den Staat beherrscht, den Staatsapparat, also die Bureaukratie, kontrolliert und ihm seine Richtung weist.

Wie aber im modernen, komplizierten Staatswesen die Personen seiner Verwaltung immer mehr besonders gebildete Fachleute sein müssen, so gilt das auch von denjenigen, die den Organen des Staates als Organe des Volkes gegenüberstehen, das durch sie seine Souveränitätsrechte ausübt.

Immer mehr werden alle, die an der Staatspolitik — vielfach auch schon an der Gemeindepolitik — energisch teilnehmen, zu einem besonderen Beruf, der nicht mehr als Feierabendarbeit nebenher betrieben werden kann, sondern den ganzen Menschen ausfüllt, besondere Fähigkeiten und besondere Kenntnisse und Erfahrungen erheischt. Das gilt von den Parlamentariern, den Parteifunktionären, den Journalisten.

Ein neuer Beruf ersteht in der modernen Demokratie, der des Politikers. Der Berufspolitiker ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Geschäftspolitiker. Man kann die Politik als Beruf betreiben wie man die Wissenschaft als Beruf betreibt. Man kann auf dem einen Gebiet wie auf dem anderen nicht Hervorragendes leisten, ohne sich mit voller Kraft darauf zu konzentrieren. Allerdings soll das nicht in einem Maße geschehen, daß Kretinismus dabei herauskommt. Wir haben schon im fünften Kapitel des ersten Abschnitts des vierten Buches gesehen, daß der Beruf nicht notwendigerweise mit Einseitigkeit und Beschränktheit verbunden sein muß.

Wie jeden Beruf, kann man natürlich auch den der Politik zur melkenden Kuh machen, die den Ausbeuter des Berufs mit Butter versorgt. Schiller hat, als er das Gleichnis brauchte, jedoch nicht an die Politik, sondern an die Wissenschaft gedacht. Doch sagte er gleich, daß sie anderen wieder „die hohe himmlische Göttin ist". So kann auch die Politik dem Politiker eine Göttin sein. Sie braucht ihm nicht zur nützlichen Kuh zu werden. Ob das eine oder das andere eintritt, hängt hauptsächlich von den Bedingungen ab, unter denen die Politik betrieben wird. Die Ausnützung der Politik zu persönlicher Bereicherung ist übrigens nicht auf die Kreise der Berufspolitiker beschränkt und schon gar nicht auf die Politiker der Demokratie. Die Kontrolle, welche die Presse in der Oeffentlichkeit und die Partei über ihre Ge-

Digitized by Google

nossen übt, wirkt politischer Korruption wirksamer entgegen, als alle Schreckmittel eines terroristischen Absolutismus gegen ungetreue Funktionäre des Staates. In dem Dunkel, in dem allein ein Diktator gedeihen kann, reicht sein Auge nicht weit.

Jedoch nicht nur die Bedingungen des modernen, demokratischen Staates drängen zur Entwicklung der Politik als Beruf. In anderer Weise wird die gleiche Entwicklung gefördert durch die ökonomische Grundlage, der die moderne Demokratie entsprießt, den industriellen Kapitalismus.

Die erste der herrschenden und ausbeutenden Klassen, der Kriegsadel, verwaltete den Staat selbst. Die Art der Ausbeutung, die er übte, war derart, daß ihm genügend Zeit und Freiheit von ökonomischen persönlichen Sorgen blieb, um die anfangs recht einfachen Verhältnisse des Staates überschauen und meistern zu können. Im Laufe der Entwicklung gestaltete sich die innere und äußere Politik des Staates immer komplizierter. Aber dafür wuchs auch in jeder der großen Adelsfamilien die Fülle der Erfahrungen auf diesem Gebiet, die eine Generation der anderen verbessert und vermehrt überlieferte.

Wo nicht ein Despotismus jedes politische Leben erstickte, da blieben die Adeligen stets die eigentlichen Lenker und Regenten der Staaten, ihre politischen Führer, auch wenn die laufenden Verwaltungsgeschäfte Berufsbeamten zugewiesen wurden. Das galt sogar, wie wir gesehen haben, in den demokratischen Staaten des Altertums, es galt später auch in dem Mutterlande des industriellen Kapitalismus und der Demokratie, in England, bis in unsere Tage. Der Adel hatte dort längst aufgehört, allein im Staate zu herrschen, er mußte seit den Tagen der Revolution des 17. Jahrhunderts die Herrschaft mit kapitalistischen Gruppen teilen. Seine Kandidaten mußten mitunter bei Parlamentswahlen mit Bürgerlichen in die Schranken treten. Trotzdem behielt das englische Parlament, nicht nur das Haus der Lords, sondern auch das der Gemeinen, bis ins 19. Jahrhundert im wesentlichen einen aristokratischen Charakter. Das Unterhaus bestand entweder aus den Angehörigen adeliger Familien oder ihren Klienten, die Regierungen wurden von den großen Adelsfamilien gebildet. Das galt für beide Parteien, nicht nur die Konservativen, die Tories, sondern auch die „Liberalen", die Whigs.

Es war eine Ironie des Schicksals, daß diese Regel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gerade bei den Tories durchbrochen wurde, und zwar durch einen jüdischen Literaten, Disraeli, der ihre Partei reformierte und regenerierte, indem er sie den Bedingungen der erstarkten Demokratie anpaßte und ihr Führer wurde.

Die Kapitalisten vermochten dagegen nur ausnahmsweise zu einer Klasse von Staatslenkern zu werden. Schon im Altertum war den Aristokraten, wie wir gesehen, die Beteiligung an kauf-

Digitized by Google

männischen Geschäften untersagt. Sie hätten durch solche Tätigkeit ihre politische Begabung verringert. Und das gilt bis heute.

Wie die Wissenschaft und die Kunst erheischt auch die Politik, daß derjenige, der sich mit ihr beschäftigt, nicht durch andere Sorgen von ihr abgezogen wird, wenn er es zur Meisterschaft auf diesem Gebiete bringen will. Es haben wohl arme Künstler und Gelehrte Großes geleistet, aber diese armen Künstler waren gewöhnlich sehr leichtsinnig, nicht von materiellen Sorgen beschwert, und die armen Gelehrten so bedürfnislos und weltfremd, daß sie ihre Armut gar nicht recht merkten. Die materiellen Sorgen überließen sie ihren Gattinnen und Freunden.

Der Kaufmann dagegen wird gerade, je geschäftstüchtiger er ist, je mehr er als solcher leistet, um so mehr von materiellen Sorgen erfüllt sein, wenn auch nicht von Nahrungssorgen. Sein Leben beschäftigt ihn ununterbrochen mit Spekulationen, nicht theoretischen, sondern sehr praktischen. Seine Existenz zieht er daraus, daß er die kommenden Verhältnisse des Warenmarktes richtig voraussieht und ausnützt.

Und das ändert sich nicht für den industriellen Kapitalisten. Wohl zieht die Klasse dieser Kapitalisten ihren Gewinn aus der Produktion des Mehrwerts. Aber der Gewinn des einzelnen unter ihnen bleibt dabei abhängig vom Warenmarkt. Er kann den aus dem Mehrwert ihm zufließenden Gewinn vermehren, wenn es ihm gelingt, seine Rohstoffe billiger zu kaufen, als seine Konkurrenten, oder seine Produkte teurer zu verkaufen als diese. Er kann aber auch den ganzen Mehrwert, den sein Unternehmen produzierte, an andere Kapitalisten verlieren und bankerott werden, wenn er zu teuer kauft, zu billig verkauft.

Dabei wird im Zeitalter des industriellen Kapitals der Warenmarkt immer ausgedehnter und unübersichtlicher. Und für den industriellen Kapitalisten gesellen sich zu Problemen des Zirkulationsprozesses der Waren auch die des Produktionsprozesses. Er hat nicht bloß Rohstoffe zu kaufen, sondern auch Maschinen. Er muß Fabriken bauen, Arbeiter anwerben, ihre Arbeit organisieren, mit ihnen Kämpfe ausfechten usw.

Man stellt sich in unseren Kreisen den Kapitalisten oft als einen sorglosen Müßiggänger vor. Das trifft nicht zu. Er führt ein Leben voll Sorge, nicht Sorge um das tägliche Brot, aber voll Sorge um das Sich-Behaupten in den sich immer mehr verschärfenden Kämpfen um Gewinn und Macht mit den Konkurrenten, den Lieferanten, den Kunden, den Arbeitern.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, inwieweit diese Kämpfe gesellschaftlich notwendig und nützlich sind. Darüber wurde von unserer Seite bereits anderweitig ausreichend gehandelt. Genug, sie sind da und nehmen das ganze Denken, die ganze Kraft der Kapitalisten gefangen.

Digitized by Google

Man könnte meinen, das Aktienwesen verwandle die Kapitalisten in bloße Rentner. Das ist keineswegs der Fall. Es ermöglicht nur, ebenso wie die Staatsanleihen, das Bestehen einer zahlreichen Klasse von Rentnern. Für den Kapitalisten ist jedoch das Akkumulieren zur zweiten Natur geworden, er entschließt sich selten zum Rentnerdasein solange er tatkräftig ist. Vermehrung von Kapital heißt Vermehrung von Macht und Ansehen in der Gesellschaft. Diese Vermehrung erlangt man nicht als bloßer Rentner.

Das Aktienwesen ermöglicht vielmehr, daß kapitalistische Unternehmer außer an dem eigenen Unternehmen auch an anderen interessiert werden, von denen sie nur Anteilscheine besitzen. Ferner macht es die Aktie möglich, daß Geldbesitzer aus den verschiedensten Kreisen, Angehörige freier Berufe, Beamte des Staates und anderer Einrichtungen, Grundbesitzer und dgl. Anteil an kapitalistischen Unternehmungen bekommen, an den Wechselfällen ihrer Geschicke interessiert werden.

Das Gebiet der geschäftlichen Spekulation wird durch das Aufkommen der Aktie nicht eingeengt, sondern vielmehr gewaltig erweitert. Zu den Schwankungen des Warenmarktes gesellen sich nun auch die des Effektenmarktes.

Ein Faulbett ist das Dasein eines im Geschäftsleben stehenden Kapitalisten nicht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die gesamte Kapitalistenklasse nur aus tätigen Menschen bestünde — ganz abgesehen von der Frage, ob und inwieweit ihre Tätigkeit nicht entbehrlich ist, ja sogar schädlich wirkt.

Die Kapitalisten akkumulieren nicht ihren ganzen Mehrwert. Die asketischen Tage des industriellen Kapitals sind vorüber. Für den Kaufmann haben sie in der Regel von vornherein nicht existiert. Aber es sind vornehmlich die Damen und die Sprößlinge der Kapitalisten, denen die Funktion des Konsumierens des Mehrwerts zufällt, soweit er nicht akkumuliert wird, des Vergeudens und Verschlemmens dessen, was die Gatten und Väter aus der Arbeit der fleißigen Hände ihrer Ausgebeuteten erwarben.

Von diesen schwelgenden Tagedieben ist jedoch ernsthafte Beschäftigung mit der Politik schon gar nicht zu erwarten. Die tätigen Kapitalisten wieder verhindert ihr Geschäft, sich intensiv der Politik zu widmen. Es nimmt sie gefangen nicht nur während der Stunden der Bureauarbeit, sondern oft darüber hinaus, während der Stunden der Muße.

Der humorvolle Maler Oberländer zeichnete einmal einen Kostümball bei Itzig Lewy, auf dem die Gesellschaft einen Kirchtag in Tirol darstellt. Es wird gejodelt und geschuhplattelt, geflirtet und gekost — da kommt von der Straße ein Freund des

Digitized by Google

Hauses und ruft die neuesten Börsenkurse aus, die von New-York eben telegraphisch eingelaufen sind. Die Dirndln und Sennbuben vergessen im Nu alle zärtlichen Blicke und übermütigen Kapriolen und berechnen sorgenvoll die Verluste, die ihnen drohen.

Die geschäftliche Interessiertheit läßt den Kapitalisten selten los, sie raubt ihm die Zeit, aber auch den weiten Blick für eine fruchtbare Beschäftigung mit der Politik.

Im Zeitalter des industriellen Kapitals wird auch der Großgrundbesitz in das Erwerbstreiben hineingezogen. Weniger in England, wo er noch in hohem Grade feudal gebunden ist und die Bebauung seines Bodens Pächtern überläßt. Vielmehr auf dem europäischen Festland, wo er seine Landgüter selbst bewirtschaftet und vielfach noch mit industriellen Betrieben vereinigt. Unter diesen Umständen verliert er seine politischen Fähigkeiten, sie fehlen ihm nun sogar in höherem Grade, als dem industriellen Kapitalisten, dem doch die mannigfachsten Anregungen der Großstadt zu Gebote stehen, und dessen Betrieb meist mit der Weltwirtschaft verbunden ist. Der geschäftemachende Krautjunker verbindet die ganze habgierige Kurzsichtigkeit des Kapitalisten mit fast bäuerlicher Borniertheit, die nicht verbessert wird, wenn der Junker seine Jugend im Offizierskorps verbrachte, das ihm zur Lebensschule wurde. Der Grundadel ist heute in der Regel in bezug auf politische Einsicht nicht mehr die am höchsten, sondern vielmehr die am niedrigsten stehende Klasse im Staate.

Wohl wird wie für alle Welt, so auch für den Kapitalisten in Stadt und Land die Art der Verwaltung und Lenkung des Staates immer wichtiger.

Nicht nur sein Klasseninteresse, sondern sehr oft sein persönliches Geschäftsinteresse erheischt oft dringend das Einhalten einer besonderen Politik, aber in den seltensten Fällen findet er Zeit und Konzentration dazu, um jene Kenntnisse zu erwerben, ohne die sich im modernen Staate ein Politiker unmöglich erfolgreich betätigen kann.

Der Kapitalist zieht es daher vor, statt selbst in die Arena der Politik herabzusteigen, von ihm gedungene Kämpfer in sie zu senden.

Unter dem Absolutismus besticht er einzelne Beamte. Wenn er ein Finanzmagnat ist, vermag er auch Minister, ja selbst Monarchen durch Gewährung von Anleihen und ähnlichen Mitteln zu beeinflussen.

In der Demokratie sucht er deren Organe, Parlamentarier, Parteien, die Presse zu kaufen.

Im Laufe der Entwicklung der Demokratie, des Wachsens der politischen Erfahrung und Macht der Massen wird diese Art der Politik allerdings immer schwieriger. Während des 18. Jahrhunderts war die Bestechung britischer Parlamentarier — aller-

Digitized by Google

dings nicht bloß durch Private, sondern auch durch die Regierung selbst — sowie die Erkaufung von Parlamentswählern eine selbstverständliche Sache. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das zusehends immer schwerer geworden und heute in seiner ursprünglichen brutalen Form ganz unmöglich.

Die Füllung des Wahlfonds bestimmter Parteien durch einzelne Kapitalisten besteht allerdings immer noch als eine rege betriebene Praxis fort. Aber immerhin ist das eine Maßregel, die mehr der Förderung der allgemeinen Klasseninteressen der Kapitalisten, als der besonderer Geschäftsinteressen dient, also doch etwas höher steht, vom Standpunkte des Staatsinteresses aus gesehen.

Das Hauptorgan, dessen sich die Kapitalisten heute in der Demokratie bedienen, um ihre Interessen, allgemeine wie persönliche, im Staate durchzusetzen, ist die Presse geworden, namentlich die Tagespresse. Eine Tageszeitung ist ein kolossaler Apparat geworden, den herzustellen und in Gang zu bringen, große Geldmittel erheischt. Auf diesem Gebiete macht sich die Uebermacht des großen Kapitals gegenüber den Besitzlosen in erdrückender Weise geltend.

Vierzehntes Kapitel.

Gewalt und Demokratie.

Diese Tatsachen sind es hauptsächlich, die von einer Reihe von Sozialisten gegen die Demokratie ins Feld geführt werden, um zu beweisen, daß sie als Mittel des Proletariats, sich selbst zu befreien, versage. Diese Sozialisten entstammen meist ökonomisch rückständigen Ländern, mit einem unentwickelten Proletariat. Ihr Zweifel an der Demokratie ist im Grunde ihr Zweifel am Proletariat selbst. An Stelle seiner Selbsttätigkeit, die sich nur in der Demokratie fruchtbar entfalten kann, wollen sie einen Messias setzen oder einen Moses, der das Proletariat in das Land der Verheißung führen soll.

Sie berufen sich auf das Wort von der Diktatur des Proletariats, das Marx einmal äußerte, aber nur gelegentlich, ohne darzulegen, welche Art der Staatsverfassung er für diesen politischen Zustand ins Auge fasse. Doch sprach er sich an gleicher Stelle (in seinem berühmten Brief „Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms", 1875, abgedruckt in der „Neuen Zeit", IX, S., S. 573) für die Forderung der demokratischen Republik aus.

Wie immer Marx die Diktatur des Proletariats verstanden haben mag, für die Diktatur als die zur Befreiung des Proletariats unerläßliche Staatsform hat er sich nirgends ausge-

Digitized by Google

sprochen. Dies stünde auch im Widerspruche zu dem Grundsatz, den er an die Spitze der Statuten der Ersten Internationale setzte, wonach die Befreiung der Arbeiterklasse das Werk der Arbeiterklasse selbst sein muß, also nicht einer unbeschränkten Regierung, die die Arbeiter nach Belieben dirigiert. Das Bestehen einer solchen Regierung selbst bewiese schon die Unreife des Proletariats, sich zu befreien, denn keine Arbeiterklasse, die dazu fähig ist, würde es dulden, daß eine Regierung ihr vorschreibt, was sie zu lesen und zu hören, und wie sie zu handeln habe.

Es war nicht Marx, sondern Weitling, der die Herbeiführung des Sozialismus von einem Messias erwartete, — ein bei dem Zustand des deutschen Proletariats in den vierziger Jahren begreiflicher Gedanke.

Die angeblichen Quellen alles Uebels der Demokratie, Parlament, Partei, Presse können bei den Grundlagen des heutigen Staates selbst in der Diktatur nicht aufgehoben werden. Auch das bolschewistische Rußland hat seine gewählten Vertretungskörper, seine kommunistische Partei, seine kommunistische Presse. Der Unterschied gegenüber der Demokratie besteht bloß darin, daß an Stelle der Möglichkeit, einzelne Parlamentarier, Parteileute, Zeitungen durch Kapitalisten zu kaufen, das ausschließliche Monopol der jeweiligen Regierung auf Parlament, Partei, Presse tritt, so daß außer den Regierungskandidaten für die gewählten Körperschaften, außer der Regierungspartei und den Regierungszeitungen andere Kandidaten, Parteien, Zeitungen im Lande nicht zugelassen werden.

Marx erklärte in dem oben erwähnten Programmbrief, es sei „der Zweck der Arbeiter",

„den Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr durchaus untergeordnetes Organ zu verwandeln". (S. 572.)

Die Diktatur dagegen treibt die Ueberordnung des Staates über die Gesellschaft auf die Spitze, indem sie sich neben dem Staatsapparat auch noch der Organe bemächtigt, die bestimmt sind, ihn der Gesellschaft unterzuordnen, und sie in Organe des Staatsapparates verwandelt. Die Unterordnung der Gesellschaft unter den Staat wird völlig unerträglich, wenn dieser Staatsapparat sich auch noch den ganzen Produktionsprozeß unterordnet, was noch kein Despot vorher getan hat. Nur ein der Gesellschaft untergeordneter, nicht ein sie absolut und willkürlich beherrschender Staatsapparat kann zu einem Mittel werden, an Stelle der Leitung der Produktion durch private Kapitalisten eine gesellschaftlich bestimmte Leitung zu setzen, und so das Proletariat zu befreien.

Das längere Bestehen einer Diktatur als Normalzustand des Staates deutet auf hochgradige Unfähigkeit des Proletariats in diesem Staate hin, also auch auf die zeitweilige Unfähigkeit, an Stelle des Kapitalismus sozialistische Produktion zu setzen.

Digitized by Google

Will ein solches Regime auf den Großbetrieb in der Industrie nicht ganz verzichten, was offenbarer Bankerott wäre, nicht bloß ökonomischer, sondern auch militärischer, dann bleibt ihm nur die Wahl zwischen Staatskapitalismus und privatem Kapitalismus. Aber gerade je absoluter die Staatsmacht und je weniger entwickelt demokratische Kontrolle und Kritik ist, um so pedantischer, umständlicher, aber auch korrupter wird die staatliche Bureaukratie. Um so weniger ist sie imstande, die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit zu erlangen, die der Produktions- und Zirkulationsprozeß der Warenwelt erheischt, um so weiter bleibt die staatliche Industrie hinter der privaten zurück — der privaten des Auslands, wenn keine im Inland gestattet ist. Um so mehr sieht sich die Diktatur gedrängt, die Produktion auf Kosten der arbeitenden Massen fortzuführen; der Bauern, denen man die Industrieprodukte enorm verteuert, sowie der Industriearbeiter, da die Bureaukratie des Staates, wie jeder unfähige Unternehmer die Kosten ihrer verfehlten Leitung durch Herabsetzung der Löhne und möglichste Hochschraubung der Arbeitsleistungen wettzumachen sucht.

So gerät die Diktatur, so gut ihre Absichten ursprünglich gewesen sein mögen, durch die Macht der ökonomischen Gesetze in immer stärkeren Gegensatz zu den Arbeitern, die ihr rechtlos gegenüberstehen.

Dadurch wird jedoch die ökonomische Unfähigkeit der staatlichen Bureaukratie nicht aufgehoben, der kein demokratisches Organ größere Elastizität und Sachkunde beibringt. So sieht sich die Diktatur aus denselben Gründen der ökonomischen Notwendigkeit immer mehr genötigt, an die Hilfe des privaten Kapitals zu appellieren, im In- und Ausland, und dessen Wirkungskreis im Staate immer mehr zu erweitern.

Die großen Kapitalisten bedürfen keiner Demokratie, um auf die Regierungen zu wirken. Ihre Macht besteht nicht in der großen Zahl der Mitglieder ihrer Klasse, sondern in ihrem Reichtum. Wohl aber können die arbeitenden Massen ohne Demokratie, ohne die Möglichkeit, selbständige Vereine zu gründen und sich in ihnen und durch sie im Staate frei zu bewegen, keine Macht entfalten.

Daher werden in der Diktatur, auch wenn sie sich bei ihrem Ausgangspunkt als Diktatur des Proletariats gebärdet, schließlich die Proletarier völlig machtlos einem immer mehr erstarkenden Kapital gegenüber. Dieses braucht unter der Diktatur wohl keine Parlamentarier, Parteien, Zeitungen zu bestechen, dafür kann es um so mehr den Staatsapparat kaufen; die einzelnen Beamten, ja schließlich die Herren Diktatoren selbst, wenn auch nicht in der Form persönlicher Bestechung, so doch der Erpressung, indem die Gewährung von Mitteln an den Staat von

Digitized by Google

bestimmten Konzessionen abhängig gemacht wird. Dieser Modus wird um so wirksamer, je mehr man mit ausländischen Kapitalisten zu tun bekommt, weil man das inländische Kapital vernichtet, vertrieben oder doch eingeschüchtert hat.

Die Diktatur beseitigt daher keineswegs die Möglichkeit, daß die Kapitalisten den Staatsapparat durch ihren Reichtum beeinflussen, ja schließlich beherrschen. Sie muß auf diesen Zustand hinauslaufen, mag sie wollen oder nicht.

Auf der andern Seite sucht sie der Möglichkeit, daß die Kapitalisten sich der Presse, der Vereine und Parteien, sowie der Parlamente bemächtigen, in einer Weise zu entgehen, in der sie nicht nur den Kapitalisten, sondern ebensosehr jedem selbständig denkenden Arbeiter den Zugang zu diesen Institutionen verschließt und verschließen muß. Sonst würde sie eben aufhören, Diktatur zu sein.

Die Diktatur muß die arbeitenden Klassen, die nur in freien Massenorganisationen Macht entfalten können, darin aufs äußerste behindern. Sie wird dagegen dem Einfluß großer Kapitalisten, die keiner Massenorganisation, sondern nur persönlichen Verkehrs mit den Regenten bedürfen, um so mehr zugänglich sein, je mehr das Staatswesen des Zuströmens und Zuwachsens von Kapitalien, also des Vertrauens der Kapitalisten, bedarf.

Das Bestehen demokratischer Einrichtungen dagegen hindert für sich allein sicher nicht, daß große Kapitalisten einzelne Organe der Demokratie, Zeitungen, Parlamentarier, ja selbst Minister kaufen oder durch weniger grobe Mittel für sich gewinnen. Aber dieselben Einrichtungen machen es auch möglich, daß größere und stets wachsende Schichten der arbeitenden Klassen sie auch für sich ausnutzen, sich eine eigene Presse, eigene Parteien, eine eigene Vertretung im Parlament schaffen, die kapitalistischer Bestechung unzugänglich sind und ihre wichtigste Aufgabe im Kampfe gegen das Kapital sehen.

Wo in einer Demokratie die arbeitenden Massen noch nicht dazu gelangt sind, sich solche Organe ihres politischen Willens zu schaffen, liegt das bloß daran, daß sie einen eigenen politischen Willen noch nicht haben, was auf besonderen Lebensbedingungen beruht, die ökonomisch, geographisch, historisch zu erklären sind. Die bloße Demokratie kann solchen Willen sicher nicht hervorbringen. Sie ist nur ein Mittel, dort, wo er besteht, ihm im Staate Geltung zu verschaffen.

Und daß das keine bloße Möglichkeit ist, lehrt uns ein Blick auf die soziale Entwicklung seit einem Jahrhundert. Hand in Hand mit dem Fortschritt der Demokratie, mit der Eroberung und Erweiterung demokratischer Rechte geht auch das Wachstum der Arbeiterparteien, ihrer Presse, ihrer parlamentarischen Ver-

Digitized by Google

tretung, ihres Einflusses auf die Regierung, die sie gelegentlich schon selbst stellen.

Die tägliche Nachrichtenpresse hat allerdings so ungeheure Dimensionen erreicht, daß die Parteipresse der Arbeiter dagegen schwer aufkommt. Diese hat, ohne politisch unterdrückt zu sein, schwer zu kämpfen in Frankreich und in England. In Frankreich bilden die Haupteinnahmen der bürgerlichen Tagesblätter weniger die Erträgnisse ihres Verkaufs, als die Bestechungsgelder großer Firmen und auch mancher Regierungen. In England kostet die bloße Herstellung einer Zeitung oft mehr als ihr Verkaufspreis ausmacht. Sie wird lebensfähig nur durch die Fülle von Inseraten, die ihr zuströmen.

Eine sozialistische Zeitung kann natürlich keine Bestechungsgelder nehmen. In England weigern sich aber auch die meisten kapitalistischen Firmen, in einer solchen Zeitung zu inserieren.

So hat die tägliche sozialistische Presse in diesen Ländern schwer zu kämpfen, es gelang ihr bisher nicht, eine solche Ausdehnung zu gewinnen und solche Lesermassen zu gewinnen, wie in Deutschland und den kleineren Staaten, die es umgeben.

Aber einigen Ersatz bieten in Frankreich und England die sozialistischen Zeitschriften, namentlich Wochenschriften. Sie erfordern keinen solchen kostspieligen Apparat, wie eine Tageszeitung, sie sind mit geringeren Mitteln herzustellen und zu verbreiten. Wo es keine sozialistische Tagespresse von Belang und doch Sozialisten gibt, die zu den Massen sprechen wollen, werden die Wochenschriften ein wichtiges Mittel der Verbreitung politischer Bildung.

Kein Zweifel, die reichen Mittel, die den Kapitalisten zu Gebote stehen, um Organe der Demokratie in der einen oder anderen Form zu kaufen, bilden ein starkes Hemmnis für die Erstarkung der Arbeiterparteien. Aber der Erfolg zeigt, daß dieses Hemmnis nicht unübersteigbar ist. Die arbeitenden Klassen erstarken politisch in der Demokratie immer mehr, je reicher ihre politische Erfahrung wird, je umfangreicher die Mittel ihrer politischen Aufklärung, je zahlreicher und geschlossener ihre Parteien. Nicht nur ihre Stimmenzahlen wachsen, sondern auch ihre Einsicht. Manche der Arbeiterparteien steht bereits an der Schwelle der Eroberung der politischen Macht durch die Mittel der Demokratie.

Aber werden die Kapitalisten das ruhig hinnehmen? So fragen die Gegner der demokratischen Methoden unter den Sozialisten, die im bewaffneten Bürgerkrieg die einzige Methode sehen, Klassenkämpfe entscheidend auszufechten.

Kein Zweifel, die Kapitalisten werden sich aufs gewaltigste gegen ihre politische Depossedierung durch die Demokratie sträuben, die ihre ökonomische Depossedierung schließlich nach sich ziehen muß, und sie werden alle möglichen Mittel anwenden,

Digitized by Google

den Sieg der Demokratie zu hindern. Auch die Mittel der bewaffneten Macht — wenn ihnen solche in ausreichendem Maße zur Verfügung steht.

Wir haben gesehen, wie die kriegerische Uebermacht eines erobernden Stammes den Staat und damit die Ausbeutung schuf, wie die Kriegsmacht des Adels gegenüber wehrlosen Bauern Staat und Ausbeutung aufrecht erhielt. Wer nur diesen Zustand kennt, mag für die innere Entwicklung auch der modernen Demokratie die ultima ratio bei den Waffen sehen. Wir haben aber weiter gesehen, daß mit dem industriellen Kapital, das auch das industrielle Proletariat in sich birgt, ein ganz neuer Faktor in Oekonomie und Politik auftaucht, daß von da an die Ausbeutung und Klassenherrschaft immer weniger auf militärischer Gewalt beruhen, also auch immer weniger durch sie aufrecht erhalten werden. Nicht die militärischen, sondern die ökonomischen Machtmittel werden im Staate immer mehr entscheidend, je weiter seine industrielle Entwicklung fortschreitet.

Die Kapitalisten herrschen nicht, wie der Kriegsadel, vermöge ihrer eigenen militärischen Ueberlegenheit über die Massen, hinter denen sie auch an Zahl weit zurückstehen. Sie haben sich bisher behauptet durch ihren Reichtum und wegen der Wichtigkeit ihrer ökonomischen Funktionen im heutigen Produktionsprozeß. Sie werden sich behaupten, solange die von ihnen beherrschten und ausgebeuteten Massen es nicht verstehen, an Stelle der Kapitalisten und der von Kapitalisten abhängigen Einrichtungen, Einrichtungen der Arbeiterklasse zu setzen, die deren Funktionen ebensogut, wo nicht besser erfüllen.

Die ökonomische Unentbehrlichkeit, nicht die militärische Ueberlegenheit ist die Waffe, die von den Kapitalisten einem demokratischen Regime der arbeitenden Klassen entgegengesetzt werden kann: die Sabotage der Kapitalisten, die ihre Betriebe stillsetzen, wenn sie sich von der Entwicklung der Demokratie bedroht glauben, wie sie es in Rußland in der Revolution von 1917 eine Zeitlang in hohem Maße taten.

Ob diese Waffe der Kapitalisten Erfolg hat, ja, ob sie überhaupt zur Anwendung gebracht wird, wird vor allem von der politischen und ökonomischen Einsicht der zur Macht gelangenden Arbeiter abhängen. Davon, ob sie es vermögen, den Produktionsprozeß in Gang zu halten, und in entscheidenden Produktionszweigen die Produktion durch ihre eigenen Organisationen fortzuführen. Ferner davon, ob sie über genügend Klugheit und Selbstbescheidung verfügen, um in den Produktionszweigen, wo solches Verfahren nicht sofort möglich ist, den Kapitalisten Bedingungen zu stellen, die ihnen die Fortführung ihrer Betriebe rätlich erscheinen lassen.

Wo eine solche Lösung nicht gelingt, wo die Arbeiterregierung es nicht versteht, die einen Produktionszweige sofort zu soziali-

Digitized by Google

sieren, in den anderen die Kapitalisten zur Weiterführung der Produktion zu veranlassen, wird das Ergebnis entweder eine glatte Kapitulation der Arbeiter vor den Kapitalisten sein — natürlich nicht für immer, aber doch für einige Zeit — oder ein Uebergehen der Arbeiter zu sinnloser Gewalttat, zur Besetzung aller Fabriken und Vertreibung ihrer Eigentümer und Leiter, wie 1917 in Rußland, was jedoch unter den gegebenen Umständen nicht zu sozialistischer Produktion führen kann, sondern in einem Chaos enden muß, das nicht notwendigerweise sofort von einer Rückkehr zu privatem Kapitalismus abgelöst wird. Unter Umständen kann sich diese Rückkehr auf einem Umweg über eine Art Staatskapitalismus vollziehen. Auf keinen Fall ist auf diese Weise die Herbeiführung einer gesellschaftlichen Produktion durch freie Arbeiterorganisationen zu erreichen.

Die ökonomischen Kampfesmittel, namentlich die der Produktionseinstellung, sind die der Natur des Kapitals angemessensten, die es einer es gefährdenden Entwicklung der Demokratie entgegensetzen kann. Je nach dem Reifegrad des Proletariats oder der Produktion werden die Maßnahmen verschieden sein müssen, die ein Arbeiterregime der Anwendung dieser Kampfmittel entgegensetzt, wenn es zu einer solchen Anwendung wirklich kommt, was noch keineswegs ausgemacht ist.

Die Frage unserer Stellung zur Demokratie und unserer Erwartungen in bezug auf die Möglichkeiten, die sie bietet, wird dadurch nicht berührt.

In der Regel meinen auch die antidemokratischen Sozialisten etwas anderes. Nicht ein ökonomisches, sondern ein militärisches Widerstreben der Kapitalisten sei zu erwarten, sobald die Demokratie es bedrohe. Diese würde dann gewaltsam beseitigt und so würden doch Bürgerkrieg und auf militärische Gewalt gestützte Diktatur unvermeidlich.

Zu derartigem mag es hie und da wohl kommen. Aber der Kampf, der da geführt würde, wäre doch nichts anderes, als ein Kampf um die Demokratie. Die Kapitalisten würden sich gegen diese erheben, weil sie erkennen, welche Bedeutung die Demokratie für die Befreiung des Proletariats hat. Ein Sozialist, der von den Kapitalisten ein derartiges, verzweifeltes Vorgehen gegen die Demokratie erwartet, bezeugt gerade damit, wenn auch vielfach, ohne es zu wissen und zu wollen, wie lächerlich das Gerede von der „formalen" Demokratie ist, die nichtig bleiben müsse, solange nicht der Sozialismus durchgeführt sei.

Die Erwartungen eines auf militärische Kraft gestützten Versuchs der Kapitalisten, die Demokratie abzuschaffen, bezeugen, wie notwendig es für das Proletariat ist, jeden Angriff auf die Demokratie mit aller Macht aufs hartnäckigste abzuwehren. Wenn aber Leute, die solche Erwartungen hegen, die „formale" Demo-

Digitized by Google

kratie herabsetzen, so tun sie ihr möglichstes, in den arbeitenden Klassen den Geist des Kampfes für die Demokratie bedenklich zu lähmen. Sozialisten dieser Art können zu einer Gefahr nicht nur für die Demokratie, sondern auch für das Proletariat werden.

Doch muß es keineswegs zu bewaffnetem Angriff der Kapitalisten auf die Demokratie kommen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sie eine kleine Minderheit bilden, die nicht durch besondere Kriegstüchtigkeit über die Mehrheit emporragt. Wo die Kapitalisten militärische Erfolge erzielten, gelang es ihnen nur durch von ihnen bezahlte oder doch dirigierte Kriegsleute aus den ausgebeuteten Klassen.

Die Frage, ob die Kapitalisten einen bewaffneten Angriff auf die Demokratie unternehmen werden, reduziert sich demnach auf die Frage, ob sie eine ausreichende bewaffnete Macht finden werden, die ihnen zu diesem Zwecke zu Gebote steht.

Das ist eine Frage, die sich von vornherein weder bejahen noch verneinen läßt. Die Antwort hängt ganz von den Verhältnissen ab, unter denen die Arbeiterpartei ans Ruder kommt.

Dies wird in einer Demokratie erst dann der Fall sein, wenn sie die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hat. Herrscht im Lande allgemeine Wehrpflicht, wird auch die Mehrheit der Armee für das neue Regime sein, namentlich bei kurzer Dienstpflicht.

Doch hängen an der Demokratie nicht bloß die Sozialisten. Sie ist wichtig für alle breiten Schichten der Bevölkerung, auch für solche, die nicht proletarisch oder sozialistisch gesinnt sind. In einem modernen Industrieland, und nur ein solches kommt in Frage, wird die Gesamtheit der arbeitenden Bevölkerung, die ungeheure Mehrheit des Volkes, für die Aufrechterhaltung der demokratischen Rechte sein.

Unter diesen Umständen wäre ein Appell von Kapitalisten an ein Heer der allgemeinen Wehrpflicht zum Umsturz der Demokratie für niemanden so gefährlich, wie für die Apellierenden selbst.

Stehen die Verhältnisse günstiger bei einer Werbearmee von Freiwilligen?

Eine solche kann je nach der Auswahl bei der Anwerbung proletarisch oder kapitalistisch gesinnt sein. Aber sie wird auch in dem letzteren Falle zu klein sein, um der großen Masse der Nation gegenüber die Demokratie ernsthaft erschüttern zu können. Sie könnte wohl groben Unfug stiften, würde aber dadurch die politische und soziale Position ihrer Auftraggeber nicht verbessern.

Noch eine dritte Möglichkeit besteht: Die Kapitalisten werben käufliche Subjekte an, um sie zu bewaffnen und sie zur Bekämpfung ihnen unbequemer Regungen der Arbeiterklasse zu benutzen. Zuerst bedienten sich die amerikanischen Kapitalisten

Digitized by Google

solcher Landsknechte für den Bürgerkrieg, der sogenannten Pinkertons, die namentlich bei Streiks einzugreifen haben. Heute sind Fascisten die bezahlten Henker der Volksfreiheit geworden. Sie sind gewiß gefährlich, aber zum Glück nur unter bestimmten Umständen, die von den Herren Kapitalisten nicht nach Belieben hervorgezaubert werden können.

Sollen die Fascisten eine politische Wirkung üben, müssen sie in großer Zahl auftreten — in Italien mit 39 Millionen Einwohnern etwa eine halbe Million. In Deutschland müßten sie, um dieses Verhältnis zu erreichen, fast eine Million stark sein. In einem industriellen Lande ist eine so große Zahl von Lumpen in den besten Mannesjahren für kapitalistische Zwecke nicht aufzutreiben. In Italien waren die Verhältnisse dem Fascismus besonders günstig.

Einmal ist von altersher — eine ruhmreiche Ueberlieferung — die Zahl seiner Deklassierten ausnehmend groß. Die deklassierten Bauern und Kleinbürger wurden Banditen, namentlich im Kirchenstaat und im Königreich Neapel. Die zahlreichen stellenlosen Intellektuellen suchten während des ganzen 19. Jahrhunderts durch Putsche und ähnliche politische Betätigungen Stellen zu ergattern.

In seinem Buche über „Ein Komplott gegen die Internationale" (Braunschweig 1874) zitiert Marx (S. 42) folgenden Ausspruch Bakunins:

„In Italien gibt es, was den anderen Ländern fehlt, eine glühende, energische Jugend, ohne jede Stellung, ohne Karriere, ohne Ausweg, die trotz ihrer Bourgeois-Herkunft nicht moralisch und intellektuell erschöpft ist, wie die junge Bourgeoisie anderer Länder."

Marx fügt hinzu:

„Alle angeblichen Sektionen der italienischen Internationale werden geleitet von Advokaten ohne Klienten, von Aerzten ohne Patienten und ohne Kenntnisse, von Studenten vom Billard, von Handlungsreisenden und sonstigen Kommis und besonders von Journalisten der kleinen Presse von mehr oder minder zweideutigem Ruf."

Vor einem halben Jahrhundert wurden diese Elemente zu Anhängern Bakunins. Heute scharen sie sich um Mussolini, mit demselben Enthusiasmus, aber besserem Erfolg, denn heute erfreuen sie sich der Segnungen des Großkapitals.

Die industrielle Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts hat die Zahl dieser Elemente wohl etwas eingeschränkt, wie sie ja auch dem Banditentum ein Ende machte. Aber der Weltkrieg hat viele, sonst arbeitsame Elemente aus ihrem Geleise gerissen, der Arbeit entwöhnt und den Traditionen des früheren Lumpenproletariats wieder zugeführt, die nie ganz erstorben waren.

Nehmen wir dazu, daß der Fascismus in eine Zeit fiel, in der kommunistische Einflüsse das italienische Proletariat gespalten,

Digitized by Google

aufs tiefste zerrüttet, und zu sinnlosen Experimenten veranlaßt hatten, die einerseits das Kapital erschreckten und dem Fascismus in die Arme trieben, indes andererseits ihr Mißlingen das Proletariat gleichzeitig erschöpfte und seine Kampffähigkeit lähmte, dann haben wir die Bedingungen für das Aufkommen des Fascismus. Sie sind auf ein besonderes Land und einen besonderen Zeitpunkt beschränkt und werden sich so leicht nicht wiederholen.

Das Kapital selbst wird an ihnen keine Freude erleben. Diese halbe Million bewaffneter Banditen, die gewohnt sind, straflos zu plündern und zu erpressen, werden schließlich vor ihren anfänglichen Protektoren auch nicht haltmachen. Kapitalistische Produktion und Akkumulation ist auf die Dauer nur möglich bei voller Sicherheit des Eigentums und der Person. Diese Grundlagen des Kapitalismus sind in Italien heute bereits völlig untergraben. Der „Duce" wird sich wundern, was geschieht, wenn er versuchen sollte, sie wieder aufzurichten.

Das Aufkommen des Fascismus bezeugt nicht, daß er überall die Antwort des Kapitals auf einen Sieg der Arbeiterschaft in der Demokratie sein wird. Er bezeugt bloß, daß dem Kapital heute schon vor diesem kommenden Sieg bange ist, und daß heute bereits in einzelnen Staaten, wo die Gelegenheit dazu günstig ist, waghalsige und kurzsichtige Kapitalistenschichten sie dazu benützen, eine bewaffnete Unterdrückung der Demokratie herbeizuführen. Wenn das heute nicht überall eintritt, so rührt das daher, daß nicht überall die Gelegenheiten dazu gegeben sind — wohl auch daher, daß weiterblickende Staatsmänner der herrschenden Klassen einsehen, daß diese Art der Rettung des Kapitalismus die Vertreibung Satans durch Beelzebub bedeutet.

Nichts läßt erwarten, daß die Situation in dem Zeitpunkt, in dem das Proletariat zur politischen Macht gelangt, für Versuche, die Demokratie mit Gewalt zu stürzen, günstiger sein werde als heute. Im Gegenteil, mit jedem Jahr, mit dem wir uns vom Weltkrieg und der durch ihn geschaffenen Landsknechtdenkart mehr entfernen, mit dem der Produktionsprozeß wieder mehr in normale Bahnen einlenkt und die Zahl der Arbeitslosen und Verzweifelten abnimmt, schwindet auch die Aussicht für die Gewaltmenschen unter den Kapitalisten immer mehr, durch Entfesselung eines Bürgerkrieges das Vordringen der Arbeiterschaft in der Demokratie aufzuhalten, diese selbst zu beseitigen.

Aber selbst wenn das unter besonderen Verhältnissen in dem einen oder anderen Staate gelänge, wäre der Sieg ein Pyrrhussieg. Denn auf die Dauer läßt sich im modernen Staat der Fortschritt der Demokratie nicht verhindern. Und wo es zeitweise gelingt, sie aufzuhalten, gelingt dies nur durch Mittel, die das ökonomische Leben aufs tiefste schädigen und den Staat, der sie anwendet, innerhalb der Staatenfamilie auf eine niedere Stufe herabdrücken.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Das Charisma.

Wir haben gesehen, daß der ungeheure, höchst komplizierte Staatsapparat mit seinen mannigfachen und schwierigen Aufgaben von dem einzelnen Beamten ein bedeutendes Fachwissen verlangt. Der Staat kann es nicht dem Zufall überlassen, wo die Beamten ihr Wissen erlangten. Er legt in der Zeit des Absolutismus um so mehr Wert darauf, daß es in bestimmten, von ihm geleiteten oder beherrschten Schulen geschieht, als der Beamte sein blindes Werkzeug sein soll. Wie im Heer wird auch in der staatlichen Bureaukratie die Uniform und die Uniformität maßgebend. Selbständiges Denken und Auftreten des Beamten ist den Herrschern ein Greuel.

Der Nachweis, daß er bestimmte Schulen besucht hat, und zwar mit Erfolg, was eine Prüfung bezeugen muß, ist unerläßlich für die Anstellung des Beamten. Sein Aufstieg im Amt ist dann auch wieder an eine bestimmt geregelte Rangordnung gebunden.

Am höchsten entwickelt war diese Seite der Bureaukratie im Mandarinentum Chinas. Dessen Kriegsadel — wenigstens der letzte der dort eindringenden Stämme, der es beherrschte — war so rückständig, dabei das städtische Bürgertum so unselbständig und kampfunfähig, daß die staatliche Bureaukratie dort für das gesellschaftliche und geistige Leben eine Bedeutung bekam, wie in keinem anderen Lande. So wurde dort der Zweck der höheren Schulen einzig die Vorbereitung für die Beamtenlaufbahn, das Ziel der Studenten einzig das Bestehen der Schulprüfungen, das Ziel des Gelehrten bloß die Kenntnis bestimmter, von der Beamtenkaste anerkannter Bücher, nicht die Erforschung der Ursachen der Dinge, oder überhaupt freie Forschung.

Die gleiche Tendenz, aber allerdings nicht so weitgehend und nicht so alleinherrschend, ist auch mit der Bureaukratie verbunden, die der Absolutismus des Abendlandes schuf.

In vollem Gegensatze dazu stehen die Organe der Demokratie, die der Opposition gegen das staatliche Beamtentum entspringen, mit der Aufgabe, es einzuschränken, zu kontrollieren, ihm seine Aufgaben zu setzen, es elastischer zu gestalten. Wohl erheischt fruchtbringende Arbeit in der Presse, in der Führung einer Partei, im Parlament, in der Regierung, auch ein bestimmtes Fachwissen. Aber in welcher Schule der betreffende Politiker es erwirbt, oder ob er dazu überhaupt in einer Schule oder durch Selbststudium gelangt, ob er es aus Büchern schöpft oder dem Leben, danach fragen diejenigen nicht, von denen die Erwählung des Politikers zum Journalisten, zum Parteiführer, zum Parlamentarier, zum parlamentarischen Minister abhängt. Und schon gar nicht wird dadurch der Einfluß bestimmt, den der einzelne als

Digitized by Google

Journalist, Parteimann, Parlamentarier, Minister, in der Zeitung, der Partei, der Fraktion, der Regierung gewinnt, der er angehört, sowie der Einfluß, den er und die Institution, in der er wirkt, auf die Bevölkerung übt.

Nicht durch die Ablegung von Schulprüfungen gelangt der Politiker in eine Stellung in einem der Organe der Demokratie, sondern nur auf Grund des Vertrauens und des Ansehens, das er sich durch seine Leistungen erwirbt. Durch dieses Vertrauen und Ansehen behauptet er sich in seiner Stellung, wächst er an Einfluß und Macht — oder er verliert sie, bei sinkendem Vertrauen und Ansehen.

In seinem Buch über „Wirtschaft und Gesellschaft" untersucht Max Weber die verschiedenen Typen der Herrschaft und er spricht dabei von einer Art Beherrschung der Massen durch einzelne, die von ihnen auf Grund des Vertrauens und Ansehens geübt wird, das sie erworben haben. Die Befähigung, durch die eine Persönlichkeit solches erreicht, nennt er C h a r i s m a. Daher spricht er vom Charismatismus als einem Herrschaftstypus, neben Bureaukratismus und Feudalismus.

Das griechische Wort Charisma bedeutet ursprünglich eine Gunst oder Gnade, die einem zu Teil wird, eine besondere Begabung, die Gott verleiht. Eine „Gnadengabe" verdeutscht es die Kautzsch-Weizsäckersche Bibelübersetzung (Brief an die Korinther, I. 12). Es wird darunter neben anderem die Gabe verstanden, Wunder zu wirken und zu weissagen. Indem Weber, statt das einfache, allgemein verständliche Wort „Begabung" zu brauchen, mit dem „Charisma" hantiert, bringt er bei seiner ganzen Erörterung darüber in das Unterbewußtsein einen mystischen Zug, der die Klarheit nicht fördert. Er sagt:

„Im Gegensatz gegen jede Art bureaukratischer Amtsorganisation kennt die charismatische Struktur weder eine Form oder ein geordnetes Verfahren der Anstellung oder Absetzung, noch der ‚Karriere' oder des ‚Avancements', noch einen ‚Gehalt', noch eine geregelte Fachbildung des Trägers des Charisma oder seiner Gehilfen, noch eine Kontrolle oder Berufungsinstanz, noch sind ihr örtliche Amtssprengel oder exklusive sachliche Kompetenzen zugewiesen, noch endlich bestehen von den Personen und dem Bestand ihres rein persönlichen Charisma unabhängige ständige Institutionen nach Art bureaukratischer ‚Behörden'. Sondern das Charisma kennt nur innere Bestimmtheiten und Grenzen seiner selbst. Der Träger des Charisma ergreift die ihm angemessene Aufgabe und verlangt Gehorsam und Gefolgschaft kraft seiner Sendung. Ob er sie findet, entscheidet der Erfolg." (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 754.)

Max Weber hat hier nicht die Organe der Demokratie im Auge, von denen handelt er in diesem Zusammenhange gar nicht, sondern nur Herrschaftsverhältnisse, die nicht in alltäglicher Weise herbeigeführt werden, nur unter abnormen Bedingungen durch das Auftreten außergewöhnlicher Persönlichkeiten zustande kommen.

Digitized by Google

Charisma soll eine als außeralltäglich (ursprünglich, sowohl bei Propheten wie bei therapeutischen wie bei Rechts-Weisen, wie bei Jagdführern wie bei Kriegshelden: als magisch bedingt) geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften oder als gottgesendet oder als vorbildlich und deshalb als „F ü h r e r" gewertet wird." (Wirtschaft und Gesellschaft), S. 140.)

Weber spricht hier also bloß von „Uebermenschen", die sich durch übernatürliche oder als solche geltende Leistungen die Masse unterwerfen. Nicht von Organen der alltäglichen Demokratie, sondern von außerordentlichen Diktatoren, die entweder Halbgötter sind oder Schwindler.

Daß dieses „Charisma" trotz seiner, bei Max Weber sehr beliebten „magischen" Wendung sich im Grunde nur auf die simple Fähigkeit reduziert, Vertrauen und Ansehen zu gewinnen, sagt er uns gleich selbst:

„Ueber die Geltung des Charisma entscheidet die durch B e w ä h r u n g — ursprünglich stets: durch Wunder — gesicherte freie, aus Hingabe an Offenbarung, Heldenverehrung, V e r t r a u e n zum Führer geborene A n e r k e n n u n g durch die Beherrschten." (S. 140.)

Wieso Weber zu der Behauptung kommt, daß die „Bewährung" etwa des Häuptlings, „ursprünglich s t e t s durch Wunder" geschah, ist bei ihm nicht ersichtlich. Wäre er weit genug zurückgegangen, so hätte er die Anerkennung des Leitaffen durch seine Herde auch als eine „charismatische" betrachten müssen. Aber hier läge doch sicher nicht ein auf Wunder oder Offenbarungen zurückgehendes Charisma vor.

Indes auch der Begriff der „Herrschaft", die durch das Charisma herbeigeführt wird, ist ein recht eigentümlicher. Weber schreibt darüber:

„Das Charisma eines ‚Berserkers', (dessen manische Anfälle man, anscheinend mit Unrecht, der Benutzung bestimmter Gifte zugeschrieben hat: man hielt sich in Byzanz im Mittelalter eine Anzahl dieser mit dem Charisma der Kriegs-Tobsucht Begabten als eine Art von Kriegswerkzeugen), eines ‚Schamanen' (Magiers, für dessen Ekstasen im reinen Typus die Möglichkeit epileptoider Anfälle als eine Vorbedingung gelten), oder etwa des (vielleicht, aber nicht ganz sicher, wirklich einen raffinierten Schwindlertyp darstellenden) Mormonenstifters, oder eines den eigenen demagogischen Erfolgen preisgegebenen Literaten wie Kurt Eisner, werden von der wertfreien Soziologie mit dem Charisma der nach der üblichen Wertung ‚größten' Helden, Heilande, Propheten durchaus gleichartig betrachtet." (S. 140.)

Ja, wo haben denn Berserker jemals eine Herrschaft aufgerichtet?

Und wo sind epileptoide Krämpfe ein Mittel, die Massen zu beherrschen? Ein nervenkranker Mensch gilt bei den Wilden wohl als heilig und unverletzlich, aber sie würden sich hüten, seiner Führung zu folgen. Und gar Kurt Eisner! Wie immer

Digitized by Google

Weber von ihm denken mochte, seine Einreihung in die Scharen der Berserker und Schamanen erscheint doch mehr als sonderbar.

Allerdings haben wir in Kurt Eisner ein Organ der Demokratie zu sehen, das durch „Charisma" zu einer maßgebenden Stelle gelangte. Aber weder durch Magie, noch durch Krämpfe oder Schwindel. Man kann auch durch andere Mittel, z. B. durch Selbstlosigkeit und Begeisterung und überragende Intelligenz, das Vertrauen der Massen erringen — und in einer länger bestehenden Demokratie nur durch solche Mittel. Gerade Eisner hat in dieser Weise sein zeitweise so starkes „Charisma" erlangt.

Der Unterschied zwischen der bureaukratischen und „charismatischen" Struktur, besteht nicht darin, daß die eine auf alltäglichen, die andere auf außeralltäglichen Fähigkeiten aufgebaut ist, die nur wenigen, überragenden Individuen innewohnen.

Allerdings, für die einzelnen Helden, Diktatoren, Messiasse, die Weber allein im Auge hat, mag das gelten. Wir wissen über sie in der Vergangenheit fast nichts Zuverlässiges, namentlich nichts über ihre wundertätige, magische Seite. In der Gegenwart kommen Wundermänner dieser Art kaum vor. Wenn Weber von dem „rein plebiszitären charismatischen Herrscher Napoleon" (S. 141) spricht, so beruhte desen Charisma auf den Siegen seiner Soldaten und den Spürnasen seiner Polizisten, nicht auf magischen Wundern.

Die ganze Frage des Charisma reduziert sich auf folgendes: In der Demokratie, der primitiven wie in der antiken und der modernen, gelangt man in leitende Stellen nur durch das Vertrauen der Mitbürger, also dadurch, daß man auf bestimmten, für das Gemeinwesen wichtigen Gebieten den Durchschnitt überragt. Das mag unter besonderen Umständen magisch gefärbt erscheinen, zum Wesen der „charismatischen" Struktur gehört das nicht. Wohl aber gehört dazu die Möglichkeit der einzelnen, sich frei zu betätigen, so daß jeder sein Bestes entwickeln und zeigen kann. Das ist nicht in Zuständen der Gebundenheit möglich, nicht in der Bureaukratie, nicht in weltlicher, aber auch nicht kirchlicher, und nicht in irgendeiner Art Despotismus. In der Aristokratie ist diese Möglichkeit nicht ganz genommen, aber auf einen kleinen Kreis eingeschränkt. Am stärksten ist die Möglichkeit, ein „Charisma" zu entfalten, in revolutionären Zeiten gegeben, wo alte Autoritäten zusammenbrechen und neue sich erst bewähren müssen, wozu Gelegenheit gegeben ist.

Ehe der „Träger des Charisma" das Vertrauen der Massen durch seine Leistungen (nicht Wunder) gewonnen hat, wird er vergeblich „Gehorsam und Gefolgschaft, kraft seiner Sendung" von ihnen fordern. Hat er es durch seine Leistungen erreicht, daß die Masse hinter ihm steht, dann kann er, gestützt auf deren Gewicht, von einem ihm widerstrebenden einzelnen Individuum Gehorsam fordern. Doch wird es ihm nie gelingen, die Massen

Digitized by Google

gegen ihren Willen ohne einen Herrschaftsapparat, von dem hier nicht die Rede ist, zu beherrschen. In diesem Sinne wird aus der „charismatischen Struktur" nie eine Herrschaft erstehen und ist nie eine erstanden. Das Uebergewicht des Vertreters der großen Masse gegenüber einem von ihr abweichenden einzelnen kann man aber doch nicht gut als Herrschaft betrachten.

Noch ein Punkt der Weberschen Ausführungen über das Charisma ist hier zu erwähnen:

Weber bemerkt, daß im Unterschied zum Bureaukraten die Träger des Charisma kein Gehalt bezögen.

Das mag wohl für jene Fälle von Berserkern und Epileptikern gelten, von denen er spricht, vielleicht nicht einmal von allen Berserkern. Weber berichtet: Man hielt in Byzanz eine Anzahl zu solchen Anfällen veranlagter „blonder Bestien" (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 753).

Diese werden wohl Gehalt bezogen haben. Wie dem auch sei, auf jeden Fall kann man heute nicht mehr uneingeschränkt von Helden und Propheten und Diktatoren behaupten, keiner von ihnen beziehe Gehalt. Schon gar nicht von den Organen der Demokratie, die wir hier im Auge haben.

In einer Gesellschaft allgemeiner Warenproduktion kann niemand ohne Geldeinkommen leben. Das gilt auch für den Charismatiker, es sei denn, daß das Charisma etwas wäre, was nur außerhalb der Warenproduktion vorkommt. Weber selbst aber spricht von dem „charismatischen Herrscher" Napoleon, dessen Charisma ihm zu sehr anschnlichen Gehältern als General, Konsul, Kaiser verhalf.

Auch die Organe der modernen Demokratie, die nach Charisma, das heißt, nach der Befähigung und dem Vertrauen besetzt werden, können ohne Geldeinkommen nicht existieren. Stehen ihnen keine anderen Geldquellen zur Verfügung, dann sind sie auf irgendeine Art von Geldlohn für ihre politische Arbeit angewiesen, namentlich dann, wenn diese ihre ganze Arbeitskraft in Anspruch nimmt, mehr ist, als bloße Feierabendarbeit. Natürlich muß man von einem Vorkämpfer einer politischen Partei verlangen, daß er für sie aus reiner Ueberzeugnug, nicht um des Gelderwerbs willen, eintrete. Aber das besagt nicht, daß er von seiner Ueberzeugung allein zu leben und mit voller Arbeitskraft zu wirken vermöge. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Krieger einer Armee, die siegen soll, ebensosehr über ausreichende Verproviantierung wie über lodernde Begeisterung verfügen müssen.

Der den Staat vor der Bureaukratie regierende und verwaltende Stand, der Landadel, bedurfte keines Gehalts für seine politische Betätigung — wie auch nicht für seine kriegerische — weil er von der Arbeit seiner Hintersassen lebte, die ihm ein regelmäßiges Einkommen bot, ohne daß er sich viel darum zu kümmern brauchte. Darum gab es auch im englischen Parlament,

Digitized by Google

solange es eine aristokratische Einrichtung war, keine Diäten für seine Mitglieder.

Bei den Kapitalisten steht es schon anders. Ihr Geschäft erfordert die ständige Anwesenheit des Besitzers. Ihr Einkommen vermindert sich, wenn die Politik ihr längeres Fernbleiben vom Geschäft herbeiführt. Sie lassen sich daher meist nur ungern in ein Parlament wählen. Noch mehr gilt das von Bauern und Handwerkern, die nicht so, wie der Kapitalist, einen stellvertretenden Direktor bezahlen können. Von Lohnarbeitern gar nicht zu reden, deren Fernbleiben von der Arbeit mit Entlassung gleichbedeutend ist.

Einen bemerkenswerten Fall bietet die Aristokratie der Republik Venedig, von der P. Daru im 39. Buch (Description du Gouvernement de Venise) seines Werkes „Histoire de la République de Venise", Paris 1819, handelt (ich habe eine, Stuttgart 1828, erschienene Ausgabe benutzt).

Die Aristokratie Venedigs war ganz außerordentlicher Art, der Eigenart des Staates entsprechend, der sich in den Lagunen bildete, bei seinem Entstehen über so gut wie keinen Grundbesitz und keine Landwirtschaft verfügte. Sein Adel war von Beginn an kein Landadel, die Erwerbung feudaler Güter war ihm später sogar verboten, als Venedig die Beherrscherin von weiten Landstrecken wurde. Seine Haupterwerbsquelle bildete der Handel, verbunden mit Plünderung des eigenen Staates, z. B. durch Steuerpachtung. Diese ökonomische Grundlage erschwerte dem venetianischen Adel sehr jede politische Betätigung, obwohl darauf die möglichste Rücksicht genommen wurde. So fanden z. B. die Sitzungen des Großrates am Sonntag statt, weil während der Woche viele seiner Mitglieder von ihren Geschäften in Anspruch genommen wurden. Trotzdem entzogen sich die Aristokraten, ganz im Gegensatz zu denen anderer Länder, gern einer Erwählung zu einem Staatsamt. Daher wurde ein Aristokrat, der ein ihm übertragenes Amt ablehnte, mit einer Geldstrafe belegt, die 1766 von 3000 auf 7000 Dukaten erhöht wurde. Und die Aemter wurden bezahlt. Kein Wunder, daß bei einem so gesinnten Adel aus Kaufleuten das politische Leben in der Republik völlig erstarb und er sich widerstandslos dem strengen Polizeiregime einer kleinen, herrschenden Klique unterwarf.

Auf die Kapitalisten allein läßt sich politische Freiheit nicht einmal für ihre eigene Klasse begründen, geschweige denn für die Gesamtbevölkerung.

Wenn Kapitalisten, die widerwillig ihre Geschäfte aufgeben, für die Uebernahme einer Tätigkeit im Staate bezahlt werden, so ist das nicht zu vergleichen mit der Geldentschädigung der Organe der Demokratie, die ihnen gewährt wird, damit sie sich ganz dem Staate und der Politik widmen können. Daß Journalisten Gehalt beziehen, ist heute selbstverständlich. Ebenso, daß

Digitized by Google

Parlamentarier Diäten erhalten müssen. Aber auch die Bezahlung mancher Parteifunktionäre wird bei wachsender Ausdehnung einer Partei unerläßlich, sollen sie ihren Aufgaben genügen können.

Dabei wird freilich die Partei nur dann gedeihen, wenn Begeisterung sie erfüllt, die bewirkt, daß möglichst viel Parteiarbeit unbezahlt geleistet wird, soweit sie solcher Art ist, daß sie neben der Erwerbsarbeit in ausreichender Weise getan werden kann.

Trotz aller Gehaltszahlung erfolgt dennoch die Bestellung der Berufspolitiker in charismatischer Form, nicht auf Grund eines Lehrganges und einer Schulprüfung, sondern auf Grund ihrer Befähigung und des Vertrauens, das sie durch ihre Leistungen gewinnen.

Weil Weber dem Charisma einen magischen Beigeschmack zu verleihen sucht, hat er bei der Kennzeichnung der Befähigung der Persönlichkeit, die eine Gefolgschaft um sich schart, ein wichtiges Moment ausgelassen. Er spricht von Offenbarungen und Wundern, durch die einer zum anerkannten Führer einer Masse wird, nicht aber von höherer Erfahrung und Sachkenntnis, die es ihm ermöglicht, größere Erfolge zu erzielen und dadurch das Vertrauen und die Hingabe der Masse zu gewinnen.

Und den Vorgang bei der Gewinnung dieses Vertrauens stellt er, gerade wegen seiner Hinneigung zu magischen Erklärungen, ganz verkehrt dar. Er nimmt an, das, was ihnen die gläubige Hingabe der Masse sichere, seien magisch erscheinende Vorkommnisse, anscheinend göttliche Offenbarungen und Wundertaten, die einzelne erfahren und bewirkt zu haben behaupten. Erst nachdem er die Masse für sich gewonnen, habe der Führer durch seine Erfolge zu zeigen, ob sein Charisma echt sei oder nicht:

„Bleibt die Bewährung dauernd aus, zeigt sich der charismatisch Begnadete von seinem Gott oder seiner magischen oder Heldenkraft verlassen, bleibt ihm der Erfolg dauernd versagt, vor allem: bringt seine Führung kein Wohlergehen für die Beherrschten,[1]) so hat seine charismatische Autorität die Chance zu schwinden." (S. 140.)

In Wirklichkeit verhalten sich die Dinge umgekehrt. Durch die bloße Behauptung, er sei von Gott begnadet, wird niemand eine Masse von Menschen, in deren Mitte er lebt, veranlassen, ihm blindlings zu folgen, ihm ihr Wohl und Wehe anzuvertrauen. Zuerst muß er bedeutende Erfolge erzielen, ehe es soweit kommt.

Nun meint Weber, das geschehe durch Wundertaten des gottbegnadeten Mannes. Natürlich glaubt Weber nicht, daß es wirkliche Wunder seien, sondern Illusionen oder Schwindel. Aber damit könnte doch nur ein Teil der charismatischen Wirkungen erklärt werden. In unseren Zeiten erwiese sich da ein Charisma als schwer möglich. Keiner der großen politischen

1) Von Weber unterstrichen. K.

Digitized by Google

Führer der Neuzeit, die eine begeisterte Anhängerschaft um sich scharten, ist zu seinem Charisma durch Berufung auf Offenbarungen und Wunder gekommen, weder Napoleon noch Bismarck, weder Bebel noch Lenin. Ja nicht einmal bei den abergläubischen Italienern hat Mussolini sein Charisma auf diesem Wege erreicht, obwohl er genug von seiner göttlichen Sendung faselt.

Aber auch für frühere, unkritischere Zeiten darf man die politische Wirkung nicht überschätzen, die irgendein Epileptiker oder Taschenspieler zu erzeugen vermag. Die Menge wird ihn staunend und ehrfürchtig begaffen, aber ohne weitere Proben wird sie sich von ihm nicht zu ernsthaften Kämpfen antreiben und führen lassen.

Mohammed hatte lange zu tun, bis er wenigstens in einem kleineren Kreise durch Geld (seiner Frau) und verwandschaftliche Beziehungen einen Anhang gewonnen hatte. Erst als er seine Leute zu siegreichen Kämpfen führte, die reiche Beute ergaben, da gewann er begeisterten und gläubigen Anhang. Der praktische Erfolg bewirkt hintendrein, daß man an die Wunder und Offenbarungen glaubt. Nicht aber ist es die bloße Berufung auf Wunder und Offenbarungen vor jedem praktischen Erfolge, die eine begeisterte ausgedehnte Anhängerschaft erzeugt.

Es gibt sicher Zeitalter voll Leichtgläubigkeit, wo sich die Massen Wunder und Offenbarungen leicht einreden lassen, hinter ihnen weder Halluzinationen noch Schwindeleien wittern. Aber gerade in solchen Zeitaltern sind Wundererzählungen etwas so häufiges, daß es einem einzelnen nicht gelingen wird, neben der Fülle von Wundertätern, die sich breit machen, die gläubige Hingabe der Massen gerade auf sich allein zu lenken, wenn er nichts anderes vorzubringen weiß, als Erzählungen eigener Offenbarungen und Wunder.

Wir finden in allen Zeitaltern, daß einzelne Persönlichkeiten, die in der Oeffentlichkeit hervorragen, sich auszeichnen durch ihre Charakterstärke, ihr Wissen und daher durch ihre Erfolge. Damit steht es in Zeiten der Leichtgläubigkeit nicht anders, als in kritischeren Zeitläuften. Hervorragende Menschen mögen sich da auf magische Kräfte berufen, aber das tun viele andere ihrer Zeitgenossen ebenso, wie sie selbst. Darauf beruht nicht ihre Ueberlegenheit.

So finden wir z. B. in der Zeit der Reformation gar viele Menschen, die sich einbilden und es verkünden, daß sie Zwiesprache mit Gott halten, von ihm inspiriert sind. Aber Vertrauen und Hingabe gewinnen nur solche unter ihnen, die in der Tat hervorragendes leisten, was nicht aus ihren magischen Einbildungen, sondern aus ihrer tatsächlichen größeren Klugheit und Charakterfestigkeit, vereint mit bedeutendem Wissen, hervorgeht.

Digitized by Google

Und wenn wir uns etwa zu den Propheten des Alten Testaments wenden, so finden wir auch bei ihnen hinter dem Donnergepolter ihres Jahve, mit dem sie hantieren, versteckt ein bedeutendes Wissen über die sozialen und politischen Verhältnisse des eigenen Landes wie der Nachbarländer.

Wie konnte gerade ein Mann wie Weber die Wirkung des Wissens so gering einschätzen!

Die Gefolgschaft, die ein Politiker durch seine Persönlichkeit — und das ist wohl das „Charisma" — gewinnt, nicht durch bureaukratische Anstellung oder durch Machtmittel militärischer oder ökonomischer Art, ist zurückzuführen auf seine Ueberlegenheit über andere Persönlichkeiten, die in gleicher Richtung für die gleichen Interessen tätig sind. Wir haben nach den tatsächlichen Gründen dieser Ueberlegenheit zu forschen, die auf angeborenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnissen beruht, nicht nach den vermeintlichen Gründen, durch die leichtgläubige Zeitgenossen und noch mehr leichtgläubige Geschichtsschreiber sich eine derartige Ueberlegenheit aus auffallenden Aeußerlichkeiten und Einbildungen erklären. Dieses gilt um so mehr, da wir nicht nur mit dem „Charisma" einer sagenhaften Vorzeit, sondern auch dem der nüchternen Gegenwart zu tun haben.

Sechzehntes Kapitel.

Die Intellektuellen.

Der Tendenz, wenn auch nicht immer der Wirklichkeit nach rekrutiert sich die staatliche Bureaukratie aus allen Schichten der Bevölkerung. In seinen Anfängen, so lange er den Adel nicht gebändigt hat, sucht sich der aufsteigende Absolutismus seine Werkzeuge sogar mit Vorliebe in den niederen Klassen, denn die sind dem Adel gegenüber ganz von ihm abhängig und daher viel zuverlässiger. Andererseits widerstrebt dem Adel auf der Höhe seiner Macht jene Unterordnung, die der absolute Herrscher von seinen Beamten verlangt.

Später befreundet er sich mehr mit der Beamtenlaufbahn, sobald er seine Selbständigkeit dem Landesfürsten gegenüber verloren hat und gleichzeitig die Bureaukratie ein ausgedehnter Körper geworden ist mit einer Reihe lukrativer Stellen, die keine große Arbeit verlangen, an der Spitze, neben vielen kleinen, schlecht bezahlten Posten, die emsige Arbeit erheischen. Diese letzteren überläßt der Adel gerne der bürgerlichen „Canaille". Sich selbst sucht er die vornehmen Posten zu sichern, die vielfach nur zu dem Zwecke geschaffen werden, ihm die Ausbeutung des Staates in dieser Form zu ermöglichen.

Die aufkommende Demokratie sucht dieses wie jedes andere adlige Privilegium zu beseitigen, was ihr z. B. in England noch nicht ganz gelungen ist.

Digitized by Google

In vielen Ländern sind namentlich die Aemter der auswärtigen Politik immer noch eine Domäne des Adels. Für die besitzenden bürgerlichen Klassen wieder entsteht ein Vorrecht auf gutdotierte Beamtenstellen für den eigenen Nachwuchs durch den geforderten Nachweis höherer Schulbildung, an den die Zulassung zu einem Amt geknüpft wird, eine Bildung, die heute mit hohen Kosten verknüpft und daher Besitzlosen schwer zugänglich ist. Der Nachweis einer derartigen Schulbildung beim Stellenwerber wird vielfach aus sachlichen Gründen erforderlich. Ihre Erwerbung kann aber absichtlich an Bedingungen geknüpft werden, die sachlich in keiner Weise geboten sind, oft sogar die besten Bewerber um das Amt ausschließen, nur damit der Zugang dazu bestimmten Schichten vorbehalten bleibt. Ein großer Teil des gerade in Universitätskreisen so verbreiteten Antisemitismus beruht nur auf dem Streben, die höheren Aemter zu einem Privilegium bestimmter „christlicher" Schichten zu machen. Neben dem Verlangen nach einem hohen Einkommen spielt da auch das Streben nach Macht mit, denn die hohen Aemter sind oft mehr noch Machtmittel als Geldquellen.

Für die Organe der Demokratie kommen derartige Privilegierungen nicht in Frage. Im Kampfe der Parteien miteinander muß jede Partei in der Presse, wie auf den öffentlichen Tribünen die besten Männer ins Treffen schicken, über die sie verfügt, und muß sie jeden willkommen heißen, der ihre Sache verfechten will, wenn er etwas weiß und kann, aus welcher Schicht der Bevölkerung immer er stammen mag.

Selbst die Herren der Aristokratie können sich dieser Notwendigkeit nicht entziehen. Sie zwang, wie wir gesehen, die stolze Aristokratie Englands, den Juden Disraeli zu ihrem Vorkämpfer zu machen. Und die preußischen Junker, seit jeher voll Verachtung für das Judentum, waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um 1848 herum, so arm an geistigen Kräften, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich der Führung des Juden Friedrich Stahl zu unterwerfen.

Die Sache wurde für die hohen Herren nicht erbaulicher dadurch, daß ihre Bannerträger getaufte Juden waren. Die beiden eben Genannten traten fast gleichzeitig zum Christentum über. Disraeli 1817, Stahl 1819.

In der modernen Demokratie können für jede Partei ihre Sachwalter, Journalisten wie Parlamentarier, aus jedem Stande, jeder Klasse, jedem Berufe hervorgehen.

Doch nicht jede Schicht der Bevölkerung bietet gleich günstige Bedingungen für die Bildung führender, weitschauender Politiker.

Die besten Bedingungen bieten dafür manche — nicht alle — Kreise der Intellektuellen.

Wir haben schon gesehen, daß die Intellektuellen den ersten besonderen Beruf — nicht Klasse — in der Gesellschaft bilden,

Digitized by Google

einen Beruf, der etwas kann, was nicht alle können, und der dadurch einen gewissen gesellschaftlichen Einfluß erhält, keineswegs aber schon zu Herrschaft und Ausbeutung gelangt. Viele der Charismafälle, von denen Max Weber spricht, sind nichts als Fälle des Einflusses Intellektueller, zu denen allerdings die Berserker nicht zu zählen sind, wohl aber Medizinmänner, Zauberer, Priester.

Sobald sich Staaten und Klassen bilden, versucht es oft die neue Staatsgewalt, sich des Einflusses der Intellektuellen ebenso wie der Häuptlinge in den unterworfenen Stämmen zu versichern, um in ihnen eine Stütze zu gewinnen. Die einen wie die andern werden durch den Staat über die eigenen Stammesgenossen emporgehoben und ihnen entgegengesetzt. So kann der Priester zu einer staatlich privilegierten Persönlichkeit werden. Auf der anderen Seite kommt es vor, daß ein Staat von verschiedenen erobernden Stämmen nacheinander in Besitz genommen, eine aristokratische Schicht über einer anderen aufgerichtet wird. Dann kann es zu einer Arbeitsteilung zwischen ihnen kommen. Die erobernde Aristokratie behält sich das Kriegswesen vor, der unterworfenen Aristokratie wird jede kriegerische Beschäftigung untersagt, die gefährlich werden könnte und sie wird auf intellektuelle Betätigungen beschränkt, als besondere Priesterkaste. Wir haben oben schon auf die Magier, einen Stamm der Meder, hingewiesen, die unter persischer Herrschaft zu Priestern wurden. Auch der Name der israelitischen Priester, der Leviten, war ein Stammesname.

Neben den priesterlich-organisierten Intellektuellen treten im Laufe der staatlichen Entwicklung andere auf, die vereinzelt tätig sind, geradeso wie Handwerker an den Höfen der Großen und Fürsten, als eine Art höherer Diener. Manche intellektuelle Tätigkeiten gewinnen, wie wir gesehen haben, ein solches Ansehen, daß auch einzelne Mitglieder der Aristokratie sich mit ihnen befassen.

In diesem Zustand finden wir die Intellektuellen im Mittelalter. Da ersteht die mittelalterliche Stadt und erzeugt die Bedingungen für eine neue Art von Intellektuellen, welche die Welt früher nicht kannte und die eine besondere historische Rolle spielen, dank dem Umstand, daß Lesen und Schreiben für weite Kreise der städtischen Bevölkerung nun äußerst wichtig werden, im Unterschied zu den Volksmassen des Altertums, selbst in den höchstentwickelten demokratischen Stadtstaaten.

In den Städten bildet sich ein Schulwesen, das unabhängig ist vom Priestertum oder nach Unabhängigkeit von ihm ringt. Hier erstehen intellektuelle Berufe, die weder der priesterlichen Organisation, der Kirche, angehören, noch von einem fürstlichen Mäzenas als dessen Bediente oder Schmarotzer abhängig sind. Diese neuen Intellektuellen finden einen Markt für ihre Tätig-

Digitized by Google

keiten bei den bürgerlichen Schichten der Städte, so Advokaten und Aerzte. Die neue Industrie und der neue Verkehr brauchen zahlreiche, besonders gebildete Techniker. Auch Künstlern bietet der wachsende Reichtum der Städte teils kommunale, teils private Aufträge, und mit dem Aufkommen der Buchdruckerei, die aus der zunehmenden Praxis des Lesens in den Städten hervorgeht, bildet sich nun auch ein von Kirche und Hof unabhängiger Markt für Produkte der Feder, der Büchermarkt, zu dem sich schließlich auch die Beschäftigung in Zeitungsunternehmungen gesellt.

Die Existenzmöglichkeiten, die auf diese Weise den Schriftstellern, den „Skribenten", geboten werden, sind lange Zeit sehr unsichere und dürftige. Auch für Aerzte, Advokaten, Künstler, Lehrer und wissenschaftliche Forscher bieten die neuen, den Gesetzen der Warenproduktion angepaßten Lebensbedingungen nicht immer ein glänzendes Dasein.

Aber eines gewinnen sie gegenüber den kirchlichen und höfischen Intellektuellen: die individuelle Freiheit. Mit den Städten und durch die Städte kommen sie auf im Kampfe gegen Kirche, Adel, Absolutismus. Bei ihnen nimmt dieser Kampf vor allem die Form eines Kampfes um die Freiheit des Wortes an.

Die Intellektuellen, die nur mit den Waffen des Geistes streiten können, nur mit diesen Waffen ihre Gegner zu überwinden vermögen, verlangen überall nach der Freiheit des Wortes, wo sie sich dem Gegner geistig überlegen fühlen. Intellektuelle, die mit polizeilichen Mitteln Andersdenkende am Sprechen verhindern wollen, bezeugen dadurch ein geringes Zutrauen zu ihrer Sache und zu sich selbst, auch wenn sie sich noch so bombastisch als unfehlbar gebärden mögen, seien es katholische Inquisitoren oder Fascisten oder Bolschewiks.

Die Intellektuellen sind keine Klasse, haben keine besonderen Klasseninteressen; sie zerfallen in mannigfache Berufe mit den verschiedensten beruflichen Interessen. Sie sind nicht imstande, einen eigenen Klassenkampf zu führen. Wohl aber können sie die Sache einer anderen Klasse zu der ihren machen, an deren Kämpfen teilnehmen und sie geistig in hohem Grade befruchten, namentlich seit dem Aufkommen der Demokratie, in der geistige Ueberlegenheit wichtiger wird als die der brutalen Faust. Und klares Wissen, die richtige Erkenntnis der Umwelt, in der man sich zu behaupten, auf die man zu wirken hat, ist unter allen Umständen vonnöten. Der Klassenkampf, die Politik überhaupt, erheischt in einer so komplizierten Gesellschaft, wie der modernen, ein besonderes Studium, für das gewisse Schichten der Intellektuellen durch ihre alltäglichen Betätigungen besonders befähigt werden.

Eher als die Mitglieder der Klasse, deren Sache sie zu der ihren machen, sind solche Intellektuelle, dank ihrem Bildungsgang und ihrer geschäftlichen Uninteressiertheit in der Lage, sich

Digitized by Google

über lokale, berufliche und zeitliche Beschränktheit zu erheben und die dauernden und allgemeinen Interessen der betreffenden Klasse gegenüber engen Sonderinteressen zu erkennen und zu verfechten.

Sie können aber noch mehr. Obwohl auch sie, selbst bei größtem Idealismus, von dieser Welt sind und nicht gefeit gegen die Einflüsse materieller persönlicher Interessen, sowie verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen, bilden sie doch keine bestimmte Klasse mit bestimmten Klasseninteressen, ist daher die Stellungnahme jedes einzelnen unter ihnen in den Klassenkämpfen der Gesellschaft, in der sie leben, nicht von vornherein gegeben. Eher als Mitglieder einer der Klassen, vermögen da manche Intellektuelle unbefangen zu erkennen, wie weit die Bedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung und des gesellschaftlichen Gedeihens mit den Interessen der einzelnen Klassen zusammenhängen. Und sie können dahin kommen, sich für eine Klasse zu entscheiden vom Standpunkte des Gesamtinteresses der Gesellschaft — daneben auch aus ethischen Gründen, aus Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen. Werden die einen der Intellektuellen durch persönliches Interesse und persönliche Beziehungen veranlaßt, die Sache einer bestimmten Klasse zu der ihren zu machen, so andere durch ethische Empfindungen oder wissenschaftliche Ueberzeugungen.

Nur die Intellektuellen der letzteren Art werden für die Klasse, der sie sich zuwenden, ein erheblicher Gewinn sein. Sie werden deren Klassenkampf auf eine höhere Stufe erheben, erfolgreicher und weniger opfervoll machen. Je nach dem Grade der Erkenntnis, die sie bringen, wird dieser Gewinn verschieden groß sein. Er kann ganz ungeheuer werden.

Bereits in der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts spielen die Intellektuellen eine hervorragende Rolle, die den Klassenkämpfen ihren Stempel aufprägt. Den Ausgangspunkt der damaligen politischen und sozialen Kämpfe bildete noch die päpstliche Kirche. Sie wurde mit ihren eigenen Waffen bekämpft, vor allem mit der Bibel. Die intellektuellen Vorkämpfer der verschiedenen Klassen waren damals überwiegend Theologen, die verschiedenen Parteien sonderten sich äußerlich und in ihren Argumenten — nicht in den Interessen, denen sie im Grunde dienten — nach theologischen Gesichtspunkten.

Die eigentlichen Intellektuellen im modernen Sinne werden für die politischen und sozialen Kämpfe erst wichtig im 18. Jahrhundert, im Zeitalter der Aufklärung. Ohne sie bleibt die große französische Revolution unverständlich.

Ueber ihre damalige Rolle handelte ich in meiner Arbeit über „Die Klassengegensätze im Zeitalter der Französischen Revolution". Ich wies darauf hin, daß die vom Hof und der Kirche unabhängigen Denker Frankreichs im Laufe des 18. Jahrhunderts

Digitized by Google

aufhörten, bloße Philosophen zu sein und immer mehr Oekonomisten und Politiker wurden, die sich nicht bloß gegen Pfaffen und Adel, sondern auch gegen die „Reichen" überhaupt feindlich äußerten. Trotzdem wurden sie keine Sozialisten.

„Das Bedürfnis der Zeit war die Beseitigung der feudalen Schranken, die der Entwicklung der Warenproduktion im Wege standen, und die bürgerliche Intelligenz hatte eine zu gute Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse, um das zu verkennen und sich einem damals [illegible] aussichtslosen Sozialismus hinzugeben. Die bürgerliche Intelligenz konnte sich aber auch bei aller Sympathie mit den leidenden, ausgebeuteten Klassen über den Gesichtskreis der Bourgeoisie nicht erheben, der sie selbst angehörte durch ihre Familienbeziehungen, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre Existenzbedingungen. Indes war sie nicht eingeengt von den Augenblicks- und Sonderinteressen der einzelnen Kapitalskliquen, welche diese hinderten, die dauernden Klasseninteressen der gesamten Kapitalistenklasse, die Bedürfnisse der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise zu erkennen und auf deren Befriedigung hinzuarbeiten, Sonderinteressen, die so manchen Kapitalisten zu einem Anhänger des feudalen Regimes, die fast alle Kapitalisten mißtrauisch gegen Neuerungen machten. Die Intelligenz war erhaben über die Borniertheit des geschäftlich interessierten Bourgeois; ihr Beruf brachte es mit sich, zu generalisieren und logisch zu entwickeln, er brachte ihr eine umfassende Kenntnis der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart: so ist es die Intelligenz gewesen, die die dauernden Klasseninteressen der Bourgeoisie erkannte, die damals zusammenfielen mit den Bedürfnissen der ökonomischen Entwicklung; die Intelligenz ist es gewesen, die sie vertrat, nicht bloß gegenüber dem Hof, den Aristokraten und den Pfaffen, mitunter auch gegenüber Bauern, Kleinbürgern und Proletariern, sondern sogar gegenüber manchen Kapitalistenkliquen selbst, wenn deren Augenblicksinteressen in Widerspruch kamen zu den dauernden Interessen der gesamten Klasse.

Nicht von persönlichen, nicht von momentanen Interessen bewegt, handelnd auf Grundlage einer durch langjährige Gedankenarbeit gewonnenen tiefen Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge, erschienen die Männer der bürgerlichen Intelligenz nicht als Vertreter von materiellen Interessen, sondern von bloßen Prinzipien, von reinen Ideen, als ‚Doktrinäre' gegenüber den kapitalistischen ‚Praktikern', die, stolz auf ihre Ignoranz, den Staat nur ihren jeweiligen Unternehmungen dienstbar machen wollten.

Die bürgerliche Intelligenz war noch nicht so weit, daß sie, statt vom Staatsmann die Unterwerfung unter die Theorie zu fordern, die Theorien den jeweiligen Wünschen und Launen der ‚praktischen Staatsmänner' angepaßt hätte. Und sie bekam in Frankreich durch die Revolution auch die Macht, ihren Theorien Geltung zu verschaffen.

Nach dem Sturze des Hofadels und der mit ihm verbündeten hohen Finanz gab es in Frankreich nur eine Klasse, die regierungsfähig gewesen wäre, die bürgerliche Intelligenz. Selbst heute noch, wo in den meisten konstitutionellen Ländern weite Volkskreise, vor allem die städtische Arbeiterschaft, durch ihre politische Tätigkeit mit den Bedürfnissen und Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung eines modernen Großstaates und der parlamentarischen Behandlung der Geschäfte vertraut geworden sind, überwiegt in den Parlamenten immer noch die bürgerliche Intelligenz. Um

Digitized by Google

wie viel mehr mußte dies vor hundert Jahren in Frankreich der Fall sein, in dem seit Jahrhunderten jede politische Regung erstickt worden war! Selbst die Kleinbürger von Paris wählten nicht ihresgleichen, sondern Juristen, Journalisten und dergleichen zu ihren Vertretern.

So kam die bürgerliche Intelligenz in den Besitz der Staatsgewalt und machte diese ihren Theorien das heißt den Klasseninteressen der Bourgeoisie dienstbar. Und da ihre Tendenzen am meisten den Bedürfnissen der notwendig gewordenen Entwicklung entsprachen, fielen sie am nächsten mit den wirklichen Tendenzen der Revolution zusammen. Auch ist sie in der Revolution am meisten und vernehmbarsten zum Wort gekommen und sind ihre Aeußerungen in Reden, Büchern und Zeitungen am besten erhalten. Kein Wunder, daß die Ideologen, die nach dem oberflächlichen Schein urteilen, zur Ansicht kommen, die Denker und ihre Ideen hätten die Revolution gemacht und geleitet." (S. 46, 47, 48.)

Ich schrieb das im Jahr 1889. Damals faßte ich die Intellektuellen noch als eine besondere Klasse auf. Weitere Untersuchungen haben mir seitdem gezeigt, daß das ungenau war. Immerhin konnte man die Intellektuellen des 18. Jahrhunderts noch einigermaßen als besondere Klasse betrachten. Die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse waren noch recht einfach und durch die ständische Gliederung übersichtlich. Alle freien Intellektuellen hatten dieselben Gegner, Adel, Kirche, Bureaukratie, Hof. Auf der andern Seite war das „Volk", der dritte Stand, dessen Sache sie vertraten, auch noch wenig differenziert, da der „Industrielle" noch den industriellen Kapitalisten ebenso umfaßte wie den Lohnarbeiter, und beide noch von der Ideologie des Handwerks erfüllt waren. Da konnte sich unter den Intellektuellen eine weitgehende Uebereinstimmung der Ziele und Wege und vor allem der Sympathien entwickeln. Natürlich gab es große individuelle Unterschiede zwischen ihnen. Welcher Gegensatz zwischen Voltaire und Rousseau! Aber auch zwischen jedem der beiden und den Materialisten vom Schlage der Holbach und Helvetius!

Aber das waren Gegensätze, nicht größer, als wir sie innerhalb jeder Klasse finden. Die Klassensolidarität bedeutet nicht Uniformität. In ihren sozial entscheidenden Tendenzen stimmten alle jene Denker doch überein.

Seitdem ist die Gesellschaft durch die kapitalistische Entwicklung weit mehr differenziert worden, der dritte Stand, das anscheinend so einheitliche „Volk" hat sich gespalten, vor allem hat sich in seinem Innern der Abgrund zwischen Kapital und Lohnarbeit aufgetan.

Heute sind an Stelle der Sympathien und Tendenzen, von denen die Masse der Intellektuellen des 18. Jahrhunderts bei allen individuellen Unterschieden gemeinsam beseelt wurde, die verschiedensten und einander widersprechendsten Sympathien und Tendenzen getreten, von denen die Scharen der Intellektuellen zerrissen und in die gegensätzlichsten Lager gedrängt werden.

Digitized by Google

Den Mitgliedern einer Klasse sind im großen Durchschnitt, auch bei großen Verschiedenheiten der Methoden und des Wissens zwischen den einzelnen Schichten, bestimmte Tendenzen und Ziele gemeinsam, so liberalen und konservativen Fabrikanten, sozialdemokratischen oder katholischen Arbeitern. Welche Gemeinsamkeit verbände aber die Gesamtheit der Intellektuellen von heute? Aerzte haben gemeinsame berufliche Interessen, ebenso Advokaten, Ingenieure, Schauspieler usw. Aber welches gemeinsame Interesse verbände sie alle zu einer Klasse?

Wenn wir den Klassencharakter der Schicht der Intellektuellen bestreiten, so beweist das natürlich nicht, daß wir ihre soziale Bedeutung leugnen.

H. de Man sagt freilich:

„Es ist eigentümlich, daß der Marxismus die Intelligenz in seiner Gesellschaftsbeschreibung völlig übersieht." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 276.)

Und doch sei hier

„eine Klasse entstanden, deren Denkart den ganzen Inhalt der modernen Kultur bestimmt, die dem Staat und der Wirtschaft das leitende Personal stellt und somit eigentlich die regierende Gruppe des gesellschaftlichen Ganzen ist".

Der Hinweis auf meine Ausführungen aus dem Jahre 1889 genügt, zu zeigen, daß nicht der Marxismus es war, der die Intelligenz völlig übersah, sondern das H. de Man es ist, der seine Kritik des Marxismus hier, wie fast auf jeder Seite seines Buches, darauf basiert, daß er „völlig übersieht", was von marxistischer Seite tatsächlich geäußert wurde.

Wir haben schon in früheren Kapiteln gesehen, daß die Intellektuellen eine Schicht darstellen, die aus vielerlei Berufen besteht. Manche von ihnen können sich zu einem besonderen Stand oder einer besonderen Klasse entwickeln, andere können zum Teil einer Klasse werden.

Die Beamtenschaft der katholischen Kirche, der Klerus, gelangte zu ausgebildeten „Funktionen der Herrschaft" und wurde dadurch zu einem herrschenden und ausbeutendem Stand.

Wurden die Beamten der katholischen Kirche und später auch die der anderen christlichen Staatskirchen ein herrschender Stand, so bildete sich andererseits innerhalb des ritterlichen Standes die Intellektuellenschicht der Minnesänger und Troubadoure.

In ähnlicher Weise gibt es heute Schichten von Intellektuellen, die ihren Arbeitsbedingungen und nicht selten auch ihrer Lebenshaltung nach nicht anderes sind als Lohnarbeiter. Eine Zeitlang durch Bildungshochmut, mitunter auch, wie manche Angestellte, durch „Funktionen der Herrschaft" vom Lohnproletariat ferngehalten, kommen doch immer mehr von ihnen schließlich dahin, ihre Gemeinschaft mit dem Proletariat zu erkennen und im Anschluß an seine Kämpfe, nicht in der Betonung ihrer Herrschafts-

Digitized by Google

funktionen ihr Heil zu erblicken. Sie bekommen jetzt Klassenbewußtsein, aber nicht ein besonderes als Intellektuelle. Sie setzen sich jetzt den Sozialismus als Ziel ihres Strebens.

Daneben gibt es unter den Intellektuellen allerdings solche, bei denen die Funktionen der Herrschaft weit stärker entwickelt sind als die Berührungspunkte mit der Lohnarbeit. Durch dieses Ueberwiegen der Herrschaftsfunktionen bekommen sie wieder ein anderes Klassenbewußtsein, das einer ausbeutenden und herrschenden Klasse. So viele Fabrikdirektoren, Geheimräte, Richter usw.

Zwischen diesen beiden Schichten proletarischer und kapitalistischer Intelligenz steht eine breite Schicht von Intellektuellen, die in ihrer Zwischenstellung an das alte Kleinbürgertum erinnert, das auch weder ausgesprochen kapitalistisch noch proletarisch war.

Ich handelte davon, und über die ganze Frage der Intelligenz schon 1899 in meiner Schrift „Bernstein und das sozialdemokratische Programm", wo ein Kapitel dem „neuen Mittelstand", eben den Intellektuellen gewidmet war, von denen ich damals schon konstatierte, sie seien

„diejenige Bevölkerungsschicht, die am raschesten anwächst. Nach der deutschen Gewerbezählung wuchs im Gewerbe von 1882 bis 1895 die Zahl der Lohnarbeiter um 62,2 Prozent, die der Angestellten dagegen um 118,9 Prozent". (S. 130.)

Diese Entwicklung ging seitdem in demselben Tempo weiter, von 1895—1907 vermehrte sich im Deutschen Reich die Zahl der Lohnarbeiter um 44 Prozent, die der Angestellten um 160 Prozent.

In dem gleichen Kapitel machte ich dieselbe Unterscheidung zwischen den verschiedenen Schichten der Intellektuellen, wie hier:

„Zwischen den entschieden antiproletarischen kapitalistisch gesinnten und den entschieden proletarisch fühlenden Schichten der Intelligenz bleibt aber eine breite Schicht, die weder proletarisch noch kapitalistisch fühlt, ihrer Ansicht nach über den Klassengegensätzen steht.

„Diese Mittelschicht in der neuen Mittelschicht hat mit dem alten Kleinbürgertum die Zweideutigkeit der sozialen Stellung gemein. Sie ist daher dem Proletariat gegenüber ebenso unverläßlich, ebenso wankelmütig wie dieses. Entrüstet sie sich heute über die Habgier des Kapitals, so morgen über die schlechten Manieren des Proletariats. Ruft sie dieses heute zur Wahrung seiner Menschenwürde auf, so fällt sie ihm morgen zur Wahrung des sozialen Friedens in den Rücken." (S. 133.)

„Diese wenigen Andeutungen zeigen schon, daß die anwachsende Intelligenz eine Klasse ist[1]), die für das kämpfende Proletariat wichtige und interessante Probleme in sich birgt. Sie ganz für das Proletariat in Anspruch zu nehmen, wäre übertrieben, aber noch irriger wäre es, sie einfach den Besitzenden zuzurechnen. Wir finden in dieser Schicht in engem Rah-

---

1) Heute würde ich, wie schon bemerkt, sie nicht mehr Klasse nennen. Aber das hat mit grundsätzlich marxistischen Erwägungen nichts zu tun. Mit Unrecht wittert bei uns H. de Man solche Erwägungen, wenn er behauptet: „Der Marxismus verneint daher die Intelligenz als Klasse." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 286.)

Digitized by Google

men alle die sozialen Gegensätze vereinigt, die die gesamte kapitalistische Gesellschaft kennzeichnen. Wir finden aber auch in diesem Mikrokosmus wie im gesellschaftlichen Gesamtkörper das proletarische Element im Fortschreiten." (S. 135.)

Diejenigen Intellektuellen, die durch ihre Arbeitsverhältnisse dem Proletariat angenähert werden, bilden eine wertvolle Vermehrung der Streitkräfte seines Klassenkampfes. Aber für diesen selbst bieten sie ihm keine neuen Einsichten. Auf diesem Gebiete haben vielmehr andere Arbeiterschichten, die schon länger am Klassenkampf teilnehmen, größere Erfahrung vor den neuen Organisationen der Angestellten usw. voraus, da können diese von jenen noch lernen.

Von den anderen Intellektuellen, die zwischen dem Proletariat und dem Kapital stehen, werden sich nicht ganze Berufe, sondern nur einzelne Individuen auf die eine oder die andere Seite schlagen. Von Bedeutung für das Proletariat werden diejenigen unter ihnen, die sich ihm anschließen, nicht durch ihre Zahl oder ökonomische Bedeutung, wohl aber durch das höhere Wissen, das sie ihm zuführen.

In der Demokratie brauchen die einzelnen Klassen ein gewisses allgemeines politisches Wissen, um sich zur Geltung zu bringen, um die demokratischen Organe, die sie erwählen, mit voller Sachkunde, unbeeinflußt durch Demagogie und Illusionen, auslesen und ihnen die Richtung der Politik anweisen zu können, die ihnen als die angemessenste erscheint.

Jede Klasse, die Politik treibt, braucht Kenntnis der Gesetze der Oekonomie, der ökonomischen Zustände im eigenen Lande und in den übrigen Ländern des Welthandels, Kenntnis der politischen und sozialen Geschichte zumindest der letzten Jahrhunderte. Einzelne Mitglieder der arbeitenden Klassen können sich diese Kenntnisse selbst als Autodidakten erwerben, aber nur unter außerordentlichen Umständen und bei außerordentlicher Begabung. Und es ist ganz Sache des Zufalls, welches Wissen der einzelne dabei gewinnt.

Der Masse der arbeitenden Klassen kann dies Wissen nur gebracht werden von Intellektuellen, die in der Lage waren, höhere Bildung zu erwerben. Doch nicht schon dadurch, daß sie Intellektuelle sind, vermögen sie den arbeitenden Klassen politische Bildung zu verschaffen. Nur wenn der Intellektuelle über ein besonderes politisches und soziales Wissen verfügt, kann der proletarische Klassenkampf von ihm auf eine höhere Stufe erhoben werden.

Bei der heutigen weitgetriebenen Arbeitsteilung der geistigen Berufe werden viele der Intellektuellen von den Wissenszweigen ganz fern gehalten, die für politisches Wissen erheischt sind. Es ist eine ganz lächerliche Anmassung, wenn etwa irgendein Philolog oder Astronom glaubt, weil er eine Autorität in seinem Fache sei, könne er auch autoritativ in der Politik mitsprechen.

Digitized by Google

Der hochgebildete Intellektuelle kann nur leichter die nötige theoretische Erkenntnis von Staat und Gesellschaft erwerben als derjenige, dem nur die dürftigen Bildungsmittel der Volksschule zur Verfügung standen, und er kann dadurch am ehesten die Kämpfer im Klassenkampf auf eine höhere Warte erheben, ihnen weitere Ziele zeigen, ihr Handeln einheitlicher und widerspruchsloser gestalten.

Das sind die Aufgaben der Intelligenz in der Demokratie. Dadurch können diejenigen unter den Intellektuellen, die sie ausgezeichnet zu lösen verstehen, von ungeheurer Bedeutung für die staatliche und soziale Entwicklung werden.

Dagegen ist es ganz verkehrt, zu glauben, die Intellektuellen hätten den arbeitenden Klassen eine höhere Ethik zu bringen und sie dadurch zu erheben. Ethik läßt sich nicht lehren, läßt sich nur erleben. Eine Ethik, die nicht aus den Lebensverhältnissen quillt, sondern aus den Predigten anderer übernommen und anempfunden wird, ist nichts als äußerliche Tünche, die einem starken Regen oder Schnee nicht standhält.

Es ist eine sonderbare Anmaßung mancher Intellektuellen, zu glauben, daß ihre höhere Bildung sie auch mit einer höheren Ethik begabe. Heute genügt der Hinweis auf zahllose Professoren, Studenten, Richter, um die Absurdität dieser Anmaßung klar erkennen zu lassen.

Andererseits darf man zu den Intellektuellen nicht bloß die Akademiker rechnen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß man auch als Autodidakt höhere Bildung erwerben kann. Wenigstens gilt das für eine Bildung, zu deren Erwerbung nicht ein großer wissenschaftlicher Apparat erheischt ist, sondern nur solche Lehrmittel erforderlich werden, die allgemein zugänglich sind und die jeder für sich anwenden kann. Das Wissen des Autodidakten ist vom Zufall abhängig, aber wo es ausreicht, erzeugt es leicht ein originelleres, selbständigeres Denken als die Schablone der Schule.

Und jeder, der in der Demokratie, aus welchem Berufe immer, auf einen Posten gestellt wird, in dem er als Organ der Demokratie von Berufs wegen zu wirken hat, wird dadurch zu einem Intellektuellen. Er wird es als Schriftsteller, als Partei- oder Gewerkschaftsbeamter, als Parlamentarier, mag er auch von Haus aus Drechsler gewesen sein wie Bebel, oder Lohgerber wie Dietzgen.

Mit Recht sagt H. de Man von den Proletariern, die „in vertretenden oder verwaltenden Körperschaften politische Aemter erlangen":

„Sie werden Intelligenzler." („Zur Psychologie" usw., S. 272.)

Doch nur mit Einschränkung kann man ihm folgen, wenn er fortfährt:

Digitized by Google

„Sie nehmen mit dem geistigen Beruf auch gleich in ihrer Haltung, in ihrer Denkweise, in ihren Umgangsformen, ja in ihrer Kleidung und äußeren Lebensweise die Merkmale dieser neuen Klassenzugehörigkeit an. Als nach der Revolution in Deutschland ein ehemaliger Sattlergeselle Präsident wurde, war das weniger eine Gebietserweiterung der Sattler bei den Intelligenzlern als der Intelligenzler bei den Sattlern."

Und früher schon sagt er:

„Von dem Augenblicke an, wo sie Parlamentarier oder Beamte werden, hören sie auf, Proletarier zu sein. Sie werden der Klasse einverleibt, deren Angehörige die Funktionen der Politik ausüben."

Hier immer der gleiche Fehler, die Intelligenz als eine eigene Klasse mit eigenem Klassenbewußtsein, mit einer eigenen Denkweise, ja sogar mit eigener Kleidung und eigenen Umgangsformen zu betrachten.

Wodurch unterscheidet sich die Kleidung eines Intellektuellen von der eines Kapitalisten oder Grundbesitzers oder dem Straßenanzug eines Schneiders? Vielleicht wird die des letzteren eleganter sein und besser sitzen als die des Lehramtskandidaten. Und welches ist die den Intelligenzler kennzeichnende Denkweise? Die des Hakenkreuzlers oder des Liberalen? Offenbar nicht die des Sozialisten, denn sie soll ja von der proletarischen verschieden sein.

In Wirklichkeit bildet die Intelligenz nur besondere Berufe, nicht eine besondere Klasse. Man kann Intelligenzler sein auch mit proletarischem Klassenbewußtsein, und der Fabrikarbeiter oder Handwerker, der intellektuelle Funktionen übernimmt, wechselt nur den Beruf, nicht die Klasse.

Man sieht, die Unterscheidung zwischen Beruf und Klasse ist nicht bloße theoretische Haarspalterei, sondern kann große praktische Bedeutung bekommen.

Ist aber auch die Intelligenz nicht eine neue Klasse mit eigenen Klasseninteressen und einem eigenen Klassenbewußtsein, so bildet sie doch in den Formen und Funktionen, die sie in der kapitalistischen Produktionsweise und im Staat der modernen Demokratie erhält, einen Faktor von höchster Bedeutung für die Art, in der die modernen Klassenkämpfe ausgetragen werden und in der sie den ganzen geschichtlichen Verlauf bestimmen.

Noch mehr allerdings gilt dies vom industriellen Proletariat. Erst durch ihre Verbindung mit ihm erhält die Intelligenz ihre volle historische Bedeutung.

Wir haben uns schon des öfteren hier mit dem Proletariat beschäftigen müssen. Wir müssen es jetzt noch in ausführlicherer Weise tun, um damit unsere Kennzeichnung der verschiedenen Phasen der Entwicklung von Staat und Gesellschaft zum Abschluß zu bringen.

Digitized by Google

Achter Abschnitt.

Aufhebung der Klassen und des Staates.

Erstes Kapitel.

Der Niedergang des Proletariats.

Dem industriellen Kapital wohnen zwei Tendenzen inne, durch die es für die Entwicklung der Gesellschaft und des Staates epochemachend wird und den Charakter der einen wie des anderen fundamental verändert. Bisher haben wir vornehmlich nur eine dieser zwei Tendenzen erörtert, jene, die zu steter und stets rascherer Vermehrung der menschlichen Produktivkräfte führt.

Nun müssen wir aber auch die andere Tendenz betrachten. Wir werden da bei unseren Lesern vieles voraussetzen dürfen, denn nun kommen wir auf ein Gebiet, das von der marxistischen Literatur bereits ausführlich behandelt wurde, ja, das der gesamten sozialistischen Literatur zugrunde liegt, auch der nichtmarxistischen.

Die Herrschaft des industriellen Kapitals führt zu steter Vermehrung der Produktivkräfte, aber nicht a l l e r Produktivkräfte. Es vermehrt nur die künstlich geschaffenen, dagegen nicht immer die von Natur aus gegebenen Produktivkräfte.

Es trachtet wohl auch danach, die Produktivkräfte natürlicher Organismen, die dem Menschen nützlich sind, zu steigern durch künstliche Zuchtwahl, besondere Fütterung oder Düngung. Es strebt auch weit mehr als frühere Ausbeutungsmethoden danach, die Produktivkräfte mancher von ihm ausgebeuteten Menschen durch systematische Schulung zu steigern.

Aber neben dieser Tendenz und bereits vor ihr entwickelt es die entgegengesetzte Tendenz: die Produktion des Mehrwertes nicht durch Vermehrung der vorhandenen Produktivkräfte zu steigern, sondern durch Raubbau an den von der Natur gegebenen Produktivkräften, deren Träger es entweder verkümmern läßt oder in einem Maße vernichtet, daß der Nachwuchs den Verlust nicht wieder wettmachen kann und so fortschreitende Verarmung an diesen Produktivkräften eintritt.

Marx hat diese beiden Tendenzen, die einander widersprechen und doch dem gleichem Streben nach Vermehrung des Profits entspringen, grundlegend erörtert in den berühmten Abschnitten des „Kapital" über absoluten und relativen Mehrwert.

Digitized by Google

Was er dort von der menschlichen Produktivkraft sagt, läßt sich auch auf andere, von Natur aus bestehende Produktivkräfte und die von ihnen gelieferten Produkte ausdehnen. In seinem Verlangen nach billigen Rohmaterialien und Hilfsstoffen drängt das Kapital nicht nur nach der raschesten Erschöpfung der Lager von Kohlen, Erdölen, Eisenerz usw. Es legt weite Gebiete wüst durch rücksichtslose Abholzung von Waldungen, engt große Nahrungsquellen ein durch wahllosen Fischfang, es rottet wichtige Pelztiere aus, Robben und Waltiere usw.

Diese Ausrottungstendenz ist allerdings schon mit der Warenproduktion gegeben, der Privatproduktion einzelner zum privaten Nutzen, nicht für den gesellschaftlichen Bedarf. Die Gesellschaft überlebt den einzelnen, ist ihm gegenüber unsterblich. Wird die Produktion von Gesellschafts wegen betrieben, dann ist sie auf den dauernden Bestand der Produktivkräfte bedacht, auf die Sicherung des Nachwuchses an nützlichen Tieren und Pflanzen. Für den einzelnen Warenproduzenten, der nur seine augenblicklichen, persönlichen Vorteile im Auge hat, bestehen diese Rücksichten nicht. Er vernichtet ohne Zaudern für immer einen Bestand an wertvollsten Tieren oder Pflanzen, wenn er das Ergebnis dieses Prozesses mit Vorteil absetzen kann. Das machen nicht nur viele Großkapitalisten, sondern auch ganz unkapitalistische Dörfler, die etwa seltene Alpenpflanzen ausrotten, wenn Nachfrage nach ihnen besteht.

Aber erst das industrielle Kapital entwickelt die Technik zu riesenhaften Dimensionen, die dann auch einen Vernichtungsprozeß riesenhaft zu gestalten vermag. Wir sehen da ganz ab von der grauenhaften Zerstörungstechnik, die den Krieg immer entsetzlicher gestaltet und zeitweise die ganze Zivilisation in ihrem Bestande bedroht. Aber auch im Frieden macht sich die zerstörende Kraft der modernen Technik geltend. Namentlich kommt hier in Betracht die Technik des Transportwesens. Wälderverwüstung z. B. finden wir schon im Altertum, aber sie beschränkt sich auf einzelne Gebiete am Meere oder an Wasserläufen, die zum Holztransport dienen können. Die Eisenbahn erlaubt es, über diese Grenze hinauszugehen und alles an Wald wegzufegen, was die Technik rückständigerer Zeit hat stehen lassen müssen.

Die fortschreitende Ausrottung mancher Alpenpflanzen, die allerdings mehr vom ästhetischen und wissenschaftlichen als vom ökonomischen Standpunkte bedauert werden muß, ist auch eine Wirkung der Verbesserung der Verkehrsmittel, die jetzt in die ehedem unzugänglichsten Gebirgstäler Fluten von Vergnügungsreisenden bringen, die ihr Vergnügen in gedankenlosem Vernichten des Schönen sehen, das sie vorfinden. Die gleiche Verbesserung der Verkehrsmittel hat nach der Erbauung der Pazifikbahn in Amerika zur sinnlosen Ausrottung des Bisons geführt, sie führt heute in Afrika zur Ausrottung des Elefanten durch reiche

Digitized by Google

Tagediebe, die nach neuen Sensationen verlangen, da sie sich bereits an den Genüssen übersättigt haben, die Europa ihnen bieten kann.

Die von Natur gegebenen anorganischen Stoffe, deren wir bedürfen, werden wohl, sobald man beginnt, sie zu gewinnen, immer weniger unter jeder Produktionsweise. Denn sie wachsen nicht nach. Ihre Menge auf der Erde ist beschränkt und muß sich schließlich erschöpfen, wenn man sie überhaupt benutzen will. Doch müßte eine auf die Zukunft bedachte Verwaltung danach streben, den Zeitpunkt der Erschöpfung möglichst hinauszuschieben, mit den vorhandenen Bodenschätzen aufs sparsamste umzugehen, statt die Ausbeutung der Bergwerke und die Verschwendung der Ausbeute zu oft ganz sinnlosen, ja sogar schädlichen Zwecken kräftig zu fördern, wie das die Regierungen von heute und ihre Kapitalisten lieben.

Indes, Kohle und Petroleum können, wenigstens als motorische Kraft, schließlich ersetzt werden durch die Kräfte fließenden Wassers, der Ebbe und Flut, des Windes, der Sonnenstrahlen. Eisen mag ersetzbar sein durch andere Metalle, etwa Aluminium. Auch Holz als Brenn- und Baustoff ist durch anderes Material ersetzbar, allerdings nicht der Wald als klimatischer Regulator.

So verhängnisvoll der kapitalistische Raubbau für verschiedene Gebiete unseres Lebens wird, im ganzen und großen kann man doch sagen, daß die vernichtenden Wirkungen des industriellen Kapitalismus mehr als aufgewogen werden durch die mit ihm verbundenen Fortschritte in der Naturwissenschaft und der Technik.

Doch geradezu verhängnisvoll droht der industrielle Kapitalismus zu werden gegenüber jener Produktivkraft, die für uns die wichtigste von allen ist: die des arbeitenden Menschen. Ohne ihn bleiben alle Mittel der Produktion totes Material, er allein verleiht ihnen Seele und Leben.

Der Mensch ist aber nicht allein oberstes Mittel, sondern auch oberster Zweck der Produktion. Wenigstens vom allgemein gesellschaftlichen Standpunkte aus gesehen, der hier gleichbedeutend ist mit dem des Arbeiters. Vom kapitalistischen Standpunkte aus freilich ist der Lohnarbeiter bloßes Mittel der Produktion, gleich dem Arbeitsvieh. Und Zweck der Produktion ist der Profit des Kapitalisten. Eine Produktionsweise mag für die Arbeiter noch so viel dauernden Wohlstand und hohe Kultur bringen, wenn sie nicht rentabel ist, nicht Ueberschüsse für die Kapitalisten erzeugt, erscheint sie ihnen und ihren Theoretikern als verwerflich.

Indes, so gleichgültig dem Kapitalisten als solchem der arbeitende Mensch als Zweck der Produktion ist, so wenig kann ihm das Gedeihen seiner Arbeiter als Mittel der Produktion gleichgültig bleiben.

Digitized by Google

Verkommen die Arbeiter, gehen sie rascher zugrunde, als sie ersetzt werden können, so muß schließlich auch die kapitalistische Produktion untergehen, denn wenn andere Produktivkräfte, sobald sie durch Raubbau vernichtet sind, vielfach in irgend einer Weise ersetzt werden können, so gilt das nicht für die menschliche Produktivkraft. Für sie gibt es keinen Ersatz. Man kann wohl einzelne menschliche Tätigkeiten durch Maschinen vollbringen lassen, aber diese Maschinen selbst müssen von Menschen in Gang gesetzt, kontrolliert, mit zugeführten Hilfsstoffen und Rohmaterialien gefüttert werden. Der Zustand wird nie eintreten, von dem Aristoteles sprach, daß die Weberschiffchen von selbst weben, jedes Werkzeug auf bloßen Befehl hin seine Verrichtung besorgt, wie die Statuen des Dädalus oder die Dreifüße des Hephaistos, von denen Homer berichtet, daß sie von selbst sich zur Versammlung der Götter begaben, wenn diese sie brauchten.

So droht die Ausbeutungsmethode des industriellen Kapitals schließlich ebenso wie die ihr vorhergehenden Methoden des Ausbeutens zum schließlichen Verfall der Gesellschaft zu führen, trotz des gewaltigen Aufschwungs der Technik, die sie mit sich bringt. Was nützt die Entfaltung der materiellen Produktivkräfte, wenn die menschliche Produktivkraft zugrunde geht?

Dieser Prozeß muß um so mehr die ganze Gesellschaft gefährden, als die kapitalistische Produktionsweise dank ihrer überlegenen Technik die vorkapitalistischen Produktionsweisen teils verdrängt, teils verelendet, so daß sie die bei ihnen beschäftigten Arbeiter ebenfalls den Würgeengeln des Hungers, der Ueberarbeit, abwechselnd mit völliger Arbeitslosigkeit ausliefert, die um so grauenhafter wüten, je mehr die gleiche ökonomische Entwicklung die Arbeiter in gräßlichen Wohnhöhlen zusammendrängt, den männlichen die chronische Vergiftung durch Alkohol, den weiblichen die Prostitution aufdrängt, und die einen wie die anderen durch Syphilis vergiftet.

Dabei wird die Ruinierung der Massen durch die kapitalistische Ausbeutung weit gefährlicher als jede frühere, aus vorkapitalistischen Ausbeutungsmethoden hervorgehende. Denn bei der Geringfügigkeit ihrer Verkehrsmittel blieben diese Methoden auf bestimmte Gegenden beschränkt, neben denen noch zahlreiche barbarische Völker sich behaupteten, die dann als Erben der verkommenen Zivilisation auftreten konnten. Das war um so mehr der Fall, als die früheren Ausbeutungsmethoden auf bloßer, allerdings ökonomisch bedingter Gewalt beruhten und die Waffentechnik der ausbeutenden Klassen der Technik der frei lebenden Völker nicht in einem Maße überlegen war, das jeden Widerstand der letzteren von vornherein aussichtslos gemacht hätte.

Der Waffentechnik des industriellen Kapitals gegenüber ist dagegen jeder ernsthafte Widerstand von Barbaren oder Wilden ausgeschlossen. Und die moderne Verkehrstechnik weiß sich zu

Digitized by Google

ihnen allen ihre Wege zu bahnen. Dabei ist die Ausdehnung des Gebietes der kapitalistischen Ausbeutung nicht auf Waffengewalt angewiesen. Ihr steht ein Mittel zu Gebote, das früheren Ausbeutungsmethoden fehlte, die größere Billigkeit der von ihr erzeugten Massenprodukte, durch die sie jede andere Produktionsweise aus dem Felde schlägt und verdrängt.

Auch vorkapitalistischen Produktionsweisen ist es gelungen, große Wirtschaftsgebiete zu schaffen, deren Teile in regem Verkehr miteinander standen, Kulturkreise, die unter günstigen Umständen schließlich eine ganz ungeheure Ausdehnung erreichen konnten.

Der kolossalste dieser Kulturkreise war wohl der chinesische, der etwa zehn Millionen Quadratkilometer (mit Tibet und der Mongolei) umfaßte mit heute rund 400 Millionen Menschen, der nächstgrößte der indische, mit rund 3 Millionen Quadratkilometern und über 300 Millionen Bewohnern. Ungefähr den gleichen Flächenraum umfaßte der Kulturkreis des römischen Weltreiches, der aber weit weniger als hundert Millionen Einwohner zählte[1]), und der des persischen Reiches, auf dessen Gebieten heute etwa 40 Millionen Menschen leben. Im Altertum war die Bevölkerung dort wohl dichter. Sicher in Mesopotamien und Syrien.

Aber was bedeutet jeder dieser Kulturkreise gegenüber dem des industriellen Kapitalismus unserer Tage, der bereits fast die ganze Welt erfaßt hat und der im Begriffe ist, auch die abgelegensten Stämme etwa auf Neu-Guinea, Borneo, in Zentralafrika und im hohen Norden Kanadas in den Bereich der kapitalistischen Zivilisation einzubeziehen.

Das besagt aber, daß keine Barbaren mehr übrigbleiben, stark und kenntnisreich genug, daß sie fähig wären, das Erbe der kapitalistischen Welt anzutreten, wenn diese in sich ebenso verfaulen sollte, wie etwa vor ihr das Römische Weltreich. Tiefste Verkommenheit drohte dann der ganzen Menschheit.

Die bürgerlichen Oekonomen weisen tröstend darauf hin, daß die auch von ihnen anerkannte Degradation der arbeitenden Klassen, die der industrielle Kapitalismus mit sich bringt, nur eine Kinderkrankheit darstelle, die von ihm überwunden werde, da er selbst die Wunden heile, die er schlage, selbst die Kräfte erzeuge, die der Verelendung der Volksmassen entgegenwirken.

Das ist in gewissem Sinne richtig. Um aber diesen gewissen Sinn richtig zu erfassen, muß man an Stelle der Abstraktion konkrete Vorstellungen setzen. Versteht man unter dem Kapitalismus die Kapitalisten, dann ist die Behauptung unrichtig. Allenthalben trachten die Kapitalisten, heute ebenso wie vor hundert

---

[1]) 54 Millionen nach Woytinsky (im Einklang mit Beloch und Eduard Meyer) „Die Welt in Zahlen", Berlin 1925, I., S. 24, 70 Millionen nach Delbrück, „Weltgeschichte", I., S. 576.

Digitized by Google

Jahren, danach, die Löhne zu drücken, die Arbeitszeiten zu verlängern, Frauen und Kinder in die Fabrik zu zwingen, die Wohnungsmieten zu steigern usw. Wo sie freie Hand haben, wie in China, treiben sie heute denselben furchtbaren Raubbau mit menschlicher Arbeitskraft und menschlichem Leben wie in England zur Zeit der dortigen Kindheitsperiode des industriellen Kapitalismus. Die Kapitalisten sind nicht aus sich heraus zu höherem sozialen Fühlen und Denken gekommen. In China gehören zu den gräßlichsten Ausbeutern ebenso englische wie chinesische Unternehmer.

Dennoch ist es richtig, daß die kapitalistische Produktionsweise aus sich heraus die Kräfte erzeugt, die der Verelendung der Arbeitermassen entgegenwirken. Jedoch ist es nur in dem Sinne richtig, in dem das „Kommunistische Manifest" sagt, daß diese Produktionsweise ihre eigenen Totengräber produziert, oder, wie es an anderer Stelle dort heißt:

„Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sondern auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier."

Nicht dadurch werden die Verelendungstendenzen zu einer bloßen Kinderkrankheit des Kapitals, weil etwa bei den Kapitalisten mit ihrem Reichtum und ihrer Macht auch ihre soziale Einsicht und ihr soziales Empfinden wächst, ein soziales Gewissen bei ihnen ersteht. Bei einzelnen von ihnen findet man es schon in den Anfängen des Kapitalismus, bei der Masse unter ihnen ist es auch heute noch gering.

Nein, wenn es möglich wurde, zu verhindern, daß die kapitalistische Produktionsweise zum Grab jeglicher Zivilisation wird, so liegt das daran, daß es möglich war, den Kapitalisten Widerstand zu leisten. Soweit bei den Kapitalisten — als Klasse, nicht als einzelne betrachtet — heute höhere soziale Einsicht vorhanden ist als vor zwei bis drei Menschenaltern, ist es nicht einer Verminderung des kapitalistischen Dranges nach Profitmacherei zuzuschreiben, sondern einer Wirkung des Widerstandes, den diese Profitmacherei findet. Die Arbeiter haben ihre Unternehmer zu sozialeren Menschen erzogen. Wo diese auf Arbeiter stoßen, die keines Widerstandes fähig sind, hört ihr neuerworbenes soziales Gewissen sofort auf zu funktionieren.

Die Tatsache, daß es möglich ist, die Verelendungstendenzen des Kapitals erfolgreich abzuwehren, ja dabei von einem gewissen Zeitpunkt an zur Offensive gegen das Kapital überzugehen und seine Macht gegenüber den von ihm Ausgebeuteten immer mehr einzuschränken, das ist die gewaltigste gesellschaftliche Tatsache seit dem Aufkommen des Staates und der Ausbeutung. Im Verein mit der vom industriellen Kapital herbeigeführten Ausdehnung der Produktivkräfte wird sie es schließlich ermöglichen, jeglicher Ausbeutung ein Ende zu machen, ohne das von uns erreichte allge-

Digitized by Google

meine Kulturniveau aufzugeben. Bis zum Aufkommen des industriellen Kapitals konnte dagegen eine allgemeine Aufhebung der Ausbeutung in nichts anderem enden, als in allgemeiner Verbauerung der Gesellschaft.

Dank des innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise erstehenden Widerstandes gegen das Kapital wird sie nicht, wie die früheren Ausbeutungsweisen in Stagnation oder Rückfall in Barbarei enden, sondern in einer ganz neuen Form einer Gesellschaft ohne jegliche Ausbeutung.

Zweites Kapitel.

Aufstieg des Proletariats und Kampf um die Demokratie.

Von zwei Seiten kann der Widerstand gegen die Tendenz des industriellen Kapitals nach Verelendung und schließlicher Vernichtung seiner Lohnarbeiter ausgehen: Von den Ausgebeuteten selbst und von nichtproletarischen Kreisen, die mit den Ausgebeuteten sympathisieren.

In seinen Anfängen ist das industrielle Proletariat so schwach, daß sein Widerstand kaum in die Wagschale fällt und der der nichtproletarischen Kapitalistengegner mehr zutage tritt.

Während die auf kriegerischer Uebermacht beruhenden Ausbeutungsmethoden mit einem Schlage eingeführt, aber auch mit einem Schlage beseitigt werden können, kommt das industrielle Kapital nur allmählich, zuerst nur in einzelnen Gegenden auf. Es dauert lange, bis es selbst in dem ökonomisch vorgeschrittensten Lande, in England, zur herrschenden Produktionsweise wird, von der das ganze ökonomische Leben abhängt.

Die Zahl derjenigen unter den besitzenden Klassen, die ein Interesse an kapitalistischen Industrieprofiten hatten, war lange Zeit klein, auch dann noch, als bereits die ärgsten Schäden des neuen Industriesystems für die arbeitenden Klassen zutage traten. Großgrundbesitzer, Handwerker, Intellektuelle waren sehr wohl in der Lage, ohne kapitalistische Voreingenommenheit die Verheerungen zu erkennen, die das industrielle Kapital in der Arbeiterschaft anrichtete, und die Gefahren zu sehen, die daraus für die Zukunft der Gesellschaft erstanden.

In militaristischen Staaten gesellten sich zu diesen kritischen Beobachtern Militärs, die für die Wehrkraft des Staates fürchteten, wenn die Industrie die körperliche Tüchtigkeit der Arbeiter untergrub.

Ethisches Empfinden, Mitleid mit der gequälten Kreatur, verband sich mit ökonomischer Einsicht zu dem Streben, den mörderischen Tendenzen des Kapitals Einhalt zu tun.

Digitized by Google

Dieses Streben selbst konnte wieder zweierlei Formen annehmen. Kühnere, weiterblickende Denker wurden durch die furchtbaren sozialen Mißstände angeregt, Mittel zu suchen, die jeder Art des Elends gründlich ein Ende bereiteten. Sie entwarfen Pläne gesellschaftlicher Organisationen, die Wohlstand für alle sicherten. So bildeten sich die Anfänge des modernen Sozialismus. Sie waren noch utopistischer Art, aber nicht mehr bloße Staatsromane, sondern sehr ernsthaft gemeint, und die Erfinder der einzelnen Utopien waren aufs eifrigste darauf bedacht, sie sofort in die Praxis umzusetzen.

Doch die Mittel, die zur Bildung einzelner sozialistischer Kolonien aufkamen, waren zu geringfügig. Sie konnten sich mit denen nicht messen, die heute etwa dem Zionismus zufließen. In kleinstem Maßstabe mußten die Kolonien errichtet werden, fern von dem Bereich der Zivilisation, unter Umständen, in denen wohl abgehärtete Bauern sich hätten behaupten können, nicht aber Städter, am allerwenigsten Intellektuelle, die in jenen Kolonien zahlreich waren. Die Begeisterung führte sie zusammen, aber sie vermochte der nüchternen Prosa des Alltags nicht standzuhalten. Keine dieser Kolonien hatte Erfolge.

Auf diese Weise war das Proletariat nicht zu befreien.

Etwas mehr wurde auf dem anderen Wege erreicht, nicht dem sozialistischen, sondern dem sozialpolitischen: Anrufen des Staates zum Erlaß von Gesetzen zum Schutze der Arbeiter, namentlich der am wenigsten widerstandsfähigen unter ihnen, der Frauen und Kinder. Auch hier ging England führend voran, wo es einigen Menschenfreunden schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelang, im Parlament einige Arbeiterschutzgesetze durchzusetzen:

Der eine Weg schloß den anderen nicht aus. Robert Owen versuchte beide. Er gründete sozialistische Kolonien und kämpfte für gesetzlichen Arbeiterschutz.

Aber auch auf dem letzteren Wege wurde nicht viel erreicht. Die in ihrer Ausbeutungsfreiheit bedrohten Kapitalisten leisteten wütenden Widerstand gegen den Arbeiterschutz. So geringfügig seine Bestimmungen waren, sie blieben oft ein toter Buchstabe. Das Profitinteresse erwies sich als der stärkere Teil gegenüber dem Mitleid und der wissenschaftlichen Einsicht.

Das Mitleid kann eine starke Kraft werden, aber es wirkt nur so lange, als man eben mitleidet, das heißt, so lange, als man das Leiden der Andern gewahr wird. Das ist aber für die Masse der Besitzenden stets nur vorübergehend der Fall, soweit es sich um Leiden der Besitzlosen handelt, von denen sie meist nur indirekt, durch Berichte, und bloß gelegentlich erfahren. Kommen grauenhafte Tatsachen ans Tageslicht, dann schwillt das Mitleid vieler Besitzenden rapid an, um, wie ein Wildbach, eben so rasch wieder zu versiegen.

Digitized by Google

Und wissenschaftliche Erkenntnis, also graue Theorie, vermag erst recht nicht, Kräfte zu ausdauerndem Kampfe zu erzeugen, ausreichend genug, um eine starke und entschlossene soziale Macht niederzuringen und ihr Gesetze aufzuzwingen, durch die sie sich in ihren Erwerbs- und Existenzbedingungen bedroht fühlt.

Die beiden Wege, der sozialistische und der sozialpolitische, erhielten erst dann Bedeutung und wurden erst dann Wege zu fortschreitender Einschränkung kapitalistischer Macht, als das Proletariat stark genug wurde, selbst für sich einzutreten, seine Interessen selbst erfolgreich zu verfechten. Erst als das Proletariat diese Wege betrat, begannen sie zu einer Umgestaltung der Gesellschaft zu führen. Zunächst allerdings bedeuteten sie nichts anderes, als die Rettung der kapitalistischen Gesellschaft vor frühem Ruin. Sie erhielten ihr das, was zu ihrer Existenz unerläßlich ist, eine zu intensiver Arbeit dauernd fähige Arbeiterschaft.

Lange Jahrzehnte schien es, als sei das industrielle Proletariat ganz unfähig, sich seiner Bedränger erfolgreich zu erwehren, als vermöge es sich höchstens zu Ausbrüchen der Verzweiflung zu erheben, die resultatlos oder gar mit blutiger Niederschlagung enden. Gerade solche Ausbrüche erscheinen Dichtern und Malern, die mit dem Proletariat fühlen, besonders geeignet zu künstlerischer Behandlung, von Hauptmanns „Webern" und Käthe Kollwitz Zeichnungen an bis zu Tollers „Maschinenstürmern" und dem Potemkinfilm. Im Grunde genommen müßten alle diese Darstellungen auf das Proletariat und seine Freunde deprimierend wirken, nicht erhebend, denn sie zeigen uns die Unterdrückten in einem Zustande, in dem sie absolut unfähig sind, irgendeinen Sieg auszunützen, selbst wenn sie vorübergehend einen erringen sollten. Auch der Panzerkreuzer Potemkin scheitert schließlich und wird von seiner Besatzung verlassen. Wenn die Darstellungen jener Vorkommnisse heute ganz anders als deprimierend wirken, so ist das dem zuzuschreiben, daß das Proletariat, das sie in unsern Tagen betrachtet, sehr verschieden ist von jenem der Vergangenheit, das dargestellt wird.

Wie alle Anfänge, so sind auch die der modernen Arbeiterbewegung weit schwieriger zu erkennen, als ihr weiterer Verlauf, der klar zutage liegt. Weniger offenkundig als dieser sind die Faktoren, die trotz aller unterdrückenden Gewalten des Kapitals doch schließlich das Proletariat befähigten, sich erfolgreich dagegen zur Wehr zu setzen.

Sicher wurde dafür äußerst wichtig der Umstand, daß es verschiedene Schichten im Proletariat gab, mit sehr verschiedener Widerstandskraft. Vollständig widerstandslos waren jene, die das Kapital am grausamsten behandelte, die Kinder und Frauen.

Digitized by Google

Eher waren die Männer der ganzen Art ihrer Erziehung und Lebensweise nach imstande, sich zur Wehr zu setzen. Auch sie zerfielen in zwei Kategorien, in gelernte und ungelernte Arbeiter.

Letztere stammten anfänglich teils aus dem Lumpenproletariat, teils aus der ländlichen Bevölkerung. Beide entbehrten aller organisatorischer Erfahrungen und jedes Zusammenhanges unter sich. Besser stand es mit den gelernten Arbeitern der Industrie. Sie stammten vielfach aus dem Handwerk, dessen Gesellen ehedem sehr wehrhafte Verbindungen gebildet hatten, deren Traditionen in den Kreisen der qualifizierten Arbeiter noch in der Zeit des aufkommenden industriellen Kapitalismus lebendig waren.

Von ihnen ging der erste Widerstand gegen das Kapital aus, oft ein sehr opfervoller Widerstand, da in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts noch selbst in England — von 1799 bis 1825 — alle Arbeiterkoalitionen streng verboten waren.

Ihre Erfolge eiferten die tiefer stehenden Arbeiterschichten an und wiesen ihnen den Weg. Sie wurden gefördert durch die Anhäufung großer Arbeitermassen in wenigen industriellen Zentren und innerhalb dieser Zentren in einzelnen Großbetrieben, die der industrielle Kapitalismus mit sich brachte.

Nicht minder wichtig für den Aufstieg des Proletariats wurde aber die demokratische Bewegung, die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in England und später in Frankreich anhub. In ihren Anfängen war sie eine Bewegung aller arbeitenden Klassen, zu denen sich, wie wir schon gesehen, die industriellen Kapitalisten, im Gegensatz zu Händlern und Bankiers, auch zählten und in denen das Proletariat noch kein besonderes Klassenbewußtsein erlangt hatte.

Aber mit dem Erstarken des industriellen Kapitals wurde nicht nur sein ökonomischer Gegensatz zum Proletariat immer offenbarer, sondern auch sein politischer in der Frage der Demokratie. Und dieser politische Gegensatz vor allem war es, der ein proletarisches Klassenbewußtsein und eine proletarische Klassenpolitik schuf. Viel mehr als der ökonomische Gegensatz, der natürlich so alt ist, wie das industrielle Kapital selbst, der aber zunächst nur als ein persönlicher gegen den bösen Kapitalisten, oder höchstens als eine lokale oder berufliche Angelegenheit betrachtet wurde.

Kritiker der materialistischen Geschichtsauffassung mögen in der Feststellung dieser Tatsache ein Zugeständnis dafür sehen, daß nicht ökonomische, sondern auch politische und andere Faktoren die Geschichte bestimmen, die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit daher falsch sei. Glücklicherweise sind es nur die Kritiker selbst, von denen diese Borniertheit in unsere Geschichtsauffassung hineingelesen

Digitized by Google

wird, um dann von ihnen triumphierend widerlegt zu werden. Das ökonomische Moment ist ja für uns, wie hier schon wiederholt dargetan und bereits von Engels öfters betont wurde, nur der in letzter Linie, nicht aber der einzige an der Oberfläche der Ereignisse auftretende Faktor der geschichtlichen Entwicklung.

Nicht nur das Proletariat, sondern alle industriellen Klassen zusamt der Bauernschaft, haben ein Interesse an der Demokratie in dem Sinne, daß sie möglichst freie Betätigung im Staate, Aufhebung bureaukratischer Bevormundung, Freiheit der Kritik in Wort und Schrift und Uebertragung der Gesetzgebung sowie der Bestellung der Regierung an eine vom Volke gewählte Repräsentativversammlung fordern.

Doch nicht alle haben dasselbe Interesse an der Ausdehnung, die dem Begriff „Volk" gegeben wird. Im Laufe des Kampfes um die Demokratie, sobald seine Errungenschaften greifbare Formen annehmen, treten erhebliche Differenzen zwischen den einzelnen Klassen ein, die um die Demokratie kämpfen.

Die „Mittelklasse", im wesentlichen die besitzenden Klassen sowie die besser gestellten Gebildeten, die nicht dem Adel angehörten, sah kein anderes Mittel, um Einfluß auf die Regierung zu gewinnen und im Staate ihre Interessen zu vertreten, als die Gewinnung demokratischer Rechte. Und sie sah kein anderes Mittel, um solche Rechte für sich zu gewinnen, als die gesamte arbeitende Masse zum Kampf für solche Rechte aufzurufen, die dann natürlich Rechte dieser ganzen Masse werden sollten.

Dasselbe Kapital, das seine Arbeiter sozial völlig kampfunfähig zu machen suchte, trieb sie selbst in Kämpfe hinein, deren Erfolge ihnen Kraft und Selbstbewußtsein einflößen mußten.

Doch kämpften die Arbeiter dabei praktisch zunächst nicht für sich, sondern nur für ihre Ausbeuter. Das zeigte sich offenkundig in den Kämpfen fürs Wahlrecht. Fast nirgends geht aus den demokratischen Bewegungen sofort der Gewinn des allgemeinen und gleichen Wahlrechts hervor. Wird die demokratische Bewegung zu stark, dann suchen die privilegierten Klassen sie zu spalten. Sie geben das Wahlrecht den Kapitalisten, mitunter auch den Bauern und Kleinbürgern. Die Proletarier bleiben draußen.

Das erfuhren die englischen Arbeiter, die an der ersten großen Bewegung für Wahlreform energisch mitgetan hatten. Diese Bewegung endete mit der Reformbill von 1832, die allen Bemittelten das Wahlrecht gab, die Arbeiter aber entrechtet ließ. Die Arbeiter waren jedoch einmal in Bewegung gekommen, sie setzten die Agitation allein fort, nun im Gegensatz zu den bürgerlichen Reformern. Daraus erwuchs die erste große Bewegung des modernen Proletariats, der Chartismus. Der Mißerfolg der euro-

Digitized by Google

päischen Revolution von 1848, der die Arbeiter allenthalben entmutigte, brachte auch die chartistische Bewegung zum Stillstand. Als nach der Periode der Reaktion die Arbeiter in ganz Europa wieder in Bewegung gerieten, war es in England abermals der Kampf ums allgemeine Wahlrecht, der sie beseelte. Als die Tories den meisterhaften Schachzug taten, die Arbeiterklasse zu spalten, den besser bezahlten Arbeitern das Wahlrecht zu geben und es der unorganisierten und schlecht bezahlten Masse vorzuenthalten (in der Wahlreform von 1867), bedeutete diese rein politische Maßregel tatsächlich eine Lähmung des proletarischen Klassenkampfes, der sich von da an in Großbritannien für Jahrzehnte lang in lokale und berufliche Sonderbewegungen zersplitterte und auflöste.

In Frankreich hatte die Revolution von 1789 wohl die Demokratie, aber zunächst nur ein Zensuswahlrecht gebracht. Die Verfassung von 1793 brachte allerdings das allgemeine Wahlrecht, jedoch die Reaktion des Thermidor schaffte diese Verfassung ab, ehe unter ihr gewählt worden war, und ersetzte sie 1795 durch eine neue, die wieder ein Zensuswahlrecht herbeiführte.

Von da an brachte eine Serie von Umwälzungen Frankreich die verschiedensten Wahlsysteme, aber sie waren alle beschränkt, bis das Pariser Proletariat im Februar 1848 das allgemeine Wahlrecht eroberte. Als die Niederlage des Juni seine Kraft brach, vermochte es dieses Recht gegen die durch den Aufstand ebenso erschreckten wie empörten Mittelklassen nicht zu behaupten. Sie nahmen es ihm durch das Gesetz vom 31. Mai 1850. Bei seinem Staatsstreich am 2. Dezember 1851 stellte der dritte Napoleon das allgemeine Wahlrecht wieder her. Es erschien ihm in dem überwiegend bäuerlichen Frankreich als ein vortreffliches Mittel, die rebellische Hauptstadt durch die reaktionären Bauernmassen im Zaume zu halten.

Von da an war in Frankreich das allgemeine Wahlrecht nicht mehr bedroht, das Streben der französischen Arbeiter ging nun dahin, Paris und überhaupt die industriellen Zentren von dem Uebergewicht der Bauernschaft zu befreien durch Selbständigkeit der Gemeinden. Dies der politische Sinn des Proudhonismus und des Aufstandes der Pariser Kommune von 1871. Seitdem haben die französischen Arbeiter gelernt, um mit Marx zu sprechen, das allgemeine Wahlrecht aus einem Mittel der Nasführung in ein Mittel der Befreiung des Proletariats zu verwandeln.

Wie in Frankreich, eroberte nach seinem Beispiel auch die Revolution in Preußen 1848 das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Wie in Frankreich wurde es auch in Preußen durch die eintretende Reaktion in ein ungleiches Wahlrecht verschlechtert. Als die Periode der Reaktion überwunden war und das politische Leben wieder erwachte, anfangs der sechziger Jahre, dachten die

Digitized by Google

Liberalen nicht daran, für das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht einzutreten, obwohl sie in ihrer Weise demokratisch gesinnt waren und alle arbeitenden Schichten zum Kampf gegen die Regierung aufriefen.

Lassalle, der sich damals das Ziel setzte, die Arbeiter von der bürgerlichen Führung loszulösen und eine selbständige Arbeiterpartei zu gründen, wählte mit großem Verständnis als Ausgangspunkt dazu die Forderung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, anscheinend eine Forderung der Demokratie ohne Klassencharakter. Fast gleichzeitig mit ihm beteiligte sich Marx an dem Kampf der englischen Arbeiter ums Wahlrecht.

Um dem Liberalismus ein Paroli zu bieten, der ihn mit den politischen Mitteln des Klassenwahlrechts bedrängte, folgte Bismarck 1867 seinem Vorbild, Louis Napoleon, der 1851 das allgemeine Wahlrecht wieder hergestellt hatte. Bismarck übernahm in die Verfassung des norddeutschen Bundes, und 1871 in die des Deutschen Reiches das allgemeine Stimmrecht. Er hoffte, es ebenso ausnützen zu können, wie sein Vorbild es getan. Noch überwogen ja in Deutschland die Bauern. Doch erwies sich seine Bekehrung zum allgemeinen Stimmrecht als recht zaghafter Natur. Man wählte damit nur zum Reichstag, der ohne erhebliche Macht war. Für die Landtage der einzelnen Bundesstaaten, auch für Preußen, blieben die Zensuswahlrechte bestehen. Und auch für den Reichstag bereute Bismarck bald die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts.

Bei seiner Nachahmung Napoleons hatte er vergessen, daß er zwei Jahrzehnte nach diesem emporkam. Napoleon hatte das allgemeine Wahlrecht gegeben in einer Zeit der Reaktion, des völligen Darniederliegens der Arbeiterklasse, die nach den Enttäuschungen von 1848 an jeder Politik verzweifelte und ihr gleichgültig gegenüberstand. Bismarck gewährte das Wahlrecht in einer Zeit, in der die Arbeiter die Niederlagen von 1848 vergessen hatten und sich mit Begeisterung und Wucht in die Politik stürzten. Und Frankreich war unter dem Kaiserreich ein Bauernland geblieben, das geeinigte Deutschland entwickelte sich nach der Ueberwindung des Fluchs der Kleinstaaterei rapid zu dem Lande mit der bedeutendsten Großindustrie auf dem europäischen Festland.

Aehnlich wie in Preußen ging es in andern Ländern Europas. Der Liberalismus, die von der Bourgeoisie gehandhabte Art der Demokratie, die natürlich nicht gleichbedeutend ist mit der Idee der Demokratie, verweigerte überall, so in Oesterreich, so in Belgien und den anderen kleineren Staaten des nördlichen Europa, den Massen das allgemeine Wahlrecht. Da dort keine Bonapartes auftauchten, die revolutionäre Ideen für ihre dynastischen Zwecke auszubeuten suchten, wurde dort nirgends das

Digitized by Google

Experiment der Gewährung des allgemeinen Wahlrechts durch einen Emporkömmling auf dem Thron gemacht, oder durch den Berater eines Emporkömmlings auf einem neuen Thron, wie es der eines deutschen Kaisers 1871 zweifellos war. Ueberall dort mußte sich das Proletariat das allgemeine Wahlrecht in mühsamen, opfervollen Kämpfen erobern. Auch in Preußen bedurfte es einer proletarischen Revolution, um es durchzusetzen.

Das allgemeine Wahlrecht ist nicht ein Geschenk, ist nicht ein Werkzeug der Bourgeoisie, gut dazu, das arbeitende Volk zu gängeln und in Dienstbarkeit zu erhalten, wie die Bakunisten vor einem halben Jahrhundert behaupteten und die kommunistischen Neubakunisten von heute wieder behaupten. Es ist nicht sehr erbaulich, daß eine Zusammenstellung von Tatsachen, die doch offen zutage liegen, heute noch — oder wieder — erforderlich ist, um diese kommunistische Behauptung zu widerlegen, die nicht nur bei den Kommunisten im Schwange ist, sondern auch bei manchen, mit ihnen liebäugelnden marxistischen Theoretikern eine Unterstützung erfährt durch die Mißachtung der „formalen" Demokratie, die sie zur Schau tragen.

Das allgemeine Wahlrecht und überhaupt die vollkommen ausgebildete Demokratie ist ein Ergebnis und eine Errungenschaft des proletarischen Klassenkampfes. Noch Marx war nicht in der Lage, beobachten zu können, welche Formen der Klassenkampf in einer hoch ausgebildeten Demokratie annimmt, denn es gab eine solche zu seiner Zeit in Europa höchstens in der Schweiz, die nach den verschiedensten Seiten hin ein ganz abnormes und dabei ein sehr winziges Gebilde darstellt. England war, als Marx starb, vom allgemeinen Wahlrecht noch weit entfernt.

Ueber die Gestaltung des Klassenkampfes unter den Bedingungen einer vollkommen ausgebildeten Demokratie können wir uns also bei Marx keine Belehrung holen. Es ist ganz unsinnig, wenn manche Leute heute ihren Marxismus dadurch dokumentieren, daß sie Erkenntnisse über die Wirkungen der Demokratie aus dem kommunistischen Manifest schöpfen wollen, das nicht einmal die Erfahrungen von 1848 kannte.

Wir haben hier im Auge die Demokratie in Ländern, die zeitweise durch das Stadium des fürstlichen Absolutismus und der zentralisierten Staatsgewalt mit gewaltiger Bureaukratie und stehenden Armeen hindurchgegangen waren; in Ländern, wo das Proletariat sie zu erobern hatte, wo es sie nicht fertig vorfand, wie in manchen Kantonen der Schweiz oder den Vereinigten Staaten, die wieder ein Fall für sich sind. Namentlich in den letzteren hatte die Gewinnung der Demokratie nichts mit dem proletarischen Klassenkampf zu tun. Sie konnte ihn also nicht befruchten und fördern.

Digitized by Google

In den Ländern ersterer Art ist die hoch entwickelte Demokratie ein Ergebnis des proletarischen Klassenkampfes. Viel früher aber wurde der Kampf um die Demokratie dort ein gewaltiges Mittel, das darniederliegende, fast kampfunfähige Proletariat zu Kämpfen aufzurufen, in denen es Bundesgenossen in anderen Klassen fand. Durch sie verstärkt, griff es in Kämpfe ein, die es allein nicht hätte wagen können, gewann es Erfahrung und Selbstbewußtsein. Durch sie wurden aber auch die lokalen und beruflichen Schranken überwunden, die das Proletariat in seinen Anfängen zersplitterten, bekam es Interesse für allgemeine, die ganze Klasse berührende Fragen und lernte es auch, die Kräfte der ganzen Klasse einheitlich zusammenzufassen.

So mußte es in diesen politischen Kämpfen schließlich eine Kraft und ein Verständnis erreichen, die es überall früher oder später dahin trieben und ihm mit Erfolg ermöglichten, sich politisch als Klasse selbständig zu machen und als solche seine eigenen Wege zu gehen. Das Betreten dieser eigenen Wege besagt nicht, daß ihm das Handeln der anderen Klassen und Parteien gleichgültig wird oder daß es nicht zeitweilig mit der einen oder der andern von ihnen zu bestimmten gemeinsamen Zwecken zusammengehen kann, wenn es dadurch diesen Zweck fördert, ohne andere nicht minder wichtige zu schädigen. Wohl aber besagt es, daß es auch bei solchen Koalitionen seine Selbständigkeit wahren muß, daß sein gelegentliches Zusammenwirken nie zur Unterwerfung unter fremde Leitung führen darf.

Welche Bedeutung der Kampf um die Demokratie für die geistige und organisatorische Fähigkeit des Proletariats, für seinen einheitlichen Zusammenschluß und seine Kraft gewonnen hat, ersehen wir deutlich, wenn wir die Länder Europas, in denen solche Kämpfe notwendig waren, mit anderen Industrieländern vergleichen, in denen sie fehlten. Wir haben da vor allem die Vereinigten Staaten im Auge, in denen die Arbeiter bereits eine bedeutend ausgebildete Demokratie vorfanden. Nicht zum wenigsten daran liegt es, daß dort die Bildung einer großen Arbeiterpartei bisher nicht gelingen wollte, trotz der energischesten, opfervollsten Bemühungen so vieler einwandernden Sozialisten, die aus Ländern kamen, in denen das Proletariat schwer um demokratische Rechte zu ringen hatte.

Das Gegenstück dazu bildet Rußland, dessen Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert mehr als die eines anderen modernen Landes um die primitivsten demokratischen Rechte die opfervollsten Kämpfe führte. Durch sie hat das Proletariat dort ein Klassenbewußtsein erlangt und haben sich die sozialistischen Parteien zu einer Bedeutung erhoben, die weit über den Rang hinausgeht, den das Reich im ökonomischen Leben erreicht hat.

Digitized by Google

Aber nicht genug damit, daß das politische Auftreten des Proletariats die meisten Länder erst einer vollkommenen Demokratie entgegenführt und daß wiederum der Kampf um die Demokratie eines der mächtigsten Mittel wird, das Proletariat aus der anscheinend hoffnungslosen Degradation emporzuheben, in die es der industrielle Kapitalismus herabdrückt. Die Demokratie erhält auch einen neuen Inhalt durch das Auftreten des Proletariats in ihr.

Drittes Kapitel.

Aufstieg des Proletariats und Verkürzung der Arbeitszeit.

Wir haben schon gesehen, daß die Kapitalisten und ebenso Bauern und Kleinbürger von ihren geschäftlichen Angelegenheiten in der Regel so sehr in Anspruch genommen werden, daß ihnen die Zeit, oft auch das Interesse und die Gelegenheit fehlen, politische Erfahrungen zu sammeln, die notwendig sind, um als Organe der Demokratie, etwa als Parlamentarier oder Minister erfolgreich wirken zu können.

Bei Bauern und Handwerkern steht es jedoch in Beziehung auf politisches Verständnis noch weit schlimmer, als bei Kapitalisten. Der Kapitalist steht mitten im Getriebe der Welt, auf dem Weltmarkt und er hat alle Möglichkeiten, sich nicht nur über die wirtschaftlichen, sondern auch über die staatlichen Verhältnisse ausreichend zu orientieren.

Der Bauer ist auf dem Dorfe isoliert, aber auch der Handwerker in der Stadt vermag sich oft nicht über den politischen Horizont seines Kirchturmes zu erheben. Er findet seinen Markt vielfach nur in der Stadt, in der er wohnt und ihrer Umgebung. Nur deren Verhältnisse beschäftigen ihn.

Dazu kommt aber bei Bauern und Handwerkern der Mangel an Zeit. Im Mittelalter wurde noch nicht intensiv gearbeitet und zahlreiche Feiertage boten genügende Muße, namentlich dem städtischen Arbeiter, sich zu bilden und aufzuklären. Wir haben gesehen, daß in der Zeit der Reformation in vielen Städten die Kunst des Lesens bereits sehr verbreitet war und eifrig gepflegt wurde.

Der industrielle Kapitalismus bringt Hast und Unrast in die Welt, zwingt nicht nur seine Lohnarbeiter, sondern auch Handwerker, Kleinhändler und Bauern zu fortschreitender Ausdehnung ihrer Arbeitszeit bis zu erschöpfender Ueberarbeit.

Alles das hemmt die Kleinbürger und Bauern sehr, ausreichendes politisches Wissen zu erlangen. Ebenso wie dem Kapitalisten fällt es fast allen von ihnen schwer, als Organe der Demokratie zu fungieren — wenn sie daneben ihr Geschäft weiter

Digitized by Google

betreiben wollen. Aber sie stehen hinter den Kapitalisten darin zurück, daß sie in der Regel nicht einmal die Fähigkeit erwerben, die staatlichen Dinge zu überschauen und selbständig zu beurteilen, eigene Parteien im Staate zu bilden und zusammenzuhalten, denen sie ihre Richtung vorschreiben.

So wie die Kapitalisten in der Regel müssen auch sie mit der Vertretung ihrer Interessen im Staate und mit der Führung der Politik, die sie wünschen, besondere Berufspolitiker betrauen. Aber die Kapitalisten haben Macht und politisches Verständnis genug, die Berufspolitiker, die sie erwählen, in Abhängigkeit — wenigstens geistiger, oft auch ökonomischer — von sich zu halten. Bei den Bauern und Kleinbürgern ist es umgekehrt. Die von ihnen Erwählten werden leicht aus ihren Dienern ihre Herren.

Unter diesen Umständen kommt es in der Demokratie oft dazu, daß die arbeitenden Massen bloßes Stimmvieh in den Händen von Geschäftspolitikern und hinter ihnen stehenden Schichten großer Ausbeuter werden. Die als Mittel der Herrschaft des Volkes über den Staatsapparat gedachte Demokratie wird da zu einem Mittel der politischen Herrschaft des Kapitals oder der Besitzenden überhaupt (große Agrarier inbegriffen).

Diese Zustände haben jene, dem Bakunismus verwandten Sozialisten im Auge, die es für notwendig halten, das Proletariat vor der Demokratie zu warnen, allerdings ohne ihm etwas besseres dafür zu bieten, als die Erwägung, daß die Diktatur eines gottähnlichen Messias für die arbeitenden Massen weit vorteilhafter sei, wobei sie allerdings verfehlen zu sagen, wie man die Sicherheit gewinnt, daß gerade der richtige Mann zum Diktator, zu dem Herrgott auf Erden wird. Wir glauben ja nicht mehr an Wunder.

Diese Kritiker der Demokratie tun so, als ob die demokratischen Einrichtungen unter den verschiedensten sozialen Bedingungen immer die gleichen Resultate erzeugen müßten. Sie, die zumeist als strenge Marxisten ununterbrochen das Wort vom Klassenkampf des Proletariats im Munde führen, vergessen zu untersuchen, wie unter diesem Klassenkampf die Demokratie wirkt.

Zunächst ist das Proletariat noch weniger imstande, eine selbständige Politik systematisch zu betreiben, als Kleinbürger und Bauern. Ueberarbeit und Wohnungselend drücken es noch tiefer herunter als diese. Marx selbst hat in seinem „Kapital" erschütternde Belege für die grauenhafte Stupidität gegeben, der viele Lohnarbeiter in den schönen Tagen völliger Freiheit des Kapitals verfielen.

Wenn auch der industrielle Proletarier geistig tief unter den Handwerker und Bauern sinken kann, obwohl auch diese durch die kapitalistische Atmosphäre stark herabgedrückt werden, so

Digitized by Google

kann er sich doch im Laufe seines Klassenkampfes geistig wieder über sie erheben und er tut es selbst dort, wo Handwerker und Bauern, angeregt durch diese Klassenkämpfe und ihre Erfolge, ebenfalls eine Aufwärtsbewegung einschlagen.

Zweierlei zeichnet den Proletarier nicht nur vor dem Handwerker und Bauern, sondern auch vor dem Kapitalisten aus: Er ist mit dem Betrieb, in dem er arbeitet, nicht verwachsen, dieser ist ja nicht der seine. Sein Wirken für den Betrieb endet mit seiner Arbeitszeit in ihm. Es verfolgt ihn nicht darüber hinaus. Und nicht von dem Gedeihen dieses einen Betriebes hängt sein eigenes Gedeihen ab, sondern von dem seiner Klasse, ja von dem des ganzen Gemeinwesens. Viel mehr als Bauern, Handwerker, Kleinhändler, Kapitalisten, vermag sich der Lohnarbeiter bei seiner Beschäftigung mit politischen Dingen von der Beeinflussung durch die besonderen Interessen des Geschäftes, in dem er arbeitet, zu befreien, vermag er die Verhältnisse des Gemeinwesens von einem höheren Standpunkte zu betrachten, als dem eines bornierten Geschäftsinteresses.

Er ist eher als die anderen hier genannten Klassen großen Gesichtspunkten zugänglich, kann eher theoretisches Interesse für soziale Fragen gewinnen. Er kommt in dieser Beziehung am nächsten den Intellektuellen. Einzelne Mitglieder des Proletariats können darin viele Intellektuelle überragen.

Freilich müssen bestimmte materielle Vorbedingungen gegeben sein, damit die Möglichkeiten, die daraus erwachsen, auch zu Wirklichkeiten werden. Aber die Klassenlage der Lohnarbeiter ist für diese Verwirklichung günstiger gestaltet als die der anderen in Rede stehenden Klassen.

Wo ein Betrieb einmal in den Strom der kapitalistischen Produktionsweise hineingeraten ist, da drängt jeder seiner Besitzer nach möglichster Ausdehnung der Arbeitszeit, die ja Vermehrung seines Einkommens bedeutet — allerdings nur unter sonst gleichbleibenden Bedingungen, namentlich gleicher Produktivität der Arbeit. Er drängt nach möglichster Ausdehnung der Arbeitszeit seiner Arbeiter, aber auch der eigenen Arbeitszeit, wenn er selbst im Betriebe tätig ist. Allerdings, da er sein Herr ist, wird er die eigene Arbeitszeit nicht leicht so weit ausdehnen, daß sie ihn physisch und geistig ruiniert, obwohl in aufgeregten Geschäftszeiten auch das vorkommen kann.

Die Lohnarbeiter sind die einzigen im Geschäftsbetrieb tätigen Personen, die sich dem Drang nach Ausdehnung der Arbeitszeit widersetzen. Zunächst, um sich vor völligem Ruin zu schützen. Soweit es sich darum handelt, finden sie bei dem Kampf um eine kürzere Arbeitszeit Unterstützung auch bei manchen Menschenfreunden aus den Kreisen der Besitzenden, sogar bei weiter blickenden industriellen Kapitalisten selbst.

Digitized by Google

Doch deren Unterstützung hört auf, sobald die Verkürzung der Arbeitszeit über das äußerste Maß dessen hinausgeht, was zur Verhinderung rascher Ruinierung der Arbeiter erforderlich ist.

Der Lohnarbeiter dagegen bleibt bei dieser Grenze nicht stehen. Die Höhe seines Einkommens hängt nicht von der Länge seiner Arbeitszeit ab — wenigstens gilt das für die Klasse, wenn auch nicht für jeden einzelnen, — sondern vom Wert seiner Arbeitskraft, das heißt, von der Höhe seiner Lebenshaltung, solange diese nicht ein Niveau erreicht, das jeden Profit ausschließt, also eine Fortführung der Produktion unter kapitalistischen Bedingungen unmöglich macht. Unter sozialistischen Bedingungen kann es noch über dieses Niveau hinaus steigen. Sein Maximum ist der Wert des eigenen Produkts. Der Lohn des Arbeiters kann dauernd unmöglich die Höhe dieses Wertes übersteigen, muß etwas hinter ihm zurückbleiben, wie Marx gezeigt hat.

Aber von diesem Niveau sind wir noch entfernt. Solange das der Fall ist, bleibt der Arbeitstag des Arbeiters immer noch reduzierbar. Und dessen Länge bestimmt nicht das Arbeitereinkommen. Die Arbeiterschichten mit der längsten Arbeitszeit haben den geringsten Lohn.

Gleichzeitig wird die Fabriksarbeit immer ermüdender, monotoner, abstoßender. Der Arbeiter verlangt nicht nur Stunden der Erholung und der Ruhe außerhalb seiner Arbeitszeit, sondern auch darüber hinaus noch Stunden, die er freigewählter Tätigkeit widmen kann, die ihn befriedigt.

So bleibt er bei jenem Normalarbeitstag nicht stehen, der gerade ausreicht, ihm zu ermöglichen, ausgeruht und vollkräftig wieder zur Arbeit zu kommen. Er verlangt immer wieder weitere Verkürzungen der Arbeitszeit und wird sie verlangen bis zu jener Grenze, die ökonomisch ohne Gefährdung des Produktionsprozesses noch möglich ist, eine Grenze, die nicht absolut ein für allemal feststeht, sondern durch technische Fortschritte immer wieder verschoben werden kann, nicht nur durch neue Maschinen, sondern auch neue Methoden und Organisationsformen.

Der brave Bürger schüttelt mißbilligend sein Haupt angesichts des steten Strebens der Lohnarbeiter, ihre Arbeitszeit zu verkürzen. Der Unternehmer liebt es, sie darauf hinzuweisen, daß er länger arbeite, als sie, oft noch im Bureau mit Rechnungen und Korrespondenzen beschäftigt sei, wenn die Stätten der Produktion stillstehen. Mitunter ist das auch wirklich der Fall. Die Herren Unternehmer vergessen nur, einmal, daß sie für sich selbst arbeiten, die Lohnarbeiter dagegen für andere. Dann, daß ihre Arbeit in der Regel viel interessanter und anregender ist als etwa die einförmige Bedienung einer Maschine. Und endlich, daß diejenige Klasse im Erwerbsleben Aussicht hat, kulturell und

Digitized by Google

politisch am höchsten zu stehen, die am meisten Zeit hat, neben der Erwerbsarbeit noch an kultureller und politischer Bildung und Betätigung teilzunehmen. Das Aufgehen in der Erwerbsarbeit gehört durchaus nicht zu den Faktoren, die den K[illegible] geistige und politische Ueberlegenheit sichern.

Sicher wird die vermehrte Muße, die den Arbeitern aus einer Verkürzung der Arbeitszeit entspringt, von ihnen nicht immer im Sinne solcher Bildung verwendet. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß diejenigen irrten, die da vermeinten, verkürzte Arbeitszeit verlängere nur die Zeit, die der Arbeiter im Wirtshaus bei Kartenspiel und Suff mit abschließenden Prügeleien verbringe. Es sind die Arbeiter mit der längsten Arbeitszeit, die am meisten dazu neigen, in dieser Weise in ihren kargen Mußestunden ihr Elend zu vergessen.

Wohl bedeutet die Verkürzung der Arbeitszeit nicht stets entsprechende Zunahme der Beschäftigung der Arbeiter mit kulturellen und politischen Angelegenheiten. Aber auch wenn sie bloß eine Vermehrung des Interesses am Naturgenuß, am Sport, an freier abwechslungsreicher Arbeit, etwa Gartenarbeit im Schrebergarten bedeutet, hebt sie den Arbeiter aus der Degradation empor, in die ihn der ungezügelte Kapitalismus versetzt. Stets geht aus der Verkürzung der Arbeitszeit für immer weitere Schichten der Lohnarbeiterschaft auch zunehmende Beschäftigung mit politischem Tun und Streben nach allgemeiner Bildung hervor, schließlich in weit höherem Grade, als bei irgendeiner anderen der arbeitenden Klassen, Handwerker und Bauern.

Durch ihre ökonomische Lage werden für die Lohnarbeiterschaft — neben den Intellektuellen — am ehesten die Bedingungen gegeben, sich zu großen sozialen Gesichtspunkten zu erheben und ferne Ziele ins Auge zu fassen. Die Klasse der Lohnarbeiter ist auch, dank ihrer Eigentumslosigkeit am wenigsten am Bestehenden interessiert, am ehesten geneigt, neue Ideen aufzunehmen. Endlich bietet ihr die fortschreitende Verkürzung der Arbeitszeit am ehesten die Möglichkeit, das Wissen und die Erfahrungen zu sammeln, die erforderlich sind, um die bloße Disposition zu neuen, großen Ideen auch zu wirklicher Aufnahme, Gestaltung und energischer Verfechtung solcher Ideen zu entwickeln.

Wie das Ringen um die Demokratie wirkt auch das Ringen nach Arbeiterschutz, namentlich nach Verkürzung der täglichen Arbeitsqual, wirkt also der ökonomische Kampf wie der politische dahin, das Proletariat zu erheben. Es war in den Verhältnissen tief begründet, daß sich die erste große Arbeiterbewegung, die der Chartisten, vor allem zwei Ziele stellte: das allgemeine Wahlrecht und den Zehnstundentag. Ueberall bilden diese zwei Punkte

Digitized by Google

den Ausgangspunkt jeder ernsthaften Arbeiterpartei. Die Gewerkschaften streben mit anderen Mitteln alle das gleiche an. Wo diese beiden Forderungen durchgesetzt sind, wird weiter in der[illegible] Richtung gearbeitet: Ausbau und Festigung der Demokratie, [illegible]rkürzung der dem Dienste des Unternehmers gewidmeten Arbeitszeit, das heißt, Verlängerung der Zeit, über die die Arbeiter frei verfügen. Sie dient selten und immer weniger bloßem Müßiggang, sondern vielmehr selbstgewählter Tätigkeit im Interesse der eigenen Person, der eigenen Klasse oder der Gesellschaft im Sinne dieser Klasse.

Wie der Kampf um die Demokratie hat auch die sogenannte Sozialpolitik oder Sozialreform die Tendenz, das Proletariat zu erheben, daß es schließlich aus der am tiefsten stehenden Klasse der Gesellschaft zur höchstentwickelten der arbeitenden Klassen wird, ja zu jener, der immer mehr die Führung der Gesellschaft zufällt, der es am ehesten gelingt und der am meisten daran liegt, neue Einrichtungen durchzusetzen, die im gesellschaftlichen Interesse durch die ökonomischen Wandlungen möglich und notwendig werden. Das gilt selbst für solche Neuerungen, die keinen spezifischen Klassencharakter tragen und mit dem Bestand der bürgerlichen Gesellschaft vereinbar sind.

Bis zum Weltkriege gab es nur e i n e republikanische Partei in Deutschland, die Sozialdemokratie. Sie setzte die Republik durch, mit der sich jetzt auch die bürgerlichen Elemente in wachsendem Maße abzufinden beginnen.

Bis zum Weltkriege gab es in Deutschland nur e i n e Partei, die für das Frauenwahlrecht energisch eintrat, die Partei des Proletariats. Ihr Drängen schuf die Atmosphäre, in der die Revolution von 1918 es durchsetzte. Heute ist es nicht nur zu einer Selbstverständlichkeit geworden, bürgerliche Parteien wissen es bereits gegen die Sozialdemokratie zu benutzen.

Keine Partei kämpfte in Deutschland energisch für allgemeine Abrüstung und Methoden internationaler Verständigung an Stelle des Wettrüstens, außer der Sozialdemokratie. Heute sind diese Bestrebungen auf die Tagesordnung aller jener bürgerlichen Parteien gesetzt, die sich über die eigensinnige Beschränktheit derjenigen zu erheben verstehen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Nicht nur in reinen Arbeiterfragen, sondern in allen Fragen sozialer und politischer Weiterentwicklung sind heute die Arbeiterparteien überall führend geworden.

Die höchststehenden Schichten des Proletariats, die immer mehr zunehmen, haben nicht nur geistige Selbständigkeit, sondern auch geistige Ueberlegenheit gegenüber der Masse der übrigen Bevölkerung erlangt.

Digitized by Google

Dabei erlangen sie ihr gegenüber auch wachsende Geschlossenheit. Die Interessen von Kleinbürgern und Bauern sind zwiespältig, wie wir gesehen, weder rein kapitalistisch, noch rein proletarisch. Die Interessen des Proletariats sind völlig einheitlicher Natur. Und da es imstande ist, von einer gewissen Höhe der Entwicklung an sich politisch und geistig selbständig zu machen, vermag es auch, eine eigene Klassenpartei zu bilden, die allerdings Bedeutendes nur leisten kann, wenn mit ihr sympathisierende Intellektuelle ihr Erkenntnisse zuführen, die der auf sich gestellte Proletarier nicht zu erwerben vermag. Aber sie unterwirft sich keineswegs den Intellektuellen, die sich ihr anschließen.

Die bürgerlichen Parteien sind auch Klassenparteien, jedoch nur in dem Sinne, daß jede vornehmlich die Interessen einer bestimmten Klasse vertritt. Nicht aber in dem Sinne, als daß sie nur oder auch nur überwiegend aus Angehörigen dieser Klasse bestünde.

Weder die Großgrundbesitzer noch die Kapitalisten sind zahlreich genug, um unter der Demokratie für sich allein eine Massenpartei bilden zu können. Die bürgerlichen Parteien beruhen darauf, daß weder Bauern noch Kleinbürger oder Intellektuelle es bisher vermocht haben, sich dauernd zu größeren Klassenparteien für sich zusammenzuschließen. Alle Ansätze dazu haben nicht weit geführt. Bauern und Kleinbürger treten in den politischen Kampf ein, aufgerufen und geführt von Elementen, die manche Interessen mit ihnen gemein haben, sie aber doch nur als Gefolgschaft für ihre eigenen Zwecke benützen.

Die bürgerlichen Parteien sind keine Klassenparteien in bezug auf ihre Zusammensetzung. Jede von ihnen enthält sehr verschiedenartige Schichten, Klassen und Teile von Klassen, darunter auch Arbeiter, die noch nicht zu politischer Selbständigkeit gelangt sind.

Die bürgerlichen Parteien sind daher weniger geschlossen, weniger einheitlich und konsequent in ihrer Politik, als die Arbeiterparteien.

Zu allen diesen Faktoren geistiger und organisatorischer Ueberlegenheit der Arbeiterparteien gegenüber den bürgerlichen gesellt sich ein wachsendes Uebergewicht an Zahl.

Mit dem Fortschreiten des industriellen Kapitals vermehrt sich auch das industrielle Proletariat, während die Zahl der industriellen Unternehmer wenig oder gar nicht wächst. Sie bilden naturgemäß ihren Lohnarbeitern gegenüber eine kleine Minderheit, deren Ausdehnung absolut zunehmen kann, wenn sich der industrielle Kapitalismus rasch entwickelt, die aber relativ bei wachsendem Großbetrieb stets abnehmen muß.

Digitized by Google

So nahmen im früheren Gebiet des Deutschen Reiches die Lohnarbeiter und Angestellten in der Industrie von 1882 bis 1907 von 4 195 000 auf 9 279 000 zu, indes die Selbständigen von 2 201 000 auf 1 977 000 abnahmen. Im Handel vergrößerte sich im gleichen Zeitraum wohl die Zahl der Selbständigen von 701 508 auf 1 012 192, aber in noch größerem Maße wuchs die Zahl der Lohnarbeiter und Angestellten im Handel, von 869 000 auf 2 466 000. So haben hier die Selbständigen, obwohl sie absolut zunahmen, einen prozentualen Rückgang aufzuweisen. Sie machten 1882 noch 44,67, 1907 aber nur noch 29,11 Prozent der Erwerbstätigen in diesem Berufe aus.

Nun weist man darauf hin, daß dafür das Gesetz von der Zunahme des Großbetriebes in der Landwirtschaft nicht gelte. Das ist zur Zeit im allgemeinen wohl richtig, doch wäre es falsch, zu sagen, daß dort das umgekehrte Gesetz auftrete. Die Landwirtschaft ist konservativ, ihre Betriebsgrößen weisen keine großen Veränderungen auf. Im Deutschen Reich vermehrten sich die Selbständigen in der Landwirtschaft von 1882 bis 1895 von 2 288 000 auf 2 569 000. Seitdem nahmen sie bis 1907 wieder ab auf 2 501 000. Die Zahl ihrer Arbeiter wurde 1882 mit 5 948 000 angegeben, 1907 mit 7 382 283.

Doch sind diese Zahlen nicht ohne weiteres verwendbar, da der Begriff des „Selbständigen" und des Arbeiters in der Landwirtschaft ein sehr unbestimmter ist. Viele in der Landwirtschaft Tätige werden einmal als Lohnarbeiter, ein andermal als Angehörige der Bauernfamilie gezählt. Und nicht wenige der als „Selbständige" gezählten Landwirte ziehen einen großen Teil ihres Erwerbes gar nicht aus der Landwirtschaft, sondern aus Hausindustrie oder Lohnarbeit im Forstbetrieb, in der Industrie, im Verkehr.

Auf keinen Fall vermag die geringe Veränderung der Betriebsgrößen in der Landwirtschaft die allgemeine absolute und relative Zunahme der Lohnarbeiterschaft in der Gesellschaft wettzumachen.

Unter den Erwerbstätigen in Landwirtschaft, Industrie und Handel zusammengenommen machten die Selbständigen 1882 noch 32, 1907 nur noch 22 Prozent aus, also 1882 noch fast ein Drittel, 1907 weniger als ein Viertel. Die große Mehrheit der Erwerbstätigen gehört zum Proletariat.

In Ländern mit alter Kultur nimmt die landwirtschaftliche Bevölkerung relativ ab, mitunter auch absolut, während die Gesamtbevölkerung wächst. Im Deutschen Reich vermehrte sich die Gesamtbevölkerung von 1882—1907 von 45 222 000 auf 61 721 000, die von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung sank dagegen im gleichen Zeitraum von 19 225 000 auf 17 681 000. Sie betrug 1882

Digitized by Google

noch 44,52 Prozent, 1907 dagegen nur noch 28,65 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Industrie zeigte die umgekehrte Entwicklung, von 16 058 000 auf 26 387 000, also von 31,51 auf 42,75 Prozent.

Doch auch in neueren Ländern, wo die landwirtschaftliche Bevölkerung absolut zunimmt, verringert sie sich relativ. In den Vereinigten Staaten betrug die Landbevölkerung 1880 36 Millionen, 1920 51 Millionen. Die städtische Bevölkerung wuchs im gleichen Zeitraum von 14 Millionen (27 Prozent der Gesamtbevölkerung) auf 54 Millionen (51 Prozent). Die Zahl der Erwerbstätigen machte in den Vereinigten Staaten 1890 in der Landwirtschaft 8 626 000 aus, sie stieg bis 1910 auf 12 659 000 und ging seitdem auf 10 953 000 zurück. Die Erwerbstätigen der Industrie vermehrten sich dagegen von 5 478 000 im Jahre 1890 auf 11 954 000 (1910) und 14 300 000 (1920). Noch 1890 kamen auf 1000 Erwerbstätige in der Landwirtschaft nur 635 in der Industrie, 1920 dagegen 1306. (Vgl. Woytinsky, Die Welt in Zahlen, I., S. 145, IV., S. 13.)

Mit der Masse der industriellen Bevölkerung, ihrer ökonomischen Wichtigkeit und ihrer Intelligenz wächst die Anziehungskraft des Proletariats auch auf Volksschichten, die ihm nicht völlig angehören, aber nach Lebenshaltung und ökonomischen Beziehungen nahestehen. Diese Anziehungskraft wird um so stärker werden, je größer seine geistige und organisatorische Selbständigkeit und Geschlossenheit. Sie ist also, trotz der relativ glänzenden Lage der Arbeiter in den Vereinigten Staaten, dort höchst gering.

Wie die Arten im Tierreich, sind die Klassen in der Gesellschaft in Wirklichkeit nicht so scharf geschieden, wie sie es in der Theorie sein müssen, sondern oft durch zahlreiche Zwischenformen miteinander verbunden. So gibt es auch zwischen der Klasse der Lohnarbeiter und den anderen arbeitenden Klassen, Bauern, Handwerkern, Kleinhändlern, zahlreiche Zwischenstufen. Ebenso zwischen ihnen und den Intellektuellen. Zwischen Proletariat und Kapital schwankend, entscheiden sich die einzelnen Mitglieder und auch ganze Gruppen dieser Klassen und Schichten mehr für oder gegen das Proletariat, je nach besonderen persönlichen Einflüssen, historischen Situationen und ökonomischen Konstellationen. Dabei kann ein Teil der Bauern, Kleinbürger, Intellektuellen in immer schärferen Gegensatz zum Proletariat kommen, ein stets wachsender Teil, namentlich ihrer ärmeren Schichten wird vom Proletariat angezogen, macht dessen Sache zu der seinen, wie wir in bezug auf viele Intellektuelle schon oben bemerkt haben.

Auch dadurch wächst die Heeresmasse, die unter dem proletarischen Banner marschiert.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Der Sieg des Proletariats.

Betrachtet man alle die oben dargelegten Faktoren, die aus den Kämpfen des Proletariats zur Abwehr der Verelendungstendenzen des Kapitals sowie aus der Ausnützung der Ergebnisse dieser Kämpfe und endlich aus der Zunahme des kapitalistischen Großbetriebes entspringen, dann wird es klar, daß der Aufstieg und Fortschritt des Proletariats in der kapitalistischen Gesellschaft ein unaufhaltsamer ist. Ueberall kommt es früher oder später dazu, die degradierenden Bestrebungen des Kapitals nicht nur abzuwehren, sondern zur Offensive überzugehen, wenigstens in Zeiten ökonomischer Prosperität, die für den Kampf des Proletariats die günstigsten sind.

Die ehedem verkommenste, unwissendste, roheste Schicht der Bevölkerung hat heute bereits die Führung der gesellschaftlichen Entwicklung übernommen. Die primitiven Kämpfe um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit erweitern sich zu Kämpfen um die Umwandlung des Staates und der Gesellschaft.

Diese Entwicklung kann gar nicht anders enden, als mit dem Siege des Proletariats in der Gesellschaft, der eingeleitet wird durch seinen Sieg vermöge der Demokratie im Staate, der zur Eroberung des ganzen Staatsapparates führt, da dieser Sieg bewirkt, daß die Organe des demokratischen Staates vom Proletariat bestimmt und damit zu seinen Organen werden.

Konnte man vor dem Weltkriege noch vielfach, selbst in sozialistischen Kreisen, die Ansicht hören, der Sieg des Proletariats sei wohl unausbleiblich, aber erst in Jahrhunderten zu erwarten, so haben wir seitdem schon Arbeiterregierungen gehabt. Wir sehen ab von der Regierung einer sozialistischen Sekte, die sich auf eine Diktatur der Polizei und des Militärs gegenüber der großen Volksmasse stützt, sondern reden von Arbeiterregierungen, hervorgegangen aus demokratischen Institutionen. Daß solche sich bald mehren werden, bezweifeln selbst die Gegner des Sozialismus nicht mehr. Sie trösten sich nur noch mit der Erwartung, daß diese Regierungen sich an Unmögliches wagen und dabei scheitern müssen.

Und das ist auch für die Sozialdemokratie heute die Hauptfrage: nicht, wie sie zur Macht kommen, sondern wie sie die Macht festhalten soll, um mit den vorhandenen materiellen Mitteln und den vorhandenen Menschen so viel zu leisten, daß daraus Lebensformen hervorgehen, die den bisher bestehenden sowohl vom Standpunkte der arbeitenden Massen wie vom Standpunkte des dauernden Gedeihens der ganzen Gesellschaft überlegen sind und daher von diesen Massen freudig aufgenommen und festgehalten werden.

Digitized by Google

Dies wird nichts anders bedeuten als die Anpassung der neuen Produktivkräfte an die Bedürfnisse der neuen Klasse des Proletariats und an die Bedürfnisse der Masse der Konsumenten, der Gesellschaft.

Auf die Frage näher einzugehen, wie das zu geschehen hat, fiele außerhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit. Wir haben hier nicht das Programm der Sozialdemokratie zu entwickeln und zu begründen. Dieses Programm braucht nicht immer das gleiche zu sein. Mit der Veränderung der ökonomischen Bedingungen unter denen wir leben, und dem Fortschritt in ihrer Erkenntnis, mit dem Wachstum der Macht, aber auch der Erfahrungen der sozialistischen Parteien kann auch ein sozialistisches Programm in manchen Punkten sich wandeln.

Aber in dem, was man als das Endziel der sozialistischen Bewegung — nicht der gesellschaftlichen Entwicklung überhaupt — betrachten kann, wird sich nichts ändern. Wie jede ausgebeutete, beherrschte Klasse, muß auch das Proletariat dahin streben, das Joch der Ausbeutung und Herrschaft abzuwerfen. Das ist sein Endziel.

Doch nicht nur dieses Ziel bleibt im Fortgang der sozialistischen Bewegung stets das gleiche. Auch die Vorschläge zur Erreichung dieses Zieles bleiben im wesentlichen immer die gleichen, trotz sehr erheblicher Wandlungen in Einzelheiten. So verschieden auch die Programme der heutigen sozialdemokratischen Parteien von den Utopien der ersten Sozialisten vor hundert und mehr Jahren sind, im Grunde erstreben sie alle das gleiche Ziel mit dem gleichen Mittel: Aufhebung des Privateigentums an den gesellschaftlich angewandten Produktionsmitteln. Diese Uebereinstimmung ist keine zufällige oder willkürliche, sondern die Folge davon, daß die Logik der Tatsachen in dieser Richtung weist, so daß jeder sie einschlagen muß, der sich das Ziel der Befreiung des Proletariats von Ausbeutung und Klassenherrschaft setzt und zu diesem Zwecke die Tatsachen der Oekonomie und Geschichte studiert.

Klassenherrschaften, die auf militärischer Gewalt, auf Eroberungen beruhen, können mit einem Schlage aufgerichtet, mit einem Schlage niedergeworfen werden. Dazu ist es bloß notwendig, daß man über die nötigen militärischen Machtmittel im Bürgerkrieg verfügt.

Aber die kapitalistische Ausbeutung ist nicht dieser Art. Sie beruht nicht auf militärischer Gewalt, sondern auf den ökonomischen Vorteilen, die das Privateigentum an den Produktionsmitteln sowie der Großbetrieb für die Gesellschaft mit sich bringt. Dieses Privateigentum war in Verbindung mit dem Kleinbetrieb für die Masse der arbeitenden Bevölkerung ein dringendes Bedürfnis. Ein nicht geringeres Bedürfnis ist für die Masse der Konsumenten, also für die Gesellschaft überhaupt, der Groß-

Digitized by Google

betrieb. In Verbindung mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln wird er aber immer mehr zu einer quälenden Einrichtung für die Arbeiter wie für die Konsumenten — für letztere dort, wo durch Kartellierung oder Vertrustung künstliche Monopole geschaffen werden. Die Aufgabe ersteht, den Großbetrieb zu erhalten, aber ihn aus privatem Eigentum zu öffentlichem, gesellschaftlichen Eigentum, die Funktionen des Kapitalisten im Betrieb, soweit sie ökonomisch wichtig, aus privaten in öffentliche zu verwandeln, zur Triebkraft des ökonomischen Betriebes nicht das Streben nach privatem Profit zu machen, sondern das Streben nach Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs.

In diesem Ziel stimmen alle sozialistischen Systeme und Programme überein, und darin wird sich kaum etwas ändern. Aber allerdings in der Art, wie das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln und die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit gestaltet werden soll, unterscheiden sich die verschiedenen sozialistischen Systeme sehr voneinander.

Heute denkt niemand mehr daran, es könne in einem Fourierschen Phalanstere mit etwa 300 Familien, einem Owenschen Parallellogramm mit etwa 1200 Bewohnern oder einem auch nicht größeren Cabetschen Ikarien die Befreiung des Proletariats verwirklicht werden. Die Kräfte des industriellen Kapitals und die Dimensionen der industriellen Zusammenhänge sind zu gewaltig gewachsen, als daß man daran denken könnte, sie mit einer kleineren und schwächeren Organisation zu meistern, als mit der in der Gesellschaft machtvollsten, dem Staate. Die Eroberung des Staatsapparates wird immer mehr von den Sozialisten als das wichtigste Mittel angesehen, um die notwendige Neuorganisation des Produktionsprozesses, seine Umwandlung aus einer Summe von Privatprozessen in einen gemeinsamen, bewußt geordneten gesellschaftlichen Prozeß vorzunehmen.

Es gibt heute kaum noch Utopisten und Anarchisten. Bellamy (1850—1898) und William Morris (1834—1896) dürften die letzten der bedeutenden Utopisten gewesen sein, Krapotkin (1842—1921) der letzte der großen Anarchisten.

Aber der überkommene Staatsapparat ist nicht dazu gemacht, eine der kapitalistischen überlegene oder auch nur ebenbürtige Produktionsweise zu entwickeln. Er ist ein Herrschaftsapparat, dazu bestimmt, Gehorsam zu erzwingen. Anpassung an die Bedürfnisse der Produzenten und Konsumenten ist ihm fremd.

Die Verstaatlichung der Industrie kann nur bedeuten, daß die Betriebe der kapitalistischen Großindustrie, die sozialisiert werden sollen, soweit man sie nicht besser als genossenschaftliche oder kommunale weiterführt, in das Eigentum des Staates übergehen sollen, nicht aber, daß sie von der herkömmlichen staatlichen Bureaukratie verwaltet werden sollen.

Digitized by Google

Schon zur Zeit der Pariser Kommune sagte Marx:

„Die Arbeiterklasse kann nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen und diese für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen." (Der Bürgerkrieg in Frankreich, S. 43.)

Er dachte dabei an die Aufhebung der „zentralisierten Staatsmacht", wie sie das französische Kaiserreich in besonders hohem Maße darstellte, an die Aufhebung der stehenden Armee, Polizei, Bureaukratie, die durch Volksbewaffnung und Wahl der Beamten durch das Volk ersetzt werden sollten, also durch eine weitgehende Demokratie. Man kann wohl darüber streiten, ob eine derartige Beamtenwahl in einem modernen Großstaat mit seinen komplizierten Problemen, die so viel Fachwissen erheischen, zweckmäßig sein kann. Auf jeden Fall ist die Aufhebung der zentralisierten Staatsmacht, die Marx 1871 forderte, das gerade Gegenteil dessen, was wir heute in den Sowjetrepubliken verwirklicht sehen.

Marx sah in der Pariser Kommune die Verwirklichung der weitgehenden Demokratie, die er anstrebte. Engels erklärte 1891 in seinem Vorwort zur Neuausgabe des Bürgerkrieges, die „neue, in Wahrheit demokratische" Staatsmacht der Pariser Kommune, bilde die Verwirklichung dessen, was Marx unter der Diktatur des Proletariats verstand.

Aber mit der Demokratisierung des Staatsapparates ist es nicht abgetan. Es müssen noch besondere Organisationsformen geschaffen werden, die der Eigenart jedes der zu sozialisierenden Produktions- und Verkehrszweige angepaßt sind, um am besten die Interessen seiner Produzenten und Konsumenten zu wahren und miteinander in Einklang zu bringen in der Weise, daß die betreffenden Betriebe die größtmögliche Leistung mit dem möglichst geringsten Aufwand an Kraft liefern, unter möglichster Erhaltung des Wohlbefindens, der Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit der Arbeiter.

Auf diesem Gebiete wird noch viel zu lernen, werden mannigfache Erfahrungen zu machen, wird manches Experimentieren und Abändern zu verzeichnen sein. Wir werden es hier nicht mit einer Umwandlung zu tun haben, die sich mit einem Schlage vollzieht, wie die französischen Feudalrechte in der einen Nacht des 4. August 1789 fast gänzlich abgeschafft wurden, sondern mit einem Entwicklungsprozeß, der allmählich vor sich geht, ähnlich wie der des Erwachsens der kapitalistischen Produktionsweise, der sich aber allerdings weit rascher als dieser wird vollziehen lassen.

Wie dem auch sei, welches Tempo die Entwicklung sozialistischer Produktion auch annehmen mag, eines kann man heute schon sagen: So wie es unvermeidlich ist, daß das Proletariat eines Tages die Staatsgewalt in die Hand nimmt, so ist es nicht minder unvermeidlich, daß der Prozeß ökonomischer Entwicklung in sozialistischer Richtung, der damit in Gang gebracht wird, mit

Digitized by Google

der Aufhebung aller Klassen und Klassengegensätze, also mit der Bildung eines ganz neuen Gesellschaftsorganismus endet.

Es ist unmöglich, heute schon mit Bestimmtheit vorauszusetzen, welches die schließlichen Formen dieses Organismus sein werden. So wie unsere heutigen Vorstellungen vom „Zukunftsstaat" ganz anders aussehen als die Utopien der ersten Sozialisten, mag auch der wirkliche Zukunftsstaat sich wohl von unseren Ideen von heute unterscheiden. Trotzdem sind diese Ideen nicht überflüssig und unnütz, vielmehr unerläßlich für die gesellschaftliche Weiterentwicklung.

Der Mensch kann nichts schaffen, kein Gerät, kein Werkzeug, keine politische oder soziale Einrichtung, ohne sie früher im Kopfe vor sich zu sehen. Die Idee geht dem konkreten Ding stets voraus, — allerdings nur dem vom Menschen bewußt geschaffenen Ding, nicht den in der Welt gewordenen Dingen. Ist das neugeschaffene Ding nur die Nachbildung eines schon bestehenden, erprobten Dinges, dann wird es genau so aussehen können, wie die Idee, die sich der Schöpfer davon gemacht hat. Gilt es dagegen, etwas noch nicht Dagewesenes zu schaffen, oder vielmehr, da das, genau genommen, unmöglich ist, schon bestehende Formen neuen Bedürfnissen und Verhältnissen anzupassen und dementsprechend umzugestalten, dann wird man das Bild des Neuen in der Phantasie ebenfalls nur im Anschluß an das Bestehende auf Grund der bereits bestehenden Bedürnisse und der Hilfsmittel zu ihrer Befriedigung gestalten und danach das neue Ding oder die neue Einrichtung formen können. Kommt es aber dann zu praktischer Erprobung, so wird sie eine ganze Reihe von Faktoren zeigen, die man bei der Bildung der Idee nicht voraussah und in Betracht zog und die für das Wirken des Dinges oder der Einrichtung von Wichtigkeit sind, Faktoren, teils störender, teils helfender Art, deren Berücksichtigung erst der Neuschöpfung ihre definitive Gestalt gibt. Diese wäre aber nie möglich geworden, ohne den ersten Plan, der mit der schließlichen Form um so mehr übereinstimmen wird, je tiefer die Einsicht in die bestehenden Verhältnisse war, auf die er aufgebaut wurde.

Wenn wir also heute noch nicht mit Sicherheit sagen können, wie der Zukunftsstaat aussehen wird, so spricht das nicht dagegen, daß wir heute schon trachten müssen, zu bestimmten Vorstellungen über ihn zu gelangen. Es zeigt bloß die Notwendigkeit, dieses Bild nicht nach unserem bloßen Wollen, rein nur nach unseren Bedürfnissen und Wünschen zu gestalten, sondern vielmehr auf Grund eingehender Erforschung der ökonomischen Wirklichkeit. Und es zeigt ferner, daß unsere Vorstellungen von der Zukunft nur „Arbeitshypothesen" sind, die unentbehrlich werden für unsere soziale Arbeit, die aber stets geprüft und modifiziert werden müssen, wenn die Erfahrung der Praxis es erheischt.

Digitized by Google

Es gilt hier dasselbe, was wir im dritten Buch von den Erfindungen gesagt haben.

Welche Formen aber die kommende sozialistische Gesellschaft auch annehmen mag, sie wird stets darauf ausgehen müssen, jeglicher Ausbeutung ein Ende zu machen, alle Unterschiede der Klassen — nicht der Berufe — aufzuheben. Das ist nicht irgendein mystischer kategorischer Imperativ, der jetzt plötzlich, man weiß nicht woher, in der menschlichen Seele auftauchen soll, sondern einfach das Ergebnis der Klassenlage des Proletariats, aus dessen Klassenkampf gegen die Ausbeutung der Sozialismus entspringt.

Mit dem industriellen Proletariat ersteht zum erstenmal seit der Bildung des Staates und der Klassen eine arbeitende Klasse, die fähig ist, den Staat zu ihrer Befreiung zu benützen. Bisher waren die Klassen, denen es gelang, die Staatsgewalt an sich zu reißen, stets nur ausbeutende Klassen, auch die Demokraten in Griechenland und Rom. Die Veränderungen im Besitze der Staatsgewalt bedeuteten stets nur Veränderungen im Personenstand und mitunter auch in den Machtmitteln der Ausbeuter, nicht eine Aufhebung der Ausbeutung.

Jetzt zum ersten Male in der Geschichte ereignet sich der Fall, daß die unterste der ausgebeuteten Klassen sich anschickt, die Staatsgewalt zu ergreifen. Es ist eine Klasse, die nie dazu kommen kann, wie andere arbeitende Klassen, etwa Bauern und Handwerker, durch Vermehrung ihrer Mittel zu Anwendern von Lohnarbeitern oder Sklaven, also zu Ausbeutern zu werden.

Das Proletariat kann sich endgültig nur befreien durch Aufhebung aller Ausbeutungsverhältnisse.

Man mag vielleicht meinen, daß aus der Kolonialpolitik ein neues Ausbeutungsverhältnis hervorgehen könnte, das den weißen Proletariern die Möglichkeit gäbe, zu Ausbeutern farbiger Arbeiter zu werden. Die weißen Arbeiter bemächtigen sich der Staatsgewalt, sozialisieren die Produktion und gestalten sie in der Weise, daß sie in ihrer Gesamtheit die Herren der Produktionsmittel und der Produktion werden. Sie sind jedoch in den sozialisierten Betrieben nur als Leiter tätig. Unter ihrem Kommando arbeiten chinesische und indische Kulis, Kaffern, Neger usw. als bedrückte und ausgebeutete Lohnarbeiter.

Eine solche Möglichkeit wäre denkbar, und sie wird nahegelegt durch die Ueberhebung, die manche, namentlich angelsächsische Arbeiterschichten gegenüber farbigen Arbeitern zur Schau tragen, die sie nicht als Klassengenossen betrachten, sondern als verächtliche Lasttiere, mit denen sie keine Gemeinschaft haben wollen.

Trotzdem ist bisher diese Möglichkeit der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat noch nicht ernsthaft erwogen worden. Und mit Recht. Sie erledigt sich schon einfach

Digitized by Google

durch die Tatsache, daß die Zahl der weißen Arbeiter viel zu groß ist, als daß sie zu größerem Wohlstand auf anderem Wege gelangen könnten, als durch eigene Arbeit.

Die „Westarier" (Germanen, Romanen, Slaven), die vornehmsten Repräsentanten der sogenannten „westlichen europäisch-amerikanischen Kultur" sind etwas über 600 Millionen stark (nach Woytinsky, „Die Welt in Zahlen" I., S. 35). Die Gesamtbevölkerung der Erde beträgt 1800 Millionen, also kommen auf einen „Westarier" nur zwei andere Menschen. Würden diese derart ausgebeutet werden, daß sie in der einen Hälfte ihrer Arbeitszeit für sich, in der anderen Hälfte für den Ausbeuter arbeiteten, so könnte dieser daraus nur eine Lebenshaltung bestreiten, die dem Produkt eines jener farbigen Arbeiter entspräche. Und dieses Produkt ist höchst gering. Eben, wo diese Zeilen in Druck gehen sollen, lese ich eine Statistik der indischen Textilindustrie, wonach im Durchschnitt vier eingeborene Textilarbeiter nicht mehr leisten als ein englischer. Da wird der weiße Arbeiter es vorziehen, von dem Ertrag der eigenen, weit produktiveren Arbeit zu leben.

Die Ausbeutung rentiert sich nur für eine kleine Minderheit, die von der Arbeit größerer Massen lebt.

Wenn in vielen angelsächsischen Kolonien die weißen Arbeiter den farbigen feindselig gegenüberstehen, so ist das nicht auf den Wunsch zurückzuführen, sie auszubeuten, sondern auf die Furcht, von ihnen wegen ihrer niederen Lebenshaltung niederkonkurriert zu werden. Diese Feindseligkeit wird in dem Maße geringer werden, in dem das farbige Proletariat bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen erkämpft. Das begreifen allerdings die weißen Arbeiter vielfach noch nicht dort. wo sie mit farbigen zusammenarbeiten. Statt ihnen zu helfen sich emporzuarbeiten, suchen sie durch hochmütige Absperrung von ihnen und zünftlerische Monopolisierung ihrer Arbeitsgebiete die farbigen Arbeiter am Aufstreben zu hindern. So heute noch amerikanische Gewerkschaften gegenüber Negern, die sich ihnen anschließen wollen, oder weiße Bergarbeiter in Südafrika gegenüber schwarzen Arbeitern, die um menschenwürdige Arbeitsmethoden kämpfen. Sie spalten dadurch die Arbeiterschaft, statt sie zu vereinigen und helfen so, wenn auch sehr wider Willen, dem Kapital.

Trotz alledem ergreift dieselbe Bewegung, die die weißen Arbeiter in die Höhe brachte, auch die farbigen und der Aufstieg dieser ist ebenso unwiderstehlich, wie der jener. Das Vorbild der weißen Arbeiter muß den Aufstieg der farbigen um so mehr fördern, je glänzender er wird, je mehr die weißen an Macht und Wohlstand gewinnen.

Schon das allein macht es unmöglich, daß aus dem Sieg des europäischen Proletariats eine neue Klassenherrschaft und Ausbeutungsmethode hervorgeht.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Wege zum Sozialismus.

Wir müssen ebenso mit dem Aufstieg und schließlichen Sieg des außereuropäischen Proletariats rechnen, wie mit dem des europäischen, zu dem auch das nordamerikanische und australische hier zu zählen ist. Dieser Prozeß wird sich hier wie dort auf Grund der gleichen Gesetzmäßigkeit des industriellen Kapitals vollziehen, das immer mehr die ganze Welt ergreift. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß der gleiche Prozeß überall die gleichen Formen annehmen muß.

Das europäische Proletariat (und ebenso das der englischen Dominions und der Vereinigten Staaten) vollzieht seine Klassenkämpfe und vollzieht seinen Aufstieg auf der Basis, die ein kraftvolles und selbständiges Kleinbürgertum in kampffähigen Städten erobert und bereitet hatte. Ein derartiges Kleinbürgertum und ein derartiges Städtewesen fehlt in den Gebieten des orientalischen Despotismus. Wenn sie vom industriellen Kapitalismus erfaßt und dadurch mit dem Bedürfnis nach moderner Demokratie erfüllt werden, findet sich dort nur e i n e Klasse, die den Kampf für sie energisch aufnimmt: das Proletariat neben einer zahlreichen Schicht von Intellektuellen, die zuerst nach der Demokratie verlangen, jedoch der Kraft ermangeln, sie ohne Verbündete zu erobern. Der Bauer, der in Westeuropa in den Zeiten der bürgerlichen Revolutionen am ehesten der Führung des Kleinbürgertums und der bürgerlich denkenden Intelligenz folgt, solange er revolutionär ist, findet in den Ländern des orientalischen Despotismus als Führer bloß das Proletariat und eine proletarisch denkende Intelligenz.

Das verleiht dem Proletariat, wie wir es in Rußland sehen, weit größere Macht, als im Westen bei gleichem Zahlenverhältnis zwischen agrarischer und industrieller Bevölkerung. Diese Situation drängt aber auch das Proletariat, neben dem Anstreben der Demokratie, die unter den gegebenen Verhältnissen wohl erreichbar und unvermeidlich wird, auch Aufgaben in Angriff zu nehmen, die einen hohen Stand kapitalistischer Industrie und ein hochstehendes Proletariat voraussetzen; ein Proletariat, das sich in langjähriger Schulung durch Demokratie und freie Massenorganisation auf eine Stufe erhoben hat, auf die das Proletariat unter dem Despotismus bei kümmerlicher industrieller Entwicklung nicht gelangen kann.

Die Situation wird noch kompliziert durch andere Faktoren. Die mit der Geschichte der Revolutionen des Westens vertraute Intelligenz des Ostens sieht einerseits in der eigenen Revolution leicht bloß eine Fortsetzung der westlichen, und sucht die Vorbilder des Convents von 1793 und der Pariser Kommune von 1871 nach-

Digitized by Google

zunahmen, was ihr den Blick für die Eigenart ihrer eigenen Revolution trübt. Auf der anderen Seite aber wird diese Intelligenz bestimmt durch die Theorien des westeuropäischen Sozialismus.

Kommt in einem Staate des Ostens das Proletariat zur Macht, so fühlen sich Intellektuelle dieser Art verpflichtet, sie zu sofortiger Einrichtung einer sozialistischen Produktion zu benützen, zu der der ökonomisch vorgeschrittene Westen kaum noch Ansätze geschaffen hat. Sie vermeinen dann, ihm vorbildlich und wegweisend voranzugehen.

Bei diesem Streben, das über seine Kräfte geht, muß das Proletariat scheitern und die demokratische Freiheit, die es errungen hat, wieder an einen neuen Despotismus verlieren, einen bureaukratisch-militaristischen unter der Führung einer Diktatur von Intellektuellen, mit denen das Proletariat sich verbunden fühlt. Die Diktatur ist insofern proletarischen Ursprungs. Aber sie bedeutet ebensowenig eine Herrschaft des Proletariats, als die aus dem Schreckensregime in Frankreich hervorgehende Herrschaft seiner Generale unter Napoleon I. eine Herrschaft der Pariser Kleinbürger darstellte. Der Bonapartismus beruhte vielmehr in Wirklichkeit auf der Niederhaltung dieser Kleinbürger.

Indessen kann kein moderner Staat heute einer hochentwickelten Industrie entraten, und sei es aus bloßem Machtbedürfnis heraus. Auch Rußland muß seine Industrie weiter entwickeln um jeden Preis. Gelingt das, so wächst damit die Kraft und Selbständigkeit seines Proletariats und der Demokratie, ohne die es nicht zu gedeihen vermag. Gelingt die Belebung der Industrie nicht, so erscheint das Regime, das den allgemeinen Niedergang des Staates herbeiführt, als der Urheber aller sozialen Uebel. Das Land treibt auf Katastrophen zu, die das Regime der Diktatur schwer zu überleben vermag. Auch in diesem Fall muß die Demokratie wieder obenauf kommen. Allerdings der industrielle Kapitalismus ebenfalls. Das industrielle Proletariat wird mit ihm nicht nur um seine eigenen Arbeitsbedingungen, sondern auch um die Führung der Bauern zu kämpfen haben. Doch schließlich wird ihm, bei fortschreitender Industrialisierung des Landes und ausgebildeter Demokratie immer mehr die Führung der Volksmassen und damit wachsende Macht im Staate zufallen, die dann um so eher sozialistisch ausgenutzt werden kann, wenn gleichzeitig in Westeuropa sozialistische Parteien ans Ruder kommen und der ökonomischen Entwicklung zum Sozialismus den Weg frei machen.

Anders wird sich die Entwicklung in den beiden anderen Riesenreichen des Ostens, China und Indien, vollziehen. Auch hier gibt es keine sich selbst verwaltenden Städte mit kraftvollem, selbständigem Kleinbürgertum, das der modernen Demokratie den Weg ebnen könnte. Nicht aus ihm geht der industrielle Kapitalismus hervor, er wird von außen gebracht. Wie in Rußland, wird

Digitized by Google

auch hier das industrielle Proletariat im Bunde mit dem fortschrittlichen Teile der Intelligenz gleichzeitig die revolutionären Aufgaben zu lösen haben, die aus seiner Klassenlage hervorgehen, wie jene, die im Westen dem Kleinbürgertum zufielen und deren Lösung die Vorbedingung für einen erfolgreichen Befreiungskampf des Proletariats ist.

Wie in Rußland wird auch hier dem Proletariat im Vergleich zur Höhe des industriellen Kapitalismus dieser Länder größere Macht zufallen als in Westeuropa, wird es sich aber auch verwickelteren Situationen gegenübersehen.

Im Gegensatz zu Rußland ist jedoch in diesen beiden ostasiatischen Riesenreichen der industrielle Kapitalismus jünger, das Proletariat daher noch weniger entwickelt und schwächer. Der Einfluß Westeuropas auf die Intelligenz dieser Staaten ist geringer, und so weit ein solcher besteht, ist es mehr einer Englands (in China auch einer Amerikas) als Frankreichs und Deutschlands. Weder die französische Revolution, noch die Pariser Kommune, noch Karl Marx beeinflussen bisher die Kämpfe des chinesischen und indischen Proletariats.

Andererseits besteht im Unterschied zu Rußland in China wie im indischen Reich eine alte, hohe Kultur ganz eigener Art, die dem Denken der dortigen Intellektuellen einen besonderen Charakter selbst in den Fällen verleiht, in denen sie die Ergebnisse der westlichen Wissenschaft aufnehmen.

Endlich wird die ganze Bevölkerung und werden nicht zum wenigsten Intellektuelle und Proletarier in jenen Reichen zur Zeit in höchstem Maße von dem Kampf gegen die Fremdherrschaft in Anspruch genommen. Ein solcher Kampf erzeugt aber stets die Tendenz nach Vereinigung aller Klassen der Nation zu gemeinsamem Handeln und zur Verdunkelung der Gegensätze zwischen ihnen.

In China ist das Proletariat noch zu schwach, die Demokratie zu sichern, geschweige denn in der Richtung zum Sozialismus voranzuschreiten. Das Eindringen des industriellen Kapitalismus hat allerdings vermocht, da er als Fremdherrschaft auftrat, eine Volksbewegung hervorzurufen, stark genug, die regierende Dynastie zu stürzen, die sich den Fremden nicht gewachsen zeigte. Aber dem Sturz der Mandschus folgte ebenso wie dem der Romanoffs in Rußland zunächst nicht eine Periode der Demokratie, sondern nach vorübergehender Anarchie eine Periode der Diktatur. Dem Zustande des Landes entsprechend, einer viel tiefer stehenden, als der russischen, die doch, wenigstens in ihren Anfängen und Absichten, von großen Zielen erfüllt und von der fortschrittlichsten Klasse des Landes, dem Proletariat, getragen war. In China fanden wir bisher nur Diktaturen miteinander rivalisierender Generale, die kein anderes Ziel verfolgten als das persönlicher Macht.

Digitized by Google

Im Augenblicke, wo dies geschrieben wird (Oktober 1926), scheint sich von Kanton aus ein demokratischeres Regime in China ausbreiten zu wollen, allerdings auch nur mit Hilfe einer Armee, die, wenn sie siegreich ist, stets die Gefahr erneuter Säbelherrschaft mit sich bringt.

Es bleibt abzuwarten, ob die demokratischen Kräfte im Lande, namentlich die proletarischen Organisationen, bereits kraftvoll und selbständig genug sind, diese Gefahr abzuwenden und vom südlichen China aus ein dauerhaftes demokratisches Regime zu begründen.

Früher oder später muß es sicher zu einem solchen kommen und zu einem starken Einfluß des Proletariats auf die Demokratie Chinas und durch sie.

Im indischen Reiche ist der Kampf gegen die britische Fremdherrschaft noch in vollem Gange. Wird sie binnen kurzem abgeworfen, dann dürfte sie auch hier zunächst nicht durch eine Demokratie, sondern durch eine Mehrheit rivalisierender Diktaturen von Generalen oder Landesfürsten abgelöst werden. Aber es ist wohl möglich, daß der Befreiungskampf eine Dauer erlangt und Formen annimmt, die es bewirken, daß die Selbstbestimmung der indischen Bevölkerung in gleichem Tempo mit der Entwicklung des industriellen Kapitals und Proletariats fortschreitet und daß der überkommene Absolutismus der Angelsachsen in Britisch-Indien ohne Durchgang durch eine Periode ephemerer eingeborener Diktaturen gleich durch ein Regime dauernder Demokratie abgelöst wird.

Erschwert werden Demokratie und proletarischer Klassenkampf im indischen Reich durch die religiösen Gegensätze zwischen Hindus und Mohammedanern, Nachwehen der Gegensätze zwischen Eroberern (Mohammedanern) und Unterworfenen (Hindus), sowie durch die Einschnürung des sozialen Lebens der Hindus in Kasten.

Wieder eine andere Art des Aufsteigens des Proletariats bereitet sich im ehemals spanischen Amerika vor.

Im Aufbau der Vereinigten Staaten wirkte englisches Kleinbürgertum in seiner rebellischen, trotzigen Form des Puritanismus entscheidend mit. So bildete die Union von Anfang an, wenigstens in den nördlichen Staaten, eine ausgesprochene Demokratie. Das Proletariat hatte dort nicht um sie zu kämpfen. Und auch das Privateigentum an dem wichtigsten Produktionsmittel, dem Grund und Boden, bedrängte es lange nicht. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie sehr dadurch bisher das Proletariat verhindert wurde, sich dort politisch selbständig zu machen.

Ganz anders war die Grundlage, auf der sich die spanischen Kolonien in Amerika erhoben. Wurde schon in Spanien selbst der Aufstieg einer städtischen Bourgeoisie frühzeitig durch seinen Absolutismus gehemmt, so war in seinen Kolonien von einer solchen

Digitized by Google

Bourgeoisie von vornherein keine Rede. Die spanischen Eroberer kamen auch nicht als Bauern, um von der Arbeit ihrer Hände zu leben, sondern als feudale Grundherren, die ihr Einkommen aus der Arbeit von Zwangsarbeitern zogen, teils gekaufter Negersklaven, teils einheimischer Indianer, denen man feudale Leistungen auferlegte, oder die in „aufgeklärteren" Zeiten als „Pächter" zu Schuldsklaven wurden, zu Peons, die gezwungen waren, ihre Schulden beim Grundherrn abzuarbeiten — Schulden, die nie ein Ende nahmen.

Neben den Latifundien gab es Bergwerke, deren Arbeiter durch ähnliche Methoden aufgebracht und angetrieben wurden, sich für ihre Ausbeuter abzurackern.

Als die napoleonischen Kriege zeitweise Spanien militärisch völlig lahmlegten, benutzten die Grundherren der Kolonien die Gelegenheit, sich vom Mutterlande unabhängig zu machen, das sie bevormundet, ihnen die freie Zufuhr von Industrieartikeln abgeschnitten und seinen Anteil an dem Ertrag ihrer Ausbeutung von Sklaven und Hörigen verlangt hatte. Von den Aemtern in den Kolonien waren die dort geborenen Spanier ausgeschlossen geblieben, solange Spanien sie beherrschte. Nur in Europa geborene Spanier wurden zu den Kolonialämtern zugelassen, die sie benutzten, sich durch Erpressungen zu bereichern und dann das Land zu verlassen, um die Beute im Mutterland zu verzehren.

Kein Wunder, daß die in den Kolonien geborenen Spanier sich empörten, sobald eine Aussicht auf Erfolg gegeben war. Sie wurden unterstützt von England und den Vereinigten Staaten, die in den freigewordenen Kolonien einen guten Markt für ihre Industrieprodukte witterten. Unter spanischem Regime waren nur spanische Waren in die Kolonien hineingelassen worden.

Die Verfassungen, die sich die neuen Staaten nach Gewinnung ihrer Selbständigkeit gaben, waren oft sehr demokratisch, die Mexikos z. B. der der Vereinigten Staaten nachgebildet. Jedoch konnte man in diesem Falle wirklich von „formaler" Demokratie reden. Denn diese demokratischen Rechte waren nicht von den Volksmassen erkämpft, sondern von ihren Herren und Ausbeutern als eine schön aussehende und dabei ganz ungefährliche Dekoration eingeführt worden, mit der sie ihren Helfern in England und den Vereinigten Staaten imponieren wollten.

Die Volksmassen blieben in völliger ökonomischer, politischer und geistiger Abhängigkeit. Die Aufhebung der Kaufsklaverei hat daran nicht viel geändert. Die ganz unwissenden und analphabetischen Indianer, die den größten Teil der Arbeiter auf den Latifundien und in den Bergwerken ausmachten, folgten blindlings ihren „Seelsorgern", den katholischen Pfarrern, den einzigen unter den etwas besser gebildeten Menschen, die sich um sie kümmerten.

Digitized by Google

Das politische Leben bestand darin, daß einzelne Generale oder reiche Grundherren, die einen General mit seinen Söldnern kaufen konnten, sich um den Staatsapparat in militärischen Erhebungen rauften, die man als „Revolutionen" bezeichnete.

Eine Aenderung in diesen Verhältnissen bringt erst der eindringende industrielle Kapitalismus, der dort, wie in der Regel überall außerhalb Westeuropas, mit dem Bau von Eisenbahnen seinen Einzug hält. Besonders lebhaft ist sein Aufschwung in Mexiko, das an die Vereinigten Staaten grenzt, von ihnen mehr beeinflußt wird als ein anderer der Staaten des lateinischen Amerika, und dessen Bodenschätze, edle Metalle und Petroleum, Kapitalisten aus der verschiedensten Herren Länder, namentlich aus den Vereinigten Staaten, anlocken.

So ersteht auch hier ein industrielles Proletariat, dessen Aufstieg das so zahlreiche agrarische Proletariat mit sich reißt, das bis dahin zum großen Teil noch in feudalen Abhängigkeitsverhältnissen lebt. In Mexiko steht das Proletariat so gut wie allein, wenn es im Sinne der Demokratie vorgeht. Es findet kein selbstbewußtes Kleinbürgertum, von dem ihm politisch der Weg in der Ausnutzung der Demokratie gebahnt würde. Auch keine selbstbewußte Bauernschaft mit eigenem Grundbesitz, sondern nur dürftige Zwergpächter und Schuldsklaven von Latifundienbesitzern. Dabei aber auch keine Intelligenz von Belang; weder eine mit starken Traditionen einer alten eigenen Kultur, wie in China oder Indien, noch eine solche, die eng verwachsen wäre mit der hohen westeuropäischen Kultur, wie die Intelligenz Rußlands. Der Druck der katholischen Kirche hat keine regeres Leben aufkommen lassen. Eine Schicht von Intellektuellen ist erst in Bildung begriffen.

Die große Masse des Volkes kann nicht lesen und schreiben. Ein Buch, verfaßt im Jahre 1910 von J. K. Turner (Chicago, 340 S.), führt den Titel „Barbarous Mexico", es ist eine Anklage gegen die Barbarei, in der sich Mexiko zur Zeit der Abfassung des Buches unter dem Diktator Diaz befand, der von 1884 an dort Präsident war, bis er 1911 durch eine demokratische Bewegung, geführt von Madero, gestürzt wurde. Jenes Buch gibt nach amtlichen Angaben an, daß bloß 16 Prozent der Bevölkerung zu lesen und schreiben verstehen. (S. 329.)

Da ist das Proletariat mehr als in irgendeinem anderen Lande geistig auf sich allein angewiesen. Und dabei in der Nachbarschaft eines Staates, der zwar ökonomisch hochentwickelt ist, dessen Arbeiterschaft aber in bezug auf Klassenbewußtsein und Klassenpolitik bisher an letzter Stelle unter den Industrieländern steht.

Trotz aller Schwierigkeiten hat das Proletariat Mexikos in den letzten zwei Jahrzehnten Außerordentliches geleistet.

Die demokratische Bewegung, die 1911 zum Durchbruch kam und Diaz stürzte, vermochte sich trotz mannigfacher Militär-

Digitized by Google

revolten und Rückschläge immer wieder durchzusetzen, und das Proletariat ist in ihr und durch sie immer mehr erstarkt und immer selbständiger geworden, bis es heute unter dem Präsidenten Calles den Staat beherrscht.

Es hat verstanden, die demokratischen Rechte, die es als leere Formen vorfand, mit einem lebendigen Inhalt zu erfüllen, die Generalsrebellionen einzudämmen. Es hat sich jetzt sogar an das kühne Werk gemacht, die Herrschaft zu brechen, welche die römische Kirche immer noch übt, obwohl ihr schon frühzeitig mexikanische Regierungen arg zusetzten. Juarez, seit 1861 Präsident, hob die Mönchsklöster auf und konfiszierte die Kirchengüter. Die Klerikalen suchten damals Hilfe im Ausland und Napoleon III. sowie der von ihm zum Kaiser Mexikos gemachte Habsburger Maximilian stellten sich auf ihre Seite. Doch Juarez siegte über den Kaiser und die Klerikalen.

Aber die katholische Kirche ist eine Organisation von ungeheurer Lebenskraft. Und die Mächte der Tradition sind ihr im spanischen Amerika günstig. So muß der Kampf, den die spanischen Liberalen, geführt von Juarez, vor mehr als einem halben Jahrhundert führten, jetzt seine Fortsetzung finden.

Die Kirche, ehedem die einzige Zuflucht der Bedrückten, kann selbständige Arbeiterorganisationen nicht vertragen. Da sich die Gewerkschaften Mexikos nicht unter ihre Führung stellten, diese vielmehr zurückwiesen, wurde sie der grimmigste Feind der proletarischen Bewegung — neben den Kapitalisten der benachbarten Vereinigten Staaten.

Noch läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die proletarischen Organisationen Mexikos und die von ihnen gestützte Regierung Calles jetzt schon imstande sein werden, sich dieser furchtbaren Gegner zu erwehren, ein dauerndes demokratisches Regime zu begründen und der Aera der Putsche und Diktaturen von Generalen — die im Solde der Kirche, der Kapitalisten des Auslands und der Großgrundbesitzer stehen — für immer ein Ende zu machen. Aber die führende Rolle, die das Proletariat in der Demokratie Mexikos erlangt hat, wird es kaum wieder verlieren, wenn nicht die Landarbeiter nach ihrer Verwandlung in besitzende Bauern eine völlige Wendung machen sollten. Sicherlich kann jeder weitere Fortschritt in Mexiko nur noch unter proletarischer Führung erfolgen. Es findet sich dort keine andere Klasse, die dazu fähig wäre. Das mexikanische Proletariat wird die Führung des Staates um so eher in der Hand behalten können, je mehr es sich davor hütet, sich Aufgaben zu stellen, die über seine derzeitigen Kräfte gehen und an denen es sich für einige Zeit abnützen könnte.

Man sieht, es gibt gar mannigfaltige Wege, die das Proletariat bei seinem Aufstieg einschlagen kann. Sie werden be-

Digitized by Google

stimmt nicht nur durch seine allgemeine Klassenlage, sondern auch durch die besonderen geographischen und historisch gewordenen sozialen Bedingungen, unter denen seine Klassenkämpfe sich vollziehen. Die Höhe seiner jeweiligen politischen Macht in einem Lande hängt nicht bloß vom Grade der Entwicklung des industriellen Kapitals dort, sondern auch von jenen besonderen Bedingungen ab.

Das bedeutet nicht eine Widerlegung der materialistischen Geschichtsauffassung, wohl aber eine Warnung, sie nicht zu schablonenhaft und zu simplistisch aufzufassen.

Und noch eine andere Warnung wird damit ausgesprochen. Wie der Markt der kapitalistischen Produktionsweise immer mehr zum Weltmarkt wird, das ökonomische Leben jedes Landes in immer engere Abhängigkeit von dem Weltmarkt gerät, wie die Kapitalisten internationale Kartelle abschließen, kapitalistische Regierungen die Notwendigkeit des Völkerbundes erkennen, so wird auch das Proletariat eines jeden Landes seine Klassenkämpfe nicht erfolgreich führen können, ohne enge Gemeinschaft mit den Proletariern der anderen industriellen Länder. Die sozialistische Internationale ist eine Notwendigkeit für den proletarischen Klassenkampf geworden. Immer weiter dehnt sich ihr Bereich. Umfaßte sie zur Zeit ihrer Begründung 1864 im wesentlichen nur Westeuropa — die Amerikaner, die sich ihr anschlossen, waren zumeist auch nur Emigranten aus Westeuropa — so erweitert sich ihr Gebiet immer mehr zum ganzen Erdkreis. Sie bedarf heute des Zusammenwirkens der Arbeiter Westeuropas nicht nur mit denen Osteuropas, Amerikas, Australiens, sondern auch mit denen Chinas, Japans, Indiens, Vorderasiens, Aegyptens, Südafrikas, schließlich mit denen des ganzen Erdenrunds.

Aber je mehr sie sich so ausweitet, um so schwieriger wird es sein, sie zu einer „Internationale der Tat" zu gestalten, wenn darunter große entscheidende Aktionen verstanden werden, die nach gemeinsamem Plan in allen Ländern der Internationale von ihren sozialistischen Parteien gleichzeitig in gleicher Weise zu vollführen sind. Schon gar nicht ist es möglich, daß eine proletarische Internationale von der sozialistischen Partei eines einzelnen Landes diktatorisch geführt wird. Je mehr sie sich ausdehnt, um so mehr wird sie ihr Schwergewicht darauf legen müssen, ein Mittel gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Verständigung der sozialistischen Parteien aller Länder zu sein. Je mehr sie wächst, um so wichtiger und schwieriger wird aber auch diese Aufgabe werden. Die Bedeutung der Internationale wird durch diese Begrenzung ihrer Funktionen nicht gemindert.

Wie verschieden jedoch die Wege zur Macht werden mögen, die das Proletariat in den verschiedenen Gebieten einschlägt, deren

Digitized by Google

sich das industrielle Kapital bemächtigt, das Ziel, zu dem sie hinführen, ist ebenso überall das gleiche wie das industrielle Kapital und die ökonomischen Gesetze seiner Bewegung überall die gleichen sind. Der Satz des Marxschen Vorworts zur ersten Auflage des „Kapital" bleibt bestehen, daß „das industriell entwickeltere Land dem minder entwickelten nur das Bild der eigenen Zukunft zeigt".

Und ebenso bleibt gültig der folgende Satz aus dem gleichen Vorwort: „daß eine Gesellschaft naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren kann. Aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern", dann nämlich, „wenn sie dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen ist".

Führten in der christlichen Gesellschaft des Mittelalters alle Wege nach Rom, so führen heute alle Wege des Proletariats zur Demokratie und zum demokratischen Sozialismus.

Die Produktionsformen, die er zeitigt, brauchen nicht überall die gleichen zu sein. Wie der Weg zu ihnen, mag auch ihre schließliche Gestaltung unter verschiedenen natürlichen und überkommenen sozialen Bedingungen sehr verschieden sein. Diese Formen werden auch im gleichen Lande und zur gleichen Zeit nicht für alle Zweige des ökonomischen Lebens die gleichen werden. Fortschritte der Technik und sozialer Erfahrung werden dahin führen, daß sie auch weiter entwickelt und vervollkommnet, das heißt, den neuen Bedingungen und Bedürfnissen immer besser angepaßt werden. Der Sozialismus bedeutet nicht ein starres, unveränderliches Gebilde einer vollkommenen Gesellschaft, er bedeutet vielmehr die Richtung, welche die Fortentwicklung der Gesellschaft unter proletarischer Führung annehmen wird.

In diesem Sinne ist der berühmte Absatz des Marxschen „Bürgerkrieg in Frankreich" aufzufassen, in dem es heißt:

„Die Arbeiterklasse hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen. Sie weiß, daß, um ihre eigene Befreiung und mit ihr jene höhere Lebensform hervorzuarbeiten, der die gegenwärtige Gesellschaft durch ihre eigene ökonomische Entwicklung unwiderstehlich entgegenstrebt, daß sie, die Arbeiterklasse, lange Kämpfe, eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie ihre Umstände gänzlich umgewandelt werden. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen, sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoß der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben." (S. 50.)

Das Ziel dieser neuen Entwicklungsrichtung der Gesellschaft wird nicht mit einem Schlage erreicht werden. Aber die proletarische Bewegung, aus der es hervorgeht, und die ihm zustrebt, kann und wird nicht zur Ruhe kommen, ehe es erreicht ist.

Digitized by Google

Früher werden die proletarischen Massen keine Befriedigung finden, ehe nicht ihre Ausbeutung und damit jede Ausbeutung aufgehört hat, nicht nur in einem einzelnen Lande, sondern in der ganzen Welt.

Sechstes Kapitel.

Die Untergrabung des Kapitalismus.

Es ist ein ganz neuer, unerhörter Zustand, dem das Menschengeschlecht entgegengeht. Er findet in der Vorzeit ebensowenig seinesgleichen, wie das industrielle Kapital, das den Anstoß zu dieser Entwicklung gibt.

Aber es ist nicht bloß für einen Konservativen, sondern auch für einen Revolutionär, und mag er ein noch so kühner Denker sein, schwer, über das Gebiet der Erfahrungen hinauszugehen, die in der Vergangenheit gewonnen wurden. Selbst er muß stets geneigt sein, sich nach ihrem Bilde die Zukunft vorzustellen, der wir entgegengehen, auch wenn er weiß, daß diese etwas ganz Neues werden muß.

Ehe wir die Untersuchung der Entwicklungstendenzen abschließen, die den heutigen Klassenkämpfen innewohnen, müssen wir daher noch eine Frage erörtern: wird die kapitalistische Produktionsweise in ähnlicher Weise ihr Ende finden wie die ihr vorhergehende feudale, die durch jene verdrängt wurde?

Von dieser Annahme haben sich selbst Marx und Engels nicht ganz freimachen können. Sie ist heute noch in sozialistischen Kreisen stark verbreitet.

Wie alle früheren Zivilisationen der Ausbeutungsgesellschaften drohte auch die im Mittelalter ausgestaltete feudale an den die Gesellschaft degradierenden Folgen ihrer Ausbeutung zugrunde zu gehen. Vom 17. Jahrhundert an zeigen die feudalen Länder der Christenheit die Tendenz, zu verkommen. Bei manchen unter ihnen hat diese Tendenz bis ins 19. Jahrhundert ständige Fortschritte gemacht.

Aber diesmal vollzog sich der Gang der Dinge anders als im Orient und Altertum. In einer Folge eigenartiger Verhältnisse, die wir schon betrachtet, erstand das industrielle Kapital. Gingen die früheren Ausbeutungsmethoden darauf hinaus, trotz zeitweiliger Förderung der Produktivkräfte, diese schließlich zu ruinieren, so hat das industrielle Kapital die Tendenz, sie zu vermehren.

Wo sich im Schoße des Feudalismus industrielles Kapital bildet, erwächst daher die Tendenz, die ruinierenden Wirkungen des ersteren wettzumachen. Zu seiner vollen Entfaltung bedarf

Digitized by Google

aber das Kapital der Beseitigung der feudalen Schranken, die es einengen. Die Vernichtung der feudalen Produktionsverhältnisse wird zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit. Gelingt sie nicht, dann geht die ganze Gesellschaft zugrunde.

Im Altertum folgte dem Untergang eines Ausbeuterstaates oft der Untergang der mit ihm verbundenen Zivilisation. Dieser Untergang war schließlich unvermeidlich, brachte jedoch zunächst keinen Fortschritt zu einer neuen höheren Gesellschaft, sondern einen Rückfall in die Barbarei. Jetzt dagegen wurde der Untergang der feudalen Gesellschaft nicht nur unvermeidlich, sondern auch unerläßlich, um ein Hindernis des Fortschritts aus dem Wege zu räumen.

Diese Beseitigung vollzog sich dadurch, daß der industrielle Kapitalismus nicht nur die einzige Möglichkeit der Errettung der Zivilisation bot, die durch den Niedergang der Feudal-Gesellschaft bedroht war, sondern daß er auch die Menschen produzierte, die ein Interesse daran hatten und fähig waren, diese alte Gesellschaft niederzuwerfen und damit — oft unbewußt — dem Kapital den Weg zu bahnen. Es waren neben industriellen Kapitalisten Intellektuelle, Kleinbürger, Bauern, Proletarier.

Dieser Vorgang war namentlich in Frankreich deutlich zu verfolgen. Und dessen große Revolution beeinflußte das Denken aller fortschrittlichen Elemente in ganz Europa.

Sollte es nun mit dem Kapitalismus nicht ebenso gehen, wie früher mit dem Feudalismus? Sollte er nicht auch schließlich Formen annehmen, in denen er ein Hindernis weiterer ökonomischer Entwicklung, ja ein Hindernis eines gedeihlichen ökonomischen Lebens überhaupt wird, so daß die Rettung der Gesellschaft vor ökonomischem Verkommen jetzt ebensosehr die Ueberwindung des Kapitalismus, wie früher des Feudalismus notwendig macht?

Diese Annahme konnte sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die furchtbaren Verheerungen in den arbeitenden Klassen berufen, die der industrielle Kapitalismus dort anrichtete, wo er sich schrankenlos austoben konnte. Der Sozialismus erschien unter diesen Umständen als ein Mittel, das Proletariat vor völligem Verkommen und damit die Gesellschaft selbst vor ihrem Untergang zu retten.

Dieser Gedankengang kennzeichnet den utopistischen Sozialismus. Aber selbst Marx und Engels konnten sich von ihm, wenigstens in ihren Anfängen, nicht ganz freihalten. Im kommunistischen Manifest heißt es:

„Der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichtum. Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der

Digitized by Google

Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig, zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft."

Das war richtig für die englischen Verhältnisse in der Zeit, in der es geschrieben wurde. Gerade damals aber wurden in England die Getreidezölle abgeschafft, der zehnstündige Normalarbeitstag errungen, eine Aera des Aufschwunges der Industrie, aber auch der Gewerkschaften eingeleitet. Von da an nimmt die Zahl der unterstützten Armen in England nicht mehr zu, sondern ab, fast stets relativ, im Verhältnis zur wachsenden Bevölkerung, oft auch absolut. Die Zahl der Paupers betrug (nach Porter, „The Progress of the Nation", Neuausgabe 1912, S. 70):

	absolut	pro 1000 Einwohner
1850	1 008 700	574
1860	844 693	429
1870	1 032 800	465
1800	808 030	318
1900	792 367	226
1908	898 474	227

Gleichzeitig verbessert sich der Zustand der Arbeiter in den von der Arbeiterschutzgesetzgebung betroffenen Industrien sehr erheblich. Schon in seiner „Inauguraladresse" von 1864, wie im ersten Bande des „Kapital" 1867 sprach Marx auf Grund dieser Erfahrungen ganz anders als 1847. Er brandmarkte ebensosehr, wie damals die aus dem Streben nach Mehrwert hervorgehende Tendenz, das Proletariat in immer tieferes Elend zu stürzen, pries aber den Arbeiterschutz als wirksames Mittel, dieser Tendenz zu begegnen.

Allerdings weist er im „Kapital" auf eine andere kapitalistische Tendenz hin, die nicht nur die Produktivkraft des Arbeiters, sondern auch die des Bodens zerstört: Die Zusammenballung des größten Teils der Industrienationen in den Städten und die Verödung des flachen Landes. In dem Kapitel über „Große Industrie und Agrikultur" („Kapital" I) sagt er von der kapitalistischen Produktion:

„Sie stört den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde, d. h., die Rückkehr der vom Menschen in der Form von Nahrungs- und Kleidungsmitteln vernutzten Bodenbestandteile zum Boden, also die ewigen Naturbedingungen dauernder Bodenfruchtbarkeit. Sie zerstört damit zugleich die physische Gesundheit der Stadtarbeiter und der Landarbeiter . . . . . Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: Die Erde und den Arbeiter." (S. 445, 446.)

Digitized by Google

Auch das war richtig zu der Zeit, als es geschrieben wurde, ist aber durch neuere Errungenschaften überholt worden. Die moderne, nach wissenschaftlichen Grundsätzen betriebene Landwirtschaft weiß, namentlich dank den Fortschritten in der Herstellung künstlicher Dünger, trotz der nutzlosen Vergeudung der menschlichen Abfallstoffe in den Städten, die Bodenfruchtbarkeit immer mehr zu steigern.

Andererseits bemächtigt sich bei wachsender Demokratie in den großen Städten das Proletariat immer mehr ihrer Verwaltung und weiß, auch schon inmitten kapitalistischer Produktion, die Lebensverhältnisse, namentlich die Wohnungsverhältnisse ihrer Bevölkerung so zu verbessern, daß deren allgemeine Gesundheit sich merklich hebt. Wie die gesamte Technik, macht die des Gesundheitswesens ebenfalls enorme Fortschritte, und dank den Verbesserungen des Verkehrs und dem Anwachsen der Arbeiterbewegung erstarkt das geistige Leben auch bei den Landarbeitern.

Wir können heute also nicht mehr sagen, daß „die kapitalistische Produktionsweise die Springquellen alles Reichtums untergräbt, die Erde und den Arbeiter", und dadurch sich selbst durch ihre bloße ökonomische Entwicklung ein Ende bereitet. Die Neigung zur Untergrabung der physischen Gesundheit der Stadtarbeiter und des geistigen Lebens der Landarbeiter ist bei den Kapitalisten immer noch sehr stark vorhanden, die jegliche Organisation der Landarbeiter rücksichtslos zu unterdrücken suchen und jeder arbeiterfreundlichen Wohnungs- und Fürsorgepolitik die Mittel verweigern, wo sie können. Aber das Proletariat gewinnt immer mehr die Kraft, dieser Hemmnisse Herr zu werden.

Siebentes Kapitel.

Die Krisen.

Die Entwicklung des industriellen Kapitals fördert jedoch neben den eben dargelegten noch andere Tatsachen zutage, die darauf hinzuweisen scheinen, daß es sich selbst sein Grab bereite, allerdings nicht durch schließliche Schwächung der Produktivkräfte, wie alle bisherigen Methoden der Ausbeutung getan, die dadurch ihr eigenes Ende herbeigeführt hatten, sondern gerade durch die ihr eigentümliche kolossale Entwicklung der Produktivkräfte.

Es schien, als müsse in einer kapitalistischen Gesellschaft die Ausbeutung zur Ueberproduktion führen. Die Ausgebeuteten können ja nicht alles das selbst konsumieren, was sie produzieren. Aber auch die Kapitalisten konsumieren nicht den ganzen Mehrwert, der ihnen zufließt, sondern akkumulieren

Digitized by Google

einen großen Teil davon. So werde immer mehr produziert, als konsumiert werden könne. Das führe zu Absatzkrisen mit enormen Kapitalverlusten und entsetzlicher Arbeitslosigkeit, die sich stets steigern und dahin führen müßten, daß die Gesellschaft schließlich im eigenen Fette erstickt.

Nach dieser Auffassung entspringen Krisen aus der Unterkonsumtion der Massen. Marx und Engels akzeptierten nicht diese Theorie, die Sismondi verfocht. Doch machten sie die bestehenden Eigentumsverhältnisse für die Krisen verantwortlich, die immer mehr zu einer Schranke der Entwicklung der Produktivkräfte würden. So im kommunistischen Manifest:

„Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen."

Marx und Engels waren berechtigt im Jahre 1847 von den Krisen die ganze bürgerliche Gesellschaft bedroht zu sehen. Sie schrieben zur Zeit einer Krise von unerhörter Heftigkeit, deren Verheerungen noch dadurch gesteigert wurden, daß ihr eine Mißernte voranging, die eine große Teuerung des Getreides herbeiführte. Dabei waren die politischen und sozialen Gegensätze so gespannt, daß die Krise von 1847 der Vorläufer der Revolution von 1848 wurde. Von dieser nahmen Marx und Engels wohl an, sie werde in Deutschland zunächst eine bürgerliche Revolution sein, „aber mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbracht, als die englische im 17. und die französische im 18. Jahrhundert": „die deutsche bürgerliche Revolution kann also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein".

Als Marx nach der Revolution von 1848 wieder von den Absatzkrisen handelte, 1867 im ersten Bande seines „Kapital", betrachtete er den Wechsel zwischen Prosperität und Krise als „den eigentümlichen Lebenslauf der modernen Industrie" (S. 570).

„Ganz wie Himmelskörper, einmal in eine bestimmte Bewegung geschleudert, dieselbe stets wiederholen, so die gesellschaftliche Produktion, sobald sie einmal in jene Bewegung wechselnder Ausdehnung und Zusammenziehung geworfen ist. Wirkungen werden ihrerseits zu Ursachen, und die Wechselfälle des ganzen Prozesses, der seine eigenen Bedingungen stets reproduziert, nehmen die Formen der Periodizität an." (S. 571.)

Damit ist nicht das geringste dafür gesagt, daß die Krisen einmal eine Ausdehnung erreichen müssen, die aus rein ökonomischen Gründen einen Weiterbestand der kapitalistischen Produktionsweise unmöglich macht.

Digitized by Google

Allerdings gegen den Schluß des ersten Bandes, in dem berühmten Kapitel über „die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation" heißt es:

Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist."

Aber ein Beweis dafür ist im ersten Bande des „Kapital" nicht gegeben.

Ebensowenig im zweiten Bande, der erst nach Marx Tode (1883) erschien, dessen Gedankengänge jedoch ebensoweit zurückreichen, wie die des ersten Bandes. Die Krisen werden dort abgeleitet aus dem Umstand, daß der regelmäßige Fortgang der Produktion das Einhalten der richtigen Proportionalität, des richtigen Verhältnisses, zwischen der Produktion von Produktionsmitteln und der von Konsumtionsmitteln, sowie innerhalb der einzelnen Produktionszweige erheischt. Störungen dieser Proportionalität treten bei dem anarchischen Charakter der kapitalistischen Warenproduktion von Zeit zu Zeit unvermeidlicherweise ein und nehmen den Charakter von Krisen an.

Aber nirgends wird gezeigt, daß diese Krisen schließlich einen Charakter annehmen müssen, der den Fortgang des Produktionsprozesses in kapitalistischer Form ausschließt.

In seiner Schrift gegen Dühring (1878) handelt Engels auch von den Krisen. Er führte sie darauf zurück, daß dank der modernen Technik die Produktion die Tendenz hat, sich rascher auszudehnen als der Markt:

„Die enorme Ausdehnungskraft der großen Industrie, gegen die diejenige der Gase ein wahres Kinderspiel ist, tritt uns jetzt vor die Augen als ein qualitatives und quantitatives Ausdehnungsbedürfnis, das jedes Gegendrucks spottet. Der Gegendruck wird gebildet durch die Konsumtion, den Absatz, die Märkte für die Produkte der großen Industrie. Aber die Ausdehnungsfähigkeit der Märkte, extensive, wie intensive, wird beherrscht zunächst durch ganz andere, weit weniger energisch wirkende Gesetze. Die Ausdehnung der Märkte kann nicht Schritt halten mit der Ausdehnung der Produktion. Die Kollision wird unvermeidlich und da sie keine Lösung erzeugen kann, solange sie nicht die kapitalistische Produktionsweise sprengt, wird sie periodisch." (S. 296.)

Auch hier wird nicht gezeigt, daß die kapitalistische Produktionsweise einmal an eine Grenze gelangen müsse, von der an ihre weitere Ausdehnung ökonomisch immer mehr erschwert werde. Das könnte nur dann eintreten, wenn die Aufnahmefähigkeit des Marktes sich in keiner Weise mehr der Ausdehnungsfähigkeit der Industrie anpassen ließe. Dafür liegt theoretisch keine Notwendigkeit vor.

Tatsächlich erlebte jedoch Marx selbst noch eine Krise, die erwarten ließ, der Kapitalismus sei an der Grenze seiner Ausdehnungsfähigkeit angelangt.

Digitized by Google

Von 1815 an hatten sich die Krisen ungefähr alle zehn Jahre wiederholt. Der von 1847 war eine weitere 1857 gefolgt; dann wieder eine 1866. Der große Deutsch-Französische Krieg bewirkte wohl, daß die nächste verfrüht kam, im Sommer 1873. Marx konstatierte schon im Januar dieses Jahres ihren „Anmarsch". Sie war umfassender als irgendeine vor ihr, und sie schien kein Ende nehmen zu wollen. Mit kurzen und geringfügigen Unterbrechungen von 1879 und 1889 dauerte sie bis in den Anfang der neunziger Jahre. Marx erlebte nicht mehr ihr Ende und Engels starb bereits am Beginne der neuen Prosperitätsperiode, ehe sich diese noch deutlich kennzeichnete.

Daher hatte sich Engels die Idee aufdrängen können, der Kapitalismus sei seit 1873 in eine neue Phase getreten, die der chronischen Krise, in der die kapitalistischen Produktivkräfte dauernd gegen die kapitalistische Aneignungsweise rebellierten, so daß es dem Kapitalismus nicht mehr gelingen werde, auf einen grünen Zweig zu kommen. Er sei bestimmt, ebenso zu verkommen, wie vor ihm der Feudalismus, wenn es nicht dem Proletariat gelinge, die politische Macht zu erobern und an Stelle des kapitalistischen das gesellschaftliche Eigentum an den bis dahin kapitalistischen Produktionsmitteln und den mit ihnen erzeugten Produkten zu setzen.

Wir Marxisten akzeptierten damals alle diese Auffassung. Die damalige Situation begann selbst bürgerliche Oekonomen mit Besorgnis zu erfüllen. Doch wurde sie erledigt durch einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung, der anfangs der neunziger Jahre einsetzte und ebenso ausgiebig und anhaltend war, wie die vorhergehende Periode der dauernden Depression. Damals schlug das Pendel nach der entgegengesetzten Seite um, nicht nur in der bürgerlichen Oekonomie, sondern auch bei manchen Sozialisten. Eine neue Aera des Kapitalismus schien gekommen zu sein. Die Kartelle erwuchsen damals zu großer Bedeutung und von ihnen erwarteten viele, es würde ihnen gelingen, die Produktion zu organisieren und die Krisen aufzuheben.

Die Geschichte der kapitalistischen Produktionsweise hat jedoch in den letzten zwei Jahrzehnten so viele und so schmerzvolle Krisen zu verzeichnen, indes gleichzeitig die Zahl, Ausdehnung und Geschlossenheit der Kartelle und Trusts immer mehr wuchs, so daß an die Ueberwindung der Krisen durch Unternehmerverbände wohl nicht mehr viele glauben.

Wohl aber haben die Krisen ihren Charakter geändert. Sie haben ihre Gefährlichkeit für das Kapital, das heißt, das industrielle, nicht das spekulierende, etwas vermindert, nicht aber ihre Verderblichkeit für die Arbeiterklasse. Die Arbeitslosigkeit in Krisenzeiten ist nach wie vor die furchtbarste Geißel des Proletariats. Soweit sie gemildert wird, geschieht es nicht

Digitized by Google

durch neue Einrichtungen des Kapitals, sondern durch neue Errungenschaften des Proletariats in der Demokratie, durch die staatliche und gewerkschaftliche Arbeitslosenversicherung.

Aber die Erwartung, die Absatzkrisen würden einmal eine solche Ausdehnung und Dauer erreichen, daß sie die Fortführung der kapitalistischen Produktionsweise unmöglich und ihre Ersetzung durch eine sozialistische Regelung unvermeidlich machten, findet heute keinen Boden mehr.

Achtes Kapitel.

Die Schranken der Akkumulation des Kapitals.

Da trat, unmittelbar vor dem Weltkrieg, eine neue Theorie auf, die in anderer Weise zeigen wollte, daß der Kapitalismus sich in einer Sackgasse verrenne, aus der das Getriebe der Produktion nur mit Hilfe des Sozialismus herausgebracht und zu weiterem Fortschreiten befähigt werden könne.

Es war Rosa Luxemburg, die in ihrem Buche über „Die Akkumulation des Kapitals", „ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus" (Berlin 1913) im Gegensatz zu Marx wieder an die alte Lehre Sismondis anknüpfte und zu zeigen suchte, daß bei fortschreitender Akkumulation des Kapitals innerhalb des Bereiches der kapitalistischen Produktionsweise nicht alle von ihr erzeugten Produkte abgesetzt werden könnten. Für einen Teil könnte sie nur in vorkapitalistischen Gebieten Absatz finden. Solche Gebiete sich zu erschließen, sei für sie eine dringende Notwendigkeit, daher der Imperialismus. Aber je energischer dieser betrieben werde, desto mehr verkleinere er die Ausdehnung der noch nicht vom Kapital erfaßten Gebiete, um so mehr nähere dieses sich der Grenze, über die es nicht mehr hinauskönne:

„Bei der hohen Entwicklung und der immer heftigeren Konkurrenz der kapitalistischen Länder um die Erwerbung nichtkapitalistischer Gebiete nimmt der Imperialismus an Energie und Gewalttätigkeit zu, sowohl in seinem aggressiven Vorgehen gegen die nichtkapitalistische Welt, wie in der Verschärfung der Gegensätze zwischen den konkurrierenden kapitalistischen Ländern. Je gewalttätiger, energischer und gründlicher der Imperialismus aber den Untergang nichtkapitalistischer Kulturen besorgt, um so rascher entzieht er der Kapitalakkumulation den Boden unter den Füßen. Der Imperialismus ist ebensosehr eine Methode der Existenzverlängerung des Kapitals wie das sicherste Mittel, dessen Existenz auf kürzestem Wege objektiv ein Ziel zu setzen." (S. 424.)

Auch hier also wieder eine Hypothese, die ein schließliches ökonomisches Versagen des Kapitalismus aus den Bedingungen seines Zirkulationsprozesses trotz oder vielmehr gerade wegen seiner steten Vermehrung der Produktivkräfte als unentrinnbare Notwendigkeit abzuleiten versucht, im Gegensatz zu Marx, der

Digitized by Google

im zweiten Bande des „Kapital" das Gegenteil dartat. Rosa Luxemburg weist selbst darauf hin und kritisiert Marx, von dem sie sagt:

„Nimmt man das Schema wörtlich so, wie es im zweiten Bande am Schluß entwickelt ist, dann erweckt es den Anschein, als ob die kapitalistische Produktion ausschließlich selbst ihren gesamten Mehrwert realisierte, und den kapitalisierten Mehrwert für die eigenen Bedürfnisse verwendete." (S. 299.)

Unter den Vertretern der ökonomischen Theorie des Marxismus hat die Akkumulationstheorie meiner einstigen Freundin Rosa Luxemburg wenig Anklang gefunden. Sie wurde fast von allen Seiten abgelehnt. Ihre bedeutendste Kritik wurde von Otto Bauer geliefert (in der „Neuen Zeit", XXXI., I., S. 831, 862).

Die Sache selbst ist zu kompliziert, als daß die verschiedenen Schemate, um die es sich handelt, hier erörtert werden könnten.

Die an dem Luxemburgschen Buche von marxistischer Seite geübte Kritik erscheint mir vollkommen zutreffend. Doch darf man nicht übersehen, daß die Annahmen, von denen es ausgeht, nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, sondern sich auf wirkliche Erscheinungen der kapitalistischen Welt stützten, die von Rosa Luxemburg allerdings nicht richtig gedeutet wurden.

Im zweiten Bande des „Kapital", bei der Untersuchung des Zirkulationsprozesses des Kapitals führt Marx einen Faktor ein, von dem er im ersten Bande absah, wo er bloß die Produktion des Wertes betrachtete, dessen Höhe in letzter Linie die Höhe der Preise bestimmt.

Im zweiten Band muß er neben dem Wert der Waren, auch ihren Gebrauchswert in Betracht ziehen, ohne den sie unverkäuflich sind. Auch in der kapitalistischen Produktionsweise wird eben für den Konsum produziert, eine Produktion von Artikeln, die nicht konsumiert werden, also keinen Absatz finden, müßte bald zum Stillstand kommen.

Rosa Luxemburg meint freilich, daß die Kapitalisten nicht akkumulieren um ihres persönlichen Genießens willen, denn „gerade daß der ‚Genuß' der Produkte auf andere übertragen wird, ist für das Kapital entscheidend" (S. 403). Aber der Kapitalist verschenkt nicht seine Produkte, er verkauft sie, um mit dem erhaltenen Gelde andere zu kaufen, die er konsumiert. Also ist wohl sein Konsum der Zweck der Produktion, die er unternimmt. Es ist richtig, daß die Kapitalisten, wie Rosa Luxemburg einwendet (S. 304), nur akkumulieren können durch „Entsagung" vom persönlichen Konsum, aber das ist auch beim Bauern der Fall, der einen Teil seines Korns nicht verzehrt, sondern als Saatkorn aufhebt. Diese Entsagung vom Konsum geschieht letzten Endes doch zu Zwecken einer Produktion für den Konsum. Und mag die Entsagungs- und Akkumulationswut des Kapitalisten noch so groß, sein Puritanismus noch so fanatisch sein, seine Wirtschaft

Digitized by Google

ist doch nicht bloße Produktion um der Produktion willen, sondern in letzter Linie eine solche zu Zwecken des Konsums. Rosa Luxemburg fragt zwar auf S. 170, wie denn „ein Mensch imstande" sei, „seinen Verbrauch so rasch und grenzenlos zu steigern, wie die Fortschritte der Produktivität der Arbeit das Mehrprodukt anwachsen lassen", aber auf Seite 264 hält sie Struve entgegen:

„Es ist klar, daß, wenn man von der Konsumtion der Kapitalisten . . . im kategorischen Sinne spricht, man dabei nicht die Unternehmer als Einzelpersonen meint, sondern die Kapitalistenklasse als Ganzes, mitsamt ihrem Anhang an Angestellten, Staatsbeamten, liberalen Berufen usw."

Die Puritaner mochten für ihre Person noch so bescheiden leben, ihr wachsendes Einkommen setzte sie instand, zahlreichen Predigern und anderen „Gefäßen Gottes" ein auskömmliches Dasein zu ermöglichen, Bethäuser zu errichten usw.

In der kapitalistischen Produktionsweise wird also ebenso für den persönlichen Konsum gearbeitet, wie in jeder anderen Produktionsweise auch. Aber bei ihrer hochstehenden Technik gibt es kaum irgendwelche Betriebe, die ein für den persönlichen Konsum fertiges Produkt von seinen Anfängen an bis zu seiner Fertigstellung bearbeiten, ihre eigenen Rohstoffe und Maschinen selbst herstellen würden. Mit fortschreitender Technik wächst nicht nur absolut, sondern auch relativ die Zahl der Unternehmungen, die nur Produktionsmittel für die weiterverarbeitenden Betriebe herstellen, und die Zahl derjenigen, die den Waren für den persönlichen Konsum ihre letzte, gebrauchsfähige Gestalt geben, nimmt relativ immer mehr ab. Es wächst da also die Zahl der Betriebe, die Produktionsmittel fabrizieren, gegenüber den Konsummittel herstellenden. Aber auch die Produktionsmittel sind zwecklos und werden unverkäuflich, wenn sie nicht konsumiert werden, allerdings ihrer Gebrauchsgestalt entsprechend, nicht in persönlichem, sondern in produktivem Konsum.

Dabei muß jedoch die Menge der produzierten Produktions- und Konsummittel stets in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen. Die Proportionalität der Produktion muß gewahrt bleiben. Sobald diese Proportionalität in erheblichem Maße gestört wird, kommt der ganze Produktionsmechanismus aus den Fugen, es kommt zu einer Krise. Gerade durch diese wird aber der ganze ökonomische Apparat wieder eingerenkt, wenn auch mit großen Leiden der davon Betroffenen. Die richtige Proportionalität wird immer wieder hergestellt und so geht der Gang der Produktion weiter.

Rosa Luxemburg wollte nun beweisen, daß im Bereich der kapitalistischen Produktionsweise die von ihr erzeugten Konsummittel niemals ganz von ihr konsumiert werden könnten, daß sie stets eines Marktes vorkapitalistischer Produzenten bedürfe, die

Digitized by Google

dem Kapitalisten den Ueberschuß an Konsummitteln abkauften, den diese innerhalb des kapitalistischen Gebietes nicht los wurden.

„Die Existenz nichtkapitalistischer Abnehmer des Mehrwerts ist direkte Lebensbedingung für das Kapital." (S. 338.)

In Wirklichkeit schenken indes die Kapitalisten den „nichtkapitalistischen Abnehmern" nichts. Im Gegenteil. Sie verkaufen ihnen ihre eigenen Produkte so teuer wie möglich, um nichtkapitalistisch produzierte Produkte so billig als möglich zu erwerben. Diese Produkte sind nun auch wieder nichts als Produktionsmittel und Konsumtionsmittel. Wie soll da der Ueberschuß an Produktions- und Konsumtionsmitteln, der eine angebliche Verlegenheit für das kapitalistische Lager bildet, dadurch aufgehoben werden, daß er durch andere Produktions- oder Konsumtionsmittel ersetzt wird? Daß sie durch vorkapitalistische Methoden erzeugt wurden, gibt ihnen keinen besonderen Gebrauchswert.

Wenn man nur den Unterschied zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln ins Auge faßt, bleibt die Luxemburgsche Annahme ohne jede reale Grundlage.

Man darf jedoch die Warenmenge, die in den kapitalistischen Zirkulationsprozeß eingeht, in bezug auf die Verschiedenheiten ihrer Gebrauchswerte noch nach anderen Gesichtspunkten einteilen, als nach den zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln, den Marx untersucht. Dieser zerlegte bereits die Konsumtionsmittel einerseits in solche für Arbeiter und für Kapitalisten, andererseits in notwendige Lebensmittel und Luxusmittel. Man könnte auch die Produktionsmittel einteilen in Arbeitsgegenstände, wie Rohstoffe — mit Hilfsstoffen — und Arbeitsmittel, wie Werkzeuge und Maschinen, eine Teilung, die auch schon Marx vornahm, im ersten Band des ‚Kapital', für den Produktionsprozeß. Sie ist natürlich auch wichtig für den Zirkulationsprozeß. Es muß in diesen Dingen ebenfalls die richtige Proportionalität eingehalten werden, soll es in der Warenzirkulation nicht zu Störungen kommen. Doch wäre bei dem Eindringen in diese Details kaum eine neue Erkenntnis zu gewinnen gewesen und die Untersuchung wäre noch komplizierter und schwerer übersichtlich geworden, als die letzten Teile des zweiten Bandes ohnehin schon sind. Daher sah Marx von ihr ab.

Dagegen gibt es eine andere Einteilung der Warenmassen nach dem Gebrauchswert, auf die ich schon 1910 aufmerksam machte, bereits vor dem Erscheinen des Luxemburgschen Buches: die Unterscheidung zwischen Produkten der Industrie und solchen der Landwirtschaft. In meiner Besprechung des Hilferdingschen Buches über das Finanzkapital in der „Neuen Zeit" handelte ein Kapitel von „Industrie und Landwirtschaft"

Digitized by Google

(XXIX, S. 838 ff). In anderer Weise untersuchte ich den Unterschied zwischen Industrie und Landwirtschaft fast gleichzeitig in meinem Buch über „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft" (14. Kapitel).

Schließlich diente mir derselbe Unterschied zum Ausgangspunkt eines Artikels über den „Imperialismus", der aus Anlaß des geplanten Kongresses der Internationale 1914 unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben wurde. Der Krieg verhinderte den Zusammentritt des Kongresses, der Artikel erschien dann in der „Neuen Zeit" unter Weglassung der Stellen, die sich auf den Kongreß bezogen und mit Einfügung einiger Sätze über den Krieg.

In diesen Artikeln und Kapiteln baute ich auf den Unterschied der Produktionsbedingungen in Landwirtschaft und Industrie im Anschluß an die Marxsche Theorie der Proportionalität der Industrie eine Auffassung des Zirkulationsprozesses auf, durch die es meines Erachtens erklärt wird, nicht nur, wie Krisen möglich sind, sondern wie sie mit Notwendigkeit periodisch auftreten müssen.

Sie gehen zum großen Teil daraus hervor, daß die landwirtschaftliche Produktion sich nicht so rasch ausdehnen kann, wie die industrielle, also immer wieder von dieser überflügelt wird. Daher muß ein Mißverhältnis zwischen beiden von Zeit zu Zeit immer wieder eintreten.

Damit soll nicht gesagt sein, daß hierin die einzige Ursache der Krisen liegt.

Eine andere Ursache der Störung der Proportionalität der Produktion brachte z. B. der Weltkrieg, der einseitig die ganze Produktion auf die Herstellung von Konsummitteln hinlenkte und die Wiederherstellung, geschweige denn Vermehrung der Produktionsmittel gewaltsam einschnürte. Nach der Herstellung des Friedens gab es dann Reparationen, Inflationen, Invasionen, wie die in das Ruhrgebiet, Subventionen und andere ionen, zu denen man auch noch die Protektionen zählen könnte, wenn man das Unwesen der Hochschutzzölle auch der kleinsten Staaten und das Kartellwesen so bezeichnen darf. Alles das hat die Rückkehr zur Proportionalität der Produktion, wie sie vor dem Kriege bestand, arg behindert und immer wieder neue Krisen hervorgerufen.

Aber das sind Krisenursachen, die aus besonderen Situationen, politischen und militärischen Katastrophen und Mißgriffen der Gesetzgebung hervorgehen, nicht aus dem Wesen der kapitalistischen Produktionsweise im allgemeinen.

Der Unterschied in den Produktionsbedingungen zwischen Industrie und Landwirtschaft ist dagegen nicht bloß ein gelegentlicher, sondern ein dauernder und unvermeidlicher. Er bewirkt

Digitized by Google

es, daß die Märkte für die Industrie sich nicht so leicht und rasch ausdehnen können wie diese Industrie selbst.

Rosa Luxemburg hat den Unterschied nicht in Betracht gezogen. Sie erwähnt nur die Unterscheidung, die Quesnay zwischen der Landwirtschaft und der Industrie macht, wonach nur jene Mehrwert erzeuge, diese nicht und bemerkt mit Recht, daß diese Unterscheidung falsch und für das von ihr behandelte Problem bedeutungslos sei.

Jedoch die Unterscheidung in dem Sinne, wie ich sie machte, war für das von ihr aufgeworfene Problem keineswegs bedeutungslos. Sie lieferte vielmehr eine Grundlage, die mit ihren Auffassungen eher verträglich war, als die Unterscheidung zwischen der Produktion von Konsumtionsmitteln und Produktionsmitteln. Die Marxsche Annahme, daß der Zirkulationsprozeß zwischen den letzteren beiden Gruppen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise ohne Dazwischentreten vorkapitalistischer Produktion vor sich gehen könne, hat Rosa Luxemburg nicht widerlegt und konnte sie nicht widerlegen.

Und doch hatte sie sehr reale Tatsachen im Auge. Den Weg zu ihrer Erklärung eröffnet uns jedoch nicht die Unterscheidung zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln, sondern die zwischen Industrie und Landwirtschaft.

Die Industrie kann nicht alle von ihr erzeugten Produkte, Produktions- und Konsumtionsmittel, innerhalb ihres Bereichs durch Verkauf an industrielle Kapitalisten und Arbeiter los werden. Sie erzeugt stets einen Ueberschuß, den sie nur los wird, wenn ein außerhalb ihres Gebiets tätiger Faktor ihn abnimmt. Als solcher tritt die Landwirtschaft auf.

Die Industrie bedarf der Landwirtschaft aber nicht bloß als Absatzgebiet für einen Teil ihrer Produkte, sondern auch als Lieferant von Nahrungsmitteln und Rohstoffen.

Nun bildet die Industrie das eigentliche Gebiet kapitalistischer Produktion. In die Landwirtschaft ist die kapitalistische Produktion nur wenig eingedrungen, selbst in hochkapitalistischen Ländern. Unwillkürlich denkt man bei kapitalistischer Produktion stets an die Industrie und andererseits bei landwirtschaftlichem Betrieb stets an vorkapitalistische Formen. Dieser Gedankengang liegt unbewußt auch der Luxemburgschen Annahme zugrunde. Die ganz unleugbare Tatsache, daß die Industrie nicht ohne Landwirtschaft auskommt, die industrielle Akkumulation eine Ausdehnung der Produktion des mit der Industrie in Verbindung stehenden Agrargebietes notwendig macht, nahm bei ihr die Form an, daß kapitalistische Produktion ohne Verbindung mit vorkapitalistischen Gebieten ganz unmöglich sei und ihre Ausdehnung stets die Erweiterung der von ihr beherrschten vorkapitalistischen Gebiete voraussetze.

Digitized by Google

Um diese Annahme aufrechtzuhalten, muß sie dem inneren Markt eine ganz neue Gestalt geben. Marx nahm im „Kapital" an, der innere Markt sei ein Markt für die Industrie im eigenen Lande, der hervorgehe aus dem „Scheidungsprozeß von Industrie und Landwirtschaft" (I., S. 677). Er handelt darüber in einem Abschnitt, den er betitelt „Herstellung des inneren Marktes für das industrielle Kapital". Der innere Markt, das ist die Landbevölkerung, die früher die Industrieprodukte, deren sie bedurfte, selbst produzierte, indes sie diese jetzt bei den Industriellen in der Stadt (oder den von ihnen Waren beziehenden Kaufleuten) kauft.

Anders faßt Rosa Luxemburg die Sache auf. Für sie ist der innere Markt nicht der Absatzmarkt der Industrie im eigenen Lande, sondern der innere Markt ist das gesamte Gebiet der kapitalistischen Produktion. Der äußere Markt dagegen sind alle mit vorkapitalistischen Methoden betriebenen Unternehmungen, auch die im eigenen Lande:

„Innerer Markt vom Standpunkte der kapitalistischen Produktion ist kapitalistischer Markt, ist diese Produktion selbst als Abnehmerin ihrer eigenen Produkte und Bezugsquelle ihrer eigenen Produktionselemente. Aeußerer Markt für das Kapital ist die nichtkapitalistische soziale Umgebung, die seine Produkte absorbiert und ihm Produktionselemente und Arbeitskräfte liefert. Von diesem Standpunkt, ökonomisch, sind Deutschland und England in ihrem gegenseitigen Warenaustausch für einander meist innerer, kapitalistischer Markt, während der Austausch zwischen der deutschen Industrie[1]) und den deutschen bäuerlichen Konsumenten wie Produzenten für das deutsche Kapital auswärtige Marktbeziehungen darstellt." (S. 338, 339.)

Dieser eigenartigen Auffassung des auswärtigen Marktes liegt dieselbe Erscheinung zugrunde, aus der Marx das Zustandekommen des inneren Marktes erklärt: die Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft. Die Industrie wird von Rosa Luxemburg mit kapitalistischer Produktion, die Landwirtschaft mit vorkapitalistischen Produktionsformen identifiziert.

Neuntes Kapitel.

Akkumulation in der Landwirtschaft.

Warum das Kapital sich weit eher und weit intensiver der Industrie als der Landwirtschaft zuwendet, habe ich in den oben zitierten Untersuchungen erörtert. Um nicht zu weit abzuschweifen, kann ich mich hier um so mehr damit begnügen, darauf hinzuweisen, als die Erscheinung selbst eine allgemein bekannte und unbestrittene ist.

[1]) Die Unterstreichung rührt von mir her, ebenso die nächste. K.

Digitized by Google

Die Landwirtschaft kann sich schon aus natürlichen Gründen nicht so rasch entwickeln als, bei entwickelter Technik, die Industrie. Dazu kommt, daß bisher das Kapital der Landwirtschaft weit weniger rasch zuströmte als der Industrie. Daher wurde zur Vermehrung der Masse landwirtschaftlicher Produkte, deren die wachsende Industrie bedarf, bisher stets mit Vorliebe der in der Regel einfachste und rascheste Weg dazu gewählt: Die Einbeziehung neuer, bisher unerschlossener Gebiete mit landwirtschaftlicher Bevölkerung in den Verkehr mit den Stätten der Industrie.

Dieses Verfahren kennzeichnet nicht bloß die kapitalistische Produktionsweise. Man greift frühzeitig dazu, wo immer die Scheidung von Industrie und Landwirtschaft eintritt. Es ist ebenso Folge wie Vorbedingung der Ausdehnung der Industrie über ein gewisses Maß hinaus. Als in manchen griechischen Städten des Altertums die Industrie sich entfaltete, ging Hand in Hand damit die Ausdehnung des Handelsverkehrs mit den Getreide im Ueberfluß produzierenden Gebieten Aegyptens und den Küsten des Schwarzen Meeres. Es waren das nicht immer Gebiete, die kulturell tiefer standen als die Städte der Exportindustrie. Am Schwarzen Meere wohnten allerdings Barbaren. Aegypten dagegen stand lange Zeit auf einer höheren Stufe der Technik und der Kultur als Griechenland.

Das wichtigste Mittel der Ausdehnung des Verkehrs ist nicht die Eroberung, der „Imperialismus", sondern die Verbesserung der Verkehrsmittel. Die landwirtschaftlichen Produkte lohnen den Transport meist nur bei billigen Mitteln des Massenverkehrs. Dafür kommt bis in das vorige Jahrhundert hinein nur der Transport zu Schiff auf Wasserwegen in Betracht. Nur in Küstengebieten am Meere und an leicht schiffbaren Flüssen konnten sich früher Exportindustrien entwickeln, wenn sie auf einem Austausch mit landwirtschaftlichen Produkten eines ausgedehnten Gebietes beruhten.

Vor einem Jahrhundert waren diese Gebiete bereits in der ganzen Welt für die Exportindustrien Europas erschlossen, allerdings mit einer großen Ausnahme: mit den Küsten des Stillen Ozeans war der Verkehr auf der amerikanischen Seite höchst unbedeutend, wegen Mangels an landwirtschaftlichen Produzenten, auf der asiatischen, dicht bevölkerten Seite, wegen der politischen Handelsverbote.

Da kam das Eisenbahnwesen auf und damit das gewaltige Mittel billigen Massenverkehrs zu Lande, unabhängig von den Wasserwegen. Nun begann eine Periode rapidester Erschließung agrarischer Gebiete für die Industrie, Gebiete, die teils schon dicht bevölkert waren, teils rasch mit Kolonisten besiedelt wurden.

Digitized by Google

Damit erstand ein mächtiges Hilfsmittel für die Entwicklung der Industrie, was unter den gegebenen Bedingungen gleichbedeutend war mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise. Mit dem Fortgang der Eisenbahnbauten hingen die zeitweisen Perioden von Prosperität und Krisen zusammen, die stets Perioden industrieller Prosperität und Krisen bildeten.

Der Bau von Eisenbahnen, nicht der Imperialismus, war das souveräne Mittel, dem Kapital, das heißt der Industrie, jene landwirtschaftlichen, allerdings auch vorkapitalistischen Gebiete als Abnehmer und Lieferanten zu erschließen, deren sie bedarf. Der Imperialismus, die Eroberung agrarischer Gebiete durch Industriestaaten, ist nur eine Episode in diesem allgemeinen Prozeß, eine Episode, die für manche Staaten Europas eine große Bedeutung gewann, jedoch eine verhängnisvolle. Der Imperialismus bildet keineswegs eine ökonomisch notwendige Bedingung jeglicher kapitalistischen Akkumulation.

Die wichtigsten Gebiete der europäischen Kolonialpolitik seit dem Ausgang des Mittelalters wurden erobert, ehe es noch eine kapitalistische Industrie von Belang gab. Diese Eroberungen gehörten zur ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, die der kapitalistischen Industrie vorhergeht.

Sie wurden vollzogen zu Zwecken der Plünderung, nicht industrieller Entwicklung. Ihre vornehmsten Anziehungspunkte bildeten anfangs nicht ökonomisch zurückgebliebene Gebiete, sondern Staaten Ostindiens, die im Zeitalter der Entdeckungen ökonomisch, allerdings nicht militärisch, fast ebenso hoch standen wie Westeuropa. Nach Amerika wendeten sich die Europäer zunächst nur, weil sie glaubten, auf diesem Wege nach Indien zu gelangen. Später wurden sie angezogen von den Fundstätten edler Metalle, durchaus nicht von den „vorkapitalistischen Produktionsweisen".

Die wichtigsten Kolonialgebiete waren schon vergeben, als die Ausdehnung der westeuropäischen, namentlich englischen Industrie, das Bedürfnis nach Gewinnung agrarischer Märkte wachrief. Die Eisenbahnbauten, die diesem Bedürfnis in weitestem Maße entsprachen, waren zunächst an keinen „Imperialismus" der Industriestaaten gebunden, nicht in Amerika, nicht in Australien, auch nicht im britischen und niederländischen Indien, nicht in Sibirien oder in Japan. Ihre Ausdehnung in China ist keineswegs an europäische Eroberungen geknüpft.

Die vorkapitalistischen Gebiete, die seit einem Jahrhundert erst von Europäern erobert werden mußten, um durch Eisenbahnen in den Bannkreis der kapitalistischen Industrie gebracht zu werden, sind im Vergleich zu den hier genannten schon an Ausdehnung und noch mehr an ökonomischer Bedeutung recht

Digitized by Google

gering. Sie umfassen eigentlich nur Afrika und Vorderasien. In unseren Tagen ist nun die Welt im wesentlichen aufgeteilt. Und eine neue, der des Imperialismus entgegengesetzte Epoche beginnt: die Erhebung der von den Europäern eroberten und ausgebeuteten Bevölkerung gegen jede europäische Herrschaft, ja gegen jede europäische Beeinflussung. Konnte es eine Zeitlang scheinen, als werde China das Objekt eines „Imperialismus", einer Fremdherrschaft werden, so zeigt es sich immer deutlicher, daß daran nicht mehr zu denken ist. China ist äußerst wichtig als Markt für europäische und amerikanische Produkte, darob mag es noch manche Eifersüchteleien zwischen einigen Industriestaaten geben, aber nicht mehr, als bei dem Streit um irgendeinen Markt in Europa oder Amerika selbst.

Wie China, wird auch Indien immer selbständiger, ebenso auch Vorderasien und manche Teile Nordafrikas, vor allem Aegypten.

Aber diese fortschreitende Eindämmung des Imperialismus bedeutet keineswegs einen Zusammenbruch des Kapitalismus. Sie wird nur eine neue Form des Kapitalismus fördern, die asiatische. Die Eisenbahnbauten werden dabei immer weiter gehen, sobald erst einmal die kapitalistische Welt die Folgen des Weltkriegs überwunden, sich beruhigt und genügend Kapital für nicht europäische Aufgaben akkumuliert hat.

Zwei Zwecke können Eisenbahnbauten in bisher noch nicht dem Verkehr erschlossenen Gebieten erreichen. Sie können ihnen, wenn sie nur dünn besiedelt sind, Einwanderer als Landwirte zuführen, die ihre Produktion steigern. Oder sie können, wenn diese Gebiete bereits mit einer zahlreichen Bevölkerung versehen sind, die noch nicht den Prozeß der Scheidung von Industrie und Landwirtschaft mitgemacht hat, diesen Prozeß zu rascher Vollziehung bringen. Nach der einen wie nach der anderen Richtung hin können Eisenbahnbauten noch auf lange hin dafür sorgen, daß die landwirtschaftliche „vorkapitalistische" Produktion mit der industriellen „kapitalistischen" Schritt hält, der wachsenden Industrie genügend vermehrte Nahrungsmittel und Rohstoffe zufließen und genügend neue Absatzmärkte erschlossen werden.

Allerdings, endlos vermag sich dieser Prozeß nicht zu vollziehen. Und da jeder Agrarstaat heute aufs eifrigste danach trachtet, eine eigene Industrie zu entwickeln, und zwar womöglich alle lebensnotwendigen Industrien auf einmal, ohne Rücksicht darauf, ob er geeignete Standorte für sie aufweist, so wird die Industrie stets fortfahren, sich rascher entwickeln zu wollen, als die Landwirtschaft, was immer wieder neue Krisen veranlassen muß. Und so mag der Zeitpunkt doch nicht so fern sein, als es heute noch scheint, in dem alle verfügbaren Agrargebiete der Erde bereits ausreichend besiedelt und mit Eisenbahnen ver-

Digitized by Google

sehen sind und weitere Eisenbahnen weder neue Lieferanten zuführen, noch neue Märkte von Belang mehr erschließen.

Doch auch dann braucht noch nicht das ökonomische Ende des Kapitalismus gekommen zu sein.

Das wäre nur dann der Fall, wenn die Landwirtschaft für die weitere Entwicklung der Industrie bloß in vorkapitalistischer Form in Betracht käme. Nun ist heute allerdings, selbst in sozialistischen Kreisen, die Ansicht sehr verbreitet, die Landwirtschaft könne nur in vorkapitalistischer Weise, als bäuerliche Landwirtschaft, zweckmäßig betrieben werden. Dafür spricht jedoch nichts als der augenblickliche Schein.

Denn kein ökonomisches oder technisches Gesetz verhindert, daß das Kapital sich ebensosehr der Landwirtschaft bemächtigt wie bisher der Industrie. Und es wird das sicher tun, wenn der weitere Bestand der kapitalistischen Produktionsweise davon abhängt.

Die Kapitalisten sind ja keineswegs gezwungen, den von ihnen akkumulierten Mehrwert in derselben Produktionssphäre anzulegen, in der er gewonnen wurde. Rosa Luxemburg operiert bei ihrer Beweisführung mit der Annahme, daß, wenn alle Kapitalisten die Hälfte ihres Mehrwerts akkumulieren, die Akkumulation in der Sphäre der Produktion der Produktionsmittel in anderen Tempo vor sich gehen müsse, als in der der Konsumtionsmittel, was notwendigerweise ein steigendes Mißverhältnis zwischen beiden Sphären zur Folge habe (S. 307 und auch früher schon). Aber der Kapitalist akkumuliert ja nicht Produktionsmittel von Produktionsmitteln oder solche von Konsumtionsmitteln, sondern sein Mehrwert erhält Geldform, ehe er akkumuliert ist, und es hängt ganz vom Kapitalisten ab, wieviel er davon nicht konsumiert und in welchem Produktionszweig er den Rest anlegt. Akkumulation von Kapital, das aus der Industrie stammt, braucht also keineswegs Vergrößerung der Industrie, sie kann auch Ausdehnung oder Intensivierung der Landwirtschaft bedeuten. Sie würde das um so mehr bedeuten, wenn einmal der Zeitpunkt kommen sollte, in dem wegen industrieller Ueberproduktion dauernd die industriellen Profite sinken, und in der Landwirtschaft nicht nur die Grundrenten, sondern auch die Profite steigen.

Heute wird schon viel Kapital in Anlagen investiert, die bestimmt sind, die landwirtschaftliche Produktion zu erhöhen. Zum Beispiel in riesenhaften Bewässerungsanlagen Amerikas und Aegyptens (den Sudan inbegriffen). Der Prozeß der Scheidung von Industrie und Landwirtschaft geht ununterbrochen weiter und verwandelt immer mehr bisher von Landwirten betriebene Tätigkeiten in solche der Industrie. Fing daher dieser Prozeß damit an, die Familienindustrie des Bauern zu zerstören, so ent-

Digitized by Google

zieht er jetzt der Landwirtschaft auch produktive Tätigkeiten ihres eigentlichen Gebiets. Butter und Käse werden nicht mehr im bäuerlichen Betrieb fabriziert, sondern in besonderen Großbetrieben. Früher lieferte der Bauer Süßstoffe in der Form von Honig aus eigener Bienenhaltung. Heute besorgen das in riesenhaftem Maßstab die Zuckerfabriken, von denen der Rübenbauer abhängig wird. Die Produzierung ihrer Antriebskräfte besorgte früher die Landwirtschaft selbst durch die Zucht von Pferden und Zugochsen. Heute werden diese als Zugvieh immer mehr verdrängt durch elektrisch oder mit Benzin in Bewegung gesetzte, von der Industrie gelieferte Motoren. Auch in der Düngerproduktion verliert die Produktion auf dem eigenen Hof immer mehr an Bedeutung gegenüber den Produkten der Fabriken künstlichen Düngers. Das Dreschen des Korns wird bereits von besonderen Unternehmern mit Maschinen betrieben. Das Pflügen des Bodens kann in derselben Weise erfolgen usw.

So wird eine Funktion der Landwirtschaft nach der andern ihr entzogen und der Industrie zugewiesen. Das führt neben der steigenden Produktivität der Arbeit dazu, daß die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung im allgemeinen abnimmt und auch diese Bevölkerung nur zeitweise in der Landwirtschaft voll beschäftigt ist und daneben zeitweise wenigstens einen Teil ihrer Arbeitskräfte für die Industrie verfügbar hat.

Die Tendenz dieser Entwicklung geht dahin, die Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft, die durch das industrielle Kapital herbeigeführt wurde, wieder aufzuheben, aber nicht mehr in der Weise, daß die Industrie wie ursprünglich ein Anhängsel des landwirtschaftlichen Betriebs, sondern vielmehr dieser ein Anhängsel der Industrie wird.

Dabei bleibt natürlich die Wichtigkeit der landwirtschaftlichen Produktion für den ökonomischen Prozeß bestehen. Der Produktionsprozeß wird nie ungestört vor sich gehen können, wenn nicht der Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion in gehörigem Verhältnis zu dem der industriellen Produktion steht.

Doch ist es in keiner Weise notwendig, daß die Akkumulation des Kapitals dabei stets die Industrie vor der Landwirtschaft bevorzugt. Schon die zunehmende Industrialisierung der Landwirtschaft allein wirkt dem entgegen.

Wohl ist es möglich, daß die industrielle Bevölkerung und mit ihr die Gesamtbevölkerung der Erde schließlich eine Ausdehnung erlangt, daß auch die umfangreichste Akkumulation des Kapitals und der weitestgehende Fortschritt der Technik nicht mehr die Landwirtschaft instand setzen können, den wachsenden Bedürfnissen an Rohstoffen und Nahrungsmitteln zu genügen. Das würde jedoch das Ende jeder Weiterentwicklung bedeuten,

Digitized by Google

nicht nur für die kapitalistische, sondern für jegliche Produktionsweise.

Vor einem halben Jahrhundert war diese malthusianische Befürchtung in bürgerlichen Kreisen noch sehr stark. Heute ist sie allgemein aufgegeben, nicht deshalb, weil wir der Ansicht geworden sind, die Erde habe für unendlich viele Millionen unbegrenzten Platz zur Verfügung, sondern weil die Praxis der künstlichen Geburtenbeschränkungen sich eingebürgert hat, so daß schon die entgegengesetzte Befürchtung einsetzt: ob wir nicht fortschreitender Entvölkerung entgegengehen, was für unsere Zivilisation dasselbe Ende bedeuten würde, wie vor bald zwei Jahrtausenden für die antike. Indes weist nichts darauf hin, daß die heutige Zivilisation nicht auch mit diesem Problem fertig wird. Wir haben alle Ursache, zu erwarten, daß die Menschen heute imstande sind, die Zahl der Geburten in der Gesellschaft deren ökonomischen Bedingungen und Bedürfnissen anzupassen.

Weder aus Entvölkerung, noch aus Uebervölkerung; nicht aus steigendem Mißverhältnis zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Akkumulation und Produktion noch aus daraus hervorgehenden Krisen haben wir einen Zusammenbruch oder ein Versagen der kapitalistischen Wirtschaft zu erwarten, eine Katastrophe, die dazu zwänge, sie durch eine andere, höhere zu ersetzen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es selbst in bürgerlichen Kreisen nicht wenige Beobachter der ökonomischen Zustände, die angstvoll die Götterdämmerung des Kapitalismus kommen sahen. In den neunziger Jahren wich dann diese Stimmung in der bürgerlichen Welt einem dulci jubilo: Der Kapitalismus sei nun für immer gesichert. Damals erstand der sogenannte Revisionismus. Selbst unter den Sozialisten, denen diese Art der „Revision des Marxismus" verkehrt erschien, gab es manchen, dem die bange Frage vorschwebte, ob nicht, namentlich infolge des Erstarkens der Kartelle, anstatt des Sozialismus eine neue Form des Kapitalismus erstehen könne, eine Art seiner Feudalisierung mit den Kartellmagnaten als Freudalherren an der Spitze. Die Argumente von Rosa Luxemburg, die sie dagegen anführte, erwiesen sich als unzureichend. Rein ökonomisch betrachtet, ließ sich ein unvermeidliches Versagen des Kapitalismus nicht erweisen.

Wohl brachte das Wettrüsten zur See, das am Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzte und der Kampf zwischen den Mächten Europas um Kolonien und überseeische Einflußsphären wieder schwere Sorgen. Jeder Denkende sah den Weltkrieg voraus, der unter diesen Umständen kommen mußte, wenn auch wohl niemand dessen Dimensionen und greuelvolle Verwüstungen in ihrem vollem Umfang ahnte. Mußte diese Kata-

Digitized by Google

strophe nicht den Zusammenbruch des Kapitalismus herbeiführen? Konnte ein so komplizierter, so empfindlicher, so sehr auf Kredite und internationalen Verkehr aufgebauter Produktionsmechanismus wie der kapitalistische eine solche Störung überdauern?

Die Störung trat ein in einem Maße, das die schlimmsten Erwartungen und Befürchtungen übertraf. Aber der Kapitalismus brach nicht zusammen. Es zeigte sich, daß seine Elastizität, seine Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse weit stärker war als seine Empfindlichkeit. Er hat die Feuerprobe des Krieges überstanden und steht heute, rein ökonomisch betrachtet, gefestigter da als nur je. Er hat sich erholt, trotz der größten Tollheiten von Regierungen und kurzsichtigen Kapitalisten und Agrariern nach dem Kriege, trotz des wahnsinnigen Versailler Vertrages und seiner Sanktionen, trotz Inflationen und Verkehrsunterbindungen aller Art.

Wohl ist die ökonomische Lage zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden (November 1926) nichts weniger als heiter und vielversprechend. Aber der Pessimismus unserer Tage gilt, soweit er auf rein ökonomischen Betrachtungen beruht, nicht der Zukunft des Kapitalismus, sondern der Zukunft Europas. Man fragt sich, ob Europa sich von neuem erheben, oder ebenso verkommen wird, wie die Kleinstaaten Italiens seit dem Zeitalter der Entdeckungen, die sich gegenseitig zerfleischten und in Abhängigkeit vom Ausland gerieten. Sie verloren die ökonomische Führung, die sie aus dem Altertum übernommen hatten, aber das bedeutete nicht den Untergang der damaligen Oekonomie und Kultur, sondern nur die Verlegung ihres Schwergewichts von den Küsten des Mittelmeeres an die der Nordsee.

So kann heute dieser Schwerpunkt von dort an die Küsten Amerikas — an beiden Ozeanen — verschoben werden. Aber das würde keineswegs einen Untergang, ja nicht einmal eine Erschütterung des Kapitalismus auf unserem Erdball nach sich ziehen. Er hat seine Lebensfähigkeit und Anpassungsfähigkeit an die mannigfachsten, selbst verzweifeltsten Situationen in der Praxis aufs eindringlichste bezeugt und es gibt keine Argumente der ökonomischen Theorie, die seine Lebenskraft in Frage stellen könnten.

Wird damit die Aussichtslosigkeit des Sozialismus erwiesen? Ist es richtig, was Rosa Luxemburg in ihrem hier schon zitierten Buche schreibt? Sie erklärt:

„Es ist klar, daß, wenn man die schrankenlose Akkumulation des Kapitals annimmt, man auch die schrankenlose Lebensfähigkeit des Kapitals erwiesen hat . . . .

Ist die kapitalistische Produktionsweise imstande, schrankenlos die Steigerung der Produktivkräfte, den ökonomischen Fortschritt zu sichern,

Digitized by Google

dann ist sie unüberwindlich[1]). Der wichtigste objektive Pfeiler der wissenschaftlichen sozialistischen Theorie bricht dann zusammen. Die politische Aktion des Sozialismus, der Ideengehalt des proletarischen Klassenkampfes hört auf, ein Reflex ökonomischer Vorgänge, der Sozialismus hört auf, eine historische Notwendigkeit zu sein. Die Beweisführung, die von der Möglichkeit des Kapitalismus ausging, landet bei der Unmöglichkeit des Sozialismus." (S. 296.)

Das ist unbestritten richtig, wenn die Voraussetzung der ganzen Argumentation gilt: daß es für die Lebensfähigkeit des Kapitalismus nur eine Schranke gibt, die seiner Akkumulation.

Diese Voraussetzung trifft jedoch nicht zu.

Zehntes Kapitel.

Die Voraussetzungen der Notwendigkeit des Sozialismus.

Die Sache stünde wirklich aussichtslos für den Sozialismus, wenn er seine Erwartungen nur darauf setzte, daß die Krisen, wie das kommunistische Manifest sagt, immer „allseitiger und gewaltiger" werden, oder darauf, daß die fortschreitende Akkumulation des Kapitals aus sich selbst ihre eigenen Schranken produziert.

Aber das kommunistische Manifest weist bereits noch auf einen anderen Faktor hin, der bestimmt ist, der „Totengräber" des Kapitalismus zu werden, das Proletariat. Und dieses selbe Manifest zeigt bereits, wie das Aufsteigen und Erstarken und der schließliche Sieg dieser Klasse unvermeidlich ist. Wir haben davon bereits gehandelt.

Muß jedoch der Sieg des Proletariats zum Sozialismus führen, wenn der Kapitalismus sich als ökonomisch lebenskräftig erweist?

Man darf den historischen Materialismus nicht in der Weise auffassen, daß man meint, eine Produktionsweise sei unüberwindlich, solange sie ökonomisch lebenskräftig bleibe. Erinnern wir uns unserer Ausführungen über die erste Bildung des Staates und der Klassen. Die Arbeitsteilung unter den Volksstämmen hatte je nach den natürlichen Bedingungen der von ihnen bewohnten Gebiete die einen zu ansässigen Ackerbauern, die andern zu viehzüchtenden Nomaden gemacht. Ihre Produktionsbedingungen machten die Bauern wohlhabend, schwächten aber ihre kriegerischen Fähigkeiten. Die Nomaden blieben bei ihrer Art der Produktion arm, wurden aber äußerst wehrhaft und kriegstüchtig. Sie liebten es, die Bauern zu überfallen und zu plündern, bis sie sich schließlich in ihrer Mitte als dauernde Herren ansiedelten. Die Bauernwirtschaft blieb technisch auf der gleichen Stufe, sie ging in der bisherigen Weise weiter,

[1]) Von mir unterstrichen. K.

Digitized by Google

aber ihre ökonomische Stellung wurde verändert. Aus dem freien Bauern, der für sich arbeitete, wurde ein zinspflichtiger Leibeigner, der nicht bloß für sich, sondern auch für den Herrn arbeitete.

Diese neue Produktionsweise war nicht eine Folge des Niederganges der ihr vorhergehenden freien Bauernwirtschaft, auch nicht etwa eine Folge einer ökonomischen Ueberlegenheit der siegreichen Nomadenwirtschaft. Vielmehr nahm die Nomadenwirtschaft ein Ende, sobald die siegreichen Nomaden sich als Herren festgesetzt hatten. Die neue Produktionsweise war ein Produkt der Gewalt, der Ueberlegenheit derjenigen, die an ihr ein Interesse hatten und sie durchsetzten. Diese Ueberlegenheit kann, muß aber nicht eine ökonomische sein —, bei den Nomaden war dieses sicher nicht der Fall. Sie kann eine bloße Ueberlegenheit der Zahl — unter demokratischen Verhältnissen — oder des Wissens oder des kriegerischen Könnens sein. Aber allerdings wird eine solche Ueberlegenheit nicht eine zufällige, sondern eine ökonomisch bedingte sein. Der bloße Wille, der Stärkere zu sein, genügt nicht, es auch in Wirklichkeit zu sein. Und die neue Produktionsweise, die von den Siegern geschaffen wird, hängt auch nicht von deren bloßem Willen ab, sondern von den ökonomischen Bedingungen, die sie vorfinden, und der nötigen Einsicht in diese Bedingungen.

Wo es den Nomaden an solcher Einsicht fehlt, können sie ihre kriegerische Ueberlegenheit nur zum Rauben und Plündern anwenden, nicht zur Bildung einer neuen Produktionsweise. Und wo es zu einer solchen kommt, kann sie sich nur behaupten, wenn sie den Bedürfnissen der Sieger genügt, also in dem von uns in Betracht gezogenen Beispiel, wenn den Bauern die Möglichkeit geboten ist, dauernd so viel zu produzieren, daß sie nicht bloß sich, sondern auch ihre Herren erhalten können.

Also das Kommen des Sozialismus ist sicher von dem Auftreten bestimmter ökonomischer Bedingungen und bestimmter Erkenntnis dieser Bedingungen abhängig, die es ermöglichen, daß das siegreiche Proletariat an Stelle der kapitalistischen Produktionsweise, gegen die es sich empört, eine andere setzt, die es befriedigt. Eine solche nennen wir eben eine sozialistische. Nur wenn die sozialistische Produktionsweise sich in Beziehung auf die dauernde Befriedigung der Bedürfnisse der arbeitenden Klassen in Stadt und Land der bestehenden Produktionsweise überlegen erweist, wird sie dieser vorgezogen werden und sich erhalten — eine fortdauernde Ueberlegenheit der arbeitenden über die ausbeutenden Klassen vorausgesetzt. Sollte die neue Produktionsweise sich als weniger leistungsfähig erweisen als die heutige, dann würden die arbeitenden Klassen die Wiederkehr der letzteren fordern und herbeiführen.

Digitized by Google

Man sagt, in einem solchen Falle müßten die Arbeiter eben Opfer für ihre Ideale bringen. Aber ihr Ideal in ökonomischer Beziehung ist doch eine Produktionsweise, die sie besser befriedigt als die jetzige, allerdings ihnen nicht bloß mehr materielle Güter, sondern auch mehr Wissen und Freiheit bringt. Sie können wohl vorübergehend Opfer bringen, um später einen reicheren Ertrag zu ernten. So wie der Kapitalist „entsagt", um zu akkumulieren und aus dem vergrößerten Kapital vergrößerten Profit zu ziehen. Aber es wäre ein Unsinn, sollten sie dauernd Opfer bringen für ein Produktionssystem, das ihnen dauernd Armut, Unwissenheit, Unfreiheit bringt.

Also das Kommen einer neuen Produktionsweise ist stets abhängig von dem Bestehen bestimmter Bedingungen, ökonomischer und anderer. Zu diesen gehört jedoch nicht unter allen Umständen der Niedergang der bestehenden Produktionsweise. Wohl aber unter allen Umständen eine gewisse Ueberlegenheit, sei es an kriegerischer Kraft, an gesellschaftlicher Erkenntnis oder mindestens an Zahl derjenigen in der Gesellschaft, die ein Interesse an dieser neuen Produktionsweise haben.

Jede dieser Arten von Ueberlegenheit ist ökonomisch bedingt, nicht aber selbst eine ökonomische Bedingung.

Nicht von der Möglichkeit oder Notwendigkeit eines kommenden Zusammenbruchs oder Niedergangs des Kapitalismus hängen die Aussichten des Sozialismus ab, sondern von den Erwartungen, die wir hegen dürfen, daß das Proletariat genügend erstarkt, daß die Produktivkräfte ausreichend anwachsen, um reiche Mittel zur Versorgung der Volksmassen zu liefern, und daß die Produktivkräfte dabei Formen annehmen, die die gesellschaftliche Organisation ihrer Anwendung erleichtern; endlich, daß das nötige ökonomische Wissen und Gewissen in den arbeitenden Klassen erwächst, das eine fruchtbringende Anwendung dieser Produktivkräfte durch sie gewährleistet: das sind die Vorbedingungen sozialistischer Produktion.

Von diesen Faktoren ist in der sozialistischen Literatur seit dem kommunistischen Manifest viel gehandelt worden, einiges darüber wurde auch bereits in den vorstehenden Seiten gesagt.

Nur eine Frage müssen wir in diesem Zusammenhang noch berühren.

Von den Gegnern des Sozialismus wird öfter gesagt: die Anschauungen des kommunistischen Manifestes, die die Proletarier zu den Totengräbern des Kapitalismus stempelten, seien zur Zeit seiner Abfassung begreiflich gewesen, wo das Proletariat immer tiefer in Not und Elend versank, immer mehr im Kapital seinen schlimmsten Feind sah. Aber das Manifest selbst habe mit Recht bereits einige der Faktoren erkannt, die zum Erstarken und Aufsteigen des Proletariats führen mußten. Zu diesem

Digitized by Google

Prozeß ist es seitdem bereits in hohem Maße gekommen und er schreitet weiter fort. Je weiter er gedeihe, desto wahrscheinlicher mache er wohl den Sieg des Proletariats im Staate, desto überflüssiger aber mache er den Sozialismus. Je mehr der Wohlstand der Arbeiter schon unter dem Kapitalismus wachse, desto mehr würden sie sich mit ihm abfinden und versöhnen und auf alle unsicheren Experimente verzichten. Die zunehmende Milderung der Klassengegensätze rücke den Sozialismus gerade in dem Maße immer weiter in die Ferne, je mehr das Proletariat erstarke.

Hier und nicht in der Akkumulation des Kapitals oder dem Wachsen der Krisen ist in der Tat die Schicksalsfrage des Sozialismus gegeben.

Das ist nicht in dem Sinne aufzufassen, als hätten wir Sozialisten uns jeder Sozialreform zu widersetzen, weil sie die Klassengegensätze mildern könne. Diese Auffassung, wie sie so viele Anarchisten à la Hans Most predigten, konnte nur im Hirne eines Berufsrevolutionärs oder eines Fanatikers entspringen, dem nicht die Hebung der Arbeiterklasse, sondern nur die rascheste Herbeiführung des Bürgerkrieges am Herzen lag. Wollte ein Sozialist wirklich soziale Reformen verhindern, die zugunsten der Arbeiterklasse wirken könnten, so würde er damit nichts erreichen als seine völlige Diskreditierung bei den arbeitenden Massen.

Wenn soziale Reformen oder, wie manche meinen, demokratische Rechte, also die unerläßlichen Bedingungen des Aufstiegs der Arbeiterklasse, wirklich die Klassengegensätze milderten, dann wäre die Sache des Sozialismus eine verlorene.

Ich für meinen Teil muß sagen: wenn ich die Ueberzeugung gewänne, daß die Besserung der proletarischen Lebensbedingungen die Klassengegensätze fortschreitend milderte, dann würde ich mich verpflichtet fühlen, die Sache des Sozialismus aufzugeben. Ich würde es mit Schmerz tun, weil ich anerkennen müßte, daß die Arbeit meines Lebens in falscher Richtung gegangen wäre. Und doch mit einer gewissen Erleichterung. Denn der Sozialismus ist uns nur Mittel zum Zweck, zum Endziel der völligen Befreiung des Proletariats. Wir sehen heute nur e i n e Möglichkeit, dies Ziel zu erreichen, das ist die Herbeiführung des Sozialismus. Gelänge dagegen dasselbe schon im Rahmen der heutigen Produktionsweise, so würde dies bedeuten, daß unser Ziel leichter, einfacher, mit geringeren Opfern zu erreichen wäre, als wir Sozialisten bisher gedacht hatten.

Wir dürfen also die Frage der Milderung der Klassengegensätze ohne Voreingenommenheit prüfen. Sollte es sich herausstellen, daß der Fortschritt des Kapitalismus aus sich selbst heraus mit Notwendigkeit eine solche Milderung erzeugt, so daß

Digitized by Google

die Arbeiter sich unter kapitalistischer Leitung immer wohler fühlen, so müßten wir das offen bekennen und auf unsere sozialistischen Ziele verzichten, ohne daß darin ein Verrat an der Sache der Befreiung der Arbeit zu finden wäre.

Elftes Kapitel.

Die Verschärfung der Klassengegensätze.

Ehe wir die Frage untersuchen, ob die Gegensätze der Klassen sich mildern oder nicht, müssen wir wissen, was darunter zu verstehen ist. Sollte mit dem Wort „Verschärfung der Klassengegensätze" gemeint sein, daß die Klassenkämpfe immer gewalttätigere Formen annehmen, so wird die darin liegende Auffassung sicher nicht zutreffen.

Die ersten Auflehnungen von Proletariern gegen Ausbeutung und Unterdrückung sind nichts als Ausbrüche der Verzweiflung von Arbeitermassen, die ins tiefste Elend herabgedrückt und gänzlich unorganisiert sind. Durch einen gelegentlichen Anstoß werden sie getrieben, sich Luft zu machen, ohne Plan, ohne Ziel, ohne Aussicht auf Erfolg. Da wendet sich leicht die lange niedergehaltene blinde Wut ebenso brutalen wie zwecklosen Vernichtungsakten zu, wie etwa der Zertrümmerung neu eingeführter Maschinen oder der Tötung besonders verhaßter Arbeiterquäler.

Je stärker die Arbeiter, je besser organisiert, je mehr ökonomisch gebildet, desto besser überlegt und vorbereitet werden ihre Kämpfe, desto weniger richten sie sich gegen vereinzelte Individuen und Gegenstände, um so mehr gegen bestimmte, die Arbeiterschaft schädigende soziale Einrichtungen, durch die Lohnhöhe, Arbeitszeit, Abhängigkeit des Arbeiters usw. bestimmt werden. Die Kämpfe dieser Art werden nicht weniger entschlossen geführt, aber sie können sich ohne sinnlose Wut, ohne wahnsinnige Zerstörungen abspielen, und vollziehen sich in der Regel ohne solche Begleiterscheinungen, selbst in Fällen, in denen die Unternehmer äußerst provokatorisch auftreten, was indes auch immer seltener wird, je mehr die Kampforganisationen der Arbeiter erstarken.

Dazu kommt eine allgemeine Tendenz nach Milderung der Sitten, die bei den arbeitenden Klassen und der Intelligenz seit dem 18. Jahrhundert eintritt, allerdings nicht ohne starke Gegentendenzen. Ich handelte davon ausführlich in meiner Schrift „Terrorismus und Kommunismus" (Berlin 2. Auflage, 1925, 7. Kapitel: „Die Milderung der Sitten", Seite 182 ff.).

Ich führte dort aus, daß besonders das Proletariat durch seine Klassenlage den Ideen der Humanität leicht zugänglich gemacht werde:

Digitized by Google

„Die Lebensbedingungen des Proletariats drängen es, das Menschenleben für heilig zu halten, da es ja nicht nur nicht eine ausbeutende, sondern vielmehr eine ausgebeutete Klasse ist, die unter der Mißachtung der Menschenleben am meisten leidet. Auch der Krieg bringt ihm . . . . nur Lasten und Gefahren, die Erfolge und die Beute den Machthabern. Das alles treibt das Proletariat zum Abscheu vor allem Blutvergießen, jeder Grausamkeit." (S. 196.)

Aber diese Tendenz wurde lange niedergehalten und überwuchert durch eine Gegentendenz, die aus der furchtbaren Grausamkeit hervorging, mit der die kapitalistischen Ausbeuter und die herrschenden Klassen überhaupt das Proletariat mißhandelten. Das wirkte auf dieses zurück.

„Nur langsam gelang es einer seiner Schichten nach der andern, in stetem Klassenkampf sich aus dem anscheinend hoffnungslosen Sumpf zu erheben. Je mehr dieser Prozeß fortschritt, um so mehr vermochten Tendenzen zur Humanität sich zu entfalten, was noch begünstigt wurde dadurch, daß unter dem Einfluß der französischen Revolution und ihrer Nachwirkungen auch die Strafgesetze gegen das Proletariat ihren früheren grausamen Charakter nach und nach milderten."

„Das sind die Ursachen der Erscheinung . . . daß sich der revolutionäre Teil des Proletariats in den Bewegungen des 19. Jahrhunderts als eine von größter Humanität erfüllte Klasse zeigt, die sich immer mehr entfernt von der brutalen Wildheit, die ihre Vorgänger zur Zeit der großen französichen Revolution kennzeichnete und die Engels auch noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts beim Fabriksproletariat Englands konstatierte." (S. 210, 211.)

Je mehr das Proletariat erstarkt, desto mehr wird es auch auf dem Wege zur Humanität ebenso wie auf dem zur Demokratie die führende Klasse in der Gesellschaft.

Beide Wege kreuzen sich oft. Die Demokratie wird gefördert durch die erstarkende Humanität und umgekehrt. Die Anerkennung der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz wirkt der Mißachtung von Menschenleben etwas entgegen. Andererseits müssen sich die politischen Sitten mildern, wenn politische Entscheidungskämpfe nicht mehr mit Feuergewehren, sondern an der Wahlurne mit Stimmzetteln ausgefochten werden.

Im 18. Jahrhundert hatten die Intellektuellen die Funktion, auf dem Wege zur Demokratie und zur Humanität führend voranzugehen. Jetzt müssen sie diese Funktion dem Proletariat abtreten.

Die Intellektuellen zeigen in unseren Tagen sehr oft eine rückläufige Bewegung, soweit sie sich mit kapitalistischem Geiste erfüllen oder nach einer monopolistischen Abschließung ihrer Positionen trachten. Der reaktionär gerichtete Teil der Studentenschaft und ihrer Lehrer hat heute geradezu die Führung zur Brutalität übernommen.

Indes gelingt es den Proletariern bei ihrem Vorwärtsschreiten nach und nach auch den bürgerlichen Klassen, wenn auch nicht gerade jenem eben erwähnten Teil der Studenten und Professoren,

Digitized by Google

mildere Sitten oder wenigstens bessere Manieren im Verkehr mit Arbeitern beizubringen.

Der heutige Zustand weitgehender Verrohung scheint dem zu widersprechen. Er beweist jedoch bloß, daß ein Krieg wie der Weltkrieg eine so furchtbare Sittenverwilderung hervorzubringen vermag, daß sie imstande ist, die Tendenz des proletarischen Klassenkampfes nach Milderung der Sitten zu paralysieren. Aber die Tendenz besteht fort, und je mehr die Kriegsfolgen überwunden werden, desto mehr wird sie sich wieder geltend machen.

Wohl vermochten sich im Kriege auch weite Kreise des Proletariats nicht seinen verrohenden Wirkungen zu entziehen, doch war von allen Klassen und Schichten der Gesellschaft das Proletariat immer noch am ehesten imstande, diesen Wirkungen in seinen Reihen zu widerstehen und die Grundsätze der Menschlichkeit hochzuhalten.

Mit der ständig, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen fortschreitenden Milderung der Sitten im allgemeinen geht auch eine Milderung der Sitten des Klassenkampfes Hand in Hand. Das ist nicht zu leugnen. Doch braucht es keineswegs schon eine Milderung der Klassengegensätze zu bedeuten, das heißt, eine Annäherung der gesellschaftlichen Ziele der Proletarier und Kapitalisten, eine Vermehrung jener Interessen, die sie gemein haben.

Nur davon soll im folgenden gehandelt werden.

Zunehmende gemeinsame Interessen der Kapitalisten und der Arbeiter, ihre Interessenharmonie soll daraus entsprießen, daß der Fortschritt der Produktivität der Arbeit, den das industrielle Kapital veranlaßt, nicht nur ihm, sondern auch den Arbeitern zu gute kommt, und daß die Arbeiter ebensosehr ein Interesse an der Prosperität der Wirtschaft haben, wie die Kapitalisten.

Das ist richtig, doch folgt daraus eine geringe Gemeinsamkeit der Interessen.

Soweit die Fortschritte der Produktivität von dem allgemeinen Fortschritt der Naturwissenschaft herrühren, sind sie eine Errungenschaft der Gesellschaft überhaupt. Der Kapitalist ist bloß ihr Aneigner und Nutznießer. Und er fördert und wendet sie hauptsächlich zu dem Zweck an, um Arbeitslöhne zu ersparen. Mit allen Konsumenten zusammen haben auch die Arbeiter als solche Anteil an den Ergebnissen des technischen Fortschritts. Aber sie sind nicht bloß Konsumenten, sondern auch Produzenten und als solchen tritt ihnen oft die Maschine als Feind entgegen.

Und in der kapitalistischen Wirtschaft gibt es keine Aera der Prosperität, der nicht notwendigerweise eine Krise folgte. Die Krisen dürfen heute wohl nicht mehr als Faktoren angesehen werden, die den Fortgang der kapitalistischen Produktion in Frage stellen, wohl aber als Faktoren, die die Klassengegensätze verschärfen. Kann man auch nicht die Ansicht aufrechterhalten,

Digitized by Google

daß die Krisen stets verheerender werden, so ist doch die Marxsche Darlegung der Unvermeidlichkeit der Krisen unter kapitalistischen Produktionsbedingungen unwiderlegt geblieben.

Kein Zweifel, daß die Lage vieler, bei weitem nicht aller, Arbeiterschichten sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, mancher unter ihnen schon früher, gebessert hat. Aber dies würde zu einer Milderung der Klassengegensätze nur dann führen, wenn es aus der Entwicklung des Kapitalismus von selbst hervorginge. Das ist jedoch keineswegs der Fall.

Marx erkannte an, daß „in den großen Industriezweigen, welche das eigenste Geschöpf der modernen Produktionsweise" sind, die Lage der Arbeiter sich unzweifelhaft besserte. Die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit hob die Arbeiter und verhindert keineswegs eine Industrieblüte,

„Ihre (der Industriezweige) wundervolle Entwicklung von 1853—1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge." („Kapital" I., Volksausg., S. 243.)

So schreibt Marx schon 1867 (der Satz findet sich bereits in der ersten Auflage, S. 273). Fast zu gleicher Zeit, in der „Inauguraladresse" (1864) betonte er ebenfalls die „großen physischen, geistigen und moralischen Vorteile", die den Fabrikarbeitern damals erwuchsen. Aber in dieser Adresse wies er auch darauf hin, daß die Entwicklung des Kapitalismus nichts mit diesem Fortschritt der Arbeiterklasse zu tun habe, daß alle kapitalistischen Errungenschaften der Arbeiterschaft keinen Vorteil bringen:

„Es ist jetzt in allen Ländern eine Wahrheit geworden, erwiesen für jeden vorurteilslosen Geist, und geleugnet nur von denen, die ein Interesse daran haben, andere durch falsche Erwartungen irre zu führen, daß keine Vervollkommnung der Maschinerie, keine Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion, keine Verbesserung der Verkehrsmittel, keine neuen Kolonien, keine Auswanderung, keine Eröffnung neuer Märkte, kein Freihandel (heute könnte man hinzufügen: keine Schutzzölle und keine Unternehmerverbände. K.), noch alle diese Dinge zusammengenommen das Elend der arbeitenden Massen beseitigen werden, sondern daß auf der jetzigen, falschen Basis im Gegenteil jede neue Entwicklung der Produktivkräfte der Arbeit dahin führen muß, die sozialen Unterschiede zu vertiefen und die sozialen Gegensätze zuzuspitzen." (Inauguraladresse, herausgegeben von K. Kautsky, Berlin 1922, S. 25.)

Steht diese Anschauung nicht im Widerspruch zu der von der „Wiedergeburt der Fabrikarbeiter" im Zeitraum von 1853—1860? Keineswegs. Denn als die Ursache dieser Wiedergeburt bezeichnete Marx nicht die Entwicklung des Kapitalismus, sondern den energischen Kampf gegen ihn, den Kampf um den Zehnstundentag, der 1847 erobert und 1850 definitiv festgelegt wurde. In diesem Kampf unterlag zum ersten Male „die politische Oekonomie der Bourgeoisie der politischen Oekonomie der Arbeiterklasse". (S. 27.)

Digitized by Google

Seitdem haben eine Reihe von Schichten der Arbeiterklasse erhebliche Fortschritte gemacht, aber stets nur im Kampfe gegen das Kapital. Dabei gelang es nicht und konnte es nicht gelingen, bei den Kapitalisten das Streben nach Verelendung der Arbeiter vollkommen zu ersticken. Wo immer eine Gelegenheit sich zu bieten scheint, den Arbeitern einen Erfolg zunichte zu machen, den sie errungen haben, so benützt sie das Kapital, um gegen ihn anzurennen.

Der Fortschritt des Proletariats seit seiner tiefsten Erniedrigung besteht also nicht darin, daß der Kämpfe mit dem Kapital weniger werden, sondern darin, daß zu den Kämpfen der Proletarier um Verbesserung ihrer Lage sich noch solche zur Verteidigung der schon gewonnenen Positionen gesellen. Solche Kämpfe sind aber zumeist die erbittertsten. Zur Verteidigung dessen, was man bereits hat, wird in der Regel mehr Energie aufgewendet, als zur Gewinnung dessen, was man noch nie hatte.

Die Zeiten sind sicher vorbei, in denen man, wie es im kommunistischen Manifest heißt, von den Proletariern unterschiedslos sagen konnte: „Sie haben nichts zu verlieren als ihre Ketten, sie haben eine Welt zu gewinnen."

Die Welt, die sie zu gewinnen haben, ist seitdem noch weit reicher geworden. Wohl haben auch viele Proletarier im gleichen Zeitraum nicht wenig gewonnen, doch verschwindet es gegenüber der allgemeinen Zunahme des Reichtums. Indes, wie viel oder wenig es sein mag, was sie gewonnen haben, es ist auf jeden Fall groß genug, um einerseits das Kapital zu dem Streben anzuspornen, diese Gewinne wieder an sich zu reißen, und andererseits die Proletarier anzuspornen, zur Festhaltung ihrer Gewinne vor keinem Kampf zurückzuscheuen.

Die Klassenkämpfe werden dadurch mannigfaltiger, aber die Klassengegensätze nicht milder, vielmehr schroffer, nicht nur, weil man den Verlust eines erworbenen Rechtes weit schwerer empfindet als die Vorenthaltung eines noch nie besessenen, sondern auch, weil selbst bei gleichbleibender Höhe der Interessengegensätze die Gemüter von Streitenden sich um so mehr verbittern, je länger der Streit dauert, je öfter er sich wiederholt.

Und dabei steigen mit dem Wachstum der Produktivkräfte und des allgemeinen Reichtums der Gesellschaft auch die Bedürfnisse der Arbeiter weit schneller, als die Verbesserungen, die sie erringen, was ebenfalls ihre Unzufriedenheit vermehren und die Klassengegensätze verschärfen muß. Ihre Ausbeutung wächst, das heißt, das Maß dessen, was der Arbeiterklasse von dem Produkt ihrer Arbeit bleibt, nimmt nicht so rasch zu, wie das Produkt selbst. Diese Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise zu überwinden, reichten bisher die Errungenschaften des proletarischen Klassenkampfes nicht aus. Der technische Fortschritt der

Digitized by Google

Produktionsmittel des Kapitals vollzieht sich weit rascher als der soziale des Proletariats. Und dieser beschleunigt jenen. Je höher die Löhne, desto größer der Anreiz zur Einführung arbeitsparender Maschinen und Methoden.

Wohl treiben die Arbeiter in der Regel nicht Statistik und lassen durch sie kaum ihr Gefühlsleben bestimmen — wenigstens nicht als Masse. Und der statistische Nachweis der wachsenden Ausbeutung ist nicht leicht zu erbringen und bleibt umstritten. Aber sie hat Erscheinungsformen, in denen sie den Volksmassen ohne jede Statistik verständlich wird, provozierend und aufreizend wirkt.

Die nächstliegende dieser Erscheinungsformen ist das Wachstum des persönlichen Konsums der kapitalistischen Ausbeuter, das weit rascher vor sich geht, als das des Konsums der Arbeiter und der unteren Klassen überhaupt. Bei vielen von ihnen ist eine Verbesserung der Lebenshaltung überhaupt nicht merkbar, manche versinken heute noch in wachsendes Elend, namentlich in Zeiten der Krise und der Arbeitslosigkeit. Doch auch bei jenen, deren Lebenshaltung sich verbessert, ist der Aufstieg ein sehr langsamer, nur mit schweren Kämpfen erreichbarer, während der der großen Ausbeuter im Verhältnis dazu ein rapider und oft ganz kampfloser ist.

Das wirkt auf die arbeitenden Massen um so erbitternder, als die rasche Zunahme der Ausgaben des Kapitalisten für seinen persönlichen Konsum nicht einmal durch Vermehrung seiner Lebensfreude, der Genüsse, die ihm Natur und Kunst bieten, hervorgerufen wird, sondern durch ganz sinnlose Verschwendung, die teils dem Bedürfnis nach neuen Reizen für abgestumpfte Nerven entspringt, oder der Großtuerei, dem Verlangen, sich vor seinesgleichen durch äußeren Glanz hervorzutun.

Wie schon bemerkt, können die funktionierenden Kapitalisten dabei in ihren persönlichen Bedürfnissen ganz einfach bleiben. Aber ihre Angehörigen wüsten dafür in der Regel um so toller drauf los, ganz wie der feudale Hofadel vor seinem Sturz. Nur gibt es dabei einen kleinen Unterschied: der Adel wurde durch seine Verschwendung finanziell ruiniert, denn die Ausbeutung, die er übte, war mit keiner Vermehrung der Produktivkräfte verbunden, sie hatte ihre Grenzen. Der Gesamtertrag der vom Kapital geübten Ausbeutung wächst dagegen immer noch rascher als seine Verschwendung, da die Produktivkräfte wachsen, über die es verfügt. Einzelne kapitalistische Firmen können sich durch persönliche Verschwendung ihrer Inhaber ruinieren, die Klasse der Kapitalisten wird trotz wachsender persönlicher Verschwendung immer reicher.

De Man meint, eine Gesellschaft ohne Aristokratie sei bei der gegenwärtigen Veranlagung der Menschen nicht möglich („Zur

Digitized by Google

Psychologie des Sozialismus", S. 211). Eine „obere Schicht" sei notwendig, „die als Vorbild eines wünschenswerten Zustandes wirkt".

Als solches betrachteten heute die Arbeiter die „oberen Zehntausend". Diese bildeten ihr Ideal.

Nichts lächerlicher, als diese Behauptung.

Das Treiben der oberen Zehntausend wirkt geradezu empörend auf die arbeitenden Massen. Sie streben daher eine Gesellschaft an, in der ein solches Treiben unmöglich ist.

Eines ist jedoch richtig. Das Vorbild der besitzenden Klassen, wenn auch nicht gerade der oberen Zehntausend, bleibt nicht ohne Einfluß auf die Arbeiterschaft. Sie lernt in deren Lebenshaltung Elemente kennen, die allgemein verbreitet werden könnten. Solche Elemente werden ihr vorbildlich, sie entwickeln sich in ihr zu Bedürfnissen, nach deren Befriedigung sie strebt, deren Versagung sie erbittert. Je rascher die Ausbeutung der Arbeiter und der persönliche Konsum der Kapitalisten steigt, desto mehr wachsen die Bedürfnisse der Arbeiter, weit rascher als ihre Löhne, und auch damit verschärft sich ihr Gegensatz zu den herrschenden und ausbeutenden Klassen. Selbst bei den Arbeitern in gehobenen Verhältnissen wächst ihre „Begehrlichkeit", ja, bei ihnen, die sich kampffähig fühlen, mehr, als bei den Verelendeten, die sich oft damit begnügen, ihr Elend zu beweinen und um ein kleines Almosen zu betteln.

Darin, in der Aufstachelung der Begehrlichkeit, ist also wohl das Vorbild der „oberen Zehntausend" nicht ohne Wirkung auf die Arbeiter. Deren Verlangen nach stets neuer Verbesserung ihrer Lebenshaltung wird nie gestillt werden, sondern vielmehr immer mehr wachsen, solange sie Klassen über sich sehen mit einem Reichtum, der sinnlose Verschwendung gestattet, ohne kleiner zu werden, und solange sie bei den Besitzenden Elemente des Wohlstandes und der Lebensfreude vorfinden, die ihnen versagt bleiben und die angesichts des vorhandenen großen Reichtums allen zugänglich gemacht werden könnten.

Der Konsum und namentlich die persönliche Verschwendung der Kapitalisten, die weit rascher zunehmen, als die Hebung der proletarischen Lebenshaltung, ist die auffallendste, handgreiflichste unter den Erscheinungen, in denen die wachsende Ausbeutung der arbeitenden Massen zutage tritt und die eine wachsende Gegnerschaft zwischen den Klassen hervorrufen. Doch daneben gibt es noch andere Erscheinungen, die aus der steigenden Ausbeutung hervorgehen, und die für den Klassenkampf noch wichtiger werden, wenn auch ihre Bedeutung für diesen nicht auf den ersten Blick in die Augen fällt.

Was der Kapitalist für seinen persönlichen Konsum verbraucht, macht nicht den ganzen Mehrwert aus. Einen Teil davon

Digitized by Google

akkumuliert er. Dort, wo kapitalistische Akkumulation beginnt, besteht ihr erster Akt sogar darin, daß der Kapitalist seinen persönlichen Konsum einschränkt, „entsagt". In den Zeiten des Puritanismus war das tatsächlich oft der Fall. Wo aber die kapitalistische Produktion einmal im Gang ist, da bedeutet das Wachstum des jährlich produzierten Mehrwerts die Möglichkeit, gleichzeitig von Jahr zu Jahr mehr zu konsumieren und mehr zu akkumulieren.

Zu den Mitteln, Mehrwert zu konsumieren, zählt aber nicht bloß der persönliche Konsum der Kapitalisten (samt ihren Familien und Parasiten), sondern auch der Konsum der von den Kapitalisten beherrschten und benützten Staatsgewalt.

Dieser Konsum ist vielleicht noch rascher gestiegen, als der persönliche der Ausbeuter. Vor allem kommt da in Betracht der durch das Kriegswesen, durch Kriegsrüstungen und Kriege verursachte. Die rapide Verbesserung der Mittel des Verkehrs vermehrt die Größe der Armeen ins Riesenhafte. Und die enormen Fortschritte der Produktionstechnik gestalten auch die Mittel der Technik der Zerstörung und das von diesen angerichtete Unheil immer ungeheuerlicher. Das ist ja ein Gemeinplatz geworden.

Wir Sozialdemokraten haben die Politik des Wettrüstens stets bekämpft, aus ethischen, aber auch aus wirtschaftlichen Gründen. Wir erwarteten, diese Politik müsse die Mittel der Staaten schließlich erschöpfen. Nun, militaristische Sozialisten — es gab auch solche, wie z. B. Max Schippel, — haben vor dem Kriege mit Befriedigung konstatiert, daß Deutschland trotz seiner Rüstungen immer reicher und reicher werde.

Das stimmte. Woher rührte dieser anscheinende Widerspruch zu unseren Voraussagen? Einfach daher, daß wir die Größe der Ausbeutung der arbeitenden Klassen unterschätzt hatten. Wir nahmen wohl an, sie wachse, aber ein so riesenhaftes Wachstum, das es ermöglichte, die Mittel der Nationen in wahnsinnigster Weise zu verschwenden, ohne daß ihr ökonomisches Wachstum gelähmt wurde, das überstieg unsere Annahmen. Das wurde in der Tat nur möglich, wenn die Produktivkräfte der kapitalistischen Produktionsweise in weit rascherem Verhältnis wuchsen, als die Menge der Produkte, die der Arbeiterklasse zufielen. Also auch hier wieder ein Beweis zunehmender Ausbeutung der Arbeiterschaft.

Die Staatsausgaben werden in letzter Linie alle aus dem Mehrwert bestritten, wenn wir darunter jenen Teil des Gesamtprodukts der Arbeiter — Lohnarbeiter und andere — verstehen, der nach Abzug der Kosten der Erhaltung der Arbeiter und ihrer Familien übrigbleibt. Indessen, wenn auch in letzter Linie die Staatsausgaben aus dem Mehrwert stammen, so ist es doch keineswegs gleichgültig, wer die Steuern zur Deckung der Staatsaus-

Digitized by Google

gaben bezahlt, ob die Arbeiter oder die Ausbeuter. Wird die Steuer dem Arbeiter auferlegt, so heißt das, daß die Staatsgewalt selbst es ist, die sie ihm von seinem Lohn abnimmt und dadurch in Mehrwert verwandelt, den Lohn um diesen Betrag verkürzt. Wird die Steuer dem Kapitalisten oder sonstigem Ausbeuter, Grundbesitzer, auferlegt, so muß er sie aus dem Mehrwert zahlen, den er den Arbeitern bereits abgenommen hat. Im zweiten Fall bekommt es der Arbeiter in seinem Kampf um die Höhe seines Lohnes nur mit einem Gegner zu tun, dem einzelnen Unternehmer, der ihn beschäftigt. Im ersteren Fall mit zweien, dem Unternehmer und dem Staat, und dessen Macht ist in der Regel noch furchtbarer als die des einzelnen Unternehmers. So wird die dem Arbeiter auferlegte Steuer eine der wirksamsten Methoden der Lohndrückerei.

Man könnte meinen, daß durch die Besteuerung der Arbeiter der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit vermindert oder doch verschleiert werde, weil nun nicht mehr der Unternehmer, sondern der Staat als der wichtigste Urheber unzureichender Löhne erscheine. Aber der Gegensatz wird nicht vermindert, sondern nur auf ein anderes Geleise verschoben. Steigen die Steuern, die der Kapitalist zu zahlen hat, so sucht er sich zunächst durch Erhöhungen der Preise schadlos zu halten, was jedoch von der Marktlage abhängt, nicht immer gelingt und den Absatz seiner Produkte schädigt. Eher noch sucht er sich durch Herabsetzung der Löhne zu helfen. Sind es dagegen die Arbeiter, denen die Zahlung der Steuer obliegt, so trachten sie, sich dafür Lohnerhöhungen zu erkämpfen. In dem Fall der Besteuerung des Kapitals, wo die Arbeiter ihren Lohn zu verteidigen haben, ist ihre Lage günstiger als in dem Fall der Besteuerung der Arbeiter, wo sie einen höheren Lohn durchsetzen sollen.

Der Gegensatz der beiden Klassen wird aber in jedem dieser Fälle verschärft. Das trifft um so mehr zu, als, wenigstens in demokratischen Staaten, zu dem ökonomischen Kampf um die Löhne, den die Steuer hervorruft, der politische Kampf um die Steuer im Parlament tritt, das sie zu beschließen hat, und bei den Wahlen, in denen die Parlamentarier erkoren werden.

Mit der aus wachsender Ausbeutung hervorgehenden Verschwendung des kapitalistisch regierten Staates verschärfen sich in den Kämpfen um die Steuern die sozialen Gegensätze immer mehr.

Diese mildern sich nicht, wenn die Proletarier Einfluß auf den Staatsapparat gewinnen. Denn sie müssen ihn wohl dazu benutzen, die unproduktiven Rüstungsausgaben möglichst zu vermindern und Kriege zu vermeiden, aber auch dazu, die Hebung der Lebenslage der besitzlosen Klassen und Schichten nach Möglichkeit zu fördern. Das ergibt wieder neue Steuern und

Digitized by Google

Kämpfe um neue Steuern. Kämpfe, nicht nur um die Höhe der Steuern, sondern auch um den Zweck, dem sie dienen.

Diese Kämpfe werden ein wichtiges Moment in den Klassenkämpfen unserer Zeit, ein Moment, das sie immer erbitterter gestaltet.

Neben wachsender Sucht nach Genüssen und wachsendem Streben nach Vermehrung der kriegerischen Machtmittel des Staates, den seine Klasse beherrscht, geht jedoch der Kapitalist vor allem auf Vermehrung der ökonomischen Machtmittel aus, die er in seiner Hand vereinigt, um in Staat und Gesellschaft wachsende Geltung zu erringen. So sucht er rastlos sein Kapital zu vergrößern.

„Akkumuliert! Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten." (Marx, Kapital I., Volksausg., S. 53.)

Trotz der wachsenden persönlichen Verschwendung der einzelnen Kapitalisten und der wachsenden Verschwendung des von ihnen beherrschten Staates nimmt die Ausbeutung der Arbeiterschaft so enorm zu, daß der Reichtum der kapitalistischen Gesellschaft schwindelerregend anschwillt.

In seiner unmittelbar vor dem Kriege erschienenen Schrift „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913" (Berlin, 1914) kam K. Helfferich zu dem Schlusse:

„Das deutsche Volkseinkommen beträgt heute rund 43 Millarden jährlich gegen 23—25 Milliarden um das Jahr 1895.

„Von den 43 Milliarden werden jährlich etwa 7 Milliarden Mark, also ein knappes Sechstel, für öffentliche Zwecke aufgewendet, etwa 27—28 Milliarden Mark dienen dem privaten Verbrauch und etwa 8—8½ Milliarden, die sich durch den automatischen (! K.) Wertzuwachs des vorhandenen Vermögens auf 10 Milliarden Mark erhöhen, wachsen (jährlich. K.) als Mehrung dem Volksvermögen (! K.) zu, gegen etwa 4½—5 Milliarden vor 15 Jahren."

„Das deutsche Volksvermögen beträgt heute mehr als 300 Milliarden Mark gegen rund 200 Milliarden Mark um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts."

„Diese lapidaren Ziffern fassen, in Geldeswert ausgedrückt, das Ergebnis der gewaltigen wirtschaftlichen Arbeit zusammen, die Deutschland unter der Regierung unseres Kaisers geleistet hat." (S. 124.)

Die letzten Worte fassen nur in lapidarer Kürze die Fülle von Servilität zusammen, die sich in deutschen Gelehrten und Kapitalisten „unter der Regierung unseres Kaisers" angesammelt hatte, die es sich selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten nicht versagen konnte, den Imperator zu verherrlichen. Vier Jahre, nachdem er die eben zitierten Sätze geschrieben, hätte allerdings selbst ein Helfferich nicht mehr gewagt, die ökonomischen Zustände Deutschlands als das Ergebnis der Regierung Wilhelm II. hinzustellen. Und doch, soweit man Deutschlands Oekonomie mit dem Kaiser in Verbindung bringen kann, ist

Digitized by Google

dessen Regierung wohl schuld an dem furchtbaren, ebenso ökonomischen wie politischen und militärischen Zusammenbruch des Reiches durch den Weltkrieg, nicht aber an dem vorhergehenden enormen Aufstieg. Dieser war einzig und allein das Produkt der deutschen Arbeit, das heißt, der Arbeit der deutschen Kopf- und Handarbeiter. Die Zahlen Helfferichs lassen aber auch ermessen, wieviel von dem Gesamtprodukt der Arbeit jahraus, jahrein die Form von Mehrwert annimmt, der teils vom Staat, teils von den Kapitalisten konsumiert, teils akkumuliert wird. Gestattet uns der Stand der Statistik nicht, den privaten Verbrauch der Kapitalisten und ihrer Parasiten zahlenmäßig zu erfassen, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß dieser Konsum zusammen mit den 10 Milliarden jährlicher Akkumulation und den 7 Milliarden jährlicher Ausgaben der Gemeinwesen, namentlich des Reiches und der Einzelstaaten, gut die Hälfte des auf 43 Milliarden berechneten jährlichen Volkseinkommens ausmachte — eher mehr. Sollten die Kapitalisten mit ihrem Anhang nicht mehr wie ein Viertel des jährlichen Gesamtkonsums Deutschlands für ihren persönlichen Konsum verwendet und verschwendet haben?

Vor allem aber, und das ist für uns hier das wichtigste: Binnen 15 Jahren stieg die Ziffer der jährlichen Akkumulation Deutschlands von 4½—5 Milliarden auf 10 Milliarden. Sie verdoppelte sich also.

Das gleiche gilt von den Abgaben der Bevölkerung an das Reich und die Bundesstaaten zusammen.

Das statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich verzeichnete erst seit dem Jahrgang 1902 neben den Einnahmen und Ausgaben des Reichs die der Bundesstaaten. Und auch die nur für jeden von ihnen besonders. Es vermied, die Summen anzugeben, wohl hoffend, der Leser werde sich nicht die Mühe geben, zu addieren, und so werde ihm der erschreckende Anblick der Gesamtsumme erspart. Auch Helfferich scheint auf genaues Addieren verzichtet zu haben, sonst hätte er nicht 1914 die „Ausgaben für öffentliche Zwecke" auf „etwa 7 Milliarden Mark" angegeben. Sie betrugen 1913 fast 11 Milliarden (10 863,4 Millionen), darunter über 4 Milliarden Reichsausgaben. Dagegen 1901 etwas über 6 Milliarden (6 239 Millionen), darunter nicht ganz 2½ Milliarden (2 470 Millionen) Reichsausgaben. Von den Kommunalabgaben ist dabei ganz abgesehen.

Eine Denkschrift der Dresdner Bank, herausgegeben anläßlich ihres vierzigjährigen Bestehens, betitelt: „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands" (Berlin 1913), gibt an, daß sich die Einnahmen des Reiches und der Bundesstaaten beliefen auf: 1881 2 860,4 Millionen Mark, 1911 8 543,0 Millionen Mark.

Digitized by Google

Wie wir eben gesehen, waren die Ausgaben 1913 auf 10 863 gestiegen. Die Einnahmen betrugen ungefähr ebensoviel (10 838 Millionen).

Also eine Verdreifachung der Ausgaben des Reichs und der Staaten binnen 30 Jahren, eine Verdoppelung binnen 15 Jahren. Man sieht, wie rasch der Mehrwert wächst.

Dieselbe Denkschrift verzeichnet als Schichtlohn der Steinkohlenbergarbeiter im Bezirk Dortmund 1890 3,98 Mark, 1910 5,37 Mark, also eine Zunahme von 1,39 Mark, nicht einmal um 35 Prozent, etwas über ein Drittel binnen 20 Jahren. Daneben ist noch in Betracht zu ziehen die Zunahme der Bevölkerung. Sie stieg von 49,4 auf 65 Millionen, also um 31 Prozent. Hingegen verdoppelten sich die Staatsausgaben und der Betrag der jährlichen Akkumulation binnen 15 Jahren, von 1895 bis 1910.

Ein deutlicher Beweis der zunehmenden Ausbeutung.

Nicht minder als die zahlenmäßig schwer faßbare Zunahme des Konsums und vor allem die Verschwendung der Kapitalistenklasse und der Kampf um die Abwälzung der wachsenden Steuern ist es die rapide Zunahme der Akkumulation, die den Klassengegensatz zwischen Arbeit und Kapital immer mehr verschärft. Das bewirkt die Akkumulation schon dadurch, daß sie die Machtverhältnisse zwischen beiden Klassen beständig umwälzt, womit sie immer wieder neue Konfliktstoffe schafft. Die Kapitalistenklasse nutzt ihren wachsenden Reichtum immer mehr dazu aus, sich immer wieder neue und stärkere Machtpositionen gegenüber der Arbeiterklasse zu schaffen.

Das riesenhafte Anwachsen der kapitalistischen Akkumulation ermöglicht jene nicht minder riesenhafte Umwälzung der Technik im Bereich der kapitalistischen Produktionsweise, namentlich Westeuropas und der Vereinigten Staaten, die, vorbereitet schon am Ende des 18. Jahrhunderts, beobachtet und untersucht von unseren Meistern, doch erst gegen das Ende des letzten Jahrhunderts jene Dimensionen erreichte, die uns heute gar nicht zu Atem kommen lassen. Nicht nur die alten Industriezweige wurden völlig umgewälzt, sondern ganze große neue geschaffen, die elektrische, die chemische, die der Automobile und Flugzeuge usw. Und dabei wurde von dem verhältnismäßig winzigen Gebiet des nördlichen Westens Europas und des nördlichen Ostens der Vereinigten Staaten aus das Verkehrswesen der ganzen Welt umgewälzt, mit einem Netz von Schienenwegen versehen, das sich rasch verdichtet und mit denen verbunden sich ebenso rasch enorme Bergwerke, Textilfabriken, Eisenwerke in Bezirken erheben, die bisher von Barbaren oder Wilden bewohnt waren.

Die wachsende Ausbeutung der Arbeiter in dem bisherigen Gebiet kapitalistischer Produktion beschleunigt immer mehr das

Digitized by Google

Tempo der Akkumulation. Diese erweitert dann wieder um so rascher das Gebiet der kapitalistischen Ausbeutung, so daß deren Gesamtertrag mit der Gewalt einer Sturmflut anwächst. Wie viel davon die Kapitalistenklasse teils in persönlichem Verbrauch (für sich und ihre Parasiten) teils in Ausgaben für ihren Herrschaftsapparat vergeuden mag, es wächst dabei immer noch die Masse der Machtmittel des Kapitals gegenüber dem Proletariat, aber auch immer mehr die Zahl der Proletarier, während das Wachstum der Mitgliederzahl der Kapitalistenklasse demgegenüber nicht ins Gewicht fällt. Sie kann sogar absolut abnehmen. Relativ geschieht das sicher.

Das Proletariat wird in den kapitalistischen Staaten immer mehr die Masse der Nation. Und seine Interessen werden immer mehr identisch mit den Interessen aller arbeitenden Klassen.

Der wachsenden Masse auf der einen Seite steht eine kaum zunehmende Anzahl von Kapitalisten gegenüber. Und in dieser Zahl ist es ein immer kleiner werdender Kreis von Kapitalmagnaten, denen immer mehr die Leitung und Ausnutzung der anwachsenden Kapitalmassen zufällt. Nicht nur durch den Vorgang der Akkumulation vermehren sich die großen Vermögen immer rascher. Das Uebergewicht dieser Vermögen und des Großbetriebs ruiniert die kleinen Kapitalisten und fördert die Zentralisation der Kapitalien. Das Aktien- und Bankwesen und die Kartellbildungen bewirken es endlich, daß immer mehr fremde Kapitalien der Oberhoheit der Kapitalmagnaten anheimfallen.

Das Aktienwesen soll den Kapitalismus „demokratisieren". Tatsächlich bewirkt es ganz anderes. Zahlreiche Mittelschichten zwischen Kapital und Proletariat und bis zu einem gewissen Grade selbst einzelne besser bezahlte Schichten von Lohnarbeitern können Geldmittel ersparen, die zu klein sind, um damit einen kapitalistischen Betrieb zu eröffnen. In der Form von Aktien und Depositen bei Banken werden diese Mittel von den kleinen Leuten den großen Kapitalisten zur Verfügung gestellt und vermehren deren ökonomische Macht.

Die Kapitalmagnaten vereinigen immer mehr das Kapital der Industrie und der Banken in ihrer Hand. Sie bilden so das Finanzkapital, wie Hilferding es nennt, der diesen Prozeß mustergültig erforscht hat. Durch diese Vereinigung werden sie in wachsendem Maße zu Herren der ganzen Gesellschaft, über deren Schicksale sie immer mehr unumschränkt verfügen.

Nicht nur die besitzlosen, auch zahlreiche besitzende Arbeiter, wie Bauern und Handwerker, selbst zahlreiche Besitzer von Kapitalien werden durch diese Magnaten immer mehr bedrängt und bedroht. Deren Herrschaft wird um so drückender, als die neuen Monopolisten, wie alle Monopolisten, immer mehr trachten, durch

Digitized by Google

brutale Gewalt in der inneren und äußeren Politik ihre Interessen zu wahren, in fundamentalem Gegensatz zu den ersten industriellen Kapitalisten und noch mehr zu den weiterblickenden ihrer früheren theoretischen Vorkämpfer, die in der freien Konkurrenz, dem freien Handel, der Demokratie, dem Völkerfrieden ihre Ideale sahen. Dies Ideal wurde von Anfang an durch störende Gegentendenzen getrübt, aber es bildete doch einen Gegensatz zu den Tendenzen der Geldkapitalisten, die stets mit dem großen Grundbesitz und dem Absolutismus Hand in Hand gingen und zur Gewaltpolitik neigten.

In den letzten Jahrzehnten wird diese Gewaltpolitik immer mehr die Politik aller, die über die Machtmittel des Kapitals verfügen.

Immer mehr ist es die gesamte Gesellschaft, die darunter seufzt. Aber nur das Proletariat vermag es, einen systematischen und energischen Kampf gegen das Joch des Großkapitals zu führen, weil es dem Kapital von vornherein widerstrebt, während die anderen von diesem beherrschten Schichten durch mancherlei Eigentums- und selbst Kapitalsinteressen dabei gehindert werden.

Immerhin wird die Tatsache von größter Bedeutung, daß das Proletariat mit seinen besonderen Klasseninteressen auch immer mehr die Interessen der großen Masse der Gesellschaft vertritt, in der es immer mehr selbst die Majorität ausmacht. Das Proletariat wird damit zum Vorkämpfer des gesamten gesellschaftlichen Interesses und es schart um sich immer mehr jener zahlreichen Zwischenschichten, die sich zwischen ihm und der Kapitalistenklasse bilden.

Im selben Maße aber mildern sich nicht, sondern mehren sich die Gegensätze zwischen den Proletariern und dem Kapital, das sich von jenen immer mehr auf den verschiedensten Gebieten, nicht bloß auf denen des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit bedroht fühlt. Das Wachstum der Demokratie und die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter vermindert nicht, sondern vermehrt die Angriffsflächen und die Konfliktstoffe zwischen den kämpfenden Klassen. So vertiefen sich die Gegensätze zwischen ihnen immer mehr.

Im vorigen Jahrhundert boten in den siebziger und achtziger Jahren die Gewerkschaften der englischen Arbeiter, später, in den neunziger Jahren, die der deutschen einige Erscheinungen, die die Oekonomen und Publizisten der bürgerlichen Gesellschaft hoffen ließen, daß nun eine Milderung der Klassengegensätze eintrete.

Heute zeigen sich diese Gegensätze nirgends schroffer als in England.

Eben, wo ich dies schreibe (November 1926) veröffentlicht Lloyd George einen Artikel, „Europa nach acht Jahren", in dem

Digitized by Google

er mitteilt, daß in England in den acht Jahren vor dem Kriege Streiks und Aussperrungen einen Verlust von 89 Millionen Arbeitstagen herbeiführten. In den acht Jahren nach dem Kriege hätten Arbeitskämpfe einen Verlust von 319 Millionen Arbeitstagen nach sich gezogen.

Das sieht nicht nach Milderung der Klassengegensätze aus.

Und in Deutschland haben sich nicht nur die freien Gewerkschaften immun gegen die Illusion von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit erwiesen, sondern in den katholischen Gewerkschaften selbst faßt der Gedanke des Klassenkampfes immer mehr Wurzel.

Zwölftes Kapitel.

Oekonomie und Politik.

An der zunehmenden Verschärfung der Klassengegensätze in der kapitalistischen Gesellschaft ist nicht zu zweifeln. Aber entspringt sie nicht aus Verhältnissen, die recht trübe Aussichten für das Proletariat bieten?

Wir haben früher gesehen, daß ein Abwirtschaften oder ein Verkommen des Kapitalismus, ein Auftauchen von ökonomischen Schranken, die er nicht überwinden kann, nicht zu erwarten ist. Nun zeigt es sich aber auch, daß die ökonomische Macht der Kapitalistenklasse nicht nur absolut, sondern auch relativ, im Verhältnis zu der anderer Klassen, immer mehr wächst, das Proletariat daher dem Kapital gegenüber ökonomisch nicht stärker, sondern schwächer wird. Woher soll ihm da die Kraft kommen, deren es bedarf, das Kapital niederzuringen?

Allerdings haben wir auch gesehen, daß nicht nur das industrielle Kapital, sondern auch das industrielle Proletariat in der kapitalistischen Produktionsweise immer mehr erstarkt. Die beiden Klassen, Kapitalisten und Proletarier, sind diejenigen in der heutigen Gesellschaft, die immer kraftvoller werden, im Gegensatz zu den anderen, deren gesellschaftliche Bedeutung im Verhältnis zu den beiden industriellen Klassen immer mehr abnimmt.

Wie ist es aber möglich, daß zwei einander gegenüberstehende Klassen gleichzeitig nicht bloß absolut, sondern auch relativ erstarken? Der anscheinende Widerspruch löst sich dadurch, daß es zwei ganz verschiedene Gebiete sind, auf denen jede der beiden Klassen stetig an Kraft gewinnt.

Die Kapitalisten werden immer stärker in der Oekonomie, die Proletarier in der Politik.

Digitized by Google

Ist aber nicht nach unserer Geschichtsauffassung die Oekonomie stets der entscheidende Faktor, die Politik bloß ein von ihr abhängiger Ueberbau?

Darauf berufen sich in der Tat nicht wenige Anarchisten und Verächter der Demokratie unter den Sozialisten. Sie erklären: zuerst muß der Kapitalismus gestürzt sein, dann erst kommen wir zur wahren Freiheit. Bis dahin ist die Demokratie nur Schwindel und Illusion.

Es liegt nahe, die materialistische Geschichtsauffassung in dieser Weise auszulegen. Doch wird sie dadurch nur verflacht und in ungebührlicher Weise versimpelt. In Wirklichkeit sagt sie keineswegs, daß der ökonomisch Stärkere also der Reichere, sich stets auch als der gesellschaftlich Stärkere erweist. Sie sagt bloß, daß jede gesellschaftliche Aenderung sich letzten Endes auf eine ökonomische Aenderung zurückführen läßt und daß kein gesellschaftliches Gebilde sich behaupten kann, das nicht den gegebenen Lebensbedingungen der Menschen angepaßt ist.

Die menschliche Gesellschaft ist ein höchst mannigfaltiges Gebilde. Neu auftauchende ökonomische Verhältnisse wirken auf jede ihrer vielen Seiten abändernd, aber nicht auf alle in gleicher Weise und in gleichem Sinne. Am wenigsten in einer Klassengesellschaft.

Aus demselben ökonomischen Boden entsprießen die mannigfachsten Tendenzen, einander fördernd, einander kreuzend, einander bekämpfend oder lähmend. Sie alle sind ökonomisch bedingt, aber sie sind nicht alle rein ökonomischer Natur. Neben den ökonomischen Bedürfnissen und Kräften spielen auch brutale Gewalt und geistige Ueberlegenheit eine große Rolle in diesen Kämpfen. Das leugnet unsere Geschichtsauffassung gar nicht. Sie führt bloß alle Wandlungen und Verschiedenheiten dieser Arten von Gewalt und Ueberlegenheit ebenso wie die der ökonomischen Bedürfnisse und Kräfte auf Wandlungen der Produktionsverhältnisse zurück.

Wie gegensätzlich verschiedene ökonomische Tendenzen werden können, die auf demselben ökonomischen Boden erwachsen, dafür nur ein Beispiel aus unserer Zeit.

Die kapitalistische Produktion ist Massenproduktion. Sie gedeiht um so besser, je ausgedehnter ihr Markt, je mehr sie ihn beherrscht, seine Verkehrsverhältnisse ihren Bedürfnissen anpaßt. Diese Beherrschung und Anpassung trifft am meisten zu für den inneren Markt. An rationellsten war das Streben, den Markt durch Erringung des Freihandels zu erweitern. Aber dies Streben fand mannigfache Hindernisse. Um so mehr gedeiht das industrielle Kapital dort, wo der innere Markt ein ausgedehnter ist und rasch wächst, wie das am meisten in den Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten der Fall ist. Darin liegt eine der wichtigsten Ursachen ihrer ökonomischen Ueberlegenheit über die Staaten Europas. Auch in diesen besteht ein stetes Streben der Kapitalisten nach Erweiterung des von ihnen politisch beherrschten Wirtschaftsgebiets. Dies eine der ökonomischen Wurzeln jener Erscheinung, die man den Imperialismus nennt, und des Weltkriegs.

Es gab nicht wenige Marxisten, die bei Ausbruch des Weltkrieges der Meinung waren, Imperialismus und Eroberungskrieg seien mit dem Kapitalismus untrennbar verbunden. Die meisten unter ihnen, überwiegend spätere Bolschewiki, schlossen daraus, es sei, um jeden Krieg unmöglich zu machen, dringendste Pflicht für uns, dem Kapitalismus schleunigst ein gründliches Ende zu bereiten. Auf anderem Wege ließen sich Kriege nicht verhüten. Eine trübe Aussicht für uns, die wir auch dem Kriege mit aller Entschiedenheit widerstrebten, es aber nicht für so ausgemacht hielten, es sei jetzt schon möglich, dem Kapitalismus in der ganzen Welt mit einem Schlage den Garaus zu machen. Und das ist zur Verhinderung des Krieges nötig, wenn er untrennbar mit dem Kapitalismus zusammenhängt. Dessen Ueberwindung in dem einen oder anderen Staat allein würde keineswegs den Frieden sichern.

Es gab jedoch auch andere Marxisten, allerdings weit geringer an Zahl, die in entgegengesetzter Richtung argumentierten: da das Ende des Kapitalismus noch nicht gekommen sei, bildeten Imperialismus und Eroberungskrieg einstweilen eine ökonomische Notwendigkeit, der sich kein geschulter Marxist widersetzen dürfe.

Das wurde vor allem verteidigt von Cunow in seiner Schrift: „Parteizusammenbruch" (Berlin 1915), in der er darauf hinwies, daß der Imperialismus „eine ebensolche notwendige Durchgangsstufe zum Sozialismus" sei, wie etwa das Maschinenwesen, und den Imperialismus nicht aufkommen lassen oder entwurzeln zu wollen sei „genau solche Albernheit", wie wenn man in den Anfängen der Großindustrie die Sache der Arbeiter durch Zerstörung der Maschinen zu fördern suchte. (S. 14.)

In Zusammenhang damit wendete er sich gegen den Grundsatz der Selbstbestimmung der Nationen (S. 29), den die Erklärung der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag vom 4. August 1914 ausdrücklich betont hatte. Er trat vielmehr für die Bildung großer Reiche durch Eroberungen ein, durch die kleine Nationen in einem Staate zwangsweise vereinigt würden. In einer Polemik gegen meine Kritik seiner Auffassung weist er auf die europäischen Staatenbildungen seit dem 16. Jahrhundert hin und erklärt:

Digitized by Google

„Erst auf Grund dieser staatlichen Zusammenfassung bildete sich dann, und zwar teilweise wieder durch Zwang[1]), eine Art Nationalcharakter dieser Staaten heraus.

„Nicht eine Herausbildung neuer, kleiner Nationen, sondern staatliche Zusammenfassung und schließlich nationale Verschmelzung, das ist nämlich der Gang der Entwicklung von den alten Kulturreichen Asiens und Amerikas bis in die neueste Zeit!" (Neue Zeit, XXXIII, 2. S. 176.)

Und voll Verachtung kommt Cunow zu dem Schlusse:

„Deshalb ist auch das sogenannte Recht auf nationale oder staatliche Selbständigkeit lediglich eine ethisch-ästhetische Fiktion ohne historische Grundlage." (S. 178.)

Wir haben die Frage der Selbstbestimmung der Nationen schon oben behandelt, in dem Kapitel über den Nationalstaat (11. Kapitel d. 7. Abschnittes dieses Buches).

Hier sei das Gesagte durch einige Bemerkungen ergänzt.

Kein Zweifel, die Tendenz zu steter Vergrößerung einzelner Staaten durch Eroberungskriege ist in der Geschichte zu verfolgen, und sie wird nicht nur durch das Streben des Absolutismus nach Ausdehnung des Machtgebiets und nach Einheitlichkeit der Staatsverwaltung hervorgerufen, die ebenso nach einer einzigen Staatssprache verlangt, wie etwa nach einer einzigen Währung. Das Bedürfnis des Kapitals ging in der gleichen Richtung und unterstützte dies Streben nach Ausdehnung des Wirtschaftsgebiets und nach einer Beseitigung aller Schranken des inneren Verkehrs, zu denen nicht nur Binnenzölle gehörten, sondern auch Sprachverschiedenheiten innerhalb der Bevölkerung. In den Staaten Westeuropas, in denen schon reger innerer Verkehr herrschte, fand diese Tendenz nach Aufhebung der Sprachverschiedenheiten wenig Widerstand.

Im 18. Jahrhundert war die Masse, wenigstens des Landvolks, aber auch zum Teil noch in den Städten, des Lesens und Schreibens unkundig. Die Sprache des herrschenden Standes, die auch die der Residenz, des Hofes, der Bureaukratie, der Armee war, wurde zur Schriftsprache, zur Sprache der Gebildeten im ganzen Staate erhoben, die jeder kennen mußte, der im Staate oder in der Hauptstadt vorwärts kommen wollte, welches immer die Sprache war, die er zu Hause, in seiner Familie oder mit seinen Freunden etwa in der Kneipe, sprach. Die Sprachen, die im Staate außer der Staatssprache üblich waren, wurden an keiner Schule gelehrt, hatten keine Literatur. Sie sanken zu einer verachteten Stellung herab. Wer aus dem Dorfe herauskommen oder im Dorfe etwas von der Welt erfahren wollte, seien es politische oder wirtschaftliche Informationen, mußte die Staatssprache erlernen. Diese dehnte sich mit den Fortschritten des

[1]) Die Unterstreichung hier und im nächsten Zitat stammt von Cunow her. K.

Digitized by Google

Verkehrs immer mehr aus und drängte die anderen Sprachen im Staate immer weiter zurück.

So kam es zur Entnationalisierung der verschiedenen Nationalitäten, die eine von der Staatssprache verschiedene Sprache redeten. Aber nur in Westeuropa.

In Osteuropa wurde der feudale Partikularismus später überwunden, in einer Zeit, in der allgemeine Schulbildung auch auf dem flachen Lande im Interesse der ökonomischen Entwicklung immer dringender notwendig wurde, so daß selbst das zaristische Rußland anfing, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen. Die unteren Klassen der verschiedenen Nationen lernten im 19. Jahrhundert überall, auch in Osteuropa, wenn nicht ebenso früh wie in Westeuropa, so doch bald darauf, in ihrer eigenen Sprache, der einzigen, die sie verstanden, lesen und schreiben. Auch diejenigen Sprachen, die bis dahin keine eigene Literatur gehabt hatten, erhielten jetzt die Möglichkeit, zu Schriftsprachen zu werden. Deren Zahl wuchs im Laufe der letzten hundert Jahre, man kann sagen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr an.

Die Schrift hat einen eigentümlich konservativen Charakter. Wo eine Sprache zur Schriftsprache wird, gelingt es nur schwer, einer zusammenhängenden Bevölkerung, die sie spricht, eine andere Sprache aufzudrängen. Es wird fast unmöglich in der Zeit der aufstrebenden Demokratie, der Auflehnung gegen die Allmacht der Bureaukratie. Wo diese eine fremde Sprache spricht, gestaltet sich der Kampf gegen sie zu einem Kampf gegen Fremdherrschaft.

Die Entnationalisierung war im Zeitalter des allgemeinen Absolutismus gelungen gegenüber Völkern ohne Schriftsprache, wie den Gälen in Schottland und Irland, den Wenden in Preußen und Sachsen, den Bretonen in Frankreich. Die Versuche, für diese Nationen Schriftsprachen zu schaffen, kamen zu spät und blieben Spielereien.

Daß es in unserer Zeit nicht mehr so leicht geht wie im 18. Jahrhundert, und daß die Möglichkeit immer mehr schwindet, einem rückständigen Volk, das von einem höher entwickelten beherrscht wird, dessen Sprache aufzuwingen, lag in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht klar zutage. So konnten Marx und Engels 1848, wütend über die Hilfe, welche die Gegenrevolution bei manchen slawischen Stämmen gefunden hatte, diese Völker als ebenso dem Untergang geweiht ansehen wie Gälen und Bretonen.

Das war ein großer Irrtum. Unsere Meister haben sich auch später nicht wieder in diesem Sinne geäußert. Cunow aber hielt es 1915 für passend, sich gegenüber der von unserer Partei auf-

Digitized by Google

gestellten Forderung der Selbstbestimmung der Nationen auf den Marx von 1848 zu berufen.

Cunow erklärte damals, die Anerkennung des Rechtes eines jeden Volkes auf nationale Selbständigkeit widerspreche der historischen Entwicklung, denn diese melde, abgesehen von dem südöstlichen Europa, während der letzten Jahrzehnte

„nichts von einem nationalen Differenzierungs-, sondern von einem großen Amalgamierungsprozeß, von einer fortgesetzten Verschmelzung der kleinen Nationalitäten zu großen Kulturstaaten".

Demgegenüber wies ich in meiner Kritik auf die entgegengesetzte Tendenz hin, auf die Trennung von Schweden und Norwegen, auf das Erstarken der Tschechen und Letten, auf das wachsende Selbstbewußtsein der Flamen gegenüber den Wallonen in Belgien. (Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 77.)

Ich hätte hinzufügen können, daß sich in der letzten Zeit sogar die Tendenz geltend macht, Dialekte zu eigenen Schriftsprachen zu erheben, und diejenigen, die sie gebrauchen, zu einer besonderen Nation zu machen.

Also nicht die Zusammenfassung und Verschmelzung zahlreicher Nationen in wenigen großen Staaten ist die Signatur der modernen historischen Entwicklung. Das trat aufs schärfste zutage nach der Beendigung des Weltkrieges, der die besiegten Großstaaten zertrümmerte, soweit sie aus verschiedenen Nationalitäten bestanden, und eine Reihe kleinerer Nationalstaaten an deren Stelle setzte. Um dieselbe Zeit bekam Irland seine eigene staatliche Existenz.

Das war ein großer Schritt vorwärts im Sinne der historischen Entwicklung, wenn die Sieger dabei die Selbstbestimmung der Nationen allein in Betracht gezogen hätten. Aber der Friede war ein Gewaltfriede, kein Verständigungsfriede, nicht ein Sieg der Demokratie, sondern des Militärs, und so wurde bei der Ziehung der neuen Grenzen die Selbstbestimmung der Nationen nur unvollkommen beachtet und durch das Verlangen nach günstigen strategischen Punkten und nach Reichtumsquellen in vielen Fällen arg durchbrochen.

Doch davon haben wir hier nicht zu handeln. Was uns jetzt angeht, ist dieses, daß die historische Entwicklung der Zeit des industriellen Kapitalismus nicht allein den einen Weg geht, immer größere Staaten und Wirtschaftsgebiete zu schaffen, sondern vielmehr überwiegend den entgegengesetzten Weg beschreitet nach Aufteilung bestehender Großstaaten und durch Zölle begrenzter Wirtschaftsgebiete in zahlreiche kleinere.

Gewiß entspringt die erstere Tendenz den ökonomischen Bedingungen kapitalistischer Produktion, nicht minder aber auch die zweite entgegengesetzte Tendenz. Sie hängt mit den Bedürfnissen nach vermehrter Volksbildung und erhöhter Demokratie zusammen, die aus dem industriellen Kapitalismus hervorgehen.

Digitized by Google

Während die erstere Tendenz die Methoden des Absolutismus anwendet, die Bevölkerung den Bedürfnissen der Staatsgewalt anzupassen, basiert die letztere auf der Methode der Demokratie, den Staat den Bedürfnissen der Bevölkerung anzupassen.

Oft genug geraten die beiden Tendenzen in Konflikt miteinander, obwohl sie demselben Boden entspringen, und zumeist siegt dabei jene, die zwar in letzter Linie ökonomisch begründet, direkt aber politischer Natur ist, über die andere, die nicht bloß eine ökonomische Grundlage aufweist, sondern auch direkt aus ökonomischen Bedürfnissen entspringt.

Der politische Faktor kann also unter Umständen stärker werden als der rein ökonomische.

Allerdings kann auch der politische sich nicht dauernd von seiner ökonomischen Basis trennen. Er bleibt von ihr abhängig. Das gilt ebenfalls in dem besonderen, eben betrachteten Fall.

Der Zerfall der östlichen, aus vielen Nationalitäten bestehenden Großstaaten in kleinere war unvermeidlich. Doch führt er zu den ärgsten wirtschaftlichen Uebeln, wenn es nicht gelingt, diese Tendenz mit der entgegengesetzten zu vereinbaren, die eine stete Ausdehnung der Wirtschaftsgebiete verlangt. Wenn die neugeschaffenen Kleinstaaten fortfahren, sich durch Zollgrenzen und andere Erschwerungen des Verkehrs sowie durch Verschiedenartigkeiten der Währungen usw. voneinander abzuschließen, muß sich daraus ein fortschreitender Verfall ihres Wirtschaftslebens ergeben.

Die verschiedenen, aus demselben ökonomischen Boden hervorgehenden Tendenzen widersprechen einander und gar manche von ihnen ist ökonomisch sehr unvorteilhaft. Ein Kampf ums Dasein findet zwischen ihnen innerhalb des Staates statt, und gleichzeitig ein Kampf ums Dasein der verschiedenen Staaten der gleichen Produktionsweise miteinander. Dieser Kampf braucht kein Krieg zu sein, ist vielmehr in der kapitalistischen Produktionsweise in der Regel ein Kampf ökonomischer Konkurrenz.

Ein Staat wird um so mehr gedeihen und sich im Daseinskampf um so eher behaupten, je mehr unter den ökonomisch b e g r ü n d e t e n Tendenzen, die in seinem Schoße auftauchen, die ökonomisch v o r t e i l h a f t e n die Uebermacht über die anderen gewinnen und diese entweder unterdrücken oder sich anpassen.

Dies der Weg, auf dem ökonomische Notwendigkeiten sich durchsetzen. Er ist nicht so einfach, wie so mancher Kritiker und auch so mancher Verfechter des Marxismus glaubt.

Die ökonomischen Erscheinungen der Oberfläche brauchen sich also im staatlichen Leben nicht immer als die stärkeren zu erweisen gegenüber den politischen. Die Tatsache, daß das Proletariat nur an politischer, nicht aber an ökonomischer Macht dem

Digitized by Google

Kapital über den Kopf wächst, beweist keineswegs die Aussichtslosigkeit des proletarischen Befreiungskampfes. Sie beweist bloß, daß es aussichtslos ist, ihn mit rein ökonomischen Mitteln führen zu wollen, wie manche Sozialreformer und Anarchisten, Genossenschafter, Koloniengründer und Syndikalisten vermeinen. Sicher gedeihen viele der ökonomischen Organisationen des Proletariats, vor allem die Gewerkschaften, daneben auch Genossenschaften. Sie werden unentbehrlich, um es kampffähig zu erhalten, und dem Kapital mancherlei Konzessionen abzuringen. Aber sie sind außerstande, das Wachsen der ökonomischen Macht des Kapitals zu überholen und seiner Herrschaft ein Ende zu machen.

Daher nannte Rosa Luxemburg einmal das Wirken der Gewerkschaften eine Sisyphusarbeit, ein Wort, das bei den deutschen Gewerkschaften böses Blut machte und auch insofern unglücklich gewählt war, weil man es gern zur Bezeichnung einer ganz nutzlosen Arbeit verwendet. Und in diesem Sinne gebraucht, wäre das Wort natürlich ganz verfehlt. Ohne Gewerkschaften kein Aufstieg, kein Klassenkampf des Proletariats. Doch sie allein sind nicht imstande, den Klassenkampf zu einem Befreiungskampfe zu gestalten. Das vermag nur die politische Aktion des als besondere politische Partei konstituierten Proletariats.

Trotz der wachsenden ökonomischen Macht des Kapitals ist das Proletariat in mehreren der großen Staaten Westeuropas, namentlich England und Deutschland, nahe daran, den Alleinbesitz der Staatsgewalt zu gewinnen. In vielen anderen Staaten ist es in raschem Vormarsch zu diesem Ziel begriffen. Einmal im Besitze der Staatsmacht, ist das Proletariat imstande, die Axt wenigstens an eine der beiden Wurzeln der kapitalistischen Macht zu legen: an das Privateigentum, an den Produktionsmitteln. Das Eigentum beruht auf der Anerkennung durch das Gemeinwesen. Dieses ist es, das eine bestimmte Eigentumsordnung für notwendig hält und sie schützt. Es kann, wenn das allgemeine Interesse es erheischt, auch eine andere einführen.

Aber freilich, mit der Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln ist wohl die kapitalistische Produktionsweise aufgehoben, aber noch keine neue geschaffen. Und die Fortsetzung des Produktionsprozesses ist unerläßlich, soll die Gesellschaft, sollen die Arbeiter selbst existieren können. Die kapitalistische Produktionsweise und damit das kapitalistische Eigentum können nur insoweit ohne Gefahr für die Gesellschaft aufgehoben werden, als diese Art des Produzierens ersetzbar ist durch eine andere, die für die arbeitenden Massen mindestens ebenso gute, wenn nicht bessere ökonomische Resultate ergiebt als die kapitalistische.

Hier kommt die Politik wieder auf ihre ökonomische Bedingtheit zurück, von der sie sich nicht loszulösen vermag. Hier

Digitized by Google

zeigt sich's deutlich, daß die Eroberung der Staatsmacht durch das Proletariat zwar unentbehrlich ist, soll es sich vom kapitalistischen Joch befreien, daß sie aber für sich allein nicht genügt, wenn nicht bestimmte Vorbedingungen erfüllt sind, teils direkt ökonomische, teils moralische und intellektuelle, deren Eintreten wir nicht erwarten dürfen, wenn nicht ökonomisch bestimmte Lebensbedingungen sie erzeugen.

Besteht die eine der beiden Wurzeln der kapitalistischen Macht in dem Privateigentum an den Produktionsmitteln, so die andere in der besonderen Art der Produktion und Zirkulation der Waren, die auf der Grundlage dieses Privateigentums erwachsen ist und die bisher die höchste und produktivste Form der Produktion und Zirkulation der Waren darstellt. Sie ist angepaßt den Bedürfnissen der Kapitalbesitzer, aber unentbehrlich für die gesamte Gesellschaft, ja für die Lohnarbeiter selbst, die unter ihr ausgebeutet werden. Unentbehrlich, solange es nicht gelingt, an ihre Stelle eine Art der Produktion und Zirkulation von Gütern zu setzen, die den Bedürfnissen der Arbeiter angepaßt ist — Bedürfnissen nach Freiheit und Gleichberechtigung, nach Wissen und Lebensfreude ebenso wie nach ausreichender Nahrung, Kleidung, Wohnung — und diese Bedürfnisse in höherem Maße befriedigt, als die bisherige, was voraussetzt, daß die Produktivität der neuen Produktionsweise der bisherigen zum mindesten nicht nachsteht.

Die Arbeiter als herrschende Klasse selbst würden nicht bei einer neuen Produktionsweise bleiben, unter der sie dauernd schlechter gestellt wären als unter der alten. Man sagt wohl, die Arbeiter haben für ihre Ideale Opfer zu bringen. Das tun sie auch. Aber eine Begeisterung, die stark genug ist, Opferfreudigkeit zu erzeugen, geht aus Kämpfen hervor, nicht aus den Alltagstätigkeiten des ökonomischen Lebens. Und die Begeisterung geht hervor aus den Kämpfen um ein großes Ziel, das heißt, der einzelne opfert seine eigene Persönlichkeit, um bessere Lebensbedingungen für andere, die Kinder, die Kameraden, die Gesellschaft zu erringen.

Wo soll aber die Begeisterung und Opferwilligkeit für eine neue Produktionsweise herkommen, wenn die Kinder, die Kameraden, die Gesellschaft unter ihr schlechter daran sind als sie es früher waren oder gar zugrunde gehen?

Dreizehntes Kapitel.

Die Bedingungen der Sozialisierung der Produktion.

Soll das Proletariat den Sieg nicht bloß erringen, sondern auch festhalten, dann müssen die Bedingungen gegeben sein, die es ihm ermöglichen, die Kapitalistenklasse nicht nur zu expro-

Digitized by Google

priieren, sondern auch ausreichend im Prozeß der Produktion und Zirkulation zu ersetzen, so daß der ungestörte Fortgang dieser Prozesse gesichert ist.

Nun geht die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise durch Konzentration und Zentralisation der Kapitalien in einer Richtung vor sich, die heute schon die Person des Kapitalisten immer überflüssiger macht, durch Aktiengesellschaften und Unternehmerverbände. Diese engen den Spielraum der so viel gerühmten Initiative des einzelnen immer mehr ein und setzen an Stelle der Konkurrenz und der Spekulation der einzelnen Unternehmer immer mehr eine feste Regelung und Organisation nicht bloß der Produktion, sondern auch des Absatzes ganzer Industriezweige. Die Regelung könnte sofort sozialistischen Charakter annehmen, sobald sie nicht zu Zwecken privaten Profits, sondern zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs erfolgte.

Es genügt jedoch nicht, daß die Produktionsmittel sich immer mehr konzentrieren und die Produktion und der Absatz immer mehr geregelt werden. Das würde wohl zu einem Mittel, Krisen zu verhüten, sobald die Produktionsmittel gesellschaftliches Eigentum geworden sind und ihre Anwendung zu Zwecken gesellschaftlicher Bedarfsdeckung und nicht privaten Profits erfolgt.

Aber gerade das Profitstreben pumpt heute aus den Arbeitern so viel Arbeit als möglich heraus, um die Masse des Mehrwerts aufs äußerste hoch anschwellen zu lassen. Und es sucht die Produktionskosten möglichst tief herabzusetzen. Sind die Produktionsmittel Eigentum einer Gesellschaft geworden, in der die Arbeiter die herrschende Klasse sind, dann entfällt die Hungerpeitsche, die der Kapitalist schwingt und durch die er die Arbeiter zwingt, möglichst viel und möglichst sparsam zu produzieren. Und doch soll die neue Produktionsweise ebensoviele Produkte liefern, wie die alte, ja bedeutend mehr, wenn sie imstande sein soll, die Unsumme von Elend zu stillen, die heute besteht.

Das wird nur gelingen, wenn bestimmte psychische Eigenschaften bei den Arbeitern zu finden sind, die sie dazu treiben, aus freien Stücken ihr bestes zu geben, was sie bisher nur unter kapitalistischem Zwang getan haben.

Das besagt nicht, daß etwa die Arbeitszeit zu verlängern wäre. Das widerspräche ja dem Ziel der Befreiung und geistigen Hebung der Arbeiterklasse, das eben durch die neue Produktionsweise erreicht werden soll. Ausreichende Muße für alle Arbeitenden ist dringend notwendig. Nicht minder aber höchste Produktivität der in den verringerten Arbeitsstunden verausgabten Arbeit. Das kann und wird ohne Antreiberei erreicht werden durch Stillegung aller schlecht eingerichteten Betriebe, durch allgemeine Anwendung der fortgeschrittensten Maschinen und Me-

Digitized by Google

thoden, sowie durch produktive Anwendung bisher unproduktiv oder gar nicht beschäftigter arbeitsfähiger Elemente, wie vor allem Arbeitslose, Arbeiter in nutzlosen Zwergbetrieben, in überflüssigem Zwischenhandel und dergleichen.

Endlich ist dazu aber auch dringend notwendig ausreichendes ökonomisches Verständnis der Arbeiter, die imstande sind, ebenso ökonomische Vorteile und Notwendigkeiten wie ökonomische Nachteile und Unmöglichkeiten zu begreifen, tüchtige von untüchtigen Leitern zu unterscheiden, letztere auszuscheiden, sich freudig um die ersteren zu scharen und verständnisvoll mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Ebenso wie ökonomisches Verständnis ist aber auch ein hoher Grad von sittlichem Empfinden erforderlich, große Solidarität, der es als unehrenhaft gegen die Kameraden wie gegen die Gesamtheit der Arbeiterklasse und der Gesellschaft erscheint, nicht seine Pflicht bei der Arbeit in einem Betriebe zu tun, der der sozialistischen, das heißt der von der Arbeiterklasse beherrschten Gesellschaft gehört, sei es in der Form genossenschaftlichen, kommunalen oder staatlichen Eigentums.

Nun wird ökonomische Einsicht den Arbeitern im Laufe des Klassenkampfes immer mehr beigebracht, dafür sorgen Gewerkschaften und Arbeiterparteien, trotz des Geschwätzes von Ethikern, denen ökonomisches Wissen überflüssig erscheint und die ihm dafür ein „überschwängliches Gewand" anpreisen, „gewirkt aus spekulativem Spinnweb, überstickt mit schöngeistigen Redensarten, durchtränkt von liebesschwülem Gemütstau", um mit den Worten des kommunistischen Manifestes zu reden.

Die Fortschritte der Arbeiter, die Begründung von Genossenschaften, Gilden, gemeinwirtschaftlichen Anstalten, die Bildung von Betriebsräten, tragen ebenfalls dazu bei, die Einsicht in die Bedingungen des Produktions- und Zirkulationsprozesses weiteren Arbeiterkreisen zu vermitteln.

Sehr wichtig werden dafür, ehe die Sozialisten die Staatsgewalt erobert haben, einzelne industrielle großstädtische Gemeinden. Dort kommt das Proletariat zuerst zur Macht, dort kann es bei genügender kommunaler Bewegungsfreiheit zuerst in größerem Maßstabe Anfänge sozialistischer Produktion ins Leben rufen, einer Produktion, die zur Deckung gesellschaftlichen Bedarfs, nicht zur Gewinnung von Profit dient und von der Arbeiterklasse kontrolliert wird.

Dies war das nicht gerade ausgesprochene oder erkannte, aber doch tatsächlich verfolgte Ziel der proletarischen Vertretung in der Pariser Kommune von 1871. Ein halbes Jahrhundert später hat die Revolution in Oesterreich die Bedingungen geschaffen, daß die Kommune Wien das werden kann, was die Kommune Paris damals werden sollte.

Digitized by Google

Auch wenn diese vor 50 Jahren gesiegt hätte, wäre es ihr nicht gelungen, im gleichen sozialistischen Geist zu arbeiten, wie das heutige Wien. Dazu war das damalige Paris noch zu kleinbürgerlich, waren seine Arbeiter noch zu sehr von bloßen, allerdings heroischen, Gefühlen geleitet, ohne jegliche ökonomische Einsicht und daher auch zu verworren und gespalten.

Mit der Ausdehnung der politischen Macht und der politischen wie der ökonomischen Kampforganisationen des Proletariats wachsen auch seine ökonomischen Erfahrungen und Kenntnisse, wachsen die Möglichkeiten, die Mittel, aber auch die Notwendigkeiten, daß es sich ökonomisches Wissen aneignet und seinem Handeln zugrunde legt.

Nicht so einfach wie mit dem nötigen Wissen steht es mit der nötigen Moral der Arbeiter. Man mißverstehe mich nicht. Ich will hier nicht Moral predigen, ein ganz unnützes Unternehmen, oder behaupten, es fehle den Arbeitern an Moral, an sittlichem Empfinden. Aber jedes besondere gesellschaftliche Tun erheischt eine besondere Art von Moral, und ist ohne sie nicht erfolgreich zu vollziehen. Die Moral, die der Soldat braucht, soll er sich im Felde bewähren, ist ganz anderer Art als etwa die des Arztes im Krankenhaus oder die der Mutter in der Familie oder die des Führers auf der Lokomotive usw.

Der Klassenkampf erzeugt im Arbeiter eine hohe Moral, aber es ist die des Kämpfers. Sie macht ihn geeignet, den Sieg zu erringen, die politische Macht zu erobern.

Aber wenn er sich nun an den Aufbau der sozialistischen Produktion macht, bedarf diese Moral des Kampfes einer Anpassung an die neue Art, wie der einzelne Arbeiter für seine Klasse tätig zu sein hat.

Der Kampf lehrt ihn freiwillige Disziplin in der eigenen Organisation und Solidarität mit den Kampfgenossen, Verachtung jedes Deserteurs und Streikbrechers, jedes, der sich auf Kosten der Gesamtheit seiner Kameraden einen Sondervorteil zu verschaffen sucht. Dabei aber stetes Mißtrauen, unter Umständen Haß gegen den Betriebsleiter, der entweder sein Ausbeuter ist, oder ihn vertritt. Stete Bereitschaft, sich gegen neue Vorschriften des Leiters aufzulehnen, die nicht gerechtfertigt erscheinen. Gleichgiltigkeit gegenüber den Interessen des Betriebs, dessen Früchte nur der Ausbeuter und Gegner erntet, das Bedürfnis, ihm möglichst wenig zu geben, möglichst viel aus ihm herauszuholen und so den Grad der Ausbeutung zu verringern.

In der sozialisierten Produktion gilt es, die im Klassenkampf gegen das Kapital erzeugte Moral der Disziplin in der Kampforganisation und der Solidarität mit den Kampfgenossen umzustellen auf den Produktionsprozeß, der nun ein Prozeß zur Vermehrung des Wohles der Arbeiterklasse wird, und im Arbeiter

Digitized by Google

jene Denkart zum Erlöschen zu bringen, die dieser Prozeß als kapitalistischer Ausbeutungsprozeß im Lohnarbeiter erzeugt hat.

Was der klassenbewußte Arbeiter seiner Gewerkschaft und seiner Partei gegenüber bisher schon empfindet, muß er nun auch dem sozialisierten Betrieb gegenüber empfinden. Auch in ihm muß er sich zur Disziplin und Solidarität verpflichtet fühlen. Dieselbe Verachtung, wie bisher für den Streikbrecher, muß er nun für jenen empfinden, der sich durch vorsätzliche Minderleistungen von der Arbeit für die Gesamtheit zu drücken sucht, und ebenso für jeden einzelnen Arbeiter oder jede Arbeiterschicht, die besonders günstige Umstände in einem sozialisierten Betrieb dazu benützen, sich ohne besondere Mehrleistungen Extravorteile zu verschaffen auf Kosten der Gesamtheit der Arbeiterschaft.

Die Umstellung der proletarischen Klassenmoral auf die neuen Produktionsverhältnisse ist nicht leicht. Und im Gegensatz zu den anderen materiellen und geistigen Vorbedingungen sozialistischer Produktion entspringt diese neue Moral nicht schon aus der kapitalistischen Produktionsweise. Sie kann sich erst im Rahmen der sozialistischen Produktion entwickeln. Das wird um so leichter eintreten, je mehr die sozialisierten Betriebe aufhören, ein Ausnahmefall innerhalb des Kapitalismus zu sein, sondern eine Ausdehnung erreichen, die sie instand setzt, das Denken und Fühlen der gesamten Arbeiterklasse zu beeinflussen.

In den Anfängen des Sozialismus mag es schwer fallen, die volle Produktivität der neuen Produktionsweise zu erreichen. Das Streben danach kann Hindernisse finden in nicht ausreichender Solidarität der Arbeiter mit dem Betrieb, in dem sie tätig sind, ebenso wie in dem Streben mancher Arbeiterkreise, die in einem sozialisierten Betrieb tätig sind, aus ihm Extravorteile herauszuschlagen, die von den Arbeitern der nicht sozialisierten Betriebe in der einen oder anderen Form zu bezahlen sind.

Die neue sozialistische Moral in der Produktion wird um so leichter erreichbar sein, je größer die ökonomische Einsicht der Arbeiter, je größer aber auch die Demokratie innerhalb des Betriebes ist. Um so mehr werden die Arbeiter ihn als den ihrigen betrachten und jeden als Schädling an der Arbeitersache ansehen und behandeln, der nicht seine Pflicht tut — und noch darüber hinaus, wenn die Umstände es erheischen.

Nichts verkehrter, als Versuche, den Arbeitern fehlende Arbeitsfreudigkeit, freiwillige Disziplin und Solidarität mit dem Betrieb durch terroristische Maßregeln einbleuen zu wollen. Das kann nur dazu führen, daß die Arbeiter im sozialisierten Betrieb den gleichen Feind sehen, wie im kapitalistischen, und ihm ebenso widerhaarig entgegentreten. Die neue Moral, die der Sozialismus erheischt, kann daraus nicht hervorgehen.

Digitized by Google

Für die Uebertragung der in den Kampforganisationen des Proletariats erworbenen Moral auf seine Produktionsbetriebe wird ein möglichst großer Reichtum der Gesellschaft ebenso wichtig wie möglichst weitgehende Betriebsdemokratie. Je größer jener, desto leichter wird es, weitgehende Ansprüche der Arbeiter zu befriedigen, desto eher kann das schlimmste Elend beseitigt werden, das am dringendsten nach Abhilfe schreit. Desto größere Vorteile wird das neue Regime den Arbeitern sofort bieten können. Um so eifriger werden sie es verteidigen und auf sein Gedeihen bedacht sein. Mit anderen Worten: Je mehr die kapitalistische Produktionsweise blüht und gedeiht, desto besser die Aussichten des sozialistischen Regimes, das an Stelle des kapitalistischen tritt.

Das klingt paradox vom Standpunkte derjenigen, die vermeinen, der Sozialismus werde aus dem „Zusammenbruch", dem „Versagen", dem „Abwirtschaften" des Kapitalismus hervorgehen. Es steht jedoch nicht im Gegensatz zu der Auffassung, die nicht von dem ökonomischen Niedergang des Kapitals, sondern von dem moralischen, intellektuellen und politischen Aufsteigen und Erstarken des Proletariats den Sieg des Sozialismus erwartet.

Diese Erkenntnis wird wichtig für die Praxis des Proletariats nach errungenem Siege und auch schon für den Weg, den es zum Siege einzuschlagen sucht.

In diesem Zusammenhange darf ich wohl einige persönliche Bemerkungen machen. In meinem Buche über „Bernstein und das sozialdemokratische Programm" (1899) war ich noch der Ansicht, daß die kapitalistische Produktionsweise ökonomische Grenzen habe, über die sie nicht hinauskomme. Und doch mußte ich schon damals zugeben, daß die chronische Krise, in der ich diese Grenze sah, nicht notwendigerweise eintreten müsse.

„Der Prozeß des Eintretens der chronischen Ueberproduktion kann ein langsam sich hinschleppender sein. Wir wissen über sein Wie ebensowenig wie über sein Wann. Ja, ich will gerne zugeben, daß man sogar daran zweifeln kann, ob er überhaupt jemals eintritt, um so mehr zweifeln, je rascher man sich den Fortschritt der sozialistischen Bewegung vorstellt.

Die unheilbar chronische Ueberproduktion, sie bedeutet die letzte Grenze, bis zu der das kapitalistische Regime sich überhaupt behaupten kann, sie braucht nicht notwendigerweise seine Todesursache zu bedeuten . . . Der Klassenkampf des Proletariats kann zum Umsturz der kapitalistischen Produktionsweise führen, ehe noch diese in das Stadium ihrer Verwesung eingetreten ist." (Bernstein usw., S. 145.)

Drei Jahre später untersuchte ich in meiner Schrift über „Die soziale Revolution" unter anderem die Formen, die der Sieg des Proletariats annehmen könnte und die Bedingungen, die ihn zu fördern vermöchten.

Digitized by Google

Da wies ich darauf hin, daß bei der heutigen Spannung ein Krieg in dem besiegten Staate leicht ein Mittel zur Entfesselung einer proletarischen Revolution werden könne. Nichtsdestoweniger dürften wir einen Krieg nicht wünschen:

„Seine Schrecken sind so entsetzlich, daß heute wohl nur noch militärische Fanatiker den traurigen Mut auftreiben können, mit kaltem Blute nach Krieg zu verlangen. Aber selbst wenn eine Revolution nicht ein Mittel zum Zweck, sondern ein Endzweck wäre, könnte man nicht einen Krieg als Mittel wünschen, die Revolution zu entfesseln. Denn er ist das irrationellste Mittel zu diesem Zweck. Eine feindliche Invasion bringt so entsetzliche Zerstörungen mit sich, schafft so ungeheuerliche Anforderungen an den Staat, daß sie eine Revolution, die aus ihr entspringt, aufs schwerste mit Aufgaben belastet, die dieser nicht eigentümlich sind und die vorübergehend fast alle ihre Mittel und Kräfte absorbieren. Dabei fällt eine Revolution, die einem Kriege entspringt, mitunter mit einem Versagen der revolutionären Klasse zusammen, wenn diese durch den Krieg vorzeitig zur Lösung von Aufgaben berufen wird, für die sie noch zu schwach ist. Der Krieg selbst kann diese Schwäche noch steigern, schon durch die Opfer, die er mit sich bringt, wie durch die moralische und intellektuelle Degradierung, die ein Krieg meist hervorruft. Also enorme Vermehrung der Aufgaben des revolutionären Regimes und gleichzeitige Schwächung seiner Kräfte. Daher kann eine Revolution, die einem Kriege entspringt, leichter scheitern, oder frühzeitig ihre Triebkraft verlieren, wenn sie nicht tief in den Verhältnissen begründet ist." (3. Aufl. S. 58.)

Was ich 1902 befürchtet hatte, trat 1917 und 1918 leider wirklich ein.

Es gab jedoch nicht wenige Sozialisten, die in einem der Hauptgründe der Schwäche der damaligen Revolution ein Element des Sieges sahen: in dem völligen ökonomischen Zusammenbruch. Kommunisten und von ihnen beeinflußte Sozialdemokraten jubelten über diesen Zusammenbruch, der ein Versagen des Kapitalismus und daher dessen Ende bedeute. Nichts erschien ihnen wichtiger, als den am Boden liegenden Kapitalismus zu hindern, sich wieder aufzurichten. Jede Art der Produktion, außer der sozialisierten, solle von nun an unmöglich gemacht werden.

Das war eine furchtbar gefährliche Parole. Am 12. Januar 1919, noch vor den Wahlen zur Nationalversammlung, als es noch nicht feststand, daß die Sozialdemokraten in Deutschland eine Minderheit darstellten, veröffentlichte ich eine Flugschrift: „Richtlinien für ein sozialistisches Aktionsprogramm", in der ich erklärte:

„Die deutsche Republik soll eine demokratische Republik sein. Sie soll aber mehr werden, sie soll eine sozialistische Republik werden, ein Gemeinwesen, in dem die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen keine Stätte mehr hat."

„Jedoch noch dringlicher als die Frage der Produktionsweise ist die der Produktion selbst. Der Krieg hat die Produktion gewaltsam unterbrochen. Sie wieder zu beleben und in Gang zu bringen, ist unsere dringendste Aufgabe. Sie bildet die Vorbedingung jedes Versuches einer Sozialisierung der Produktion."

Digitized by Google

Diese Sozialisierung selbst, erklärte ich weiter, lasse sich nicht im Handumdrehen durchführen, sondern nur schrittweise und nach sorgfältiger Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse und Vorbereitung der Neuordnung.

Im gleichen Sinne äußerte ich mich in einem Referate über „Sozialisierung", das ich am 14. April 1919 dem zweiten Reichskongreß der Arbeiterräte zu erstatten hatte. Ich führte dort aus:

„Die russische Methode, zuerst wags und dann wägs, hat nicht die erfreulichsten wirtschaftlichen Resultate gezeitigt. Sie hat die Notlage des russischen Proletariats gesteigert und enormes Lehrgeld gefordert. Unsere russischen Genossen selbst mahnen uns, wir sollen von ihren Fehlern lernen und wir haben alle Ursache, das zu tun."

„Um so mehr, als der Krieg uns von allen Vorräten entblößt hat, so daß wir unfehlbar verhungern müssen, wenn nicht die Produktion überall da einsetzt, wo es möglich ist. Wir haben keine Mittel, um ohne Produktion auch nur vorübergehend zu existieren, wir müssen also die ganze Produktion in Gang bringen, nicht bloß die sozialistische, sondern dort, wo das noch nicht möglich ist, auch die kapitalistische."

„Die sofortige Vollsozialisierung ist ein leeres Schlagwort; ist die aber nicht möglich, dann ist nicht minder verderblich die Forderung, sofort jegliche kapitalistische Produktion gänzlich unmöglich zu machen."

„Gänzlich verkehrt ist es, die Sozialisierung eines Industriezweiges durch die allerdings sehr populäre Methode beschleunigen zu wollen, daß man die Arbeiter antreibt, Forderungen zu stellen, die es notwendig machen, entweder mit Unterbilanz zu arbeiten oder die Preise der Produkte in einer Weise zu erhöhen, die jeden erheblichen Absatz ausschließt. Das heißt nichts anderes, als solche Produktionszweige aus Mitteln der Bereicherung der Gesellschaft in Mittel ihrer Verarmung verwandeln. Eine derartige Sozialisierung bedeutet nicht Sozialisierung der Produktion, sondern Sozialisierung des Bankerotts."

Das sind Ansichten, die heute wohl jeder Sozialdemokrat als selbstverständlich betrachtet. Vor acht Jahren, als noch die Revolution in vollem Flusse zu sein schien, erregten sie bei der Linken unserer Partei bedenkliches Kopfschütteln oder gar entrüstete Ablehnung.

Zum Schlusse meines Referats vom April 1919 kam ich auf die „Wurzel des Uebels" zu sprechen, die bewirkte, daß in der Frage der Sozialisierung noch nichts geschehen sei. Als diese Wurzel bezeichnete ich:

„Die Spaltung des Proletariats. Sie bewirkte es vor allem, daß eine Regierung, die der Revolution entsprang, in Abhängigkeit geriet von den alten Bureaukraten, Generälen, Kapitalsmagnaten."

„Man sieht in der Nationalversammlung einen Beweis für die Schlechtigkeit des allgemeinen Wahlrechts. Dieses Wahlrecht ist aber nur ein Spiegel, der zeigt, was ist. Zeigt er uns eine Fratze, so ist das Original auch nicht schöner, und es nutzt nichts, wenn das Original wutentbrannt den Spiegel zerschlägt . . . ."

„Auf der andern Seite schafft auch das Rätesystem noch keine Alleinherrschaft des Proletariats, solange dieses gespalten ist. Jede Regierung kann da stets nur die Diktatur eines Teils des Proletariats über den andern bedeuten."

Digitized by Google

„Die Einigung des Proletariats ist die Hauptsache . . . ."

„Karl Marx schloß das kommunistische Manifest mit den Worten: Proletarier aller Länder vereinigt Euch."

„Heute müssen wir hinzufügen die Mahnung: Proletarier Deutschlands, einigt Euch."

Dieser Appell, mit dem ich schloß, war damals in den Wind gesprochen. Es bedurfte noch mancher Jahre, ehe wenigstens die Sozialdemokraten Deutschlands sich einigten.

Ohne einiges Proletariat aber kein Sozialismus. Einer sozialistischen Sekte oder Klique oder Verschwörung kann es unter Umständen gelingen, für sich allein den Staatsapparat zu erobern und ihn mit allen Mitteln des Terrors festzuhalten. Er wird unter solchen Umständen nie ein Mittel der Befreiung des gesamten Proletariats werden, sondern nur ein Mittel der Niederhaltung aller von der Sektiererei unberührten Elemente der Arbeiterklasse. Er kann den Produktionsprozeß verstaatlichen, nicht aber ihn demokratisieren. Und nur ein solcher wird vom Proletariat als ein es befreiender und befriedigender angesehen und angenommen werden.

Und nur ein einiges Proletariat besitzt die Kraft, dauernd unter den demokratischen Formen, deren es bedarf, seine Herrschaft zu behaupten. Wo es sich in inneren Kämpfen zerfleischt, wird stets die Kapitalistenklasse der lachende Dritte sein. Kämpfe des Geistes, Kämpfe um Fragen der Theorie, der Taktik, der Organisation schaden an sich nichts, können sehr heilsam sein als Mittel, klares Denken zu erzwingen. Aber sie werden verderblich, wenn sie eine organisatorische Spaltung herbeiführen, und schon gar dann, wenn eine Organisation des Proletariats gegen eine andere mit Mitteln der Gewalt zu Felde zieht.

Die Kraft des Proletariats im Klassenkampf, im Kampfe um die politische Macht, ist nicht zum wenigsten eine Frage der Organisation. Und andererseits ist der sozialistische Aufbau der Produktion auch eine Frage der Organisation. Geschlossenheit des Proletariats ist hier ebenso unerläßlich wie dort.

Auch hier zeigt sich uns aber wieder die Wichtigkeit der ökonomischen Prosperität für das Aufkommen des Sozialismus.

Durch nichts wird die Geschlossenheit des Proletariats mehr bedroht, als durch Not und Arbeitslosigkeit in Zeiten wirtschaftlicher Depression. Nie ist ein Teil des Proletariats kampfunlustiger, nie ein anderer Teil mehr erpicht auf sinnlose Abenteuer, als in einer solchen Situation.

Die in Arbeit stehenden ebenso wie diejenigen, die einen klaren Einblick in die bestehenden Machtverhältnisse und ökonomischen Möglichkeiten haben, mahnen da vor jeder Kraftprobe ab, die vermieden werden kann. Die anderen dagegen, die Arbeitslosen und die Unwissenden, rasend gemacht durch Verzweiflung und durch ungestillten Tatendrang, lassen sich leicht von

Digitized by Google

Illusionären und Demagogen zu Ausbrüchen fortreißen, die scheitern müssen und nur eines bewirken: den Groll und Zwiespalt innerhalb der Arbeiterbewegung zu vertiefen.

Stets gibt es innerhalb der Arbeiterklasse zwei Flügel: die Bedächtigen und Vorsichtigen auf der einen Seite, auf der andern die Kühnen und Ungeduldigen. Diese Verschiedenheiten fallen nicht zusammen mit verschiedenen theoretischen, taktischen, organisatorischen Richtungen. Innerhalb jeder dieser Richtungen findet man beide Elemente. Und die Richtungen wechseln mit den politischen und ökonomischen Situationen und Erfahrungen, jene beiden Flügel dagegen treten immer wieder auf. Beide sind nützlich, solange sie die Einheitlichkeit des Gesamtkörpers nicht hindern, ihn durch ihr Zusammenwirken vor Einseitigkeit bewahren. Aber ihr Gegensatz kann verhängnisvoll werden, wenn er sich so scharf zuspitzt, daß er den Gesamtkörper zerreißt.

Dazu kommt es am ehesten in einer Periode ökonomischer Depression. Am wenigsten dagegen in Zeiten wirtschaftlicher Blüte.

Noch in anderer Weise erleichtert kapitalistische Prosperität sozialistische Maßregeln. Je größer die Einnahmen der Kapitalisten infolge lebhafter Zirkulation, also nicht vermehrter Arbeiterausbeutung, desto mehr davon kann man ihnen in Form von Steuern abnehmen, ohne den Produktionsprozeß zu stören und die Tendenz zur Belastung der Arbeiter zu vermehren. So gewinnt der Staat da am ehesten die Mittel, die er braucht, um große Neuerungen im Interesse der Massen durchführen zu können.

In Zeiten der Prosperität kann man den Kapitalisten auch am ehesten ohne Schädigung der Produktion einschneidende Reformen auferlegen, Verkürzungen der Arbeitszeit, sanitäre Maßregeln und dergleichen. Denn in solchen Zeiten verfügen die Unternehmer am ehesten über die Mittel, die daraus hervorgehenden Lasten zu tragen oder durch technische Verbesserungen im Betrieb wettzumachen.

Endlich aber finden in Zeiten wirtschaftlicher Blüte auch Neuerungen in der Richtung der Sozialisierung, z. B. neubegründete gemeinwirtschaftliche Betriebe, die besten Vorbedingungen, um die ersten, schwersten Jahre, die Lehrjahre, zu überstehen, sich zu behaupten und einzuwurzeln.

So müssen wir immer wieder betonen, daß nicht der ökonomische Niedergang des industriellen Kapitals, sondern sein Gedeihen die besten Bedingungen für erfolgreiche Anfänge eines sozialistischen Regimes schafft.

Wir haben gesehen, daß aus einem gegebenen wirtschaftlichen Boden gar mannigfache Tendenzen erstehen können, die einander teils fördern, teils einander lähmen. Aber auch die einander

Digitized by Google

fördernden erwachsen nicht alle in gleichem Tempo und gleichem Maße. Eine proletarische Partei kann durch besondere Umstände in einem Lande zur Regierung kommen, lange ehe dort die materiellen, intellektuellen, moralischen Bedingungen genügend entwickelt sind, um eine sozialistische Produktion mit weitgehender Selbstbestimmung der Arbeiter herbeizuführen.

Auch ein solches Regime kann den arbeitenden Klassen große Vorteile bringen, die ihnen ein kapitalistisches Regime vorenthalten würde. Aber es wird das nur dann bewirken, wenn es darauf verzichtet, ökonomisch Unmögliches anzustreben. Wo es sich dagegen sofort daran machen will, das sozialistische Endziel durchzuführen, wird es stets scheitern, entweder gestürzt werden oder das Gegenteil dessen erreichen, das es anfänglich angestrebt.

Selbst unter günstigen Umständen wird ein proletarisches Regime immer sorgsam den Boden prüfen müssen, auf dem es vorwärtsschreitet, denn nicht immer werden seine politische Macht und die Bedingungen des Sozialismus in gleichem Ausmaß gegeben sein. Auch da kann es zu manchem Mißerfolge kommen. Und die Formen des Sozialismus, die sich schließlich nach mannigfachen Erfahrungen als die zweckmäßigsten herausstellen, mögen ganz anders aussehen als diejenigen, die uns heute vorschweben.

Sogar einzelne Rückschläge sind auch in den vorgeschrittensten Ländern möglich, z. B. eine zeitweise Verwandlung einer sozialistischen Mehrheit in eine Minderheit, etwa durch Uebergang von halbproletarischen Schichten oder von unwissenden proletarischen Schichten ins bürgerliche Lager, vielleicht verleitet durch glänzende Versprechungen bürgerlicher Parteien, die die praktischen Leistungen der bisherigen sozialistischen Mehrheit überbieten. Rückschläge auf nichtdemokratischem Wege, durch Waffengewalt, stehen auf einem andern Blatt. Davon handeln wir hier nicht.

Solche Rückschläge werden unangenehm sein, dürfen aber nie ein Grund zur Verzweiflung werden. Selbst wenn sie aus einem Versagen, einer Unfähigkeit der sozialistischen Mehrheit hervorgingen, würden sie nur bezeugen, daß in dem betreffenden Lande zurzeit die Bedingungen, die politische Macht zu erobern, eher entwickelt waren als die, sie zu sozialistischen Neugestaltungen anzuwenden.

Ein Mißerfolg der sozialistischen Idee als solcher wäre damit noch lange nicht gegeben.

Noch keine Niederlage vermochte bisher das Proletariat dauernd niederzuhalten, und wenn es noch so vernichtend aufs Haupt geschlagen zu sein schien. Stets galten die Worte, die Freiligrath am 19. Mai 1849 der verbotenen „Neuen Rheinischen Zeitung" nachrief, für das ganze Proletariat:

Digitized by Google

„Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!"

Nach jeder Niederlage hat es sich von neuem erhoben, zahlreicher, stärker und reifer, bereichert um die Erfahrungen seines früheren Wirkens.

Dabei aber, trotz allen Wandels der Formen seiner Tätigkeit und ihrer Ergebnisse, bleibt sein Endziel stets dasselbe. Wohl hat die Arbeiterklasse, wie Marx in seinem „Bürgerkrieg in Frankreich" sagt, „keine Ideale zu verwirklichen", das heißt, wie er vorher sagt, „keine fix und fertigen Utopien zu verwirklichen". Aber ein Ziel verfolgt die Arbeiterklasse trotzdem unentwegt, muß sie verfolgen, ob sie es weiß oder nicht. Nicht ein Ideal, das ein Theoretiker sich erdacht oder ein Dichter voll Sehnsucht erträumt hat, sondern ein Ideal, das mit seiner Klassenlage gegeben ist und nur mit ihr verschwinden kann.

Seit es Klassen und Staaten gibt, hat jede der ausgebeuteten Klassen, wenn sie überhaupt selbständiger Tätigkeit fähig war, sich die Aufhebung ihrer Ausbeutung zum Ziele gesetzt. Jetzt wird dieses Ziel durch die kapitalistische Produktionsweise, durch die von ihr geschaffenen Produktivkräfte und proletarischen Existenzbedingungen für die Ausgebeuteten unendlich erweitert. Jetzt sind zum erstenmal in der Geschichte der Klassen und Staaten die Bedingungen gegeben, daß die unterste aller Klassen sich selbst befreit und damit aller Klassenherrschaft ein Ende macht.

Es ist dasselbe Ziel, das jedem Klassenkampf der Ausgebeuteten zugrunde liegt, aber es erreicht eine Größe, die es nie bisher gehabt hat. Noch ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wann dieser ungeheure Befreiungskampf enden und welche neuen gesellschaftlichen Formen er hervorbringen wird. Aber eines können wir mit Sicherheit sagen: Diese Bewegung, in der wir mitten drin stehen und die uns alle mit sich reißt, ob wir es wollen oder nicht, sie kann erst aufhören, wenn es gelungen ist, jeglicher Ausbeutung für immer ein Ende zu machen.

Dieses und nicht irgendeine ausgetüftelte Utopie ist das wirkliche Endziel der proletarischen Kämpfe unseres Jahrhunderts. Die Kräfte und die Bedingungen für die Erreichung dieses Endziels wachsen von Tag zu Tag immer mehr. So dürfen wir sie mit Sicherheit erwarten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wandlung des Staates.

Die ganze ungeheure Bewegung der Gesellschaft, die durch das Aufkommen des industriellen Kapitals hervorgerufen und durch den Klassenkampf des Proletariats immer weitergeführt wird, kann nicht vor sich gehen, ohne auch den Staat völlig um-

Digitized by Google

zuwälzen, nicht nur Umwälzungen innerhalb des Staates herbeizuführen, sondern auch das Wesen des Staates selbst von Grund aus umzugestalten.

Das geschieht schon durch das Aufkommen der modernen Demokratie, des modernen demokratischen Staates. Dieser steht bereits, wie wir gesehen haben, in vollstem Widerspruch zum Wesen des historisch gewordenen Staates, der von vornherein auf der Rechtsungleichheit der verschiedenen, ihn bildenden Gemeinwesen, Stände, Klassen beruhte. Die Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Recht, die Zuerkennung der gleichen politischen und bürgerlichen Rechte und Pflichten an jeden von ihnen bedeutet bereits einen Bruch mit dem Staate, wie er von seinem Beginn an war, dem Staate, der auf der Eroberung und gewaltsamen Unterordnung der Mehrheit der ihm angegliederten Volksteile und Völker unter eine siegreiche Minderheit beruhte.

Aber dieser demokratische Staat bedeutet noch nicht die Aufhebung aller Klassen. Er bedeutet bloß die Aufhebung jener ständischen Unterschiede, die auf der Gewalt beruhten. Er hob nicht von vornherein jene Klassenunterschiede auf, die sich innerhalb des Staates gebildet hatten und die rein ökonomischer Natur waren, auf bestimmten Eigentums- und Produktionsverhältnissen beruhten, die sich mit allgemeiner Rechtsgleichheit vereinbaren ließen.

Der demokratische Staat verhindert nicht, daß ausbeutende Klassen die Staatsgewalt beschlagnahmen und sie in ihrem Klasseninteresse im Gegensatz zu den ausgebeuteten Klassen benutzen.

Aber der moderne demokratische Staat unterscheidet sich dadurch von den früheren Arten von Staaten, daß diese Ausnützung des Staatsapparates für die Zwecke ausbeutender Klassen nicht zu seinem Wesen gehört, nicht untrennbar mit ihm verknüpft ist. Im Gegenteil, der demokratische Staat ist seiner Anlage nach darauf eingerichtet, nicht das Organ einer Minderheit zu sein, wie es die bisherigen Staaten waren, sondern das Organ der Mehrheit der Bevölkerung, also der arbeitenden Klassen. Wird er das Organ einer ausbeutenden Minderheit, so liegt das nicht an der Beschaffenheit des Staates, sondern an der Beschaffenheit der arbeitenden Klassen, ihrer Uneinigkeit, Unwissenheit, Unselbständigkeit oder Kampfunfähigkeit, die wieder ein Ergebnis der Bedingungen sind, unter denen sie leben.

Die Demokratie selbst bietet die Möglichkeit, diese Wurzeln der politischen Macht der großen Ausbeuter in der Demokratie zu vernichten, was wenigstens für die stets zunehmende Zahl der Lohnarbeiter immer mehr gelingt.

Je mehr das der Fall ist, desto mehr hört der demokratische Staat auf, ein bloßes Werkzeug der ausbeutenden Klassen zu sein. Der Staatsapparat beginnt nun unter Umständen, sich gegen diese

Digitized by Google

zu wenden, also in geradem Gegensatz zu seiner bisherigen Tätigkeit zu funktionieren. Er beginnt aus einem Werkzeug der Niederhaltung zu einem Werkzeug der Befreiung der Ausgebeuteten zu werden.

Vielfach nimmt man heute allerdings an, daß die Wandlung, die der moderne Staat durchmache, anderer Art sei. Die Demokratie werde nicht zu einem Werkzeug der Befreiung der ausgebeuteten Klassen, sondern versage als solche. Demokratie und Parlamentarismus machten heute eine Krise durch, die ihnen beiden ein Ende machen werde.

Daran ist soviel richtig, daß die Lage der Staaten und namentlich die der arbeitenden Klassen in ihnen heute einschneidende Neuerungen verlangt und die Arbeiter mit dem Wachstum ihrer Kraft auch ihre Anforderungen an den Staat steigern. In der Demokratie erstanden aber bisher keine Mehrheiten, die imstande waren, einschneidende Neuerungen durchzusetzen, die staatliche Gesetzgebung kommt augenblicklich nicht vom Fleck, die parlamentarische Mühle läuft leer.

Das ist sicher ein unerfreulicher Zustand. Aber woher rührt er? Ganz einfach daher, daß die sozialistischen Parteien noch in keinem Staate die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich haben. Diese Parteien sind in der bestehenden Gesellschaft die einzigen, mit einem Programm großer Neuerungen. Die bürgerlichen Parteien hängen an dem Bestehenden, entsprechend den Interessen der Klassen, die in ihnen vorherrschen.

Dieser Zustand spiegelt sich in dem heutigen Wirken oder der heutigen Unwirksamkeit der Parlamente und der Demokratie wider. Er ist höchst unbefriedigend. Aber auch hier können wir das oben gebrauchte Wort vom Spiegel anwenden. Die Ursache des unerfreulichen Zustandes wird nicht dadurch beseitigt, daß man den Spiegel zerbricht, der ihn uns zeigt. Nur eine ganz oberflächliche Betrachtung kann das Spiegelbild für den Zustand verantwortlich machen, den es wiedergibt.

Man sorge dafür, daß in jedem Lande nur eine sozialistische Partei besteht und diese die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hat, — und Demokratie wie Parlament werden sofort größte Regsamkeit und Fruchtbarkeit entwickeln. Und die Demokratie selbst bietet den besten, ja den einzigen Boden, zu diesem Zustand zu gelangen.

Welche andere politische Verfassung können die Kritiker der Demokratie ihr entgegensetzen? Außer ihr ist in der heutigen Gesellschaft nur noch ein politischer Zustand wenigstens vorübergehend möglich: der einer gesetzlosen, rein auf brutale Gewalt gestützten D i k t a t u r.

Einen derartigen Zustand finden wir schon im Altertum in Zeiten eines Gleichgewichts demokratischer und aristokratischer

Digitized by Google

Tendenzen. Ueber beide erhob sich in griechischen Staaten unter solchen Umständen oft ein Tyrann. Der Cäsarismus erwuchs in Rom aus einem ähnlichen Zustand des Gleichgewichts feindlicher Klassen. Im vorigen Jahrhundert finden wir im Gefolge sowohl der großen Französischen Revolution wie der Februarrevolution von 1848 ebenfalls einen Gleichgewichtszustand und aus ihm hervorgehend den Bonapartismus. Heute sind wir wieder in eine Aera von Diktaturen in manchen Staaten geraten.

Die bisherigen Diktaturen sind fast alle kurzlebig gewesen, mit historischem Maßstab gemessen, wo 10—12 Jahre keinen langen Zeitraum darstellen. Die griechischen dauerten meist nicht länger. Eine dauernde Diktatur, wie die der Cäsaren, konnte sich nur dort behaupten, wo das ganze gesellschaftliche Leben im Niedergang war, politisches Leben und politisches Interesse in jeder Klasse erlosch, das Gleichgewicht der Klassen auf eine Erstarrung der Klassen hinauslief — ein Ergebnis zunehmenden wirtschaftlichen Niederganges. Im Frankreich des vorigen Jahrhunderts überlebte der erste wie der dritte Napoleon sein Kaisertum.

Wo reges ökonomisches Leben weiterging, hat sich die Diktatur nie lange behauptet.

Nicht in Staaten alter kapitalistischer Kultur, sondern in solchen mit jungem industriellen Kapitalismus und daher auch noch wenig geschultem industriellen Proletariat sind die Diktaturen unserer Tage erstanden. Sie können sich nur am Ruder erhalten durch Methoden, die die ökonomische relative Rückständigkeit ihrer Staaten noch vermehren durch zunehmende Unsicherheit, zunehmende Einschnürung jeder freien Bewegung, jedes freien Verkehrs der Bevölkerung, durch zunehmende Isolierung ihres Staates und Zunahme von Konflikten mit anderen Staaten, im Verkehr mit denen man es liebt, ebenfalls die Methoden in Anwendung zu bringen, nach denen man im Innern regiert.

Die Abwendung von der Demokratie, die Unabhängigkeit von der Masse der Bevölkerung können die Diktatoren nur dadurch erreichen, daß sie sich auf einen Machtapparat stützen, Bureaukratie, Polizei, Militär oder riesenhafte Räuberbanden (Fasci). Dieser Apparat erhebt sie anscheinend zu unumschränkten Alleinherrschern, degradiert sie aber tatsächlich immer mehr zu seinen Gefangenen. Diesen Apparat zu befriedigen, muß immer mehr ihre Hauptsorge sein, was nur durch Methoden möglich ist, die jeden ökonomischen Aufstieg hemmen und einschnüren.

Das bringt jede Diktatur notwendigerweise in wachsenden Gegensatz zu allen Klassen der Bevölkerung, Bauern wie Industriearbeitern, Kapitalisten wie Proletariern und Intellektuellen, soweit sie nicht zu den gut bezahlten und privilegierten Werkzeugen der Diktatur gehören.

Digitized by Google

Die Diktatur, die sich dank dem Gleichgewichte einander energisch widerstreitender Klassen über sie erhebt, führt schließlich dahin, daß über dem Kampf gegen sie alle Klassengegensätze zurücktreten.

Keine der Diktaturen kann sich heute dauernd behaupten. Jede muß früher oder später stürzen. Aber ihr Regime wird das Land nicht weitergebracht haben, als die anscheinend versagende Demokratie. Im Gegenteil, sie wird es ökonomisch, moralisch, intellektuell geschwächt zurücklassen.

Sie mag zeitweise den Aufstieg der Demokratie und des Proletariats hemmen — vielfach ist das von vornherein ihr Zweck — sie kann nirgends die gesellschaftliche Entwicklung fördern. Sie ist in jedem Staate, in dem sie sich breitmacht, bestimmt, eine Episode zu sein, eine opfervolle und schmerzhafte, aber keine, die es vermöchte, irgendwie die Demokratie auch nur zu ersetzen, geschweige denn, sie an Leistungsfähigkeit zu übertreffen.

Die Demokratie ist unersetzlich als Mittel der Befreiung des Proletariats. Sie kann, wo sie mit Gewalt bedroht wird, nur mit Gewalt, nicht mit bloßer Ueberredung oder dem Stimmzettel verteidigt werden. Sie darf nie vom kämpfenden Proletariat preisgegeben werden.

Bereits durch sie wird der bisherige Staat schließlich in sein Gegenteil verkehrt, sobald erst einmal das Proletariat und der Anhang seiner Partei in der Bevölkerung zahlreich genug geworden ist, ihre Mehrheit zu bilden, und selbständig und kampffähig genug, diese Mehrheit in der Demokratie zur Geltung zu bringen.

Mancher meint, unser Sieg würde zunächst nichts am Wesen des Staates ändern. Er bleibe nach wie vor ein Mittel der Unterdrückung einzelner Klassen. Nur ein Personenwechsel trete ein. Die Vorkämpfer der Unterdrückten, die bisher im Kerker saßen, kommen nun in die Paläste. Und die Bewohner der Paläste in die Kerker. So wie es in Aegypten bei dem Umsturz von 2400 v. Chr. der Fall war.

Die so denken, haben vom Wesen der modernen Demokratie nicht viel verspürt. Eine grundsätzlich demokratische Partei kann nicht, wenn sie an der Macht ist, ihren Gegnern gegenüber ein Verfahren anwenden, das von ihr gebrandmarkt wurde, solange sie in der Opposition war. Die Parole ist mehr als naiv: „Vollste Freiheit für meine Partei im Staate, solange ich nicht an der Macht bin. Die Bastille für alle, die nicht auf meine Partei schwören, sobald ich in der Regierung bin." Die Parole ist geradezu hochgradig dumm, denn sie vergißt die Parteigenossen in jenen Ländern, wo sie noch nicht an der Macht sind, und rechnet damit, daß die eigene Partei im Lande, in dem sie siegt, nun für

Digitized by Google

immer am Ruder bleibt, nie wieder in die Oppositionsstellung herabgedrückt wird. Etwas, was nirgends sicher, am unwahrscheinlichsten aber dort ist, wo eine Partei glaubt, sich nur mit Hilfe von Bastillen am Ruder erhalten zu können.

Gerade der regelmäßige Wechsel der Mehrheiten und damit der Parteien in der Regierung wurde in England ein mächtiges Mittel, die demokratischen Rechte zu befestigen, weil jede regierende Partei mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rechnen mußte, diese Rechte bald als Opposition benützen zu müssen.

Es widerspricht ganz dem Geiste eines Proletariats, das die Demokratie erobert und sich ihr Wesen in zahlreichen Massenkämpfen zu eigen gemacht hat, die politische Macht zur politischen Unterdrückung der Gegner, also zur Einschränkung der Demokratie zu benützen — solange diese selbst auf deren Boden bleiben. Maßregeln im Bürgerkrieg gegen diejenigen, die ihn entzünden, haben wir hier nicht zu erörtern.

Wenn von der Unterdrückung der Kapitalisten in einem von Sozialisten regierten Staat die Rede ist, kann man freilich auch etwas anderes darunter verstehen, als politische Unterdrückung.

Gerade die ärgsten Feinde der Demokratie schwärmen heute am meisten von der „Freiheit der Arbeit", worunter sie die Freiheit verstehen, die Arbeiter ungemessen auszubeuten.

Diese Freiheit wird sicher beseitigt werden. Die Unternehmer entrüsteten sich bisher schon über jedes, auch das harmloseste Arbeiterschutzgesetz, als über eine unerhörte Bedrückung — der Arbeiter. Sie werden es dann noch mehr tun. Die Demokratie wird das aushalten.

Der von einer proletarischen Mehrheit beherrschte Staat wird natürlich bei „Unterdrückungen" solcher Art nicht stehen bleiben. Er wird das machtvollste Mittel werden, eine der Trutzburgen kapitalistischer Ausbeutung nach der andern einzunehmen und sie in Stätten wirklich freier Arbeit zu verwandeln. Dieser Vorgang muß schließlich damit enden, daß jegliche Ausbeutung aufhört. Hört damit aber nicht der Staat selbst auf? Hat er sich damit nicht den Boden unter den Füßen weggezogen, auf dem er bisher stand?

Fünfzehntes Kapitel.

Die Aufhebung des Staates.

In seiner Schrift: „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" (3. Aufl. S. 301, 302) sagt Friedrich Engels:

„Indem die kapitalistische Produktionsweise mehr und mehr die große Mehrzahl der Bevölkerung in Proletarier verwandelt, schafft sie die Macht, die diese Umwälzung (gesellschaftlich-planmäßige Regelung der Produk-

Digitized by Google

tion nach den Bedürfnissen der Gesamtheit wie jedes einzelnen K.) bei Strafe des Untergangs zu vollziehen genötigt ist. Indem sie mehr und mehr auf Verwandlung der großen, vergesellschafteten Produktionsmittel in Staatseigentum drängt, zeigt sie selbst den Weg an zur Vollziehung dieser Umwälzung. Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum. Aber damit hebt es sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf und damit auch den Staat als Staat. Die bisherige, sich in Klassengegensätzen bewegende Gesellschaft hatte den Staat nötig, das heißt eine Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen, also namentlich zur gewaltsamen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebenen Bedingungen der Unterdrückung (Sklaverei, Leibeigenschaft oder Hörigkeit, Lohnarbeit). Der Staat war der offizielle Repräsentant der ganzen Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in einer sichtbaren Körperschaft, aber es war dies nur, insofern er der Staat derjenigen Klasse war, welche selbst für ihre Zeit die ganze Gesellschaft vertrat: im Altertum Staat der sklavenhaltenden Staatsbürger, im Mittelalter des Feudaladels, in unserer Zeit der Bourgeoisie. Indem er endlich tatsächlich Repräsentant der ganzen Gesellschaft wird, macht er sich selbst überflüssig. Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten gibt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, gibt es nichts mehr zu regieren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat, nötig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft — ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat. Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiete nach dem andern überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht „abgeschafft", er stirbt ab. Hieran ist die Phrase vom „freien Volksstaat" zu messen, sowohl nach ihrer zeitweiligen agitatorischen Berechtigung, wie nach ihrer endgültigen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit; hieran ebenfalls die Forderung der sogenannten Anarchisten, der Staat solle von heute auf morgen abgeschafft werden."

Diese Ausführungen entsprechen vollkommen der marxistischen Auffassung vom Staate als Organ der Klassenherrschaft. Sie bilden ihre logische Konsequenz. Sie lassen auch an Präzision und Klarheit nichts zu wünschen übrig und es läßt sich nichts gegen sie einwenden, wenn sie mit der nötigen Dosis Salz aufgenommen werden. Wenn Engels von der Besitzergreifung der Produktionsmittel durch den Staat als einem „Akt" spricht, darf man daraus nicht schließen, er habe sich vorgestellt, daß mit einem Schlage, in einer neuen Nacht des 4. August (natürlich 1789, nicht 1914) alle Produktionsmittel in den Besitz des Staates übergehen; er habe nicht erkannt, dieser Uebergang könne nur ein mehr oder weniger langsamer fortschreitender Prozeß sein. Engels selbst gebraucht ja gleich darauf die Bilder vom allmählichen Einschlafen

Digitized by Google

und Absterben der Staatsgewalt, also nicht von einem einmaligen Akt. Auch darf man es nur auf Rechnung der gedrängten lapidaren Darstellung setzen, wenn Engels nur vom Staate als Besitzergreifer der Produktionsmittel spricht. Einmal können hier nicht alle Produktionsmittel gemeint sein, sondern nur die der Großbetriebe, die gesellschaftliche Arbeit bedingen. Dann können auch diese von verschiedenen Repräsentanten der Gesellschaft in Betrieb genommen werden, von Genossenschaften und Gemeinden ebenso wie vom Staate. Aber allerdings, die umfangreichsten und entscheidensten Produktionsstätten wird der Staat an sich ziehen müssen, und auch die kommunalen und genossenschaftlichen bedürfen einer entsprechenden staatlichen Gesetzgebung, um aufkommen und gedeihen zu können. Der ganze große gesellschaftliche Produktionsprozeß wird also sicher durch die Staatsgewalt immer mehr geregelt und geleitet werden — allerdings durch eine demokratische Staatsgewalt in den Händen des Proletariats.

Faßt man die Engelsschen Ausführungen nicht simplistisch auf, wie sie auch nicht gemeint sind, dann läßt sich gegen sie nichts einwenden. Dennoch aber bedürfen sie eines Kommentars, denn sie lassen einige Fragen offen, über die kein Mißverständnis aufkommen soll.

Engels wendet sich am Schlusse der hier zitierten Ausführungen gegen die Anarchisten, aber nur aus dem Grunde, weil sie fordern, der Staat solle „von heute auf morgen abgeschafft werden".

Das könnte so aufgefaßt werden, — und wurde so aufgefaßt — als wenn die Sozialdemokraten in dem von ihnen angestrebten Endergebnis mit den Anarchisten übereinstimmten und sich von diesen bloß durch den Weg dahin unterschieden.

Die Anarchisten halten die Abschaffung des Staates für die Vorbedingung der Aufhebung der Ausbeutung, die Sozialdemokraten sehen dagegen im Absterben des Staates die Konsequenz des Aufhebens der Ausbeutung. Der gesellschaftliche Zustand, der schließlich dabei herauskommt, soll aber nach der einen Prozedur derselbe sein, wie nach der anderen.

Dies wollte Engels keineswegs sagen, das könnte man jedoch aus seinen Sätzen herauslesen.

Nun mag man einwenden, dies Endergebnis sei eine Frage der fernen Zukunft, die zu entscheiden wir unseren Nachkommen überlassen könnten. Doch wirkt die Art, wie wir die Frage beantworten, schon auf unsere heutige Stellung zum Staate ein.

Wir dürfen nicht vergessen: der Staat ist für die menschliche Entwicklung wichtig geworden nicht bloß als Herrschaftsorganisation. Das ist seine auffallendste Eigenschaft und die für die jeweiligen Klassenkämpfer wichtigste, aber nicht seine einzige.

Digitized by Google

Wir hatten Gelegenheit, schon im Eingang unserer Untersuchung über den Staat darauf hinzuweisen, daß er bedeutende ökonomische und kulturelle Wirkungen dadurch übt, daß er ein Mittel ist, die einzelnen kleinen, primitiven Gemeinwesen zu einem großen Organismus zu vereinigen. Diese Wirkung hängt eng zusammen mit dem Charakter des Staates als Werkzeug der Herrschaft einer ausbeutenden Klasse. Für diese kann das Gebiet ihrer Herrschaft und Ausbeutung nicht groß genug sein. Sie strebt stets danach, es durch Eroberungen zu erweitern, und dadurch die Masse von Mehrprodukt zu vergrößern, die sie sich aus dem Gesamtprodukt der arbeitenden Klassen im Staate aneignet.

Die wichtigsten ökonomischen und kulturellen Errungenschaften, auf denen der moderne Sozialismus beruht und die ihn erst möglich machen, gehen gerade daraus hervor, daß der Staat von vornherein größer ist und größer sein muß als jedes der primitiven Gemeinwesen, auf deren Eroberung er sich aufbaut. Darauf, daß er dadurch ausgedehntere Wirtschaftsgebiete schafft, die in engeren Verkehr miteinander treten und daß er damit auch die Bildung von Städten und die Loslösung der städtischen Industrie von der Landwirtschaft, schließlich die Bildung von Kunst und Wissenschaft ermöglicht. Alles das, und damit die Grundlage des modernen Sozialismus selbst, zerfällt, wenn das Gebiet des heutigen Staates in seine Elemente aufgelöst wird. Das aber ist es, was der Anarchismus anstrebt. An Stelle des Staates soll eine Unzahl souveräner kleiner Gemeinden und Genossenschaften treten, von denen jede nach Belieben wirtschaftet, für sich allein oder in gelegentlicher loser Verbindung mit anderen.

Die Verwirklichung dieser, man kann nicht sagen kleinbürgerlichen, sondern vielmehr wahrhaft prähistorischen Utopie würde uns direkt in die Barbarei zurückführen. Sie ist ganz unmöglich.

Der moderne demokratische Staat selbst hat längst aufgehört, eine zwangsweise Zusammenfassung einander widerstrebender Elemente zu sein, die sich von ihm loslösen und selbständig machen, sobald sie Gelegenheit dazu finden. Im Gegenteil, im demokratischen, auf der Selbstbestimmung der Völker beruhenden Nationalstaat halten seine einzelnen Teile aufs zäheste zusammen und wehren sich auf das energischste gegen jede Ablösung von ihm. Wo einzelne Teile einer Nation gewaltsam daran gehindert werden, sich mit der Masse der Nation in einem gemeinsamen Staatswesen zu vereinigen, können sie nicht zur Ruhe kommen, ehe ihnen nicht doch die Vereinigung gelingt. Dieses nationale Streben ist unausrottbar und unwiderstehlich, wie das nach Demokratie und nach der Befreiung des Proleta-

Digitized by Google

riats. Es entspringt den gleichen ökonomischen Bedingungen. Es bedeutet, daß die Aera der Befreiung des Proletariats auch eine Aera der Befreiung aller unterdrückten, der Zusammenfassung aller gewaltsam getrennten Nationen in demokratischen Nationalstaaten wird, die ohne jeden Repressionsapparat aufs innigste zusammenhalten und in der sozialistischen Gesellschaft fortleben werden.

Der Staat in diesem Sinne wird durch die Aufhebung der Klassen weder zum Einschlafen noch zum Absterben gebracht werden. Er wird jede anarchistische Tendenz nach Auflösung des Staates siegreich abwehren, selbst wenn eine solche noch ernsthaft in Frage kommen sollte. Augenblicklich fällt ja der Anarchismus nur mehr in das Bereich der Geschichte des Sozialismus. Zu der Zeit, als Engels die obigen Ausführungen schrieb, spielte der Bakunismus noch eine gewisse Rolle in der Arbeiterbewegung mancher Staaten.

Immerhin ist auch heute noch im Interesse der Klarheit die theoretische Abgrenzung gegen den Anarchismus nicht unwichtig.

Noch in anderer Beziehung fordern die Engelsschen Ausführungen eine Erläuterung.

Der Ausdruck vom Absterben des Staates könnte dahin verstanden werden, als werde der Staatsapparat als solcher allmählich aufhören zu existieren, zu funktionieren. Für manche Teile wird das sicher zutreffen, etwa für die politische Polizei, bei allgemeiner Abrüstung für das Kriegswesen usw. Aber andere Teile des Staatsapparates werden ihre bisherigen Funktionen um so mehr ausdehnen, etwa das Unterrichtswesen, Gesundheitswesen, auch die Kunstförderung, soweit sie von Staats wegen betrieben werden. In dem Staate, in dem die Kunst bisher die größte Rolle spielte, in Athen, während des halben Jahrhunderts zwischen den Perserkriegen und dem Peloponnesischen Krieg, das die wunderbarsten Leistungen der bildenden Kunst hervorbrachte, war diese fast ausschließlich für den Staat tätig — wie übrigens die dramatische Kunst auch. Privattheater gab es nicht und die privaten Gebäude, auch der Reichen, waren unansehnlich.

Außer der Förderung der Kunst, des Unterrichts, des Gesundheitswesens wird dem Staate auch noch die ungeheure Aufgabe der Regelung des riesenhaften Produktionsgetriebes unserer Zeit zufallen — alles möglichst demokratisch, möglichst elastisch, unbureaukratisch, aber doch nicht ohne Ausschaltung jeder Bureaukratie, ohne die heute keine große Organisation mehr auskommen kann, sobald ihr Aufgaben zufallen, die ein Fachwissen und volle Hingabe der mit ihrer Lösung betrauten Elemente erheischen.

Diese Wandlung wird durchaus nicht nach einem Absterben des Staatsapparats aussehen, sondern vielmehr nach einer Ver-

Digitized by Google

mehrung seiner Funktionen — allerdings daneben auch nach einer Veränderung und sogar völligem Aufhören mancher von ihnen.

Engels selbst sagt vom Staate der sozialistischen Zukunft: „An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen."

Der Nachdruck ist hierbei nicht auf den Gegensatz von Personen und Sachen zu legen. Auch der bisherige Staat hatte Sachen zu verwalten, etwa Festungen, Arsenale, Kanonen sowie Kirchen und Königspaläste. Anderseits ist die Leitung von Produktionsprozessen doch nichts anderes als die Leitung produzierender Personen. Der Nachdruck ist vielmehr zu legen auf den Gegensatz zwischen Regierung (oder Herrschaft) einerseits, Verwaltung und Leitung andererseits.

Die Regierung bedeutet ein Herrentum dort, wo sie eine Klasse vertritt, die als Minderheit durch Ueberlegenheit brutaler Gewalt, größeren Reichtums oder höheren Wissens über die große Mehrheit herrscht.

Einen anderen Charakter hat eine Staatsleitung, die von der Mehrheit im Staate eingesetzt ist.

Besteht Gleichheit der Wehrhaftigkeit oder Wehrlosigkeit, Gleichheit der Bildung, des Besitzes aller Teile der Bevölkerung, dann verfügt die Staatsleitung über keine besonderen Machtmittel gegenüber der Mehrheit. Sie bedarf ihrer auch nicht, um Anordnungen gegenüber Einzelnen oder Minderheiten durchzusetzen, da das Schwergewicht der Mehrheit unter diesen Bedingungen unwiderstehlich wirkt, sobald sie einmal durch freie Abstimmung unzweideutig konstatiert ist.

Die Ersetzung der Regierung durch eine bloße Verwaltung oder Leitung, wie sie jede Organisation braucht, auch bei völliger Gleichheit ihrer Mitglieder und völliger Abhängigkeit der Leitung von ihnen — das kann man wohl als ein Aufhören des bisherigen Staates betrachten, zugleich aber auch als eine Neubelebung und Kräftigung des überkommenen Staatsapparats durch einen grundlegenden Funktionswechsel. — Wenn man die Folgen der Aufhebung der Klassen für den Staat in Betracht zieht, sollte man nicht so sehr vom Absterben des Staates als vielmehr von seinem Funktionswechsel sprechen.

Es ist ein Funktionswechsel, wie man ihn auch in der Natur beobachten kann. Etwa bei dem Uebergang der Raupe in das Schmetterlingsstadium. Der Schmetterling erscheint als ein ganz neues Tier mit ganz neuen Funktionen. Er lebt nicht mehr von Blättern, sondern von Honig. Er kriecht nicht schwerfällig auf Baumzweigen dahin, sondern flattert lustig von Blume zu Blume. Er ergötzt sich an Spielen der Liebe, für die der Raupe die Organe fehlen. Und doch ist der Schmetterling dasselbe Individuum wie die Raupe und geht nicht aus einem Absterben der Raupe hervor.

Digitized by Google

Ist man sich über diesen Tatbestand klar, so ist es weniger wichtig, wie man ihn am passendsten bezeichnet. Kein Zweifel, mit dem alten Staat, wie er sich historisch gebildet hat und wie er uns überliefert wurde, geht es zu Ende. Man kann das neue Gemeinwesen, das aus ihm hervorwächst, ebenfalls Staat nennen, so gut wie man sagen kann, der Schmetterling des Tagpfauenauges gehöre zur selben Art wie dessen Raupe. Aber wie man trotz alledem Raupe und Schmetterling scharf unterscheidet, kann man auch im Interesse der Klarheit und Präzision es für gut finden, das neue Gemeinwesen anders zu benennen als das alte, damit sein fundamentaler Gegensatz zum alten Staat unverkennbar festgestellt wird.

Man kennzeichnet das neue Gemeinwesen nicht schon dadurch, daß man es Republik nennt. Wie viele aristokratische Republiken hat es nicht gegeben! Auch der Ausdruck „demokratische Republik" sagt nicht genug. Sicher tritt die Sozialdemokratie für sie ein, aber es ist ihr wohlbekannt, daß die Form der demokratischen Republik eine gewisse Klassenherrschaft keineswegs ausschließt.

Dasselbe gilt vom Wort „Volksstaat". Das Wort wurde von deutschen Sozialdemokraten im Beginne der Bewegung gebraucht, nicht um eine ganz neue Art von Staat zu bezeichnen, sondern um den Begriff der demokratischen Republik dahinter zu verstecken. Man hätte damals jede legale, also jede die Massen ergreifende Form der sozialistischen Organisation und Propaganda unmöglich gemacht, wenn die Partei sich offen als republikanische bezeichnete. Sie wollte aber doch nicht auf die Kundgebung dieses wesentlichen Teiles ihres Programms verzichten und so sagte sie statt „demokratische Republik" „Volksstaat", was im Grunde dasselbe war, aber die deutschen Bureaukraten und Richter weniger erregte.

Oppenheimer schlägt vor, das kommende Gemeinwesen als „Freibürgerschaft" zu bezeichnen. Schon in seinem ersten Büchlein über den „Staat" (1907) äußert er sich darüber in einer Weise, die sich in vielem mit den Engelsschen, in manchem aber auch mit unseren Ausführungen berührt:

„Die Tendenz der Entwicklung des Staates führt unverkennbar dazu, ihn seinem Wesen nach aufzuheben: er wird aufhören, das ‚entfaltete politische Mittel' zu sein und wird ‚Freibürgerschaft' werden. Doch die äußere F o r m wird im wesentlichen die vom Verfassungsstaate ausgebildete bleiben, die Verwaltung durch ein Beamtentum: aber der I n h a l t des bisherigen Staatslebens wird verschwunden sein, die wirtschaftliche Ausbeutung einer Klasse durch die andere. Und da es somit weder Klassen noch Klasseninteressen mehr geben wird, wird die Bureaukratie des Staates der Zukunft jenes Ideal des unparteiischen Wahrers des Gemeininteresses wirklich erreicht haben, dem die heutige (Bureaukratie K.) sich mühsam anzunähern versucht. Der ‚Staat' der Zukunft wird die durch Selbstverwaltung geleitete ‚Gesellschaft' sein." (S. 159, 160.)

Digitized by Google

Das klingt ja unseren Ausführungen sehr ähnlich, ist aber sehr verschieden von unseren Auffassungen dadurch, daß der Weg, auf dem Oppenheimer die Aufhebung der Klassen erreichen will, von uns als nicht zum Ziel führend betrachtet wird. Doch hat uns das hier nicht zu beschäftigen.

Noch ein Punkt sei in Betracht gezogen. Wie Engels betrachtet auch Oppenheimer das Gemeinwesen der klassenlosen Gesellschaft als identisch mit dieser, als den tatsächlichen Repräsentanten der ganzen Gesellschaft.

Aber streng genommen kann man dies nur in dem Sinne sagen, daß der Staat nun aufhört, eine Organisation zu sein, die über der Gesellschaft steht. Er wird ihr untergeordnet. Jedoch der Umfang der Gesellschaft deckt sich keineswegs mit dem des Staates. Das war bei einigermaßen entwickeltem Verkehr schon im Altertum nicht der Fall und ist erst recht ausgeschlossen unter der kapitalistischen Produktionsweise, die sich über den Weltmarkt ausdehnt und die Gesellschaft immer mehr gleichbedeutend macht mit der Menschheit.

Je mehr sich der Weltverkehr entwickelt, desto komplizierter und mannigfaltiger seine Verhältnisse, desto abhängiger jeder einzelne, jede Gemeinschaft und Körperschaft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft vom richtigen Verlauf der internationalen Beziehungen.

Schon vor dem Weltkrieg machte sich auf den verschiedensten Gebieten das Bedürfnis geltend, alle oder doch einzelne Staaten bestimmten gemeinsam von ihnen geschaffenen und anerkannten Regeln unterzuordnen und so ihre Souveränität einzuschränken, das eifersüchtig gewahrte Kennzeichen des alten Staates.

Solche internationale, allerdings nicht sehr bedeutende Vereinbarungen waren z. B. der Weltpostverein sowie die Genfer Konvention, ein Versuch, die Kriegsgreuel international einzudämmen, die gegenüber der wachsenden Macht der modernen Zerstörungstechnik natürlich nicht viel erreichen konnte. Als Einschränkung der Souveränität einzelner Staaten durch gemeinsame, für sie vorteilhafte Abmachungen kann der deutsche Zollverein genannt werden, dessen Anfänge bis in das Jahr 1819 zurückreichen. Anderer Art war die Münzkonvention, die von einigen „lateinischen" Staaten (Frankreich, Belgien, Italien, Schweiz) 1865 abgeschlossen wurde und ihnen allen die gleiche Währung vorschrieb, die dann auch für Spanien, die Staaten Südamerikas und des Balkans maßgebend wurde.

Der Weltkrieg oder vielmehr die ihm folgende Inflation hat diese lateinische Münzkonvention zerschlagen, die bereits einen großen Teil der Welt umfaßte. Der Weltkrieg und seine Konsequenzen haben noch in anderer, viel bedenklicherer Weise an Stelle der Annäherung der Nationen ihre vermehrte Abschlie-

Digitized by Google

ßung und Isolierung gesetzt und dadurch die wirtschaftlichen und moralischen Zerstörungen des Krieges noch fortgesetzt und vermehrt.

Aber das Bedürfnis nach neuer internationaler Regelung des Wirtschaftslebens ist geblieben, es erstarkt wieder mit der Neubelebung der Produktion und dem Schwinden der Kriegspsychose und es findet ein neues Werkzeug zu seiner Befriedigung: den Völkerbund. Ursprünglich als Werkzeug der Sieger gegenüber den Besiegten geschaffen, trat er doch ins Leben als Vertreter einer Idee, der die Zukunft gehört, weil er unentbehrlich ist. Anfangs wurde er von der Masse der Bevölkerung in den Staaten der Besiegten und auch von manchen sozialistischen Parteien anderer Länder mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Aber immer mehr erkennen sie, daß hier eine Institution vorliegt, die, weil sie notwendig ist und in der Linie der Entwicklung liegt, nicht so leicht wieder abzuschaffen ist und die verspricht, sich zu erhalten, auch wenn die Verhältnisse sich ändern, die ihre Einführung veranlaßten, und wenn sie aufhört, ein fügsames Werkzeug der Sieger zu sein. Ja sogar auch dann, wenn sie beginnt, dem einen oder andern von ihnen unbequem zu werden, was um so leichter eintritt, als kein Bündnis, keine Entente zwischen souveränen Staaten für die Ewigkeit gilt und als den innerlich einander mißtrauenden und feindseligen Machtpolitikern der großen Staaten immer mehr eine geschlossene Front der Friedenspolitiker, namentlich der von Sozialisten beeinflußten Staaten entgegentritt.

Man kann den Völkerbund vergleichen mit dem allgemeinen Wahlrecht, das Bismarck dem deutschen Reich nur zu dem Zweck gab, um die Macht des Hohenzollernschen Königs- und Kaisertums gegen die Liberalen zu verstärken. Bald merkte er, daß seine Rechnung falsch war und daß das allgemeine Wahlrecht weit gefährlicheren Gegnern der Hohenzollern das Tor öffnete. Aber als er zu dieser Erkenntnis kam, war es zu spät. Er wurde dieses fatale Wahlrecht nicht mehr los.

So kann es auch mit dem Völkerbund geschehen, der schließlich von Elementen erobert werden dürfte, die ihn aus einem Werkzeug der Machtpolitik einzelner Staaten in ein wirksames Werkzeug gegen die Machtpolitik der Großstaaten und für den internationalen Zusammenschluß der Völker verwandeln. In ein Werkzeug für friedliche Regelung der Probleme ihres Zusammenlebens und die Regelung des Wirtschaftslebens, soweit es von internationalen Faktoren bedingt wird.

Behauptet sich der Völkerbund und erstarkt er, dann muß ihm noch eine Aufgabe zufallen. Es gibt Rohstoffe, die sich nur an bestimmten Orten finden, die aber zu Lebensnotwendigkeiten für alle Welt werden. Staaten, deren Gebiet solche Rohstoffe

Digitized by Google

umschließt, erhalten dadurch eine Vormachtstellung gegenüber den anderen, die ihrer bedürfen. Das Verlangen nach Gebieten dieser Art, z. B. Petroleumlagern, wird eine stete Quelle von Konflikten zwischen den Großmächten, und das Monopol ihrer Ausbeutung durch bestimmte Staaten kann ebenso unerträglich werden, wie das private Eigentum an den großen, entscheidenden Produktionsmitteln innerhalb des Staates. Nicht minder notwendig als die Verstaatlichung dieser Produktionsmittel kann die Uebernahme jener natürlichen Monopole einzelner Staaten durch den Völkerbund werden.

Die heutige Organisation des Völkerbundes ist sicher nicht seine definitive. Es ist unmöglich, vorauszusehen, wie seine Geschichte sich gestalten wird. Eines ist aber sicher: er ist unentbehrlich nicht nur zur Ueberwindung von Kriegsgefahren, sondern auch zum Aufbau der neuen Gesellschaft, die anstelle der kapitalistischen treten wird. Bedeutsam heute schon, wird er seine volle Kraft erst erlangen, wenn die Elemente der neuen Gesellschaft in Kraft gesetzt sind und an der Spitze der entscheidenden Staaten der Welt sozialistisch-demokratische Regierungen stehen.

Sind wir soweit, dann hören mit den Zöllen die Zollgrenzen auf, eine Bedeutung zu haben. Mit den Kriegen schwindet das Interesse an strategischen Grenzen. Alle die Momente verlieren ihre Wirksamkeit, die heute noch in so hohem Maße verhindern, daß die Staatsgrenzen rein nur nach den Forderungen der Selbstbestimmung der Völker gezogen werden. Dann erst wird die Durchsetzung reiner Nationalstaaten — abgesehen von Sprachinseln — allenthalben und lückenlos möglich werden. Gleichzeitig wird aber auch der Staat eine Reihe wichtiger Funktionen an den Völkerbund abgeben, der dann die höchste Organisation der Gesellschaft wird.

So ist der Staat nach den verschiedensten Seiten hin in stetem Funktionswandel begriffen. Er verliert eine Reihe von Funktionen, teils weil sie vom Völkerbund übernommen werden, teils weil sie überhaupt aufhören, und übernimmt dafür wieder andere oder dehnt sie aus, soweit sie ihm heute schon obliegen.

Der heutige Staat steht inmitten dieses Wandels, der vom alten Staat zur „Freibürgerschaft" führt, oder zum neuen Staat. Der Staat ist daher heute ein sehr wechselvolles und widerspruchsvolles Wesen. Er ist nicht mehr vollständig der alte Staat, jedoch noch lange nicht der neue. Je nach der Art ihrer Geschichte und der Höhe ihrer ökonomischen Entwicklung sind die einzelnen Staaten unserer Zeit von einander sehr verschieden und derselbe Staat ist unter verschiedenen Situationen nicht stets der gleiche, selbst nicht im selben Zeitraum.

Nichts verkehrter daher, als heute in der praktischen Politik von einem Staate an sich zu sprechen und die Parteien in „staats-

Digitized by Google

bejahende" und „staatsverneinende" zu teilen. Keine ist absolut das eine oder das andere. Es kommt ganz auf die Eigenart des Staates und der historischen Situation an, ob eine Partei ihn „bejaht" oder „verneint", das heißt, sich für seine gegebene Begrenzung, seine Verfassung, seine Machtmittel und Institutionen einsetzt.

Darum kommen auch die Theoretiker des Staates zu keinem bestimmten Resultate, die nicht den historisch gewordenen Staat untersuchen wollen, sondern die Idee des Staates an sich. Wie wollen sie aus dem Proteus-Charakter des heutigen Staates einen Staat an sich herausfinden? Entweder verwechseln sie ihn mit einer souveränen gesellschaftlichen Organisation überhaupt, übertragen das, was ihnen allen gemeinsam ist, auf ihn, oder sie suchen nicht den Staat zu erforschen, wie er war und ist, sondern wie er nach ihren Wünschen sein soll. Damit wird unsere Erkenntnis des wirklichen Staates nicht gefördert.

Damit soll nicht gesagt sein, daß in einem Uebergangsstadium wie dem jetzigen die Frage nicht höchst wichtig ist, welchen politischen Zustand eine Partei anzustreben hat, wie also der Staat ihrer Ueberzeugung nach sein soll. Sie ist nicht minder wichtig, wie die Frage, welchen ökonomischen Zustand die Partei anzustreben hat, wie die Produktionsweise beschaffen sein soll. Aber dieses Sollen schwebt in der Luft, wenn ihm nicht eine Erkenntnis des Charakters des bestehenden Staates oder der bestehenden Produktionsweise vorausgeht.

Ueber die Terminologie mögen wir streiten. Marx und Engels nahmen an, der Staat sterbe nach Aufhebung der Klassen ab, aber die Frage der Terminologie war ihnen nicht wichtig genug, um für die Organisation, die an Stelle des Staates treten soll, eine besondere Bezeichnung vorzuschlagen. Wenn wir aber von dieser neuen Organisation sprechen sollen, müssen wir sie auch mit einem besonderen Wort bezeichnen. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, bei der Bezeichnung Staat zu bleiben, um darzutun, daß es sich nicht um ein Absterben des bisherigen Staatsapparats handelt, aber den kommenden Staat von dem bisherigen durch eine besondere Bezeichnung vom Klassenstaat zu unterscheiden, etwa als Arbeiterstaat oder Sozialstaat.

In manchen Beziehungen darf man diesen neuen Staat als eine Rückkehr zu der vorstaatlichen Form des Gemeinwesens betrachten, zu seiner klassenlosen Demokratie.

Aber diese neuen Gemeinwesen werden nicht mehr zwerghafte, voneinander isolierte Stämme sein, mit dürftiger Technik, ohne erhebliche Arbeitsteilung, sondern Gemeinwesen, zusammengefaßt zu einer Organisation der gesamten Menschheit, ausgestattet mit den ungeheuren Errungenschaften der Zivilisation, die aus dem Klassenstaat hervorging.

Digitized by Google

Die Zivilisation, die unter der Klassenherrschaft einen so riesenhaften Aufschwung genommen hat, wird noch rascher in einer klassenlosen Gesellschaft emporsteigen, in der die Quellen höheren Wissens und Könnens allen zugänglich gemacht sind.

Das wird das Wesen der sozialistischen Produktion, das das Wesen des Arbeiterstaates sein und damit das Wesen der sozialistischen Gesellschaft.

Dieser Zustand unterscheidet sich ebenso fundamental von dem bisherigen staatlichen wie der letztere von dem vorstaatlichen. Eine neue Epoche wie der Gesellschaft so auch des Staates beginnt, eine so völlig neue Epoche, daß sie es erklärlich macht, wenn Marx und Engels nicht wollten, daß das neue Gemeinwesen durch seine Bezeichnung als „Staat" zu einer bloßen Fortsetzung des bisherigen Staates gestempelt werde. Die eigentliche Geschichte der Menschheit, meinten sie, beginne jetzt erst. Alle bisherige menschliche Entwicklung bilde nur eine Vorgeschichte.

In seinem Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie" sagt denn auch Marx von dem jetzigen politischen und ökonomischen Zustand:

„Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Digitized by Google

Neunter Abschnitt.

Die Marxsche Darlegung der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung.

Erstes Kapitel.

Nochmals das Marxsche Vorwort.

a) Der Klassenkampf in der Geschichte.

Von der klassischen Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung, die Marx in seinem Vorwort zu seiner „Kritik der politischen Oekonomie" gibt, haben wir bereits im Schlußabschnitt des dritten Buches dieser Arbeit gehandelt. Aber wir haben dort nicht die ganzen Ausführungen erörtert, in denen Marx seine Geschichtsauffassung darlegt, sondern nur die ersten Sätze, die eine allgemeine Philosophie des historischen Materialismus darstellen.

Von der Untersuchung der sich daran anschließenden Sätze mußten wir dort absehen. Sie legen die Triebkräfte und den Gang der historischen Entwicklung dar, wie sie Marx zur Zeit der Abfassung seines Buches sah.

Es wäre nicht am Platze gewesen, sich an die Untersuchung dieser Sätze zu machen, solange wir nicht dargelegt hatten, wie der Verlauf der konkreten Geschichte bisher gewesen ist. Diesen Verlauf haben wir im vierten Buche nun überblickt. Begannen wir im zweiten Buche mit der Menschwerdung des Affenmenschen, so sind wir jetzt bis an die Schwelle des „Zukunftsstaates" vorgedrungen. Nun dürfen wir auch diejenigen Sätze des Marxschen Vorworts in Betracht ziehen, an denen wir bisher vorbei gegangen sind.

Marx sagt:

„Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein."

„Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den öko-

Digitized by Google

nomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte, antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Auf den letzten Satz dieser Ausführungen haben wir bereits am Schlusse des vorhergehenden Abschnittes hingewiesen. Es geht aus diesem Satz hervor, daß Marx in dem hier zitierten Passus seiner Vorrede nicht das Gesetz aller geschichtlichen Entwicklung gibt, sondern nur das der bisherigen Geschichte, der „Vorgeschichte" der Menschheit.

Dieser Passus unterscheidet sich also wesentlich von jenem, den wir am Ende des dritten Buches betrachten. Der letztere formuliert die Grundsätze, die allem „sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt" zugrunde liegen. Der jetzt von uns betrachtete setzt dagegen nur die Grundsätze auseinander, die, wie Marx annimmt, aller bisherigen Geschichte zugrunde liegen. Marx gibt hier also eigentlich nicht die Gesetze der materialistischen Geschichtsauffassung überhaupt, sondern nur die der bisherigen Geschichte, die gewonnen werden, wenn man an ihre Untersuchung vom Standpunkt dieser Geschichtsauffassung aus herantritt. Unsere Geschichtsauffassung kann dieselbe bleiben, und dennoch können sich die für die bisherige Geschichte gewonnenen Gesetze modifizieren, wenn Tatsachen auftauchen oder bekannt werden, die zur Zeit der früheren Fassung dieser Gesetze noch nicht vorlagen.

Betrachten wir nun in dem in Rede stehenden Passus zunächst die Schlußsätze.

Digitized by Google

Sie sagen, daß „die bürgerlichen Produktionsverhältnisse die letzte antagonistische (auf Gegensätzen beruhende) Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses" sind, daß aber die in ihrem Schoße sich bildenden Produktivkräfte die Bedingungen für die Lösung dieses Antagonismus bilden und daher mit dieser Gesellschaftsform die Vorgeschichte der Gesellschaft abschließt. Das heißt mit anderen Worten: Marx sagt hier die bisherige Geschichte, die „Vorgeschichte der Gesellschaft" war die Geschichte von Gesellschaftsformen, die auf Gegensätzen beruhten, und zwar wie Marx hinzufügt, nicht auf individuellen, sondern auf sozialen Gegensätzen, „aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorgehenden Antagonismen".

Das ist genau dieselbe Auffassung, die das kommunistische Manifest ausspricht:

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen."

In dem gleichen Sinne sagt Marx in dem oben zitierten Teil seiner Vorrede:

„In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale, und andere bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation betrachtet werden."

Diese vier Arten gesellschaftlicher Formationen fallen zusammen mit den vier großen Phasen der Klassengesellschaft, die wir in dem vierten Buche betrachtet haben. Von gesellschaftlichen Formen, die diesen vier Formationen der Klassengesellschaft vorhergegangen wären, spricht Marx nicht. Er hatte also noch 1859 bei seiner Darlegung des Mechanismus der gesellschaftlichen Entwicklung nur die Klassengesellschaft im Auge.

Diese Auffassung diktierte auch die Eingangssätze des hier in Betracht gezogenen Teiles der Marxschen Vorrede. Dort wird angenommen, die Form der Bewegung der Gesellschaft, so wie sie bisher bestand, sei die der sozialen Revolution. Diese werde dadurch hervorgerufen, daß die Produktivkräfte der Gesellschaft auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung mit den überkommenen Produktions- oder Eigentumsverhältnissen in Widerspruch geraten. Diese Verhältnisse werden zu Fesseln der weiteren Entwicklung der Produktivkräfte. Marx fährt fort: „Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein."

Zwischen diesem Satz und dem vorhergehenden fehlt offenbar ein Zwischenglied, das Marx wegließ, weil es sich aus dem Zusammenhang von selbst ergibt. Sobald die Eigentumsverhältnisse zu Fesseln der Entwicklung der Produktivkräfte werden, bleibt im Interesse der gesellschaftlichen Weiterentwicklung nichts anderes übrig, als diese Fesseln zu zerbrechen. Sobald das geschehen ist, tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.

Marx spricht hier stets nur von Konflikten zwischen Produktivkräften einerseits, Produktions- oder Eigentumsverhältnissen

Digitized by Google

andererseits. Der Theoretiker hat das Recht und ist oft genötigt, mit Abstraktionen zu hantieren. Aber wir bekommen einen falschen Eindruck und geraten leicht in mystische Vorstellungen, wenn wir uns nicht stets die konkreten Erscheinungen vor Augen halten, die den Abstraktionen zugrunde liegen.

Produktivkräfte und Eigentumsverhältnisse können nicht fühlen, wollen, denken. Sie können nicht Konflikte mit einander ausfechten, bei denen der eine Teil den anderen besiegt und damit die soziale Revolution entfesselt. Marx sagt selbst weiter, was ja selbstverständlich, daß es Menschen sind, die sich dieser Konflikte bewußt werden und sie ausfechten.

Der Konflikt zwischen Eigentumsverhältnissen und Produktivkräften ist denn auch in Wirklichkeit ein Konflikt zwischen Menschen, die ein Eigentum an den Produktivkräften besitzen, und solchen, die die Produktivkräfte anwenden und produzieren. Wo die Besitzer der Produktivkräfte und ihre Anwender, die Produzenten und die Genießer der von ihnen geschaffenen Produkte dieselben Menschen sind, kann ein Konflikt zwischen Produktivkräften und Eigentumsverhältnissen nicht entstehen. Er setzt verschiedene Klassen voraus. Die soziale Revolution ist dann ein Ergebnis der Ueberwindung der Klasse der Nutznießer der bisherigen Eigentums- und Produktionsverhältnisse durch eine Klasse, die die Produktivkräfte anwendet und sich bei deren Anwendung und der Aneignung der daraus hervorgehenden Produkte durch die bestehenden Eigentums- und Produktionsverhältnisse immer mehr beengt fühlt.

Also auch hier liegen dieselben Anschauungen zugrunde, die den Satz des kommunistischen Manifests prägten, daß alle bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen sei.

Das war eine Ansicht, die man nicht nur 1847, sondern auch 1859 noch aussprechen konnte, ohne mit der damals geltenden Wissenschaft in Widerspruch zu geraten. Erschien doch im gleichen Jahre erst, wie schon bemerkt, Darwins Buch über die „Entstehung der Arten". Kurz vorher, 1857, war der Neandertalschädel entdeckt worden, dessen Bedeutung lange viel umstritten war. Auf die ersten Pfahlbauten war man 1854 aufmerksam geworden. Nur langsam bildeten sich aus solchen Aufdeckungen und aus den Beobachtungen an Naturvölkern die Elemente einer Urgeschichte des Menschengeschlechts, die lange ohne Zusammenhang mit der geschriebenen Geschichte blieb, die als die eigentliche Geschichte galt. Natürlich sind beide Teile der Geschichte eng miteinander verbunden und die spätere ohne die frühere nicht zu verstehen.

Indes noch 1872 veröffentlichten Marx und Engels die zweite Auflage des kommunistischen Manifests, ohne zu dem Satz, daß alle bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen sei, etwas zu bemerken. Im nächsten Jahrzehnt jedoch trieben beide

Digitized by Google

aufs eifrigste Urgeschichte, wie Engels Schrift über den Ursprung der Familie usw. deutlich beweist. Einige Jahre nach Marx Tode fällt die vierte deutsche Ausgabe des kommunistischen Manifestes. Hier bemerkt Engels von dem fraglichen Satz, daß er genau gesprochen nicht lauten müßte: alle bisherige Geschichte, sondern: alle „schriftlich überlieferte Geschichte" sei eine Geschichte von Klassenkämpfen.

Diese von Engels ausgesprochene Einschränkung gilt für das Marxsche Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie" ebenso, wie für das kommunistische Manifest. Wir müssen annehmen, daß Marx, wenn er dies Vorwort heute schriebe, es zumindest in diesem Punkte weniger allgemein halten würde.

Und wahrscheinlich nicht bloß in diesem Punkte. Hat uns seit 1859, dem Jahre der Abfassung des Marxschen Vorworts, die Urgeschichte eine große und reiche gesellschaftliche Entwicklung vor dem Beginn der Klassengesellschaft und des Klassenstaates enthüllt, so hat andererseits die wirtschaftsgeschichtliche Forschung ungeheuer viel neues Licht auf die Geschichte des alten Orients und der Antike geworfen, die uns die gesellschaftliche Eigenart der einen wie der andern klarer erkennen läßt. Das zwingt uns zu einer weiteren Einschränkung. Auch innerhalb der geschriebenen Geschichte gilt das Gesetz von der sozialen Revolution nicht allgemein, nicht einmal immer dort, wo die Ueberlieferung von den wütendsten Klassenkämpfen und sozialen Umwälzungen spricht.

Wir haben gesehen, daß in den antiken Stadtstaaten, namentlich den griechischen, nicht selten Klassenkämpfe von einer Heftigkeit auftraten, die sich zu einem sozialen Umsturz steigerten. Die Proletarier erobern die Staatsgewalt und expropriieren die Besitzenden, deren Güter sie sich aneignen.

Aber nirgends tritt hier eine Fortentwicklung zu neuen Produktionsverhältnissen ein. Das soziale Ideal der Umstürzler des Altertums lag in der Vergangenheit, bildete nichts neues: es war die Rückkehr zur Wirtschaft freier Bauern, zu dem Ausgangspunkt des Staates und der Klassenscheidung. Die Revolution lief im extremsten Falle darauf hinaus, daß die großen Güter zerschlagen und in Bauernparzellen verwandelt wurden. Das bedeutete natürlich keinen sozialen Fortschritt. Nach wenigen Jahren, längstens Jahrzehnten, bildeten sich wieder die alten Klassenunterschiede und der alte Zustand war wiederhergestellt, bloß mit einem Wechsel des Personals.

Worauf das zurückzuführen ist, haben wir oben bereits dargelegt.

Die Ausbeutung der arbeitenden Klassen vereinigte mit zunehmender Ausdehnung des Staates, also des Ausbeutungsgebietes, immer gewaltigere Reichtümer in den Händen der herrschenden Minderheit. Das ergab einen oft ganz fabelhaften Auf-

Digitized by Google

schwung der Industrie, der Künste, der Wissenschaften, also auch der Produktivkräfte. Aber diese vermehrten Produktivkräfte wurden fast ganz der Befriedigung des Luxus der Ausbeuter zugeführt. Die Produktion für die Erhaltung der Massen änderte sich nur wenig. Es bildete sich also für die Ausgebeuteten keine neue materielle Basis ihrer Arbeit, ihrer Existenz, die sie hätte veranlassen können, nach neuen Produktionsformen zu streben. Für die Masse blieben diese unverändert. Der bessere Zustand, den sie ersehnten, lag nicht vor ihnen, sondern hinter ihnen in der schönen Zeit, als man ihnen noch nicht Freiheit und Eigentum genommen hatte.

Wohl bildet sich in den Staaten des Orients und der Antike eine sehr hohe Zivilisation, aber in jedem dieser Staaten endet diese Zivilisation in einer Sackgasse, aus der keine soziale Revolution heraushilft, die mit dem Verkommen des Staates endet. Nicht eine Revolution von innen, sondern ein Anstoß von außen führt aus dieser Sackgasse heraus, die Eroberung des zivilisierten Gebiets durch einen oder mehrere barbarische Stämme, die dem alten morschen Staat wieder Lebensfähigkeit einhauchen, freilich unter Bedingungen, die von der überkommenen, allerdings auch verkommenen Zivilisation nicht viel übrig lassen und eine neue soziale und staatliche Entwicklung ungefähr wieder dort beginnen, wo auch die des überwundenen Staates begonnen hatte.

So ähnelt in diesem Stadium die Geschichte einem immer wieder sich erneuernden Kreislauf, nicht einer steten Aufwärtsbewegung durch soziale Kämpfe, einem Kreislauf, der seinen Anstoß von außen erhält, nicht von innen. Allerdings ist der Kreislauf nicht ganz geschlossen. Wohl hat jeder Staat im Orient und Altertum nicht nur seine Periode des Aufstiegs, sondern auch des Abstiegs. Aber der Punkt, bei dem dieser endet und durch eine neue Barbareninvasion unterbrochen wird, ist nicht der gleiche wie der, bei dem der Aufstieg begann, sondern ein wenig höher. Die technische und kulturelle Erbschaft, welche die siegreichen Barbaren antraten, wurde von Fall zu Fall doch etwas größer, und so war die Gesellschaft, die von den Siegern auf der Basis dieser Erbschaft errichtet wurde, im allgemeinen doch ihren Vorgängern überlegen. Der historische Kreislauf ist also genau genommen eine langsam aufwärts führende Spirale.

Das und nicht die soziale Revolution war der Mechanismus der gesellschaftlichen Bewegung bis zum Beginn des Mittelalters.

Erst als die Germanen das Römerreich besetzten, fanden sie Verhältnisse vor, deren Weiterentwicklung durch sie eine neue Form gesellschaftlicher Bewegung möglich machten, die durch soziale Revolution.

Es gibt nicht wenige Historiker, die der Meinung sind, daß auch heute noch die gesellschaftliche Bewegung in der Weise der

Digitized by Google

Antike und des Orients vor sich gehe, daß die Staaten nicht die Fähigkeit haben, ihre Gesellschaft von innen heraus durch soziale Revolutionen zu regenerieren, daß also jedes Staatswesen mit Notwendigkeit dazu verurteilt sei, früher oder später zu verkommen und unterzugehen, um durch ein neues ersetzt zu werden. Diese Historiker sind blind für die Eigenart der europäischen Entwicklung seit dem Mittelalter. Aber andererseits dürfen wir auch die Gesetze dieser letzteren Entwicklung nicht verallgemeinern und nicht zu Gesetzen der ganzen bisherigen gesellschaftlichen Entwicklung erheben.

Was Marx 1859 als allgemeines Gesetz der gesellschaftlichen Entwicklung ansah, stellt sich heute, streng genommen, nur als das Gesetz dieser Entwicklung seit dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus dar. Die Entfaltung der Produktivkräfte nicht so sehr für Luxus- als für Massenproduktion, und damit die Umwälzung der Produktionsverhältnisse sowie der Bedürfnisse, der Lebens- und Kampfbedingungen der arbeitenden Klassen erreicht erst durch das industrielle Kapital einen Höhegrad, der diese Produktionskräfte immer unverträglicher macht mit den überkommenen Eigentumsverhältnissen. Zum ersten Male in der Weltgeschichte geraten seit dem Ausgang des Mittelalters die neuen Produktivkräfte in Kollision mit der überlieferten Eigentumsordnung. Zuerst mit der feudalen Eigentumsordnung, dann, seit dem vorigen Jahrhundert, mit jener Ordnung, auf der die Warenproduktion beruht.

b) Rückwirkung ökonomischer Wandlungen auf die Ideologie.

Ist also die gesellschaftliche Fortbewegung durch soziale Revolutionen etwas, was erst die letzten Jahrhunderte kennzeichnet, so gelten doch für alle Jahrhunderte nicht nur der Klassengesellschaft, sondern der menschlichen Gesellschaft überhaupt die Sätze, in denen Marx die „ideologischen" Wandlungen beschreibt, die eine solche Revolution nach sich zieht. Sie gelten für jede Veränderung der technischen und ökonomischen Verhältnisse, mag sie auf dem Wege sozialer Revolution oder einem anderen herbeigeführt werden. Sie gelten für jeden durch eine solche Veränderung veranlaßten Konflikt, nicht nur für solche zwischen den Vertretern neuer Produktivkräfte und denen des überkommenen Eigentums, sondern auch für Konflikte zwischen gedankenträgen Personen, die Neuerungen nicht gleich fassen können, und lebhafter denkenden, die sich für sie leicht begeistern, auch ehe sie noch erprobt sind. Konflikte solcher Art wird es natürlich stets geben, in jeder Gesellschaft, auch einer ganz klassenlosen. Sie können auch recht erbittert werden, nie aber so allgemeine und so

Digitized by Google

gewaltsame Formen annehmen, wie die zwischen Klassen mit gegensätzlichen Interessen. Für sie alle gilt, was Marx von den Folgen sozialer Revolutionen aussagt.

Mit dieser Modifikation muß man die davon handelnden Sätze lesen, sie bilden, so aufgefaßt, ein allgemeines Gesetz jeder sozialen Entwicklung unter allen gesellschaftlichen Formen, ein Grundgesetz der materialistischen Geschichtsauffassung. Es handelt sich hier um folgende Sätze:

„Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären."

Es gilt das für jeden Konflikt innerhalb der Gesellschaft, der aus dem Aufkommen neuer gesellschaftlicher Produktivkräfte hervorgeht, auch für einen bloßen Konflikt zwischen den Einwirkungen überlieferter und den Einwirkungen neu auftauchender gesellschaftlicher Umwelt, ohne Klassen und Klassenkampf.

Allerdings darf man fragen, ob es vor dem Erscheinen der Klassengesellschaft und des Staates viele und erhebliche gesellschaftliche Konflikte gegeben haben kann, die aus der Bildung neuer Produktivkräfte und ihnen entsprechender Produktionsverhältnisse hervorgingen. In dieser Vorzeit vollzog sich der technische Fortschritt so langsam, fast unmerklich, daß tiefgehende Veränderungen der Produktionsverhältnisse und daraus hervorgehende Konflikte selten gewesen sein müssen. Das kann man freilich nur vermuten, darüber wissen wir nichts.

Aber auch dort, wo es zu neuen Produktionsverhältnissen allmählich, ohne Konflikt kam, müssen ihre Veränderungen auf das Bewußtsein der Menschen, bei denen sie aufkamen, umwälzend gewirkt, ihnen neue Anschauungen und Empfindungen beigebracht haben, die sich nicht ohne Konflikt mit den traditionellen durchzusetzen vermochten.

c) Die Entwicklung der Produktivkräfte in der Gesellschaft.

Finden wir hier einen der wichtigsten Grundsätze der materialistischen Geschichtsauffassung, so müssen wir dagegen wieder eine Einschränkung bei dem Satz machen, der dem eben zitierten folgt.

Digitized by Google

Es heißt da:

„Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist."

Die Einschränkung, die wir diesem Satze gegenüber machen müssen, ist allerdings anderer Art, als jene, zu der uns der Satz von der sozialen Revolution veranlaßte. Wenn wir von diesem zu sagen hatten, daß er nicht für die Staaten der Antike und des Orients gelte, sondern nur für das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit, die Zeit der bürgerlichen und proletarischen Revolutionen, so müssen wir dem letztzitierten Satz entgegenhalten, daß er wohl für alle bisherigen Formen der Klassengesellschaft gelten dürfte, nicht aber für die des industriellen Kapitalismus, also nicht für die proletarische Revolution.

Der Satz wurde wohl geprägt infolge einer Untersuchung der bürgerlichen Revolutionen. Dabei stellte es sich heraus, daß die feudale Gesellschaft in der Zeit ihres Unterganges keiner weiteren Entfaltung von Produktivkräften mehr fähig war, jede weitere Entfaltung vielmehr hemmte.

Dieselbe Erscheinung zeigt jede vorhergehende Klassengesellschaft auch, nur mit dem Unterschied, daß in ihnen noch nicht die Bedingungen für das Erwachsen des industriellen Kapitals gegeben waren, daß sie also nicht imstande waren, durch eine soziale Revolution die Fesseln der Produktivkräfte zu brechen, um diese freizusetzen, sondern daß sie an diesen Fesseln zugrunde gingen.

Aber der industrielle Kapitalismus ist ein ganz anderes Ausbeutungssystem als seine Vorgänger. Er beutet die Massen nicht bloß aus, um den Ertrag der Ausbeutung in Genüssen zu vergeuden, er sucht diesen Ertrag ständig zu steigern, nicht allein durch die Methoden des absoluten Mehrwerts, auf die sich die Sklavenbarone und Feudalherren ebenfalls verstanden, sondern auch durch die Methoden des relativen Mehrwerts der Entwicklung der Produktivkräfte, von welchen Methoden jene Barone und Herren nichts wußten. Deren Herrschaft lief daher auf den Verfall der Produktivkräfte hinaus, über die sie verfügten, nachdem sie ihnen entnommen hatten, was ihnen zu entnehmen war. Der industrielle Kapitalismus führt dagegen zu einer immer stürmischeren Entfaltung der Produktivkräfte. Wir haben gesehen, daß nicht zu erwarten ist, dieser Entfaltung würden aus dem Kapitalismus selbst ökonomische Gegentendenzen erwachsen, die sie notwendigerweise zum Stillstand bringen müßten.

Die Erwartung, die Krisen würden in dieser Weise wirken, ist in den letzten Jahrzehnten gegenstandslos geworden.

Natürlich kann man nicht mit Bestimmtheit behaupten, es sei unmöglich, daß der technische und ökonomische Fortschritt

Digitized by Google

des industriellen Kapitals jemals gehemmt werde. Hier steht bloß die Frage zur Diskussion, ob eine solche Hemmung aus dem Wesen des Kapitals und seiner Akkumulation heraus notwendigerweise eintreten muß, und diese Frage ist entschieden zu verneinen.

Ich glaube, gezeigt zu haben, daß die Grenzen, die der Ausdehnung des Kapitalismus anscheinend gesetzt sind, nur Grenzen sind, die der Ausdehnung der Industrie in jeder Produktionsweise daraus entstehen, daß sie abhängig bleibt von der Landwirtschaft. Eine einseitige Ausdehnung der Industrie ohne entsprechende Ausdehnung der landwirtschaftlichen Produktion ist nicht möglich. Nichts hindert jedoch das Kapital, sobald die Industrieentwicklung wegen des Zurückbleibens der Landwirtschaft zu stocken beginnt, sich mit aller Macht auf deren Intensivierung zu werfen.

Nun wäre es ja möglich, daß die bestehenden Eigentumsverhältnisse das verhindern. Daß etwa an dem privaten Eigentum am Boden die nötige Entwicklung der Produktivkräfte der Landwirtschaft scheitert. Das brauchte jedoch noch nicht das Ende des Kapitalismus zu bedeuten, es würde nur eine Bodenreform herbeiführen, die mit dem Kapitalismus sehr wohl verträglich wäre.

Indessen brauchen wir uns darüber nicht allzusehr den Kopf zu zerbrechen. Wie immer man über die Grenzen denken mag, die der Entwicklung der Produktivkräfte innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise gezogen sind, wir werden nie unsere Meinungsverschiedenheiten darüber durch praktische Erfahrungen entscheiden lassen können, weil wir zu solchen Erfahrungen nicht kommen werden.

Denn eines tritt in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher hervor: der Sieg des Proletariats wird früher eintreten, ehe eine der Grenzen erreicht sein kann, die manche unserer Theoretiker der Entwicklung der Produktivkräfte innerhalb des Kapitalismus setzen.

Schon vor drei Jahrzehnten faßte ich die Möglichkeit ins Auge, wie oben ausgeführt, daß dieser Sieg früher eintritt, als die chronische Krise, mit der ich damals noch rechnete. Seitdem hat der Kapitalismus so viele Krisen überstanden, sich so vielen neuen, oft ganz überraschenden und ungeheuerlichen Anforderungen anzupassen gewußt, daß er mir heute, rein ökonomisch betrachtet, weit lebenskräftiger erscheint, als vor einem halben Jahrhundert.

Aber gleichzeitig ist das Proletariat nahe darangekommen, in manchen entscheidenden Großstaaten die herrschende Klasse zu werden. Da muß es ausgeschlossen scheinen, daß die kapitalistische Produktionsweise, um mit dem Marxschen Vorwort zu

Digitized by Google

reden, nicht untergeht, „bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist".

Dieser Satz ist angesichts der Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht mehr auf uns anwendbar. Damit müssen wir auch die Ausführungen modifizieren, mit denen Marx in dem berühmten Kapitel über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation sein „Kapital" ausklingen läßt.

Von diesen wuchtigen Sätzen wurden bisher von bürgerlichen und sozialistischen Kritikern jene angefochten, in denen gezeigt wird, wie einerseits die zunehmende Konzentration und Zentralisation des Kapitals dieses reif dazu macht, in gesellschaftliches Eigentum und gesellschaftlichen Betrieb übergeführt zu werden, und wie andererseits die Tendenzen der Verelendung der Arbeiter und deren dagegen sich aufbäumende Empörung die Klassengegensätze immer mehr verschärfen, wie aber auch in den daraus erwachsenden Klassenkämpfen die an Zahl anwachsende Arbeiterklasse geschult, vereint und organisiert wird.

Die an dieser Darstellung nörgelnde Kritik war kleinlich. Minimale Gegentendenzen der hier gezeigten Entwicklung wurden übermäßig aufgebauscht oder es wurde in die Marxschen Sätze eine Nichtbeachtung der Wirklichkeit hineingelesen, die ein verständnisvoller Leser nicht darin fand. Der große Gesamtinhalt der lapidaren Sätze aber wurde nicht erfaßt. Und doch findet er von Tag zu Tag immer stärkere Bekräftigung. Wenn Marx hier die Tendenzen sieht, die mit Notwendigkeit zur Ueberwindung des Kapitalismus, zur „Expropriation der Expropriateure" führen, so hat er damit den Weg gewiesen, den die ökonomische Entwicklung tatsächlich geht und dem folgend die Arbeiterklasse am sichersten dem Ziele ihrer Befreiung entgegenstrebt.

Aber nicht ganz können wir mehr Marx folgen, wenn er zu den eben erwähnten Sätzen noch hinzufügt:

„Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriiert."

Das erwarten auch wir. Aber nicht aus dem Konflikt zwischen Produktivkräften, für deren Anwendung die kapitalistische Produktionsweise zu eng geworden, und dem kapitalistischen Eigentum erwarten wir das Ende des Kapitalismus; wir erwarten dieses Ende nicht erst dann, wenn das „Kapitalmonopol zur Fessel der Produktionsweise" geworden ist. Wir glauben, allen Grund zu der Zuversicht zu haben, daß dieses Ende schon früher erreicht wird.

Digitized by Google

d) Jede neue Produktionsweise ist an materielle Bedingungen gebunden.

Der nächste Satz der Marxschen Vorrede steht in engster Verbindung mit dem eben erörterten. Nachdem Marx gesagt: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor die Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist", fährt er fort:

„Und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind."

Dieser Satz hat, seitdem er geschrieben wurde, an Richtigkeit sicher in keiner Weise verloren. Alle Beobachtungen seitdem haben ihn bestätigt. Er gehört zu den unerschütterlichsten Grundsätzen der materialistischen Geschichtsauffassung. Er sagt im Grunde dasselbe, was im Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital" ausgesprochen wurde: Eine Gesellschaft „kann naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren".

Der Satz ist eine Selbstverständlichkeit für eine klassenlose Gesellschaft. In einer solchen hat niemand ein Interesse oder eine Veranlassung, neue Produktionsverhältnisse an Stelle der bestehenden zu setzen, wenn nicht neue Produktivkräfte solche zweckmäßig und schließlich notwendig machen.

Anders in einer Klassengesellschaft. Da sind die ausgebeuteten Klassen stets, mitunter aber auch manche der ausbeutenden mit den bestehenden Produktionsverhältnissen unzufrieden und suchen nach ihrer Ueberwindung. Nur in einer Klassengesellschaft kann es vorkommen, daß eine unzufriedene Klasse, wenn besondere historische Verhältnisse ihr die Kraft dazu geben, den Versuch macht, neue, ihr günstigere Produktionsverhältnisse zu schaffen, auch wenn die Existenzbedingungen für diese neuen Verhältnisse noch nicht im Schoße der alten Gesellschaft ausgebrütet wurden. Doch wenn dies nicht der Fall ist, werden die Neuerungen keinen Bestand haben und rasch zu einer Plage werden und verfallen, trotz aller Dekrete und auch trotz allem Terrorismus, durch den man den Mangel an den historischen Vorbedingungen der neuen Produktionsverhältnisse wettmachen will.

Diese Erkenntnis ist ein festes Bollwerk gegen jede Utopisterei. Es ist ganz unbegreiflich, daß es Anhänger des historischen Materialismus gibt, die gerade diesen Fundamentalsatz in ihrer Praxis ignorieren.

Damit ist nicht etwa gesagt, daß marxistische Vertreter des Proletariats eine Gelegenheit, zur politischen Macht zu gelangen, von sich zu weisen hätten, solange die Existenzbedingungen einer ganz sozialistischen Gesellschaft nicht gegeben seien. Wohl aber ist damit die Verpflichtung für Marxisten ausgesprochen, wo

Digitized by Google

immer sie zur Macht kommen, zu prüfen, wie weit die Existenzbedingungen der neuen Gesellschaft im Schoße der alten schon ausgebrütet seien und danach ihre Praxis im Interesse der arbeitenden Klassen einzurichten, für die sich viel tun läßt, auch ehe man sich an die „Vollsozialisierung" macht.

Es mag auffallen, daß Marx in dem hier zur Untersuchung stehenden Satz nur von den materiellen Existenzbedingungen der neuen Produktionsverhältnisse spricht. Das darf nicht etwa in dem Sinne aufgefaßt werden, als wenn zu den materiellen Produktivkräften bloß bestimmte Stoffe und Werkzeuge zu zählen seien. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die wichtigste der Produktivkräfte der Mensch selbst ist, der die anderen dieser Kräfte erst auslöst, in Bewegung setzt und zu zweckmäßiger Anwendung bringt. Zu den materiellen Produktivkräften gehören auch bestimmte Arten von Arbeitsdisziplin, Organisation, Kenntnissen usw. Unter den materiellen Existenzbedingungen der neuen Gesellschaft, die im Schoße der alten ausgebrütet sein müssen, ehe die neue möglich wird, haben wir also nicht bloß das Vorhandensein bestimmter anorganischer und organischer Stoffe und Werkzeuge zu verstehen, sondern auch das Vorhandensein bestimmter psysischer Fähigkeiten im Menschen, die jedoch nicht aus irgendeiner mystischen, durch nichts verursachten Eigenbewegung des Geistes im Schoße der alten Gesellschaft ausgebrütet werden, sondern deren Aufkommen in letzter Linie auf die neu geschaffene Technik, hier also im vollen Sinne des Wortes auf die neuen materiellen Existenzbedingungen zurückzuführen ist.

Daß Marx bei den Vorbedingungen einer neuen Gesellschaft, die im Schoße der alten ausgebrütet werden, nicht von den jeweilig notwendigen psychischen Vorbedingungen absah, hat er selbst bekundet. Wir brauchen bloß auf den Absatz des „Kapital" hinzuweisen, mit dem wir uns eben beschäftigten.

Unter den Vorbedingungen der sozialistischen Gesellschaft, die durch die kapitalistische ausgebrütet werden, nennt er dort auch „die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalitischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse".

Diese Erkenntnis sprach er jedoch nicht erst im „Kapital" aus. Schon im kommunistischen Manifest wird diese durch den Produktionsprozeß bewirkte Schulung und Organisation der Arbeiter geschildert. Und in der Sitzung der Zentralbehörde des Kommunistenbundes vom 15. September 1850, erklärte Marx unter anderem, daß wir (Marxisten) den Arbeitern sagen:

„Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu be-

Digitized by Google

fähigen." (Mitgeteilt von Marx in den „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß in Köln", Neuer Abdruck, Zürich 1885, S. 21.)

Also allzu grob „materialistisch" darf man sich die materiellen Existenzbedingungen der neuen Gesellschaft nicht vorstellen, die schon im Schoße der alten erwachsen sein müssen, soll jene möglich werden.

e) Die Menschheit stellt sich nur lösbare Aufgaben.

Nur noch ein Satz der Vorrede zur „Kritik" hat uns hier zu beschäftigen.

Im Anschluß an den eben betrachteten fährt Marx fort:

„Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß des Werdens begriffen sind."

Dieser Satz sieht auf den ersten Blick mystisch und dunkel aus. Man darf ihn auf keinen Fall in dem Sinne fassen, als ob sich die einzelnen Menschen stets nur Aufgaben stellten, die sie zu lösen vermöchten. Das gilt nicht einmal von ganzen Klassen.

In einer Klassengesellschaft stellen sich die einzelnen Klassen Aufgaben, die dem Gegensatz ihrer Interessen entsprechend, in vollstem Widerspruch zueinander stehen, von denen ein Teil also notwendigerweise von vornherein unmöglich zu lösen ist. Und hat man nicht schon von gescheiterten Revolutionen gehört? Sind nicht die meisten Revolutionen in dem Sinne gescheitert, daß die Revolutionäre in ihnen nicht die Ziele erreichten, die sie anstrebten? Selbst wo sie siegten, kam bei dem Abschluß der Bewegung oft etwas ganz anderes heraus, als was die Revolutionäre beabsichtigt hatten.

Also von einzelnen Menschen oder Menschengruppen, die sich Aufgaben stellen, kann hier nicht die Rede sein. Kann sich aber die Menschheit Aufgaben stellen? Das vermögen doch nur einzelne Individuen. Die Menschheit hat kein Gehirn, das wollen oder denken könnte, sie ist nur eine Abstraktion, die Gesamtheit der Menschen.

Aber eben, weil es sich um eine Abstraktion handelt, dürfen wir das gebrauchte Bild nicht wörtlich nehmen. Die Menschheit kann sich nicht nach Belieben Aufgaben stellen, wohl aber bilden sich von Zeit zu Zeit unter bestimmten neu auftauchenden Bedingungen neue gesellschaftliche Verhältnisse, die den von ihnen betroffenen Menschen allen in gleicher Weise, also kann man sagen, der Menschheit, bestimmte soziale Aufgaben stellen, deren Lösung notwendig wird, soll die Gesellschaft gedeihen oder überhaupt weiterleben können.

Digitized by Google

Die neuen Bedingungen, die die Aufgabe stellen, sind die aus dem Fortschritt der Technik hervorgehenden neuen Produktivkräfte. Sie schaffen nicht nur die Aufgabe, sondern gewähren auch die Mittel, mit denen sie zu lösen ist.

Die Aufgabe besteht darin, die gesellschaftliche Organisation den neuen Mitteln erhöhter Produktion anzupassen, eine Aufgabe, die lösbar ist. Die Lösung kann dort nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, wo keine Klassengegensätze bestehen und alle das gleiche Interesse an der zweckmäßigsten Lösung haben.

Wo gegensätzliche Klassen vorhanden sind, werden die am Alten interessierten Klassen die Lösung erschweren. Sie können sie hindern, obwohl sie möglich ist. Doch unter den Klassen, die in solchen Fällen einander gegenüberstehen, wird diejenige am ehesten erstarken, die mit der Anwendung der neuen, den alten überlegenen Produktivkräfte am engsten verknüpft ist, die ihnen am besten entsprechenden gesellschaftlichen Methoden und Organisationen am ehesten herausfindet und durch sie an Zahl und Bedeutung gewinnt. Sie hat die besten Aussichten, schließlich zu siegen und die richtige Lösung der sozialen Aufgabe durchzusetzen, die der Gesellschaft durch die neuen Produktivkräfte gestellt wird.

Wenn eine neue soziale Aufgabe auftaucht, machen sich die einzelnen Menschen von den verschiedensten Standpunkten aus mit den verschiedensten Bedürfnissen und Kenntnissen an die Lösung der Aufgabe. Viele von ihnen scheitern, ganzen Klassen passiert das gleiche, sogar ganze Staaten können zugrunde gehen, weil es ihnen nicht gelingt, die Lösung sozialer Aufgaben zu finden, die im Laufe der ökonomischen Entwicklung für sie entstehen. Aber bei allen diesen Fehlschlägen wächst die Menge der Erfahrungen, wachsen die Kräfte der an der zweckmäßigen Lösung am meisten Interessierten.

Sie wird gefunden, sobald man die richtige Fassung des Problems entdeckt, das heißt, sobald man die Bedingungen genau erkannt hat, die für die Lösung des Problems gegeben sind.

So hat, wenn man nicht einzelne Menschen, Klassen, Staaten betrachtet, sondern die Menschheit überhaupt, jede soziale Aufgabe, die aus dem Auftauchen neuer Produktivkräfte hervorging, immer wieder ihre Lösung gefunden, die durch dieselben Faktoren geboten wurde, die das Problem stellten.

Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß dies im weiteren Fortgang der Gesellschaft nicht auch der Fall sein wird, namentlich dann, wenn sie aus dem Klassenstadium wieder in das der Klassenlosigkeit gelangt ist.

Daher darf man also wohl sagen, daß die Menschheit sich immer nur Aufgaben stellt, die sie zu lösen vermag.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Weiterentwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung.

Hiermit haben wir die Betrachtung der Sätze vollendet, in denen Marx vom Standpunkte seiner Geschichtsauffassung aus den Mechanismus der gesellschaftlichen Entwicklung, gewissermaßen die Dynamik der Gesellschaft, darlegt, nachdem er vorher das ständige Verhältnis zwischen Oekonomie und Ideologie festgestellt hat, gewissermaßen die Statik der Gesellschaft. In der Tat ist das Bild vom Ueberbau nur in der Statik möglich. In der Dynamik wird es gegenstandslos.

Obwohl bald sieben Jahrzehnte alt, bildet die von Marx hier gegebene Dynamik der Gesellschaft, die Zusammenfassung der Gesetze ihrer Bewegung, ebenso wie die im Zusammenhang damit gegebene Formulierung ihrer Statik immer noch die klassische Fassung des historischen Materialismus.

Doch ist die Zeit nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Während einige ihrer Sätze ihre unbedingte Geltung unerschüttert behauptet haben, mußten wir bei anderen feststellen, daß neue Erfahrungen und Aufdeckungen ihre Gültigkeit nur noch zu einer bedingten machen, sie auf bestimmte Geschichtsperioden beschränken. Sie erklären nach wie vor den historischen Prozeß und kennzeichnen ihn, aber nicht mehr seinen ganzen Umfang, sondern nur noch einzelne seiner Teile.

An praktischer Bedeutung für die Erkenntnis der Kämpfe der Gegenwart hat dabei diese Fassung jedoch keineswegs etwas verloren. Sie ist geschöpft aus einer tiefgehenden Erforschung des industriellen Kapitalismus und der zu ihm führenden historischen Prozesse. Bloß für die weiter von uns entfernten Perioden der Vergangenheit, die Staaten der Antike und des alten Orients und schon gar für die klassenlose Zeit treffen nicht alle Marxschen Sätze uneingeschränkt zu. Andererseits scheint es, als zeigten gewisse seit Marx Tode auftretenden ökonomischen Erscheinungen an, daß eine seiner Annahmen nicht für die Zukunft ausnahmslos gelten muß: die Erwartung, eine Gesellschaftsformation gehe nie unter, ehe sie nicht alle Produktivkräfte entwickelt hat, für die sie weit genug ist. Doch ist dies noch eine unter uns Marxisten selbst strittige Frage.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die 1859 gegebene Fassung der materialistischen Geschichtsauffassung vom Wandel der Zeiten weit weniger berührt wurde als die in demselben Jahre zuerst veröffentlichte und begründete Darwinsche Theorie der Entwicklung der Arten.

Natürlich darf auch unsere Geschichtsauffassung nicht vor immer wieder erneuten Nachprüfungen, Revisionen bewahrt

Digitized by Google

werden. Im Gegenteil, sie ist kein starres Dogma, sondern eine elastische Methode. Dem von ihr selbst vertretenen Standpunkt entsprechend, kann sie nichts anderes sein als ein Kind ihrer Zeit, bestimmter Bedingungen, und muß sie sich mit diesen Bedingungen ändern, neuen Erfahrungen, neuen Erkenntnissen Rechnung tragen und sie in sich aufnehmen.

Und schon durch die bloße Anwendung wird eine Methode immer mehr fortentwickelt. Sie wurde uns von unseren Meistern nicht hinterlassen als ein Pfund, das wir vergraben sollen, um es unverwendet zu konservieren, sondern als eines, mit dem wir zu wuchern haben, um soviel Gewinn daraus zu ziehen als möglich für den Fortgang der Wissenschaft und der Gesellschaft.

Also zeitweise Revisionen des Marxismus sind unvermeidlich, ja unerläßlich. Aber wenn die Erkenntnisse, die Marx und Engels uns brachten, auch keine absoluten, ewigen Wahrheiten sind, die in alle Zukunft unverändert zu gelten haben, so waren sie doch höhere Wahrheiten über diejenigen hinaus, die vor ihnen bestanden und die sie überwanden. Ein Revisionismus, der den Marxismus nicht weiter entwickelt, sondern bloß in Frage stellt und verneint, um zu vormarxistischen Denkweisen zurückzukehren, bringt uns sicher keinen wissenschaftlichen Fortschritt.

Was uns Marxisten heute in bezug auf die materialistische Geschichtsauffassung vor allem obliegt, ist die Erweiterung ihres Gebietes. Marx und Engels mußten notwendigerweise dem Stande der Wissenschaft ihrer Zeit entsprechend, die materialistische Geschichtsauffassung vor allem als eine Theorie der Geschichte der Klassengesellschaften und Klassenstaaten ausarbeiten. Erst in ihren letzten Lebensjahren kamen sie dahin, nicht nur gelegentlich, wie sie früher getan, sondern in zusammenhängender Darstellung auch die vorstaatliche, klassenlose Gesellschaft in das Bereich ihrer Geschichtsauffassung einzubeziehen.

Das Engelssche Büchlein über den „Ursprung der Familie" ist uns als ein Vermächtnis hinterblieben, das uns den Weg weist, auf dem wir die überkommene Geschichtsauffassung unserer Meister zu erweitern haben.

Diesen Weg habe ich hier zu gehen gesucht. Dabei trachtete ich, das Gebiet der materialistischen Geschichtsauffassung so weit auszudehnen, daß es sich mit dem der Biologie berührte. Ich untersuchte, ob die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften mit der der tierischen und pflanzlichen Arten nicht innerlich zusammenhänge, so daß die Geschichte der Menschheit nur einen Spezialfall der Geschichte der Lebewesen bildet, mit eigenartigen Gesetzen, die aber in Zusammenhang stehen mit den allgemeinen Gesetzen der belebten Natur.

Ich glaube, das gemeinsame Gesetz, dem menschliche wie tierische und pflanzliche Entwicklung unterworfen ist, darin zu

Digitized by Google

finden, daß jede Veränderung der Gesellschaften wie der Arten zuückzuführen ist auf eine Veränderung der Umwelt. Wo diese sich gleich bleibt, ändern sich auch die Organismen und Organisationen nicht, die sie bewohnen. Neue Formen von Organismen und gesellschaftlichen Organisationen kommen auf durch Anpassung an eine geänderte Umwelt.

Gilt das allgemein, so sind doch die Arten der Anpassung für die verschiedenen Reiche der Pflanzen, der Tiere, der Menschen verschieden.

Die Pflanzen bleiben auf passive Anpassung beschränkt. Veränderungen der Umwelt, des Klimas, des Bodens bringen durch veränderte Ernährung, veränderte chemische Reize und dergleichen in den von ihnen betroffenen Organismen Veränderungen hervor, die, wenn unzweckmäßig, die Organismen nach und nach zum Aussterben bringen, wenn zweckmäßig, sich erhalten und schließlich erblich werden, womit neue Arten begründet sind.

Bei anderen Organismen, den Tieren, die Fähigkeiten des Wollens und des Erkennens und freier Bewegung entwickelt haben, gesellt sich zu dieser passiven Anpassung noch die aktive. Die veränderten Lebensbedingungen veranlassen die Tiere zu einer veränderten Benutzung ihrer Organe, wodurch diese selbst im Laufe der Zeit verändert werden. Sind die Veränderungen zweckmäßig, werden sie erhalten und vererbt.

Beim Menschen aber, haben wir gesehen, gesellt sich dazu noch eine dritte Form der Anpassung an neue Verhältnisse: Seine Intelligenz und Handfertigkeit erreicht einen Grad, der es ihm ermöglicht, neuen Anforderungen durch die bewußte Schaffung künstlicher Organe, Werkzeuge und Organisationen zu begegnen.

Damit wird nun ein ganz neues Element in die Entwicklung eingeführt.

Bis zur bewußten Anpassung durch Schaffung künstlicher Organe war jede Weiterentwicklung einer Art abhängig von einer ohne ihr Zutun vor sich gehenden Aenderung der Umwelt, etwa durch geologische oder kosmische Veränderungen, auf die der Organismus nicht den geringsten Einfluß hatte.

Das ändert sich für den Menschen, sobald er so weit ist, sich künstliche Organe zu schaffen. Sie sind nicht ein Teil seines Körpers, existieren außer ihm und wirken als solche auf den Menschen zurück, veranlassen die Menschen, sich in bestimmter neuer Weise zu bestimmtem neuen Handeln zusammenzutun, neue Organisationen zu bilden, die über den einzelnen Individuen stehen.

So wird aus den neuen künstlichen Organen, die sich der Mensch schafft, im Zusammenhange mit den neuen Organisa-

Digitized by Google

tionen, die von ihnen hergerufen werden, ein neues Element der Umwelt.

Wenn sich der Mensch seiner Umwelt anpaßt, so ändert er dabei nicht bloß sich selbst, wie es Pflanzen und Tiere tun, er ändert auch seine Umwelt. Diese Aenderung ist sein Werk. Jedoch nicht sein bewußtes Werk. Mit Bewußtsein schafft er neue Organe und Organisationen, um neu auftauchende Probleme zu lösen. Wenn aber diese Organe und Organisationen zu einer neuen Umwelt werden, die dem Menschen neue Probleme aufgibt, so ist das nicht auf bewußtes Tun des Menschen zurückzuführen. Diese neue Wirkung der von ihm geschaffenen Werkzeuge und Einrichtungen ist von ihm sehr selten, und auch dann nie in vollem Umfang vorausgesehen und tritt oft sehr wider seinen Willen ein.

Man kann daher wohl mit Marx sagen:

„Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen." (Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, 2. Aufl. Hamburg 1869, S. 1.)

Engels meint einmal, allerdings ohne Beziehung auf die eben zitierte Stelle und in einem ganz anderen Zusammenhang, die Unfreiheit des Menschen in der Geschichte gelte nur bisher. Sie müsse in einer sozialistischen Gesellschaft aufhören: Er weist darauf hin, daß dann die Produktion durch die Gesellschaft geregelt werde, die anarchische Warenproduktion und damit die Herrschaft des Produktes über den Produzenten aufhöre.

„Damit erst scheidet der Mensch, in gewissem Sinne, endgültig aus dem Tierreich, tritt aus tierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. Der Umkreis der die Menschen umgebenden Lebensbedingungen, der die Menschen bis jetzt beherrschte, tritt jetzt unter die Herrschaft und Kontrolle der Menschen, die nun zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung werden. Die Gesetze ihres eigenen gesellschaftlichen Tuns, die ihnen bisher als fremde, sie beherrschende Naturgesetze gegenüberstanden, werden dann von den Menschen mit voller Sachkenntnis angewandt und damit beherrscht. Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte oktroyiert gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie Tat. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit." (Dührings Umwälzung, S. 305, 306.)

Ich habe schon im ersten Buche bemerkt, daß der letzte Satz dieser Stelle in einem Sinne aufgefaßt wurde, als wollte Engels sagen, mit der Aufhebung der Warenproduktion höre für den

Digitized by Google

Menschen die Wirkung des Gesetzes der Kausalität auf. Das ist natürlich Unsinn.

Engels sagt hier nur, daß in der kapitalistischen Warenproduktion die Menschen nicht Herren der Produktionsmittel und der Produktion sind, die von einigen Privatbesitzern von Produktionsmitteln, unabhängig von Arbeitern und Konsumenten, nach eigenem Gutdünken in Betrieb gesetzt werden. Dabei produzieren die Herren der Produktionsmittel selbst nicht nach gemeinsamem Plane, sondern jeder unabhängig von dem andern und vielfach gegen die anderen. Das ergibt ein Chaos, in das einige Regelmäßigkeit nur dadurch kommt, daß Abweichungen von bestimmten Gesetzen der Produktion immer wieder Krisen hervorrufen, durch deren verheerende Wirkungen jene Gesetze sich immer wieder durchsetzen.

Dieser Zustand, in dem die Menschen den Gesetzen des eigenen gesellschaftlichen Tuns „als fremden, sie beherrschenden Naturgesetzen gegenüberstehen", wird für die Produktion aufgehoben durch deren gesellschaftliche Regelung.

Das ist unzweifelhaft richtig. Aber ich kann Engels nicht ganz folgen, wenn er daraus schließt, damit erlangten die Menschen zum erstenmal in der Geschichte die Herrschaft über ihre Lebensbedingungen. Soweit sie Herrschaft über die Natur ist, hat sie der industrielle Kapitalismus bereits in hohem Grade verwirklicht. Soweit sie dagegen Beherrschung der Anwendung der Produktionsmittel durch den Menschen (als Produzent und Konsument), planmäßig, ohne Krisen, darstellt, so bestand eine solche bereits in der Urzeit vor dem Aufkommen der Warenproduktion. Erst diese hat die Anarchie in der Produktion und die Unterwerfung der Menschen unter ihre unbewußt sich durchsetzenden Gesetze gebracht.

Ist die sozialistische Beherrschung der Produktion durch das Gemeinwesen gleichbedeutend mit dem Reich der Freiheit, die Warenproduktion mit dem Reich der Notwendigkeit, dann bedeutet der Uebergang zum Sozialismus nur den Sprung zurück zu einer Freiheit, die der Mensch schon vor der Warenproduktion besaß, nicht einen Sprung zu einem Zustand, der ihn erst aus den bisherigen „tierischen Daseinsbedingungen" heraushebt.

Aber Engels geht noch weiter. Daraus, daß die Menschen in der sozialistischen Gesellschaft ihre P r o d u k t i o n mit vollem Bewußtsein selbst organisieren werden, schließt er, daß sie von nun an auch ihre G e s c h i c h t e ganz planmäßig in einer Weise machen werden, daß „die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben werden".

Derartiges darf man wohl erwarten, soweit es sich darum handelt, den neuen gesellschaftlichen Problemen durch Setzung

Digitized by Google

neuer „gesellschaftlicher Ursachen", das heißt durch Einrichtung neuer Organe und neuer Organisationen gerecht zu werden.

Je weiter die gesellschaftliche Wissenschaft fortschreitet, desto richtiger werden die Menschen die Wirkungen neuer Einrichtungen voraus berechnen können, soweit sie als Organe des Menschen wirken.

Aber früher oder später muß jede dieser Einrichtungen losgelöst von den Menschen, von denen sie geschaffen wurden, zur Umwelt der Menschen werden, die sie fertig vorfinden. Die Wirkungen, die sie als solche ausüben, werden sich wohl nie völlig voraussehen lassen können.

In der Wissenschaft sehen wir, daß fast keine Lösung eines Problems in einer Weise erfolgt, die nicht neue, bis dahin noch ungeahnte Probleme aufwirft. So hat auch in der bisherigen Geschichte fast jede technische oder ökonomische Neueinrichtung neben den von ihren Urhebern beabsichtigten Wirkungen auch unbeabsichtigte hervorgerufen, wenn nicht immer sogleich, so doch im Verlauf einiger Zeit, Wirkungen, die neue gesellschaftliche Probleme schufen. Gerade das war es, was bisher die Geschichte der Menschheit von ihren Anfängen an in Gang hielt und es ist nicht einzusehen, warum die Ueberwindung der Warenproduktion daran etwas ändern soll.

Gewiß verbessern sich immer mehr die Methoden gesellschaftlicher Forschung, und mit der Länge des Zeitraumes, den die überlieferten Beobachtungen umspannen und der Ausdehnung der beobachteten Gesellschaften wächst das Material der Forschung, treten gesellschaftliche Gesetze immer deutlicher hervor. Aber mit den Mitteln zur Lösung sozialer Aufgaben wachsen auch diese selbst immer mehr. Wie klein, wie übersichtlich waren die primitiven Gruppen der Menschen, wie gering noch die Werkzeuge, deren sie sich bedienten, wie einfach die Verhältnisse des Zusammenarbeitens, die sich bei ihnen bildeten! Die neuen Einrichtungen, die sich die Menschen schufen, blieben überwiegend ihre Organe, wurden nur in geringem Grade sie bestimmende Umwelt. Wie gewaltig dagegen der heutige technische Apparat der Gesellschaft, wie ausgedehnt die Staaten, wie mannigfaltig die Gebiete ihrer Tätigkeit, wie innig international verwoben alles Tun der Menschen, nicht nur ihr ökonomisches und politisches, sondern auch ihr kulturelles. Nicht die Verhältnisse eines Stammes von 2—300 Menschen, sondern die der gesamten Menschheit sind heute in Betracht zu ziehen, will man eine einschneidende Neuerung im Leben der Menschen einführen.

Es wird schon eine ungeheure Aufgabe sein, das ökonomische Wirken der Menschheit planmäßig zu regeln. Dagegen dürfen wir in keiner Weise erwarten, daß es gelingen wird, auch alle Konsequenzen vorauszusehen, die daraus für das ganze nichtöko-

Digitized by Google

nomische Leben der Menschen entspringen, ihr wissenschaftliches, künstlerisches Tun, ihre sexuellen und geselligen Verhältnisse usw., und den neuen Problemen, die jene Konsequenzen in ihrem Schoße tragen, schon vor ihrer Geburt zu begegnen.

Wir dürfen annehmen, daß die sozialen Einrichtungen, die das siegreiche Proletariat schaffen wird, wohl die Wirkung üben werden, die es mit ihnen erreichen will und daß es sein Ziel verwirklichen wird: die Aufhebung jeglicher Ausbeutung. Aber wir haben durchaus keinen Grund anzunehmen, daß mit der Lösung der heutigen Probleme der Gesellschaft für immer alle sozialen Probleme gelöst sind.

Das war auch keineswegs Engels Ansicht. Er gehörte nicht zu den Utopisten, die eine vollkommene Gesellschaft anstrebten, mit deren Einführung jede weitere soziale Entwicklung abgeschnitten wäre.

Aber wenn die sozialen Probleme unserer Zeit gelöst sind, woher sollen dann neue Probleme kommen, die neue Bewegungen verursachen, wenn nicht die neugeschaffenen Zustände sie hervorrufen, wenn sie nicht neben den bei ihrer Einführung beabsichtigten Wirkungen auch solche in sich bergen sollten, die sich eines Tages geltend machen werden, von denen wir jedoch noch keine Ahnung haben und haben können?

Das Endziel des Proletariats ist nicht ein Endziel für die Entwicklung der Menschheit.

Das Gesetz ihrer Bewegung bleibt aber stets das gleiche: die Schaffung neuer Einrichtungen zur Lösung neu auftauchender Probleme, welche Einrichtungen nicht nur diese Probleme lösen, sondern auch in sich neue Probleme bergen, die wieder die Schaffung neuer Einrichtungen im Interesse der Menschheit nötig machen. Und so weiter.

Wie der Prozeß des Erkennens ist also auch der der gesellschaftlichen Weiterentwicklung ein ewiger — das heißt, ein so lang dauernder, als die Menschheit mit ihren Fähigkeiten und ihre bisherige natürliche Umwelt fortdauert.

Eine dauernd vollkommene Gesellschaft ist ebensowenig möglich, wie eine absolute Wahrheit. Und das eine wie das andere würde nichts anderes bedeuten, als gesellschaftlichen Stillstand und Tod.

Ende des vierten Buches.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fünftes Buch

Der Sinn der Geschichte

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Das Individuelle in der Geschichte.

Erstes Kapitel.

Die praktische Bedeutung der materialistischen Geschichtsauffassung.

Wir sind bei dem Fortgang unserer Untersuchung, die fast bei den Urtieren, den Protozoen, anhob, bis an die Schwelle des Zukunftsstaates gelangt und haben sogar versucht, über sie hinaus einige Blicke in diesen selbst zu tun.

Haben wir aber damit nicht die Grenzen überschritten, die einer Geschichtsauffassung gezogen sind? Das Gebiet der Geschichte, meint man, sei doch nur die Vergangenheit. Mit der Zukunft dürfe sie sich nicht abgeben. Die bilde für sie verbotenes Gebiet. Dies wird nicht selten den marxistischen „Prophezeiungen" entgegengehalten.

Als ob die Erkenntnis der Welt in letzter Linie einen andern Zweck verfolgte, als den, uns in dieser zurechtzufinden! Jede Erkenntnis, die wir gewinnen, nicht bloß die der Geschichte in engerem Sinne, ist Erkenntnis der Vergangenheit. Etwas anderes zu erkennen, ist gar nicht möglich, denn alle unsere Erkenntnisse entstammen Erfahrungen, die hinter uns liegen. In diesem Sinne ist unser ganzes Wissen, auch das naturwissenschaftliche, geschichtlicher Art.

Die ganze Erkenntnis der Vergangenheit dient aber dazu, uns in der Gegenwart zurechtzufinden, unser Handeln in ihr zweckmäßig zu gestalten, das heißt, unserem Handeln Zwecke, Ziele in der Zukunft zu setzen, sowie uns die Mittel zu zeigen, diese Ziele zu erreichen. Unser Wissen von der Vergangenheit, unsere Zielsetzung in der Zukunft sind aufs engste miteinander verbunden. Und je umfassender unser Wissen der Vergangenheit, in desto weitere Zukunft können wir die Konsequenzen unseres Handelns in der Gegenwart voraussehen, desto größer die Ziele, die wir uns setzen. Der einzelne Forscher mag ganz in dem Studium der Vergangenheit untergehen. Das wird nicht verhindern, daß die Ergebnisse seiner Forschungen die Tätigkeit vieler anderer Menschen in der Gegenwart, das heißt in ihrer Vorbereitung der Zukunft und damit diese selbst beeinflussen.

Marx und Engels gehörten jedoch nicht zu den Forschern, die ganz in der Vergangenheit aufgehen und sich um die prak-

Digitized by Google

tische Anwendung des von ihnen gewonnenen Wissens nicht kümmern. Von Anfang an verbanden sie Theorie mit Praxis, die eine durch die andere befruchtend und verstärkend.

Schon 1845 schrieb Marx in seinen Thesen über Feuerbach:

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden i n t e r p r e t i e r t; es kommt aber darauf an, sie zu v e r ä n d e r n!"

In seiner Einleitung zu den von Marx herausgegebenen „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln" von 1852 (Zürich 1885) kam Engels auf die materialistische Geschichtsauffassung zu sprechen, die anfangs 1845 „schon in ihren Hauptzügen fertig herausentwickelt war" und bemerkte dazu:

„Diese, die Geschichtswissenschaft umwälzende Entdeckung . . . war aber von unmittelbarer Wichtigkeit für die gleichzeitige Arbeiterbewegung. Kommunismus bei den Franzosen und Deutschen, Chartismus bei den Engländern erschien nun nicht mehr als etwas Zufälliges, das ebensogut auch hätte nicht da sein können. Diese Bewegungen stellten sich nun dar als eine Bewegung der modernen, unterdrückten Klasse, des Proletariats, als mehr oder minder entwickelte Formen ihres geschichtlich notwendigen Kampfes gegen die herrschende Klasse, die Bourgeoisie; als Formen des Klassenkampfes, aber unterschieden von allen früheren Klassenkämpfen durch dies Eine: daß die heutige unterdrückte Klasse, das Proletariat, seine Emanzipation nicht durchführen kann, ohne gleichzeitig die ganze Gesellschaft von der Scheidung in Klassen und damit den Klassenkämpfen zu emanzipieren. Und Kommunismus hieß nun nicht mehr: Ausheckung, vermittels der Phantasie, eines möglichst vollkommenen Gesellschaftsideals, sondern: Einsicht in die Natur, die Bedingungen und die daraus sich ergebenden allgemeinen Ziele des vom Proletariat geführten Kampfes."

„Wir waren nun keineswegs der Absicht, die neuen wissenschaftlichen Resultate in dicken Büchern ausschließlich der ‚gelehrten' Welt zuzuflüstern. Im Gegenteil. Wir saßen beide schon tief in der politischen Bewegung, hatten unter der gebildeten Welt, namentlich Westdeutschlands, einen gewissen Anhang, und reichliche Fühlung mit dem organisierten Proletariat. Wir waren verpflichtet, unsere Ansichten wissenschaftlich zu begründen; ebenso wichtig aber war es auch für uns, das europäische und zunächst das deutsche Proletariat für unsere Ueberzeugung zu gewinnen." (S. 8.)

In der einen wie in der anderen Richtung haben unsere Meister bis an ihr Ende unermüdlich gearbeitet. Sowohl daran, ihre Ansichten wissenschaftlich zu begründen, wie daran, sie im Proletariat zu propagieren und dadurch das Proletariat zum Selbstbewußtsein über die von ihm geführten Klassenkämpfe zu bringen.

Die Verbindung der Theorie mit der Praxis des Klassenkampfes, die sie übten, ist vorbildlich geworden für ihre Schüler, kennzeichnet jeden Marxisten, trotz aller Schattierungen, die sich in ihrer Mitte aufgetan haben und sich um so mehr auftun mußten, je zahlreicher ihre Schar wurde, je verschiedenartiger die nationalen und sozialen Bedingungen, aus denen sie hervorgingen und je mehr neue Bedingungen und Probleme auf-

Digitized by Google

tauchten, die von den Vätern des Marxismus nicht selbst hatten in Betracht gezogen werden können.

So ist der Marxismus zu seiner heutigen Gestalt herangewachsen: zu einer Lehre, die berufen ist, auf die Wissenschaft umwälzend zu wirken und die sie vielfach schon aufs tiefste beeinflußt hat. Gleichzeitig aber zu einer Lehre, die richtunggebend ist für das Denken von Millionen von Proletariern aller Länder, und die dort, wo sie dem Sieg nahestehen, auch immer mehr richtunggebend wird für die Praxis der Staatsgewalten.

Das ist natürlich nicht dahin zu verstehen, daß jeder Proletarier, der einer der sozialistischen Arbeiterparteien angehört, ein theoretisch durchgebildeter Marxist sei. Das kann man nicht einmal von allen ihren Intellektuellen sagen, die doch am ehesten Gelegenheit hätten, diese Bildung zu erwerben. Aber jener Grundsatz der materialistischen Geschichtsauffassung, der für die ganze geschriebene Geschichte gilt, lebt in ihnen, lenkt ihr Denken und Handeln, der Satz, daß alle sozialen und politischen Gegensätze und Kämpfe unserer Zeit in letzter Linie Gegensätze und Kämpfe von Klassen sind. Daß wir diese Gegensätze zu erkennen haben, wenn wir die Kämpfe bestehen und zu einem befriedigenden Abschluß führen wollen.

Diese Lehre blieb lange wenig begriffen, selbst in unseren Reihen. Marx hatte vergeblich versucht, sie zur Grundlage der ersten Internationale zu machen. Als er starb, war die zweite Internationale noch lange nicht erstanden und wurde selbst die deutsche Sozialdemokratie nicht von marxistischen Gedankengängen beherrscht. Sowohl Lassalle wie Wilhelm Liebknecht waren in hohem Grade von Marx beeinflußt worden. Doch blieb der Sozialismus des einen, wie der des anderen stark von nichtmarxistischen, zum Teil vormarxistischen Anschauungen durchsetzt. Bei Lassalle z. B. von Louis Blanc und Rodbertus. Und wir Jüngeren in der deutschen Sozialdemokratie waren, den Spuren Lassalles und Liebknechts folgend, zunächst alle Eklektiker. Nicht minder die Sozialisten der romanischen Länder, die marxistische Gedanken entweder mit proudhonistischen oder mit blanquistischen mischten, soweit sie nicht ausgesprochenem Anarchismus verfielen. Die Sozialisten der anderen Länder Europas richteten sich entweder nach den deutschen oder den französischen. Im Britischen Reich gab es seit dem Zerfall des Chartismus überhaupt keinen Sozialismus, außer einigen owenitischen Ruinen.

Aber gerade in der Zeit, als Marx starb, begann seine Lehre von einer Reihe von Intellektuellen in Frankreich und England ebenso wie in Deutschland gründlich durchdacht und konsequent angewendet zu werden und begannen die Massen ihre blanquistischen, proudhonistischen, lassalleanischen Eierschalen immer

Digitized by Google

mehr abzustoßen und den Gedanken des Klassenkampfes und der ökonomischen Bedingtheit seiner Kraft und seiner Ziele immer mehr zu ihrem Leitstern zu machen.

Als sechs Jahre nach Marx Tode die zweite Internationale zusammentrat, war sie bereits von Anfang an weit marxistischer, als in der ersten Internationale auch nur ihr Generalrat gewesen war, in dem Marx selbst darinnen saß.

Heute sind die sozialistischen Parteien in allen Industrieländern eine Macht geworden, als marxistische Parteien, als Arbeiterparteien, als Parteien des proletarischen Klassenkampfes. Nicht immer ist es die marxistische Theorie, stets die marxistische Praxis, die sich in den sozialistischen Parteien durchsetzt und sie von Erfolg zu Erfolg führt, wo nicht unerhörte Katastrophen, wie der Weltkrieg und seine Folgen, den normalen Ablauf der Dinge vorübergehend unterbrechen, teils abnorm störend, mitunter auch abnorm fördernd.

Natürlich müssen wir gerade auf Grund der marxistischen Geschichtsauffassung diesen ungeheuren Erfolg der marxistischen Parteien in letzter Linie nicht ihr, sondern der ökonomischen Entwicklung zuschreiben, die das Proletariat immer stärker und zahlreicher macht und die Klassengegensätze verschärft. Aber die Gegner, die nicht marxistisch denken, sehen in dem ungeheuren Aufschwung der sozialistischen Parteien nur das Werk des Marxismus. Ein Grund mehr, ihn aufs grimmigste zu hassen.

Natürlich wäre es zu immer größeren und immer mehr erbitterten Klassenkämpfen auch gekommen ohne Marxismus. Ebenso zur Bildung von Arbeiterparteien und zu ihrem Streben nach politischer Macht. Wir finden diese Erscheinungen scharf ausgesprochen auch in Australien, wohin noch nicht viel Marxismus gedrungen ist.

Aber daß diese Bewegung sich ihrer letzten Ziele bewußt wurde und dabei doch den Aufgaben des Alltags gerecht zu werden verstand, daß sie es vermochte, die nüchterne Gewinnung von Augenblicksvorteilen mit der Begeisterung zu vereinigen, die große Ziele einflößen, daß sie ihre Anhänger stets dahin drängte, nach ökonomischer Erkenntnis zu streben, darin den soliden Boden ihres Wirkens zu suchen, sich durch keinen Gefühlsüberschwang von ihm abdrängen zu lassen, das verdanken wir der materialistischen Geschichtsauffassung, die dadurch den modernen Sozialismus hoch sowohl über seine utopistischen Vorgänger wie über die primitiven Arbeiterbewegungen erhob.

Und noch eines hat diese Geschichtsauffassung geleistet: vor ihr waren die einzelnen Sozialisten Sektierer, jeder mit einem anderen unfehlbaren Rezept zur Herstellung einer vollkommenen Gesellschaft versehen, das er den anderen sozialistischen Rezepten entgegenhielt. So wurden die ver-

Digitized by Google

schiedenen sozialistischen Systeme eine stark wirkende Ursache ewiger Zersplitterung der Arbeiterschaft, die den Kampf um ihre Befreiung führen wollte. In diesem Stadium hemmte nicht selten der Sozialismus das aufstrebende Proletariat, statt es zu fördern.

Erst die materialistische Geschichtsauffassung, die an Stelle besonderer sozialistischer Rezepte den bewußten Klassenkampf des Proletariats setzte, ermöglichte die Ueberwindung der sozialistischen Sektiererei und Zersplitterung und trieb die marxistisch geschulten Sozialisten dazu, Organisations- und Kampfformen des Proletariats und der sozialistischen Parteien zu suchen, die es ermöglichen, immer mehr die Gesamtheit der Arbeiter und ihrer Freunde zu einer geschlossenen Kampffront zu vereinigen und damit dem Proletariat das Maximum von Kraft zu verleihen, das es zu entwickeln vermag.

Wohl bestimmt die materialistische Geschichtsauffassung nicht die Richtung der sozialen Entwicklung, ebensowenig wie das irgendeine andere Geschichtsauffassung vor ihr zu bewirken vermochte. Diese Richtung wird in letzter Linie bestimmt durch die der ökonomischen Entwicklung. Aber das Tempo des Vormarsches in der einmal gegebenen Entwicklungsrichtung, die Höhe der jeweiligen Opfer und Erfolge, die der Vormarsch mit sich bringt, hängt in hohem Grade von der Höhe der Erkenntnis des Gesamtprozesses des sozialen Geschehens ab. Und dafür ist die materialistische Geschichtsauffassung von höchster Bedeutung geworden.

Unter den Faktoren, die den Charakter der Geschichte unserer Zeit bestimmen, wird diese Geschichtsauffassung, wird der Marxismus einer der wichtigsten.

Aber gerade deswegen, weil unsere Geschichtsauffassung an der Gestaltung der Zukunft so ungeheuer stark beteiligt ist, hat sie die Erforschung der Vergangenheit, die das eigentliche Gebiet der Geschichte sein soll, bisher nur wenig beeinflußt. Je mehr sie Geschichte machte, desto mehr verschlossen sich die Geschichtsschreiber vor ihr.

Zweites Kapitel.

Die materialistische Geschichtsauffassung und die Geschichtsschreibung.

Wenn unsere Geschichtsauffassung bisher von den heute maßgebenden Geschichtsforschern fast völlig ignoriert wurde, so liegt das gerade daran, daß sie in der Geschichte unserer Zeit eine so überragende Position gewonnen hat. Ihre Sache ist immer mehr identisch geworden mit der des Proletariats. So wurde sie von

Digitized by Google

Anfang an als verdächtig, gefährlich, unheilvoll von allen angesehen, die von dem Vormarsch und Sieg des Proletariats Schlimmes befürchteten.

Die wenigen Intellektuellen, die sich dem Klassenkampf des Proletariats bisher anschlossen, waren in die gleiche Lage versetzt, wie Marx und Engels selbst: sie hatten ihre Lehre nicht bloß wissenschaftlich zu vertiefen, sondern auch zu propagieren. Und bei ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit beschäftigten sie auch mehr die Probleme der Gegenwart als die der Vergangenheit. Sie trieben mehr Oekonomie als Geschichte.

So ist die Zahl der historischen Werke, die von Marxisten geschaffen wurden, bisher recht gering geblieben.

Ein Intellektueller aber, der sich dem proletarischen Klassenkampf des Proletariats nicht anschloß, der sich ihm feindlich gegenüberstellte, geriet damit auch in eine ablehnende Stellung gegenüber der materialistischen Geschichtsauffassung, die einmal zur Grundlage des proletarischen Aufstiegs geworden war. Und doch sollte man glauben, daß die Erforschung der Vergangenheit nichts zu tun hat mit der Gestaltung der Zukunft. Aber tatsächlich lassen sich Vergangenheit und Zukunft in der Seele des Menschen nicht trennen. Sie bilden in ihm nicht zwei verschiedene Welten, die miteinander nichts gemein haben, sondern zwei Seiten derselben Sache: seiner Umwelt, die auf ihn wirkt, auf die er wirkt. Davon, wie ich die Vergangenheit ansehe, hängt es ab, wie ich für die Zukunft arbeite. Allerdings auch umgekehrt. Die Ziele des Menschen beeinflussen seine Auffassung der Vergangenheit. Jede dieser beiden Seiten wirft Licht auf die andere, obgleich sie anscheinend voneinander abgekehrt sind.

Man sollte allerdings annehmen, daß die Verhältnisse unserer Zeit zu einer ökonomischen Geschichtsbetrachtung drängen. Der Ausgangspunkt aller Erforschung der Umwelt ist stets das Individuum selbst. Nach dem, was es selbst erfährt, macht es sich ein Bild dessen, was außer ihm ist. Und nach der Gegenwart ein Bild der Vergangenheit. Das heißt nicht, daß er sich deren Tatsachen willkürlich gestaltet, wohl aber, daß er sie seinen eigenen Erfahrungen entsprechend deutet. Er sieht in den Tatsachen der Vergangenheit vor allem das, was mit seinen Erfahrungen in der Gegenwart übereinstimmt.

Nun liegt es in der Gegenwart klar zutage, daß die Kämpfe unserer Zeit Klassenkämpfe sind. Das, sollte man meinen, muß auch den Blick für die Klassenkämpfe der Vergangenheit schärfen.

Und der Aufschwung des industriellen Kapitalismus, seiner Massenproduktion und seines Massenverkehrs schuf die Bedingungen für zwei neue Wissenschaften, zu denen es im Altertum kaum dürftige Ansätze gab: politische Oekonomie und

Digitized by Google

politische Arithmetik, wie die Engländer sagen, das heißt, Nationalökonomie und Statistik. Diese Wissenschaften lehrten uns, große Gesetze in der Gesellschaft und namentlich im ökonomischen Leben entdecken, Gesetze, die ganz unabhängig sind vom einzelnen Individuum, wie mächtig es auch sein mag.

Allerdings, von alledem brauchten die Geschichtsschreiber nichts zu wissen. Bei der heutigen Spezialisierung wird ein Fach unabhängig vom anderen betrieben.

Dennoch drängt sich der wirtschaftliche Faktor der Beachtung der Historiker immer mehr auf — und die Oekonomie selbst wird immer mehr eine historische Wissenschaft.

Die Ausdehnung des Weltverkehrs, die der Kapitalismus mit sich bringt, erschließt uns immer mehr die Erkenntnis früherer Wirtschaftsformen in abgelegenen Gegenden, in denen sich primitive Völker noch erhalten konnten. Gleichzeitig erschließen uns moderne Technik, modernes Gewinnstreben, aber auch modernes Erkenntnisstreben immer mehr das Erdinnere in manchen Gegenden, sowohl durch Erschließung von Bergwerken, wie durch Eisenbahnbauten in durchschnittenem Terrain, aber auch durch das Aufwühlen alter Ruinenstädte. Daraus erstehen wieder zwei neue Wissenschaften, die das Altertum nicht kannte, Geologie und Archäologie. Durch die letztere wurde vieles bisher Dunkle in der Politik wie der Kultur und Wirtschaft früherer Zeiten aufgehellt. Namentlich für die Wirtschaftsgeschichte wurden zahlreiche neue Einblicke gewonnen.

Von da an wird es immer besser möglich, die ökonomische Eigenart früherer Gesellschaftsformen, damit aber auch ihre kulturelle und politische Geschichte zu begreifen.

Das Auftauchen dieser neuen Dokumente aus der Wirtschaft der Vergangenheit konnte nicht ohne Wirkung auf die Geschichtsschreiber bleiben, wie blind und taub sie auch für das wirtschaftliche Leben der Gegenwart sein mochten.

In wachsendem Maße sehen sie sich gezwungen, ökonomische Erscheinungen der Vergangenheit in den Kreis ihrer Untersuchungen und Darstellungen einzubeziehen.

Karl Lamprecht ist für die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters ebenso bedeutend geworden wie für die politische und kulturelle Geschichte Deutschlands. Karl Julius Beloch hat in seiner griechischen Geschichte die ökonomischen Wandlungen Griechenlands nicht nur erforscht, sondern auch in engste Beziehung zu den politischen und kulturellen gebracht.

Weniger Gewicht auf den ökonomischen Faktor legt Eduard Meyer, doch kann auch er nicht umhin, sich mit ihm zu beschäftigen.

Hans Delbrück tut das in seinen historischen Arbeiten in ausgiebiger Weise. So sehr, daß Mehring in einer Besprechung

Digitized by Google

von Delbrücks Geschichte der Kriegskunst sagen konnte, ihr Verfasser komme der materialistischen Geschichtsauffassung sehr nahe. In einem Ergänzungsheft der „Neuen Zeit", Nr. 4, 1908, „Eine Geschichte der Kriegskunst", stellte er die Frage nach der historischen Methode Delbrücks und antwortete:

„Sie scheint durch den Namen Ranke beantwortet zu sein, um so mehr als Herr Delbrück die historische Methode von Karl Marx mindestens alle Vierteljahr einmal als einen Unsinn abtut, der von der ernsten Wissenschaft mit Recht verachtet werde. Herr Delbrück befindet sich aber hier in einer eigentümlichen Selbsttäuschung. Mit Ranke hat er im Grunde wenig gemein, da gerade seine kriegswissenschaftlichen Studien, eben weil er sie ernsthaft treibt, immer wieder auf den ökonomischen Untergrund der Dinge führen, wodurch er dann der historisch-materialistischen Geschichtsforschung sehr viel näher rückt, als man nach seinen erschrecklichen Bannflüchen gegen sie annehmen sollte." (S. 2.)

Die Annäherung war oder ist nicht so groß, wie Mehring meinte. Es kommt ja nicht bloß darauf an, ob, sondern auch wie man sich mit ökonomischen Dingen beschäftigt und sie bei seinen Arbeiten heranzieht. Ueber die ökonomischen Anschauungen der meisten neueren Historiker muß und darf man mitunter sehr den Kopf schütteln.

In seiner „Weltgeschichte", (I., S. 427 Fußnote) sagt Delbrück:

„Die schwache Seite in den Arbeiten Eduard Meyers ist neben allem, was Religion und Wirtschaft betrifft, besonders das Militärische."

Doch Franz Oppenheimer weist auf diesen Satz in seinem Buch vom „Staat" (1926) nur hin, um zu bemerken, daß Delbrück zur Erklärung des Niedergangs Roms

„selbst eine Lehre vorträgt, die vom Standpunkt des Nationalökonomen aus nur als völlig unhaltbar zu bezeichnen ist". (S. 503.)

Am nächsten unter den genannten Historikern ist Beloch einer „ökonomischen" Geschichtsforschung gekommen. Aber auch seine Oekonomie ist mitunter recht fraglicher Art.

So bemerkt er z. B. in seiner griechischen Geschichte (III., I., S. 321):

„Man hat behauptet, die freie Arbeit sei produktiver, als die Sklavenarbeit, doch das ist abolitionistisches Geschwätz."

Als Abolitionisten bezeichnete man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten die Verfechter der Abschaffung (Abolition) der Negersklaverei. Die Vertreter dieser Idee erscheinen dem Professor Beloch als leere Schwätzer. Er hat keine Ahnung davon, daß schon ein Jahrhundert vor den Abolitionisten die ökonomische Wissenschaft darin einig war, die Unergiebigkeit der Zwangsarbeit von Leibeigenen oder Sklaven gegenüber der freien Arbeit anzuerkennen.

Welche Gründe weiß Beloch für seine Ansicht vorzubringen?

Einmal die Tatsache, daß die freien Arbeiter an den zahlreichen Festen mitfeierten, die Sklaven nicht, und daß jene lieber

Digitized by Google

in die Volksversammlung gingen als in die Werkstatt. Das stimmt. Aber die Möglichkeit so oft nicht zu arbeiten und auf Kosten des Staates zu leben, beweist bloß, daß diejenigen ärmeren Bürger Athens, die man als Arbeiter bezeichnete, mehr Ausbeuter des Staates als Arbeiter waren, nicht aber, daß die Arbeit des freien Arbeiters dort, wo er von ihr lebt, und wirklich arbeitet, weniger Ertrag liefert, als die des Sklaven.

Dann aber kommt das Hauptmoment: die Sklavenarbeit war billiger. Die Arbeiterlöhne waren höher als die Erhaltungskosten der Sklaven und sie wären „noch höher gewesen, wenn sie nicht durch die Konkurrenz der billigen Sklavenarbeit gedrückt worden wären". (S. 322).

Woher die größere Billigkeit der Sklavenarbeit? Wegen ihrer größeren Produktivität? Nein, sondern deshalb, weil der Arbeiter nicht existieren konnte ohne einen Lohn, der nicht bloß ihn erhielt, sondern auch seine Familie. Das heißt, der Arbeitslohn mußte mindestens doppelt so hoch sein wie die Erhaltungskosten des Sklaven.

Allerdings mußte dieser gekauft werden. Aber die Sklaven wurden nicht durch Aufzucht gewonnen, sondern durch Krieg und Raub. Gab es viele und siegreiche Kriege, dann sanken die Beschaffungskosten der Sklaven tief unter die Kosten der Aufziehung freier Arbeiter herab.

Diese Tatsache soll die größere Produktivität der Sklavenarbeit bezeugen!

Beloch weiß nicht zwischen Produktivität und Rentabilität zu unterscheiden. Allerdings verstehen das auch die meisten Oekonomen unserer Zeit nicht (inbegriffen manche sozialistische), wenn sie auf die Frage des bäuerlichen Betriebs zu sprechen kommen, den sie für produktiver halten, als den rationellsten, best eingerichteten Großbetrieb, bloß deswegen, weil die kleinen Bauern und deren Familien ihre Arbeitskraft im eigenen Betrieb viel billiger berechnen, als es die Lohnarbeiter des Großbetriebs tun.

Für die Geschichte des Altertums bedeutet aber die Unfähigkeit, zwischen Produktivität und Rentabilität zu unterscheiden, die Unfähigkeit, die Gründe des schließlichen Niedergangs der Antike zu erkennen. Die größere Rentabilität der Sklaverei trotz geringerer Produktivität rührte von nichts anderem her, als von dem Raubbau an den menschlichen Produktivkräften ihrer Nachbarn, der von den Eroberstaaten des Altertums getrieben wurde und der zu schließlicher Erschöpfung des Arbeitermaterials führen mußte, da die bestehende Wirtschaftsordnung unter den Erhaltungskosten des unfreien Arbeiters nicht auch die seines Nachwuchses inbegriff.

Digitized by Google

Es wirkt geradezu entsetzenerregend, wenn Beloch bei seinen Ausführungen über die größere Produktivität den lapidaren Satz prägt:

„Mit Hunger und Peitsche läßt sich eine größere Arbeitsleistung erreichen, als mit dem Hunger allein." (S. 322.)

Für wie lange sich die größere Arbeitsleistung erzielen läßt und welcher Art sie ist, das kümmert Beloch nicht. Seine ökonomischen Anschauungen befinden sich noch auf jenem Niveau, das von den gierigsten und kurzsichtigsten industriellen Kapitalisten vor hundert Jahren eingenommen wurde.

Unter den Staatsmännern Athens steht ihm am nächsten Theramenes, der am Ende des Peloponnesischen Krieges emporkam, als die Demokratie, die zum Krieg gedrängt hatte und seine Fortführung betrieb, sich abnutzte.

Theramenes gesellte sich zu den Aristokraten, die die demokratische Verfassung umstürzten und ihre eigene Herrschaft aufrichteten (411 v. Chr.). Als aber diese neuen Herren allzu wüst wirtschafteten und dem Staat nur Niederlagen zuzogen, brach ihr Regime bald zusammen, Theramenes sagte sich von ihnen los, die Demokratie wurde wiederhergestellt, allerdings in eingeschränkter Form, und Theramenes kam an ihre Spitze. Als aber auch sie nicht zu siegen vermochte, die Lage des Staates immer hoffnungsloser wurde und sich der Abschluß des Friedens als unvermeidlich herausstellte, erbot sich Theramenes zum Friedensvermittler. Er zog die Friedensverhandlungen so lange hin, bis Athen kapitulieren mußte und die Spartaner den Frieden diktieren konnten. Theramenes war bei ihnen lieb Kind geworden. Nochmals wurde die Demokratie umgestürzt und durch die Regierung eines Ausschusses von dreißig Aristokraten ersetzt, deren Wahl die Spartaner erzwangen. Ausgesucht wurden sie von Theramenes.

Doch wiederum erwies es sich, daß die neuen Herren in einer Weise regierten, die den Staat und das neue Regime ruinieren mußte. Da versuchte Theramenes 404 abermals, was ihm 411 gelungen, die von ihm selbst eingesetzten Regenten zu stürzen oder doch zur Raison zu bringen. Aber diesmal wurde er die Geister nicht los, die er gerufen. Er wurde zum Tode verurteilt und mußte den Giftbecher trinken.

Sein Streben war stets dahingegangen, die goldene Mitte innezuhalten, aber er wußte sie nicht anders zu erreichen, als dadurch, daß er sich einmal auf die Seite der Aristokratie, dann wieder der Demokratie, und so zweimal nacheinander, schlug, um jede von ihnen zu bekämpfen und zu verraten, sobald sie ihrer inneren Natur entsprechend handelten.

Seiner Unzuverlässigkeit wegen wurde er der Kothurn genannt, das war ein Schuh, wie ihn die Schauspieler in den Tra-

Digitized by Google

gödien trugen und der in gleicher Weise auf den rechten Fuß paßte, wie auf den linken.

Dieses Prototyp des Liberalen in einer Gesellschaft, in der die Mittelschichten zerrieben werden, ist Belochs Mann. Er sagt von ihm, die Mitwelt habe ihn verkannt, erst die Nachwelt habe ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen:

„Wir aber, die wir heute in demselben Kampfe stehen, gegen ein begehrliches Proletariat und ein ebenso begehrliches Junkertum, werden dem antiken Vorkämpfer unserer Sache unsere Sympathien nicht versagen." (II., 1. S. 392.)

Von einem Historiker, der auf diesem Standpunkt steht, ist ein Verständnis für die Theorie des Klassenkampfes nicht zu erwarten. Und dabei ist unter den professoralen Historikern Deutschlands Beloch wohl derjenige, der dem ökonomischen Faktor am meisten gerecht wird.

So viel sie auch an ökonomischen Beobachtungen verzeichnen und verarbeiten mögen, es ersteht daraus nicht eine neue Geschichtsauffassung. Ihre Arbeit bleibt eklektisches Stückwerk und muß es bleiben, denn die einzelnen Teile einem einheitlichen, widerspruchslosen historischen Gesamtzusammenhang einverleiben, hieße heute sich zu der Lehre vom Klassenkampf des Proletariats bekennen, die von den Begründern der materialistischen Geschichtsauffassung geprägt wurde. Und die erwähnten Professoren stehen alle im Kampfe gegen das „begehrliche Proletariat". Man muß schon froh sein, wenn der eine oder der andere dabei auch noch im Kampf gegen ein begehrliches Junkertum steht und nicht dessen Sache zu der seinen macht.

Drittes Kapitel.

Praktische Aufgaben der Geschichtsschreibung.

Wie jede Wissenschaft, entsprang auch die Geschichtschreibung praktischen Bedürfnissen, die das Leben erzeugte. Die Erinnerung an die Vergangenheit sollte der Gegenwart dienen. Die Toten sollten den Lebenden helfen. Das galt in den Anfängen der Geschichtsschreibung. Sie ist seitdem wie die anderen Wissenschaften auch von ihren ursprünglichen praktischen Zwecken losgelöst worden und will nur noch reinem Erkennen dienen, ohne jede Beziehung auf die Praxis des Lebens. Aber kein Forschen eines Menschen kann sich frei machen von den Bedürfnissen der Gegenwart, in der er lebt, es wird ihr immer in der einen oder andern Weise dienstbar gemacht.

In ihren Anfängen ist die Wiedergabe geschichtlicher Vorgänge bloße Kunst. Sie ist Poesie, tritt auf als Epos, als Heldengedicht. Sie entspringt wohl ebenso wie auch das Drama und manche Arten der bildenden Kunst dem Bedürfnis der Menschen,

Digitized by Google

die Monotonie ihres Daseins durch künstlich geschaffene Emotionen und Sensationen zu unterbrechen, durch das Festhalten und Wiedergeben von Vorkommnissen und Erscheinungen, die nicht alltäglich sind, sondern außerordentlich schön, erhebend, packend wirken.

Bis heute ist das eine Aufgabe der Kunst, trotz aller ihrer Wandlungen im Laufe der Zeiten. Wohl suchte die naturalistische Kunst nicht mehr nach außerordentlichen Stoffen, die Maler wollten nicht mehr die Majestät des Hochgebirges oder die überquellende Heiterkeit südlicher Landschaften wiedergeben. Die Dichter erzählten nicht mehr von Königen und Halbgöttern, nicht einmal von Rittern und Räubern, Indianern und Seefahrern. Der Maler lernte solche grandiose Stoffe verachten und malte lieber einen Misthaufen. Die Dichter gingen dazu über, die Menschen ihrer Umgebung in ihrem alltäglichen Milieu zu schildern.

Aber je gewöhnlicher der Stoff wird, um so dringender wird es nun für die Künstler, ihn durch das Ungewöhnliche, das Unerhörte der Art seiner Behandlung interessant zu machen. Sie verlernen es, uns durch eine Fülle außerordentlicher Schönheiten zu entzücken, um uns statt dessen durch eine Fülle außerordentlicher Häßlichkeiten aufzuwühlen und zu ergreifen, oder durch eine Fülle außerordentlicher Schiefheiten zu verblüffen.

Bei allem Wechsel der Stile und Richtungen der Kunst bleibt ihr Gebiet stets das Außerordentliche im Gegensatz zum Alltäglichen, das uns langweilt. In diesem Sinne meinte Voltaire, daß jede Kunstgattung gut sei, nur nicht die langweilige, ein Ausspruch, dem Goethe zustimmte.

Aus diesem Bedürfnis nach dem Außerordentlichen hörten die Menschen, seitdem sie sprechen konnten, gerne die Berichte über packende Vorkommnisse, die der eine oder der andere erlebt hatte und zu erzählen wußte. Berichte, die besonderes Wohlgefallen erregten, entweder wegen des Stoffes oder der Art, wie sie zum Vortrag kamen, wurden von anderen wiedergegeben. Sie machten mehr Eindruck, erhielten sich auch leichter im Gedächtnis, wenn sie rhythmisch geformt wurden. So entstanden einzelne Heldengesänge, die schließlich, sobald es ihrer viele waren, zu ganzen Epen zusammengestellt werden konnten.

Bei der Auswahl der Gesänge, die am liebsten gehört und überliefert wurden, wird, wie gesagt, das Bedürfnis nach Unterbrechung der Monotonie des Daseins das ursprünglichste Motiv gewesen sein. Aber es blieb nicht das einzige. Bedürfnisse anderer Art erstanden, denen das Heldenlied auch dienen sollte.

So vor allem p ä d a g o g i s c h e und a g i t a t o r i s c h e Bedürfnisse, denen ja bis in die neueste Zeit die Kunst dienen soll. Noch Schiller spricht von der Schaubühne als einer moralischen Anstalt. Heute ist sie vielfach eine politische Anstalt geworden.

Digitized by Google

Die Dichter und Sänger der Heldenlieder wollten dem heranwachsenden Geschlecht das Vorbild großer Ahnen vorführen, aber auch Erwachsene durch solche Beispiele anfeuern, die Liebe zum eigenen Gemeinwesen, den Haß gegen seine Feinde entzünden.

Schon bei den höheren Tieren spielt die Wirkung von Vorbildern eine große Rolle. Aber bei ihnen können nur Lebende als Vorbilder dienen, die durch ihr Tun aneifernd auf die Genossen und namentlich auf die jüngere Generation wirken. Nur durch eigene Anschauung ist dies zu erreichen. Erst bei den Menschen wird es durch die sprachliche Ueberlieferung möglich, daß hervorragende Taten außergewöhnlicher Persönlichkeiten nicht nur lange, nachdem sich diese Taten ereignet, sondern auch lange, nachdem die Personen gestorben sind, fortfahren, vorbildlich zu wirken.

Dieser Fortschritt gegenüber der Tierwelt ist freilich mit einem großen Nachteil verbunden. Das Vorbild in der Tierwelt kann nur durch direkte Einwirkung auf die Sinne Einfluß üben. Es kann also nur ein wirkliches und mögliches sein.

Bei der Ueberlieferung von Taten, die keiner der Lebenden je gesehen hat, sind dagegen die Hörer ganz auf die Treue der Wiedergabe des vom ursprünglichen Augenzeugen Mitgeteilten durch den späteren Erzähler angewiesen. Liegen nicht andere Berichte über das gleiche Ereignis vor, dann fehlt meist jede Möglichkeit der Kontrolle. Die Neigung, zu übertreiben, um die Wirkung zu steigern, ist bereits mit dem künstlerischen, pädagogischen oder politischen Zweck gegeben. Im Laufe der Weitergabe des Berichts von einem Erzähler zum andern summieren sich die Uebertreibungen. Es kommen dazu Ausschmückungen und Zutaten, hinter denen der wahre Kern völlig verschwindet, bis die Helden der Vorzeit als riesenhafte Erscheinungen dastehen, mit übermenschlichen Kräften begabt, die vertraut mit den Göttern verkehren.

Eine Grenze finden die Fälschungen des historischen Berichts bloß in dem Grade der Vertrauensseligkeit und Leichtgläubigkeit der Hörer. Der Bericht muß nicht wahr sein, aber als wahr angesehen werden. Mit seinem Effekt ist es vorbei, wenn die Hörer zu zweifeln beginnen.

Eine Aenderung dieser Art, die Geschichte der Vorzeit zu überliefern, brachte das Aufkommen der Schrift. Das Niederschreiben von Worten war anfänglich mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß jede künstlerische Inspiration dabei unmöglich wurde. In ihren Anfängen war die Schrift nur zu den kürzesten, nüchternsten tatsächlichen Feststellungen brauchbar, die man für eine spätere Zeit erhalten oder über ein weiteres Gebiet verbreiten wollte. Etwa für Verträge, Empfangsbestäti-

Digitized by Google

gungen und dergleichen. Doch nicht für geschäftliche Feststellungen allein.

Die Schrift kommt auf mit dem Staate, wenigstens jene ausgebildete Form, die mehr bietet als Rebusse, die zu raten sind. Neben den Kaufleuten sind es die Herren des Staates, die sich am ehesten des neuen Mittels der Fixierung von Worten bemächtigen und es zu ihren Zwecken anwenden.

Dazu gehört vor allem die möglichste Steigerung ihres „Charismas", ihres Prestiges.

Um das zu erreichen, ziehen sie Sänger an ihren Hof, nicht bloß um zu hören, wie diese die Taten der alten Helden wiedergeben, sondern noch mehr dazu, um sich selbst preisen zu lassen. Daneben aber benutzen sie die Schrift, um auf weithin sichtbaren und möglichst dauerhaft errichteten Denkmalen die Taten zu verkünden, die sie getan — oder doch wenigstens gern getan hätten und zu tun versprachen.

Außer ihren Heldentaten im Kriege liebten sie es nun auch, Friedensverträge schriftlich zu fixieren.

Je mehr sich die Technik der Schrift entwickelte, je rascher und flüssiger das Schreiben vor sich gehen konnte, desto mehr Anwendungen fand die Schrift. Es bildeten sich ganze Kasten von Schreibern im Dienste des Staates, die seine Einnahmen und Ausgaben in den einzelnen Gauen registrierten, schriftliche Erlasse der Zentralgewalt entgegennahmen und wieder solche an die Untergebenen weitergaben usw. Die Bureaukratie mit ihren Akten erstand. Neben ihr wurde auch die Priesterschaft immer mehr schriftkundig und hielt es für ihre Aufgabe, die alten Ueberlieferungen festzuhalten, niederzuschreiben. Samt den Inschriften auf Denkmälern wurden das nun Quellen der Geschichte, die ehedem unbekannt gewesen waren.

Schließlich war die Technik des Schreibens soweit gediehen, daß sie längere zusammenhängende Darstellungen ermöglichte, die auf Grund persönlicher Erinnerungen, Mitteilungen von Augenzeugen und darüber hinaus auf Grund von Quellen der eben erwähnten Art niedergeschrieben wurden.

Damit begann die wirkliche Geschichtschreibung. Sie war durch die Schrift so ernüchtert, daß sie nicht mehr zur Form des Gesanges zurückkehrte, sondern bei der Prosa verblieb.

Die Schrift erweitert räumlich und zeitlich ungeheuer das Gebiet, für das Mitteilungen an einer Stelle gesammelt und der Nachwelt erhalten werden können. Andererseits erweist auch hier die Schrift den konservativen Charakter, auf den wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten in dem vierten Buche hingewiesen haben.

Bei der mündlichen Wiedergabe eines Berichts wird dieser notwendigerweise subjektiv gefärbt, auch wenn der Erzähler den

Digitized by Google

Bericht treu weitergeben will. Und es gibt für spätere Generationen keine Möglichkeit mehr, den Bericht in seiner ursprünglichen Fassung kennenzulernen. Ist ein Bericht dagegen schriftlich fixiert, dann kann er unverändert den fernsten Generationen überliefert werden. Seine spätere Veränderung ist wohl nicht völlig ausgeschlossen. Liederliche oder interessierte Abschreiber können Fälschungen vornehmen. Doch sind solche immerhin erschwert. Natürlich ist mit der unveränderten Wiedergabe noch keine Garantie für die Zuverlässigkeit des ersten Berichterstatters gegeben.

Auch der Buchdruck hat die Möglichkeit, verlogene Berichte zu fabrizieren, nicht unterdrückt. Wohl aber hat er die Möglichkeit sehr vergrößert, einer Lüge rasch die weiteste Verbreitung zu geben, was durch Telegraphen und Telephon noch enorm gesteigert wird.

Indessen erleichtert es der Buchdruck doch, daß von demselben Ereignis, wenn es wichtig ist, verschiedene Berichte verschiedener Zeugen erhalten werden, die einander gegenseitig kontrollieren. Allzu maßlos kann daher nicht mehr übertrieben werden. Die Führer der Völker erscheinen nicht mehr so sehr als Halbgötter wie früher. Aber um so schwerer wird es nunmehr oft, aus der verwirrenden Fülle einander widersprechender Berichte die Wahrheit herauszufinden.

Das Aufkommen der Schrift ändert sehr den Charakter der Berichterstattung über frühere Zeiten. Sie verliert ihren poetischen Charakter. Aber die Tendenz, zu übertreiben und durch tendenziöse Beigaben auszuschmücken, bleibt erhalten. Ja, die Antriebe zu solchem Tun werden noch verstärkt durch die Bildung des Staates und der Klassen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Monarchen aus Gründen des Prestiges den Untertanen gegenüber für die Fabrikation dazu geeigneter geschichtlicher Mitteilungen sorgten. Die Priesterzünfte eines Gottes und seines Tempels strebten danach, seine Verehrung und damit die eigene Machtstellung durch Erzählungen seiner Wundertaten zu heben. Am ausgiebigsten hat die Geschichtsfälschung in diesem Sinne wohl die Priesterzunft Jehovas in seinem Jerusalemer Tempel nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil betrieben. Sie verstand es, alle konkurrierenden Götter aus dem Felde zu schlagen und eine Monopolstellung für ihren Gott zu gewinnen.

Einen besonderen Grund zu Geschichtsfälschungen bildete das dem Staate notwendigerweise innewohnende Streben nach Eroberungen. Da waren Vorwände aus vergangenen Zeiten stets willkommen, die irgendein historisches Anrecht auf benachbarte Gebiete verliehen oder ein Unrecht feststellten, das der Nachbar vor einiger Zeit begangen haben sollte und das jetzt zu rächen war.

Digitized by Google

Auch Klassenkämpfe wurden Gegenstände der Geschichtsschreibung. Dabei erschienen immer die Menschen der eigenen Klasse als Lichtgestalten voll Tugend, die Gegner dagegen als Ungeheuer an Nichtswürdigkeit.

Da in den unteren Klassen die Kunst des Schreibens wenig verbreitet war, wurde die Geschichtsschreibung vorwiegend von den Ausbeutern oder ihren Werkzeugen und Freunden geübt. Von diesen wurde ihre Herrschaftsstellung als die gebührende Belohnung ihrer überlegenen Sittlichkeit und Intelligenz dargestellt.

Die praktischen Motive, in dieser Art Geschichte zu schreiben, bestehen so lange, als es einen Staat und Klassen gibt. In der modernen Demokratie vermögen die unteren Klassen zwar auch zum Worte zu kommen und durch ihre Kritik allzugrobe Uebertreibungen und Entstellungen der Geschichte unserer Zeit in Zeitungen und Büchern zu erschweren. Trotzdem wird auch heute noch ausgiebig Geschichte geschrieben zu bloßen Zwecken der Sensation oder um pädagogische und politische Wirkungen zu erzielen. Und doch kennzeichnet dies den primitivsten Stand der Geschichtsschreibung.

Schon früh trat jedoch neben diesen ursprünglichen Zwecken der Historie ein anderer auf. Sie sollte die Erfahrungen der Vorzeit überliefern, damit man aus ihnen lerne. Namentlich sollte sie die Einrichtungen zeigen, die ein Gemeinwesen zur Blüte oder zum Verfall gebracht hatten, um die einen zu empfehlen, vor den anderen zu warnen. Sie sollte nicht Stimmungen und Leidenschaften wecken, auch nicht Rechtsansprüche begründen, sondern Erkenntnisse bringen.

Diese Seite der Geschichte gerät sehr in Widerspruch zu der ersteren, eben behandelten. Wer Erkenntnisse bieten, also aus der Vorzeit Lehren ziehen will, muß selbst nach Erkenntnis, also nach Wahrheit streben. Lügt er über die Vergangenheit, so führt er seine Leser oder Hörer irre. Er wirkt dann dem Zweck entgegen, den er sich selbst gesetzt hat. Soll die Geschichte uns belehren, dann darf sie uns nicht bloß die erhebenden Großtaten unserer Vorfahren zeigen, sondern auch ihre Irrtümer. Und sie muß beim Gegner nicht bloß seine Schwächen aufzeigen, sondern auch seine Leistungen anzuerkennen wissen. Man kann und soll auch vom Gegner lernen.

Im Sinne dieser Geschichtsauffassung schrieb Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) seine römische Geschichte. In der Vorrede sagt er:

„In der Geschichte ist vornehmlich das vorteilhaft und ersprießlich, daß man die Belehrungen betrachtet, die uns jede lichtvolle Ueberlieferung bietet. Daraus entnehme sich jeder das zur Nachahmung, was ihm und seinem Staate von Nutzen ist; das zur Vermeidung, was mit Schande begann, mit Schande endete."

Digitized by Google

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Livius schrieb der Sizilier Diodorus seine Geschichte der antiken Welt, betitelt: „Historische Bibliothek". In seinem Vorwort führte er dort aus:

„Es ist sehr schön, wenn man die Irrtümer anderer Menschen als warnendes Beispiel zu seiner eigenen Belehrung anzuwenden vermag. Man braucht dann bei den mannigfachsten Vorkommnissen, in die man gerät, nicht erst zu untersuchen, was zu tun sei, sondern bloß das nachzuahmen, was sich früher in ähnlichen Fällen bewährt hat."

„Auch bei Beratungen gelten ja ältere Männer mehr als jüngere, wegen ihrer größeren Erfahrung. Das Wissen, das wir aus der Geschichte erlangen, übertrifft jedoch soweit die Erfahrungen der Bejahrteren, als es mehr Ursachen umfaßt. Daher darf man es bei allen Vorkommnissen des Lebens für nützlich halten, sich auf die Geschichte zu stützen. Sie verschafft den Jungen die Weisheit der Alten und den Alten bringt sie zu ihrer schon erworbenen Erfahrung noch vervielfältigte andere."

Der Historiker, der auf diesem Standpunkt steht, wird immer nach Wahrheit trachten. Ganz wird freilich auch er nicht vermeiden können, daß er für die eigene Sache Sympathien und für die gegnerische Antipathien empfindet. Aber bewußtes tendenziöses Entstellen und Zurechtmachen, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, ist hier ausgeschlossen.

In seinem Vorwort zur „Geschichte der Kommune von 1871" weist Lissagaray (1877) darauf hin, er wolle nur eine „schlichte und aufrichtige Erzählung ihres Verlaufs geben":

„Wir sind die Wahrheit den Besiegten selbst und ihren Nachkommen, wir sind sie den Arbeitern der ganzen Erde schuldig. Der Besiegte will die Ursache seiner Niederlagen, der Sohn die künftigen Klippen, die sozialistische Partei die Feldzüge ihres Banners in allen Ländern kennen lernen. Die Kommune von 1871 war nur ein Vorspiel. In den Kämpfen des Kaiserreichs künden sich die großen sozialen Kämpfe an. Wenn der Streiter von morgen die gestrige Schlacht nicht von Grund aus kennt, so wartet dasselbe Blutbad auf ihn."

„Unter solchen Umständen ist Schmeicheln gleichbedeutend mit Verraten."

„Wer dem Volke falsche Revolutionslegenden erzählt und es — ob vorsätzlich oder aus Unwissenheit — durch Geschichtsdithyramben täuscht, ist ebenso strafbar, wie der Geograph, der falsche Karten für den Seefahrer entwirft."

Viertes Kapitel.

Die Geschichte als Lehrmeisterin.

Die Auffassung der Geschichte als Lehrmeisterin der Völker setzt bereits die Anerkennung kausaler Notwendigkeiten im Völkerleben voraus. Nur dann, wenn der gleichen Ursache stets die gleiche Wirkung folgt, hat das Lernen aus den Erfahrungen der Vergangenheit einen Sinn. Aber auch nur insoweit, als der Weltenlauf sich gleich bleibt, so daß dieselben historischen Tra-

Digitized by Google

gödien und Komödien sich wiederholen, wenn auch mit veränderten Kostümen und mit veränderter Besetzung der vorkommenden Rollen.

Auf diese Voraussetzung wies schon Thukydides in seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges hin. Er sagt dort über die Prinzipien seiner Geschichtsschreibung:

„Von dem, was in dem Kriege geschah, habe ich die Tatsachen nicht von dem ersten besten auf gut Glück übernommen, sondern ich glaubte mich verpflichtet, nur das darzustellen, was ich selbst gesehen oder was ich von anderen gewissenhaft erforscht habe. Es hat mich oft viel Mühe gekostet, die wirkliche Wahrheit festzustellen, weil die Berichte der jeweiligen Augenzeugen einander oft widersprachen. Entweder aus Vorliebe für die eine oder andere Partei, oder weil das Gedächtnis nicht bei jedem gleich scharf war. Diese von allen mythischem Beiwerk freie Darstellung wird dem Leser vielleicht nicht sehr anziehend erscheinen. Aber ich bin zufrieden, wenn sie denjenigen genügt, die das Hauptgewicht auf die Zuverlässigkeit der Darstellung legen, weil sie annehmen, daß das Geschehene sich im Laufe der Ereignisse in gleicher oder ähnlicher Weise wiederholen wird, und die daher in der Zuverlässigkeit den wahren Nutzen einer geschichtlichen Darstellung sehen. Ich habe auch nicht die Absicht, den Leser vorübergehend zu unterhalten, sondern ihm ein Werk von dauernder Brauchbarkeit zu geben." (I., c. S. 22.)

Also das Werk des Thukydides sollte dauernde Brauchbarkeit deshalb besitzen, weil das Geschehene sich in gleicher oder ähnlicher Weise wiederholen wird. Darum ist peinlichste Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit und Absehen von allem mythischen phantastischen Beiwerk die erste Pflicht der Geschichtsschreibung.

Nur für das, was sich wiederholt, kann die Geschichte zur Lehrmeisterin werden. Verändern sich die Verhältnisse im Weltenlauf, dann können uns die Erfahrungen der Vergangenheit an sich noch keinen Fingerzeig für unser Verhalten bei späteren Vorkommnissen geben.

Am ehesten kann man aus den Erfahrungen der Vergangenheit lernen auf Spezialgebieten mit einfachen Verhältnissen und beschränkten Aufgaben, die sich wenig ändern.

Das gilt zum Beispiel vom Krieg. Die kriegerischen Bewegungen haben nur die Aufgabe, die feindlichen Streitkräfte zu schlagen, ihren Willen zu brechen, sie zu zerstreuen oder zu vernichten. Die Technik des Krieges ist einfacher, als die der Produktion, denn Menschen zu töten ist einfacher, als die Fülle von Gegenständen zu erzeugen, die sie zu ihrem Leben brauchen. So mannigfaltig und gewaltig auch die Technik des Krieges wird, sie bleibt bloß ein beschränkter Spezialfall in der Gesamtheit der Technik. Endlich herrscht bei höher entwickelter Kriegsführung im Gegensatz zur Gesellschaft im Heere strengste Disziplin und willenlose Unterordnung unter das Kommando der Vorgesetzten.

So wurde es möglich, daß die Art der Kriegsführung der alten Griechen und Römer in historischer Zeit der Kriegsführung der

Digitized by Google

neueren Völker im 17., 18. und größtenteils noch im 19. Jahrhundert mehr ähnelte, als die Staatswesen der Antike denen unserer Zeit. Daher konnten die Feldherren der neueren Zeit mit Nutzen die Kriegsgeschichte des Altertums studieren. Ein Eugen von Savoyen, Friedrich von Preußen, Napoleon, sogar noch Moltke lernten von Epaminondas, Hannibal und Cäsar.

Weit schwerer geht derartiges in der Politik. Der Staat ist ein weit komplizierterer Organismus, als eine Armee, seine Funktionen weit mannigfaltiger, die Formen und Machtmittel der Politik weit verschiedenartiger, als die des Krieges. Die Bewaffnung und die Einteilung des Heeres der Türkei oder Rußlands unterschied sich im Weltkrieg nicht sehr von der Englands oder der Vereinigten Staaten. Wie verschieden waren dagegen die staatlichen Organisationen und die Methoden und Formen der inneren Politik hier wie dort!

Und die Elemente, die in der Politik maßgebend sind und kämpfend auftreten, lassen sich nicht einfach von einem Führer kommandieren wie eine Armee, jedes von ihnen hat seine eigenen besonderen Bedingungen.

So herrscht in der Politik eine weit größere Mannigfaltigkeit als im Kriegswesen. Die gleichen Situationen wiederholen sich nicht. Und wenn einmal eine spätere Situation einer früheren ähneln sollte, so sind inzwischen die Menschen andere geworden.

Thukydides hatte seine Geschichte des Peloponnesischen Krieges geschrieben, damit spätere athenische Staatsmänner die damals begangenen Fehler zu vermeiden wüßten, wenn sie wieder in eine ähnliche Lage geraten sollten. Aber diese kam nicht wieder. Im Peloponnesischen Kriege war noch Sparta der größte Feind und schließliche Bezwinger Athens gewesen. Aber bald nach Beendigung des Krieges (404) wurde der Sieger Sparta seinerseits von Theben niedergeworfen (in einem langen Kriege von 379—362). Er endete mit allgemeiner Müdigkeit aller griechischen Staaten. Und schon bildete sich die Macht, die aller griechischen Freiheit ein Ende machen sollte, weit gründlicher, als es die Perser vermocht hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, zu siegen. Das war die Militärmonarchie der Makedonier, eine auf einem kriegerischen Landadel beruhende Monarchie, die den Griechen näher lag, innigeren Verkehr mit ihnen pflegte, als die Perser, es daher besser verstand, sich ihre Errungenschaften, namentlich ihre militärischen, anzueignen und gegen die griechischen Staaten zu wenden, die am Ende des vierten Jahrhunderts auch bereits infolge ihrer Ausbeutungsmethoden sehr entnervt waren, im Gegensatz zum Anfang des fünften Jahrhunderts, wo sie die Perserkriege erfolgreich ausgefochten hatten.

Was den Persern nicht gelungen war, vollbrachten die Könige Makedoniens, Philipp und Alexander.

Digitized by Google

Nie wieder kamen die Athener in die Lage, aus dem Geschichtswerke des Thukydides praktische Lehren für ihre Politik zu ziehen.

Und ähnliches vollzieht sich immer wieder, bis in unsere Tage.

Als ich zur sozialdemokratischen Partei kam, waren wir alle der Ueberzeugung, wir gingen einer Neuauflage der großen französischen Revolution entgegen, nur mit einem entwickelteren Proletariat. Wir studierten ihre Geschichte mit heißem Bemühen zu dem Zwecke, die damals begangenen Fehler herauszufinden, und fest entschlossen, sie zu vermeiden. Nur konnten wir uns nicht darüber einigen, wo diese Fehler steckten und wer sie begangen hatte, Danton oder Hebert oder Robespierre.

Und doch hatte das Jahr 1848 bereits eine neue Revolution ganz anderer Art gebracht und aus dem „18. Brumaire", den Marx verfaßt, konnten wir schon ersehen, wie lächerlich damals die Bestrebungen wurden, die Männer von 1793 nachzuahmen.

Noch in der Erhebung der Pariser Kommune von 1871 spukten die „Lehren" von 1793 fort, nicht zum Vorteil der Insurrektion.

Kaum war sie niedergeschlagen, so machten sich bereits Geschichtsschreiber aus den Reihen der Kommunards daran, die Klippen, an denen sie gescheitert, zur Nachachtung für die kommenden Revolutionäre aufzuzeichnen, wie die Vorrede Lissagarays uns schon gezeigt hat. Aber zu einer Wiederholung des Aufstandes von 1871 ist es nicht gekommen.

Gerade in der neuesten Zeit wird die Anschauung immer hinfälliger, als könnten die Menschen von heute aus der Taktik und Strategie früherer Zeiten Vorschriften für ihr eigenes Verhalten entnehmen. Das gilt immer weniger sogar für den Krieg, geschweige denn für die Politik. Denn der industrielle Kapitalismus wälzt so rasch alle Verhältnisse um, daß jede Generation, ja schließlich jedes Jahrzehnt vor ganz neuen Bedingungen und Verhältnissen steht.

Früher war das Alte das Bewährte. Jede neue Idee stieß auf Mißtrauen. Heute erscheint alles Alte auch schon als Veraltetes. Es wird von vornherein mit Mißtrauen betrachtet in der Wissenschaft, der Kunst, der Politik. Auch wo ein Festhalten an dem Hergebrachten sachlich geboten ist, sucht man es dadurch schmackhaft zu machen, daß man es in einer neuen Sauce serviert. Originalität ist das Gebot der Stunde. Das Neue gilt von vornherein als das Bessere.

Unter diesen Umständen verengen sich immer mehr die Gebiete, auf denen man aus den Erfahrungen der Vergangenheit Lehren für unser Verhalten in der Gegenwart zu ziehen vermag.

Schon vor mehr als einem Jahrhundert konnte Hegel in seinen Vorlesungen über die „Philosophie der Geschichte" (zuerst gehalten 1822, S. 9) ausführen:

Digitized by Google

„Man verweist Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen waren, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart. Nichts ist in der Rücksicht schaler, als die oft wiederkehrende Berufung auf griechische und römische Beispiele, wie diese in der Revolutionszeit bei den Franzosen so häufig vorgekommen ist."

Die Berufung auf historische Beispiele dauert heute noch fort, trotz der Verachtung des Alten und der Sucht nach Neuem, die unsere Zeit kennzeichnen. Aber die Berufung auf einzelne hervorragende Erscheinungen der Vergangenheit dient heute weniger wissenschaftlichen als rhetorischen und advokatorischen Zwecken. Man zieht die Geschichte heran, nicht um aus ihr zu lernen, sondern um bestimmte Wirkungen auf Hörer und Leser zu erzielen. So, wenn französische Radikale sich heute auf die Helden von 1793 berufen; wenn Bismarck während seines Kampfes mit dem katholischen Zentrum die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst heraufbeschwor und ausrief: „Nach Canossa gehn wir nicht!" Selbst wenn sich die Bolschewiki von heute auf die Pariser Kommune von 1871 beriefen, so war das nur rhetorisch aufzufassen. Denn obwohl seit der Kommune nur etwas über 50 Jahre verflossen sind, ist die Sowjetrepublik doch von jenem Gemeinwesen grundverschieden.

Das Motiv, rhetorisch oder ethisch erhebend, politisch begeisternd zu wirken, steht stark in Gegensatz zu dem Motiv, Belehrung zu schöpfen und zu geben. Trotzdem finden wir, daß die meisten Geschichtschreiber von beiden Motiven beseelt werden. Und dabei kann die Art und Weise, wie sie die Belehrung durch die Geschichte auffassen, sehr verschieden sein, und es ereignet sich nicht selten, daß derselbe Historiker nicht bloß von den beiden verschiedenen Motiven angetrieben wird, sondern auch verschiedene, gegensätzliche Methoden der Belehrung nebeneinander anwendet.

Ein Beispiel dafür bietet die Geschichte der französischen Revolution, die Jean Jaurès verfaßte. Ich verehre diesen großen Verfechter der Befreiung des Proletariats und der Menschheit als Kämpfer, als Propagandisten, als politischen Führer. Aber als Theoretiker kann ich seinem Eklektizismus nicht folgen.

Als er im Bunde mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen von 1901 an in Paris die „Histoire Socialiste 1789—1900" herausgab, entwickelte er im Vorwort zum ersten Bande (La Consti-

Digitized by Google

tuante) des Sammelwerks die Grundsätze der Geschichtsschreibung, nach denen sie es abfassen wollten.

Sie wollten moralisch erhebend wirken durch das Beispiel der Energie des Wollens und des Gewissens, das uns die Männer der Revolution bieten. Das sei dringend notwendig, um das moralische Niveau des kämpfenden Proletariats unserer Tage zu heben.

„Wenn wir als ein Vorbild alle die heroischen Kämpfer vorführen, die seit einem Jahrhundert die Leidenschaft der Idee und die erhabenste Todesverachtung an den Tag legen, wirken wir revolutionär."

Wie die von Plutarch (40—120 n. Chr.) verfaßten Biographien hervorragender Männer der Antike auf die Menschen der großen Revolution gewirkt hatten, wollten Jaurès und seine Freunde durch ihre Geschichte auf den proletarischen Klassenkampf von heute wirken.

Doch kam es ihnen nicht auf die moralische Bedeutung der Geschichte allein an. Sie wollten auch belehren, den Gang der menschlichen Entwicklung und seine Triebfedern aufdecken. Sie wollten das im Sinne von Karl Marx tun und die ökonomischen Grundlagen der Geschichte bloßlegen, dabei aber nicht vergessen, daß der Mensch ein denkendes Wesen ist, das danach strebt, seine Ideen frei von ökonomischen Motiven zu entwickeln. Auch diese, in ihrem tiefsten Grunde mystischen Ideen gelte es, neben der Oekonomie darzulegen. So gelangten sie zu dem Schluß:

„Unsere Geschichtsauffassung wird gleichzeitig materialistisch mit Marx und mystisch mit Michelet sein." (S. 8.)

„Auf die Gefahr hin, unsere Leser für einen Moment durch die Unvereinbarkeit (le disparate) der drei großen Namen zu verblüffen (surprendre), wollen wir doch diese bescheidene Geschichte unter der dreifachen Inspiration von Marx, Michelet und Plutarch abfassen." (S. 10.)

In ähnlichem Sinne sind bisher die meisten Geschichtswerke geschrieben worden, jedes gleichzeitig von sehr verschiedenen Standpunkten aus. Neu ist in der Jaurèsschen Geschichtsdarstellung nur, daß er dem ökonomischen Moment einen größeren Anteil einräumte, als es in den Geschichtswerken bis dahin üblich gewesen. Und bis heute überwiegt in den meisten Geschichtsbüchern das Mystische, wenn auch nicht immer gerade nach Michelet, und das Moralisch-Propagandistische des Plutarch.

Fünftes Kapitel.

Das Singuläre in der Geschichte.

Wir haben eben Hegel zitiert, der meinte, aus der Geschichte hätten Staatsmänner und Völker nie etwas gelernt, denn jede Zeit und ihre Umstände seien ein besonderer Zustand für sich, der sich nicht wiederhole. Man könnte noch weitergehen und sagen, innerhalb einer bestimmten geschichtlichen Periode sei

Digitized by Google

jedes Ereignis, jede Persönlichkeit etwas besonderes für sich, das sich nicht wiederhole.

Muß man aber daraus nicht schließen, daß jedes Forschen nach Gesetzen in der Geschichte von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt sei? Diesen Schluß hat man in der Tat sehr oft gezogen.

So sagt z. B., um nur einen der neuesten hervorragendsten Historiker zu nennen, Eduard Meyer in seiner Einleitung in die Geschichte des Altertums:

„Dieses Einzelne, Singuläre, das sich niemals wiederholt, sondern immer wieder anders gestaltet, ist das Gebiet der Geschichtswissenschaft. Sie gehört daher nicht zu den philosophischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen und jeder Versuch, sie mit dem Maß jener zu messen, ist unzulässig und verfälscht ihr Wesen. Jene Wissenschaften versuchen die allgemeinen Formen der Erscheinung, abstrahiert von ihrer individuellen Gestaltung in der realen Welt zu erkennen und die Einzelerscheinungen unter einen Begriff zu subsumieren, der ihr inneres Gesetz enthält, losgelöst von den Bedingungen, unter denen sich dieser Begriff in jedem Einzelfalle realisiert; die Geschichte dagegen beschäftigt sich mit eben dieser Einzelgestaltung, also im Gegensatz zu den beschreibenden Naturwissenschaften nicht mit den typischen Formen, sondern mit den Varietäten oder vielmehr mit den einzelnen Individuen." (I., 1. S. 186.)

Und früher schon führt Meyer aus, daß wir in der Geschichte einen Gegensatz zwischen „der inneren Eigenart sei es einer Gruppe, sei es einzelner Persönlichkeiten" und „den als selbständige Gewalten über ihnen stehenden Faktoren der physischen wie der geistigen Welt" beobachten. Diese Faktoren erstreben „eine allgemeine Gesetzmäßigkeit". Aber dieses Streben wird aufgehoben durch die individuellen Faktoren:

„Der Widerstand der individuellen Tendenzen, der ihre (der nach allgemeiner Gesetzmäßigkeit strebenden Faktoren) Wirkung in jedem Moment durchbricht und eine ständige Veränderung nicht nur der äußeren Bedingungen, sondern vor allem der inneren Gestaltung des Lebens bewirkt, schafft die Sonderart des einzelnen Ereignisses, ihr Zusammenwirken das gesellschaftliche Leben und die geschichtliche Entwicklung. Eben darum ist diese in jedem Einzelfalle andersartig gestaltet und kennt keine Gesetze und kann keine kennen, so oft auch eine auf Irrwege geratene Theorie sie gefordert hat und auch in der Gegenwart fordert, ja sich einbildet, sie entdeckt zu haben." (I., 1. S. 174.)

Ist das richtig, dann ist es freilich unmöglich, auf Grund historischer Erfahrungen in die Zukunft zu schauen. Dann ist auch die ganze materialistische Geschichtsauffassung ein Unding. Aber freilich, wenn es keine historischen Gesetze gibt, wenn in der Geschichte nur das Einzelne, Unberechenbare, Zufällige zutage tritt, dann hört sie auf, eine Wissenschaft zu sein. Dann wird sie zu einer Kunst. Die Wissenschaft beschäftigt sich nur mit dem Allgemeinen. Das Besondere zu erfassen, im Geiste nachzubilden, oder zu neuen Formen zu konstruieren, fällt der Kunst zu. So äußerte Goethe zu Eckermann:

Digitized by Google

„Sie stehen jetzt auf dem Punkt, wo sie notwendig zum eigentlich Schweren und Hohen der Kunst durchbrechen müssen, zur Auffassung des Individuellen . . . ."

„Die Auffassung und Darstellung des Besonderen ist das eigentliche Leben der Kunst." (Gespräche mit Goethe, Ausgabe Castle, I., S. 47.)

Auch eine Geschichtsforschung, die das Suchen nach Gesetzen, nach dem Allgemeinen in der Entwicklung der Menschheit ablehnt, ist eine derartige Kunst. Daran ändert nichts die Tatsache, daß sie mit einem wissenschaftlichen Apparat betrieben wird. Aus der Poesie hervorgegangen bleibt die Geschichtsschreibung mit ihr verbunden, solange sie sich in diesem Stadium befindet.

Beloch erkennt das unumwunden an. In dem Kapitel seiner „Griechischen Geschichte", das von der historischen Methode handelt, unterscheidet er die historische Wissenschaft von der Geschichtsschreibung. Die erstere hat uns zu zeigen, wie es gewesen ist. Aber, meint er, es wäre schade um die darauf verwendete Zeit, wenn die historische Wissenschaft uns nicht mehr böte.

„Das Ziel ist ein höheres: wir sollen erkennen, nicht nur wie es gewesen ist, sondern warum es so gekommen ist und so hat kommen müssen. Nur wenn sie dieser Forderung genügt, verdient die Geschichte den Namen einer Wissenschaft in vollem Sinne des Wortes. (I, 2. S. 7.)

Ganz anders die Geschichtsschreibung.

„Sie ruht zwar auf wissenschaftlichem Grunde, aber sie selbst ist kein Teil der historischen Wissenschaft. Sie ist eine Kunst und folgt als solche künstlerischen Gesetzen. Das gilt zunächst von der Form, namentlich der Gruppierung des Stoffes, es gilt aber auch vom Inhalt." (S. 8.)

Man wird einwenden, daß der Künstler mit seinem Stoff frei walten darf, während der Historiker streng an ihn gebunden ist, nach Wahrheit zu streben hat, wenigstens dann, wenn er uns Belehrung geben will, nicht Zeitvertreib oder moralische Erbauung. Dieses Streben nach Wahrheit mache die Geschichtsschreibung zu einer Wissenschaft.

Das trifft keineswegs zu. Auch in manchem Zweige der Kunst gibt es eine strenge Bindung des Künstlers an den ihm vorliegenden Stoff, den er getreu wiederzugeben hat. Das gilt z. B. in der Malerei von Veduten, von den Ansichten bestimmter Lokalitäten, ländlicher oder städtischer, landschaftlicher oder architektonischer Art. Diese Art Malerei ist heute sehr gering geschätzt. Um so angesehener ist dagegen das Porträtieren geworden in Malerei und Plastik. Auch da finden wir die gleiche Bindung.

Bei der Herstellung eines Porträts darf der Künstler seine Phantasie nicht ungebunden walten lassen. Er ist frei in der Wahl seiner Technik, seiner Manier, seiner Auffassung, des Standpunktes, von dem aus er das Objekt betrachtet, des Moments, den er festhält. Aber er hat sein Modell so wiederzugeben, wie er es sieht, allerdings mit Hervorhebung des Bedeutenden an ihm, mit Vernachlässigung des nicht Bemerkenswerten.

Digitized by Google

Die Darstellung einer historischen Persönlichkeit durch den Künstler wird oft die vom Historiker gelieferte an Treue übertreffen können, da jener sein Modell direkt vor sich sieht, indes dem Geschichtschreiber meist nur dürftige, lückenhafte, vielfach einander widersprechende Berichte über die von ihm behandelte Persönlichkeit zu Gebote stehen. Mitunter nur Berichte von Leuten, die jene Persönlichkeiten selbst nicht kannten, nur vom Hörensagen Erfahrenes mitteilten.

Dabei ist die Aufgabe des Historikers natürlich eine weit schwierigere. Der Porträtmaler braucht ja nur Gesichtszüge wiederzugeben, die er direkt zu sehen bekommt, Gesichtszüge eines einzigen Moments, die sich nicht ändern. Wohl sollen die Züge, die er malt, die Psyche erkennen lassen, die sich hinter ihnen birgt. Aber er legt sie nicht unzweideutig dar. Der Historiker soll uns dagegen Menschen in den wechselndsten Situationen, in energischen, oft wilden Bewegungen schildern, insofern ein Kino geben, jedoch ohne die Hilfsmittel der Photographie, nur mit den Mitteln der Quellenforschung. Und er soll nicht bloße Gesichtszüge zeigen, sondern uns die ganze Tiefe des geistigen Wesens der historischen Persönlichkeiten nach allen ihren Verzweigungen erschließen und klar wiedergeben, ihr Wollen und Wissen, ihr Wagen und Zagen. Wie viele Menschen gibt es, die sich selbst über ihr eigenes Inneres klar sind, sich nicht über die eigene Psyche Täuschungen hingeben? Und nun soll die Psyche eines längst verstorbenen Fremden von einem Historiker, der unter ganz anderen Bedingungen lebt, erkannt werden auf Grund der Berichte von Leuten, die dem zu Schildernden nicht immer nahestanden, nur aus Indizien zu urteilen vermochten und fast nie unbefangen sein konnten, ihn und die Sache, der er diente, entweder bekämpften oder verehrten. Dabei ist jeder Geschichtschreiber naturgemäß geneigt, die Vergangenheit von seinem eigenen Standpunkte aus zu sehen, seine eigene Empfindungs- und Denkweise in sie hineinzulegen. Und doch hat jedes Zeitalter seine eigene Denkweise und auch seine eigene Ausdrucksweise. In der Zeit der Reformation birgt manche höchst metaphysische Theologie sehr weltliche Gedanken, oft ohne alle Heuchelei, bloß weil es die herkömmliche Manier war, die Sprache der Theologie zu sprechen, mit ihren Argumenten alle vorkommenden Streitfragen geistig auszufechten.

Damit sind die Schwierigkeiten, eine historische Persönlichkeit richtig zu erkennen, noch nicht erschöpft. Wir Menschen sind soziale Wesen, und können anderen Menschen gegenüber nicht gleichgültig bleiben, die wir kennenlernen, wenn sie etwas bedeuten. Auch nicht solchen gegenüber, zu denen wir weder persönliche Freundschaft noch Feindschaft empfinden. Entweder erscheinen sie uns gesellschaftlich wertvoll und gewinnen dadurch

Digitized by Google

unsere Sympathie, oder sie erscheinen uns gesellschaftlich schädlich. Dann erregen sie unsere Abneigung. Das gilt auch von Personen der Vergangenheit, sobald sie durch unsere Beschäftigung mit ihnen vor unserem geistigen Auge wieder lebendig werden.

Ich habe das bei meinen eigenen Arbeiten erfahren, obwohl mich historischen Persönlichkeiten gegenüber stets der Grundsatz leitete, wir hätten zu trachten, sie als Produkte ihrer Verhältnisse zu erforschen, nicht dagegen sie in irgendeiner Weise zu bewerten. Wohl können wir als soziale Menschen nicht umhin, Werturteile über die gesellschaftliche Nützlichkeit oder Schädlichkeit von Menschen abzugeben, die wir kennenlernen. Für den Historiker, der nur kausale Zusammenhänge erkennen soll, dürfen sie nicht maßgebend werden.

Auch wer auf diesem Standpunkte steht, hört damit nicht auf, Mensch zu sein. Das färbt unwillkürlich auf seine Menschendarstellung ab. Ich konnte mich nicht enthalten, etwa einen Thomas More liebzugewinnen und einen Heinrich VIII. höchst unsympathisch zu finden. Die persönliche Sympathie und Antipathie wird noch verstärkt dort, wo politische Uebereinstimmungen oder Gegensätze in Frage kommen. Einem überzeugten Katholiken wird es kaum möglich sein, Luther oder Calvin unbefangen zu beurteilen, auch wenn das seine Absicht sein sollte. Und das gleiche wird für einen Protestanten gegenüber einem Alba oder Philipp II. von Spanien gelten. Daß die Schriftsteller, die uns als Quellen dienen, fast alle von vornherein durch eine bestimmte Parteibrille sehen, ist klar.

Die Schwierigkeit einer objektiven Erkenntnis der in der Geschichte handelnden Personen wird auf den Gipfel getrieben dort, wo der Historiker das Auftauchen von Werturteilen nicht als eine Fehlerquelle betrachtet, der man nach Möglichkeit ausweichen muß, sondern wo er vielmehr in dem Abgeben von Werturteilen die Aufgabe der Geschichte sieht nach dem bekannten Satz, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Einem Satz, der vielfach in dem Sinne gedeutet wird, daß die Herren Historiker sich als Weltrichter aufzuspielen haben. Wobei sie auch noch als öffentliche Ankläger und Verteidiger in einer Person fungieren.

Aehnliche Schwierigkeiten wie bei der Darstellung einzelner historischer Persönlichkeiten treten ein bei der Darstellung einzelner historischer Ereignisse, sei es etwa eine Schlacht, ein Aufstand oder auch nur ein Wahlkampf oder eine entscheidende Parlamentssitzung. Selbst wenn der äußere Verlauf des Ereignisses feststeht, was sehr oft nicht der Fall ist, wird es so gut wie unmöglich, in das Bild des Ereignisses alle die Imponderabilien hineinzunehmen, die auf das Schlußergebnis Einfluß nehmen, sowie die nicht offenbaren Einwirkungen festzustellen, vertrauliche

Digitized by Google

Abmachungen, Bestechungen usw., die ihm vorangingen. Sehr oft wird, nach dem bekannten Wort, die Sprache zu einem Mittel, Gedanken zu verbergen, die man hegt.

Angesichts aller dieser Schwierigkeiten der Geschichtsschreibung ist es nicht zu verwundern, daß nicht wenige Menschen ihr mit größtem Mißtrauen gegenüberstehen und sie für unfähig halten, die geschichtliche Wahrheit zu erkennen.

Zu diesen gehörte z. B. mein Freund Bebel. Wie oft wies er in Gesprächen mit mir darauf hin, wie Falsches und Verkehrtes die Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie über ihn selbst und seine Kampfgefährten schrieben — nicht nur Gegner, sondern auch mit unserer Sache oder doch seiner Person sympathisierende Darsteller. Wie ihm und der Sozialdemokratie ergehe es wohl anderen Erscheinungen der Geschichte auch. Das war ihm ein Beweis dafür, daß es ganz unmöglich sei, die Persönlichkeiten und Ereignisse der Geschichte getreu wiederzugeben. Er fürchtete, daß die ganze Geschichtsschreibung nichts tauge.

Das war sicher eine Uebertreibung, jedoch die Uebertreibung einer richtigen Beobachtung. Nur gilt sie nicht der ganzen Geschichtsschreibung, sondern bloß jener, von der wir in dem jetzigen Kapitel allein handelten, die es ablehnt, nach Gesetzen in der Geschichte zu forschen und nur für das Einzelne, Singuläre Interesse hat, das sich niemals wiederholt.

Das Vereinzelte in der Geschichte ist ungefähr ebenso schwer zu erkennen, wie das vereinzelte Ding an sich.

Diese Art der Geschichtsschreibung wird nie bloße Wahrheit bringen, allerdings auch nicht reine Erfindung, sondern eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, wie ein Kunstwerk. Die Geschichtswerke werden dabei Sammlungen historischer Porträts und Veduten, Bilderbücher[1]), Produkte oft sehr kunstreicher und gewissenhafter Arbeit, die wir bewundernd betrachten, aus denen wir sehr viel Anregung ästhetischer und ethischer Art schöpfen können, in denen wir jedoch vergebens nach einer tieferen Einsicht in den Gang menschheitlicher Entwicklung suchen, wenn sie sich wirklich ganz auf das Einzelne, Singuläre beschränken.

Zum Glück ist das bei historischen Werken, die einen größeren Zeitraum umspannen, in der Regel nicht der Fall. Ihre Verfasser mögen sich noch so sehr bemühen, sich auf das Besondere zu beschränken, sie entgehen dem Allgemeinen nicht.

---

1) Das Gleichnis von den Bilderbüchern entstammt Troeltsch, der es allerdings in anderem Sinne Rickert gegenüber gebraucht:

„Die Geschichte wird bei Schleiermacher zum Bilderbuch der Ethik, wie die Wertlehre oder Ethik zum Regel- und Kategorienbuch für die Geschichte." (Der Historismus und seine Probleme. S. 156.)

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Das Allgemeine und das Besondere in der Geschichte.

Wir haben eben gesehen: ist das Einzelne, das Singuläre, das alleinige Gebiet der Geschichtswissenschaft, dann ist sie in Wirklichkeit eine Kunst, die nur eine Mischung von Wahrheit und Dichtung geben kann. Damit soll keine Geringschätzung dieser Art Geschichtsschreibung ausgesprochen werden. Es gibt keine Rangstufen unter den geistigen Tätigkeiten, die Wissenschaft steht nicht höher als die Kunst. Wer möchte behaupten, die Schöpfungen eines Rembrandt oder Michelangelo ständen an Bedeutung hinter den Kompilationen irgendeines gelehrten Zitatensacks zurück, der den Katheder einer Universität ziert!

Es soll auch nicht gesagt werden, daß die Geschichtsschreibung des Einzelnen und Singulären zwecklos sei. Im Gegenteil. Sie bleibt unerläßlich als Ausgangspunkt jeglicher Geschichtswissenschaft. Fraglich ist bloß, ob diese über den Ausgangspunkt nicht hinaus darf. Ob mit ihm das Wesen der Geschichte erschöpft sei.

Kein Zweifel, alle Erscheinungen, mit denen wir es in der Geschichte zu tun haben, sind einzig, wiederholen sich nicht. Das gilt nicht bloß von den Menschen, die in ihr agieren, sondern auch von einzelnen Ereignissen, ja ganzen Epochen der Weltgeschichte. Einzig waren nicht etwa bloß die Themistokles und Xerxes, die Sokrates und Kleon und in unseren Tagen die Bismarck und Lenin, sondern ebenso einzig auch das Zeitalter des Perikles und das des Augustus, das der Renaissance und das der Reformation, das des Weltkriegs und des Bolschewismus usw.

Das gilt jedoch nicht für die Menschengeschichte allein. Wir finden dasselbe in der Natur. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß jede ihrer Erscheinungen einzig ist, ein Individuum, das ganz genau in gleicher Weise nicht wiederkehrt, daß also der Satz der Mathematik $1 = 1$ in Wirklichkeit nicht gilt. Zur Erhellung dieses Satzes ist schon oft bemerkt worden, daß man bei der Vergleichung der Blätter eines Baumes nie zwei finden wird, die völlig miteinander übereinstimmten. Vielleicht gilt das sogar noch für die Atome, allerdings nicht für die Atome als Gedankendinge jenseits unserer Erfahrung, die wir uns als unendlich klein und nicht weiter teilbar vorstellen, wohl aber für die kleinsten der bisher erkannten Körper, die man ebenfalls Atome nennt.

Und wie die einzelnen Blätter eines Baumes, sind auch die einzelnen Perioden der Erdgeschichte und die einzelnen Gattungen heutiger und vergangener Organismen einzig und wiederholen sich nicht wieder, nachdem ihre Zeit abgelaufen ist und ihre Existenzbedingungen aufgehört haben, zu bestehen.

Digitized by Google

Die Formation der Steinkohlen oder die des Jura waren einzig und werden auf unserer Erde nie wieder eintreten. So ist es auch mit den Sauriern für immer vorbei, seitdem „sie zu tief in die Kreide gerieten".

Das ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Auf der anderen Seite finden wir, daß es kein Individuum, kein Ereignis gibt, das ganz singulär, ganz einzig wäre. Jedes weist Merkmale auf, die bei anderen Individuen oder Ereignissen auch gefunden werden, mit denen es deshalb zu einer gemeinsamen Gattung vereinigt wird.

Wir haben eine Aeußerung Goethes zu Eckermann über das Besondere als das eigentliche Leben der Kunst zitiert. In demselben Gespräch sagt er weiter:

„Jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzustellende vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre."

Das erscheint ein unlösbarer Widerspruch zu sein: Zuerst hören wir, daß jedes Ding, jedes Ereignis nur einmal da ist, sich nie wiederholt. Und dann erfahren wir, daß nichts einzig ist, alles sich wiederholt. Und doch ist beides richtig. Es bildete nur dann einen unvereinbaren Widerspruch, wenn man die Dinge und Ereignisse in solche unterscheiden wollte, die einzig sind und in solche, die sich wiederholen. Damit wäre allerdings weder die Auffassung vereinbar, daß jedes Ding einzig ist, noch die, daß sich jedes Ding wiederholt.

Ganz anders liegt die Sache, wenn wir nicht die Dinge und Ereignisse in besondere und allgemeine einteilen, sondern in jedem Ding und Ereignis die Einteilung seiner Merkmale in besondere und allgemeine treffen. Jedes unterscheidet sich durch besondere Merkmale von allen anderen. Keines gibt es, daß nicht einige Merkmale mit anderen gemein hätte.

Nur wenn wir die Unterscheidung des Allgemeinen und Besonderen in dieser Weise fassen, erhält sie einen Sinn. Was wird dann aber aus der Behauptung, daß nur das Besondere den Historiker zu beschäftigen habe? Es kann nicht heißen, daß er sich nur mit Personen und Erscheinungen zu beschäftigen hat, die einzig sind, sondern daß ihn an ihnen nur das Einzige beschäftigen darf, nicht das Allgemeine. Bei einer Schlacht etwa nur das, was sie von allen anderen Schlachten unterscheidet, nicht auch Erscheinungen, die sie mit anderen Schlachten gemein hat. Bei einer Person das, was sie allein kennzeichnet, nicht das, was sie mit anderen ihrer Zeit, ihres Landes, ihrer Klasse gemein hat.

Danach dürfte dem Historiker etwa bei der Schlacht von Marathon nur das bemerkenswert sein, was sie von allen anderen Schlachten unterschied. Dagegen fiele es nicht in das Gebiet der Geschichtswissenschaft, das Allgemeine an dieser Schlacht zu

Digitized by Google

untersuchen, das sie etwa mit allen Schlachten gemeinsam hatte, in der auf der einen Seite persische Ritter standen und auf der andern Hopliten, die entscheidende Waffe der griechischen Bürgerheere vom 6. Jahrhundert an bis ins 4. Jahrhundert. Das Allgemeine der Hoplitentaktik einerseits, der Rittertaktik andererseits soll uns an der Schlacht von Marathon nicht interessieren, nur das Besondere, daß Miltiades die Athener kommandierte, daß die Perser nicht zu Lande, sondern zu Wasser kamen und daß der Kampf auf einem besonderen Terrain vonstatten ging?

Oder bei einer Einzelperson, etwa bei Themistokles, soll den Geschichtsschreiber nur das Singuläre an ihm beschäftigen, nicht das, was er mit der athenischen Aristokratie gemein hatte, oder das, was ihm gemein war mit jenem Teil der Aristokratie, der sich der Demokratie zu seinen Zwecken bediente? Nicht das, was den Demokraten Athens gemeinsam war, oder das, was die Gesamtheit der Athener in der Zeit der Perserkriege kennzeichnete?

Die Forderung Eduard Meyers läuft darauf hinaus, daß dem Historiker Massenerscheinungen nicht beschäftigen dürfen, sondern nur das einzelne, und dieses nur in seiner Vereinzelung, nicht in seinem Zusammenhang mit anderen Erscheinungen, wodurch es sofort aufhören würde, singulär zu sein, und dem Gesetz der großen Zahlen anheimfiele, das doch für die Geschichte verpönt sein soll.

Eine jede Erscheinung enthält Singuläres und Allgemeines. Nicht aus ihrem Wesen entspringt es, ob wir mehr das Besondere oder mehr das Allgemeine in ihr untersuchen. Dies hängt nicht von der Beschaffenheit der beobachteten Erscheinung ab, sondern von den Umständen, unter denen der Beobachter an sie herantritt, sowie von den Zwecken, die er sich dabei setzt. Die Bevorzugung des Besonderen oder des Allgemeinen ist also insofern ganz subjektiver Art.

Das gilt für die Beobachtung von Erscheinungen der Natur ebenso wie für die gesellschaftlicher Phänomene. Und ebenso für die primitivste wie für die wissenschaftliche Form der Beobachtung.

Wenn der Wilde zur Jagd auszieht, um Fleisch zur Stillung des Hungers von Weib und Kind zu gewinnen, interessiert ihn an dem Hirsch, auf den er stößt, nicht das, was diesen als besonderes Individuum von den andern Hirschen unterscheidet, sondern das, was ihm mit ihnen gemein ist. Das gibt ihm die Gewähr, daß er hier eine Quelle eßbaren Fleisches vor sich hat.

Wenn dagegen der Bauer auf den Pferdemarkt geht, um ein Pferd zu kaufen, wird er bei dem Gaul, den er wählt, nicht auf das Allgemeine sehen, was bei jedem Pferd zu finden ist, sondern nur auf das Besondere dieses Individuums, sein Alter, seine besondere Gesundheit, Kraft, psychische Eigenschaften, ob es fromm

Digitized by Google

ist oder bösartig, intelligent oder stumpfsinnig usw. Nicht, daß ihm das Allgemeine am Pferde gleichgültig wäre. Er würde den betreffenden besonderen Schimmel nicht kaufen, wenn er nicht die allgemeinen Eigenschaften eines Pferdes hätte, die ihn verwendbar machen. Aber die gelten als selbstverständlich, allgemein bekannt, und deshalb, nicht weil sie bedeutungslos sind, kümmert er sich nicht weiter darum.

So ist es auch in der Gesellschaft. Die Journalisten sind die Geschichtschreiber der Gegenwart. Gleich denen der Vergangenheit interessiert auch sie vor allem das Außergewöhnliche, das Sensationelle, nicht das Alltägliche. Das verzeichnen sie nicht.

Damit wollen sie jedoch nicht sagen, daß das Alltägliche für das gesellschaftliche Leben im allgemeinen weit weniger wichtig sei als das Außergewöhnliche. Aber das Alltägliche ist das Selbstverständliche, darum kümmern sich die Leser der Zeitung nicht, das wissen sie auch ohnehin. Daß die Fabriken und die Kaufläden jeden Morgen ihren Betrieb beginnen, am Abend schließen, braucht man nicht jeden Tag mitzuteilen. Wenn aber eine Fabrik niederbrennt, ein Kaufladen ausgeraubt wird, das muß in die Zeitung.

Und doch wäre es verkehrt, behaupten zu wollen, das gesellschaftliche Leben werde durch einzelne Brände und Einbrüche in Gang gehalten und bestimmt und nicht durch die stets sich in gleicher Weise wiederholende Arbeit der Massen.

Beschäftigt den Journalisten weniger das Allgemeine als das Besondere, so gilt das Umgekehrte vom Geschäftsmann als solchem. Das Besondere kann ihn nicht ganz gleichgültig lassen, am wenigsten dann, wenn es ihn persönlich angeht, seine eigene Fabrik niederbrennt, sein Laden ausgeraubt wird. Aber in der Regel wird für ihn viel wichtiger das Allgemeine des Geschäftslebens.

Es liegt also nicht an den Objekten, sondern an den subjektiven Zwecken und Bedürfnissen der Beobachter der Umwelt, ob sie in bestimmten ihrer Erscheinungen das Besondere oder das Allgemeine hauptsächlich beschäftigt.

Daneben hängt es auch von den Umständen ab, unter denen eine Erscheinung auftritt, ob das Allgemeine oder das Einzelne in ihr von uns beachtet wird. Auch das gilt ebenso für die Natur, wie für die Gesellschaft.

Um wieder, wie oben, vom Wilden auszugehen, so treten ihm ohne langes Suchen an jedem Baume des Urwaldes, in dem er haust, so viele Blätter entgegen, die alle in hohem Grade übereinstimmen, daß das Allgemeine an den Blättern ihm früher auffallen muß als das Besondere eines jeden von ihnen. So auch das Allgemeine von Bäumen der gleichen Art, die zu vielen Tausenden um ihn herum wachsen.

Digitized by Google

Andere Erscheinungen dagegen, etwa Kometen, die mit freiem Auge sichtbar sind, oder Sonnenfinsternisse, treten äußerst selten auf. Manche können überdies nur an engbegrenzten Oertlichkeiten beobachtet werden, wie Meteorfälle. Es wäre für den Wilden ganz unmöglich, bei einer dieser Erscheinungen etwas Allgemeines zu entdecken. Jede bleibt ihm etwas Einziges, Singuläres.

Das liegt aber nicht an der Beschaffenheit der Objekte, sondern an den Bedingungen, unter denen der Beobachter sie kennenlernt. Sobald die Schrift erfunden ist und damit die Möglichkeit, die Beobachtungen vieler Gegenden und Jahrhunderte und schließlich Jahrtausende zu sammeln; sobald die Technik es gestattet, das Feld der Beobachtung zu erweitern, wird es immer mehr möglich, auch in solchen, für den Naturmenschen singulären, Erscheinungen allgemeine Züge herauszufinden und damit, sobald die Behelfe der Wissenschaft weit genug gediehen sind, auch Gesetze bei ihnen festzustellen.

Wenn solche Erscheinungen lange als einzige, singuläre gelten, so bezeugt das bloß eine beschränkte Ausdehnung und einen primitiven Stand der Erforschung des Gebiets, dem diese Erscheinungen entstammen, nicht aber, daß in ihm naturgemäß nur Besonderes und Singuläres zutage trete.

Wie in der Natur, so in der Gesellschaft. Solange die Gemeinwesen klein bleiben, was bis zum Aufkommen des Staates der Fall ist, und solange der Gebrauch der Schrift nicht zu einer Vollkommenheit gediehen ist, die ausführliche Darstellungen ermöglicht; solange endlich die gesellschaftlichen Verhältnisse sich wenig ändern, so daß sie als das Selbstverständliche gelten, über das man sich nicht viel den Kopf zu zerbrechen braucht, kommt es nicht zu Beobachtungen zahlreicher übereinstimmender gesellschaftlicher Erscheinungen und noch weniger zur Aufdeckung von Gesetzen in ihnen.

Das wurde geändert durch das Aufkommen des Staates und der Schrift, namentlich aber durch die lebhafte Bewegung im staatlichen Leben, die in den Stadtstaaten Griechenlands seit dem 6. Jahrhundert eintrat. Zahlreiche Staatsverfassungen der verschiedensten Art entstanden nebeneinander und nacheinander und luden zu Vergleichen ein, zur Zusammenfassung des Allgemeinen, etwa der Monarchie, der Aristokratie, der Demokratie. Allerdings zur Entdeckung von Gesetzmäßigkeiten in der Politik kam man nur wenig. In der Hauptsache suchte man nach der Idee des vollkommensten Staates.

Weiter kam man im Kriegswesen, aus Gründen, die wir schon oben entwickelt. Seit dem 5. Jahrhundert begann man in Griechenland bereits aus der Fülle der Kriegserfahrungen das Allgemeine herauszusuchen und daraus feste Regeln abzuleiten.

Digitized by Google

„Als der erste, der es unternahm, systematisch das Wesen der Kriegsführung zu durchdringen und zur Darstellung zu bringen, ist Xenophon (schrieb in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts) anzusehen." (Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, I., S. 148.)

Für viele Historiker sind die Argumente der Waffen die ultima ratio, der durchschlagende Grund nicht nur der Kriege, sondern der Geschichte überhaupt. Gerade dieses Gebiet der Geschichte ist aber das erste, auf dem neben dem Einzelnen und Singulären das Allgemeine zur Beobachtung kommt, die zur Erkenntnis von Gesetzen führt.

Ein anderes Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, auf dem es schon im Altertum zu vereinzelten Beobachtungen allgemeiner Erscheinungen kommt, ist das des Warenhandels. Doch erst in der neueren Zeit wird die Warenproduktion die allgemeine Form der Produktion, werden die Verhältnisse des Warenmarktes immer mehr entscheidend für die Lage der Völker und Staaten. Die Regelmäßigkeiten, die schon früh von den Kaufleuten beobachtet wurden, erlangen nun Bedeutung für die ganze Gesellschaft. Und mit der Ausdehnung des Gebiets der Warenproduktion und der Vermehrung der Aufzeichnungen über den Gang der ökonomischen Verhältnisse wächst das ökonomische Material lawinenhaft an, verbessern sich aber auch immer mehr die Methoden seiner Sammlung und Ordnung. Die ökonomischen Wissenschaften entwickeln sich, gestützt auf eine wissenschaftlich und regelmäßig betriebene Statistik. Sie ist der schlagendste Beweis dafür, daß keineswegs, wie Ed. Meyer behauptet (Geschichte des Altertums, I. 1, S. 185) „in der Welt, die sie (die Geschichtswissenschaft) darstellt, die Kausalität des Zufalls und des freien Willens herrscht".

Eduard Meyer behauptet diese Zufälligkeit und Freiheit denn auch nicht für die politische Oekonomie, sondern für die Geschichte. Aber ist die Welt, welche diese darstellt, eine andere als die der Oekonomie, die Welt der menschlichen Gesellschaft? Agieren in der Geschichte andere Menschen als im Produktionsprozeß? In der Tat, nicht die Beschaffenheit des Objekts, sondern die Bedingungen, unter denen die Historiker zu seiner Beobachtung gelangten, führten es herbei, daß bisher das Einzelne, Singuläre als das Gebiet der Geschichtsschreibung galt.

Der Erforscher der Vergangenheit hat gegenüber dem der Gegenwart mit dem großen Nachteil zu kämpfen, daß das Material, auf das es ihm ankommt, sich nicht in größter Fülle um ihn herum immer wieder neu produziert und daß er nicht das nach seinem Ermessen Wesentliche daraus heraussuchen kann, sondern daß er auf vereinzelte Ueberreste angewiesen ist, die sich nicht reproduzieren oder ergänzen lassen und deren Auswahl nicht der Forscher selbst trifft, sondern der Zufall.

Bei dem Geschichtsforscher von heute kommt dazu, daß die spärlichen Ueberreste seiner Quellen, die ihm durch günstige Zu-

Digitized by Google

fälle erhalten wurden, Fragmente von Material sind, das selbst bereits von früheren Geschichtschreibern ausgelesen wurde, nach ihren Auffassungen und Interessen. Der Geschichtsforscher von heute mag andere Tatsachen, als die von seinen Quellenschriftstellern aufgezeichneten, für weit wichtiger halten, er vermag nicht, Kunde von ihnen zu bekommen.

Das Alltägliche haben die Geschichtschreiber der früheren Zeiten nicht dargestellt, denn sie schrieben doch für ihre Zeit, für die das in ihr Alltägliche das Selbstverständliche war. Sie ahnten nicht, daß eine Zeit komme, in der es als etwas Fremdartiges erscheinen werde. Sie hätten das Alltägliche ihrer Zeit selbst dann nicht verzeichnet, wenn sie der Ansicht gewesen wären, die heute immer mehr zur Geltung kommt, daß die Gesellschaft viel mehr vom Alltäglichen bestimmt wird, als vom Außerordentlichen. Dieses erregt im Augenblick seines Vorkommens tieferen Eindruck, aber nachhaltiger wirkt das auf uns, was wir jeden Tag in gleicher Weise erfahren.

Indes auch ein Historiker, der so dachte, hätte es im Altertum für überflüssig gehalten, dieses Gemeine zur Darstellung zu bringen, das ja seinen Lesern allbekannt war. Um so mehr mußte das für jene Geschichtschreiber gelten, die der Ansicht waren, nur das Außerordentliche sei bemerkenswert.

So finden die Historiker in ihren Quellen von vornherein nur solche Erscheinungen verzeichnet, die als singuläre auftreten, oder vielmehr jene ihrer Seiten verzeichnet, die den Eindruck des Singulären machen.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren es nur wenige Schriftsteller weniger Gebiete — des griechischen und römischen Altertums und dann des christlichen Abendlandes, die als Quellen in Frage kamen; sie behandelten nur kurz Zeiträume als Augenzeugen oder auf Grund von Berichten von Augenzeugen.

Erst seit dem 5. Jahrhundert vor Christo kam in Griechenland die Geschichtschreibung auf, erst vor etwa 70 Generationen. Nach etwa 20 Generationen verfiel sie mit der antiken Gesellschaft, was an ihre Stelle trat, war das Verzeichnen nicht bloß des Außerordentlichen, sondern des Wunderbaren, wie zur Zeit des Aufkommens der Heldengesänge, aber mit weit geringerem Realismus. Die fromme Legende überwucherte lange die Geschichte. Erst in der Zeit der Renaissance begann wieder eine ernste Geschichtschreibung, allerdings nur im gleichen Geiste, wie die antike. Indes, trotz aller Lückenhaftigkeit der literarischen Ueberreste der Antike begann jetzt doch der historische Stoff sich zu häufen, und obwohl in diesem die Mitteilung des Singulären überwog, mußten in dieser Fülle doch hin und wieder bereits allgemeine Merkmale einzelner Erscheinungen zutage treten.

Digitized by Google

Im Altertum waren schon einzelne Denker dahin gekommen, in den „singulären" Tatsachen der Geschichte allgemeine Zusammenhänge zu entdecken, z. B. den Einfluß des Klimas oder der Bodengestaltung auf den Volkscharakter oder die Bedingungen und Konsequenzen der verschiedenen Staatsverfassungen.

Im 17. Jahrhundert werden diese Betrachtungen wieder aufgenommen und weitergeführt. Daneben ersteht aber nun auch die Einsicht, daß die verschiedensten Völker sich alle in gleicher Richtung, also nach bestimmten Gesetzen entwickeln. Der erste, der diese Ansicht aussprach, war der Italiener Giambettista Vico (1668 bis 1744). Zur Triebfeder des ganzen geschichtlichen Prozesses machte er noch den Geist, jedoch nicht den Geist einzelner Menschen, sondern einen allgemeinen Geist, die Gottheit, die in Wirklichkeit nichts bedeutet, als die Gesamtheit der geistigen Funktionen der Menschen. Ueber diesen Weltgeist kam auch noch Hegel nicht hinaus.

Im allgemeinen war das 18. Jahrhundert der Entwicklung historischen Denkens nicht günstig. Die Zustände des Feudalabsolutismus gestalteten sich so schädlich für die gesamte Gesellschaft, so widersinnig, daß jeder, der ihre Ursprünge nicht kannte, in ihnen nur Produkte der Unwissenheit und Narrheit sehen konnte. Die Forderungen der Klassen, die sich um die Fahne der freien Warenproduktion und (zunächst sehr schüchtern und unzulänglich) der Demokratie scharten, erschienen dem herrschenden Zustand gegenüber so vernünftig, daß die ganzen sozialen und politischen Gegensätze der Zeit als Kämpfe zwischen Vernunft und Unvernunft erschienen. Die Herrschaft der Vernunft, das war das politische und soziale Ideal. Darin waren die Materialisten Frankreichs einig mit dem Königsberger Philosophen der reinen und der praktischen Vernunft.

Von diesem Standpunkt aus gesehen erschien die ganze bisherige Geschichte als eine bloße Sammlung von Dummheiten und Gemeinheiten.

Seit der Französischen Revolution und namentlich seit dem Jahre 1793 fanden die Denker der Bourgeoisie ein Haar in dem Reiche der Vernunft. Die Reaktion brachte Interesse und Verständnis für die Vorzeit mit sich. Gleichzeitig wurde der historische Stoff ungeheuer erweitert. Der lebhaftere Verkehr mit dem Orient erschloß den Europäern nicht nur seine Märkte, sondern auch seine Geschichte, seine Philosophie, seine Sprachen. Eine neue Wissenschaft kam auf, die der Sprachforschung, die durch Vergleichung verschiedener Sprachen zur Aufdeckung von Sprachverwandtschaften kam und durch Vergleichung der verschiedenen Formen derselben Sprache in verschiedenen Perioden zur Erkenntnis von Gesetzen der Sprachentwicklung. Wie früher schon für das Kriegswesen und dann für das Wirtschaftsleben wurden jetzt für das gesamte Gebiet der Sprache, damit aber

Digitized by Google

auch der sprachlichen Kultur bestimmte Gesetzmäßigkeiten entdeckt, die für das historische Erkennen sehr wichtig wurden. Umwälzend wirkte bereits der Ausgangspunkt der neuen Wissenschaft, die Entdeckung der Verwandtschaft des indischen Sanskrit mit den meisten Sprachen Europas.

Das Interesse für die räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten innerhalb der gleichen Sprachen wurde zum Teil hervorgerufen durch das Aufkommen der Demokratie, das die Gebildeten veranlaßte, zum Volk in seiner eigenen Sprache, also im Dialekt zu sprechen. Andererseits aber auch durch die der Demokratie entgegengesetzte Reaktion, die einerseits darauf drängte, den im Dialekt sprechenden konservativen Bauern im Gegensatz zu dem schriftdeutsch redenden revolutionären Städter kennenzulernen, dann aber auch danach, im Gegensatz zum Liberalismus, in den Dokumenten der Vorzeit ihre Vernunft aufzudecken, was ohne Verständnis ihrer Sprache nicht möglich war. So kam man zum Erkennen von Gesetzlichkeiten in der Sprache.

Dank ihrem konservativen Charakter hat die Sprache aber auch zahlreiche Spuren sozialer und technischer Einrichtungen des Zeitalters erhalten, in dem sie sich bildete. Sprachvergleichung und Sprachgeschichte erlaubt so, die Alltäglichkeiten ferner Jahrtausende wieder zu rekonstruieren, von denen kein Bericht uns meldet. So befruchtete die Sprachwissenschaft auch die Sozialgeschichte.

Auf der anderen Seite wurde diese dadurch gefördert, daß im Zeitalter der Reaktion und der Romantik das Interesse für Rechtsverhältnisse früherer Zeiten wuchs. Es erstand in der Rechtswissenschaft die historische Schule, die das Hauptgewicht auf die Geschichte des Rechts legt, was abermals viele Gesetzmäßigkeiten in der sozialen Entwicklung zutage förderte.

Die Rechtsgeschichte bereitete den Weg vor für die Wirtschaftsgeschichte, da ja das Recht vielfach direkt ökonomischen Zwecken dient, ohne sie nicht zu verstehen ist, ganz abgesehen davon, daß alle seine Zwecke in letzter Linie ökonomisch begründet sind.

Nicht minder wichtig wurde endlich die schon obenerwähnte Archäologie, die im 18. Jahrhundert in Italien begann, großen Aufschwung aber erst im 19. Jahrhundert nahm, seit Napoleons ägyptischer Expedition (1798—1801), die zeigte, welche Schätze historischer Aufklärung die Stätten alter Kultur bergen. Auf deren Wirkungen wurde bereits hingewiesen.

So wuchs im Laufe des vorigen Jahrhunderts die Fülle der historischen Erscheinungen immer mehr an, die den Historiker förmlich drängten, sie als allgemeine, nicht singuläre zu betrachten, und es ihm ebenso schwer machten, jenes über diesem zu übersehen, als es bereits dem Wilden unmöglich ist, vor lauter einzelnen Bäumen den Wald nicht zu sehen. Es gehört schon eine

Digitized by Google

besondere Geistesverfassung dazu, heute noch als das Gebiet des Historischen bloß das Einzelne und nicht auch das Allgemeine, bloß das Zufällige und nicht auch das Gesetzmäßige zu sehen.

Diese Geistesverfassung wird indes erklärlich als Gegensatz zu einer anderen, nicht besser gerechtfertigten Anschauung.

Siebentes Kapitel.

Allgemeine und besondere Gesetze.

Wenn man uns darauf verweist, daß nur das Einzelne, Singuläre das Gebiet der Geschichtswissenschaft ist, so haben wir demgegenüber bereits hervorgehoben, daß es keine Erscheinung gibt, die bloß als einzige aufzufassen wäre. Jede enthält auch allgemeine Merkmale.

Wir können diesen Sachverhalt jedoch auch anders fassen. Je nach dem Zusammenhang, in dem wir ein Ding oder Ereignis betrachten, erscheint es uns als ein Besonderes unter mehreren gleichartigen Erscheinungen oder als ein Allgemeines, das viele besondere Erscheinungen in sich schließt.

Das Besondere und das Allgemeine sind ebenso relative Begriffe, wie etwa das Kleine oder das Große. Es wäre sicher höchst sonderbar, wollte man sagen, die Naturwissenschaft beschäftige sich nur mit großen Dingen. Aber es ist im Grunde nicht minder verkehrt, wenn man behauptet, die Geschichte habe es nur mit dem Besonderen zu tun.

Betrachten wir den Erdball im Zusammenhang mit den übrigen Himmelskörpern, dann bildet er etwas Besonderes unter ihnen, das sich nicht wiederholt. Nehmen wir dagegen die Erde für sich und betrachten wir ihre einzelnen besonderen Teile, so werden wir in ihnen gemeinsame Regelmäßigkeiten entdecken, die zum Wesen der Erde gehören und das Allgemeine der Erde gegenüber den Besonderheiten etwa einzelner ihrer Landgebiete und Meere darstellen.

Stellt jedes Besondere auch etwas Allgemeines dar, dann wird es möglich, daß im Rahmen dieses Besonderen für seine Teile Gesetze bestehen, die nur innerhalb dieses Besonderen gelten, besondere Gesetze.

Das gilt für besondere gesellschaftliche Gebilde, Produktionsweisen, Staaten, Klassen usw. ebenso, wie für besondere Zeitalter und Kulturstufen. Natürlich hat die Gesellschaft überhaupt bestimmte Gesetze, die für jede ihrer Formen gelten. Daneben gibt es aber auch gesellschaftliche Gesetze, die nur einzelnen Gesellschaftsformen eigentümlich sind.

Das ist eine der Erkenntnisse, auf denen die materialistische Geschichtsauffassung aufgebaut ist: eine der wichtigsten Erkennt-

Digitized by Google

nisse, die sie über die anderen Auffassungen der Geschichte und der Gesellschaft überhaupt erheben. Soweit diese nicht überall den Finger Gottes sehen, was auf jede wissenschaftliche Erforschung von vornherein verzichten heißt, betrachten sie entweder die Erscheinungen des gesellschaftlichen und namentlich des geschichtlichen Lebens als vereinzelte zufällige Tatsachen, die eines jeden Versuchs spotten, bestimmte Gesetze in ihnen zu entdecken, oder sie suchen nach Naturgesetzen der Gesellschaft und der Geschichte, das heißt nach Gesetzen, die für jegliche Gesellschaftsform, jedes Stadium der Geschichte in gleichem Maße gelten, ja, die womöglich der Gesellschaft mit der ganzen Welt der Organismen gemein sind.

Daß es solche Gesetze gibt, fällt Marx nicht ein, zu leugnen. Aber er findet, daß mit ihnen wenig anzufangen ist. Schon 1857 schrieb er darüber in seiner höchst bemerkenswerten „Einleitung zu einer Kritik der politischen Oekonomie" (Abgedruckt in der neuen, von mir veranstalteten Ausgabe von Marx „Kritik der politischen Oekonomie"). Es heißt dort unter anderem:

„Wenn von Produktion die Rede ist, ist immer die Rede von Produktion auf einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstufe — von der Produktion gesellschaftlicher Individuen. Es könnte daher scheinen, daß, um überhaupt von der Produktion zu sprechen, wir entweder den geschichtlichen Entwicklungsprozeß in seinen verschiedenen Phasen verfolgen müssen, oder von vornherein erklären, daß wir es mit einer bestimmten historischen Epoche zu tun haben, also zum Beispiel mit der modernen bürgerlichen Produktion, die in der Tat unser eigentliches Thema ist."

„Allein alle Epochen der Produktion haben gewisse Merkmale gemein, gemeinsame Bestimmungen. Die Produktion im allgemeinen ist eine Abstraktion, aber eine verständige Abstraktion, sofern sie wirklich das Gemeinsame hervorhebt, fixiert und uns daher die Wiederholung erspart. Indes dies Allgemeine oder das durch Vergleichung herausgesonderte Gemeinsame ist selbst ein vielfach Gegliedertes, in verschiedene Bestimmungen Auseinanderfahrendes. Einiges davon gehört allen Epochen, anderes ist einigen gemeinsam. Manche Bestimmungen werden der modernsten Epoche wie der ältesten gemeinsam sein. Es wird sich keine Produktion ohne sie denken lassen; allein wenn die entwickeltsten Sprachen Gesetze und Bestimmungen mit den unentwickeltsten gemein haben, so ist gerade das, was ihre Entwicklung ausmacht, der Unterschied von diesem Allgemeinen und Gemeinsamen. Die Bestimmungen, die für die Produktion überhaupt gelten, müssen gerade gesondert werden, damit nicht die wesentliche Verschiedenheit über der Einheit vergessen werde, die schon daraus hervorgeht, daß das Subjekt, die Menschheit, und das Objekt, die Natur, dieselben sind. In diesem Vergessen liegt zum Beispiel die ganze Weisheit der modernen Oekonomie, die die Ewigkeit und Harmonie der bestehenden sozialen Verhältnisse beweisen, zum Beispiel ausführen, keine Produktion sei möglich ohne Produktionsinstrument, wäre dies Instrument auch nur die Hand, keine möglich ohne vergangene aufgehäufte Arbeit, wäre diese Arbeit auch nur die Fertigkeit, die in der Hand des Wilden durch wiederholte Uebung angesammelt und konzentriert ist. Das Kapital ist unter anderem auch Produktionsinstrument, auch vergangene, objektivierte Arbeit. Also ist

Digitized by Google

das Kapital ein allgemeines, ewiges Naturverhältnis, das heißt, wenn ich gerade das Spezifische weglasse, was ‚Produktionsinstrument', ‚aufgehäufte Arbeit' erst zu Kapital macht . . . ."

„Es ist Mode der Oekonomie, einen allgemeinen Teil vorherzuschicken und es ist gerade der, der unter dem Titel ‚Produktion' figuriert. (Siehe zum Beispiel J. St. Mill), worin die allgemeinen Bedingungen aller Produktion abgehandelt werden."

Dieser allgemeine Teil besteht oder soll angeblich bestehen:

1. „aus den Bedingungen, ohne welche Produktion nicht möglich ist, das heißt also in der Tat nichts, als die wesentlichsten Momente aller Produktion angeben. Es reduziert sich dies in der Tat . . . . auf einige sehr einfache Bestimmungen, die in flachen Tautologien breitgeschlagen werden."

2. „den Bedingungen, die mehr oder weniger die Produktion fördern . . . . Das läuft auch wieder auf die Tautologie hinaus, daß der Reichtum in dem Grade leichter geschaffen wird , als subjektiv und objektiv seine Elemente in höherem Grade vorhanden sind . . . ."

„Das ist es aber alles nicht, worum es bei den Oekonomen wirklich in diesem allgemeinen Teil sich handelt. Die Produktion soll vielmehr . . . . im Unterschied von der Distribution als eingefaßt in von der Geschichte unabhängigen ewigen Naturgesetzen dargestellt werden, bei welcher Gelegenheit dann ganz unter der Hand b ü r g e r l i c h e Verhältnisse als unumstößliche Naturgesetze der Gesellschaft in abstracto untergeschoben werden . . . ."

„Zu resumieren: es gibt allen Produktionsstufen gemeinsame Bestimmungen, die vom Denken als allgemeine fixiert werden, aber die sogenannten a l l g e m e i n e n B e d i n g u n g e n aller Produktion sind nichts als diese abstrakten Momente, mit denen keine wirkliche geschichtliche Produktionsstufe begriffen wird." (S. XV—XX.)

Das gilt nicht bloß für die geschichtlichen Stufen der Produktion, sondern für alle geschichtlichen Stufen menschlicher Gesellschaft. Das Forschen nach den allgemeinen Naturgesetzen der Gesellschaft erschließt uns in keiner Weise den geschichtlichen Prozeß. Die Historiker haben ganz recht, wenn sie von solchen Gesetzen in der Geschichte nichts wissen wollen. Aber sie verfallen in das entgegengesetzte Extrem, das nicht minder falsch ist, wenn ihnen als Objekt der Geschichte nur jenes einzelne erscheint, an dem in keiner Weise etwas Allgemeines zu bemerken ist, so daß wir keine Gesetzlichkeit an ihm erkennen können, es ganz zufällig zu sein erscheint.

Weder das Forschen nach Gesetzen, die allen gesellschaftlichen Zuständen gemein sind, noch das Sammeln außerordentlicher Einzelheiten der Vergangenheit vermag uns tiefere historische Einsicht zu verschaffen. Dieses bringt uns einen Kuriositätenkasten, jenes eine Zusammenstellung von Gemeinplätzen. Die materialistische Geschichtsauffassung sieht die Unzulänglichkeit dieser beider Tätigkeiten. Sie erklärt sie nicht für nutzlos, aber für unzureichend, wenn sie nicht ergänzt werden durch ein Forschen nach jenem Einzelnen, Singulären in der Geschichte, das gleichzeitig eine Allgemeinheit ist, nach der besonderen historischen Eigenart bestimmter gesellschaftlicher Gebilde und Gesell-

Digitized by Google

schaftsstufen, die sich auf bestimmte Produktionsstufen zurückführen lassen. Dieses Besondere, das gleichzeitig eine Allgemeinheit ist, birgt als solche auch seine besonderen gesellschaftlichen Gesetze.

Achtes Kapitel.

Historische Gesetze.

Die Auffassung, als könnte es für besondere Perioden und Zustände besondere Gesetze geben, leuchtet vielen Marxkritikern nicht ein. Vorliegende Ausführungen waren schon geschrieben, da ging mir ein Buch zu, betitelt: „Anti-Marx, Betrachtungen über den inneren Aufbau der Marxschen Oekonomik" (Jena 1927) von Dr. Karl Muhs, einem Professor an der Universität Greifswald, der auf 571 Seiten Marx zu vernichten sucht. Da heißt es gleich im Anfang:

„Im Wesen der Naturgesetze liegt es, daß ihre Geltung den Charakter der Absolutheit trägt." (S. 23.)

„Wird die Geltung eines Ursache-Wirkungsverhältnisses auf eine bestimmte geschichtliche Periode begrenzt, so bedeutet das die Umkehrung des Sinnes eines jeglichen Gesetzes; denn dann ist nicht mehr das Gesetz Träger der die Wirklichkeit und ihre Bewegung meisternden Kausalkräfte, sondern die Entwicklung der Wirklichkeit, der Geschichte, bestimmt die Geltung der Regelmäßigkeiten und ihre Dauer; die Kausalität schlägt um in Wirkung. Vollends zum Begriff des Naturgesetzes steht das historische ‚Gesetz' in einem unlöslichen logischen Widerspruch." (S. 24.)

In einer Fußnote zu diesem Satz beruft sich Professor Muhs auf Sombart, der in einer Abhandlung in Schmollers Jahrbuch über den „Begriff der Gesetzmäßigkeit bei Marx" sagte:

„Diese Auffassung habe ich nie recht ernst nehmen können. Ich habe sie immer für einen schlechten Witz gehalten. Das wäre doch eine Gesetzmäßigkeit, die man, um das Schopenhauersche Bild zu gebrauchen, wie einen Fiaker an jeder beliebigen Stelle halten lassen kann. Entweder die menschliche Gesellschaft ist ein Teil der Natur und wird von Naturgesetzen beherrscht, dann gelten diese Gesetze immer."

Sombart bekennt sich merkwürdigerweise immer noch prinzipiell als Marxist, wie er es schon vor einem Menschenalter getan. Wie er das kann, wenn er „immer" der Meinung war, die Marxsche Auffassung der Gesetzmäßigkeit sei „ein schlechter Witz", den er „nie recht ernst genommen" habe, bleibt Sombarts Geheimnis.

Doch das nur nebenbei. Wichtiger ist es, Klarheit zu gewinnen über die Annahme, daß Naturgesetze „immer gelten", ihre „Geltung den Charakter der Absolutheit trägt".

In Wirklichkeit können auch in der Natur bestimmte Naturgesetze nicht immer, sondern nur dort wirken, wo die Bedingungen dafür gegeben sind. Das zeigt sich schon bei einer

Digitized by Google

Betrachtung der Aggregatzustände, des festen, flüssigen und des gasförmigen. Für jeden von ihnen bestehen besondere Gesetze, die für die anderen nicht gelten. Es gab unendliche Zeiträume, in denen unser Sonnensystem nur ein glühender Gasball war. Da kamen weder die Gesetze des flüssigen, noch die des festen Zustandes für ihn in Betracht. Erst nachdem bestimmte Bedingungen eingetreten waren, nahmen manche Gase tropfbar flüssige und noch viel später erst feste Form an. Also ist da die „Geltung des Ursache-Wirkungsverhältnisses" jedes dieser Aggregatzustände auch auf „eine bestimmte Periode begrenzt". Andererseits gilt z. B. auch das Gesetz, daß das Wasser bei 100 Grad Celsius siedet, nicht immer, sondern nur unter bestimmten Bedingungen.

Und wie lange dauerte es, bis sich Organismen bilden konnten mit Funktionen des Lebens und des Geistes! Gewiß ist vieles an solchen Funktionen auf mechanische oder chemische Gesetze zurückzuführen, aber diese Gesetze reichen nicht aus, um das Leben und den Geist vollständig zu begreifen. Jede dieser Erscheinungen unterliegt neben den mechanischen und chemischen Gesetzen noch besonderen, „historischen", die auch nicht immer, sondern nur dort gelten, wo Leben oder Geist sich zeigt.

Und das gleiche sehen wir weiter noch innerhalb der Welt der Organismen. Die Gesetze etwa der Fortpflanzung der Säugetiere gelten keineswegs „immer", sondern erst seitdem es Säugetiere gibt. So gibt es auch besondere historische Gesetze der menschlichen Gesellschaft, besondere Gesetze einzelner ihrer Formen, z B. der kapitalistischen.

Was soll an dieser Auffassung ein schlechter Witz sein?

Sombart-Muhs mögen entgegnen, daß das Naturgesetz immer gelte, doch könne es selbstverständlich nur dort in Erscheinung treten, wo die Bedingungen für sein Wirken gegeben sind. Nun, das mag man ganz ruhig auch von den historischen Gesetzen, etwa des Kapitalismus annehmen. Sie gelten immer und überall, wo es Kapitalisten und Lohnarbeiter gibt. Sind solche auf dem Orion zu finden, so gelten jene Gesetze auch dort. Und fanden sich Kapitalisten und Lohnarbeiter bei den Protozoen, so werden auch sie den Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise unterworfen gewesen sein.

In Wirklichkeit gelten fast alle Naturgesetze, die wir kennen, nicht absolut, sondern nur unter bestimmten Voraussetzungen, und selbst bei den wenigen dieser Gesetze, die noch als absolut gelten, etwa der Schwerkraft, ist es nicht ausgemacht, ob sie sich nicht auch noch als relativ entpuppen, als abhängig von bestimmten Bedingungen im Universum.

Gewiß gelten die weit allgemeineren Gesetze der Mechanik und Chemie auch für die Gebiete der Biologie und Psychologie.

Digitized by Google

Aber sie sind unzureichend, für sich allein deren Erscheinungen zu erklären.

Ebenso gelten die Gesetze der Mechanik, Chemie, Biologie und individuellen Psychologie, alle auch für die menschliche Gesellschaft. Doch reichen sie nicht aus zur Erklärung sozialer Erscheinungen.

Und so kann man endlich auch sagen, daß neben den anderen Naturgesetzen auch die allgemeinen Gesetze, die für jegliche Gesellschaft gelten, nicht imstande sind, eine besondere gesellschaftliche Phase oder historische Periode zu erklären, wenn wir nicht neben diesen Gesetzen auch noch die besonderen Gesetze in Betracht ziehen, die für diese einzelne Periode besonders gelten.

Professor Muhs bemängelt weiter, daß Marx seine historischen Gesetze der Gesellschaft stellenweise für bloße T e n d e n z e n erklärt. Auch das widerspreche dem Begriff eines Naturgesetzes. Da können wir ihm ebenfalls nicht beipflichten. Jedes Gesetz der Natur tritt in Wirklichkeit nur als Tendenz zutage. Denn keines von ihnen wirkt allein auf der Welt. Jede ihrer Erscheinungen wird von verschiedenen Gesetzen beherrscht, die einander mitunter fördern, oft kreuzen, ablenken, hemmen. Jedes Naturgesetz kann daher voll nur dann erkannt werden, wenn man bei seiner Untersuchung alle störenden Momente durch künstliche Veranstaltungen aus dem Wege räumt oder doch in Gedanken, durch Abstraktion, von ihnen absieht. Das gilt selbst für ein so allgemeines Gesetz, wie das der Schwerkraft. Es ist allbekannt, wie die Fallgesetze im lufterfüllten Raume nur als Tendenz zur Geltung kommen, eine Tendenz, die beim Luftballon oder Flugzeug anscheinend in ihr Gegenteil umschlägt.

Ein Unterschied besteht in dieser Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft nur insofern, als die gesellschaftlichen Verhältnisse zu den kompliziertesten gehören, so daß in ihren Erscheinungen mehr als in denen der Natur die einzelnen Gesetze nur als Tendenzen wirksam werden. Aber wer daraus schließt, die Gesetze der Gesellschaft besäßen nicht die Kraft und Gültigkeit von Naturgesetzen, handelt wie ein Schuljunge, der aus der Beobachtung eines Luftballons schließt, es gebe keine Schwerkraft.

So viel über den „schlechten Witz" der Marxschen Gesetze bestimmter historischer Phasen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Witz als eine der bedeutendsten Großtaten des Marxschen Denkens betrachte. Ich nehme ihn ernster als den ganzen Sombart, womit ich diesen nicht herabsetzen, sondern die Wichtigkeit der Marxschen Theorie hervorheben will. Ich verkenne durchaus nicht, daß Sombart in manchen seiner Werke Bedeutendes geleistet hat.

Das Forschen nach besonderen Naturgesetzen der menschlichen Gesellschaft wird von der Wissenschaft der National-

Digitized by Google

ökonomie, in der Sombart und Muhs tätig sind, keineswegs abgelehnt. Bloß das Forschen nach den Gesetzen der kapitalistischen Produktion soll mit dem Begriff des Naturgesetzes nicht vereinbar sein.

Das Forschen nach den besonderen Gesetzen jeder historischen Epoche bildet ein wesentliches Charakteristikum der materialistischen Geschichtsauffassung. Diese unterscheidet sich dadurch von den beiden großen Typen gesellschaftlicher Auffassung, die heute die „bürgerliche Wissenschaft" beherrschen. Die eine von ihnen erkennt nur allgemeine Naturgesetze jeder Gesellschaft an, die andere leugnet jede Naturgesetzlichkeit in der Gesellschaft überhaupt.

Wir bezeichnen diese beiden Arten wissenschaftlicher Auffassung deshalb als bürgerliche, weil sie in den Kreisen der bürgerlich gesinnten Intelligenz zu Hause sind. Wir können ihnen gegenüber die materialistische Geschichtsauffassung als proletarische betrachten, weil sie so gut wie ausschließlich in den Kreisen des Proletariats und seiner intellektuellen Vertreter anerkannt wird.

Als rein wissenschaftliche Lehre ist sie zwar keineswegs an das Proletariat gebunden, ebensowenig wie die beiden anderen Gesellschafts- und Geschichtsauffassungen an die besitzenden Klassen. Aber in ihrer Nutzanwendung dient die materialistische Geschichtsauffassung heute proletarischen Interessen, denn die Annahme, daß jede Form der Gesellschaft und der Produktion historisch bedingt sei, ihre Gesetze nur für einen beschränkten Zeitraum gelten, muß sie einer Klasse sympathisch machen, deren Interesse eine Aufhebung dieser Gesellschaftsordnung dringend verlangt. Um so unsympathischer dafür jenen Klassen, die ein Interesse an ihrem Fortbestand haben. Diese Sympathien beweisen natürlich nichts für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der einen oder anderen Auffassung. Wohl aber erklären sie, warum das Forschen nach der historischen Eigenart der einzelnen Gesellschaftsformen und der besonderen Gesetze einer jeden von ihnen, das unseres Erachtens einen der größten Fortschritte der Geschichtswissenschaft bedeutet, bisher in der bürgerlichen Wissenschaft noch so wenig Fuß gefaßt hat.

Die klassische Oekonomie, die in Ricardo gipfelte, suchte nach ewigen Naturgesetzen jedes ökonomischen Tuns. In Wirklichkeit waren es allerdings die besonderen Gesetze der Warenproduktion, die sie für allgemeine ökonomische Naturgesetze hielt. Marx verlachte deshalb in seinem „Kapital" die Auffassung Ricardos, daß schon der Urfischer und die Urjäger Warenproduktion und Austausch nach dem Gesetz des Arbeitswertes getrieben hätten.

Die klassische Oekonomie erreichte ihr Ende, als in England und Frankreich die Ausdehnung des industriellen Kapitals und

Digitized by Google

der Klassenkämpfe, die es mit sich brachte, das theoretische Interesse an der Erforschung des ökonomischen Gesamtzusammenhanges durch das praktische Interesse teils an Einzelfragen, teils an der Rechtfertigung, teils an der Verbesserung der bestehenden Verhältnisse zurückdrängte. Gleichzeitig wuchs der ökonomische Stoff ungeheuer, brachten auch Rechtsgeschichte und das Studium des Orients nähere Bekanntschaft mit vorkapitalistischen Produktionsweisen.

Unter diesen Umständen starb die klassische Schule dahin, sie verflachte, und neben ihr erstand die historische Schule, die nicht nach dem Allgemeinen suchte, nach ökonomischen Gesetzen, sondern nach dem Besonderen, das sich nicht wiederholt. Dessen Darstellung erklärte sie für die Aufgabe der wissenschaftlichen Oekonomie.

Aber auch diese Schule befriedigte auf die Dauer nicht. Das Bedürfnis, in dem Chaos der ökonomischen Tatsachen das Allgemeine, das Gesetzmäßige zu erfassen, um sich in ihnen zurechtzufinden, brach sich wieder Bahn. Aber um ja nicht dabei in das Marxsche Lager zu gelangen, ging man nicht vorwärts zu dem Erforschen der besonderen Gesetzlichkeit der einzelnen Produktionsweisen, sondern hinter Ricardo zurück. Dessen Forschen nach den ökonomischen Naturgesetzen war in Wirklichkeit ein Forschen nach den Gesetzen bestimmter Formen der Produktion gewesen, der Warenproduktion und auch schon der kapitalistischen Produktion. Die neue ökonomische Schule, die nach ökonomischen Gesetzen forscht, die des Grenznutzens, treibt Psychologie bloß des Warenaustausches, unter Vernachlässigung der Produktion.

Ricardo geht aus von einer Werttheorie, die in engster Beziehung zur Produktion steht. Der Wert einer Ware wird bemessen durch die zu ihrer Erzeugung gesellschaftlich notwendige Arbeit. Aber andererseits wird auch die Produktion bestimmt durch das Steigen oder Fallen des Preises über oder unter diesen Wert.

Die neue ökonomische Theorie, die des Grenznutzens, löst diese Beziehung zur Produktion. Das Ricardosche und auch das Marxsche Wertgesetz ist nur anwendbar auf Produkte, die durch entsprechenden Arbeitsaufwand beliebig vermehrbar sind. Aber man handelt auch mit anderen Produkten, die einzig in ihrer Art sind, Bildern eines Künstlers usw. Ja, man handelt sogar mit Gütern und selbst Eigenschaften eines Menschen, die keine Arbeitsprodukte sind, wie Wissen und Gewissen, Liebe und Treue. Für alle Kaufhandlungen dieser Art soll das neue Wertgesetz nicht indirekt, wie bei Marx und Ricardo, sondern direkt ebenso gelten, wie für den Austausch beliebig vermehrbarer Waren.

Digitized by Google

Doch die neue Schule geht nicht nur hinter die Produktion, sondern auch hinter den Handel zurück. Nicht um den Wert handelt es sich ihr zunächst, der im Austausch von Gütern in Betracht kommt, sondern um die relative Bedeutung, die der einzelne Mensch den verschiedenen Gütern beimißt, die er besitzt.

Die Grenznutzler haben ihre Robinsonade ebensogut wie die klassische Oekonomie. Aber Ricardo läßt in ihr doch zwei Personen auftreten, die ihre Produkte austauschen. Böhm-Bawerk begnügt sich mit einem einzigen Robinson. Aus dessen Schätzung der Dinge, die ihn umgeben, sollen sich Naturgesetze ergeben, die den Tausch und die auf Tausch beruhenden Produktionsweisen erklären!

An Stelle von Naturgesetzen der Produktion und des Austausches werden uns Naturgesetze der menschlichen Psyche vorgesetzt, Bedürfnisse, Wünsche, Kalkulationen, die auch ohne jegliches produktive Tun möglich sind.

Diese Art von Naturgesetzen der Oekonomie mußte für das Erkennen der Eigenart einer besonderen Produktionsweise noch unfruchtbarer bleiben als die Ricardosche. Die historische Schule daneben hatte uns auch nicht weiter geholfen. Aber die Forscher leben nicht außer der Welt, deren Praxis und deren verschiedene Theorien wirken bewußt oder unbewußt auf jeden von ihnen. Wie es sich bei Ricardo bei seinem Suchen nach Naturgesetzen jeglicher Oekonomie in Wirklichkeit stets um die Gesetze der besonderen Produktionsweise handelte, in der er lebte, so schwebt diese auch den Grenznutzlern stets vor, trotz ihrer allumfassenden Werttheorie. Andererseits bleiben aber auch die Männer der historischen Schule nicht unberührt von den Leistungen der Oekonomen, die nach ökonomischen Gesetzen forschen, und so ist es manchen von ihnen gelungen, uns bedeutende Einsichten zu verschaffen. Ob es ihnen um die Erkenntnis von Gesetzen zu tun ist oder ob sie das Allgemeine in dem Besonderen, das sie untersuchen, zu „Idealtypen" formen, macht da nicht viel aus. Bücher, Sombart, Max Weber sind über die eigentliche historische Schule hinausgegangen und haben Hervorragendes geleistet, namentlich die beiden letzteren.

Aber sie hätten das nicht vermocht ohne Karl Marx.

Sombart hat das ja selbst ausdrücklich anerkannt.

Trotz alles Sträubens ist es immer mehr der Geist von Karl Marx, der die ökonomische Wissenschaft unserer Tage erfüllt und sie zu einer historischen Wissenschaft macht — historisch, weil sie nach dem Besonderen, der historischen Eigenart jeder ökonomischen Stufe sucht. Wissenschaft, weil sie nach dem Allgemeinen forscht, einerseits nach dem, was jede Stufe mit anderen Stufen gemein hat, andererseits innerhalb der Stufe nach den besonderen Gesetzen, von denen ihre eigenartigen Erscheinungen beherrscht werden.

Digitized by Google

Und während so die Oekonomie immer mehr zur Geschichte wird, gewinnt andererseits in dem, was wir im besonderen Geschichte nennen, die Oekonomie immer mehr Platz, auch hier trotz alles Sträubens der Forscher.

So dürfen wir wohl erwarten, daß einmal auch außerhalb der eigentlichen Marxisten in der bürgerlichen Wissenschaft ein Historiker ersteht, der, wenn auch mit allen möglichen Vorbehalten und in unmarxistischen Formen, doch darauf verzichtet, bloß im Einzelnen, Singulären, das Gebiet der Geschichte zu sehen und auf der anderen Seite doch in den Gesetzen der Geschichte mehr zu suchen, als Gesetze der Biologie, des Wachstums des Gesellschaftskörpers, den man sich ähnlich dem Tierkörper vorstellt, eine Vorstellung, die der in Herbert Spencer gipfelnde Positivismus liebt.

Einstweilen müssen wir allerdings konstatieren, daß selbst in manchen sozialistischen Kreisen der Positivismus nach Art des Spencerschen stärker ist als die materialistische Geschichtsauffassung, wenigstens in den angelsächsischen Ländern. Unter anderem bezeugte mir das erst jüngst eine Nummer des „New Leader" (3. Dezember 1926), des in London erscheinenden Wochenblattes der „Unabhängigen Arbeiterpartei" (I. L. P.).

Wir finden dort die Besprechung eines Buches „Moses in Red", das einen amerikanischen Journalisten, Lincoln Steffens, zum Verfasser hat.

Es heißt in der Besprechung:

„Herr Lincoln Steffens war in Moskau, wo er viele Unterredungen mit Lenin gehabt zu haben scheint."

„Er erklärt das damit, daß Lenin bereit war und danach verlangte, ihn zu sehen, weil er direkt von der mexikanischen Revolution kam, und Lenin und die bolschewistischen Führer wollten darüber klar werden, ob die mexikanische Revolution sich nach marxistischen Grundsätzen vollzog (was according to Marx)."

„In Rußland befestigte sich bei Steffens die Anschauung, die er schon vorher hatte, die er aber auf jeden Fall in dieser Atmosphäre gewonnen hätte, daß große Reformbewegungen und Revolutionen alle eine ziemlich übereinstimmende psychische Geschichte haben."

Dies belegt der Rezensent durch folgendes Zitat aus dem Buch (das mir nicht zur Hand ist):

„Eine Revolution ist eine Naturerscheinung, ebenso natürlich und begreiflich, wie eine Ueberschwemmung, ein Feuer, ein Krieg, eine finanzielle Depression, eine Seuche oder eine Warze auf der Nase. Sie hat ihre Ursachen und ihre Naturgeschichte. Und sie sollte daher vermeidbar sein, nur nicht durch Gebete oder Gewalt . . . . Ich behaupte mit voller Entschiedenheit, daß der Lauf der mexikanischen und der russischen Revolution ebenso übereinstimmten, wie die Bahnen zweier Sterne. Ist diese Behauptung richtig, dann bildet sie die Grundlage für eine Wissenschaft der Revolutionen. Sie bedeutet, daß Revolutionen irgendeinem Naturgesetz (ökonomisch-psychologisch-sozialer Art) unterliegen, das bewirkt, daß sie alle

Digitized by Google

übereinstimmend und daher begreiflich sind, vielleicht auch lenkbar, wenn nicht vermeidbar."

Dazu bemerkt der Rezensent in New Leader:

„Das war, selbstverständlich, Lenins Ansicht ebenfalls. Es ist wohl bekannt, daß er und Trotzki aufs intensivste Geschichte studierten, voll Durst nach allem, was Licht auf die Naturkräfte werfen würde, die sie zu leiten hatten."

Wie immer man über Lenin und Trotzki denken mag, ihr Streben nach Marxismus ist unbestreitbar. Es fiel ihnen daher auch gar nicht ein, in einer Revolution eine Naturerscheinung zu sehen, deren Lauf ebenso feststehe, wie eine Planetenbahn, wann, wo, unter welchen Umständen immer sie vor sich gehen mag.

Als ich mein Buch „Terrorismus und Kommunismus" einen „Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution" nannte, rügte das Trotzki sogar, obwohl er aus dem Inhalt des Buches sehen konnte, daß die Bezeichnung mit einem Körnchen Salz zu verstehen war und ich nicht nach Naturgesetzen der Revolution forschte, sondern drei Revolutionen, die von 1789, die der Pariser Kommune und die bolschewistische miteinander verglich, um nicht nur das Allgemeine, sondern auch das Besondere, die historische Eigenart einer jeden von ihnen festzustellen.

Das ist die besondere Methode des Marxismus, wenn man will, die Synthese der beiden gegensätzlichen Geschichtsauffassungen, von denen die eine nur das Besondere, die andere nur das Allgemeine sucht. Mit Hilfe dieser Synthese erst bekommen wir die Möglichkeit, aus der Geschichte der Vergangenheit Erkenntnisse zu schöpfen, die unser gesellschaftliches Tun in der Gegenwart zuverlässig leiten.

Neuntes Kapitel.

Die Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen.

In Wirklichkeit ist die Erforschung des Besonderen von der des Allgemeinen nicht zu trennen, und umgekehrt. Wie kann ich an einer Erscheinung das herausfinden, was an ihr Besonderes ist, in anderen nicht wieder auftritt, wenn ich sie nicht mit anderen, ähnlichen Erscheinungen vergleiche und alles aus ihr entferne, was sie mit ihnen gemein hat? Erst, wenn ich das Allgemeine in ihr festgestellt habe, vermag ich herauszufinden, was ihre Eigenart ausmacht. Und umgekehrt. Ich kann zur Erkenntnis des Allgemeinen nicht anders kommen, als durch Vergleichung vieler Einzelfälle und durch Aussonderung alles dessen in ihnen, was jeden besonders kennzeichnet.

So verfahren allerdings die Historiker in der Regel nicht. Sie finden ihren Stoff schon zubereitet in den Quellen, und alles was dort als Außerordentliches berichtet wird, gilt ihnen un-

Digitized by Google

besehen als Einzelnes, Singuläres. Und doch, wie viel Allgemeines findet sich in jeder einzelnen Persönlichkeit, jedem einzelnen Ereignis der Geschichte!

Nehmen wir etwa Cäsar. Er steht einzig da, seine Persönlichkeit und sein Tun wird sich nie wiederholen. Aber findet sich darin nichts Allgemeines? Cäsar war Römer, Mitglied eines Gemeinwesens, das sich die ganze Kulturwelt um das Mittelmeer herum und weit darüber hinaus unterworfen hatte, um sie auszubeuten. Die Macht, die Rom gewonnen hatte, erklärt in hohem Maße Cäsars Macht. Aber Cäsar war nicht nur Römer, er gehörte zur Aristokratie Roms, die über dessen Mittel der Macht und Ausbeutung verfügte. Allerdings, dank der Demokratie, nicht ohne diese Verfügung vom römischen Volk zu erkaufen. Auch das erklärt vieles in Cäsars Politik. Innerhalb des römischen Adels selbst aber gehörte Cäsar zu jenen Elementen, die sich durch zügelloses Genußleben finanziell ruiniert hatten, wie das bei einer ausbeutenden Klasse so leicht vorkommt, die über ungemessene Genußmittel verfügt. Cäsar gehörte zu dem verschuldeten Teil des Adels, der alles aufbieten mußte, um die Macht im Staate zu gewinnen, damit dieser seine Schulden bezahle. Auch das war etwas Allgemeines, was Cäsars besonderes Tun begreiflich macht.

Um die Macht im Staate zu gewinnen, brauchte man aber wieder Geld, Geld, um die beiden Faktoren zu kaufen, die zu Cäsars Zeit im Römischen Reich politische Macht verliehen: das Volk von Rom und eine Söldnerarmee. Diesen Zustand hatte Cäsar nicht geschaffen. Er fand ihn vor. Es blieb ihm nur übrig, ihn zu benutzen. So wurde er in die sonderbare Lage gedrängt, daß er um so mehr Veranlassung hatte, Geld auszugeben, je mehr Geld er brauchte, je größer seine Schuldenlast war. Das war jedoch nicht seine besondere Lage, sondern die des größten Teils der römischen Aristokratie überhaupt, und ebenso allgemein war das Mittel, das in dieser Zwickmühle angewendet wurde: Plünderung der Untertanen und der neuen Unterworfenen.

Sueton berichtet in seinen „Lebensbeschreibungen der Kaiser" über Cäsar (Kap. LIV):

„Von Habgier hielt er sich bei seiner Amtsführung weder in Rom noch in den Provinzen fern. Von verschiedenen wird berichtet, er habe in Spanien als Proconsul von den Bundesgenossen Geld erpreßt[1]), um das er bettelte, um Schulden zu zahlen."

„In Lusitanien plünderte er einige Städte, als wäre er ein Feind, obwohl sie seinen Befehlen nachkamen und bei seiner Ankunft die Tore öffneten. In Gallien plünderte er Heiligtümer und Tempel: Städte zerstörte er häufiger, um Beute zu machen, als um sie wegen eines Vergehens

[1]) Pecunias accepit, wörtlich eigentlich „Geld angenommen". Aber das war damals der technische Ausdruck für ungesetzliche Gelderpressung. K.

Digitized by Google

zu bestrafen. Daher gewann er so viel Gold, daß er das Pfund um 3000 Sesterzen in Italien und den Provinzen ausbot[1])."

„Während seines ersten Konsulats stahl er aus dem Kapitol 3000 Pfund Gold und ersetzt es durch vergoldetes Kupfer. Bündnisse und Königreiche verkaufte er um Geld. Dem Ptolomäus allein nahm er in seinem und des Pompejus Namen fast 6000 Talente ab. Später bestritt er die Lasten der Bürgerkriege wie der Triumphe und Festlichkeiten durch ganz offenbare Räubereien und Tempelplünderungen[2])."

Das alles war jedoch nicht etwas Vereinzeltes, Singuläres, das sich nicht wiederholt, es war der allgemeine Usus der Herren Roms.

Und ebenso allgemein war die Erscheinung, die Cäsar schließlich zum Alleinherrscher machte: Von den beiden Faktoren, durch die man zu seiner Zeit in Rom zur Macht gelangen konnte, der Demokratie und der Söldnerarmee, wurde die letztere immer stärker, die Demokratie ihr gegenüber immer kraftloser, so daß der General mit der stärksten und erfolgreichsten Armee schließlich über den Staat gebot.

Was Cäsar in diesen allgemeinen Zuständen besonders emporhob und zu einer singulären Erscheinung machte, war die Tatsache, daß er in der politischen Intrige ebenso wie in der Feldschlacht erfolgreicher war, als seine Konkurrenten, die er alle überwand.

Nun, einer mußte als der stärkste übrigbleiben.

Daß gerade Cäsar es war, ist gewiß singulär, nicht aus allgemeinen Verhältnissen zu erklären. Nach den historischen Hilfsmitteln, die uns zu Gebote stehen, müssen wir wohl diesen Umstand als einen zufälligen ansehen, der sich auf keinerlei Gesetzlichkeit zurückführen läßt. Aber ist gerade das an dem Prozeß des Untergangs der römischen Demokratie das historisch wichtigste?

Wir sehen, wie wenig das wirklich Singuläre in der Geschichte und für die Geschichtschreibung bedeutet. Es kann nur jenen Historikern bedeutend erscheinen, die in jeder einzelnen Erscheinung, von der die Quellen berichten, unbesehen alles von vornherein als singulär auffassen, ohne zu untersuchen, wieviel davon von einer mehr oder weniger ausgedehnten Allgemeinheit ist.

Dabei stoßen ihnen doch auf Schritt und Tritt Uebereinstimmungen einer bestimmten historischen Erscheinung mit anderen späteren oder früheren Erscheinungen auf. Hier werden zwar keine Gesetzmäßigkeiten untersucht, jedoch Parallelen gefolgert,

---

1) Das Pfund Gold wurde in der Regel gleich 4000 Sesterzen geschätzt. Die Goldzufuhr, die Cäsars gallische Plünderungen bewirkten, war also so enorm, daß sie den Goldpreis (in Silber gemessen) um ein Viertel herabsetzte. K.

2) Die Tempel spielten im Altertum die Rolle von Depositenbanken. K.

Digitized by Google

Analogien gezeigt, Schlüsse gezogen. Das auf diese Weise festgestellte Allgemeine hat jedoch den Nachteil, daß man dabei davon absieht, die historische Eigenart jedes der in einigen Punkten übereinstimmenden Phänomene in Betracht zu ziehen. Man sieht einmal nur das Allgemeine, dann nur das Besondere. Das volle Verständnis einer historischen Erscheinung erreicht man jedoch nur, wenn man beides in ihr in Betracht zieht.

Ein Historiker, der sich eben über die Begehrlichkeit des modernen Proletariers geärgert hat, findet das gleiche Laster beim griechischen oder römischen Proletariat und glaubt damit ein historisches Naturgesetz zu finden.

In der Tat ist nicht zu leugnen, daß Begehrlichkeit überall dort auftritt, wo Arme neben Reichen wohnen, deren Ueberfluß ihrem Mangel so leicht abhelfen könnte. Andererseits findet man Begehrlichkeit auch dort, wo ein Ausbeuter vermeint, durch vermehrte Arbeit der von ihm Ausgebeuteten sein Einkommen und damit seine Genüsse zu vermehren.

Wie sehr auch die Begehrlichkeit des antiken Proletariats der des heutigen gleichen mochte, so kommt man doch zu ganz falschen Schlüssen, wenn man neben dieser Uebereinstimmung nicht auch sieht, wie sehr sich das moderne vom antiken Proletariat unterscheidet und wie verschieden die Lebensbedingungen hier wie dort sind. Diese Verschiedenheit bewirkt, daß die gleiche Begehrlichkeit der Besitzlosen heute ganz andere historische Wirkungen zeitigt als vor zwei Jahrtausenden.

Die bisherige Geschichtsschreibung, die nur das einzelne betrachten will, geht nirgends systematisch darauf aus, es vom Allgemeinen zu scheiden. Was ihr die Quellen als einzelnes präsentieren, wird als solches hingenommen. Wo aber die Fülle des Stoffes das Allgemeine so auffallend macht, daß es nicht übersehen werden kann, wird dabei wieder versäumt, die besondere historische Eigenart der einzelnen Fälle in Betracht zu ziehen, so daß die Feststellung des Allgemeinen oft recht irreführend wirkt.

Erst die materialistische Geschichtsauffassung geht systematisch bei ihren historischen Arbeiten darauf aus, in jeder untersuchten geschichtlichen Erscheinung das Einzelne vom Allgemeinen zu sondern. Dabei bleibt ein Rest, in dem mit den gegebenen historischen Hilfsmitteln nichts Allgemeines mehr zu erkennen ist. Ihn muß man einstweilen noch als zufällig betrachten, er wird jedoch gegenüber dem Gesamtprozeß meist belanglos sein.

Von den Allgemeinheiten, die man feststellt, werden wieder einige für jegliche Form der Gesellschaft gelten. Die Gesetze, die man aus ihnen ableitet, kann man als Naturgesetze der gesamten Gesellschaft betrachten. Gerade, weil sie so sehr allgemein sind, werden sie uns vielfach als bloße Gemeinplätze erscheinen.

Digitized by Google

Die meisten Allgemeinheiten, die an historischen Erscheinungen zutage treten, werden ihrerseits gegenüber jenen allgemeinsten Allgemeinheiten etwas Singuläres an sich haben, daß heißt, nur für bestimmte Formen oder Stufen der Gesellschaft gelten.

Auf die Erforschung dieser besonderen Gesetzlichkeiten innerhalb jeder historischen Phase legt die materialistische Geschichtsauffassung das höchste Gewicht. Das kennzeichnet sie ausnehmend und dadurch erscheint sie uns im höchsten Grade fruchtbar, nicht bloß für die Geschichtsschreibung der Vergangenheit, sondern auch für die praktische Politik der Gegenwart.

Diese besonderen Gesetzlichkeiten jeder historischen Stufe werden für den Verlauf der Geschichte und damit auch für ihr Verständnis viel wichtiger, nicht nur als das zufällige Singuläre, sondern auch als die allen historischen Phasen gemeinsamen Gesetze der Gesellschaft. Ohne sie ist die Geschichte einer besonderen Epoche nicht zu verstehen. Man versteht diese um so besser, je klarer man ihre besonderen Gesetze erkannt hat.

Die Eigenart einer historischen Epoche ist jedoch nicht zu begreifen, ohne dasjenige, was sie mit anderen Epochen gemein hat. Können wir eine einzelne historische Erscheinung einer Zeit, etwa eine Person oder ein Vorkommnis nicht begreifen ohne die allgemeinen Gesetze jener historischen Periode, so können wir wieder die einzelne Periode nicht begreifen, ohne zu wissen, welche Gesetze sie mit anderen Perioden gemein hat.

So kann der materialistische Historiker sich nicht auf die Einzelforschung beschränken, er muß dabei stets den historischen Gesamtprozeß, ja sogar die Urgeschichte vor Augen haben.

Zu diesem Schlusse kann man auch von einem anderen Ausgangspunkte aus kommen. Die Faktoren, die den besonderen Charakter einer Zeit bestimmen, kann man in zwei Gruppen teilen. Die einen sind die aktiven, die anderen die passiven Faktoren des Geschichtsverlaufs. Die einen bilden seine Triebkräfte, die anderen sind der träge Stoff, der durch sie zu bewegen und zu formen ist. Ihre Rollen entsprechen denen der Anpassung und Vererbung in der Biologie.

Neue Formen werden gebildet durch neue ökonomische Verhältnisse und neue aus ihnen erstehende Bedürfnisse und Fähigkeiten, die nach neuen Gestaltungen ringen. Diese Formen können aber nicht aus Nichts geschaffen werden, sie müssen anknüpfen an die Formen, die sie vorfinden und die den neuen Anforderungen durch die neuen Kräfte angepaßt werden.

Das Neue in einer bestimmten Zeit kann nur aus den neuen ökonomischen Gesetzen erklärt werden, die den ihr eigentümlichen neuen ökonomischen Prozeß beherrschen. Das Alte dagegen ist ein Produkt der Vergangenheit, und zwar nicht bloß der

Digitized by Google

letzten Jahre oder Jahrhunderte, sondern der gesamten Geschichte der Menschheit, an der kein Zeitalter spurlos vorübergegangen ist. Jedes hinterließ den nachfolgenden Geschlechtern sein Erbe.

Um ein Zeitalter zu begreifen, muß ich nicht bloß seine neue Produktionsweise kennen, sondern ebenso die Geschichte der Vorzeit, aus der es hervorging.

Wie für die geschichtliche Forschung gilt das auch für die praktische Politik, die ich um so erfolgreicher betreiben werde, je besser ich nicht nur die ökonomischen Gesetze der Gegenwart kenne, sondern auch die gesamte Geschichte, deren Ergebnis die Gegenwart bildet, Geschichte der Wirtschaft, der Verfassung, der äußeren Politik usw. Um so besser werde ich die Eigenart des Volkes verstehen, in dem ich wirke und die besonderen Formen, die das Neue, das notwendig wird, bei ihm anzunehmen hat. Um so mehr werde ich mich hüten vor einer Schablonenhaftigkeit, die glaubt, aller Welt eine besondere Form des Neuen aufdrängen zu können, die aus besonderen Bedingungen eines einzelnen Landes, mitunter unter ganz abnormen Verhältnissen entsprang.

Die praktische Politik, betrieben auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung, erhebt sich über systemloses Fortwursteln von Fall zu Fall, das einer Anschauung entspricht, die in der Geschichte nichts als eine Aneinanderreihung zufälliger Einzelheiten sieht, die nichts Allgemeines verbindet. Sie lehnt aber dabei auch jene Schablonenhaftigkeit ab, die in der Geschichte nur nach allgemeinsten Gesetzen sucht und nicht das Besondere im Allgemeinen zu erkennen vermag.

Solange die Geschichte nichts war als ein moralisierendes Bilderbuch oder eine Sammlung von Vorbildern, nachzuahmenden und abschreckenden, für Staatsmänner, konnte nicht viel aus ihr gelernt werden.

Die materialistische Geschichtsauffassung bietet die Möglichkeit, aus ihr zu lernen. Und sie macht gleichzeitig ihr Studium zu einer Notwendigkeit. Denn ohne sie vermögen wir die Gegenwart nicht völlig zu begreifen und nicht ganz die Aufgaben zu erkennen, die sie uns stellt.

Zehntes Kapitel.

Die Persönlichkeit in der Geschichte.

Mit der Auffassung, daß das einzelne das Gebiet der Geschichte sei, hängt eine andere zusammen, die annimmt, einzelne hervorragende Persönlichkeiten bildeten die Triebkraft der Geschichte. Sie bewegten sie und bestimmten ihre jeweilige Richtung.

Digitized by Google

Diese beiden Auffassungen sind nicht identisch. Die eine betrifft die Art, wie Geschichte erforscht und dargestellt werden soll, die andere die Art, wie Geschichte tatsächlich gemacht wird. Aber die beiden Auffassungen hängen zusammen, denn je mehr ich in Einzelpersonen das bestimmende Moment der Geschichte sehe, desto mehr wird mir diese als eine Aufeinanderfolge einzelner, zufälliger Vorkommnisse erscheinen. Und andererseits, je mehr ich meinen Blick auf solche Vorkommnisse beschränke, desto bestimmender muß mir der Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf die Geschichte erscheinen.

Natürlich handelt es sich nicht um die Frage, ob Menschen die Geschichte machen oder nicht. Das ist selbstverständlich, das hat niemand geleugnet. Marx bemerkt gleich am Anfang seines „Achtzehnten Brumaire": „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte", allerdings fügt er hinzu: „aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen".

Merkwürdigerweise gibt es immer noch Leute, die meinen, Marx hätte gelehrt, daß sich die historische Entwicklung von selbst ohne jegliches Zutun von Menschen vollzieht. Sogar unter Sozialisten ist diese erstaunliche Auffassung des Marxismus nichts Seltenes. Im oben schon zitierten „New Leader" von London (10. Dezember 1926) finden wir einen Artikel von J. Strachey, betitelt: „Marxismus eine Wissenschaft oder eine Religion", der an ein Buch des amerikanischen Leninverehrers Max Eastman anknüpft, betitelt: „Marx, Lenin and the Science of Revolution." Strachey begrüßt das Buch mit großem Enthusiasmus und erklärt, ihm folgend, über die Marxsche Philosophie, sie sei keine philosophische Methode, die uns zeige, wie die Welt zu ändern.

„Im Gegenteil, sie ist die Bibel einer neuen Religion, die uns ‚offenbart', daß sich die Welt in einer ganz mystischen und unerklärten Weise rasch und sicher von selbst in die sozialistische Utopie verändert, ohne daß wir uns zu bemühen brauchen (without any trouble to us)."

So kommt Strachey in dem Organ der Unabhängigen Arbeiterpartei Englands zu dem Ergebnis, Eastman habe deutlich gezeigt:

„wie dieser fundamentale Mangel im Marxismus die revolutionäre Bewegung seit jeher bis heute irregeführt, gelähmt und verzerrt hat .... Lenin war der erste Revolutionär, der sich in der Praxis, wenn auch nicht in der Theorie, von dem entnervenden Glauben befreite, die Ereignisse würden ihn von selbst nach Utopien bringen, ohne daß es eines tätigen Eingreifens von seiner Seite bedürfte."

Wir werden dann weiter belehrt, daß dies der Punkt sei, wo Bolschewiki und Menschewiki auseinandergingen. Diese blieben die getreuen Schüler des ganzen Marxismus, lehnten deshalb jede Aktion ab und wurden „im Momente der Krisis daher die hartnäckigsten aller Reaktionäre".

Digitized by Google

Sie sollen es geworden sein aus orthodoxem Marxismus. In dieser Weise wird die Marxsche Lehre in einem der bedeutendsten Organe des englischen Sozialismus der angelsächsischen Welt vorgeführt.

In der Tat, bei Sozialisten vom Schlage Strachey kann man auch ausrufen: Bewahre mich vor meinen Freunden!

Marx hat den hier als seine Lehre vorgebrachten Unsinn natürlich nie gelehrt. Es ist absurd, die Lehre vom Klassenkampf als eine Lehre der Tatlosigkeit hinzustellen.

Die Frage, um die es sich handelt, ist nicht die, ob der historische Prozeß durch Menschen bewirkt wird oder durch irgendwelche andere Faktoren, die ganz mystischer Natur sein müssen, sondern es fragt sich, ob der historische Prozeß das Ergebnis des Tuns a l l e r Menschen ist, in deren Beisein er vor sich geht, oder ob die Masse der Menschen eine träge Materie ist, die des Anstoßes einzelner hervorragender Individuen bedarf, die sie in Bewegung setzen und ihr die Richtung weisen, der sie zu folgen hat. Es fragt sich also, ob die Masse bloß träger Stoff ist, die überragende Persönlichkeit die bewegende Kraft in der Geschichte.

Unter solchen hervorragenden Persönlichkeiten muß man nicht notwendigerweise bloß kolossale Genies verstehen. Auch Mittelmäßigkeiten, ja Untermittelmäßigkeiten, Kinder und Idioten können zu historischen Persönlichkeiten werden, wenn ihnen eine große Macht zufällt, die sie über die Masse erhebt, etwa durch ein Erbrecht, das oft die sonderbarsten Launen hat.

Die Ansicht, daß überragende Persönlichkeiten, deren Auftreten als ein Zufall erscheint, nach ihrem Belieben die Geschichte machen, finden die Geschichtsschreiber vor in ihren Quellen. Wir haben gesehen, daß der Ausgangspunkt der Geschichte, das Heldenlied, die Geschicke der Völker von einzelnen Heroen abhängig macht, die als Halbgötter erscheinen und mit den Göttern auf vertrautem Fuße stehen.

Solange diese Lieder mündlich überliefert wurden, konnte jeder an ihrer Abfassung und Verbreitung teilnehmen, der rhythmisches Gefühl und ein gutes Gedächtnis hatte. Insofern war diese primitivste Form der Geschichtsdarstellung demokratischer Natur. Doch im Unterschiede zur Lyrik, die jeder nach Belieben in seinen Mußestunden betreiben konnte, erforderte doch, bei zunehmender Menge der Heldenlieder, deren Kenntnis ein besonderes Wissen, das eine besondere Berufstätigkeit voraussetzte. Die Sänger lebten von ihrer Sangestätigkeit und erlangten die dazu nötigen Unterstützungen am ehesten an den Höfen der großen Ausbeuter.

Das ästhetische Interesse am Außergewöhnlichen, an den Taten hervorragender Menschen, Krieger, Prinzen, Riesen, äußert sich bereits in den aus der Volksmasse hervorgehenden Märchen, die doch ganz demokratischen Ursprungs sind. Bei den Helden-

Digitized by Google

liedern gesellt sich dazu das Interesse der Sänger, die Familien der Großen zu preisen, von deren Gastfreundschaft sie lebten.

Diese Hervorhebung der Aristokraten und Monarchen in der Geschichtsdarstellung wurde noch gefördert, als mit dem Aufkommen der Schrift zu dem Heldenlied die Geschichtsschreibung trat. Die Massen bleiben lange des Schreibens unkundig, bis heute sind sie geschickter darin, sich mündlich als schriftlich auszudrücken. Die Geschichtsschreibung blieb ein Privilegium der Ausbeuter und der Intellektuellen, die bis zum Erstehen der modernen Demokratie auch entweder selbst Ausbeuter waren, wie die Kirchenleute, oder Bedienstete und Parasiten der Ausbeuter.

Da wurde die ganze Geschichte zu nichts anderem als einer Darstellung der Taten der Aristokraten und Monarchen. Die Masse spielte dabei nur eine passive Rolle.

Je stärker in einem Lande heute noch bei seinen Intellektuellen die Traditionen des Denkens des Feudalismus und Absolutismus sind, desto verbreiteter in seiner Geschichtsschreibung die Ansicht, die hervorragenden Menschen machten die Geschichte. Diese Anschauung erfüllt heute noch mehr die Historiker Deutschlands als die Frankreichs und Englands.

Aber freilich, auch das stärkste demokratische Empfinden befreit den Historiker nicht von der Notwendigkeit, die Geschichte als eine Geschichte hervorragender Individualitäten zu schreiben. Selbst wir Marxisten können uns ihr nicht entziehen. Ich stand bereits ganz auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung, als ich mein Buch über Thomas More (1888) schrieb, also über eine einzelne Persönlichkeit. In meinen „Vorläufern des neueren Sozialismus" (1894) mußte ich auch von einzelnen bedeutenden Sozialisten sprechen, etwa Dolcino, Thomas Münzer, Johann von Leyden. In meiner Darstellung der Entstehung des Weltkriegs galt meine Aufmerksamkeit vor allem dem Anteil, den Wilhelm II. daran hatte.

Mehrings erstes und bedeutendstes Buch, das er vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus schrieb, „Die Lessinglegende", (Stuttgart, 1893) galt vor allem zwei Persönlichkeiten: Lessing und Friedrich II. von Preußen.

Also auch die demokratischen und materialistischen Historiker können in der Geschichte an den hervorragenden Persönlichkeiten nicht vorbei gehen. Wie wird das vereinbar mit unserer Geschichtsauffassung?

Wenn wir die einzelnen gesellschaftlichen Gebilde betrachten, die innerhalb des Gesamtgebiets der Gesellschaft auftreten, so finden wir, daß an der Spitze eines jeden derselben eine Persönlichkeit tätig ist, teils auf Grund einer gesellschaftlichen Einrichtung, einer Wahl oder Ernennung oder durch bloßes Prestige („Charisma"), die ihre Schicksale entscheidend beeinflußt.

Digitized by Google

Das Schicksal der Familie hängt von dem Charakter des Familienvaters ab, ob er ein Trunkenbold ist oder nüchtern, ob klug oder ein Dummkopf, träge oder rührig, gutmütig oder bösartig usw. Es hängt also von einem Charakter ab, der als reines Zufallsprodukt erscheint.

Das gleiche gilt von allen Kreisen in der Gesellschaft bis zu dem größten, dem Staat. Auch dessen Schicksal wird von den Personen bestimmt, denen seine Leitung zufällt. Das gilt am meisten in der absoluten Monarchie. Aber auch in der demokratischen Republik ist es von größter Wichtigkeit, in welchen Händen ihre Regierung ist.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Auf der anderen Seite finden wir, daß es keinen besonderen Kreis in der Gesellschaft gibt, der nicht in einen noch größeren Zusammenhang — sei es räumlichen oder zeitlichen — zu stellen wäre. Je ausgedehnter dieser Zusammenhang, desto mehr verliert das Persönliche, Zufällige an Bedeutung und desto mehr wird es zurückgedrängt durch das Allgemeine, Gesetzmäßige.

Für die Lebenshaltung der einzelnen Familie wird die Persönlichkeit des Hausvaters von größter Wichtigkeit. Für die Lebenshaltung etwa der Gesamtheit der Arbeiterfamilien einer Großstadt kommt dagegen der einzelne Hausvater gar nicht in Betracht. Sie wird von ganz anderen Faktoren bestimmt, die nicht zufälliger Natur sind, in denen man bestimmte Gesetze feststellen kann.

Dasselbe, wie für die einzelne Familie, gilt aber auch für den Staat, wie groß und mächtig er sein mag. So gewaltig auch die Militärmacht des kaiserlichen Deutschlands war, so ungeheuer das Unheil, das der durch Wilhelms Politik entfesselte Weltkrieg nicht nur über Deutschland, sondern über Europa und weit darüber hinaus verhängte, so wird die Person Wilhelms II. doch bedeutungslos, wenn wir sie etwa in den Gesamtzusammenhang der Entwicklung der Welt durch den industriellen Kapitalismus stellen. Die durch diesen hervorgerufenen Tendenzen nach moderner Demokratie, nach ökonomischem Erstarken des Kapitals, nach politischem des Proletariats sowie nach kolonialer Ausbreitung, die wir oben beleuchtet, wurden nicht durch Wilhelm hervorgerufen und konnten durch ihn auch nicht gehemmt werden. Sie vollziehen sich in der ganzen Welt in gleicher Weise und für sie ist es ganz gleichgültig, ob Wilhelm II. lebte und wirkte oder nicht.

Ob wir also bei einer historischen Untersuchung eine Persönlichkeit in Betracht ziehen und ihr Tun verfolgen, hängt ganz von dem Umfang des Gebiets ab, auf das sich die Untersuchung erstreckt. Je enger dieses Gebiet, desto wichtiger erscheinen die einzelnen Persönlichkeiten, die in ihm agieren.

Am wenigsten können wir bei den praktischen Kämpfen der Gegenwart von einzelnen Persönlichkeiten absehen. Ihre Eigen-

Digitized by Google

art und ihre Kraft wird von größter Bedeutung für unser augenblickliches Wohl und Wehe, mögen es nun Lenin und Trotzki sein, Poincaré und Briand, Ludendorff und Mussolini, Stresemann und Geßler usw. Wir mögen noch so sehr davon überzeugt sein, daß keine dieser Persönlichkeiten etwas bedeutet, wenn man sie in den historischen Gesamtzusammenhang von Jahrhunderten stellt; daß jeder von ihnen nur eine Episode bildet, die an dem Gesamtergebnis des historischen Prozesses nichts ändert: das ist eine schale Philosophie für diejenigen, die an den Kämpfen der Gegenwart teilnehmen, denen das Wohl der Lebenden am Herzen liegt.

Die zuverlässigsten Quellen zur Geschichte einer Zeit sind von Zeitgenossen verfaßt oder doch von solchen, die noch von Zeitgenossen der betreffenden Periode unterrichtet wurden. So sind die Quellen nicht von historischem, sondern von aktuellem Interesse aus geschrieben und können gar nicht umhin, aus dem historischen Prozeß das Tun einzelner Individuen hervorzuheben, die für die Gestaltung der Gegenwart besonders wichtig wurden.

Aufgabe des Historikers aber ist es, nicht einfach eine Sammlung von Gegenwartsbildern zu geben, die aus der Vergangenheit überliefert wurden, sondern diese Bilder einer begrenzten Gegenwart in einen größeren Gesamtzusammenhang zu versetzen. Je mehr ihm das gelingt, je weiter sein historischer Horizont, desto weniger wichtig für den Verlauf des geschichtlichen Prozesses werden ihm die hervorragenden Personen der Geschichte werden. Er wird auch dann von der Darstellung des Tuns und Treibens solcher Personen nicht absehen können. Aber als wichtig an ihnen wird nicht mehr das erscheinen, worin sie sich von ihrer Umgebung unterscheiden, sondern das, was sie mit ihr gemein haben. Ihr Tun wird historisch um so wirksamer befunden werden, je mehr es allgemeinen Tendenzen der Zeit entspricht, nicht den singulären Tendenzen eines Sonderlings.

Doch auch bei der Betrachtung der Gegenwart dürfen wir uns nicht ausschließlich auf die leitenden Personen eines gesellschaftlichen Gebildes beschränken, sondern müssen alle seine Glieder in Betracht ziehen. Um das klar zu machen, wollen wir nochmals zu dem Beispiel von der Familie zurückkehren.

Wir haben gesehen, daß das Schicksal der Familie von der Persönlichkeit ihres nach außen hin hervorragendsten Mitglieder abhängt (meist des Familienvaters, in der Mutterfamilie der Familienmutter). Aber doch nicht von ihm allein. Der Hausvater mag noch so tüchtig sein, die Familie wird nicht gedeihen, wenn die Mutter nichts taugt. Andererseits kann eine tüchtige Hausfrau manchen Fehler des Mannes gut machen. Doch auch die Persönlichkeiten der Kinder sind nicht ohne Belang für das Schicksal der Familie. Ein einziges mißratenes Kind kann sie in tiefste Trauer versetzen, ein besonders leistungsfähiges ihr Glück und Ansehen bringen.

Digitized by Google

Also nicht von einer einzelnen Persönlichkeit, sondern von der Gesamtheit aller ihrer Mitglieder hängt das Schicksal des kleinen Kreises der Familie ab. Und dasselbe gilt für jeden anderen Kreis von Menschen auch, bis zum ausgedehntesten, dem des Staates, selbst dort, wo anscheinend der Landesfürst absolut regiert und jeder im Staate sein Knecht ist. Der Monarch mag sich dünken, Alleinherrscher zu sein! Aber wie viele herrschen mit ihm! Welche Rolle spielten nicht in der Politik des persischen Großkönigs die Damen seines Harems, seine Mutter, sowie die eine oder andere seiner Lieblingsfrauen! Es ist unmöglich, die Geschichte des 18. Jahrhunderts in Europa zu schreiben, ohne die Maitressen der verschiedenen Landesväter in Betracht zu ziehen, die deren Politik oft sehr entscheidend beeinflußten, auf jeden Fall auf die Gestaltung des staatlichen Abgabenbudgets sehr bestimmend einwirkten.

Und neben ihnen kam in Betracht die übrige Umgebung des Herrschers, seine Kammerdiener und sonstigen Lakaien, Höflinge, Generale, Oberpriester und Minister. Was er von der Welt weiß, erfährt er durch sie. Was sie ihm nicht sagen, davon weiß er nichts. Von ihnen hängt sein Weltbild ab und damit die Entschlüsse, die er faßt.

Bei der Zusammensetzung dieser Umgebung kommen bereits nicht mehr einzelne Personen, sondern weitere Kreise in Betracht, etwa die Generalität oder die höhere Priesterschaft, bei denen schon das Gesetz der großen Zahlen in Geltung kommt. Mag jeder einzelne von ihnen eine noch so ausgeprägte und eigenartige Persönlichkeit sein, in ihrer Gesamtheit äußert sich schon etwas Allgemeines, ein bestimmter Korpsgeist des Militärs, der Kirche, des Adels, der Bureaukratie. Allerdings sind diese Kreise noch klein, einzelne ihrer Mitglieder kommen dem Herrscher näher, als andere. Die einzelne Persönlichkeit spielt da bei der Beeinflussung des Monarchen noch eine bedeutende Rolle.

Durch sie werden aber nur die Absichten und Beschlüsse des Monarchen bestimmt. Mit bloßen Beschlüssen ist jedoch noch nichts getan. Sie müssen auch durchgeführt werden, sollen sie eine Wirkung üben. Das hängt jedoch weder vom Herrscher allein, noch auch von seiner persönlichen Umgebung ab, sondern von zahllosen untergebenen Menschen, deren jeder wieder eine Persönlichkeit für sich ist, die den von oben kommenden Befehl in ihrer Weise auffaßt und befolgt. Die einen tun es klug, die anderen stupid; die einen energisch, die anderen nachlässig; die einen buchstäblich und schablonenhaft, ohne Rücksicht auf die Folgen, die anderen mit sorgsamer Anpassung an die jeweilig gegebenen besonderen Bedingungen. Manche nachlässig hingeworfene leise Mahnung von oben wird zum vernichtenden Gewittersturm, wenn sie durch die verschiedenen Instanzen, von jeder vergröbert, bei der untersten anlangt. Andererseits verliert mancher energische Beschluß des Fürsten in jeder der Instanzen, die er passiert, an Kraft, bis die

Digitized by Google

unterste Instanz von ihm nicht mehr erheblich bewegt wird. Der Beschluß wird sorgfältig registriert und es bleibt trotzdem alles beim alten.

Der ungeheure Staatsapparat hat seine eigenen Gesetze der Bewegung und der Trägheit, die auch der kraftvollste und mächtigste Monarch nicht nach Belieben außer Kraft setzen kann.

Aber auch da, wo die Erlasse und Gesetze im Sinne des Fürsten von seinen Beamten ausgeführt werden, ist nicht gesagt, daß sie in seinem Sinne wirken. Das hängt doch auch davon ab, wie sich die „Untertanen" dazu stellen. Ob sie freudig an der Durchführung des Gesetzes mitarbeiten, oder ihm gleichgültig gegenüberstehen, oder es durch passive Resistenz oder Ausflüchte und Schliche aller Art sabotieren oder gar ihm trotzig offen widerstreben.

Endlich aber hängt die Wirkung eines Gesetzes nicht nur von der Aufnahme ab, die es bei Beamten und Untertanen findet, sondern auch von den Verhältnissen, unter denen diese leben und arbeiten. Eine neue Steuer mag gar keinen Widerstand finden und doch den Staatsschatz nicht bereichern, wenn die Bevölkerung zu arm ist, sie zu bezahlen. Und ein Beschluß, die Armee zu vermehren, wird auch ohne jedes Widerstreben der Bevölkerung dann scheitern, wenn diese etwa aus Heimarbeitern besteht, die durch ihre Arbeits- und Lebensbedingungen körperlich so heruntergekommen sind, daß sie keinerlei Kriegsdienste zu leisten vermögen.

Man sieht, der Monarch mag sich noch so absolut dünken, an dem schließlichen Ergebnis seiner Regiererei sind alle seine Untertanen mitbeteiligt, bis zum ärmsten und verachtetsten unter ihnen.

Wir haben hier nur vom Despotismus gesprochen, jener Staatsform, die der Person des Monarchen die unbeschränkteste Gewalt verleiht. In der Aristokratie und erst recht in der Demokratie ist der Gang der Staatspolitik von vornherein auf das Eingreifen weiterer Kreise eingestellt.

Was wir von der absoluten Monarchie gesagt haben, gilt sogar von der Armee, die überall einen strengen Despotismus darstellt, und dabei ein viel einfacheres Gebilde, als der Staat, ein Gebilde, dessen Mitglieder alle der strengsten Disziplin unterstehen.

Aber auch da ist der Feldherr, trotz seiner unbeschränkten Gewalt über Leben und Tod seiner Soldaten, doch bei seinen Erfolgen ganz von ihnen abhängig, von der Pflichttreue und Intelligenz seiner Offiziere, von der physischen Kraft, Begeisterung, Todesverachtung seiner Mannschaften sowie von der Art ihrer Ausrüstung und Verproviantierung, der Jahreszeit, in die der Feldzug fällt, dem Terrain, in dem er sich abspielt, — alles Faktoren, die er nicht nach Belieben bestimmen kann und die zum großen Teil ein Ergebnis der allgemeinen Staatspolitik sind.

Digitized by Google

Doch nicht davon allein hängen die Erfolge des Feldherrn ab, sondern nicht minder von der Beschaffenheit des Gegners.

Auch hier ist das schließliche Ergebnis nicht eines, das durch die hervorragende Persönlichkeit des Feldherrn allein bestimmt, sondern das durch die Art der Tätigkeit aller am Kriege beteiligten Menschen bedingt wird.

Elftes Kapitel.

Persönlichkeit und Klassenkampf.

In seinem Büchlein über „Ludwig Feuerbach" (1888) hat F. Engels bereits die Frage untersucht, wie weit hervorragende Individuen den Lauf der Geschichte bestimmten und darauf hingewiesen, daß er ein Ergebnis des Wirkens aller in der Gesellschaft tätigen Menschen sei.

Er führte aus:

„Auch hier herrscht auf der Oberfläche, trotz der bewußt gewollten Ziele aller einzelnen im ganzen und großen scheinbar der Zufall. Nur selten geschieht das Gewollte, in den meisten Fällen durchkreuzen und widerstreiten sich die vielen gewollten Zwecke oder sind diese Zwecke selbst von vornherein undurchführbar oder die Mittel unzureichend. So führen die Zusammenstöße der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen auf geschichtlichem Gebiet einen Zustand herbei, der ganz dem in der bewußtlosen Natur herrschenden analog ist. Die Zwecke der Handlungen sind gewollt, aber die Resultate, die wirklich aus den Handlungen folgen, sind nicht gewollt oder soweit sie dem gewollten Zweck zunächst doch zu entsprechen scheinen, haben sie schließlich ganz andere als die gewollten Folgen. Die geschichtlichen Ereignisse erscheinen so im ganzen und großen ebenfalls als von der Zufälligkeit beherrscht. Wo aber auf der Oberfläche der Zufall sein Spiel treibt, da wird er stets durch innere verborgene Gesetze beherrscht und es kommt nur darauf an, diese Gesetze zu entdecken."

„Die Menschen machen ihre Geschichte, wie diese auch immer ausfalle, indem jeder seine eigenen, bewußt gewollten Zwecke verfolgt, und die Resultante dieser vielen in verschiedenen Richtungen agierenden Willen und ihrer mannigfachen Einwirkungen auf die Außenwelt ist eben die Geschichte." (S. 51, 52.)

Das ist sehr richtig, bedarf jedoch einer Ergänzung. Engels spricht hier nur von den vielen einander durchkreuzenden und widerstreitenden gewollten Zwecken, den „Zusammenstößen der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen", deren Resultante schließlich die Geschichte ist. Aber wenn sie bloß das Produkt von einander durchkreuzenden und widerstreitenden Zwecken, Willen, Handlungen wäre, müßte das Ergebnis ein Chaos sein.

Engels vergißt hier, darauf hinzuweisen, daß die Menschen bei allen individuellen Verschiedenheiten im Grunde doch alle übereinstimmend organisiert sind, also unter den gleichen Bedingungen auf die gleichen Reize und Anstöße in gleicher Weise reagieren, das heißt, übereinstimmend handeln.

Digitized by Google

Und nur dieses übereinstimmende Handeln der Menschen in der Gesellschaft bringt historische Wirkungen hervor. Es kommt demgegenüber wenig in Betracht, daß jeder einzelne Wille und Zweck subjektiv gefärbt ist, jeder neben dem Allgemeinen noch etwas Besonderes enthält, das anderen Willen und Zwecken in Einzelheiten widerstreiten kann. Diese von dem großen Durchschnitt abweichenden Einzelheiten werden sich in der Regel gegenseitig aufheben, sie bleiben auf jeden Fall zu schwach, um eine historische Rolle gegenüber den übereinstimmenden Tendenzen spielen zu können, die daraus hervorgehen, daß alle menschlichen Individuen der gleichen Art angehören, übereinstimmend organisiert sind. Diese übereinstimmenden Tendenzen müssen alle abweichenden Einzeltendenzen in der Gesellschaft, also auch in ihrer Geschichte, weit überwiegen.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß es in der Geschichte nicht auch widerstreitende Tendenzen geben kann, die große Kraft bekommen und dem historischen Prozeß seinen jeweiligen Charakter verleihen.

Wir haben gesehen:

Die Menschen sind im Grunde alle gleich organisiert, die Abweichungen der einzelnen vom Durchschnitt verschwinden in der Masse. Die Menschen reagieren alle (im Durchschnitt) auf die gleichen Reize in gleicher Weise, *wenn die Bedingungen die gleichen sind*, unter denen der Reiz sie trifft.

Im Urzustand, wo es kaum eine soziale Differenzierung in der Gesellschaft gibt, außer der natürlichen nach Geschlechtern und Altersklassen, leben alle unter den gleichen Bedingungen, haben dieselben Erfahrungen, dasselbe Wissen, dieselben Interessen. Da werden stets alle Mitglieder eines Gemeinwesens übereinstimmend dasselbe wollen, und im gleichen Sinne handeln, werden sich durchkreuzende, einander widerstreitende Einzelwillen und Einzelhandlungen selten vorkommen.

Die Ausdehnung des Gemeinwesens und die Arbeitsteilung in ihm lassen Verschiedenheiten der Lebensbedingungen, des Wissens, der Interessen in seinem Inneren aufkommen. Diese Differenzierung nimmt rasch zu im Staate. Daraus erstehen dann Sonderziele und Sonderhandlungen, die einander mitunter erheblich durchkreuzen und widerstreben können. Aber auch jetzt erzielen sie historische Wirkungen nur dann, wenn es nicht Ziele und Handlungen von einzelnen sind, sondern von Gruppen. Nach wie vor geht das Handeln des einzelnen unter in dem der Masse.

Die Gruppierungen können verschiedener Art sein. Wo es zu einem Staat kommt, besteht er aus verschiedenen Stämmen in verschiedenen Gegenden. Jede Gegend hat ihre besonderen geographischen Bedingungen, ihre besondere Sprache, ihre besonderen Traditionen, ihre besondere Art der Produktion usw. und damit

Digitized by Google

ihr besonderes Wissen, ihr besonderes Interesse, ihre besonderen Charaktermerkmale.

Daneben sondert sich die Bevölkerung immer mehr in Berufe, von denen jeder andere Erfahrungen, andere Interessen, andere Charaktermerkmale hat.

Jede dieser Gruppen entwickelt ihr besonderes Streben in der Gesellschaft und im Gemeinwesen, aber innerhalb jeder dieser Gruppen überwiegen die übereinstimmenden Tendenzen über den Einzelwillen der Mitglieder. Der geschichtliche Prozeß erscheint da nicht als Resultante zahlloser verschiedener Einzelwillen und Einzelhandlungen, sondern als Resultante von Sonderbestrebungen einer beschränkten Anzahl von Gruppen innerhalb der Gesellschaft und des Gemeinwesens.

Der Fortschritt der Arbeitsteilung und der Ausdehnung des Staates hat die Tendenz, die Zahl dieser verschiedenen Gruppen im Gemeinwesen zu vermehren. Aber die gleichzeitige Zunahme des Verkehrs innerhalb des Gemeinwesens erzeugt wieder die entgegengesetzte Tendenz, die übereinstimmenden Faktoren gegenüber den sondernden zu verstärken. So wird der lokale Partikularismus überwunden durch Verbesserung von Straßen, Eisenbahnbauten, durch die Verbreitung einer allgemeinen Schriftsprache neben den Sonderdialekten, Bildung einer gemeinsamen Zeitungs- und Bücherliteratur usw.

Die Berufe wieder verlieren jeder um so mehr an Gewicht gegenüber der Gesamtheit, je zahlreicher sie werden. Dabei wird jeder so sehr spezialisiert, daß darüber das Verständnis für die Gesamtheit verloren zu gehen droht, der alle Berufe zu dienen haben. Um dieses Verständnis zu gewinnen, wird es jetzt notwendig, daß sich jeder außerhalb des Berufes besonders mit den Angelegenheiten des Gemeinwesens befaßt, als allgemeiner Staatsbürger, nicht als Berufsmensch. So kommen auch hier wieder die übereinstimmenden Faktoren mehr zur Geltung als die sondernden.

Der Anschein zeigt uns freilich ein anderes Bild. Das rührt daher, daß es eine Art von Gruppen in der Gesellschaft gibt, die von vornherein nicht bloß eine Absonderung darstellen, sondern auf einem Gegensatz zu anderen Gruppen aufgebaut sind. Ihr Wesen besteht eben in diesem Gegensatz: das sind die Klassen.

Wo es kampffähige Klassen gibt, da werden die Klassenkämpfe zum wesentlichsten Inhalt der Geschichte. Alle die lokalen, beruflichen, persönlichen Unterschiede im Staate treten an Bedeutung weit zurück hinter den Gegensätzen der Klassen. Jene Unterschiede machen sich allerdings bemerkbar auch innerhalb jeder der Klassen, erzeugen in ihr verschiedenartige, mitunter einander widerstreitende Tendenzen, taktischer oder programmatischer Art über Wege und Ziele. Aber das Uebereinstimmende,

Digitized by Google

Gemeinsame in jeder Klasse setzt sich schließlich immer durch, es gibt den Ausschlag bei der Bildung der Resultante, die das allgemeine Streben der Klasse bezeichnet.

Und die schließliche Resultante der Richtung, die Politik und Oekonomie in einem Lande einschlagen, ist das Ergebnis des Verhältnisses der Kräfte der verschiedenen Klassen und der Richtung, die jede von ihnen verfolgt.

Das weiß natürlich Engels auch. Davon ging ja die materialistische Geschichtsauffassung aus, die er mit Marx begründete. Er weist in seinem „Feuerbach" ausdrücklich darauf hin (S. 55). Nur geht es aus den oben zitierten Sätzen nicht hervor.

Das nimmt der Engelsschen Feststellung jedoch nichts von ihrer Bedeutung. Kein Zweifel, am historischen Prozeß sind alle Menschen beteiligt, die in der Gesellschaft tätig sind, in der er vor sich geht. Er wird allerdings bewirkt nicht bloß durch den Widerstreit, sondern auch, und vor allem, durch die Uebereinstimmung der zahllosen Einzelwillen — heute vor allem durch die Uebereinstimmung der Einzelwillen der gleichen Klasse und durch den Widerstreit der in dieser Weise erzeugten Klassenwillen.

Stets sind es wollende Individuen, die die Geschichte machen — aber sie wird von a l l e n gemacht, nicht bloß von e i n z e l n e n hervorragenden Persönlichkeiten. Natürlich sind nicht alle Individuen gleich begabt. Schon bei den Schimpansen hat man große Unterschiede der Begabung beobachtet.

In der menschlichen Gesellschaft gesellen sich zu den Verschiedenheiten der angeborenen Begabung noch die der Lebensverhältnisse, die hier dieselbe Begabung aufs höchste fördern, dort gänzlich lähmen. In einer stark differenzierten Gesellschaft werden daher die Unterschiede der Fähigkeiten sehr große Ausdehnung annehmen können.

Aber die größere oder geringere Fähigkeit wird bloß den größeren oder geringeren Grad des Einflusses bestimmen, den der einzelne innerhalb der Klasse oder Gruppe gewinnt, in der er und für die er wirkt. Sein historischer Einfluß wird jedoch vor allem abhängen von der Kraft der Klasse oder Gruppe, deren Vertrauen er gewonnen hat, als deren Vertreter er auftritt. Ihre gesamte Kraft erscheint den Historikern dann als die persönliche Kraft ihres Vertreters. Da kann dessen Persönlichkeit schließlich in der Darstellung übermenschliche Dimensionen annehmen.

Das gilt in besonders hohem Maße von Individuen, die in der einen oder andern Weise an die Spitze des Staatsapparats gelangen und dadurch alle übrigen im Staate weit überragen. Bismarck war sicher ein gewaltiger Kerl. Aber er würde in der Geschichte nichts bedeuten, wenn er nicht als ein Junker im aufstrebenden Junkerstaat Preußen geboren worden wäre, sondern als Sohn eines Bauern, etwa im Fürstentum Liechtenstein oder in der Republik Andorra. Die Machtmittel Preußens, schließlich des Deutschen

Digitized by Google

Reichs, schufen Bismarcks Größe. Doch wäre er auch in Preußen und im Deutschen Reiche nicht emporgekommen, wenn er sich nicht zeitweise in den Dienst eines Teils jener Strömungen der Bevölkerung gestellt hatte, die 1848 zum Durchbruch gerungen hatten. Nicht umsonst hat ihn Engels den Testamentsvollstrecker der Revolution von 1848 genannt.

Sicher kann eine Bewegung eines kleinen oder größeren Kreises von Menschen nicht vor sich gehen ohne persönliche Führer, die in dem gesellschaftlichen Organismus die Funktionen des Kopfes versehen, der die Einheitlichkeit der Bewegungen der Glieder bewirkt. Aber ein gesellschaftlicher ist eben kein tierischer Organismus. Man mag die einzelnen Menschen in einer Organisation als die Zellen dieses gesellschaftlichen Organismus betrachten. Aber jede dieser Zellen hat ihren eigenen Kopf, ihren eigenen Willen. Der leitende Kopf ist der Organisation nicht angewachsen. Er wird entweder von ihr erwählt oder sie bildet freiwillig seine Gefolgschaft, weil sein Wollen und Tun ihr Vertrauen erweckt hat. Die Sache wird kompliziert dort, wo das Erbrecht den Kopf einsetzt, aber auch dann bleibt dieser in hohem Maße abhängig von denjenigen, die er führt. Von ihnen hängen seine Erfolge ab.

Daß ein Führer besondere Qualitäten besitzen muß, soll er sich bewähren, ist keine Frage, doch brauchen es keineswegs Qualitäten zu sein, die bei den Geführten nicht zu finden sind. Im Gegenteil, diese werden ihm um so entschiedener und geschlossener folgen, wenn sie seine Qualitäten auch besitzen. Um so besser werden sie ihn verstehen, um so mehr werden Anordnung von oben und Ausführung von unten übereinstimmen.

Der Führer wird um so besseres leisten, je mehr die Geführten ihm an Intelligenz, Sachkenntnis, Begeisterung, Kraft nahestehen. Er wird versagen, wenn nur bei ihm diese Qualitäten zu finden sind und bei den Geführten Dummheit, Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Schwächlichkeit vorherrschen.

Nichts irriger, als zu glauben, daß der Führer um so höhere Leistungen erreiche, je mehr er seine Gefolgschaft überrage, das heißt, je weiter sie hinter ihm zurückstehe.

Andererseits gibt es keine absoluten Führerqualitäten. Jede besondere Situation erfordert besondere Eigenschaften. Ein guter Regimentskommandeur kann ein unzulänglicher Feldherr sein, ein ausgezeichnetes Haupt einer Verschwörung ein plumper Führer einer Parlamentsfraktion usw.

Die Art des Aufkommens des Führers ist sehr verschieden. Wo er von den Massen gewählt wird oder einem „Charisma" seine leitende Stellung verdankt, kann mancher Mißgriff vorkommen, aber der kann gut gemacht werden. Im Laufe des Ausleseprozesses werden stets diejenigen unter den vorhandenen Kräften in die Höhe kommen, die den Bedürfnissen der Geführten und den Anforderungen der Situation am besten angepaßt sind.

Digitized by Google

In diesem Sinne kann man sagen, daß sich zur rechten Zeit immer der richtige Mann einstellt, obwohl dies auf den ersten Blick nach teleologischer Mystik ausschaut. In einem Brief an Heinz Starkenburg sagt Engels darüber:

„Hier kommen die sogenannten großen Männer zur Behandlung. Daß ein solcher und gerade dieser zu dieser Zeit in diesem gegebenen Lande aufsteht, ist natürlich reiner Zufall. Aber streichen wir ihn weg, so ist Nachfrage da für Ersatz und dieser Ersatz findet sich, tant bien que mal (wohl oder übel), aber er findet sich auf die Dauer."

„Daß Napoleon, gerade dieser Korse, der Militärdiktator war, den die durch einen[1]) Krieg erschöpfte französische Republik nötig machte, das war Zufall; daß aber in Ermangelung eines Napoleon ein anderer die Stelle ausgefüllt hätte, das ist bewiesen dadurch, daß der Mann sich jedesmal gefunden, sobald er nötig war: Cäsar, Augustus, Cromwell etc." (Brief vom 25. Januar 1894, abgedruckt in Bernsteins „Dokumente des Sozialismus", II., 14—15. Heft, S. 74.)

Daß Cromwell an die Spitze der englischen, Napoleon an die der französischen Republik trat, war Zufall, keineswegs aber war es Zufall, daß die eine wie die andere Republik in der Militärdiktatur endete. Das lag an den Verhältnissen, unter denen sie sich zu behaupten hatten. Die Rebellion gegen die Stuarts in England war verloren, wenn es ihr nicht gelang, in offenen Feldschlachten über die Heere des Königs zu siegen. Das gleiche galt von der Rebellion gegen das französische Königtum, wenn die Republik nicht die Kraft besaß, die Heere der vereinigten Monarchen Europas zurückzuschlagen. Hier wie dort wurde es eine Lebensfrage für die Revolution, sich im Kriege zu behaupten. Hier wie dort fühlten sich alle tatkräftigen Revolutionäre gedrängt, in die Armee einzutreten. Sie wurde die Rettung, aber auch der Herr der Republik, und damit der in ihr bedeutendste General als Oberhaupt der Armee zum Oberhaupt des Staates.

War's nicht Cromwell, respektive Napoleon, so wurde es ein anderer. Dank dem revolutionären Ursprung der Armeen, durch die Cromwell und Napoleon erhoben wurden, waren in der revolutionären Bevölkerung alle kriegerischen Instinkte und Fähigkeiten erweckt und gleichzeitig jeder kriegerischen Begabung aus dem ganzen Volke der Weg zu den höchsten Stellen in der Armee eröffnet worden. Bekannt ist das Wort von dem Marschallstab, den in der revolutionären Armee jeder Soldat in seinem Tornister trug. Auf diese Weise bildete sich in den Armeen der englischen wie der französischen Republik ein geistig hochstehendes Offizierskorps heraus, das, wenn es nicht Cromwell oder Napoleon gelungen wäre, an die Spitze zu kommen, leicht einen andern Militärdiktator gestellt hätte. Die Person war Zufall, nicht die Art des Abschlusses der Republik, die durch sie bewirkt wurde.

Wie wenig die einzelne Person in der Geschichte bedeutet, darauf weist auch Beloch in der Einleitung zu seiner griechischen

[1]) Soll es nicht heißen: „ewigen"? K.

Digitized by Google

Geschichte hin. Er handelt dort über „Die Persönlichkeit in der Geschichte", und zeigt an verschiedenen Beispielen, daß ein bestimmtes historisches Resultat unter gegebenen Umständen unvermeidlich war, unabhängig von bestimmten Persönlichkeiten, mochten sie noch so überragend sein. So war z. B. die Entdeckung Amerikas am Ende des 15. Jahrhunderts bei der damaligen Ausdehnung der Entdeckungsfahrten unvermeidlich. Acht Jahre nach Columbus wurde es von Cabral nochmals entdeckt.

„Die Bedeutung von Columbus Tat beschränkt sich also darauf, daß sie die Existenz von Amerika acht Jahre früher zur Kenntnis Europas gebracht hat, als es sonst geschehen wäre." (I. 1, S. 2.)

Dafür, daß dasjenige, was historisch reif geworden ist, sich auf jeden Fall vollzieht, wenn nicht durch die eine, dann durch eine andere Persönlichkeit, beruft sich Beloch noch auf das Beispiel Cäsars:

„Niemals wieder hat die Ueberschätzung der Bedeutung des Individuums so verhängnisvolle Folgen gehabt, als bei der Ermordung Cäsars. Der war einer der größten Männer, die je gelebt haben, gleich genial als Staatsmann, als Feldherr, als Schriftsteller; kein Wunder, daß die Verschworenen glaubten, es genüge, ihn zu beseitigen, um die Republik wiederherzustellen. Die Tat hat die Welt in zwölfjährige Bürgerkriege gestürzt, aber sonst nichts an der Lage geändert; denn zwischen Augustus Scheinkonstitutionalismus und dem Regiment, wie es Cäsar aufgerichtet haben würde, ist in der Sache kaum ein Unterschied." (S. 4, 5.)

Und vorher schon sagt er von den römischen Kaisern, es hätte nie Männer gegeben, mit mehr Machtfülle, unter ihnen sehr bedeutende, und doch vermochten sie kaum den Gang der Geschichte zu beeinflussen:

„Man könnte eine Geschichte der Kaiserzeit schreiben, die von der Persönlichkeit der einzelnen Herrscher vollständig absähe, und es würde kein wesentlicher Zug in dem Bilde fehlen."

Wenn gesagt wurde, daß sich stets der richtige Mann fand, sobald er nötig war, so darf man das nicht etwa in dem Sinne fassen, daß stets der Mann an die Spitze kam, den der Staat oder das Volk nötig hatte. So teleologisch ist die Geschichte nicht eingerichtet. Es besagt nur, daß jene Klasse oder Organisation oder Gruppe, die jeweilig im Staate die stärkste war, ihn beherrschte und ihm ihren Stempel aufdrückte, jedesmal den Führer fand, den sie brauchte, um in ihrem Sinne geführt zu werden. Ob er für den Staat oder die Masse des Volkes der richtige Mann war, hing von dem Charakter der Klasse oder Gruppe ab, die ihn emporhob und durch die er sich durchsetzte.

Mussolini ist sicher nicht für den Staat oder das Volk Italiens als der rechte Mann zur rechten Zeit zu betrachten. Aber er war der rechte Mann für die Bewegung und Organisation der Fascisten, der sie in ihrem Sinne leitet, als phrasenreiches Banditentum voll Gemeinheit und ohne jede Anwandlung jener Größe, die man sonst hervorragenden Banditen nachrühmt.

Digitized by Google

Wäre zufällig Mussolini nicht dagewesen, hätten sich in den Reihen der Fascisten genug Subjekte gefunden, die es verstanden, ihre Bewegung in ihrem Geiste mit ebensoviel oder ebensowenig Grütze zu leiten, wie er, und ebenso die eigene Größe, Kühnheit und Unentbehrlichkeit hinauszuposaunen.

Alle die Beispiele, die hier vorgeführt wurden, beziehen sich auf führende Persönlichkeiten, die auf Grund ihrer Leistungen durch Wahl oder „Charisma" emporkamen. Das gilt auch noch von vielen der römischen Kaiser, die oft nicht durch Erbrecht auf den Thron gelangten.

Anderer Art als bei diesen ist die Bestimmung der führenden und damit hervorragenden Persönlichkeiten dort, wo sie nicht durch die Zustimmung irgendeines größeren Kreises in der Bevölkerung und wäre es nur eine Prätorianerarmee, sondern durch Vererbung geschieht. Wo Aemter oder Besitz vererbt werden, findet keine Auslese der Personen statt, die an leitende Stellung kommen. Sie werden in das Amt oder den Besitz hineingeboren und dadurch zu hervorragenden Persönlichkeiten. Sie können dabei ganz unfähig sein, Kinder oder Narren. In solchen Fällen kann man nicht sagen, daß schließlich immer der richtige Mann den richtigen Platz findet.

Doch kann auch hier eine Auslese eintreten. Eine Auslese, ähnlich der darwinistischen durch den Kampf ums Dasein. Nur ist es nicht eine Auslese einzelner Personen, sondern einzelner Firmen und Dynastien. Ist das betreffende Geschäft oder der betreffende Staat derart beschaffen oder in einer solchen Situation, daß die jeweilige Persönlichkeit des Leiters für sein Gedeihen entscheidend wird, dann geht das Geschäft bankerott, der Staat bricht zusammen, wird vielleicht zerstückelt, wenn der Zufall des Erbrechts an die Spitze des Staates oder Geschäftes in Zeiten schwerer Krisen eine unfähige Person setzt.

Die den Zeitverhältnissen nicht entsprechenden Personen werden hier in der Weise ausgemerzt, daß gleich die ganzen Familien aus dem Geschäfts- oder Staatsleben entfernt werden, in dem sie bis dahin eine hervorragende Rolle spielten. Das geht oft nicht ab ohne große Schädigung nicht nur der Leiter, sondern auch der Geleiteten, der Arbeiter des Geschäfts, das bankerott macht, der Bürger des Staates, dessen Dynastie ihn ins Verderben führt. Es ist dies eine sehr irrationelle, schmerzvolle Form der Auslese. Aber ebensowenig wie die Natur verfährt die Geschichte ökonomisch, trotz der „ökonomischen" Geschichtsauffassung.

Indes, durch welche Art der Auslese immer die „großen" Männer und Frauen emporkommen und Einfluß auf die Leitung der wichtigsten gesellschaftlichen Gebilde, namentlich des Staates, gewinnen mögen, nie sind die Führer es allein, von denen Aktionen und Erfolge — oder Mißerfolge — eines solchen Gebildes abhängen, stets sind diese das Ergebnis des Tuns und Könnens aller Mit-

Digitized by Google

glieder des Gebildes und meist noch des Tuns und Könnens vieler außer ihm stehenden, die als Bundesgenossen oder Gegner für die Art seines Wirkens bestimmend werden. Die jeweilige Persönlichkeit an der Spitze des für die Geschichte in Betracht kommenden gesellschaftlichen Kreises, etwa Klasse oder Staat, mag sich einbilden, daß sie allein die Geschichte macht, und naive Beobachter mögen denselben Wahn hegen. Dieser ist aber nur ein Produkt von Unwissenheit, von Blindheit für alles, was in den Tiefen der Gesellschaft vorgeht und was in letzter Linie den Gang der Geschichte entscheidet.

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, wie unzuverlässig eine Geschichtsschreibung sein muß, die nur eine Geschichte von Personen ist, da die Psyche einer Persönlichkeit niemals unzweifelhaft nach allen Seiten hin erkennbar ist und schon gar nicht die von Persönlichkeiten, die man nie selbst beobachten konnte, über die man nur lückenhafte und von der Parteien Haß und Gunst entstellte Berichte bekommt. Hier sehen wir jedoch noch eine andere Schwierigkeit einer rein persönlichen Geschichtsschreibung. In einem so ausgedehnten und komplizierten Organismus, wie es der heutige Staat ist, kann man bei den einzelnen historischen Vorgängen nie genau feststellen, wieviel davon auf jede der einzelnen daran beteiligten Personen zurückzuführen ist, wieviel jeder einzelne infolge aktueller oder vorheriger Beeinflussung durch andere getan hat, wieviel auf Widerstände oder Förderung, die er fand, zurückzuführen ist, auf die Stimmung der Massen, im eigenen Lande und bei den Nachbarn, wieviel auf das Ausmaß der eigenen und der fremden Machtmittel, wieviel auf deren Einschätzung. Es ist ganz unmöglich, genau festzustellen, welche Personen an alledem und noch so vielem anderen beteiligt waren, das für einen historischen Entschluß einer leitenden Person und dessen Ausführung in Betracht kommt.

Vieles bleibt dabei der Phantasie des Historikers überlassen. Und sie wird immer irreführen, wenn sie nur auf einzelne hervorragende Personen blickt. Dagegen wird sie der Wahrheit um so näher kommen, je mehr sie nach den Massenkräften forscht, die in großer Einfachheit, weil sie nur Durchschnitte bilden, hinter den so unendlich komplizierten, so flüchtigen und oft so verschwiegenen und daher so schwer erkennbaren, einander kreuzenden Einzelwillen stehen und in letzter Linie entscheiden, was zu geschichtlicher Tat wird.

Doch wird diese Art der Geschichtsbetrachtung wichtig nicht bloß für das Verständnis der Vergangenheit, sondern auch für das der Gegenwart. Sicher sind für unser praktisches Tun in der Gegenwart die Personen, die an der Spitze der Staaten, der kämpfenden Klassen und Parteien stehen, von größter Bedeutung. Ihre Fähigkeit kann uns große Erfolge bringen, ihre Unfähigkeit viel Leid über uns verhängen. Aber trotzdem wird die Politik, die wir

Digitized by Google

jeweilig betreiben, an Wirksamkeit ungeheuer gewinnen, wenn sie nicht bloß die hervorragenden Persönlichkeiten in Betracht zieht, sondern auch die hinter ihnen stehenden sozialen Massenkräfte.

Wir werden dann unsere eigenen Machtmittel und die der Gegner besser erkennen, unsere und deren Aussichten über die Gegenwart hinaus. Wir werden dann durch einzelne persönliche Erfolge einzelner unserer Führer oder durch persönliche Mißerfolge der Gegner nicht dazu verführt werden, diese zu unterschätzen und uns in Ueberschätzung der eigenen Kraft an Aufgaben zu wagen, denen wir noch nicht gewachsen sind. Wir werden aber auch in entgegengesetzten Situationen nicht mutlos werden, sondern, wie stark auch die Gegner zeitweise erscheinen mögen, nie die Flinte ins Korn werfen, wenn wir über das Persönliche hinaus unsere Sache in den Massenverhältnissen so tief begründet erkennen, daß nach unserer Ueberzeugung ihr die Zukunft gehört.

Eine Sache, deren Erfolg bloß auf einzelnen Persönlichkeiten beruht, ist auf Sand gebaut, sie kann im besten Falle sich nicht länger geltend machen, als diese Persönlichkeiten leben. Sie schwindet mit ihnen dahin, bleibt historisch ohne Wirkung.

Zwölftes Kapitel.

Die schöpferische Persönlichkeit.

Gilt das Gesagte für alle hervorragenden Persönlichkeiten? Es gibt eine demokratische Geschichtsauffassung, die erklärt: die Könige und Feldherren, von denen die herkömmliche Geschichte vornehmlich spricht, brächten uns freilich nicht weiter. Ihr Tun lege den Völkern bloß Opfer auf, um den einen Staat zu vergrößern, den anderen zu verkleinern, aber die Gesellschaft bleibe dabei auf dem alten Fleck.

Ganz anders verhalte es sich mit dem hervorragenden Denker. Er bilde das schöpferische Moment in der Geschichte. Er brüte in seinem Kopfe neue gewaltige Ideen aus, die bestimmt seien, die Gesellschaft zu verbessern. Werden diese Ideen von den Machthabern oder den Massen aufgenommen und durchgesetzt, dann bringen sie die Gesellschaft vorwärts und aufwärts. Sie sind die eigentliche Triebkraft der Geschichte.

Davon haben wir ausführlich schon im dritten Buche gehandelt. Wir haben gesehen, daß der Denker das Neue, das er vorbringt, tatsächlich nicht aus sich schöpft. Um ihn zum Schöpfer zu machen, muß man ihn als einen Teil der Gottheit betrachten, die auch aus nichts die Welt erschafft, ohne irgendeinen äußeren Anlaß dazu.

Gewiß gibt es große Unterschiede in den geistigen Begabungen der Menschen. W. Köhler konnte schon sehr erhebliche Unter-

Digitized by Google

schiede der Intelligenz bei den wenigen Schimpansen feststellen, die er auf der Insel Teneriffa beobachtete. Noch größer werden die Unterschiede des Wissens, die durch Verschiedenheiten der sozialen Bedingungen unter den Menschen entstehen. Aber nie können diese Unterschiede sich darin äußern, daß der eine Neues aus sich schafft, der andere nicht, sondern nur darin, daß der eine die Elemente des Neuen in der Umwelt früher sieht, als der Durchschnitt, sowie darin, daß er die aus neuen Bedingungen hervorgehenden neuen Bedürfnisse und Aufgaben in ihrer Bedeutung früher erkennt und die in den neuen Bedingungen liegenden neuen Hilfsmittel früher herausfindet, die es gestatten, die neuen Aufgaben zu lösen.

Aber keineswegs vermag er nach Gutdünken der Menschheit neue Bahnen vorzuschreiben. Die Ergebnisse, zu denen er kommt, sind ihm durch die Umwelt schon vorgezeichnet. Wo er davon abweicht, wirkt er nicht als Führer zu dauerhaften neuen Gebilden, sondern als Irreführer. Jene seiner neuen Lehren aber, die wirklicher tieferer Erkenntnis des Neuen in der Umwelt entstammen, bieten nichts, wozu der Durchschnitt der Menschen früher oder später nicht auch ohne ihn gelangen würde, gelangen müßte.

Wo wir über das Aufkommen einer neuen Lehre oder einer Erfindung genau unterrichtet sind, wo ihre Anfänge nicht durch Mythen verdunkelt werden, sehen wir stets, daß in der Richtung zu dem Neuen nicht ein einzelner, sondern viele nebeneinander in gleicher Richtung streben, wenn auch nicht alle in gleicher Weise. Marx und Engels haben nicht den Sozialismus erfunden und Voltaire und Rousseau nicht die Aufklärung.

Auch hier sei wieder Beloch zitiert. Er sagt in der Einleitung zu seiner griechischen Geschichte:

„Würde der Lehrsatz des Pythagoras noch unbekannt sein, wenn Pythagoras nicht gelebt und es keine pythagoräische Schule gegeben hätte? Oder würden wir ohne Newton das Gesetz der Schwerkraft nicht kennen? Oder würden wir noch im Postwagen reisen, wenn Stephenson die Lokomotive nicht erfunden hätte? Ich denke, es bedarf keiner Antwort. Wenn einmal die Bedingungen für eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine technische Erfindung gegeben sind, so wird sie gemacht werden, ob von Hinz oder Kunz, ist ganz gleichgültig. Darum sind alle Prioritätsstreitigkeiten so kleinlich und widerwärtig." (S. 3.)

Als eine besondere Art der technischen Erfindungen sind neue gesellschaftliche Organisationsformen anzusehen, die auch nichts anderes sind, als neue Werkzeuge, von den Menschen aus gegebenen neuen Hilfsmitteln geschaffen, zu dem Zwecke, neuen Aufgaben zu dienen, die uns eine neue Umwelt stellt.

Wenn Beloch sagt, es sei gleichgültig, wer die neue Erfindung mache, ob Hinz oder Kunz, sie würde auf jeden Fall gemacht werden, so ist das ganz richtig vom Standpunkte des Historikers. Nicht aber vom Standpunkte der Gegenwart, in der Hinz und Kunz leben.

Digitized by Google

Die Menschen werden zu einem Neuen, dessen Bedingungen gegeben sind, auf jeden Fall kommen. Es fragt sich bloß, wann und wie. Wenn sich Menschen in einem Raume befinden, aus dem nur ein Ausgang herausführt, so werden sie gewiß einmal den Weg ins Freie in dieser Richtung finden und einschlagen. Aber der Vorgang wird sich anders vollziehen in einem hellbeleuchteten Saale als in einem stockfinsteren Raum, dessen Insassen suchend herumtasten, übereinander stolpernd, sich die Köpfe aneinander und an den Wänden zerschlagend, nach vielen vergeblichen, mühsamen entkräftenden Versuchen in der falschen Richtung.

Ebensowenig wie Könige oder Staatsmänner überhaupt und Feldherren, können die Forscher und Denker die Richtung der historischen Entwicklung willkürlich bestimmen. Wohl aber sind sie imstande, der Menschheit große und schmerzhafte Umwege zu ersparen, ihre Entwicklung in der von den äußeren Bedingungen notwendig gegebenen Richtung schmerzloser und opferloser zu gestalten.

Darum ist es für diejenigen, die mitten in dieser Entwicklung drin stehen, keineswegs gleichgültig, welcher Art die hervorragenden Denker sind, die auf das Denken des Durchschnitts Einfluß gewinnen. Sie sind unentbehrlich, um den Pfad zu erhellen, den wir zu gehen haben, uns vor Umwegen, Gruben und Dornen zu bewahren. Aber das Ziel, zu dem der Pfad führt, ist vor ihnen durch die jeweiligen äußeren Bedingungen gegeben. Sie vermögen nur früher als der Durchschnitt ihn zu erkennen und den übrigen zu zeigen.

Auch das ist schon großer Gewinn.

Für die Denker gilt also dasselbe wie für Staatsmänner und Feldherren. Ihre Persönlichkeiten sind nicht gleichgültig für das jeweilige gesellschaftliche Leben. Die Art seines Verlaufs, ob dornenvoll oder nicht, hängt in hohem Maße von ihnen ab. Für den historischen Gesamtprozeß dagegen ist der einzelne unter ihnen nicht entscheidend.

Uebrigens hängt die historische Wirkung eines Denkers nicht von ihm allein ab. Seine Gedanken mögen noch so tief und richtig sein; werden sie nicht verstanden und aufgenommen, dann ist es historisch dasselbe, als wären sie nie gedacht und geäußert worden.

Eine bestimmte Geistesverfassung der Gesellschaft ist erheischt, sollen bestimmte Gedanken von ihr angenommen werden. Neue Gedanken werden sich in ihr am ehesten dann durchsetzen, wenn sie starke, weit verbreitete, psychische Bedürfnisse befriedigen.

Und wir dürfen dies noch dahin ergänzen: das außerordentliche Vorkommnis in der Gesellschaft, das so viele Historiker ausschließlich interessiert, bleibt für das soziale Leben und damit auch für die soziale Entwicklung ohne Wirkung, wenn es etwas Außerordentliches, Einmaliges bleibt. Es kann uns vorübergehend

Digitized by Google

beschäftigen, aber wesentlich wird unser geistiges Sein, unser Charakter, unser Sinnen und Trachten nur bestimmt durch Einflüsse, die dauernd auf uns in gleicher Weise wirken. Nicht das Niederträchtige, wie Goethe meint, wohl aber das Alltägliche ist das Mächtige in der Gesellschaft. Und nur dann wird sie umgestaltet durch das Neue, das in ihr auftritt, wenn es diesem gelingt, zu etwas Alltäglichem zu werden.

Umgekehrt aber kann man auch sagen: Aus einem vereinzelten, außergewöhnlichen Vorkommnis kann keine neue Erkenntnis entsprießen. Eine solche ist nur dort möglich, wo ein Vorgang wiederholt beobachtet wird, der uns neu ist, was nicht notwendigerweise daher rühren muß, daß er früher nicht auftrat. Neue künstliche Organe, die uns die Technik schafft, ermöglichen es uns, manches zu bemerken, was früher schon da war, uns aber wegen mangelhafter Organe entging. Neue Organe können aber auch eine neue Praxis herbeiführen, neue Vorgänge auftreten lassen, die sich früher gar nicht oder doch nicht in dieser Weise ereigneten.

Aus der neuen Praxis, der neuen Alltäglichkeit, entstehen dann neue Erkenntnisse, neue Ideen, aber auch neue Bedürfnisse und Aufgaben.

Das Singuläre, Außerordentliche dagegen bleibt unfruchtbar für unsere Entwicklung, wie willkommen es auch für die ästhetische Seite unserer geistigen Begabung sein mag, die nach Unterbrechung der Monotonie des Daseins, des Alltäglichen, durch das Außerordentliche verlangt.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Wille und Wissenschaft in der Geschichte.

Erstes Kapitel.

Der Ursprung des Wollens.

Die Behauptung, aus der Geschichte ließen sich keine Schlüsse auf die Zukunft ziehen, stützt sich auf die Auffassung, daß das Gebiet der Geschichte das Einzelne sei, das Singuläre, das sich nicht wiederholt. Was davon zu halten, haben wir in dem vorhergehenden Abschnitt dargelegt.

Aber diese Behauptung stützt sich noch auf eine weitere Auffassung: auf die, daß in sozialen Dingen unser jeweiliges Wollen nicht durch unsere Erkenntnis der Umwelt bestimmt werde, sondern unsere Auffassung von der Umwelt im Gegenteil ein Ergebnis unseres Wollens sei.

Das klänge unsinnig der Natur gegenüber. Es soll auch nicht für ihre Erkenntnis gelten, sondern für die der Gesellschaft, die als ein Menschenwerk betrachtet wird. Da kann von einem beschränkten Standpunkte aus die Gesellschaft als etwas erscheinen, was wir nicht zu erkennen haben, um unser Verhalten dieser Erkenntnis anzupassen, sondern als etwas, das wir (das heißt jeder einzelne von uns) unserem Willen anzupassen haben. Steht man auf diesem Standpunkt, dann liegt es nahe, anzunehmen, daß wie die Gesellschaft selbst so auch ihre Erkenntnis von unserem Wollen abhängt.

Diese ganze Auffassung ist aufgebaut auf die Theorie von der Willensfreiheit. Sie schließt im Grund von vornherein jede Gesetzlichkeit menschlichen Tuns, also auch jede soziale Wissenschaft als Kausalwissenschaft aus und damit auch jedes Voraussehen kommender sozialer Erscheinungen.

Von diesem Ausgangspunkte aus wird eine Auffassung erklärlich, die in dem schon erwähnten de Man einen augenblicklich vielgenannten Vertreter findet, der sie nicht sehr konsequent, auch nicht sehr klar, wohl aber sehr energisch verficht. Einige seiner Sätze mögen das veranschaulichen.

Wie alle Ethiker seiner Art, die an das Herz appellieren, statt an den Verstand, setzt er die „herzlose" Wissenschaft überhaupt, nicht bloß die marxistische, herunter. Er spricht vom Menschen des 19. Jahrhunderts, der allzusehr der Wissenschaft vertraute. Dem des 20. Jahrhunderts werden nun glücklicher-

Digitized by Google

weise über den Unwert der Wissenschaft die Augen geöffnet. Von dem Unglücklichen, der im vorigen Jahrhundert nach Wissenschaft strebte, heißt es:

„Er hatte — ganz gleich, ob er in die Kirche ging oder nicht — keine Religion mehr, keinen Glauben, der ihm sagte: Du sollst. Er hat versucht, diesen Glauben durch Wissenschaft zu ersetzen, die Wissenschaft statt zur Dienerin, zur Herrscherin seines Sollens zu machen. Dieser Götzendienst hat ihn in den Barbaren zurückverwandelt, als den ihn der Weltkrieg offenbart hat[1])."

„Es gibt nur ein Wissen, das Anspruch darauf erheben kann, unserem Sollen zu gebieten: es ist das Wissen vom Guten und Bösen, das Gewissen." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 421.)

Daß das Gewissen ein bloßer Trieb ist, der mit wirklichem Wissen nichts gemein hat als die letzten Buchstaben des Wortes, geniert de Man nicht.

Er sagt weiter:

„Wenn wir den Glauben haben, daß das, was wir tun, das Gute ist[2]), wozu brauchen wir dann noch den Glauben, daß die Wissenschaft den Sieg dieses Guten notwendig macht? Nur die mechanische Wissenschaft, die Wissenschaft von den Sachen, kann eine derartige Vorkenntnis der Wirkungen erlangen, weil sie allein sie braucht. Der Mensch, der eine Maschine baut, muß im voraus aus wissenschaftlichen Gesetzen ableiten können, daß und wie sie funktionieren wird. Die Wissenschaft aber, die die sozialen Handlungen des Menschen zum Gegenstand hat, kann die Zukunft nicht erkennen, weil sie sie über die Tragweite der gegenwärtigen Handlung hinaus nicht zu erkennen b r a u c h t[3]). Es genügt, daß der Sozialismus an seine Zukunft glaubt. Er ist ein Glaube. Das lehrt uns die psychologische Wissenschaft. Er ist eine Liebe. Der Jüngling, der ein Mädchen liebt, braucht keine Wissenschaft." (S. 424.)

Je gedankenloser und unwissender der liebende Jüngling, desto glücklicher offenbar die Ehe.

Doch de Man geht noch weiter. Es genügt ihm nicht, zu erklären:

„Der Kämpfer für eine bessere Gesellschaftsordnung braucht keinen wissenschaftlichen Beweis, daß diese Ordnung notwendig kommen muß; es genügt, daß ihm sein Gewissen gebietet, sie zu erstreben."

De Man hält die soziale Wissenschaft nicht nur für überflüssig, sondern sogar für gar keine Wissenschaft. Nur das Gewissen (oder die Unwissenheit?) ist das wahre Wissen. Die Wissenschaft dagegen ein bloßes Produkt unseres Wollens. Was man wünscht, das glaubt man gern:

„Wie die ‚Lage der arbeitenden Klassen' und das ‚kommunistische Manifest' historisch dem Kapital vorangingen, so war auch bei Marx und Engels die Sympathie für die Arbeiterschaft und der Wunsch nach Sozialismus schon da, bevor sie an die Beweisführung der Unvermeidlichkeit des kapitalistischen Zusammenbruchs herantraten." (S. 263.)

---

[1]) Von den Barbaren in diesem Kriege ging offenbar keiner in die Kirche, war jeder zu sehr von moderner Wissenschaft erfüllt. K.

[2]) Den Glauben hat jeder. K.

[3]) Von de Man unterstrichen. K.

Digitized by Google

Doch trösten wir uns. Das scheint ein Mangel nicht nur des Marxismus, sondern aller historischen Wissenschaft zu sein:

„Das historische Notwendigkeitsgesetz, das die Zwecksetzung begründen will, setzt sie vielmehr voraus. Es postuliert immer nur eine Notwendigkeit, die gewünscht wird, und diese angebliche Notwendigkeit ist weiter nichts, als eine Illusion der Willensfreiheit über die Tragweite ihrer (der Freiheit? K.) eigenen Fähigkeit zur Verwirklichung ihrer (?) Wünsche." (S. 111.)

Im gleichen Sinne heißt es früher schon:

„Die Theorie paßt sich immer der Willensrichtung an; keine lehrreichere Illustration dafür als die Veränderungen des Begriffsinhalts ‚Proletariat' in der sozialistischen, ja in der marxistischen Literatur selber. In Deutschland — ausgerechnet in Deutschland! — hat die ‚russische' Willensrichtung des marxistischen Kommunismus neuerding sogar bewirkt, daß dem Begriff Proletariat der neue konkrete Inhalt ‚Arbeiter und Bauern' gegeben wird." (S. 105.)

Das Beispiel ist gerade nicht sehr glücklich gewählt. Hält es de Man für Wissenschaft, wenn ein paar Leute in Deutschland bereit sein sollten, auf Kommando von Moskau die Bauern unterschiedslos für Proletarier zu erklären? Uebrigens ist die Gleichsetzung der Bauern mit Proletariern im kommunistischen Rußland selbst nicht üblich. Man unterschied dort in der Regel sehr gut die bäuerlichen von den proletarischen Interessen und heute bildet es die wichtigste Sorge der russischen Staatsmänner, diese verschiedenen, mitunter gegensätzlichen Interessen ohne allzu große Reibungen unter einen Hut zu bringen. Endlich aber wurde das Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern den russischen Kommunisten nicht durch irgendeine grundlose oder bloß aus dem Gewissen stammende „Willensrichtung" diktiert, sondern durch die tatsächlichen, unabhängig vom kommunistischen Willen bestehenden ökonomischen Existenzbedingungen Rußlands.

Das Beispiel de Mans ist also schlecht gewählt, die Neigung, die es illustrieren soll, besteht aber wirklich. Jeder ist kritischer gegenüber Behauptungen, die ihm unangenehm sind, als solchen, die seinen Zwecken entsprechen. Absurd ist es allerdings, in dieser Neigung mehr zu sehen als eine Fehlerquelle des Denkens, die ja bei manchen zur Kritiklosigkeit neigenden Menschen sehr stark und störend werden kann. De Man schließt aus der bloßen Neigung mancher Theoretiker frischweg auf jede Theorie und erklärt von ihr, daß sie sich „immer der Willensrichtung anpaßt".

Diese Art des Vorgehens kennzeichnet das ganze Buch de Mans. Er macht einzelne richtige Beobachtungen, verallgemeinert aber, was nur bedingt gilt, übertreibt, vergröbert, verzerrt und verwandelt so Vernunft in Unsinn.

Doch vermag das Körnchen Wahrheit manchen naiven Leser zu verführen, den ganzen Kübel Verkehrtheiten aufzunehmen, in dem es drin liegt. Ein anderer wieder mag sich veranlaßt sehen,

Digitized by Google

mit der Menge Spreu auch die paar Weizenkörner achtlos wegzuwerfen, die in ihr verborgen sind. Trotzdem würde es sich nicht lohnen, die de Manschen Sätze näher zu erörtern, wenn sie nicht darauf beruhten, daß er zwei Phasen des Wollens nicht unterscheidet, die nicht miteinander zusammengeworfen werden dürfen, was trotzdem regelmäßig geschieht. De Man gibt uns einen guten Anlaß, die nötige Unterscheidung hier vorzunehmen.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß in letzter Linie unser Wollen nicht durch unser Erkennen bestimmt wird, sondern schon vor jeglicher Erkenntnis da ist und daß es auf diese selbst bestimmend einwirkt.

Wir haben ja im zweiten Buche gesehen, daß unser Wollen ein Ergebnis unserer angeborenen Triebe ist. Diese sind nicht alle immer wirksam und nicht alle stets in gleichem Maße. Damit sie in Funktion treten, müssen bestimmte Veränderungen im Organismus oder in seiner Umwelt eintreten, etwa Leere des Magens, oder der Anblick einer leckeren Speise, das Eintreten der Geschlechtsreife, die Nähe eines Wesens des anderen Geschlechtes usw.

Die Triebe selbst modifizieren sich je nach der Lebensweise des Organismus, die ebensowohl von seinen Organen wie von seiner Umwelt abhängt. Sie modifizieren sich also am meisten beim Menschen, sobald er künstliche Organe erfindet, die zu einem Teil seiner Umwelt werden und diese wie seine Lebensweise, und damit ihn selbst verändern.

Aber wie groß auch diese Aenderungen sein mögen, stets entspringen die Triebe des Menschen aus seinem Innern, werden durch den lebendigen Organismus und seine Lebensbedingungen bestimmt, die vor jeglicher Erfahrung vorhanden sind und von denen es abhängt, in welcher Art diese sich gestaltet.

Das Wollen ist also früher da als das Wissen. Auf welchen Gebieten dieses gewonnen wird, hängt von jenem ab und von den Bedingungen, die es erzeugen, den angeborenen Trieben des Organismus und ihren Modifikationen durch die Umwelt.

Zweites Kapitel.

Teleologie und Kausalität.

Aus den angeborenen Trieben gehen unter verschiedenen Lebensbedingungen sehr verschiedene Arten des Wollens, des Verlangens, des Bedürfens hervor. Diese helfen dem Organismus in keiner Weise, wenn sie nicht die Ursachen werden zu bestimmtem Handeln.

Sobald aber der Wille aus einem unbestimmten Verlangen zu dem bestimmten Entschluß wird, eine bestimmte Handlung zu

Digitized by Google

vollbringen, ändert er fundamental seinen Charakter. Nun wird er nicht bloß durch die aus dem Inneren des Organismus stammenden Antriebe bestimmt, die teils angeboren, teils durch Berührung mit der Umwelt erworben wurden, sondern auch und in sehr wesentlichem Maße durch seine Erfahrungen, durch die Erkenntnis, die er aus ihnen schöpft, Erkenntnis sowohl der eigenen Fähigkeiten, wie der Beschaffenheit der Umwelt. Seine Fähigkeiten sind ihm wohl angeboren, aber er lernt sie erst kennen, wenn er sie durch Betätigung in der Umwelt erprobt.

Der Wille der ersten Phase ist verbunden mit teleologischem Denken. Er beschäftigt sich mit einem Zustande, der bestehen soll. Dieses Sollen kann der verschiedensten Art sein, je nachdem es der nächsten oder einer weiteren Zukunft gilt, einen Zustand herbeisehnt bloß infolge eines Triebes, sei er egoistischer, sexueller, ästhetischer oder sozialer Natur. Ist der Trieb ein sozialer, dann bekommt der Zustand, der sein soll, einen ethischen Charakter, den eines ethischen Ideals.

Die menschlichen Ziele, die bloß aus dem Triebleben hervorgehen, aus den Bedürfnissen, die unter bestimmten sozialen Bedingungen eine bestimmte Färbung bekommen, sind notwendigerweise unbestimmt, nebelhaft.

Ganz anders gestaltet sich der Wille, sobald er vom bloßen Bedürfen dazu übergeht, bestimmte Handlungen zur Befriedigung der Bedürfnisse zu verlangen. Sobald er Handlungen veranlaßt, muß er mit kausaler Erkenntnis notwendigerweise verbunden sein. Das ist für die Setzung von Zielen nicht notwendig, wohl aber für die Setzung von Handlungen zur Erreichung eines Zieles. Jetzt darf der Wille nicht mehr unbestimmt und nebelhaft sein.

Handeln heißt nichts anderes, als eine bestimmte Ursache setzen, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Ich würde die Ursache gar nicht setzen, wenn ich die Wirkung, die sie üben wird, nicht erwartete, also mit mehr oder weniger Gewißheit voraussähe. Bewußtes — nicht instinktives — Handeln ist nicht möglich ohne die Erkenntnis bestimmter notwendiger kausaler Zusammenhänge.

Solche Erkenntnisse treten so früh auf, wie das Bewußtsein selbst. Das Gebiet der erkannten kausalen Zusammenhänge ist in der Tierwelt natürlich zunächst sehr klein, und jede dieser Erkenntnisse bleibt zunächst unverbunden mit den anderen. Erst nach und nach werden sie in einen widerspruchslosen Zusammenhang miteinander gebracht.

Von den Erkenntnissen etwa der Karpfen, die man gewöhnen kann, Bodenerschütterungen durch den Fuß nahender Menschen als die Ursache zu betrachten, die ihnen Futter bringt, bis zu den umfassenden Theorien der modernen Wissenschaft ist ein weiter

Digitized by Google

Weg. Aber die Funktion der Erkenntnis ist hier wie dort die gleiche, dem Organismus ein Wissen von kausalen Zusammenhängen der Umwelt zu bringen, die ihn befähigt, sein Handeln, damit aber auch sein dieses Handeln bestimmendes Wollen, den von ihm triebmäßig gesetzten Zwecken entsprechend, also zweckmäßig einzurichten.

Es macht dabei keinen Unterschied, ob es sich um ein Handeln in der Natur oder um eines in der Gesellschaft handelt. Das Problem wird kein anderes, ob der Mensch auf seinesgleichen einwirkt oder auf Tiere oder Pflanzen oder anorganische Körper, wenn auch natürlich nicht jedes dieser Dinge in gleicher Weise zu behandeln ist.

Der Mensch mag vermeinen, sein eigener Wille sei frei, es hänge nur von seinem Gutdünken ab, ob er furchtsam ist oder tapfer, haltlos oder konsequent usw. Er kann zu dieser Einbildung kommen, weil er die Faktoren nicht kennt, die seinen Willen bestimmen. Aber unbewußt und oft widerstrebend erkennt er durch sein soziales Tun an, daß das Wollen der Menschen durch kausale Notwendigkeiten bestimmt wird. Denn er könnte sich gar nicht als Ursache seinen Mitmenschen gegenüber setzen, wenn er nicht erwartete, daß diese darauf in bestimmter Weise reagieren werden. Erwartungen können enttäuscht werden. Das gilt indes der Natur gegenüber nicht minder als der Gesellschaft gegenüber. Aber wäre jeder Mensch, mit dem ich zu tun bekomme, in seinem Willen frei, also ganz unberechenbar, dann hieße jede meiner Einwirkungen auf andere Menschen, hieße jedes Tun des einzelnen in der Gesellschaft nichts als zielloses Herumfuchteln in der Luft, bei dem es ganz vom Zufall abhängt, was dabei herauskommt.

Die Anhänger der Willensfreiheit schöpfen die Gründe für ihre Annahme aus der Beobachtung des eigenen Inneren, was immer sie darunter verstehen mögen. In ihrer gesellschaftlichen Praxis gehen sie jedoch in der Weise vor, wie sie es durch das Vorbild aller Welt gewöhnt sind. Und das beruht auf der Erwartung, daß die Menschen auf bestimmte Maßnahmen in bestimmter Weise reagieren. Nur unter dieser Annahme ist ein Handeln in der menschlichen Gesellschaft, also ein soziales Leben möglich.

Natürlich ist unser Erkennen der Umwelt und auch unser eigenes Können stets unvollkommen, also wird auch unser Handeln nicht immer zweckmäßig sein. Aber es wird um so eher sein ihm durch das triebmäßige Wollen gesetzte Ziel zu erreichen vermögen, je größer unsere Erkenntnis der Wirklichkeit.

Unser Wollen muß daher auf Erkennen der Wahrheit ausgehen und nicht auf Schaffung von Illusionen. Das Bedürfnis, die Dinge so zu sehen wie sie wirklich sind, ist schon bei den

Digitized by Google

Tieren sehr stark. Die Wahrheit zu erkennen, ist für sie eine Lebensnotwendigkeit — natürlich nicht die Wahrheit über die ganze Welt, wohl aber über das Stück davon, in dem sie hausen: Sie gingen zugrunde, wenn ihre „Theorie" sich ihrer „Willensrichtung anpaßte". Ein hungriger Fuchs etwa würde nicht weit kommen, wenn er in jedem Baumstumpf oder gar in jedem Hund einen Hasen zu sehen glaubte.

Kein Zweifel, es gibt Leute, deren Wollen im teleologischen Stadium verbleibt und nicht das kausalbedingte erreicht. Sie sind geneigt, alles für wahr zu halten, was ihrer Willensrichtung entspricht, auch wenn man ihnen Unsterblichkeit und ewige Jugend und zwar schon im Diesseits verheißt. Das sind diejenigen, die nicht alle werden und jedem Schwindler auf den Leim gehen. Aber zu behaupten, auch jeder Theoretiker, selbst der bedeutendste und tiefste Denker, gehöre in diese Kategorie, ist doch ein starkes Stück. Träfe das zu, die Menschheit wäre längst ausgestorben. Von dem bloßen Wollen und wäre es das herrlichste und erhabenste, ist kein Mensch satt geworden, wenn sich nicht bestimmtes zweckmäßiges Handeln dazu gesellt. Das ist aber unmöglich ohne klare Erkenntnis der kausalen Zusammenhänge, die für die Erreichung des Zweckes in Frage kommen.

Erst die Erkenntnis macht das jeweilige Wollen zu einem Sollen, das bestimmte Handlungen erzeugt. Dieses Sollen ist ganz verschieden von dem aus dem Triebleben hervorgehenden. So unbestimmt und vage dieses ist und sein muß, so klar und präzis kann jenes werden.

Doch stammt das Sollen, das bestimmte Handlungen erzeugt, nicht ausschließlich aus der Erkenntnis. Auch Instinkte können bestimmte Handlungen gebieten. Deren gibt es beim Menschen nicht viele, dafür finden wir im Unterschied vom Tier beim Menschen noch eine dritte Triebfeder für bestimmtes Handeln: Die von anderen, früheren Menschen herstammende, von der späteren Generation fertig vorgefundene Sitte.

Instinkte, Sitten, Erkenntnisse bilden jenes Sollen, aus dem bestimmte Handlungen hervorgehen. Auch dieses nimmt, soweit es sich auf soziales Tun bezieht, einen ethischen Charakter an. Aus dem Sollen in bezug auf das Verhalten gegenüber der Gesellschaft wird ein ethisches Gebot, eine ethische Pflicht.

Das ist ein ganz anderes Sollen als jenes, das im ethischen Ideal verkörpert ist.

Das ethische Gebot, bestimmtes Tun zu vollbringen und anderes zu meiden, ist gar nicht möglich ohne Erkenntnis der Konsequenzen des einen wie des anderen Tuns, also ohne Erkenntnis kausaler Zusammenhänge — soweit nicht Instinkt oder Sitte das Gebot erzeugen. Doch spielt der Instinkt beim Menschen eine untergeordnete Rolle. Und die Sitte ist nicht zu er-

Digitized by Google

klären, wenn wir nicht annehmen, daß die Menschen zur Zeit ihres Aufkommens einen wirksamen Grund hatten, das von ihr verlangte oder verpönte Tun als gesellschaftlich nützlich oder schädlich zu betrachten. Dieser Grund kann aufgehört haben, zu bestehen oder er ist vergessen worden, die alte Sitte bleibt aber bei der konservativen Natur des Geistes solange bestehen, bis neu auftauchende Lebensbedingungen sie in auffallendem Maße als unzweckmäßig erkennen lassen.

Aber ob es aus direkter oder aus überlieferter, vielleicht schon veralteter Erkenntnis stammen mag, unser bewußtes Sollen, soweit es unsere Handlungen vorschreibt, ist stets ein Ergebnis unseres Erkennens kausaler Zusammenhänge und es ist soweit zweckmäßig, als unser Erkennen richtig.

Jedoch bildet die Erkenntnis nur die eine Seite unseres jeweiligen Handelns. Sie sagt uns, w i e wir handeln sollen. Sie sagt uns nicht, d a ß wir handeln sollen.

Der Anstoß dazu kommt aus dem Triebleben des Individuums, das seinerseits wieder seine Anstöße von der Außenwelt empfängt.

Aus dem bloßen Wissen ohne Wollen, ohne Bedürfnis geht ebensowenig ein Handeln hervor, als aus dem bloßen Bedürfnis ohne bestimmte Anschauung der Umwelt ein bestimmtes Handeln hervorgehen kann.

Die reine Wissenschaft erläßt keine Gebote, sie stellt bloß kausale Zusammenhänge fest. Ob und inwieweit die bedürftige Menschheit diese Erkenntnisse für ihre praktischen Zwecke anwenden kann und will, geht die Wissenschaft als solche nichts an, obwohl ihr Ursprung in dem Verlangen nach praktisch anwendbarem Wissen zu suchen ist.

Wo es aber zu derartiger praktischer Anwendung einer Wissenschaft kommt, da gibt sie sehr bestimmte Gebote des Handelns, die von der Einsicht in die Notwendigkeit diktiert sind.

Man liebt es heutzutage, zwei Arten von Wissenschaften zu unterscheiden, die der Natur und die des Geistes. In Wirklichkeit meint man unter den Geisteswissenschaften die Wissenschaften von der Gesellschaft, denn die eigentliche Wissenschaft vom Geist, von der Psyche, die Psychologie, gehört zur Naturwissenschaft.

Der Unterschied zwischen den beiden Arten von Wissenschaften soll darin bestehen, daß die Naturwissenschaft nach der Erkenntnis kausaler Zusammenhänge sucht, zu zeigen hat, was ist, indessen die Geisteswissenschaften nach Zwecken forschen, untersuchen, was sein soll.

In der Tat besteht ein Unterschied in dem Verhältnis des Menschen zur Natur und dem Verhältnis zu seinen Neben-

Digitized by Google

menschen. Er kann der Natur nicht gebieten, er kann nur ihre Gesetze erforschen, um sie auszunutzen.

Anders steht es mit dem Menschen. Sie verständigen sich untereinander durch die Sprache. Ein Mensch kann einen anderen zu einem bestimmten Tun überreden oder es ihm befehlen, wenn hinter dem Befehl die nötigen Machtmittel stehen, etwa die Uebermacht der Mehrheit oder eine bewaffnete Polizei. Kann der Mensch auf die Natur nur wirken auf Grund der Erkenntnis ihrer Gesetze, so kann er auf andere Menschen wirken durch Gebote, die er auch Gesetze nennt.

Die Gesetze der Moral und des Staates werden uns nicht kund durch Beobachtung und Erforschung der Natur und sie bestehen nicht unabhängig von dem Wollen der Menschen. Von Menschen werden sie verkündet, von Menschen durchgesetzt und zwar zu menschlichen Zwecken. Mitunter auch zu unmenschlichen Zwecken. Sie werden anscheinend nicht von der Kausalität beherrscht, sondern von der Teleologie, der Zwecksetzung. So scheint es, als habe man bei der Erforschung der Gesellschaft nur nach Zwecken und Geboten zu forschen, nach Gesetzen in ganz anderem Sinne als in der Naturwissenschaft.

Die Denkweise der Männer des Gesetzes, der Juristen, wird für diese Auffassung der Gesellschaftswissenschaft entscheidend, die um so mehr vorherrscht, je verbreiteter juristische Bildung ist. Sie bedarf auch der Annahme der Willensfreiheit. Wir haben im dritten Buche gesehen, daß ein Naturforscher, wie Billroth, vom Standpunkt seiner eigenen Wissenschaft aus die Willensfreiheit verwarf, es dagegen für notwendig hielt, sie anzuerkennen, weil sonst die ganze Juristerei ihre Grundlage verlöre.

Zu den Geisteswissenschaften gehören politische Oekonomie und Geschichte. Alle anderen Geisteswissenschaften lassen sich im Grunde auf diese beiden reduzieren.

Dilthey bezeichnet in seiner „Einleitung zu den Geisteswissenschaften" (Berlin, 1922) diese als Wissenschaften, durch die „ein Zweig der menschlichen Tätigkeit geregelt wird", „welche Imperative zu ihren Grundlagen haben". (S. 5.)

Er schreibt seine Einleitung für jene, die sich mit „der Geschichte, der Politik, Jurisprudenz oder politischen Oekonomie, der Theologie, Literatur oder Kunst beschäftigen" und spricht dann von den „bezeichneten Wissenschaften." (S. 3.)

Natürlich rechnet er Politik, Literatur und Kunst nicht zu den Wissenschaften. Er hat sie hier offenbar nur als Gebiete im Auge, mit denen sich die Geisteswissenschaft beschäftigt.

Eine wissenschaftliche Untersuchung von Literatur und Kunst bedeutet aber doch nichts anderes, als Literatur- und Kunstgeschichte. Und mit der Politik kann man sich wissenschaftlich wohl auch nicht anders beschäftigen, als durch historische und

Digitized by Google

ökonomische Untersuchungen. Ebenso ist Theologie nicht anders wissenschaftlich zu betreiben, als auf dem Wege der Religionsgeschichte.

Und die Jurisprudenz? Sie handelt sicher von Imperativen, aber von solchen, die sie nicht selbst schafft. Ihr Material sind die Gebote, die Gesetze der Gesetzgeber. Die Juristen haben diese Gesetze zu sammeln, ihre wissenschaftliche Aufgabe ist es, sie zusammen in einem widerspruchslosen System zu ordnen, aber die Gesetze selbst werden nicht von der Rechtswissenschaft gemacht, sondern von den Politikern und Staatslenkern. Und die Zwecke, denen die Gesetze dienen, stammen aus dem Leben, nicht aus der Jurisprudenz. Diese Gesetze werden um so zweckmäßiger sein, je mehr bei den Gesetzgebern ausreichende Einsicht in die kausalen Zusammenhänge der menschlichen Gesellschaft vorhanden ist.

Mag die juristische Denkweise die Geisteswissenschaften noch so sehr beherrschen, im Grunde lassen sie sich doch alle reduzieren auf politische Oekonomie und Geschichte. Die ökonomische Wissenschaft ist groß geworden, hat ihre Bedeutung erlangt als Lehre von den kausalen Zusammenhängen im ökonomischen Prozeß, und in der Geschichte gewinnt das Suchen nach kausalen Zusammenhängen immer mehr Raum.

Andererseits aber ist die menschliche Gesellschaft nicht das einzige Gebiet unseres Erkennens, das historisch betrieben werden kann. Seitdem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lehre aufkam, die Erde und das ganze Sonnensystem seien aus einem rotierenden, glühenden Gasball hervorgegangen, und seitdem sich dazu im Laufe des 19. Jahrhunderts die Lehre von der Entwicklung der Organismen gesellte, kann man das Studium großer und stets wachsender Zweige der Naturwissenschaft gar nicht mehr anders treiben als historisch, das heißt, durch Vergleichung jetziger mit vergangenen Erscheinungen. Endlich wird niemand eine Naturwissenschaft völlig beherrschen, der nicht weiß, wie sie geworden ist.

Drittes Kapitel.

Reine und angewandte Wissenschaft.

Wohl ist eine Unterscheidung zu machen zwischen Wissenschaften, die ausschließlich nach notwendigen, kausalen Zusammenhängen forschen, und solchen, die Zwecke setzen und Imperative für bestimmtes Handeln erlassen, aber es ist nicht eine Unterscheidung zwischen Natur und Geist oder menschlicher Gesellschaft, sondern eine Unterscheidung zwischen *reiner* und *angewandter* Wissenschaft.

Digitized by Google

Die reine Wissenschaft dient stets ausschließlich der Erforschung notwendiger kausaler Zusammenhänge, sie sieht ab von jeglicher Zwecksetzung, in der politischen Oekonomie und der Geschichte ebenso wie in der Mechanik, Chemie, Biologie.

Dagegen die angewandte Wissenschaft spricht stets bestimmte Imperative aus, und gibt Werturteile ab über zweckmäßiges oder unzweckmäßiges Vorgehen, einerlei, ob sie sich mit mechanischen, chemischen Dingen, mit lebenden Organismen oder gesellschaftlichen Erscheinungen beschäftigt.

Diese Imperative stammen aber nicht aus irgendwelcher Teleologie, sondern aus kausaler Erkenntnis. Allerdings wird diese bestimmten Zwecken dienstbar gemacht. Es sind Zwecke, die aus gar keiner Wissenschaft stammen, weder reiner noch angewandter, sondern in letzter Linie aus dem vor aller Wissenschaft gegebenen Triebleben und den äußeren Bedingungen, unter denen die Bedürfnisse der Menschen ihre besonderen Formen annehmen.

Das gilt ohne Unterschied für die Wissenschaften von der Natur wie für die von der Gesellschaft.

Nehmen wir etwa die Medizin. Sie sagt den Menschen: Du mußt das und das tun und das und das vermeiden, um gesund zu werden oder zu bleiben. Diese Gebote sind ein Ergebnis der Einsicht in die Naturgesetze. Aber das Verlangen, gesund zu werden oder zu bleiben, ist nicht ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung: es besteht lange vor ihr, ist ein Produkt entweder des Selbsterhaltungstriebs, wenn es der eigenen Person gilt, oder des sozialen Triebs, wenn es die Menschen der Umgebung gesund sehen will.

Ebenso steht es mit der Technik. Sie erläßt „imperative" Normen für die Menschen, wie sie produzieren sollen. Diese Gebote entstammen naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Aber die Zwecke der Produktion werden in letzter Linie durch die, vor jeder solchen Erkenntnis gegebenen Triebe und Bedürfnisse der Menschen gegeben.

Die technische Wissenschaft sagt dem Menschen: wenn du eine Schnellzugslokomotive bauen willst, sollst du so und so verfahren. Aber diese Wissenschaft sagt dem Menschen keineswegs: du sollst trachten, deine Fortbewegung möglichst zu beschleunigen. Dieses Bedürfnis stammt aus dem Leben, nicht aus der Wissenschaft.

Nicht anders steht es mit der politischen Oekonomie. Auf Grund ihrer Einsicht in die ökonomischen Gesetze kann sie dem Gesetzgeber sagen, welcher Art etwa seine Zollgesetzgebung sein soll, damit Profite oder Grundrenten steigen. Aber das Ziel der Erreichung hoher Profite oder Grundrenten stammt nicht aus

Digitized by Google

der Wissenschaft, sondern aus den Bedürfnissen und den Lebensbedingungen der Kapitalisten und Grundbesitzer.

Die reine Wissenschaft hat mit dem Setzen von Zwecken oder der Befriedigung von Bedürfnissen gar nichts zu tun. Die angewandte Wissenschaft wendet die kausale Erkenntnis der reinen Wissenschaft an, um Zwecken zu dienen, die aus dem Lebensprozeß der Menschen hervorgehen. Bei dieser Anwendung kommt die angewandte Wissenschaft dazu, auch ihrerseits bestimmte Zwecke zu setzen, deren Erreichung den obersten Zwecken dienen soll, die aus dem Triebleben hervorgehen.

So kann sich etwa die Medizin zu dem Zwecke der Erhaltung der Gesundheit der Menschen den Zweck setzen, den Alkoholgenuß einzudämmen oder womöglich ganz auszurotten. Aber dies wird stets auf Grund kausaler Erkenntnis geschehen. Die Medizin wird dadurch noch keine teleologische Wissenschaft.

Die Geisteswissenschaften machen in dieser Beziehung keinen Unterschied gegenüber den Naturwissenschaften außer darin, daß sie jünger sind als diese — auch die Geschichte, soweit sie als Wissenschaft betrieben wird — und daß bei ihnen in der Klassengesellschaft Sonderinteressen auftreten, während gegenüber der Natur alle Menschen die gleichen Interessen haben. Und an den Erscheinungen der Gesellschaft nimmt jeder lebhaften praktischen Anteil. Die Erforschung der Natur überläßt man möglichst den Fachleuten.

Infolge der Jugend der Wissenschaften von der Gesellschaft und der störenden Einwirkung praktischer Interessen ist in diesen Wissenschaften die reine von der angewandten Wissenschaft weniger klar geschieden als in den Naturwissenschaften.

Anatomie und Physiologie werden getrennt von der Therapie getrieben, Physik getrennt von der Technik. Ein bloßer Physiker wird sich davor hüten, eine Lokomotive konstruieren zu wollen, Dagegen wird es kaum einen Nationalökonomen geben, der sich auf die reine Theorie beschränkt und sich nicht auch mit Fragen praktischer Oekonomie beschäftigt hätte, Zollpolitik, Steuerpolitik, Bankpolitik, Geldpolitik, Sozialpolitik usw.

So bekommen die Geisteswissenschaften einen praktischen, teleologischen Charakter, den die reinen Naturwissenschaften nicht haben.

Die reine und die angewandte Wissenschaft gelten da leicht als eines. Mancher macht es einzelnen Oekonomen zum Vorwurf, daß sie in den wirtschaftlichen Vorgängen nur nach den sie beherrschenden Gesetzen suchen, ohne Herz und Gemüt, statt nach Vorschriften darüber, wie die einzelnen ökonomisch tätigen Menschen sich zueinander zu verhalten hätten. Die historische Schule der politischen Oekonomie, die nicht nach Gesetzlichkeiten sucht, hat sich denn auch als ethische Schule aufgetan.

Digitized by Google

Die Schwierigkeit, Oekonomie oder Geschichte als reine Wissenschaft zu betreiben, völlig losgelöst von der angewandten Wissenschaft und ihren praktischen Geboten, ist sicher sehr groß. Aber das ist kein Grund, aus der Not eine Tugend zu machen und jeglicher ökonomischen oder historischen Untersuchung von vornherein den Charakter einer reinen Wissenschaft zu nehmen, die bloß nach kausalen Zusammenhängen sucht, und sie ganz nur als teleologische Wissenschaft hinzustellen, das heißt, als bloß angewandte Wissenschaft. Dies ist ein Unsinn, da eine solche die reine Wissenschaft und die von ihr entdeckten Gesetze voraussetzt. Ohne Kenntnis dieser Gesetze werden ja alle Gebote, die sie erläßt, zu nichts als frommen Wünschen, bei denen es ganz vom Zufall abhängt, ob und inwieweit sie in Erfüllung gehen.

Die historische Schule ist denn auch mit ihrer, aus keinerlei ökonomischen Gesetzen geschöpften Ethik nicht weit gekommen.

Nach dem eben Gesagten ist es nun leicht zu begreifen, wie sich Sozialismus und Wissenschaft zueinander verhalten.

Wir haben oben den Satz de Mans zitiert, daß für Marx und Engels „die Sympathie für die Arbeiterschaft und der Wunsch nach Sozialismus schon da waren, bevor sie an die Beweisführung der Unvermeidlichkeit des kapitalistischen Zusammenbruchs herantraten."

Kein Zweifel, die Sympathie für die Arbeiterschaft ist bei den grundlegenden Theoretikern des Sozialismus früher da, als die Theorie. Diese Sympathie stammt nicht aus der Wissenschaft, sondern aus dem Triebleben und den Bedingungen, unter denen es vor sich geht.

Ohne die Ausbeutung, Knechtung, Mißhandlung der Arbeiter durch das Kapital kein Streben nach Aufhebung dieser Zustände. Es entspringt dem Selbsterhaltungstrieb der mit dem Untergang bedrohten Arbeiter sowie den sozialen Trieben sowohl der bessergestellten Arbeiter, die sich mit den niedergetretenen solidarisch fühlen, als auch einzelner Gebildeter und sogar Kapitalisten, bei denen einesteils das soziale Empfinden, und andererseits die Kenntnis der entsetzlichen Verhältnisse der Arbeiterschaft in stärkerem Maße vorhanden ist als bei dem Durchschnitt der nicht proletarischen Schichten.

Das Bedürfnis, den Arbeitern zu helfen, sie aus ihrer elenden Lage zu befreien, war vor allem Sozialismus da. Es entstammt nicht der Wissenschaft, wird nicht durch sie erzeugt. Allerdings ist die heutige Gesellschaft ein so ungeheurer, mannigfaltiger Organismus, daß die verschiedenen ihrer Schichten nur wenig voneinander wissen. Die Intellektuellen wissen wenig vom proletarischen Elend, wenn es ihnen nicht statistisch eindringlich demonstriert wird. Aber das kann man noch nicht eine wissenschaftliche Tätigkeit nennen, die Sozialismus erzeugt,

Digitized by Google

sondern nur eine unsere Zeit kennzeichnende Methode, die Umwelt anzusehen.

De Man hat ganz recht: Bei Marx und Engels, wie wohl bei jedem Sozialisten, war die Sympathie mit dem Proletariat vor ihren wissenschaftlichen Theorien da. Sie floß aus ihrer Betrachtung des proletarischen Elends, das nicht nur in Statistiken und ökonomischen Darstellungen, sondern auch in proletarischen Bewegungen, namentlich der des Chartismus zutage trat.

Aber de Man irrt gründlich, wenn er meint, daß auch ihr Sozialismus vor ihren wissenschaftlichen Untersuchungen da war und daß er unseren Meistern das Ergebnis vorschrieb, zu dem sie mit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu gelangen hätten.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das proletarische Elend in eindringlicher Weise sichtbar. Es erschütterte und erschreckte weite Kreise auch außerhalb des Proletariats, und der Drang, dem Proletariat zu helfen, wurde sehr stark. Aber die Wege, die man zur Abhilfe einschlagen wollte, waren sehr verschieden, je nach der sozialen Lage der einzelnen Helfer. Aber auch je nach dem Grade ihrer Einsicht in die ökonomischen Gesetze.

Viele glaubten, die Demokratie würde genügen, dem Elend zu steuern. Marx und Engels selbst gehörten in ihren Anfängen der bürgerlichen Demokratie an, wie auch Lassalle und Liebknecht. Ebenso noch die meisten der auf sie folgenden Generation ihrer Schüler, ein Bebel, ein Singer. Ja, auch noch Bernstein, Viktor Adler, ich selbst, haben von der Demokratie unsern Ausgangspunkt genommen.

De Man allerdings wuchs in einer Generation auf, in der Sympathie mit der Arbeiterklasse und Sozialismus als gleichbedeutend galt. Bei uns dagegen war dies keineswegs der Fall. Es bedurfte angestrengter, intellektueller Arbeit, um zu erkennen, daß die bloße Demokratie nicht genüge, das Proletariat zu befreien.

Nicht ohne einigen Ingrimm müssen wir sehen, wie manche Wichtigtuer sich heute bemüßigt fühlen, uns diese Erkenntnis als ihre eigene neueste Entdeckung entgegenzuhalten, um unsere Rückständigkeit darzutun, weil wir heute noch, wie während unseres ganzen Lebens, die Demokratie fordern.

Daß die Demokratie allein, so unentbehrlich sie sei, doch nicht ausreiche, das Proletariat zu befreien, erkannten wir früh. Damit war noch wenig gewonnen.

De Man sagt ganz einfach, Marx und Engels hätten sich zum Sozialismus bekannt. Aber wenn man darunter nicht einen ethischen Nebel von Arbeiterfreundlichkeit versteht, findet man, daß man mit diesem Wort gar mannigfache Auffassungen bezeichnen kann, die alle nur in der Ueberzeugung übereinstimmen,

Digitized by Google

daß das Privateigentum der Kapitalisten an den Produktionsmitteln die elende Lage der Arbeiter verschuldet, so daß sie nur durch dessen Aufhebung zu bessern sei. Darüber, in welcher Art dieses Ziel zu verwirklichen sei, gingen die verschiedenen Sozialisten sehr auseinander. Es erheischte eine bedeutende ökonomische und historische Einsicht, um zwischen den divergierenden Anschauungen zu wählen.

Außer in dem allgemeinen ethischen Ziel waren die Sozialisten vor Marx auch noch darin einig, daß es sofort verwirklicht werden müßte. Die einen wollten es durch die Gründung sozialistischer Kolonien erreichen, andere durch die Gründung von Produktivgenossenschaften mit oder ohne Staatshilfe. Die Staatssozialisten zerfielen wieder in solche, die von einer über den Klassen thronenden Monarchie die nötige Hilfe erwarteten, und in andere, die von der Monarchie nichts wissen wollten, dafür vermeinten, eine demokratische Republik müsse die Hilfe bringen. Wieder andere verzweifelten daran, die Mehrheit in der Demokratie für die proletarische Sache zu interessieren. Sie strebten nach der Wiederaufrichtung einer jakobinischen Diktatur, die durch den Putsch einer Gesellschaft von Verschworenen herbeigeführt werden sollte, die sich des Staatsapparates zu bemächtigen und ihn für die proletarischen Zwecke in Bewegung zu setzen hätten. Und neben ihnen standen jene, die im Staate den größten Gegner des Proletariats sahen. Sie erwarteten dessen sofortige Befreiung, sobald es gelang, den Staat zu zertrümmern.

Man sieht, sich dem Sozialismus anzuschließen, war keine so einfache Sache. Owen und Fourier, Louis Blanc und Blanqui, Weitling und Rodbertus (der übrigens weder Marx noch Engels beeinflußte), Proudhon und noch viele andere vertraten damals die verschiedenartigsten sozialistischen Tendenzen. Welche die den gegebenen Bedingungen am besten angepaßte sei, war durch bloße Gemütsregungen nicht zu entscheiden. Um zur Klarheit über den Sozialismus zu kommen, hielten es Marx und Engels für unerläßlich, Oekonomie und Geschichte, namentlich Geschichte der Revolutionen zu studieren. Bei diesen Forschungen, die sie nicht erst nach erfolgtem Uebergang zum Sozialismus begannen, kamen sie zu ihrer Geschichts- und Gesellschaftsauffassung und durch sie zu ihrem eigenartigen Sozialismus, der von jedem bis dahin bestandenen gründlich abwich.

Marx selbst erklärt in seinem Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie", er sei als Chefredakteur der liberalen „Rheinischen Zeitung" (seit 1842) auf den französischen Sozialismus aufmerksam geworden:

„Zu jener Zeit, wo der gute Wille, ‚weiter zu gehen', Sachkenntnis vielfach überwog, hatte sich ein schwach philosophisches Echo des französischen Sozialismus und Kommunismus in der ‚Rheinischen Zeitung'

Digitized by Google

hörbar gemacht. Ich erklärte mich gegen diese Stümperei, gestand aber zugleich, in einer Kontroverse mit der ‚Allgemeinen Augsburger Zeitung' rund heraus, daß meine bisherigen Studien mir nicht erlaubten, irgendein Urteil über den Inhalt der französischen Richtungen selbst zu wagen. Ich ergriff vielmehr begierig die Illusion der Geranten[1]) der ‚Rheinischen Zeitung', die durch schwächere Haltung des Blattes das über es gefällte Todesurteil rückgängig machen zu können glaubten, um mich von der öffentlichen Bühne in die Studierstube zurückzuziehen."

Das geschah im Januar 1843. In seiner Marx-Biographie, veröffentlicht im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" sagt Engels von diesem Aufenthalt in der Studierstube:

„Marx warf sich aufs Studium der politischen Oekonomie, der französischen Sozialisten und der Geschichte Frankreichs. Das Resultat war sein Uebergang zum Sozialismus."

Doch das war nicht das einzige Resultat. Sondern im engen Zusammenhang damit erstand auch die materialistische Geschichtsauffassung, die dem Marxschen Sozialismus einen ganz neuen Charakter gab, der gänzlich abwich von jedem vorhergehenden.

Man sieht, die Marxsche Theorie war nicht zu dem Zwecke erdacht, einen vor aller wissenschaftlichen Erkenntnis vorhandenen Sozialismus zu stützen. Sondern das Bekanntwerden mit den proletarischen Bewegungen und dem Sozialismus veranlaßte Marx, sich tieferes ökonomisches und historisches Wissen zu holen. Und aus diesem erst schöpfte er seine besondere Auffassung des Sozialismus. Dieser ist angewandte Wissenschaft, aufgebaut auf reiner Wissenschaft. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, die angewandte Wissenschaft bestehe vor der reinen und schreibe dieser ihren Weg vor. Vor der reinen wie der angewandten Wissenschaft besteht bloß der aus den angeborenen Trieben und den jeweiligen Lebensbedingungen hervorgehende Endzweck, dem die Wissenschaft dienstbar gemacht wird, in diesem Falle die Befreiung des Proletariats. Der Weg zu dieser Befreiung ist aber nur durch wissenschaftliche Arbeit zu erkennen.

Ebensowenig wie durch die Willensrichtung des Liberalismus ließen sich Marx und Engels durch die jenes Sozialismus, den sie vorfanden, vorschreiben, welchen Weg sie einschlagen wollten.

Wie sehr die sozialistischen Richtungen der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts oder besser gesagt, alle Richtungen des vormarxistischen Sozialismus auch auseinandergehen mochten, in zwei Punkten waren sie einig: 1. Die neue Gesellschaftsordnung, die an Stelle der alten treten solle, müsse schleunigst verwirklicht werden. Das bestehende Elend gestatte keinen Aufschub. 2. Das Proletariat sei unfähig, sich selbst zu helfen. Es könne nur befreit werden durch Hilfe von außen, durch menschenfreundliche Ka-

[1]) Herausgeber. K.

Digitized by Google

pitalisten, die die Mittel böten, sozialistische Kolonien zu gründen, oder durch gütige und einsichtsvolle Regierungen, monarchistische oder republikanische, die dem Proletarier die Mittel böten, eigene Produktionsmittel zu erwerben und in eigenen Genossenschaften zu produzieren, frei von kapitalistischer Wirtschaft und Ausbeutung. Diejenigen Sozialisten, die jeder Art solcher Hilfe skeptisch gegenüberstanden, vertrauten wieder auf einen „Vortrupp", wie man heute sagt, auf eine Elite von Pionieren aus dem Proletariat selbst, die der zu jeder selbständigen Bewegung unfähigen Arbeitermasse den Weg zur Befreiung bahnen sollte, teils durch eigene Organisationen, unabhängig vom Staat, wie Genossenschafter und Anarchisten wollten, teils durch Bünde Verschworener, die den Staat vermittels eines Putsches erobern sollten.

Jeder dieser Richtungen traten Marx und Engels entgegen, wenn auch nicht jeder mit gleicher Entschiedenheit.

Ihre Studien hatten sie zu ihrer Geschichtsauffassung geführt, die im Klassenkampf das treibende Moment in der Entwicklung der Staaten sah. Und jeden Klassenkampf faßten sie als politischen Kampf auf mit dem Ziel der Eroberung der Staatsmacht.

Von diesem Standpunkt aus kamen sie zur Ueberzeugung, daß die Befreiung des Proletariats, die der Sozialismus anstrebe, nur erreichbar sei durch dieses selbst. Und nur erreichbar sei, wenn es ihm gelinge die Staatsgewalt zu erobern. Daher wendeten sie sich von vornherein gegen jede Erwartung, mildherzige Klassengegner könnten Organisationen schaffen, die das Proletariat befreiten. Selbst wenn sich solche Klassengegner fänden, würde ein geistig unselbständiges Proletariat solche Organisationen nicht zweckmäßig zu benutzen verstehen. Sie lehnten aber auch alle Erwartungen ab, es könnten Pioniere aus der Arbeiterklasse beispielgebend außerhalb jeder Politik Organisationen schaffen, die imstande wären, das Proletariat zu befreien. Doch den Weg der Verschwörungen und Putsche wiesen sie ebenfalls zurück. Der Bund der Kommunisten, dem sie im Frühjahr 1847 beitraten, mußte notgedrungen bei den politischen Verhältnissen jener Zeit ein Geheimbund sein. Aber sie legten Gewicht darauf, daß er bloß ein propagandistischer Bund blieb, keine Verschwörung wurde, die Putsche vorbereitete. Und bei der Gründung der Internationale 1864 war es Marx, der es durchsetzte, daß sie die damals sehr populären konspirativen Ideen eines Mazzini ablehnte.

Allerdings, die jakobinischen Traditionen aus der großen Revolution warfen sie nicht sofort über den Haufen; sie nahmen anfangs an, in revolutionären Situationen könne die Minderheit einer Klasse die ganze Klasse mit sich fortreißen, doch haben sie auch darin später anders gedacht.

Digitized by Google

Die Statuten der Internationale sprachen es bereits deutlich aus: die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein.

Darin unterschieden sie sich von den anderen Sozialisten. Freilich mußten sie mit ihnen darin übereinstimmen, daß auch sie anerkannten, dem Proletariat, so wie es sei, fehle die Fähigkeit, sich selbst zu befreien. Doch im Unterschied zu den anderen Sozialisten sahen sie seine Lage nicht so hoffnungslos an wie diese.

Man liebt es heute, die Verelendungstheorie als das besondere Charakteristikum des Marxismus zu bezeichnen. Wer das tut, hat die Geschichte des Sozialismus entweder nie gekannt oder wieder vergessen. Es waren gerade die Sozialisten vor Marx, denen das Elend des Proletariats als völlig unüberwindlich erschien, solange es einen Kapitalismus gäbe. Marx und Engels sahen das Elend nicht rosiger, als ihre Gesinnungsgenossen, aber sie sahen im Gegensatz zu diesen auch die Keime, die es in seinem Schoße barg. Sie sahen, wie das Kapital, indem es sein Ausbeutungsgebiet vergrößert, auch das Proletariat vermehrt und dabei in wenigen Oertlichkeiten konzentriert und organisiert. Sie sahen weiter voraus, daß es in seinen Klassenkämpfen erstarkt und die Grundlagen weiteren Erstarkens erringt.

Damit kamen sie jedoch zu einem weiteren Gegensatz gegenüber den anderen Sozialisten. Diese sagten, wir müssen das Proletariat sofort befreien und können es jederzeit befreien, wenn uns die nötigen Machtmittel, Geld oder der Staatsapparat zur Verfügung stehen. Marx und Engels sagten: Die Befreiung des Proletariats ist nur unter bestimmten ökonomischen Bedingungen möglich. Das Kapital ist daran, sie überall zu schaffen, aber noch nirgends sind sie erreicht. So sagten sie Ende der vierziger Jahre. Nicht sofortige Befreiung des Proletariats ist die nächste praktische Aufgabe der Sozialisten, sondern seine Kräftigung und Aufklärung. Namentlich die Gewerkschaften erschienen ihnen dafür wichtig. Darin standen sie im Gegensatz zu den sonstigen Sozialisten. Schon im „Elend der Philosophie" 1846 sagt Marx:

„Die Oekonomen und die Sozialisten sind über einen einzigen Punkt einig: Die Koalitionen zu verurteilen." (Deutsche Ausgabe S. 159.)

Weiter sprach Marx von der „transzendentalen Geringschätzung", die von den Sozialisten gegenüber Streiks, Koalitionen und Gewerkschaften an den Tag gelegt wird. (S. 162.)

Noch Lassalle ignorierte die Gewerkschaften, und auch in den Anfängen der Internationale wurden Stimmen laut, die geringschätzig von den Streiks sprachen, die das Lohnsystem unberührt ließen, während man von den Produktivgenossenschaften rühmend hervorhob, daß sie es ohne weiteres an der Wurzel packten.

Digitized by Google

Im Jahre 1850 war es zur Spaltung des Kommunistenbundes wegen taktischer Differenzen gekommen. Marx, der die Mehrheit der Zentralbehörde des Bundes vertrat, hielt der Minderheit vor:

„Statt der wirklichen Verhältnisse wird ihr (der Minderheit) der bloße Wille zum Triebrad der Revolution. Während wir den Arbeitern sagen: Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um Euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen, sagt ihr im Gegenteil: ‚Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen, oder wir können uns schlafen legen.' Während wir speziell die deutschen Arbeiter auf die unentwickelte Gestalt des deutschen Proletariats hinweisen, schmeichelt ihr aufs plumpste dem Nationalgefühl und dem Standesvorurteil der deutschen Handwerker, was allerdings populärer ist. Wie von den Demokraten das Wort ‚Volk' zu einem heiligen Wesen gemacht wird, so von Euch das Wort ‚Proletariat'. Wie die Demokraten schiebt Ihr der revolutionären Entwicklung die Phrase der Revolution unter." (Marx, Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln, Zürich 1885, S. 21.)

Der Führer der Gegenpartei im Bund, Schapper, erwiderte:

„Ich habe die hier angefochtene Ansicht ausgesprochen, weil ich überhaupt in dieser Sache enthusiastisch bin. Es handelt sich darum, ob wir im Anfang selbst köpfen oder geköpft werden (Schapper versprach sogar, in einem Jahre, also am 15. September 1851, geköpft zu sein. Marx). In Frankreich werden die Arbeiter drankommen und damit wir in Deutschland. Wäre das nicht, so würde ich mich allerdings schlafen legen und dann könnte ich eine andere materielle Stellung haben. Kommen wir dran, so können wir solche Maßregeln ergreifen, daß wir die Herrschaft des Proletariats sichern. Ich bin fanatisch für diese Ansicht, die Zentralbehörde[1]) aber hat das Gegenteil gewollt."

Man sieht, das was heute als Bolschewismus oder Leninismus gilt, hat mit Schapper mehr zu tun als mit dem ihm gegenüberstehenden Marx.

Käme es nur auf die Willensrichtung an, und wäre die Theorie deren fügsame Dienerin, dann ist es keine Frage, daß Marx ebenso gesprochen hätte wie Schapper. Sein Bedürfnis nach dem baldigen Ausbruch der Revolution und der Herrschaft des Proletariats war ebenso groß wie das der Fraktion Willich-Schapper. Aber er gehörte nicht zu den Leuten, denen Enthusiasmus und Fanatismus über den Geboten der Erkenntnis stehen. Diese gebot seiner Willensrichtung, nicht umgekehrt. Und das Proletariat ist nie schlecht gefahren, wenn es nach dieser Methode verfuhr.

Ist der marxistische Sozialismus nicht das bloße Produkt einer triebhaften Willensrichtung, sondern das Ergebnis angewandter Wissenschaft, dann ist das oberste ethische Gebot für ihn der Wille zur Wahrheit. Und danach haben auch Marx und Engels stets gehandelt.

---

1) Zu der Marx und Engels gehörten. K.

Digitized by Google

Ein Beispiel davon haben wir eben vorgeführt in dem Streit zwischen Marx und Engels einerseits und Willich-Schapper andererseits im Kommunistenbund. Er war nur die Einleitung zu völliger Isolierung in der eigenen Partei, wie in der gesamten Emigration, in die Marx und Engels gerieten, weil ihre Auffassungen, die sie aus ökonomischer Erkenntnis geschöpft hatten, in Widerspruch gerieten zu der Willensrichtung der Emigration, die an der Idee des baldigen Wiederaufflackerns der Revolution mit aller Zähigkeit hing.

Daß unser Denken durch unser Wollen beeinflußt wird, ist nicht zu bezweifeln. Auch Marx und Engels haben sich in ihren Erwartungen, namentlich in bezug auf das Tempo der Entwicklung, dadurch zeitweise etwas zu optimistisch stimmen lassen. Aber diejenigen, die unsere Meister darob höhnen, vergessen, daß es keinen Politiker, keinen Kämpfer gibt, dem derartiges nicht passiert. Marx und Engels unterschieden sich von den andern nur dadurch, daß sie sich von solcher Beeinflussung viel freier hielten als die andern, und daß sie es für notwendig hielten, ihr möglichst entgegenzuwirken.

Mit der schnurrigen Auffassung, „die Theorie paßt sich immer der Willensrichtung an", haben sie natürlich nichts zu tun. Wir haben gesehen, daß das Zustandekommen ihrer eigenen Theorie den Gegenbeweis liefert.

Viertes Kapitel.

Die Kraft des Willens.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die reine Wissenschaft nicht schon ein Wollen erzeugt. Aber nicht minder steht es fest, daß das bloße Wollen noch kein Handeln erzeugt. Damit es dazu kommt, sind zweierlei Arten von Wollen und Sollen notwendig. Einmal das ursprüngliche vage Wollen, das aus angeborenen Trieben und deren jeweiliger Gestaltung durch die Umwelt herstammt, und dann das bestimmte Wollen bestimmter Handlungen, das aus der Erkenntnis der Umwelt hervorgeht und die bewußte Anpassung des ursprünglichen Wollens an bestimmte, erkannte Bedingungen und Situationen darstellt.

Auch jene bestimmten Handlungen, die uns durch Instinkte oder Sitten diktiert werden, vollziehen sich in der Regel nicht ohne das Eingreifen bewußter Erkenntnis.

Dabei wird für die praktische Wirkung des triebhaften Teils unseres Wollens nicht bloß die Richtung wichtig, in der es strebt, sondern auch die Intensität, in der es auftritt.

Auch die Intensität der einzelnen unserer Triebe hängt teils von der vererbten Körperverfassung des Individuums ab, teils

Digitized by Google

von den Bedingungen, unter denen es aufwächst. Sie bestimmen, ob die Triebe der Selbsterhaltung überwiegen, die sozialen, die sexuellen Triebe, die des ästhetischen Genießens oder die des Erkennens.

Direkt aber können die Erkenntnisse des Menschen nicht die Intensität seiner Triebe beeinflussen, da diese Erkenntnis ihn leider nicht befähigt, seine Vorfahren oder das Milieu, in dem er aufwächst, nach Belieben zu wählen.

Die Kraft des ethischen Empfindens kann denn auch durch keinerlei philosophische Untersuchungen und Feststellungen, nicht durch Ermahnungen und Predigten bestimmt werden. Wie wenig Kerkerstrafen dabei helfen, wie sie manchen Menschen vielmehr sittlich völlig verwahrlosen lassen, ist bekannt. Die einzige Möglichkeit, auf die Ethik der einzelnen zu wirken, besteht darin, sie in Lebensbedingungen zu versetzen, die der Förderung der vorhandenen sozialen Triebe günstig sind. Allerdings, wo solche von Geburt an fehlen, wird das vortrefflichste Milieu sie nicht schaffen können. Solche abnorme Fälle werden indes selten sein.

Doch auch diese Methode der sittlichen Erziehung findet rasch ihre Grenzen. Wo sollen sittliche und verständnisvolle Erzieher herkommen in einer Welt sittlicher Korruption oder brutalen Zwanges?

Trotz alledem kann durch die Art unserer Erkenntnis die Kraft unseres Wollens vermehrt oder geschwächt werden.

Zunächst wird durch richtige Erkenntnis der Umwelt, der Aufgaben und der Mittel, die sie bietet, die ganze Kraft unseres Wollens auf die Erreichung des Möglichen konzentriert. Das Unmögliche wird als Ziel ausgeschaltet und damit alle Vergeudung von Willenskraft vermieden, die sonst nutzlos bei dem Streben verzehrt würde, Unmögliches zu erreichen.

Doch noch in anderer Weise wird die Kraft unseres Wollens, aber auch unseres Handelns durch richtige Erkenntnis vermehrt. Wenn man von Willenskraft spricht, hat man in der Regel nur das Wollen des einzelnen im Auge. Man redet ihm zu, seinen Willen aufs äußerste anzuspannen, dann werde ihm Großes gelingen.

In Wirklichkeit ist der Wille des einzelnen, und wäre er ein allmächtiger Diktator, in der Gesellschaft ohnmächtig dort, wo er vereinzelt bleibt.

Natürlich, wenn nur der einzelne einen Willen hat, und die anderen keinen, dann obsiegt die Willenskraft des einzelnen. Dessen Intensität nützt ihm dagegen gar nichts, wenn ihm ein anderer Mensch gegenübersteht, von gleicher Willensstärke, der aber in entgegengesetzter Richtung strebt. Die beiden Willen werden sich dann aufheben, keines der beiden Individuen wird vom Fleck kommen. Je größer die Willensenergie eines jeden

Digitized by Google

von ihnen, um so größer der Aufwand an Kraft, der da nutzlos vertan wird.

So wichtig die Intensität des Wollens jedes einzelnen für persönliche Zwecke werden mag, sie genügt nicht dort, wo es gilt, große gesellschaftliche Wirkungen zu erzielen. Da kommt es vor allem auf die Einheitlichkeit des Wollens vieler an.

Man hat von der deutschen Revolution von 1918 gesagt, sie habe deswegen nicht alles erreicht, was damals für das Proletariat erreichbar war, weil diesem der tatkräftige Wille fehlte. Das ist eine ganz verfehlte Auffassung. Der nötige Wille war ausreichend da, so sehr, daß er unwiderstehlich dort wurde, wo die Volksmassen einig waren. Alle die Götzen des alten Regimes, die eben noch in goldenen Tempeln gethront und den Massen den Fuß auf den Nacken gesetzt hatten, sie flohen oder stellten sich der Revolution zur Verfügung. Nirgends auch nur ein Versuch des Widerstandes. Der Wille des revolutionären Teils des deutschen Volkes war übermächtig.

Aber nur, solange er einheitlich war. Leider hatte der Krieg, der schließlich den revolutionären Willen des deutschen Proletariats aufs gewaltigste aufpeitschte, gleichzeitig seine Reihen aufs tiefste zerklüftet. Durch seine Leiden im Kriege war sein Wollen aufs stärkste angestachelt worden. Aber die historische Situation hatte sich so gestaltet, daß der ganze Fanatismus, die ganze Wut einzelner proletarischer Fraktionen sich gegen die proletarische Mehrheit richtete, um diese zu vergewaltigen. Zwischen den Kommunisten und den Mehrheitssozialdemokraten standen die Unabhängigen, das „marxistische Zentrum", nicht als ein Mittel, die feindlichen Brüder zu einheitlichem Tun zusammenzufassen, sondern selbst innerlich gespalten, da die einen mehr zum Kommunismus, die anderen mehr zur Sozialdemokratie neigten.

Neben den furchtbaren sachlichen Schwierigkeiten, die das Trümmerfeld des Krieges auftürmte, war es die Zersplitterung des deutschen Proletariats, die bewirkte, daß die Revolution ihm nicht so viel brachte, als damals sonst möglich gewesen wäre. Nicht mangelnde Entschlußfähigkeit war daran schuld, im Gegenteil, die Situation wurde gerade durch das ungeheure Maß vorhandener Willenskraft verdorben, da diese im Bruderkampfe aufgewendet wurde.

Je einheitlicher eine Klasse zusammengefaßt wird, desto größer, bei gleicher Intensität des Wollens der einzelnen, die Macht, die sie im Klassenkampf aufzubringen vermag, desto bedeutender die Ergebnisse ihres Wollens.

Ein unentbehrliches Mittel dazu ist eine demokratische Einrichtung der Klassenorganisationen. Eine solche legt der Minderheit die Pflicht auf, die von der Mehrheit für gut befundene

Digitized by Google

Politik praktisch mitzumachen, gibt jedoch zugleich der Minderheit das Recht und die Möglichkeit, dagegen ihren eigenen Standpunkt kritisch vor der Gesamtheit zum Ausdruck zu bringen.

So unentbehrlich diese Art der Massenorganisation wird, so findet sie doch ihre Grenzen, wenn die Differenzen zwischen Mehrheit und Minderheit dauernd und unerträglich werden. Dann naht der Moment, wo die Minderheit es nicht vermag, die Politik der Mehrheit mitzumachen. Die Spaltung steht vor der Tür.

Ein Versuch, durch terroristischen Zwang die Minderheit bei der Stange zu halten oder mundtot zu machen, kann das Uebel nur vermehren. Nur dort ist er durchführbar, wo die Partei über die Staatsgewalt verfügt. Das Verbot für eine Klasse, bestimmte Auffassungen zu untersuchen und zu prüfen, bedeutet die Erklärung ihrer Unmündigkeit. Ein Proletariat, das unter Kuratel gestellt wird und eine solche Maßregel ruhig hinnimmt, bezeugt damit seine Unfähigkeit, sich selbst zu befreien, und es verliert dabei immer mehr die Keime einer Fähigkeit zur Befreiung durch eigene Kraft, die es bereits entwickelt hatte.

Jene dauernde, freudige und wohlüberlegte Einheitlichkeit, deren das Proletariat bedarf, soll es sich seinen vielen und starken Gegnern gegenüber durchsetzen können, es kann sie nicht erringen durch Zwang. Weder durch den einer Mehrheit, noch weniger durch den Terror einer Minderheit, die nur durch eine bewaffnete Macht herrscht, sondern nur durch die Uebereinstimmung im selbständigen Denken.

Diese Uebereinstimmung ist keineswegs etwas Unerreichbares.

Man bedenke: für alle Mitglieder einer Klasse besteht im ganzen und großen die gleiche Umwelt mit gleichen Aufgaben und Hilfsmitteln. In der Klasse selbst sind die Interessen, die Lebensbedingungen, die Mittel der Erkenntnis im allgemeinen dieselben.

Legt man also das Hauptgewicht der geistigen Tätigkeit im Klassenkampf auf die Erforschung der Umwelt, basiert man die Ziele, die man sich setzt, die Wege, die man einschlägt, auf die Ergebnisse dieser Erforschung; zielt die Propaganda in den Massen vor allem auf die Verbreitung der so gewonnenen Kenntnisse ab, dann wird man am ehesten zu einer Uebereinstimmung des Denkens im Proletariat, wenigstens in seinen geistig selbständigen Teilen gelangen.

Dagegen wird diese Uebereinstimmung um so schwerer zu erreichen sein, je mehr man den bloßen Willen, den subjektiven, als frei erscheinenden Willen zum Triebrad der historischen Entwicklung macht und an Stelle des Gesetzmäßigen das Zufällige

Digitized by Google

setzt. Hier wird der Wille durch keine überlegene Einsicht zu zweckmäßigem Tun dirigiert, hier entscheiden bloß die Bedürfnisse nach raschen Erfolgen. Wo die ausbleiben, laufen die bloß Wollenden leicht auseinander, die keine gemeinsame Erkenntnis zusammenhält.

Zu allen den schon bisher gekennzeichneten großen Vorteilen, die aus der wissenschaftlichen Erkenntnis der Umwelt für die Erfolge unseres praktischen Tuns hervorgehen, gesellt sich also auch noch der, daß eine gemeinsame, aus der Erforschung der Umwelt hervorgehende wissenschaftliche Lehre, noch mehr als die Organisation, die Klasse zusammenhält. Womit die Organisation nicht gering geschätzt werden soll. Das Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit ist ja bereits jedem einigermaßen denkenden Proletarier in Fleisch und Blut übergegangen.

Danach ist zu ermessen, welche Art der Propaganda die besten Resultate erzielt. Die eine appelliert nur an den Willen, betrachtet ihn als das alleinige Triebrad der Revolution. Ein Agitator, voll Enthusiasmus oder Fanatismus vermag diese Eigenschaften einer Masse mitzuteilen, die in ihrem Sehnen und Bedürfen mit ihm übereinstimmt. Aber ein durch eine Person auf andere übertragener Enthusiasmus ist bloßer Rausch. Er wirkt nur, solange die anfeuernde Person des Agitators vorhanden ist, und er wirkt nicht in der grauen Prosa des Alltags. Ein jahre- und jahrzehntelang andauerndes Ringen ist auf diesem Wege nicht zu erreichen.

Andere Erfolge erzielt eine Agitation, die nicht auf den Willen wirkt, sondern auf die Erkenntnis; die nicht Affekte zu erzeugen sucht, sondern aufklärt, die Massen mit Tatsachen bekannt macht, die ihnen nicht bekannt und für ihren Befreiungskampf von äußerster Wichtigkeit sind. Das braucht keine temperamentlose Schulmeisterei zu sein. Die Tatsachen, die der Aufklärung dienen, sind vielfach auch solche, die Zorn oder Hingebung hervorrufen. Aber die Propaganda darf kein bloßer Appell an das Gemüt sein, an ethisches Empfinden, sondern muß die Verbreitung neuer Erkenntnisse in sich schließen. Sicher wird nichts Großes geschaffen ohne Begeisterung. Aber das nötige ethische Empfinden muß bereits vorher, durch das Leben erzeugt sein, wenn es eine dauernde Triebkraft in einem Befreiungskampf darstellen soll. Eine Bewegung ist auf Sand gebaut, wenn ihren Teilnehmern das nötige ethische Empfinden erst von Agitatoren eingeflößt werden muß. Das ist bloßes Strohfeuer.

Neue Erkenntnisse dagegen bleiben in den Menschen haften. Sie treiben an, nach weiterer Erkenntnis zu streben, sie werden durchdacht und erörtert, und eine neue Bewegung, die von ihnen ausgeht, ist zäh und unausrottbar, wenn gleichzeitig die Lebens-

Digitized by Google

verhältnisse der an der Bewegung teilnehmenden Menschen in ihnen die nötigen triebhaften Kräfte erzeugen und wachhalten.

Die kapitalistischen Bedingungen des Produktionsprozesses selbst erzeugen den energischen Drang im Proletariat, sich zu befreien. Dazu bedarf es keiner Agitation. Wohl aber bedarf es klarer Erkenntnis der bestehenden Verhältnisse, um zu wissen, wie es diesen Drang betätigen soll, um zu einem dauernden Erfolg zu gelangen.

Mit Recht erklärt es das kommunistische Manifest als Aufgabe der Kommunisten, „vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus" zu haben. Die E i n s i c h t sollen sie vor ihm voraushaben, das heißt, sie müssen vor allem streben, Einsicht zu gewinnen und zu verbreiten und nicht etwa Rührseligkeit oder blinde Wut. Letztere ist allerdings leichter zu erzeugen. Man kann sie produzieren, ohne das geringste gelernt und gedacht zu haben.

De Man will der Masse gegenüber nur an ihre Affekte appellieren. Er zitiert Goethes Wort:

„Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel,
Urteilen gelingt ihr miserabel",

und bemerkt dazu, diese Aeußerung habe „die Geltung einer sozial-psychologischen Wahrheit":

„Das was die Masse zum ‚Zuschlagen' bringt, ist nicht die Wirkung eines Denkprozesses, sondern eines Affektverlaufs, der sich günstigenfalls des Denkens anderer bedient. Das Denken ist ein rein persönlicher Vorgang. Zwar kann das Denken eines oder mehrerer Menschen Massen beeinflussen, aber immer nur insofern, als die Denkergebnisse in einer suggestiven Form mitgeteilt werden, die ihnen affekterregende Wirkung verleiht." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 151.)

De Man vermeint also, in der Masse denken die einzelnen nicht, das überlassen sie anderen. Wer zu den Massen spricht, hat ihnen höhere Erkenntnis nicht beizubringen, sondern ihnen nur bestimmte Handlungen zu suggerieren, ohne daß sie wissen, warum sie sie begehen. Er hat sie nicht aufzuklären, sondern zu hypnotisieren.

Kein Zweifel, derartiges kommt vor. Die Masse hat aber nie dabei gewonnen, wenn einzelne Politiker sie in dieser Weise als unbewußtes Werkzeug benutzten. De Man mag sich einbilden, diese Auffassung sei dem unethischen materialistischen Marxismus weit überlegen. Wir bleiben dem kommunistischen Manifest treu, das als unsere vornehmste Aufgabe das Streben nach Wahrheit und die Verbreitung höherer Einsicht im Proletariat betrachtete.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Marx und Jehovah.

De Man freilich ist das Streben nach Erkenntnis kausaler Zusammenhänge so verhaßt, daß er kaum eine Seite seines Buches über die „Psychologie des Sozialismus" frei davon läßt, dieses Streben herunterzusetzen und zu verdächtigen.

So schreibt er auf S. 117:

„Das ist das Geheimnis alles Glaubens an Notwendigkeitsgesetze: ihre psychologische Funktion ist Willensstärkung durch Suggestion von Zuversicht. Die Notwendigkeitsidee ist ein Merkmal der Denkart aller geistigen Bewegungen, die zu jung oder sonst zu schwach sind, um die Vorstellung eines Ausgleichs zwischen ihrer großen Aufgabe und ihrer kleinen Macht entbehren zu können, sie ist ein Zeichen der Primitivität, das Sympton eines Mangels an innerem Gleichgewicht, die geistige Hilfskonstruktion eines durch Minderwertigkeitsgefühl erzeugten Aggressionstriebes."

„Das Bekenntnis zur Determination bedeutet, daß man eine übernatürliche Kraft zu Hilfe ruft, um den Feinden Furcht, den eigenen Heerscharen Vertrauen einzuflößen."

Es heißt dann weiter, das Marxsche Naturgesetz der gesellschaftlichen Entwicklung sei nichts als eine neue Art Gottheit:

„Ein strenger, gewalttätiger, grausamer Gott, der eine auffallende innere Verwandtschaft mit dem Jehovah des Alten Testaments und dem Gott der Calvinisten, jener praedestinierten Pioniere der kapitalistischen Kultur aufweist. Er verlangt von den Menschen, daß sie einem notwendigen Ziel alles, sogar das Gefühl ihrer eigenen Willensfreiheit opfern sollen."

Marx ist also der Prophet eines neuen Jehovah.

Aber zum Glück ist da de Man, der Verkünder des wirklichen Gottes, der diesen schädlichen Götzendienst zuschanden macht und verhindert, daß die Menschen dem grausamen neuen Jehovah noch weiterhin ihr liebstes Kind opfern, den süßen Glauben, sie vermöchten stets frei das zu wollen, was sie wollen wollen.

De Man macht hier keinen Unterschied zwischen Erkenntnis der Natur und der Gesellschaft. Er spricht von der „Notwendigkeitsidee" überhaupt. Aber er meint wohl nicht, daß das Forschen nach Naturgesetzen einem Gefühl der Schwäche entspringt, etwas „Primitives" ist, und daß die Menschen aufhören, in den Vorgängen der Natur keine Notwendigkeiten mehr zu sehen, seitdem sie ihr Minderwertigkeitsgefühl ihr gegenüber überwunden haben.

Nein, obwohl er von der „Denkart a l l e r geistigen Bewegungen" spricht, die vor „große Aufgaben" gestellt sind, für deren Lösung sie nicht ausreichen, so hat er doch bloß, wie er gleich bemerkt, nur die eine Marxsche Denkart im Auge, mit ihrem Naturgesetz der gesellschaftlichen Entwicklung.

Dabei aber stellt sich folgendes heraus, wenn man an die Tatsachen nicht mit der nötigen „Willensfreiheit" herantritt, sondern sie mit erbärmlichem Sklavensinn getreu wiedergibt:

Digitized by Google

Die Notwendigkeitsidee in der Gesellschaft, das Forschen nach den sie beherrschenden Gesetzen hat Marx nicht erfunden, sondern schon fertig vorgefunden, nicht in der jungen Bewegung des aufkeimenden Proletariats, sondern in der Wissenschaft der herrschenden Produktionsweise und Klasse. Er übernahm sie von einem Ricardo und anderen Oekonomen, die keine „zu junge oder sonst zu schwache Bewegung" vertraten, sondern deren Ideen damals, als Marx und Engels sie studierten, das ganze soziale Leben beherrschten.

Die proletarischen Bewegungen dagegen, solange sie „primitiv", „jung", „schwach" waren, appellierten gar nicht an die Notwendigkeit, an die Naturgesetzlichkeit in der Gesellschaft, um sich Courage zu machen. Sie vertrauten damals vielmehr darauf, daß es möglich sei, die Notwendigkeit der ökonomischen Gesetze zu durchbrechen, so daß die Schwachen es vermöchten, über die Starken den Sieg zu erfechten.

Im Zeitalter der Reformation rechneten die Verfechter der Proletarier auf Wunder. Das taten z. B. die Wiedertäufer. Seit der Ueberwindung des Wunderglaubens durch die Aufklärung rechneten die proletarischen Elemente und ihre Freunde auf einen außerordentlichen, außerhalb jeder Naturnotwendigkeit stehenden Glücksfall, etwa auf den, daß ein Genie erstand, dem es endlich gelang, was der Menschheit bisher nicht gelungen, das Modell einer vollkommenen Gesellschaft zu erfinden. Ein solches mußte von aller Welt begeistert angenommen werden, sobald sie es kennen lernte und seine praktische Anwendung einmal versucht wurde. Andere rechneten wieder auf den glücklichen Zufall, daß es einer kleinen Schar entschlossener Verschwörer gelang, die Träger der Staatsgewalt zu überrumpeln, zu beseitigen und sich an ihre Stelle zu setzen.

Die sozialistische Bewegung hatte ihre erste Jugend bereits überschritten, als Marx und Engels daran gingen, sie mit den Augen der „Notwendigkeitsidee" zu betrachten, die sie in der herrschenden bürgerlichen Wissenschaft ihrer Zeit bereits anerkannt und hochentwickelt vorfanden.

Auf der anderen Seite steht fest, daß Marx und Engels zu dem „Bekenntnis der Determination" früher gekommen waren, als zum Sozialismus. Erst vom Determinismus ausgehend, kamen sie zum Sozialismus, und zwar zu der ihnen eigenen Art Sozialismus, die von allen anderen Richtungen des Sozialismus, die sie vorfanden, wütend bekämpft wurde, die den Determinismus durchaus nicht als tröstlich empfanden, nicht als „Hilfskonstruktion" ihres durch „Minderwertigkeitsgefühl erzeugten Aggressionstriebes".

Die wirkliche Geschichte der Notwendigkeitsidee in der sozialistischen Bewegung spricht also ganz anders als die willensfreie Geschichtsdarstellung.

Digitized by Google

Es war zunächst auch gar nicht einzusehen, warum die Anerkennung gesellschaftlicher Naturgesetze so besonders trostreich für die junge Bewegung sein sollte. Wenn Malthus zeigte, daß das Elend der Massen eine Notwendigkeit sei, wie immer Produktion und Eigentum gestaltet sein mochten; wenn die gesamte politische Oekonomie das Naturgesetz des „ehernen Lohngesetzes" anerkannte, daß der Lohn sich über das Existenzminimum nicht erhöhen könne, so war das alles auf die „Notwendigkeitsidee" begründet.

Vor Marx haben die Sozialisten die Notwendigkeitsidee in der politischen Oekonomie nicht anerkannt, sondern bestritten. So hielten sie z. B. dem Satz, daß die Arbeit (oder richtiger Arbeitskraft) notwendigerweise eine Ware sei, deren Bezahlung durch ihre Produktionskosten bestimmt werde, den Satz entgegen, daß diese Behauptung unsittlich sei, daß die Arbeit eine Ware nicht sein solle. Also im Jugendstadium hat die sozialistische Bewegung gerade das getan, was heute wieder de Man tut, ein Sollen festgestellt, statt nach notwendigen kausalen Zusammenhängen zu forschen.

Marx hat dagegen ebenso wie Engels die Notwendigkeitsidee von der bürgerlichen Wissenschaft übernommen, aber allerdings mit einer Modifikation: er leugnete nicht die Gesetze der politischen Oekonomie, aber es gelang ihm, in ihnen den historischen Charakter zu entdecken. Er betrachtet sie als Gesetze, die nur unter besonderen historischen Bedingungen gelten. Es gelang ihm auch, die Wandlungen zu erforschen, die im ökonomischen Körper vor sich gehen und den besonderen Naturgesetzen der kapitalistischen Produktionsweise den Boden unter den Füßen entziehen.

Also nicht die „Notwendigkeitsidee" an sich, nicht das bloße „Bekenntnis zum Determinismus" kennzeichnet den Marxismus als „Denkart einer jungen, schwachen Bewegung". Diese Denkart finden wir auch bei alten und starken Bewegungen. Sie entspringt dem Betrachten der Umwelt überall dort, wo es den Charakter einer Massenbeobachtung annimmt. Sie ist dort unmöglich, wo die Individuen glauben, aus der Beobachtung ihres eigenen Persönchens alles herausholen zu können, was zur Erkenntnis dieser Welt notwendig ist. Das geschieht dort, wo sich der einzelne als Hauptsache betrachtet und die Umwelt nur als lästige Störung erscheint, die von großen Geistern verachtungsvoll übersehen wird.

Was den Marxismus besonders kennzeichnet, ist eine besondere Art „Notwendigkeitsidee", die wir in den vorstehenden Seiten ausführlich behandelt haben. Man mag sich zur materialistischen Geschichtsauffassung stellen, wie man will, auf keinen Fall kann man sie einfach durch die Behauptung erledigen, sie

Digitized by Google

sei nichts anderes als eine Art Jehovaersatz in dieser Zeit der Verfälschung jeder echten Ware, „ein Zeichen der Primitivität, eines Mangels an innerem Gleichgewicht", nur erfunden zu dem Zwecke, ein angstvolles „Minderwertigkeitsgefühl" durch ein aufmunterndes Trostsprüchlein zu beruhigen.

Mein ganzes Buch wäre umsonst geschrieben, müßte ich hier diese Auffassung noch besonders in ihrer ganzen Absurdität darlegen. Wenn ich auf sie hier hinweise, geschieht es nur deshalb, weil sie einen wichtigen Gedanken enthält. Darin hat nämlich de Man ganz recht: eine bestimmte wissenschaftliche Auffassung kann eine große Willensstärkung einer Klasse bedeuten, ihre Zuversicht und damit die Energie ihres Kampfes gewaltig steigern.

Wir haben gesehen, wie die Erkenntnis der Umwelt bewirkt, daß sich unser Wollen, statt sich frei zu fühlen und in aussichtslosen Abenteuern zu zersplittern, auf das Mögliche konzentriert und es nur mit zweckmäßigen Mitteln zu erreichen sucht. Wir haben weiter gesehen, wie die Erkenntnis der Umwelt, je tiefer und richtiger ist sie, um so mehr bewirkt, daß das Wollen aller in gleicher Lage befindlichen, in gleicher Weise interessierten Menschen sich in der gleichen Richtung bewegt und dadurch bewirkt, daß diese Menschen das Maximum an Kraft entwickeln, dessen sie fähig sind.

Hier sehen wir, daß die Erkenntnis der Umwelt auch unsere Willenskraft stärkt, wenn diese Erkenntnis uns zeigt, daß das Ziel unseres Wollens erreichbar ist.

Etwas, was von vornherein als unerreichbar erkannt ist, wird nie gewollt werden. Aber die Zukunft liegt dunkel vor uns. Bei vielem, nach dem wir verlangen, ist es zweifelhaft, ob es erreicht werden kann oder nicht. Da wird unsere Willenskraft um so mehr angestachelt, je mehr der Zweifel schwindet, je klarer die Erreichbarkeit vor uns liegt.

So kann nach den verschiedensten Richtungen hin das Wissen unseren Willen beeinflussen, ihn kräftigen, oder schwächen, obwohl in letzter Linie die Kraft unseres Wollens nicht aus der reinen Wissenschaft stammt, sondern aus unserem Triebleben und den Bedingungen der Außenwelt, von denen es bewegt wird.

Allerdings, wenn unsere Anschauungen von der Umgebung und den Aussichten, die sie uns bietet, auf unsere Zuversicht und Willenskraft einwirken, dann liegt es nahe, diese Zuversicht und Kraft bei Menschen, mit denen wir zusammen tätig sind, dadurch vermehren zu wollen, daß man ihnen auf jeden Fall ein für ihr Verlangen günstiges Bild der Umwelt malt und uns alle Mitteilungen über diese unterschlägt, die entmutigend wirken könnten.

Derartiges wird in der Regel nur dort vorkommen, wo jemand die Menschen, mit denen er zusammenarbeitet, nicht als seine Kameraden, sondern als seine Werkzeuge betrachtet. Es

Digitized by Google

wird auf jeden Fall eine kurzsichtige Politik darstellen. Illusionen lassen sich nicht lange aufrechterhalten, wenigstens nicht Illusionen, die unsere Erfahrungswelt betreffen. Wer mit Illusionen operiert, spielt Hasard. Gewinnt er sofort, wird ihm die Täuschung verziehen. Dagegen wird sich die allgemeine Wut gegen ihn wenden, wenn er eine Niederlage erleidet. Und mit der ist stets bei einem Kampfe zu rechnen, bei dem man glaubt, die Kämpfer nur durch Täuschungen über die Sachlage zur Fortsetzung des Ringens veranlassen zu können.

Eine Bewegung, wie die marxistische, die jetzt achtzig Jahre alt ist, läßt sich nicht im Gange halten durch Illusionen. Sie hat alle anderen sozialistischen Richtungen überlebt, ist heute die einzige, allen Ländern mit proletarischer Bewegung gemeinsame sozialistische Richtung. Alle anderen sozialistischen, nichtmarxistischen Auffassungen haben es in den letzten Jahrzehnten bisher nur zur Bedeutung von Kuriositäten gebracht. Gewiß sind in den proletarischen Parteien unserer Tage bei weitem nicht alle Mitglieder konsequente Marxisten. Eklektizismus und theoretischer Indifferentismus sind weit verbreitet. Aber allenthalben ist die proletarische Politik zum praktischen Ausdruck der „Notwendigkeitsidee" des Marxismus geworden. Ueberall gilt die Auffassung der Arbeiterbewegung als Klassenkampf, der Sozialismus als Ziel des proletarischen Klassenkampfes, der nur mit der Aufhebung der Klassen enden kann. Wie wäre das möglich, wenn die materialistische Geschichtsauffassung und die auf ihr beruhende ökonomische Theorie und praktische Arbeiterbewegung nicht im Einklang stünde mit den Bedingungen der Umwelt, sondern uns ein falsches Bild böte über sie, über die Aufgaben, die sie uns stellt, über die Mittel zu ihrer Lösung, die sie uns bietet?

Beruhte die Siegeszuversicht, die der Marxismus uns einflößt auf bloßer Illusion, er müßte längst dort als vergessene Denkart ruhen, wo Proudhonismus, Rodbertusianismus, Bakunismus, die Bewegungen eines Henry George und Bellamy usw. in der Geschichte des Sozialismus bestattet sind.

Kein Jahrzehnt vergeht ohne „Krise des Marxismus", kein Jahr ohne zahlreiche „endgültige" Widerlegungen des Marxismus, kein Jahr auch ohne Fehler und Inkonsequenzen einzelner Marxisten — die größte Gefahr für unsere Lehre. Trotzdem lebt sie fort, von Jahr zu Jahr gewaltiger als je. Sie hat die Prüfungen der Praxis ebensowenig zu scheuen, wie die der Wissenschaft.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Das Ziel des geschichtlichen Prozesses.

Erstes Kapitel.

Prognosen aus Erfahrung.

Von ihrem Ursprung an erscheint in der materialistischen Geschichtsauffassung die Erforschung der Vergangenheit mit der der Zukunft aufs engste verknüpft, ebenso wie Theorie und Praxis, Geschichte schreiben und Geschichte machen.

Das Bedürfnis der Marxisten, die Zukunft zu erhellen, wird von ihren Kritikern gern zum Anlaß genommen, sie ob ihres Prophetentums und ihrer Prophezeiungen zu verhöhnen — merkwürdigerweise sind auch Sozialisten, Männer der Zukunft, unter diesen Spöttern zu finden.

Und doch ist das Bedürfnis nach dem Voraussehen des Kommenden nicht etwas, was den Marxisten besonders kennzeichnet. Er hat es mit allen Menschen gemein. Bloß in der Art des Voraussehens unterscheidet er sich von ihnen.

Schon das Tier bedarf einer gewissen Voraussicht.

Das Erkennen der Welt hat für das Individuum doppelten Wert. Einmal bedeutet es die Einsicht in bestimmte kausale Zusammenhänge. Das ermöglicht es ihm, bestimmte Ursachen zu setzen, um bestimmte Wirkungen zu erzielen. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit vermag das Individuum aber auch bestimmte Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Auf diese Weise wird es instand gesetzt, sich auf kommende Ereignisse vorzubereiten, entweder um sich gegen sie zu schützen, oder um sie zu seinem Vorteil auszunützen.

Wie ohne eine gewisse Kenntnis kausaler Zusammenhänge, ist auch ohne eine gewisse Voraussicht der Zukunft kein Handeln möglich.

Allerdings braucht diese Zukunft, die erkannt sein muß, um das Handeln zu ermöglichen, nicht immer eine sehr ausgedehnte zu sein. Die nächste Sekunde gehört auch schon zur Zukunft.

Wenn die Gazelle den lauernden Löwen erblickt, so ist dessen Sprung die nächste Zukunft, die ihr droht. Deren Erkenntnis bestimmt ihr Handeln, veranlaßt in diesem Falle schleunige Flucht.

Von da bis zur Voraussicht des kommenden Sozialismus ist ein weiter Weg. Aber hier wie dort ist es eine Voraussicht, die notwendig ist, soll unser Handeln in der Gegenwart zweckmäßig,

Digitized by Google

den Zwecken der Erhaltung des Individuums, seiner Art, seiner Klasse, seiner Gesellschaft angepaßt sein.

Das Voraussehen des Kommenden ist so wichtig für die Selbstbehauptung des einzelnen und ganzer Gesellschaften und Gemeinschaften, aber auch so schwierig, wenn das Kommende nicht dicht vor uns steht, daß die Kunst der Vorhersage. der Prophetie, als die erstrebenswerteste und höchste Art der Weisheit galt. Man betrachtete sie als einen Ausfluß der Gottheit. Das göttliche Wesen selbst bezeichnet man als Vorsehung.

Die Vorhersagen, die Prognosen kommen nicht alle in gleicher Weise zustande. Man kann drei Arten unter ihnen unterscheiden.

Die eine beruht darauf, daß bestimmte Ereignisse in bestimmten Zeitabschnitten regelmäßig wiederkehren. Viele Tiere wissen bereits und sehen voraus. daß dem Tage die Nacht, dem Sommer der Winter folgt und richten sich darauf ein. Die Menschenaffen bauen sich bei Tage Nester für die Nacht. Der Hamster legt Vorräte für den Winter an. Man wird darin wohl das Walten von Instinkten sehen müssen, aber eine gewisse Voraussicht des Kommenden dürfte dabei nicht fehlen. Beim Menschen jedenfalls ist die Voraussicht derartiger, regelmäßig sich wiederholender Vorkommnisse ganz allgemein, und selbst bei den rückständigsten unter ihnen zu finden.

Solche Prognosen sind natürlich lange Zeit nur rein empirischer Natur, auf bloßer Beobachtung von Regelmäßigkeiten beruhend.

Dadurch. daß man verschiedene, unabhängig voneinander beobachtete Regelmäßigkeiten in einen inneren Zusammenhang miteinander bringt, erlangen sie größere Sicherheit. werden sie zu notwendigen Naturgesetzen. Die auf solche Gesetze aufgebauten Prognosen bekommen dadurch den größten Grad der Gewißheit.

Schwieriger als diese Art der Prognosen ist die zweite. Auch sie bezieht sich auf Vorgänge, die sich oft wiederholen — nur für solche gibt es Prognosen. nicht für das Vereinzelte, Singuläre, das sich nicht wiederholt. Aber die zweite Art der Vorhersagen betrifft Vorgänge, die nicht regelmäßig in gleichen Zeitabständen immer wieder eintreten und die einen oft recht wechselnden Charakter annehmen können. wie z. B. das Wetter. Indessen, wie unregelmäßig bestimmte Zustände, etwa Regen oder Wind, auftreten und wie wechselnd ihre jeweiligen Gestaltungen sein mögen, ihre oftmalige Wiederholung erlaubt es doch schließlich Merkmale zu entdecken, durch die sich jeder von ihnen ankündigt. Beim Wetter wird dafür wichtig das Verhalten mancher Tiere mit empfindlicheren Organen als denen des Menschen, die ihnen Veränderungen des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit und dergleichen früher anzeigen als uns. Aus dem Verhalten nicht

Digitized by Google

nur der Spinnen und Laubfrösche, sondern auch mancher Vögel kann man sehr wohl Wetterprophezeiungen ableiten.

Das Bedürfnis, die Zukunft zu erhellen, hat dann freilich manche Propheten veranlaßt, aus bestimmten Anzeichen nicht bloß auf bestimmte, sondern auf beliebige Ereignisse der Zukunft zu schließen.

Aus dem Flug der Vögel wollte man nicht bloß kommenden Wind und Regen, sondern auch kommendes Kriegsglück voraussehen. Ebenso wollte man aus der Stellung der Gestirne nicht nur die richtige Zeit für die Vornahme bestimmter landwirtschaftlicher Arbeiten in einer bestimmten Gegend, sondern die gesamte Zukunft einzelner Menschen herauslesen.

Der weitaus größte Teil der Prognosen, auf denen unser Handeln beruht, ist jedoch weit rationellerer Natur, überschreitet nicht das Bereich unserer Erfahrung. Unser Leben wird überwiegend von Prognosen dieser, der zweiten Art, bestimmt, sie beeinflussen unser Handeln auf Schritt und Tritt.

Die Erwartung der oben erwähnten Gazelle, der lauernde Löwe werde sich auf sie stürzen, gehört ebenfalls zu den Prognosen zweiter Art. Allerdings spricht man bei der Erwartung von Ereignissen, die förmlich greifbar und unzweifelhaft vor uns stehen, nicht von Prognosen. Man meint damit stets die Ergebnisse eines komplizierten und angestrengten Denkprozesses, der uns eine nicht unmittelbar greifbare Zukunft voraussehen läßt.

Je umfangreicher und mannigfaltiger das menschliche Wissen, je besser es geordnet, je mehr es in einen inneren Zusammenhang gebracht ist, um so ausgedehnter wird das räumliche und zeitliche Gebiet, das in Prognosen dieser Art einbezogen werden kann, desto mehr steigt auch die Sicherheit der Prognosen für bestimmte Gebiete, für die Vorhersagen schon früher gemacht wurden.

Absolute Sicherheit wird jedoch für Prognosen nie erreicht werden. Die Welt wird stets mannigfaltiger sein, als das Bild, das wir uns von ihr zu malen vermögen. Unerwartete störende Zwischenfälle sind nirgends ausgeschlossen. Selbst bei so einfachen, regelmäßig sich in bestimmten Bahnen vollziehenden Bewegungen, wie denen der Planeten, treten zeitweise unvermutete Störungen ein, etwa durch das Einbrechen eines Kometen in das Sonnensystem.

Doch bleiben solche Störungen bei Prognosen der ersten Art in der Regel zu geringfügig, um unser praktisches Verhalten beeinflussen zu können. Es wäre ja denkbar, daß einmal ein fremder Weltkörper in unser Sonnensystem hineingerät, der es ganz in Unordnung bringt und damit seinen bisherigen Regelmäßigkeiten ein Ende macht. Aber einstweilen ist nicht abzusehen, wie derartiges möglich werden sollte. Und wenn es ein-

Digitized by Google

träte, dann verginge uns dabei jedes Bedürfnis und jede Möglichkeit weiterer Prognosen.

Sehr wichtig für unsere Praxis können dagegen alle die verschiedenen Störungen werden, die unsere Prognosen der zweiten Art bedrohen. Mit dieser Möglichkeit müssen wir uns aber abfinden und stets unsere Erwartungen von der Zukunft als bloße Wahrscheinlichkeiten betrachten. Wir haben nur dahin zu streben, daß sie möglichst gut fundiert sind, die Fehlerquellen möglichst gering, so daß die Mißerfolge, die aus ungenügender Voraussicht hervorgehen, uns nicht allzusehr schädigen.

Wer deshalb, weil manche Prognosen daneben gehen, auf jegliche Prognose verzichten wollte, würde sich entweder zu völliger Untätigkeit verdammen oder sein Tun ganz vom Zufall abhängig machen.

Ohne Prognosen kommen wir nicht aus.

Neben den beiden erwähnten Arten der Prognosen ist noch eine dritte möglich, allerdings eine sehr selten angewendete. Auch sie beruht, wie jede andere Art der Prognosen darauf, daß ein Vorgang sich wiederholt, und zwar ebenso wie bei der ersten Art darauf, daß er sich regelmäßig wiederholt.

Diese Wiederholungen vollziehen sich nie ganz genau in der gleichen Weise. Kleine Abweichungen finden stets statt, sie werden um so größer, je komplizierter die Erscheinungen.

Die Abweichungen können zweierlei Art sein: Einmal solche, die voneinander verschieden sind, oder sich sogar widersprechen. Es sind Abweichungen, die bei der einen Wiederholung in diesem Sinne, bei einer anderen in einem anderen Sinne vorkommen, in einer Weise, daß sie sich in ihrer Wirkung gegenseitig kompensieren, so daß der sich wiederholende Vorgang im Laufe der Zeit im Grunde der gleiche bleibt.

So sind etwa die Winter einer bestimmten Gegend einmal milder, einmal strenger, aber im ganzen und großen bleibt ihr Charakter derselbe. Das Klima der Gegend wird durch eine bestimmte Wintertemperatur gekennzeichnet.

Neben solchen Abweichungen gibt es aber andere, die jedesmal in gleicher Richtung auftreten, so daß sie sich nicht gegenseitig aufheben, sondern vielmehr addieren und verstärken.

Nehmen wir etwa eine Gegend, in der Jahrtausende lang die gleiche durchschnittliche Winter- und Jahrestemperatur herrscht. Da beginnen sich Abweichungen von der bisherigen durchschnittlichen Temperatur einzustellen, die sich nicht kompensieren, sondern die jahraus jahrein oder doch in jedem Jahrzehnt in gleichem Sinne auftreten. So kann es etwa vorkommen, daß sich in jedem Jahrzehnt die durchschnittliche Jahrestemperatur um etwa $^1/_{100}$ Grad gegenüber der bisherigen erniedrigt. Die Jahrestempe-

Digitized by Google

ratur wird sich dann in tausend Jahren um 1 Grad, in zehntausend Jahren um 10 Grad erniedrigt haben.

Bei dieser Art Abweichungen bleibt der Stand des Klimas nicht im Laufe der Zeiten durchschnittlich derselbe und damit auch nicht der Habitus der ihm angepaßten Organismen. Das Klima verändert sich und mit ihm verändert sich die organische Welt.

Es tritt infolgedessen schließlich etwas ganz Neues ein, etwa eine Eiszeit mit allen ihren Konsequenzen für Tiere und Pflanzen.

Die Veränderungen bei jeder Wiederholung können so minimal sein, daß sie lange Zeit hindurch unbemerkt bleiben, namentlich, wenn sie sich mit Abweichungen der ersten Art kreuzen, die einander kompensieren.

Sollte die Eiszeit etwa in dem Maße vorgeschritten sein, wie das obige Beispiel angibt, daß die durchschnittliche Jahrestemperatur nördlich der Alpen im Laufe eines Jahrtausends um 1 Grad sank, — eine Abkühlung um $^3/_{100}$ Grad in 30 Jahren — so wird den Menschen einer Generation in der Eiszeit der Temperaturwechsel kaum zum Bewußtsein gekommen sein, obwohl sich die Gletscher merklich ausdehnten und der Nahrungsspielraum für Pflanzen und Tiere, also auch für die Menschen fühlbar eingeschränkt wurde.

Aber so unbemerkt die Veränderung bei jeder Wiederholung vor sich gehen mag, im Laufe der Zeiten können sie sich gewaltig summieren und schließlich einen von dem früheren grundverschiedenen Zustand hervorbringen, wenn nach dem Hegelschen Gesetz die Quantität in die Qualität umschlägt, ein Gesetz, das oft genug beobachtet wird, ohne daß man es immer zu erklären vermag.

So kann schließlich aus der steten Wiederholung des Alten etwas Neues hervorgehen — allerdings nichts absolut Neues, das ist nicht möglich — wohl aber eine Modifikation des Alten in einer Weise, die etwas Neues darstellt, da sie dem, was von dem Alten übrig bleibt, Züge hinzufügt, die noch nicht da waren.

Auf diese Weise nimmt die stete Wiederholung derselben Bewegung den Charakter eines Entwicklungsprozesses an. Wenn es gelingt, eine genügend lange Reihe solcher Wiederholungen zu beobachten, dann wird es möglich, die Richtung zu erkennen, welche die Entwicklung nimmt, und so bis zu einem gewissen Grade das Neue vorauszusehen, das sie hervorbringen wird.

Das gibt eine Prognose ganz eigener Art, die mit den ersten beiden Arten, von denen wir hier sprachen, nicht zu verwechseln ist. Diese beiden Arten können nur das Wiederauftreten bereits bekannter Erscheinungen ankündigen. Jene dritte Art dagegen kann uns auf das Kommen von Erscheinungen hinweisen, die noch nicht da waren. Sie ist viel seltener möglich, als die Prognosen, die nur Altes, wenn auch mitunter in neuem Ge-

Digitized by Google

wande, voraussehen. Dafür eröffnet sie uns weitere Zukunftsperspektiven.

Doch wie weit die Prognosen der dritten Art auch reichen mögen, gewonnen werden sie ebenso wie die Prognosen der ersten beiden Arten nur aus der Beobachtung zahlreicher Wiederholungen desselben Vorgangs, also nur aus der Beobachtung der Vergangenheit bis zur Gegenwart. So sonderbar es erscheinen mag, auch das kommende Neue können wir nur durch Erfahrung aus dem gewesenen und bestehenden Alten erkennen. Eine andere Quelle der Erkenntnis, als die der Erfahrung gibt es nicht.

Wenn das Neue aus der Schöpferkraft des Genius, dem Singulären, sich nicht Wiederholenden hervorginge, vermöchten wir es nie vorauszusehen, denn das Singuläre ist unberechenbar. Nur bei Erscheinungen, die sich wiederholt haben, läßt sich ihre Wiederkehr voraussehen, aber auch die weitere Richtung ihrer Veränderung, wenn eine solche bisher schon als regelmäßige Erscheinung bemerkbar war.

Das wird mit um so größerer Sicherheit geschehen können, je mehr diese Vorgänge mit dem Gesamtprozeß der bisher beobachteten Vorgänge, mit dem Weltgeschehen, in widerspruchslosen Zusammenhang gebracht worden sind.

Zweites Kapitel.

Prognosen in der Gesellschaft.

Jede der drei hier behandelten Arten von Vorhersagen ist auf allen Gebieten des Erkennens gestattet, in der Natur, wie in der gesondert von ihr betrachteten Gesellschaft. Aber für die Prognosen der dritten Art, Vorhersagen einer kommenden Entwicklung, sind die Bedingungen nur selten gegeben.

Die Anwendbarkeit von Prognosen in der Gesellschaft wird nicht dadurch verhindert, daß die menschliche Gesellschaft vom menschlichen Willen bewegt wird — allerdings nicht von dem einzelner Individuen, sondern von dem Wollen aller in ihr wirkenden Individuen.

Wie in der Natur, gibt es auch in der Gesellschaft zahlreiche Vorgänge, die sich tagaus, tagein, jahraus, jahrein in derselben Weise unaufhörlich wiederholen. Dazu gehören vor allem die Produktionsprozesse, die Prozesse der Produktion materieller Güter.

Wie sich Sommer und Winter jahraus, jahrein erneuern, so auch die Arbeiten der Landwirte. Die Arbeiten der Industrie sind aus der Landwirtschaft hervorgegangen und trotz der Selbständigkeit, die sie erlangt haben, doch immer noch nicht ganz von der

Digitized by Google

Bodenproduktion unabhängig. Heute noch ist auch für die Industrie, ja selbst für Handel und Kredit das Jahr der natürliche Zeitabschnitt für die Regelung der Geschäfte. Auf das Jahr wird der Kapitalzins berechnet, nicht bloß der Pachtzins des Landwirtes. Für das Jahr wird die Bilanz gemacht usw.

Noch mehr als in der Landwirtschaft, wiederholen sich in der Industrie immer wieder dieselben Vorgänge, da bei ihr die Spezialisierung, die Beschränkung auf bestimmte enge Gebiete, viel weiter fortgeschritten ist. Dafür vollzieht sich allerdings der Produktionsprozeß vieler Industrien heute mit größeren Schwankungen im Laufe der Jahre, als der landwirtschaftliche.

Die Unterschiede zwischen Prosperität und Krise können erheblich größer werden, als die zwischen guten und mißratenen Ernten.

Aber wie groß auch die jeweiligen Schwankungen werden mögen, bei gleichbleibender Stufenleiter der Reproduktion, von der allein wir hier zunächst handeln, wiederholen sich die einzelnen Vorgänge des Produktionsprozesses jahraus, jahrein mit großer Regelmäßigkeit, können vorausgesehen werden und werden vorausgesehen. Nach diesen Voraussagen bestimmt sich mit großer Genauigkeit die menschliche Praxis. Der Bauer weiß, wieviel Boden er anzubauen hat, wieviel Vieh zu halten, wieviel Saatgetreide und Viehfutter er zu beschaffen hat, wie viele Geräte zu besorgen, wie groß die Stallungen und Scheunen sein müssen, deren er bedarf. Und ebenso weiß der Industrielle, wieviel an Kohlen, Rohmaterialien, Ersatz für verbrauchte Werkzeuge, Geld für Arbeitslöhne er bereit zu halten hat.

Wehe der Gesellschaft, wenn ihre Produzenten diese Voraussicht nicht hätten.

Natürlich kann es störende Zwischenfälle geben. Eine Absatzstockung kann die Fabrik zum Stillstand bringen. Eine Feuersbrunst kann die Vorräte des Bauern vernichten. Aber trotzdem rechnen die Menschen mit der regelmäßigen Wiederkehr des Produktionsprozesses und müssen es tun, wenn nicht eine Katastrophe eintreten soll.

Im ökonomischen Leben spielen die Prognosen der ersten der drei hier unterschiedenen Arten die entscheidende Rolle, soweit es auf Produktion abzielt, nicht auf Spekulation. Und zwar auf Produktion materieller Güter, den „Unterbau" der Gesellschaft im Marxschen Sinne.

Für den Ueberbau sind Prognosen der ersten Art weniger leicht möglich. Sie werden ganz unmöglich bei höheren Arten geistiger Produktion, die ganz individueller Art sind, in Wissenschaft und Kunst. Für das „schöpferische" Genie, das einmalige, sich nicht wiederholende, läßt sich kein Gesetz, keine Prognose aufstellen.

Wohl ist in den Leistungen des Genies viel Allgemeines enthalten, Erkenntnisse und Forderungen oder Darstellungen, die

Digitized by Google

durch den allgemeinen Zustand der Gesellschaft bedingt werden und die, wenn nicht von diesem Genie, von einem anderen früher oder später, wenn auch nicht in ganz gleicher Weise geäußert worden wären.

Wir vermögen bei den Genies der Vergangenheit ihre gesellschaftliche Bedingtheit zu erkennen und in vielen Fällen deutlich zu zeigen, daß die Elemente des Neuen, das die Genies vorbrachten, bereits vor ihnen in neuen gesellschaftlichen Bedingungen gegeben waren.

Aber wie weit wir bei dieser materialistischen Erforschung des Geisteslebens auch gelangen mögen, sie wird uns nur gestatten, die geistige Produktion der Vergangenheit zu begreifen, nicht aber Prognosen für die der Zukunft aufzustellen.

Das ist ein ganz unmögliches Unterfangen. Deshalb müssen auch alle Versuche scheitern, heute schon etwa erkennen zu wollen, welcher Art die Philosophie oder die Dichtung oder Malerei in der sozialistischen Zukunft sein werden. Dies Streben kann nur die Wirkung haben, uns zu kritikloser Bewunderung der jeweilig neuesten Richtung in Kunst und Literatur zu führen, die man als eine revolutionäre nur aus dem Grunde betrachtet und verehrt, weil sie neu und das Neue natürlich auch revolutionär ist.

Zwischen dem Gebiet materieller Produktion und dem individueller geistiger Produktion stehen jene Gebiete des Ueberbaues, in denen nicht einzelne Individuen, sondern Massen agierend auftreten, das sind vor allem die Gebiete der Politik, heute die des staatlichen Lebens, der Klassenkämpfe, aber auch der nationalen Kämpfe.

Diese sind keineswegs so unberechenbar wie die individuelle geistige Produktion.

Hier wiederholen sich, solange die ökonomischen Grundlagen unverändert bleiben, immer wieder die gleichen Vorgänge, aber doch nicht in so regelmäßiger Aufeinanderfolge, wie in der Oekonomie, und unter komplizierteren Verhältnissen. Hier werden wohl Prognosen möglich und für erfolgreiches Arbeiten unentbehrlich, aber nicht solche der ersten, sondern solche der zweiten Art, wie sie etwa in der Natur für das Wetter möglich sind. Sie sind von größerer Unsicherheit und müssen von Fall zu Fall besonders aufgestellt werden. Jede von ihnen gilt nur für eine besondere Situation und verliert ihre Bedeutung und Gültigkeit, sobald die Lage sich ändert.

Diese politischen Prognosen der zweiten Art wie die ökonomischen der ersten hat es wohl seit jeher gegeben, seitdem es ein politisches und ökonomisches Leben gibt.

Nicht das gleiche gilt dagegen von den Prognosen der dritten Art, denen einer Entwicklung in einer bestimmten Richtung.

In der Natur sind heute Prognosen dieser Art, die auf unsere Praxis Einfluß hätten, schwer möglich. Wir sind heute soweit,

Digitized by Google

in der Vergangenheit der Natur eine Entwicklung feststellen zu können. Wir müssen annehmen, daß auch in Zukunft eine solche stattfinden wird, aber wir sind selten in der Lage, eine solche in der Natur der Gegenwart zu beobachten und daraus Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Entweder vollzieht sich die Entwicklung in der uns umgebenden Natur so langsam, daß wir sie seit der letzten großen Wandlung der Erdoberfläche, der Eiszeit, nicht zu bemerken vermögen. Es ist aber auch möglich, und ich halte diese Annahme für zutreffender, daß es in der Natur konservative und revolutionäre Zeiträume gibt, solche raschen Wandels der Dinge und solche der Stabilisierung, und daß wir augenblicklich in einer der letzteren Perioden drinstehen.

Sicher ist, daß wir augenblicklich nur in geringem Maße in der Natur Prognosen einer fortschreitenden Veränderung in einer bestimmten Richtung zu machen vermögen. Wir dürfen etwa sagen, daß die Erde und alle Himmelskörper überhaupt einer zunehmenden Abkühlung unterliegen, die sie schließlich in völlige Erstarrung versetzen werde. Und noch mehr: die Wärmeunterschiede im Weltall gleichen sich immer mehr aus, schließlich muß es dahin kommen, daß es solche nicht mehr gibt, daß überall die gleiche Temperatur herrscht. Ohne Wärmeunterschiede ist aber eine Bewegung nicht möglich. Also geht die Welt einem Zustand völliger Bewegungslosigkeit entgegen. Ihre „Entropie" wächst.

Diese Tendenzen dürfen wir vielleicht als bestehend annehmen. Aber es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sie durch andere Tendenzen aufgehoben werden und die Bewegung der Welt kein Ende findet.

Auf jeden Fall sind sie Ausblicke in so ungeheure Zeiträume, daß sie für uns praktisch nicht in Betracht kommen.

Daneben können wir manche lokale Veränderungen konstatieren, z. B. das Erheben oder Sinken mancher Meeresküsten, das Anwachsen von Flußdeltas, oder die fortschreitende Austrocknung der Sahara und ihrer Randgebiete. Diese Austrocknung ist bisher jedoch nur empirisch festgestellt, namentlich durch Beobachtung fortschreitender Versandung früheren Kulturbodens, nicht mit irgendeinem Naturgesetz in Beziehung gebracht.

Wir wissen nicht einmal bestimmt, ob sie nicht ein Produkt des Menschen ist, seiner sinnlosen Abholzung der Wälder, die in manchen trockenen Klimaten zur Wüstenbildung führt.

Mit den Entwicklungsprognosen in der Natur steht es also recht schlecht. Von keiner einzigen Art der heutigen Organismen in der Natur können wir eine weitere Entwicklung voraussehen.

Dagegen setzt die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gerade da ein, wo die der Organismen zum Stillstand zu kommen scheint. Lange Zeit hindurch geht jedoch auch diese Entwicklung

Digitized by Google

so langsam vor sich, daß die Menschen nicht imstande waren, eine solche festzustellen, ja sie vielfach nicht einmal ahnten, sondern annahmen, so wie sie lebten, sei es immer gewesen und werde es immer sein — eine Weisheit, die selbst heute noch nicht ganz ausgestorben ist.

Eine raschere gesellschaftliche Entwicklung wird erst eingeleitet durch das Aufkommen des Staates und der Klassen. Das erscheint zunächst freilich nur als ein Ergebnis zufälliger Gewalt. Die langsame ökonomische Wandlung, die jene gewaltsame Aenderung erst möglich machte, wurde nicht beachtet. Aber innerhalb des Staates kam es nun unter Umständen dazu, daß eine raschere ökonomische Entwicklung eintrat, die augenscheinlich wurde und sogar schon Prognosen veranlaßte.

Wir haben bisher in diesem Kapitel den Produktionsprozeß als einen Vorgang betrachtet, der sich immer wieder in gleicher Weise wiederholt als Reproduktionsprozeß auf gleicher Stufenleiter. Aber er muß nicht immer in dieser Weise vor sich gehen. Er kann ein Reproduktionsprozeß auf erweiterter Stufenleiter sein, aber auch einer auf eingeengter. Das wird dort eintreten, wo der Produktionsprozeß nicht ganz genau ein Kreislauf ist, der immer wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt, sondern wo sein Endpunkt ein wenig vom Ausgangspunkt verschoben ist. Dieser Endpunkt wird nun der Ausgangspunkt des neuen Prozesses, der an seinem Ende wieder ein wenig verschoben endet. So verschiebt sich der Prozeß immer mehr, er bleibt nicht auf dem gleichen Fleck, sondern nimmt eine Richtung an, eine aufsteigende oder absteigende.

Das wird dort der Fall sein, wo die Produktionskräfte am Ende des Kreislaufes nicht dieselben sind, wie bei seinem Beginn, sondern etwas vermehrt oder vermindert. Es kann die Zahl der Werkzeuge vermehrt sein oder die Menge des Rohmaterials, oder die Zahl der Arbeiter. Die wichtigste Produktivkraft ist und bleibt der Mensch.

Es kann im Staat die Zahl der Arbeiter, die jährlich nachwächst, zunehmen, etwa, weil die allgemeine Sicherheit eine größere wird. Die Vermehrung der Arbeiterzahl führt zur Urbarmachung von Wald- und Steppenboden, zur Anlegung von Wasserbauten und so zu erweiterter Reproduktion. Die Prognose ist: ein Aufblühen des Landes.

Es kann aber auch die Zahl der Arbeiter von Jahr zu Jahr abnehmen, etwa dadurch, daß die Bevölkerung zu sehr mit Kriegsdienst geplagt oder zu rücksichtslos ausgebeutet oder ihr die Möglichkeit der Familiengründung verwehrt wird, so daß die Sterblichkeit die Zahl der Geburten übersteigt, wie das namentlich bei der Sklaverei der Fall ist. Dann wird fortschreitende Entvölkerung eintreten und die Prognose wird auf Niedergang oder Untergang des Staates lauten.

Digitized by Google

Wo im Altertum die Entwicklung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse ein solches Tempo erreichte, daß sie auffiel und Prognosen veranlaßte, haben wir es fast stets mit Perioden zusammenschrumpfender Reproduktion zu tun. Unter solchen Umständen konnte die Entwicklung in der Tat nur zum Untergang der bestehenden Gesellschaftsform führen, nicht zum Aufstieg zu einer neuen. Daher konnte die Prognose auch nicht zur Grundlage des Kampfes für eine neue Gesellschaft werden. Sie erzeugte entweder aussichtsloses Streben nach Wiederbelebung der Vergangenheit, der guten alten Zeit, oder pessimistisches Flüchten aus der unrettbar verlorenen Welt; die einen flohen als Eremiten oder Mönche in die Wüste oder Wildnis, die anderen zogen den kürzeren Weg vor, in das bessere Jenseits zu flüchten, durch Selbstmord oder gesuchtes Martyrium. Die Masse ergab sich einfach stumpfsinnig in das Unvermeidliche.

Wenn das Aufkommen des Staates und der Klassen auch zeitweise einen ökonomischen Aufstieg herbeiführte, so wurde das für die Massenproduktion, im Gegensatze zur Luxusproduktion, weniger durch eine Verbesserung der Methoden und Werkzeuge der Produktion bewirkt als durch Vermehrung der ausgebeuteten Menschenmassen und Ausdehnung des von ihnen bearbeiteten Kulturbodens. War dessen weitere Ausdehnung nicht möglich, dann kam der wirtschaftliche Fortschritt ins Stocken, Stagnation trat ein. Sie wurde dort zum Verfall, wo, etwa wegen Vernachlässigung der Bewässerungsbauten, der Kulturboden sich verringerte oder die Quellen billiger Arbeitskräfte versiegten.

Diese Situation konnte keine sozialen Prognosen eines Aufstiegs zu einer höheren Gesellschaftsform ergeben.

Das änderte sich erst, als die Bedingungen für das Aufkommen des industriellen Kapitalismus erstanden. Der bringt nun nicht nur für die Luxusproduktion, sondern auch für die Massenproduktion immer vollkommenere Werkzeuge. Er entwickelte die gesamten Produktivkräfte der Gesellschaft aufs höchste, und zwar in einem rasch wachsenden Tempo, das immer merkbarer und auffallender wurde. Gleichzeitig verbesserten sich die Methoden sozialer Massenbeobachtung durch die Entwicklung der Statistik.

Damit bildeten sich die Bedingungen für soziale Prognosen nicht pessimistischer, sondern optimistischer Art, die nicht den kommenden Weltuntergang weissagten, sondern das Kommen besserer Zeiten in einer neuen Gesellschaft.

Aber die Forscher, die auf dem Boden des Kapitalismus standen, machten von der Möglichkeit solcher Prognosen keinen Gebrauch. Erschien ihnen doch das industrielle Kapital als der Weisheit letzter Schluß. Es war dem sterbenden Feudalismus weit überlegen, zu dessen Zeit die vernünftigste Produktionsweise.

Digitized by Google

So meinten die Denker des Bürgertums, die Vernunft habe nur die Naturgesetze dieser Produktionsweise zu entdecken und Staat und Gesellschaft ihnen anzupassen und alles sei in Ordnung. Darüber hinauszugehen, erschien als reine Wolkenkukuksheimerei.

Die zutage tretenden Anzeichen ökonomischer Weiterentwicklung zu untersuchen, um soziale Prognosen daraus abzuleiten, darauf konnte nur jemand kommen, den die neue Produktionsweise wegen des entsetzlichen Elends, das sie verbreitete, abstieß, und der doch erkannt hatte, daß diese Produktionsweise augenblicklich eine Notwendigkeit war und daß ihre Gesetze nicht durch ethische Entrüstung oder ausgeklügelte Utopien überwunden werden konnten.

Von diesem Standpunkte aus lag es, namentlich in einem Zeitalter rechts- und wirtschaftsgeschichtlicher Studien nahe, zu untersuchen, was an der bestehenden Produktionsweise allgemein, allen Produktionsweisen gemeinsam sei und was nur eine historische, vorübergehende Kategorie in ihr bilde. Sie zu untersuchen als gewordenes Gebilde, das weitere Bildungen in seinem Schoße trage, und zu erforschen, wieweit die Elemente dieser Neubildungen heute schon erkennbar seien und in welcher Richtung sie sich entwickelten.

So kamen Marx und Engels zu ihrer Prognose der weiteren Entwicklung des industriellen Kapitalismus, die schon im kommunistischen Manifest verkündet wurde, um dann im „Kapital" die grandioseste Vertiefung ihrer Grundlegung zu finden.

Im Unterschied von der bürgerlichen Oekonomie betrachtet Marx den kapitalistischen Produktionsprozeß nicht als einen sich immer in ganz gleichem Ausmaße wiederholenden, sondern als einen immer wieder erweiterten Reproduktionsprozeß. Zwei große Ursachen fortschreitender Erweiterung sind in ihm stets wirksam.

Der Profithunger, der Drang nach Vermehrung der Mehrwertmasse, veranlaßt den Kapitalisten, den einmal gewonnenen Mehrwert nicht ganz zu konsumieren, sondern einen Teil davon zurückzulegen, zu akkumulieren, um damit die Produktion zu erweitern, das heißt, die Zahl der Arbeiter zu vermehren, die für ihn Mehrwert schaffen.

Auf der anderen Seite sucht der Kapitalist sich Extraprofite dadurch zu schaffen, daß er neue arbeitsparende Maschinen und Methoden einführt. Dies Streben, in der gesamten Kapitalistenklasse dauernd wirksam, erzeugt die gewaltigste Entfaltung neuer Produktivkräfte, aber auf Kosten der Arbeiterschaft, denn es bedeutet, daß von demselben Kapital ein immer größerer Teil auf Anschaffung von Maschinen, Gebäuden, Rohmaterialien verwendet wird, ein immer kleinerer Teil auf Bezahlung von Arbeitern.

Diese beiden Tendenzen, die der stetigen Akkumulation und die des technischen Fortschritts, widersprechen einander.

Digitized by Google

Jene geht auf Vermehrung, diese auf Verminderung der Arbeitermassen aus. Die erstere erweist sich in dieser Beziehung als die stärkere. Die Zahl der Proletarier nimmt nicht ab, sondern zu. Aber die letztere bewirkt, daß der Anteil der Arbeiter am Produkt immer mehr sinkt, ihre Ausbeutung wächst, so daß der Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit zunimmt und dabei die Zahl der Proletarier stetig steigt.

Diese Prognose ist auf die alltägliche Wiederholung von Vorgängen aufgebaut, die wir stets beobachten können. Alltäglich wiederholt sich die Akkumulation des Kapitals, die Vermehrung des Proletariats. Alltäglich wiederholt sich der Klassengegensatz und der Klassenkampf beider Teile. Alltäglich ist die Erfahrung, daß der Klassenkampf ein politischer Kampf wird, ein Kampf um die Staatsgewalt.

Auf diesen Alltäglichkeiten der Gegenwart ist die Schlußfolgerung der Zukunft aufgebaut, daß der Zeitpunkt unvermeidlich heranrückt, an dem das Proletariat die Masse der Nation ausmacht und die Staatsgewalt erobert, um sie seinem Befreiungskampf dienstbar zu machen.

Soweit ist die Prognose wissenschaftlich und unanfechtbar. Keine andere konnte man ihr bisher entgegensetzen. Die bürgerliche Wissenschaft weiß ihr nichts anderes gegenüberzustellen als den Verzicht auf Prognosen, den Glauben, es werde immer so weitergehen, wie es bisher ging — gerade jene Voraussage, die von vornherein völlig verkehrt ist in dieser Zeit tiefstgehender Wandlungen und Umwälzungen auf allen Gebieten des sozialen Lebens.

Dieser Verzicht der bürgerlichen Wissenschaft auf jede wirkliche Prognose bedeutet für die bürgerlichen Massen bloß wachsende Unsicherheit gegenüber jeder sozialen Bewegung.

Die Prognose des Marxschen „Kapital" ist wohl historisch seine wichtigste Leistung geworden. Man sucht oft die Bedeutung des „Kapital" in der Theorie vom Wert und Mehrwert, die in der Tat grundlegend ist und im „Kapital" vielleicht den gewaltigsten Aufwand von Denkarbeit darstellt. Aber nicht an der Höhe des Denkens, sondern an der Stärke der historischen Wirkung gemessen, sind wohl jene Partien des „Kapitals" die bedeutendsten, die den Prozeß der erweiterten Reproduktion des Kapitals behandeln, die Gesetze der Akkumulation des Kapitals sowie der Bildung des relativen Mehrwertes.

Heute noch meinen viele, Marx habe seine Mehrwerttheorie agitatorisch gemeint als Nachweis der Ungerechtigkeit der kapitalistischen Produktion. Was darüber zu sagen ist, hat Engels schon in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe des Marxschen „Elend der Philosophie" gesagt. Bereits ein Menschenalter vor Marx setzten die Versuche von Sozialisten ein, auf Grund der Theorie des Arbeitswertes den Arbeitern zu beweisen, daß den Arbeitern das ganze Produkt der Arbeit gehöre, den Kapitalisten

Digitized by Google

nichts davon. Marx hat sich diese moralisierende Ausnützung der Werttheorie nie zu eigen gemacht, die durch Rodbertus und später Anton Menger noch unserer Generation übermittelt wurde. Marx interessierte an der Theorie des Wertes bloß die Tatsache, daß sie allein den Schlüssel zur Erkenntnis des ganzen kapitalistischen Getriebes bietet.

Um agitatorisch die Arbeitermassen in Bewegung zu bringen, war die Form, die Marx der Werttheorie gab, ganz überflüssig. Dazu hätte die einfachere Form genügt, die er bei Ricardo fand und die von allen sozialistischen Ockonomen vor Marx unverändert übernommen wurde.

Was in der Marxschen Lehre für den proletarischen Klassenkampf praktisch von größter Bedeutung wurde, das war weit weniger die Werttheorie als die Theorie des erweiterten Reproduktionsprozesses und die auf ihr beruhende Prognose.

Als der Marxismus auftrat, fand er unsicher tastende, schwankende, in zahlreichen Schulen zersplitterte Bewegungen von Sozialisten und Proletariern vor. Die Sozialisten waren kühn im Denken, aber ohne materielle Grundlage, ohne Kraft und ohne das Vermögen, die Arbeitermassen zusammenzufassen. Die Arbeiterbewegungen wieder waren wohl Bewegungen größerer Massen und nicht ohne Kraft, aber ohne die Fähigkeit, übers nächste hinauszusehen, daher leicht zu verwirren und ins Stocken zu bringen.

Die Marxsche Prognose schuf die Grundlage, um Sozialismus und Arbeiterbewegung zu vereinigen, jenem die Stoßkraft einer geschlossenen, energischen Masse zu verleihen und dieser ein hohes Ziel zu weisen, nicht ein subjektives, willkürlich ersonnenes, sondern eines, das aus der Beobachtung der Tatsachen gewonnen wurde und das Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Vormarsches ohne Verlaufen auf Abwege ermöglicht.

Die heutigen Arbeiterparteien sind die ersten Parteien der Welt, die auf Grund einer wissenschaftlich gewonnenen sozialen Prognose gebildet sind und von ihr geleitet werden. Die Marxsche Prognose ist die erste solide Prognose, die in der Weltgeschichte praktische Bedeutung gewonnen hat. Vor achtzig Jahren bloße Theorie zweier unbekannter jungen Leute, ist sie heute der wichtigste Inhalt des Weltgeschehens geworden, soweit dieses sich nicht in Völkerkriegen erschöpft.

Natürlich hat die Prognose nicht den Sozialismus oder die Arbeiterbewegung geschaffen. Die waren schon vorher da. Sie gingen mit Notwendigkeit aus den Verhältnissen hervor. Aber sie hat jenem ein Rückgrat und dieser Augen verliehen, die ihnen bis dahin fehlten. Und sie hat es ermöglicht, daß die beiden Bewegungen zu einer verschmolzen und dadurch ihre Wucht und Größe steigerten.

Digitized by Google

Die marxistische soziale Prognose hier nochmals darzustellen, ist wohl überflüssig. Das ist im vierten Buche bereits ausgiebig geschehen. Nur folgendes sei noch über sie bemerkt:

Diese Prognose einer kommenden sozialen Entwicklung ist einzig in ihrer Art. Sie hat bisher ihresgleichen nicht gefunden. Sie wurde und wird vielfach bemängelt. Aber zu mehr haben es die Kritiker noch nicht gebracht. Es ist keinem auch nur eingefallen, eine andere Prognose an deren Stelle setzen zu wollen.

Man darf diese besondere Prognose nicht mit jenen verwechseln, die ich hier als die der zweiten Art bezeichnet habe, den Prognosen, ohne die kein Politiker auskommt, die so alt sind, wie die Politik selbst, so zahllos, wie die Politiker, und so wechselnd, wie die Situationen, in denen sie tätig sind.

Natürlich haben Marx und Engels auch Prognosen dieser Art aufstellen müssen. Sie waren ja nicht bloß Forscher, sondern auch Kämpfer. Es erging ihnen hier, wie jedem Politiker. Bei keinem erfüllt sich jede seiner Vorhersagen. Auch nicht bei unseren Meistern. Doch hatten sie auf diesem Gebiete — und nicht bloß auf diesem — vor anderen sozialen und politischen Kämpfern viel voraus durch ihr universales Wissen, ihre tiefe Einsicht in das Wesen der Gesellschaft und durch ihre Methode des historischen Materialismus, die ihnen die Abhängigkeit des Wollens und seiner Erfolge von den jeweilig gegebenen materiellen Bedingungen zeigte und sie vor Illusionen warnte.

Trotzdem konnten ihre Prognosen für einmalige außerordentliche Ereignisse sowie für bestimmte Formen und Zeitmaße der Entwicklung nicht jene Sicherheit erlangen, die ihre Voraussicht der Richtung der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung gewonnen hatte. Doch auch bei solchen Prognosen gelang unseren Meistern mancher überraschende Vorausblick, dessen kein anderer Politiker fähig war.

Wir erinnern nur an die 1870 unmittelbar nach der Schlacht von Sedan gemachte Marxsche Vorhersage, der Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges werde den Schwerpunkt der kontinentalen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen.

Wer von Marxschen und marxistischen „Prophezeiungen" handeln will, muß zwischen den beiden Arten von Prognosen genau unterscheiden.

Dürfen wir die Marx-Engelssche Prognose der Entwicklung zum Sozialismus nicht mit den landläufigen Prognosen der Politiker auf eine Stufe stellen, so dürfen wir sie auch nicht mit den ganz anders gerichteten Prognosen der Philosophen über das Ziel der Menschheit verwechseln.

Jene Art der Prognosen, zu der die marxistische des kommenden Sozialismus gehört, bleibt stets auf dem Boden der Erfahrung. Aus ihr gewonnen, reicht sie nicht weiter, als uns die

Digitized by Google

bisherige Erfahrung zu sehen erlaubt. Damit sind ihre Grenzen gegeben. Sie erlaubt nicht, in ungemessene Fernen zu blicken, sondern nur jene kommenden Lösungen zu erkennen, die zu erwarten sind für heute bereits bestehende Probleme, soweit die Mittel und Kräfte der Lösung heute schon heranwachsen und beobachtet werden können.

Nun ist es sicher unmöglich, jedes der Elemente des Kommenden, die wir bereits zu sehen vermögen, genau nach der Bedeutung einzuschätzen, die es später gewinnen wird und es allseitig zu erkennen. Man muß auch damit rechnen, daß neben den Elementen des Kommenden, die wir zu beobachten vermögen, noch andere wichtig werden, die wir heute entweder übersehen oder unterschätzen.

Endlich gehen aus jeder Lösung eines Problems neue hervor, die bis dahin nicht bestanden. So wird auch bei der Entwicklung der Gesellschaft zum Sozialismus jede Errungenschaft des Proletariats wohl seine Position festigen, ihm aber auch neue Aufgaben stellen, die bisher noch nicht zu erkennen sind.

Das kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Gültigkeit der Prognose. Sie darf nicht als eine Schablone betrachtet werden, an der starr festzuhalten ist, von der „linke" oder „rechte Abweichungen" nicht gestattet sind. Sie muß immer wieder von neuem geprüft werden, sobald neue Tatsachen auftauchen, und muß, wenn nötig, diesen angepaßt und auf diese Weise vervollkommnet werden. Derartiger zeitweiliger Revisionismus ist unerläßlich, aber allerdings schlimmer als zwecklos, wenn er bei Zweifeln stehen bleibt und nicht neue höhere Einsichten bringt.

Dabei werden unsere Vorhersagen der kommenden Entwicklung sich zumeist auf das ökonomische Gebiet beschränken müssen, sowie auf jene Gebiete der Politik, die mit dem ökonomischen eng verbunden sind. Je weiter wir uns von der ökonomischen Basis entfernen, desto unbestimmter müssen unsere Prognosen der kommenden Entwicklung werden. Es ist von vornherein unsinnig, solche für die Entwicklung der Literatur und Kunst unternehmen zu wollen. Heute schon „materialistisch" die Grundlinien der kommenden Kunst des Sozialismus entwerfen zu wollen, ist nichts weniger als marxistisch. Und praktisch ganz überflüssig. Das Proletariat hat wohl schwere Klassenkämpfe gegen bestimmte Formen des Eigentums an den Mitteln materieller Produktion, gegen bestimmte Formen der Organisation des Produktionsprozesses und des Staates zu führen. Da wird es sehr wichtig, daß es weiß, welche Formen der Produktion und des Staates durch die kommenden Mittel der Macht und der Produktion möglich, ja notwendig werden.

Es ist aber ganz überflüssig, daß es als Klasse Kämpfe gegen bestimmte Formen der Malerei oder der Dichtkunst aus dem Grunde führt, weil sie als „bürgerlich" bezeichnet werden. Noch

Digitized by Google

mehr, als auf den Gebieten der Religion und der Philosophie, muß hier der persönliche Geschmack Privatsache bleiben.

Sollte irgendeine Dichterschule oder Malerrichtung in den Klassenkampf eingreifen, so muß sie sich natürlich gefallen lassen, daß dem Herüberschießen ein Hinüberschießen folgt, ebenso wie das für jede religiöse Vereinigung gilt, trotz des Grundsatzes: Religion ist Privatsache. Aber es ist ein Unding, irgendeine besondere Form künstlerischer oder literarischer Technik heute schon als die zu bezeichnen, die den Bedürfnissen und Aufgaben der Arbeitermassen in der sozialistischen Gesellschaft allein entsprechen wird.

Es ist schon eine große Sache, wenn es uns gelingt, die werdenden Grundlagen der kommenden ökonomischen und der darauf ruhenden politischen Ordnung in der heutigen Gesellschaft zu erforschen. Ueberschreiten wir nicht die Grenzen, die der materialistischen Geschichtsauffassung gezogen sind. Das kann nur zu Fehlschlägen führen.

Drittes Kapitel.

Transzendente Prognosen.

Die drei Arten Prognosen, die wir bisher beobachtet, beruhten sämtlich auf der Erfahrung, daß bestimmte Vorgänge sich unter bestimmten Bedingungen wiederholen, entweder in derselben Weise wiederholen oder mit Abänderungen, die ebenfalls immer wieder in dem gleichen Sinne auftreten, sich dadurch summieren und so eine Entwicklung in einer bestimmten Richtung bedeuten.

Aber diese Prognosen genügen nicht dem Menschengeist. Auch auf diesem Gebiete wie auf so manchem anderen, sucht er die Grenzen der Erfahrung, das heißt der Erkenntnis, zu überschreiten. Wir haben schon im ersten Buch gesehen, daß die Festsetzung der Grenzen der Erkenntnis weniger dazu dient, den Forschungsdrang auf das innerhalb dieser Grenzen Erkennbare zu beschränken, als vielmehr darauf, ihm jenseits dieser Grenzen im „Transzendenten", Metaphysischen, ein Gebiet zu erschließen, in dem er sich frei austoben darf, durch keinerlei lästige Rücksichten auf die Ergebnisse der Erfahrung eingeengt.

So kommen wir zu dem sonderbaren Zustand, daß auf dem Gebiet des Unerkennbaren Behauptungen aufgestellt werden können, die als höhere Erkenntnisse gelten und denen gegenüber die auf bloße Erfahrung gestützten Erkenntnisse geringschätzig als beschränkt, bloß relativ, oft sogar als bloßer Schein betrachtet werden. Die Armseligkeit bloßer Erfahrung wird als ganz minderwertig hingestellt gegenüber der Erhabenheit der Erkenntnisse im Gebiet des Unerkennbaren, die absolute und ewige Wahr-

Digitized by Google

heiten und kategorische Imperative darstellen. Die Bürgschaft ihrer Gewißheit schöpft der Mensch nicht aus den Zeugnissen trügender Sinne, sondern aus sich selbst, seinem inneren Erleben, das heißt, direkt aus dem Göttlichen, das in uns steckt und das bei innerer Erfahrung nicht wie bei äußerer durch die Berührung mit unreiner Materie befleckt wird.

Dieses innere Erleben ist freilich nichts anderes, als die Wirkung der angeborenen und durch die jeweilige Umwelt modifizierten Triebe. Und das metaphysische Bedürfnis bedeutet die Sehnsucht nach einem Gebiete, auf dem unsere Wünsche wenigstens in der Phantasie leichter zu befriedigen sind, als in der schnöden Erfahrungswelt. Für die Metaphysik gilt wirklich der Satz de Mans, daß die Theorie stets nach unseren Bedürfnissen eingerichtet wird.

Seitdem aus dem Himmel die Engel vertrieben wurden, hat die Erkenntniskritik erlaubt, ihn für metaphysische Bedürfnisse zu modernisieren, so daß auch Denker, die in Beziehung auf die Natur materialistischer denken, in der Lage sind, Gott und Unsterblichkeit, Freiheit und ein ewiges Sittengesetz wiederzufinden[1]).

Wer sich in diesem Gebiete jenseits der Erfahrung heimisch fühlt, der kann nicht umhin, auch in der Geschichte über die Grenzen der Erfahrung hinauszustreben und nach darüber hinausreichenden Prognosen zu verlangen, über das Ziel zu grübeln, dem die Menschheit entgegenstrebt, über die Bestimmung der Menschheit, den Sinn der Geschichte.

Man kann das Wort „Geschichte" in doppeltem Sinne gebrauchen. Es bezeichnet sowohl die Erforschung und Darstellung des historischen Prozesses, wie diesen selbst.

Schon Hegel hat darauf hingewiesen. In seiner „Philosophie der Geschichte" bemerkt er:

„Geschichte vereinigt in unserer Sprache die objektive sowohl, als subjektive Seite, und bedeutet ebensogut die historiam rerum gestarum als die res gestas selbst; sie ist das Geschehene nicht minder als die Geschichtserzählung." (S. 75.)

Wir haben im ersten und zweiten Abschnitt dieses Buches das Wort „Geschichte" in dem Sinne von Geschichtserzählung gebraucht, und den Zweck untersucht, den Erforschung und Darstellung geschichtlicher Ereignisse für den tätigen Menschen hat. In den folgenden Ausführungen handeln wir von einem anderen Sinne

---

1) Bezeichnend dafür war unter anderem die Diskussion zwischen dem Jesuitenpater E. Wasmann und einer Reihe von Naturforschern in Berlin 1907. Einen Bericht darüber gab Wasmann unter dem Titel heraus: „Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin", (Freiburg i. Br., 1907). Mit recht beifälligem Schmunzeln verzeichnet der Pater die Tatsache, daß eine Reihe seiner Opponenten die Notwendigkeit der Hypothese eines persönlichen Gottes anerkannt hatten.

Digitized by Google

der Geschichte. Von dem Sinne aller der Wandlungen, welche die Menschheit nicht nur durchmachte, sondern noch durchmachen wird. Wer in dieser Art von einem Sinne der Geschichte spricht, meint nicht den Sinn der bisherigen Geschichte allein, sondern aller Geschichte, auch der kommenden. Er sucht einen Zweck, dem die Menschheit dient, dem sie sich immer mehr nähert. Ein solcher liegt aber jenseits unserer Erfahrung. Das Forschen nach ihm fällt zusammen mit dem Forschen nach dem Sinne des Lebens überhaupt.

Solange man an einen persönlichen Gott glaubte und man annahm, der Mensch bilde den Mittelpunkt der Welt, erschien die Sache sehr einfach. Gott hatte die Welt um des Menschen willen geschaffen, Tiere und Pflanzen, damit er sie genieße, Sonne, Mond und Sterne, damit sie seine Wege bei Tag und Nacht erhellen und ihm das Kalendermachen ermöglichen. Im ersten Buche Moses heißt es ausdrücklich, Gott habe die Gestirne geschaffen „zu Merkzeichen und zur Bestimmung von Zeiträumen, Jahren und Tagen" (1, 14). Den Menschen aber schuf er sich, damit doch jemand da sei, der ihn preise und ihn beweihräuchere.

In den Zeiten, da jene naiven Vorstellungen aufkamen, erschien dem Menschen die Welt noch sehr klein. Dafür dünkte er sich sehr groß. Seitdem ist sie ungeheuer gewachsen, ein Lichtjahr reicht lange nicht mehr aus, die Entfernungen auszudrücken, die wir in der Sternenwelt festgestellt haben. In demselben Maße schrumpft der Mensch im Weltall immer mehr zusammen. Die Vorstellung, daß die Welt um des Menschen willen da sei, ist längst sinnlos geworden. Damit hat aber die Welt überhaupt jeden Zweck verloren, den wir uns vorstellen können. Die Welt ist da, weil sie da ist. Basta! Das Nachsinnen, zu welchem Zweck sie da ist, wird völlig zwecklos.

Wird aber da die Vorstellung nicht unsinnig, daß inmitten dieses unermeßlichen völlig zwecklosen Getriebes ausgerechnet die Existenz von ein paar Ameisen oder Menschen einen Zweck haben sollte?

Trotzdem konnte sich die Mehrheit der Menschen bisher nicht darein finden, daß ihnen keine anderen Zwecke beschert sein sollen, als jene, die sie sich selbst setzen, daß dem ganzen Mühen und Streben der Menschen in den vergangenen und kommenden hunderttausenden von Jahren ihrer Geschichte nicht das Streben nach einem der Menschheit gesetzten Ziele innewohnen sollte, dessen Größe uns über die Nichtigkeit des Daseins des einzelnen und der ganzen Gegenwart Trost gewähren könnte.

Daß das Suchen nach einem Sinn der Geschichte mit dem metaphysischen Bedürfnis eng zusammenhängt, betont Troeltsch sehr stark. Auf S. 174 seines „Historismus" spricht er von dem Historiker, der auf einen „universalen Entwicklungsbegriff hinarbeitet":

„In diesem universalen Entwicklungsbegriff liegt demgemäß ein Element des Willens, der ihn sehen und fassen w i l l . . . Dazu aber bedarf er

Digitized by Google

letztlich eines metaphysischen Glaubens, der ihn hoch über die empirischen Feststellungen und Charakteristiken emporträgt und an eine im tiefsten Grunde des Geschehens wirkende Kontinuität glauben läßt .... Sie (die Historiker) haben darin recht, daß der universale Entwicklungsbegriff zu der empirischen Historie etwas Neues hinzubringt, eben jenes Glaubens- und Willenselement ...."

„Die Bildung der Maßstäbe (für die Beurteilung der Geschichte, K.) und vor allem die Synthese der Maßstäbe ersten und zweiten Grades ist also Sache des Glaubens in dem tiefen und vollen Sinne des Wortes: die Betrachtung eines aus dem Leben herausgebildeten Gehaltes als Ausdruck und Offenbarung des göttlichen Lebensgrundes und der inneren Bewegung dieses Grundes auf einen uns unbekannten Gesamtsinn der Welt hin, die Ergreifung des aus der jeweiligen Lage erwachsenden Kulturideals als eines Repräsentanten des unerkennbaren Absoluten."

Also der Gesamtsinn der Welt ist unbekannt und unerkennbar. Es ist demnach nicht einmal erkennbar, ob es einen gibt. Aber dennoch zweifeln so viele Philosophen und Historiker nicht an seiner Existenz und auch nicht daran, daß das jeweilige Kulturideal als ein „Repräsentant des unerkennbaren Absoluten" anzusehen ist, obwohl diese Ideale bisher sehr wechselnd und widerspruchsvoll waren.

Trotz seiner Unerkennbarkeit muß ein Gesamtsinn der Welt vorhanden sein und er muß unser Forschen bestimmen aus dem einfachen Grunde, weil ich an ihn glaube und ihn haben will: Das Bedürfnis nach etwas, das „Glaubens- und Willenselement", wird zur Gewähr dafür, daß das verlangte wirklich besteht.

So erklärt Troeltsch auch weiter (S. 177):

„Für die Beurteilung fremder und vergangener Kulturen Gerechtigkeit und Sachlichkeit, für die der eigenen und lebendigen ein in der bisher geschilderten Weise begründeter freier Zukunftsglaube[1]), für die Zusammenfassung aller im Gesamtflusse des Lebens unbestimmtes Vertrauen zur Vernünftigkeit der Welt überhaupt: das ist alles, was wir können."

Hier wird deutlich die Annahme eines Sinnes der Geschichte als bloße Sache des Glaubens, des Vertrauens in eine Vernünftigkeit der Welt anerkannt.

Aber es ist doch unmöglich, von der Vernunft etwa des Drehungsgesetzes der Winde oder der Keplerschen Gesetze oder der Gesetze des hydrostatischen Drucks zu sprechen.

Die Vernunft ist rein geistiger Natur und nur von Denkprozessen kann man sagen, sie seien vernünftig oder nicht.

Troeltsch meint denn in Wirklichkeit auch gar nicht, daß die Welt vernünftig sei. Er meint nur, das Gebiet der Vernunft in der Welt sei weit ausgedehnter, als wir ahnen. Er sieht wohl die Schwierigkeit, die „in der Winzigkeit und Flüchtigkeit der historischen Welt gegenüber der ungeheuren Raum- und Zeitausdehnung der Natur" liegt. (S. 83.)

---

[1]) Diese Unterstreichung, ebenso die nächsten, rühren von mir her. K.

Digitized by Google

Er fährt fort:

„Die Geschichte samt ihrer biologischen Vorgeschichte erscheint dem gegenüber doch immer wieder wie eine völlig fremdartige, verschwindend kleine Enklave, flüchtig wie der Hauch des Atems auf einer gefrorenen Glasscheibe. Und hat man diesen Größenunterschied vor sich samt der gewaltigen Festigkeit, Rationalität und Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Methode, dann scheint doch immer wieder die Methode des Ungeheuren die des Winzigen zu verschlingen, und man fragt sich von neuem, ob nicht die selbständige und mündige historische Methode doch eine Selbsttäuschung menschlicher Hoffart oder menschlichen Glaubensbedürfnisses sei."

Aus dieser Verlegenheit sucht sich Troeltsch zunächst, ähnlich wie Kant gegenüber den Unbequemlichkeiten der reinen Vernunft, durch einen Appell an die praktische Vernunft herauszuhelfen. Sich zwischen den verschiedenen „Eindrücken" von Natur und Geschichte zurechtfinden, sei ein praktisches Problem. (S. 84.)

„Für solche Praxis bleibt dann nichts anderes übrig, als daß wir stets von neuem in der Anschauung der Natur uns von allen menschlichen Ueberhebungen und von aller Vermenschlichung der Gottheit reinigen, daß wir aber der erdrückenden Masse und Wucht der Natur doch wieder den geistigen Gehalt der Geschichte, die erhabene Größe und Freiheit des innerlichen Menschen gegenüberstellen. Es bleibt bei dem Worte Schillers: ‚Aber Freunde, im Raume wohnt das Erhabene nicht'. Und fragt man, wo es denn dann wohnt, dann mag wieder Schiller antworten: ‚Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor. Es ist in dir. Du bringst es ewig hervor'." (S. 85.)

Dann wird noch Goethe zitiert, der ebenfalls der Größe der Sternenwelt gegenüber ein Gegengewicht in der geistigen Bewegtheit seines Inneren findet, die um einen reinen Mittelpunkt in seinem Busen kreist.

Aber Troeltsch muß sich doch gestehen, daß dieses Hin- und Herpendeln zwischen Eindrücken nur genügen mag für Dichter, denen der ästhetische Eindruck entscheidend wird. Für die Frage, wie sich die Dinge in Wirklichkeit verhalten, bleibt es bedeutungslos, welchen Eindruck jedes von ihnen auf mich macht.

Troeltsch erkennt denn auch dann, daß „die lediglich praktische Lösung des Problems doch immer ungenügend ist. Es bleibt das quantitative Mißverhältnis doch erschütternd".

Viertes Kapitel.

Astronomische Geschichtsauffassung.

In seiner Notlage bietet sich Troeltsch die rettende Hand einer alten Dame, der wundersamsten Figur in Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre", die an wunderlichen Figuren gerade nicht arm sind. Es ist die Tante Makarie, der „die Verhältnisse unseres Sonnensystems . . . gründlich eingeboren" sind, so daß sie „nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr als integrierender Teil darin bewege".

Digitized by Google

Troeltsch gesteht: „Goethe selbst bezeichnet das als ‚zarte Dichtung', aber das Motiv dieser Dichtung ist stark."

In Wirklichkeit bezeichnete Goethe die Makarienepisode nicht als „zarte", sondern als „ätherische Dichtung", also als eine sehr luftige Schöpfung, für die er „Verzeihung hofft", worauf er sich wieder „terrestrischen Märchen" zuwendet (3. Buch, 15. Kapitel, vgl. 1. Buch, 10. Kapitel).

Es ist also ein erdentrücktes Märchen, dem Troeltsch ein Motiv entnimmt, das ihm stark genug erscheint, um darauf die Sonderstellung der menschlichen Geschichte im Weltgeschehen zu begründen. Er bemerkt im Anschluß an eine Stelle dieses Märchens:

„Sie weist auf wissenschaftliche Theorien hin, die von zahlreichen Denkern vertreten worden sind und ohne deren Heranziehung in der Tat die Sonderstellung der Historie nur für kurzsichtige Gedankenlosigkeit oder prometheischen Trotz aufrecht zu erhalten wäre. Es ist die Erzählung von jenem Abend, wo die Aphorismen aus Makariens Archiv verlesen und die geheimnisvollen Beziehungen dieser Frau zu außer- und übermenschlichen Geisterreichen besprochen worden waren. Goethe selbst bezeichnet das als ‚zarte Dichtung', aber das Motiv dieser Dichtung ist stark. In der Tat, ohne den Gedanken einer Vielzahl von Geisterreichen, einer pluralité des mondes, wie Leibniz sagte, ist die menschliche Geschichte und der menschliche Geist eine erschreckende Anomalie in der Welt, der metaphysische Idealismus mag im übrigen aus der Erkenntnistheorie herausspinnen, was er will."

„Gäbe es nur den Weltgeist und die Lebewesen dieser Erde als Träger des Lebens, so bliebe das (? der ? K.) erstere stets fraglich und das zweite eine klägliche Singularität. Nur wenn das Lebensreich dieser Erde bloß eines von unendlich vielen ist, kann es überhaupt als Lebensreich verstanden und seine Unvollkommenheiten ertragen werden. Es ist dann eben eines unter den vielen Lebensreichen, in denen die göttliche Größe sich ausschüttet oder besteht . . . . Begreiflicherweise setzt an diesem Punkte der Wunsch ein, von diesen anderen Geisterreichen nicht nur postulatenweise, sondern auch erfahrungsgemäß Kenntnis zu gewinnen. Das ist der tiefere philosophische Grund, aus dem nüchterne Astronomen nach Marsbewohnern forschen und okkultistische und spiritistische Mystiker nach Medien fahnden, die diesen Verkehr bezeugen könnten. Das war bei den Alten der Grund der Engellehren und der Gestirnbeseelung, der Astrologie und Horoskopie; seit der Kopernikanischen Umwälzung der Kosmologie ist daraus die Lehre von einer Mehrzahl oder Unendlichkeit der Geisterreiche geworden, die ihren Daseinsbedingungen entsprechend, vermutlich auf sehr verschiedenen Stufen der Vollkommenheit stehen und alle ihre eigene Geschichte haben." (S. 85—87).

Das ist die Basis, in letzter Linie die einzige Basis, auf die Troeltsch seine Geschichtsauffassung aufbaut, die „kurzsichtige Gedankenlosigkeit" wird, wenn die Grundlage versagt. Die Geschichte wird dann völlig sinnlos.

Zur Errichtung der Basis werden ebenso „nüchterne Astronomen" bemüht wie „okkultistische Mystiker". Dabei wird sehr Verschiedenes bunt durcheinander geworfen und daraus dann der solide Unterbau geformt.

Digitized by Google

Troeltsch hat ganz recht. Es wäre ein Unding, wollte man annehmen, die Funktionen des Lebens und des Geistes seien nur auf unserer Erde zu finden. Vielleicht um jeden der Fixsterne, sicher um viele von ihnen, kreist eine Anzahl nicht mehr glühender, dunkler Planeten, von den nicht wenige ähnliche Bedingungen aufweisen werden, wie die Erde und daher auch ähnliche Bildungen, lebende mit geistigen Fähigkeiten begabte Wesen. Allerdings warum diese Annahme die Unvollkommenheit unseres Daseins „überhaupt" erst erträglich machen soll, ist nicht recht einzusehen. Aber die Annahme selbst hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Doch das genügt nicht für die Zwecke, die Troeltsch verfolgt. Um sie zu erreichen, muß er ohne weiteres aus dem „Lebensreich" gleich ein „Geisterreich" machen, und zwar ein Reich menschlicher Geister. Denn nur diese machen Geschichte — in der Weise, wie wir es gesehen, durch fortwährende Schaffung künstlicher Organe, die zu einer neuen Umwelt für die Menschen werden.

Sollen die „menschliche Geschichte und der menschliche Geist" aufhören, „eine erschreckende Anomalie in der Welt" zu sein, dann muß uns die größte Wahrscheinlichkeit dafür dargetan werden, daß menschliche Geschichte und menschlicher Geist auch in den zahlreichen anderen Lebensreichen bestehen, die anzunehmen wir allen Grund haben.

Es ist aber nicht nur nicht möglich, diese Wahrscheinlichkeit plausibel zu machen. Wir haben vielmehr allen Grund, das Gegenteil anzunehmen.

Selbst wenn wir den Menschen bloß mit dem „Lebensreich" der Erde allein in Vergleich stellen, bleibt „das quantitative Mißverhältnis erschütternd". Was bedeutet die kurze Spanne des Bestehens der Menschheit gegenüber den hunderten von Millionen Jahren der Existenz der organischen Welt auf unserem Erdball!

Ist es aber leicht, anzunehmen, daß es augenblicklich im Universum noch einen anderen Planeten gibt, der für Lebewesen genau die gleichen Daseinsbedingungen auf genau der gleichen Höhe der Entwicklung bietet, wie die Erde? Der ebenso groß ist wie sie, dessen Atmosphäre die gleiche chemische Zusammensetzung hat, dessen Masse die gleiche Anziehung auf die Körper an ihrer Oberfläche übt, dessen Umlaufsgeschwindigkeit um die Sonne die gleiche, ebenso die Umdrehungsgeschwindigkeit um seine Achse, dessen Achsenstellung zur Ekliptik dieselbe, ebenso dessen Entfernung von der Sonne, und dessen Sonne gleich groß und gleich heiß ist, wie die unsere?

Alle diese Daseinsbedingungen müssen auf einem anderen Planeten mit denen auf der heutigen Erde übereinstimmen, sollen

Digitized by Google

Organismen auf jenem anderen Planeten bestehen, die gleicher Art mit den irdischen sind. Und noch viele andere Daseinsbedingungen dazu müssen hier wie dort die gleichen sein, sollen noch außerhalb der Erde Menschen möglich sein.

Waren doch alle eben aufgezählten Daseinsbedingungen auf der Erde schon dieselben, wie heutzutage, ehe noch der Mensch erschien. Es mußten noch besondere Bedingungen der Umwelt auftreten, um eine besondere Art Lebewesen zu Menschen zu machen.

Wir dürfen wohl annehmen, daß es im unendlichen Weltall eine unendliche Fülle von Planeten gibt, die organisches Leben ermöglichen und bergen. Nicht minder aber müssen wir annehmen, daß die Fülle der Variationen von Daseinsbedingungen, die auf diesen Planeten vorkommen können, auch eine unendliche ist. So daß kaum einer von ihnen jemals die Formen des anderen wiederholen wird. Und zwar um so weniger, je mannigfaltiger diese Formen sind.

Die einfachsten, primitivsten, die Urwesen, mögen auf verschiedenen Planeten übereinstimmen. Je höher die Formen, desto größer dagegen die Unwahrscheinlichkeit, daß sie anderswo wiedergefunden werden. Sie ist am größten für den Menschen. Man darf es so gut wie für ausgeschlossen halten, daß es noch auf einem anderen Himmelskörper Menschen gibt. „Nüchterne Astronomen" mögen nach Marsbewohnern suchen, aber eine komplette Narrheit ist es, nach Marsmenschen auszuschauen, bei den von den irdischen so verschiedenen Daseinsbedingungen des Mars. Die Narrheit steigt auf den Gipfel, wenn die Astronomen auf dem Mars Menschen voraussetzen, die auf der gleichen Kulturstufe stehen, wie wir, so daß man sich mit ihnen verständigen könnte.

Wenn man von den Blättern eines Baumes konstatiert, daß keines dem anderen völlig gleich ist, so muß man dasselbe auch für die Himmelskörper annehmen und damit auch für die Organismen, die jene Gestirne bergen, deren Entwicklungsstadium sie für organisches Leben geeignet macht.

Ist das Menschengeschlecht eine singuläre und höchst winzige Erscheinung in der Welt, so auch sein Geist und seine Geschichte, trotz allen Geredes vom „Weltgeist", der doch nur „der Herren eigener Geist" ist.

Troeltsch meint, daß die verschiedenen geistbegabten Wesen der verschiedenen Planeten „ihren Daseinsbedingungen entsprechend vermutlich auf sehr verschiedenen Stufen der Vollkommenheit stehen und alle ihre eigene Geschichte haben".

Den Anfang des Satzes muß man zugeben. Daraus folgt nicht, daß sein Ende richtig ist. Man darf nicht vergessen, daß das, was wir Geschichte nennen, eine besondere Art der Entwick-

Digitized by Google

lung ist, die mit besonderen Fähigkeiten zusammenhängt, die es dem Menschen ermöglichen, sich künstliche Organe neu zu schaffen.

Organismen, die zu diesen Fähigkeiten nicht aufgestiegen sind, haben keine Geschichte, obwohl sie eine Entwicklung aufweisen. Nicht einmal Gorillas und Schimpansen, obwohl auf einer relativ hohen Stufe geistiger Befähigung stehend, haben eine Geschichte.

Auf der anderen Seite ist es gar nicht ausgemacht, daß Lebewesen, die intelligenter sind als der Mensch, eine Geschichte haben müssen. Die mögen in so seligen Zuständen leben, daß sie deren Veränderung nicht wünschen und anstreben. Wo soll es da zu einer Geschichte kommen?

Obwohl wir die Ansicht ablehnen, daß das Objekt der Geschichte das Einzige, Singuläre ist, so müssen wir doch die Ansicht vertreten, daß die menschliche Geschichte selbst etwas Singuläres im Weltall ist, das so leicht seinesgleichen nicht findet.

So wird sie allerdings zu einer „erschreckenden Anomalie", wenn man annimmt, sie, ebenso wie der menschliche Geist, stünde außerhalb des kausalen Weltzusammenhangs und sie habe ihre besondere Eigenbewegung in sich und durch sich, und habe einen besonderen Zweck und besonderen Sinn, wenn auch ein solcher sonst in der Welt nicht zu finden sei.

Der Ausweg, den Troeltsch sucht, um die Sonderstellung der menschlichen Geschichte und des menschlichen Geistes im Weltall zu retten, ist sonderbar genug. Er wird noch übertroffen durch den, der von Delbrück eingeschlagen wird.

In der Einleitung zu seiner Weltgeschichte fragt er:

„Weshalb studieren wir überhaupt Geschichte? Ist es der Mühe wert, sie zu studieren? Hat sie einen vernünftigen Sinn?" (S. 2.)

Er muß zugeben, daß es ungereimt erscheint, nach einem vernünftigen Sinne des Geschehens auf der Erde für die Welt zu fragen, in der unser Planet nur ein Pünktchen ist.

Nach einem Sinne der Welt und der Geschichte könnte man doch nur forschen, wenn man annähme, die Menschheit bilde den Weltmittelpunkt. Sei das aber nicht eine lächerliche Vorstellung?

„Sollten alle diese unendlichen Welten keinen anderen Zweck haben, als den, den Bewohnern dieses e i n e n Sterns erhaben zu scheinen? Damit Kant sagen konnte: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns? . . . . Geschichte wie Religion scheinen vor dieser Naturbetrachtung zusammenzubrechen."

Doch gerade in dieser Naturbetrachtung findet Delbrück für seine Geschichtsauffassung eine rettende Planke. „Wie sie (die Naturwissenschaften K.) die unendliche Größe nach der einen Seite aufgedeckt haben, so nach der anderen die ebenso unendliche Kleinheit."

Digitized by Google

Sie mißt hier die Entfernungen von Sternen nach Lichtjahren, dort die Größe der Elektronen nach zehnbillionstel Zentimetern. Dieser Fortschritt der Naturwissenschaft ändert die Sache kolossal.

„Der Mensch ist wieder in den Mittelpunkt gerückt, denn das endlos Große ist ihm ebenso fern auf der einen Seite, wie das endlos Kleine auf der anderen. Er steht am Scheidepunkt zwischen der makroskopischen und mikroskopischen Endlosigkeit. Die mechanischen Maßstäbe selbst aber verschwinden mit der Realität des Raumes, und der menschliche Geist, der Teil hat am unendlichen, am göttlichen Geist, erhebt sich aus aller Natur und über alle Natur. Der Geist ist der Mittelpunkt und das Wesen der Welt, das wahre Sein, und alle Weite der Sternenwelt, wie alles Geheimnis der Natur hat ihm zu dienen und dient ihm."

„Sollte Geist sein auch außerhalb der Menschheit? Ausgeschlossen ist es von vornherein in dem glühenden Gas der Sonne und allen Fixsternen, und wenn man sich vorstellen wollte, daß unter den Planeten einer oder der andere sei, der möglicherweise die Bedingungen dafür böte, so wäre damit nichts gewonnen: statt e i n e s winzigen Punktes im Weltall hätten wir dann einige solche Pünktchen . . . ."

„Um zum Bewußtsein zu kommen, bedarf der endliche Geist, der am unendlichen, am göttlichen Geist Anteil hat, eines höchst kunstvollen Körpers, eben des Menschen."

„Nur im Menschen kann er zum Bewußtsein seiner selbst kommen, und die Erde ist der Mittelpunkt des Weltalls, nicht topographisch, sondern weil sie der Wohnsitz des Menschen ist. Es ist doch wahr, daß die fernsten Sonnen und Sterne nur da sind, damit der Mensch sage: der gestirnte Himmel über mir und das Gesetz in mir."

Man sieht, Delbrück weist den Ausweg zurück, zu dem Troeltsch seine Zuflucht nimmt, die Annahme zahlreicher „Geisterreiche".

Als Geist betrachtet er nur den menschlichen, der einzig auf der Erde zu finden ist.

Doch die Anomalie erschreckt ihn nicht, daß so ein winziges Pünktchen im unendlichen Weltall über dessen Gesetzen stehen soll, denn dieses Pünktchen erscheint ihm allgewaltig dadurch, daß es ein Mittelpünktchen ist.

In diese grandiose Position gerät der Mensch einfach dadurch, daß er vom endlos Großen ebenso weit entfernt ist, wie vom endlos Kleinen, woraus natürlich folgt, daß er das Zentrum der Welt bildet.

Diese schlagende Beweisführung hat nur einen kleinen Mangel: Sie gilt nicht für den Menschen allein. Man kann sie auf alles mögliche anwenden. Auch der Elefant ist vom unendlich Großen ebenso entfernt, wie vom unendlich Kleinen. Nicht minder die Fliege. Ja überhaupt alles Endliche, wie groß oder klein es sein mag, die Sonne oder ein Stäubchen.

Delbrück beruft sich auf Kant. Nun, bei ihm könnte er Sätze finden, wie folgende:

Digitized by Google

„Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt oder eine Milchstraße von Welten gegen sie anzusehen, wie man eine Blume oder ein Insekt in Vergleichung gegen die Erde ansieht." (Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, 1755, herausgegeben v. Dr. Otto Buck, Leipzig, 1909, S. 129, II. Teil, 7. Hauptstück.)

„Alles, was endlich ist, was seine Schranken und ein bestimmtes Verhältnis zur Einheit hat, ist von dem Unendlichen gleich weit entfernt" (a. a. O., S. 118).

So kommen wir zu dem Schluß, daß jegliches Ding im Mittelpunkt der Welt steht, nicht nur der Mensch. Oder aber, und das wäre wohl genauer: Nichts steht im Mittelpunkt des Universums, weil es für das Unendliche einen Mittelpunkt nicht geben kann. Nur ein begrenzter Raum kann einen Mittelpunkt haben.

Delbrück genügt es nicht, herauszufinden, daß der Mensch vom unendlich Großen wie vom unendlich Kleinen gleich weit entfernt ist. Dabei muß man sich doch den menschlichen Körper mit bestimmter Ausdehnung vorstellen. Gleich darauf aber setzt Delbrück an Stelle des menschlichen Körpers den menschlichen Geist, der gar keine Ausdehnung hat, weil er kein Ding ist, sondern eine Gesamtheit von Funktionen, macht ihn zum Mittelpunkt des Universums, und aus dem räumlichen Mittelpunkt wird ohne weiteres dann eine geistige Herrschaft über die Welt, die dem Mittelpunkt zu dienen hat. Welch halsbrecherische Sprünge!

Was aber stand im Mittelpunkt der Welt in den Aeonen vor der Entstehung des Menschen? Wem diente sie damals?

Es gehört viel Religion dazu, um so kühne Schlüsse zu wagen, wie sie Delbrück vollführt. Indes, wie soll man sonst die von der kausalen Notwendigkeit der Welt befreite Eigenberechtigung der Geschichte beweisen?

Wer so fest von der göttlichen Natur des menschlichen Geistes und der Geschichte überzeugt ist, in der er sich manifestiert (oder „auslegt", um mit Hegel zu reden), dem fallen transzendente historische Prognosen nicht schwer.

Solche Prognosen werden jedoch auch von weniger religiösen Forschern produziert, bis weit in die Reihen der Sozialisten hinein.

Nicht nur für die nächsten Jahrhunderte, nein, für alle Zeit prophezeien sie den unaufhaltsamen Aufstieg des Menschengeschlechtes.

Wie der Blume sei auch der Menschheit der Trieb von Natur aus eingepflanzt, dem Lichte entgegenzuwachsen in immer hellere Sphären des Daseins.

Und auch sie stellen den Menschen in den Mittelpunkt der Welt. H. G. Wells schließt seine „Grundlinien der Weltgeschichte" mit folgendem berauschenden Ausblick:

„Unter die Führung des Menschen gestellt, des Erforschers und L e h r e r s d e s W e l t a l l s, geeint, diszipliniert, bewaffnet mit den Kräften des Atoms und einem Wissen, das weit über unsere Träume hinausreicht,

Digitized by Google

wird das Leben, ewig sterbend, ewig Neues zeugend, immer jung und immer vorwärts strebend, diese Erde eines Tages als Sprungbrett gebrauchen, um sein Reich inmitten der Sterne zu begründen."

Es ist freilich nicht klar, was das für ein „Leben" sein soll, das sich vom Menschen führen läßt, also verschieden ist von den lebendigen Menschen. Ein Leben, das Sprungbretter benützt und auf Gründungen inmitten der Sterne ausgeht. Aber daß diese Phantasie prachtvoll klingt und uns in Wonneschauern erbeben läßt, ist nicht zu bezweifeln.

Merkwürdig ist, wie wenig diesen Geschichtsphilosophen die Erde genügt, sie haben stets das Bedürfnis, noch über sie hinaus zu greifen zu den „ewigen Sternen".

Es scheint, als seien nicht zum wenigsten höchst fortschrittliche Elemente zur Annahme solcher überschwenglicher Auffassung der Stellung und Zukunft des Menschen disponiert, auch solche, die gar nicht religiös sind, darunter höchst gottlose Positivisten, Materialisten, Atheisten.

Der Glaube an den unaufhaltsamen, endlosen Fortschritt findet sich naturgemäß am ehesten bei denen, die an ihm arbeiten, also in den Klassen, die der industrielle Kapitalismus hervorbringt. Sie teilen am ehesten den Optimismus für die Zukunft, den die rapide Entwicklung der Produktivkräfte mit sich bringt, bei allen Leiden und Opfern, die in der Gegenwart erstehen.

Aber wenn der Glaube an den Fortschritt zum Wahren, Schönen und Guten der Stimmung entspricht, die aus der modernen Produktionsweise hervorgeht, im Gegensatz zu dem Pessimismus der römischen Kaiserzeit, warum nicht einfach die Marxsche Prognose akzeptieren, die auf festen Tatsachen begründet ist?

Ja, sie ist leider auf eine so unangenehme und vulgäre Tatsache begründet, wie sie der Klassenkampf des Proletariats ist.

Den können nur Proletarier und die Verfechter ihrer Klasseninteressen anerkennen. Allen anderen ist er unbequem, vielen, die direkt am Kapital interessiert sind, aber auch manchen, die bloß Ruhe haben wollen, gilt er als eine Erscheinung, die nicht geduldet werden darf.

Unsere sozialen Zustände sind freilich zu peinigend und abstoßend, als daß nicht jeder Denkende und Fühlende sich gegen sie wenden müßte. Wieviel bequemer und erfreulicher (für Nichtproletarier) ist jedoch die Aussicht auf ein unvermeidliches Aufsteigen der Menschheit, das aus ihrer Natur notwendigerweise hervorgeht, also ohne Streiks und Revolutionen, Expropriationen und ähnliche eklige Dinge, einzig durch das innere Walten unseres Gemüts, unseres Gewissens, das durch den Fortschritt der Zeit immer zarter besaitet wird.

Digitized by Google

An eine derartige Vervollkommnung der Menschheit darf jeder glauben, auch der eingefleischteste Reaktionär der Gegenwart.

Die ferne Zukunft der Menschheit darf selbst er im hellsten Glanze sehen.

Indes sind die Prognosen des steten Fortschritts der Menschheit nicht ausschließlich transzendenter Natur und nicht bloß aus psychischen Bedürfnissen und Stimmungen geboren.

Zum Teil sind sie auch Folgerungen aus beobachteten Tatsachen. Und wieweit diese Folgerungen begründet sind, haben wir noch zu untersuchen. Damit soll unsere Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung zum Abschlusse kommen.

Fünftes Kapitel.

Aufstieg zur Freiheit.

Die große Tatsache, auf die sich alle jene stützen, die an den steten Fortschritt der Menschheit glauben, ist das ununterbrochene Anwachsen der Kultur, das heißt der Summe der Leistungen, deren die Menschen durch ihre künstlichen Organe fähig werden, im Unterschied von den Leistungen, die ihre natürlichen Organe ohne jede Unterstützung durch künstliche zu vollbringen vermögen. Diese fallen in das Gebiet der unverfälschten oder unverkünstelten Natur.

Natürlich kann der Mensch nichts produzieren ohne seine natürlichen Organe, vor allem ohne Hand und Hirn. Aber wie gering ist das alles, was der Mensch durch diese allein produzieren könnte, ohne die Behelfe der Erfahrungen und die Fähigkeiten, die ihm durch die künstliche Erweiterung seiner Organe zur Verfügung gestellt werden. Es ist verschwindend gegenüber den enormen geistigen und materiellen Reichtümern, die ihm durch seine Technik zugeführt werden.

Die gesamte Fülle dieser Reichtümer hat man als Kultur anzusehen, nicht bloß die geistigen, die ohne die Grundlage der materiellen nicht möglich würden. Es wäre abgeschmackt, die oberen Stockwerke eines Hauses allein als Gebäude zu betrachten und zu meinen, die Fundamente gehörten nicht dazu, weil sie nicht in die Augen fallen.

Unaufhaltsam wie der Fortschritt der Technik ist das Wachstum der Kultur, deren Summe seit der Erfindung des ersten Werkzeuges stetig anwächst, anfangs äußerst langsam, meist unmerklich, mit jahrtausendelangen Stillständen, dann immer rapider, bis sie heute von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag anschwillt. Es wird kaum ein Tag vergehen, der nicht eine neue

Digitized by Google

Erfindung brächte, eine neue Organisation, ein neues Gesetz, eine neue Entdeckung, eine neue Idee.

Der Fortschritt der Kultur ist eine so offenkundige Tatsache, daß niemand an ihm zweifelt. Man ist wohl berechtigt, aus den bisherigen Tatsachen dieses Fortschrittes den Schluß zu ziehen, er werde auch in Zukunft immer weiter vor sich gehen, wenn auch nicht in alle Ewigkeit, denn das Menschengeschlecht gehört zu den endlichen Erscheinungen, so doch für alle irgendwie absehbare Zukunft der Menschheit.

Fraglich ist bloß, was daraus zu folgern ist.

Die einen, die Pessimisten, vermeinen, das nütze alles nichts, die Menschen blieben doch immer dieselben. Die Kostüme und Dekorationen auf der Weltenbühne mögen wechseln, immer prunkvoller und imponierender werden, das gespielte Stück bleibe das gleiche.

Diese Philosophie mochte ehedem sehr geistreich vorgetragen werden. Seitdem der Weltprozeß als ein Prozeß der Entwicklung erkannt worden ist, wird diese Ansicht immer mehr auf die Kreise von Gedankenlosen und Unwissenden beschränkt. Fast alle Denkenden sehen im Anwachsen der Kultur die Gewähr für einen steten Aufstieg der Menschheit zu höheren Lebensformen. Das sei die Bestimmung der Menschheit.

Doch sind sie nicht ganz einig darüber, was unter diesen höheren Lebensformen zu verstehen sei.

Ausführlich hat über diese Frage Müller-Lyer gehandelt, in seinem Buche über den „Sinn des Lebens und die Wissenschaft" (München, 1910), das er als „Grundlinien einer Volksphilosophie" bezeichnet.

Auf S. 224 ff. gibt er dort eine „Tafel der allgemeinsten soziologischen Richtungslinien". Er teilt diese in drei Gruppen ein. Die erste faßt er in das Richtungsgesetz zusammen: Kultur ist sinnvolles Zusammenwirken von Menschen. Die zweite formt er zu dem Richtungsgesetz: Kultur ist Bewußtwerdung. Sein drittes Richtungsgesetz endlich lautet: Kultur ist Vermenschlichung.

Dieses dritte Gesetz umfaßt folgende Richtungslinien der fortschreitenden Kultur: Sie geht

„vom Tierischen zum Menschlichen; vom Herdenmäßigen zum Individuellen, Persönlichen; von der Gewalt zum Recht; vom Bestialischen zum Mitleid; vom Ungeordneten, Verworrenen zur Ordnung und Freiheit; vom Natürlichen zum Künstlichen; vom Mühevollen zum Künstlerischen, Spielerischen; von der Notdurft zur Schönheit".

Auf S. 239 wird der Fortschritt der Kultur bezeichnet als ein Aufstieg von Roheit und Dummheit zu Künsten und Wissenschaften.

Auf S. 138 heißt es, die wachsende Kulturbeherrschung geht „auf die Wohlfahrt der Gesamtheit aus, also auf die Gerechtig-

Digitized by Google

keit, die jedem nach seinem Verdienst das Seine gibt". Und auf S. 184 und 186 wird als Ergebnis der wachsenden Kultur der „Vollmensch" bezeichnet, der „die dem Tierischen entgegengesetzten und für das Menschliche charakteristischen Eigenschaften zur höchsten Blüte", zum „Sozialindividualismus" entwickelt, und so „diejenige soziologische Rasse darstellt, die befähigt sein wird, sich zur Herrschaft über die Kulturentwicklung aufzuschwingen". Die erste Phase dieser Entwicklung bildete der „sozialistische Herdenmensch", die zweite der „individualistische Herrenmensch". Die dritte wird der Sozialindividualist sein, der Vollmensch, „die Vollendung des sozialen Individuums".

Die Aeußerungen der meisten Sozialphilosophen über die Richtung des gesellschaftlichen Aufstieges gehen weniger ins Detail.

Max Adler faßt in seinem Buch über die Staatsauffassung des Marxismus die Naturrechtslehre des 18. Jahrhunderts mit folgenden Worten zusammen:

„Den ersten großen Anlauf zur Bildung des Gesellschaftsbegriffes bedeutet das Naturrecht, und in ihm treten positives und vernunftgemäßes Recht, der Staat und die Menschheit, was nur ein anderer Ausdruck für Gesellschaft war, auseinander, wie Wirklichkeit und Ideal. Es besteht hier also kein eigentlicher Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft, sondern nur ein unendlicher Abstand, der aber durch die immer größere Verwirklichung der Forderungen des Naturrechtes sich im geschichtlichen Prozeß überwinden läßt und woraus sich die Idee eines Fortschrittes des Staates zu immer größerer Freiheit und Humanität, das heißt, Gesellschaftlichkeit ergibt." (S. 33.)

Hier finden wir also den Aufstieg bezeichnet als einen zu Freiheit, Humanität und Naturrecht, worunter nicht ein Recht zu verstehen ist, das von Natur aus besteht, sondern das ein Ziel der Kulturentwicklung darstellt, das nur nach und nach in deren Fortgang zu verwirklichen ist. Es ist also eigentlich ein Kulturrecht.

Eine noch weit kürzere Formel des Fortschritts der Menschheit gibt uns Hegel. Er faßt als deren Ziel ganz einfach die Freiheit:

„Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit." (Philosophie der Geschichte, S. 24.)

Er sagt weiter von ihr:

„Dieser Endzweck ist das, worauf in der Weltgeschichte hingearbeitet worden, dem alle Opfer auf dem weiten Altar der Erde und in dem Verlauf der langen Zeit gebracht worden. Dieser ist es allein, der sich durchführt und vollbringt, das allein Ständige in dem Wechsel aller Begebenheiten und Zustände, sowie das wahrhaft Wirksame in ihnen. Dieser Endzweck ist das, was Gott mit der Welt will!" (S. 25.)

Nicht alle, die an den Fortschritt glauben, spitzen ihn so ausschließlich auf die Gewinnung der Freiheit zu. Aber das Ideal der Freiheit fehlt bei keinem.

Digitized by Google

Mit diesem Ideal wollen wir uns zunächst beschäftigen. Da müssen wir leider gleich im Anfang unserer Untersuchung konstatieren, daß Hegel selbst bereits zugibt, daß die Freiheit

„ein unendlich vieldeutiges Wort ist, daß sie, indem sie das Höchste ist, unendlich viele Mißverständnisse, Verwirrungen und Irrtümer mit sich führt". (S. 25.)

Er selbst bezeugt uns, was man alles unter Freiheit verstehen kann. Er sagt:

„Die Weltgeschichte ist die Zucht von der Unbändigkeit des natürliche Willens zum Allgemeinen und zur subjektiven Freiheit. Der Orient wußte und weiß nur, daß Einer frei sei, die griechische und römische Welt, daß Einige frei seien, die germanische Welt weiß, daß Alle frei sind. Die erste Form, die wir daher in der Weltgeschichte sehen, ist der Despotismus, die zweite ist die Demokratie und Aristokratie, die dritte ist die Monarchie." (S. 128.)

Er hat dabei die preußische Monarchie im Auge als Endziel der göttlichen Bestimmung des Menschen zur Freiheit.

Müller-Lyer wieder nennt die Freiheit im Zusammenhang mit der Ordnung, die dank dem Fortschritt der Kultur aus dem „Ungeordneten, Verworrenen" hervorgeht.

Auch wir müssen zugeben, daß der Begriff der Freiheit als Ziel des Fortschritts sinnlos wird, wenn man ihn als absolute Willkür des einzelnen fassen will. Die Möglichkeit, daß jeder Mensch unter allen Umständen tun kann, was ihm beliebt, wird es vielleicht niemals geben. Sie ist jedenfalls für absehbare Zeit ausgeschlossen. Das gesellschaftliche Zusammenleben ist nicht möglich, ohne daß das Individuum auf einen Teil der Bewegungsfreiheit verzichtet, die es hätte, wenn es außerhalb der Gesellschaft leben würde. Diese Freiheit würde ihm sehr wenig nützen, da der Mensch bei seiner Beschaffenheit nur im Schutze und mit Hilfe der Gesellschaft zu leben vermag. Und seine Abhängigkeit von der Gesellschaft wächst mit dem Höhegrad der gesellschaftlichen Entwicklung und Arbeitsteilung. Je mehr diese zunimmt, desto mehr wächst auch die Notwendigkeit des regelmäßigen und bestimmt geregelten Zusammenwirkens der Menschen. Desto weniger kann man es der Willkür oder dem Zufall überlassen.

Solange diese Bedingungen gesellschaftlicher Existenz bestehen, wird die Gesellschaft nicht ohne bestimmte Regeln auskommen, die sie ihren Mitgliedern auferlegt. Deren Notwendigkeit nimmt eher zu, als ab. Unter diesen Umständen wird die Freiheit niemals in allgemeiner Regellosigkeit bestehen können, am allerwenigsten auf dem für die Gesellschaft grundlegenden Gebiet, dem ökonomischen.

Doch die Freiheit kann noch einen anderen Sinn haben, der mit den Lebensbedingungen der Gesellschaft besser vereinbar ist. Man kann die Freiheit als etwas Subjektives auffassen, nicht als tatsächliche völlige Ungebundenheit, sondern als ein Gefühl

Digitized by Google

der Ungebundenheit. Ein solches Gefühl läßt sich mit dem Bestehen bestimmter gesellschaftlicher Regeln und Vorschriften dann vereinbaren, wenn diese von dem Individuum als notwendige und nützliche anerkannt und daher ebenso freiwillig befolgt werden, wie von einem Kranken etwa die ärztlichen Vorschriften zur Erhaltung oder Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Natürlich kann die Gesellschaft sich nicht darauf verlassen, daß alle Individuen das für sie Notwendige freiwillig in vollem Maße tun. Einzelnen Widerspenstigen oder Pflichtvergessenen gegenüber mag immer eine Zwangsgewalt, also eine Einschränkung ihrer Freiheit notwendig sein. Aber diese Zwangsgewalt wird um so geringer sein müssen und um so weniger als Einschränkung der Freiheit empfunden werden, einmal je größer die Mehrheit derjenigen, die die Regeln aufstellen, je geringer die Zahl derjenigen, die ihnen widerstreben; und dann je größer die Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Mehrheit und Minderheit. Bei Beschlüssen einer demokratisch organisierten Partei z. B. unterwirft sich die Minderheit meist freiwillig der Mehrheit, ohne jede äußerliche Zwangsgewalt.

Max Adler meint freilich, daß der „Idee der Demokratie eigentlich Stimmeneinhelligkeit entspricht" (Staatsauffassung des Marxismus, S. 197), aber das Wörtchen „eigentlich" bezeugt schon, daß ihm diese Auslegung der Idee der Demokratie eigentlich selbst nicht sehr haltbar erscheint.

Die Idee der Freiheit ist also eine quantitative Idee. Die Freiheit in der Gesellschaft wird unter sonst gleichen Umständen um so größer sein, je größer die Zahl derjenigen, von denen die gesellschaftlichen Gebote ausgehen, mögen diese nun Gesetze des Gemeinwesens sein oder Forderungen der Moral, mögen sie auf Beschlüssen beruhen oder einfach geworden sein. Je größer die Mehrheit derjenigen, die für diese Gebote eintreten, um so zahlreicher diejenigen in Staat und Gesellschaft, die sich frei fühlen.

In diesem Sinne faßt auch Hegel den Fortschritt der Freiheit auf. Er meint, zuerst sei nur einer frei gewesen, der Despot des Orients, der allen gebot. Dann mehrere, in den antiken Stadtstaaten Griechenlands und Italiens. Endlich alle in der christlich-germanischen Welt. Allerdings ist Hegel vorsichtig genug, zuzugeben, daß seit dem Christentum die Freiheit aller vorerst nur im Prinzip gegeben sei, im Prinzip wird einem aber immer das gegeben, was man ihm in Wirklichkeit vorenthält.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahrhunderten die Freiheit wirkliche Fortschritte gemacht hat, nicht bloß im Prinzip. Allerdings nicht durch das Christentum, das als ein Produkt des Despotismus der römischen Cäsaren gerade dessen Anerkennung in sich schloß, sondern durch das Aufkommen des industriellen Kapitalismus, wie wir bereits oben

Digitized by Google

gezeigt haben. Seit dem Aufstand der Niederländer gegen die spanischen Habsburger, der Engländer gegen die Stuarts im 17. Jahrhundert, dann dem Abfall der amerikanischen Kolonien von England und der Französischen Revolution im 18. Jahrhundert macht die Demokratie immer größere Fortschritte.

Und Hand in Hand damit ging die Abschaffung der feudalen Zwangsarbeit und der Kaufsklaverei, ihre Ersetzung durch freie Arbeit.

Also die Freiheit marschiert. Aber ist es der Fortschritt der Kultur, dem das zuzuschreiben ist? Es ist nicht lange her, daß sie marschiert. Sie tut es dank dem Klassenkampf zuerst aller arbeitenden Klassen, die der Fortschritt des industriellen Kapitals zu politischem und sozialem Widerstand erweckte, und später immer mehr dank dem Klassenkampf des Proletariats, das heute fast allein noch das Banner der Freiheit hochhält. In der Tat hat der ökonomische Fortschritt die Tendenz, der freien Arbeit, die an Stelle von Sklaverei und Leibeigenschaft getreten ist, immer mehr das bißchen Freiheit zu nehmen, das sie in sich barg. Die Trusts unserer Zeit drohen eine neue Feudalität aufzurichten. Wohl hat sie keine Aussicht, sich durchzusetzen, aber nicht wegen des Fortschritts der Kultur, sondern wegen des politischen Erstarkens des Proletariats.

Und wenn wir weiter zurück in der Geschichte gehen, dann finden wir, daß der Gang der Geschichte ein ganz anderer war, als Hegel annahm. Für ihn ist die Geschichte bloße Staatengeschichte. Nun, im Anfange des Staates finden wir nicht den Despotismus, sondern eine Aristokratie, die auf der Demokratie innerhalb des herrschenden wie innerhalb jedes der beherrschten Stämme beruht. Erst die Ausdehnung und Verstärkung des Staatsapparates durch den Fortschritt der Kultur, der im Staate besonders rasch vor sich ging, führte zur Ueberwindung der Demokratie bei den Besiegten wie bei den Siegern, zum Despotismus. Das war nicht der Beginn, sondern das Endergebnis der staatlichen Entwicklung. Und nicht nur im Orient, sondern auch in den antiken Stadtstaaten. Nur schlugen diese einen Umweg zum Despotismus ein, indem sie diesen durch eine Erweiterung der herrschenden Klasse einleiteten, die wie eine Ueberwindung der Aristokratie durch eine Demokratie aussah.

Als das despotisch regierte Römerreich zusammenbrach, wurde es wieder durch Aristokratien — unter der Leitung schwacher Könige — ersetzt. Die Fortschritte der Kultur brachten auch da wieder schließlich den Despotismus, dem erst der Aufstieg des industriellen Kapitals immer gewaltigere Gegentendenzen schuf.

Der Befreiungskampf des Proletariats führt uns jetzt nicht bloß zu voller Demokratie, sondern auch zur Aufhebung der

Digitized by Google

Klassen und damit aller Abhängigkeit von einzelnen, also zu allseitiger Freiheit. Es ist verkehrt, zu sagen, erst nach Abschaffung der Klassen sei volle Demokratie möglich, wo diese vielmehr den Boden zu jener Abschaffung bildet. Es findet hier eine Verwechslung der demokratischen Staatsverfassung mit der Freiheit statt. Eine solche Verfassung, wie weitgehende demokratische Rechte sie bringen mag, bietet noch nicht volle Freiheit. Diese wird erst möglich durch Aufhebung der Klassen.

So können wir wohl sagen, wenn wir die letzten Jahrhunderte betrachten, daß sich der Gang der Weltgeschichte in der Richtung zu wachsender Freiheit bewegt. Aber wir können nicht das gleiche sagen, wenn wir die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit ins Auge fassen. Wir haben schon gesehen, daß sich von der Bildung des Staates an bis in die jüngste Zeit hinein der Gang der Geschichte in der Richtung wachsender Unfreiheit bewegte. Seit einigen Jahrhunderten ist es gelungen, diese Richtung umzukehren. Aber wir werden dabei nicht weiter kommen, als dorthin, wo wir schon vor der Bildung des Staates gewesen sind. Denn bis zum Aufkommen der Sklaverei und des Staates war der Zustand der menschlichen Gesellschaften von der Urzeit an hunderttausende von Jahren hindurch der voller Freiheit, voller Demokratie und jeglichen Fehlens von Klassen und persönlichen Abhängigkeiten. Dafür haben unsere Ausführungen in den früheren Büchern wohl genügende Belege gegeben.

Weiter als die Urzeit werden wir in bezug auf Freiheit in Zukunft auch nicht gelangen können. Das Wachstum der Kultur hat von einer gewissen Höhe an nur zu Ausbeutung und Unfreiheit geführt und diese stetig gesteigert.

Wir haben gesehen, daß der Fortschritt der Kultur im Staate wesentlich auf der Unfreiheit beruhte, die er mit sich brachte.

Erst in den letzten Jahrhunderten hat die Entwicklung im Staate die Richtung auf wachsende Freiheit genommen.

Wenn man diese Richtung als die der gesamten Weltgeschichte betrachtet, so beruht dies auf einer ungerechtfertigten Verallgemeinerung, auf einer Gleichsetzung einer winzigen Teilerscheinung mit dem Ganzen. Und ebenso ungerechtfertigt ist die Annahme, es sei diese Richtung seit jeher mit der Zunahme der Kultur eng verbunden gewesen. Nicht die Kultur, sondern der proletarische Klassenkampf wird uns die volle Freiheit bringen.

Diese Prognose dürfen wir stellen auf Grund von Erscheinungen, die wir heute schon zu beobachten vermögen. Wie aber nach dem Siege des Proletariats der Fortschritt der Kultur weiter wirken wird, ist nicht abzusehen.

Digitized by Google

Es bleibt dabei: über den Befreiungskampf des Proletariats, der vor unseren Augen vor sich geht, und seine Konsequenzen vermögen wir nicht hinauszusehen.

Wir können dessen Ziele einigermaßen erkennen, doch wäre es abgeschmackt, sie für die Endziele der Menschheit, für dessen Bestimmung zu erklären. Der weitere Entwicklungsgang des Menschengeschlechts bleibt für uns völlig in Dunkel gehüllt..

Sechstes Kapitel.

Aufstieg zur Sittlichkeit.

Neben der Freiheit soll der bloße Fortschritt der Kultur der Menschheit immer mehr noch andere Errungenschaften bringen, die man als steigende Sittlichkeit bezeichnen kann. Als immer größere Verwirklichung des Naturrechtes, als Fortschritt zu immer größerer Humanität. Müller-Lyer kennzeichnet den Fortschritt als einen „vom Tierischen zum Menschlichen, von der Gewalt zum Recht, vom Bestialischen zum Mitleid", von roher und dummer Zwietracht und Vergewaltigung der Schwächeren zu der schließlichen Verwirklichung der Gerechtigkeit und der Vernunft.

Das Naturrecht, das als „vernunftgemäßes Recht" bezeichnet wird, ist offenbar ein Recht, das ebenso wie die Vernunft, mit uns geboren wird, dessen Sätze ebenso wie die der Mathematik und Logik zu allen Zeiten und an allen Orten gleich richtig sind. Nun entstammt das Recht fraglos der Vernunft, wie alle unsere Anschauungen, aber nicht der Vernunft allein. Es bedeutet deren Anwendung auf bestimmte Zustände der Gesellschaft. Es ist um so vernünftiger, je besser es ihnen angepaßt ist. Da nun die Formen und Bedürfnisse der Gesellschaft oft sehr erheblich wechseln, sehr verschieden sein können, wird auch das vernunftgemäße Recht zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein müssen.

Mit dem Naturrecht ist heute nicht mehr viel Staat zu machen, obwohl es im Unterbewußtsein vieler von uns noch fortlebt. Aber derselben Zeit, die den Begriff des Naturrechtes schuf, entstammt die Anschauung, der Fortschritt der Gesellschaft bedeute einen Fortschritt „von der Gewalt zum Recht". Man darf sich bloß verwundern, diesen Gedanken bei einem so modernen Denker wie Müller-Lyer wiederzufinden. Da haben wir ja noch den alten Aberglauben an den primitiven Kampf aller gegen alle, dem erst Gesellschaftsverträge ein Ende gemacht hätten. Und doch weiß Müller-Lyer sehr gut, daß der Mensch von Natur aus ein soziales Wesen ist und wie alle Herdentiere von Anfang an in geordneten Verbänden lebt.

Digitized by Google

Denselben Gedanken wie den des Fortschritts von der Gewalt zum Recht drückt die Ansicht aus, das Wachsen der Kultur bringe uns immer mehr Gerechtigkeit in der Gesellschaft.

Was bedeutet Gerechtigkeit? Müller-Lyer sagt von ihr, daß sie „jedem nach seinem Verdienst das Seine gibt".

Diese Auskunft bringt uns um keinen Schritt weiter, denn worin besteht das Verdienst und woran erkennen wir das „Seine"?

Noch unbestimmter und subjektiver als der Begriff der Freiheit ist der der Gerechtigkeit. Jene bedeutet nicht die Abwesenheit jeglicher Schranken, sondern nur das Fehlen solcher Schranken, die man unangenehm als überflüssig und lästig empfindet. Ebenso beruht die Auffassung der Gerechtigkeit auf einem Gefühl, auf der Auflehnung gegen alles, was man als ungerecht empfindet. Wie das Verlangen nach Freiheit, ist das nach Gerechtigkeit ebenfalls nicht nur subjektiv, sondern auch rein negativ, die Ablehnung eines Zustandes, durch den man sich bedrückt fühlt.

Was ist es aber, was uns als ungerecht erscheint? Die Bevorzugung eines anderen, dem ein besseres Los zuteil wird als mir, auch wenn ich nicht weniger bin als er. Hinter der Forderung der Gerechtigkeit steckt also im Grunde nichts anderes, als die Forderung nach Gleichheit. Ungleichheit ist Ungerechtigkeit.

Doch fällt der Begriff der Gerechtigkeit nicht mit dem der Gleichheit zusammen. In der Gesellschaft gibt es zahlreiche Ungleichheiten zwischen den einzelnen Individuen; teils natürliche, teils soziale, welch letztere besonders große Dimensionen im Klassenstaat erreichen. Wo Ungleichheiten bestehen, kann die einfache Gleichsetzung von Ungleichem selbst wieder eine Ungleichheit schaffen, also als ungerecht empfunden werden.

Derartiges ist sogar innerhalb einer Klasse möglich. Wird z. B. die gleiche Arbeitsleistung gleich bezahlt, so bedeutet das Ungleichheit des Einkommens unter verschieden begabten Arbeitern. Der Kräftigere und Gewandtere bekommt mehr als der Schwächere oder Plumpere. Bekommt aber jeder Arbeiter gleich viel, ohne Rücksicht auf seine Leistung, so bedeutet das wieder eine Ungleichheit, da die Fleißigen nun für die Faulen arbeiten müssen.

In einem Stadium von auffallenden Ungleichheiten zwischen Individuen, Berufen, Klassen wird daher jede schablonenhafte Gleichmacherei auf weitesten Widerspruch stoßen. Und doch ist das Streben nach Gleichheit dem Menschen angeboren mit seinen sozialen Trieben. Dieses Streben wird jedoch in einem Stadium weitgehender Ungleichheiten nicht absolute Gleichmacherei erzeugen können, sondern nur eine alle Konsequenzen erwägende und abwägende Ausgleichung bestimmter Ungleichheiten. Eine

Digitized by Google

derartige abwägende Ausgleichung wird als eine gerechte empfunden werden — freilich meist nur von denjenigen, die bei dem bisherigen Zustand verkürzt wurden.

Das Prinzip der Gerechtigkeit ist also wohl die Gleichheit, aber nicht rein formale Gleichheit, sondern eine die gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen in Betracht ziehende Gleichheit, die darauf gerichtet ist, neue Ungleichheiten möglichst zu vermeiden.

Das Bestehen eines Ideals der Gerechtigkeit bezeugt die Existenz von Ungleichheiten, die bedrückend wirken. Das Aufkommen dieses Ideals braucht keineswegs einen sittlichen Fortschritt über alle bisherige Sittlichkeit hinaus zu bedeuten.

In den Anfängen des Menschengeschlechts bestand die größte Gleichheit, nicht bloß rechtliche Gleichheit, auch nicht nur soziale und ökonomische Gleichheit, sondern in hohem Grade sogar natürliche Gleichheit der Individuen des gleichen Geschlechts und der gleichen Altersklasse. Wohl waren nicht alle gleich begabt. Jedoch gibt es bei den Urmenschen noch keine Arbeitsteilung, außer der zwischen den Geschlechtern. Alle wuchsen unter den gleichen Bedingungen, bei derselben Erziehung auf. Was sich an Wissen fand, war allen in gleichem Maße zugänglich. Nicht an Kenntnissen und schon gar nicht an Besitz konnte der einzelne seine Genossen im Gemeinwesen überragen.

Mit der Kultur dringen nun immer mehr Ungleichheiten in die Gesellschaft ein, namentlich durch die Verschiedenheiten der Berufe. Doch wirken diese zunächst mehr anregend als bedrückend und empörend.

Dagegen wird die Ungleichheit sofort unerträglich, sobald Staat und Klassen und Ausbeutung erstehen. Jetzt bildet sich bei den Ausgebeuteten und Unterdrückten neben dem Ideal der Freiheit auch das der Gerechtigkeit. Beide Ideale sind nicht von Natur der Menschenbrust eingepflanzt: was man besitzt, bildet kein Ideal. Sie sind erst das Produkt der Zustände eines relativ sehr kurzen Zeitraumes des Bestehens der Menschheit. Der Fortschritt der Kultur geht lange Zeit nicht in der Richtung der Verwirklichung dieser Ideale. Diese waren vielmehr verwirklicht vor dem Einsetzen des Kulturaufstiegs. Seitdem dieser zur Bildung des Staates führte, bewegt sich der Fortschritt lange Zeit in der Richtung der Ausdehnung und der Verschärfung der Ungleichheit wie der Unfreiheit.

Seit einigen Jahrhunderten geht der Fortschritt wieder in der Richtung zunehmender Freiheit, dagegen noch immer nicht in der Richtung zunehmender Gleichheit. Die Ausbeutung der Massen und die ökonomische Ungleichheit zwischen den Individuen der modernen Gesellschaft ist immer noch in stetem Aufsteigen begriffen.

Digitized by Google

Dieser Zustand wird immer mehr als ungerecht empfunden, aber der zusehends stärker werdende Schrei nach Gerechtigkeit bezeugt nicht eine Verstärkung des Rechtsempfindens, einen sittlichen Fortschritt, sondern nur ein Wachstum des Drucks der Ungleichheit. Das muß freilich nicht ewig dauern.

Dieselben Faktoren, die zum Erstarken der Freiheitsbewegung führen, werden auch schließlich mit vermehrter politischer Freiheit die Kraft erlangen zu ökonomischen Umwandlungen, die in einer Aufhebung der Klassen enden.

Das wird sicher eine Bewegung in der Richtung zunehmender Gleichheit und Gerechtigkeit bedeuten. Dennoch haben Marx und Engels recht getan, wenn sie als das Ziel des Befreiungskampfes des Proletariats nicht die Gleichheit oder die Gerechtigkeit, sondern die Aufhebung der Klassen proklamierten.

Die Forderung der Gleichheit ist zu sehr ärgerlichen Mißdeutungen ausgesetzt, kann zu leicht als geistlose Gleichmacherei ausgelegt werden. Die der Gerechtigkeit wieder ist zu unbestimmt, zu subjektiv. Allerdings, eben weil sie das ist, wird sie von jedermann akzeptiert und ist sie überall salonfähig. Wer wollte nicht für Gerechtigkeit schwärmen! Und das Eintreten für sie bezeugt ein erhabenes ethisches Gemüt, während die Forderung der Aufhebung der Klassen uns in die Tiefen des vulgären, materialistischen Klassenkampfes führt.

Das hindert nicht, daß die Verwirklichung der ethischen Forderung gar nicht anders zu erreichen ist als durch proletarischen Klassenkampf und keineswegs durch bloße Zunahme der Kultur. Mit wachsender Kultur ist bisher die Ungerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft gewachsen. Und wir sehen keineswegs, daß gerade jene Schichten, denen die Schätze der modernen Kultur am meisten zugänglich sind, am energischsten darauf hinarbeiten, den sozialen Ungerechtigkeiten ein Ende zu machen.

Es ist eine lächerliche Illusion, daß wachsende Kultur notwendigerweise vermehrte Gerechtigkeit mit sich bringen müsse.

Wenn man uns darauf hinweist, daß die besitzenden Klassen in hochkultivierten Ländern ein stärkeres soziales Empfinden an den Tag legen, als in unkultivierten, so ist das bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber wir haben oben schon auf den Faktor hingewiesen, der das bewirkte: nicht die Mahnungen höherer Kultur, sondern die höhere Kraft des Proletariats in den industriell fortgeschrittenen Ländern. Sie ist es, die den Herren Kapitalisten soziales Denken einbleut — bis zu einem gewissen Grade. Wo sie Gelegenheit haben, machen sie sich gern von dem ihnen aufgedrängten „sozialen Gewissen" los. Es ist kein kategorischer Imperativ für sie.

Digitized by Google

Außer als Sinn für Gerechtigkeit kann man die Sittlichkeit auch auffassen als Solidarität. Neben der Freiheit und Gleichheit bildete die Brüderlichkeit das Feldgeschrei der Französischen Revolution. Aber auch bei diesem Ideal finden wir, daß es am Anfang der sozialen Entwicklung bereits verwirklicht ist.

Der Fortschritt der Kultur konnte uns diesem Ideal nicht näherbringen, als wir bei ihrem Beginn bereits waren, er konnte uns nur zeitweise von ihm entfernen.

Schon Hegel fand, das Band, das die ersten sozialen Gebilde zusammenhielt, sei „nur ein Band der Liebe und des Zutrauens" gewesen. Er sagt von den Mitgliedern dieser Gebilde:

„Sie sind in einer Einheit des Gefühls, der Liebe, dem Zutrauen, Glauben gegeneinander." (Philosophie der Geschichte, S. 52.)

Dabei ging er allerdings von einer falschen Voraussetzung aus. Er nahm an, die Familie habe die erste soziale Gemeinschaft gebildet, und seine Darstellung der ersten sozialen Bande der Urzeit ist nichts als eine Idealisierung der Familie, die er zur Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in Europa beobachtete.

In Wirklichkeit war jedoch nicht die Familie, sondern die Horde die erste Form einer menschlichen Gesellschaft. In dieser muß aber die Solidarität noch weit stärker gewesen sein, als in der idealsten Familie von heute.

In einer solchen Familie haben der Vater, die Mutter, selbst jedes der Kinder zahlreiche eigene Interessen des Berufs oder der Freundschaft, die jedes von ihnen mit anderen Elementen außerhalb der Familie verbindet. Die Familie ist nicht die einzige Gemeinschaft, der ein Mensch von heute angehört. Andere Gemeinschaften können ihm unter Umständen wichtiger werden als die Familie. Diese wird ihm manchmal eine Last oder Schranke.

Dagegen ist es ganz unmöglich, daß derartiges je der Horde gegenüber für den Menschen der Urzeit eintritt. Von der Horde hing sein ganzes Dasein ab, außerhalb der Horde hatte er keine freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Menschen. Sie standen ihm fremd oder feindlich gegenüber.

Unter diesen Umständen wird das Gefühl der Solidarität, das die Mitglieder der Horde zusammenhielt, in der Regel weit stärker gewesen sein als die Solidarität, die in einer Familie unserer Zeit herrscht, sobald die Kinder in ihr über das zarteste Alter hinaus sind.

Die Entwicklung der Kultur hat nichts dazu beigetragen, die sozialen Triebe zu verstärken, die dem Menschen von Natur aus als sozialem Tier innewohnen. Müller-Lyer beruft sich allerdings auf Herbert Spencer, der gezeigt habe, „daß die Verfeinerung unseres moralischen Empfindens eine Folge der wachsenden Kultur ist" (S. 165). Spencer war nämlich der Ansicht, die Ar-

Digitized by Google

beitsteilung, das Füreinanderarbeiten, verstärke die sozialen Triebe. Müller-Lyer versichert allen Ernstes:

„Durch den modernen Kapitalismus wurde die Gütererzeugung in großartiger Weise ‚vergesellschaftet', sozialisiert, dergestalt, daß jeder in die Abhängigkeit der Gesellschaft geriet .... Arbeitsvergesellschaftung bedeutet Solidarität[1]) aller." (S. 192, 193.)

Nun, wir haben bereits im dritten Buche gezeigt, was von dieser Spencerschen Auffassung zu halten ist. Das Füreinanderarbeiten erlaubt es, die Gesellschaft zu erweitern und eine neue Art des Kontaktes zwischen den Individuen der Gesellschaft herzustellen. Es fördert aber nicht ihre Solidarität, hebt nicht ihre Ethik. Nur das Miteinanderarbeiten, nicht das Füreinanderarbeiten erzeugt Solidarität. Schon die einfache Warenproduktion produziert Gegensätze sowohl zwischen den Konkurrenten, wie auch solche zwischen Produzenten und Konsumenten. Wie denn erst die kapitalistische Produktionsweise mit dem gewaltigen Klassengegensatz zwischen dem Unternehmer und dem Lohnarbeiter. Welche Solidarität zwischen beiden besteht und wie sehr dadurch die Moral unserer Zeit verfeinert wird, wird uns alltäglich drastisch demonstriert, aber nicht im Sinne Spencers und Müller-Lyers.

Die Kraft der sozialen Triebe im Individuum hängt von den sozialen Bedingungen ab, in denen es lebt. Wo es sich nur dadurch erhalten kann, daß es mit seinen Genossen fest zusammenhält, werden diese Triebe sehr gestärkt werden. Dagegen geschwächt dort, wo der einzelne am besten durch rücksichtslosen Egoismus auf Kosten seiner Mitmenschen vorwärtskommt. Die Kraft der sozialen Triebe gestaltet sich im Laufe der Kulturentwicklung zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden und sie kann gleichzeitig bei verschiedenen Klassen und Schichten sehr verschieden sein. Eine bestimmte allgemeine Tendenz des Erstarkens oder der Schwächung der sozialen Triebe durch den Fortschritt der Kultur dürfte kaum nachweisbar sein.

Nur in einer Beziehung kann man eine im Fortgang der Kultur wachsende Tendenz feststellen. Wir bemerken ein Zunehmen der Unsicherheit über die Art, in der die sozialen Triebe betätigt werden, und die Ausdehnung des Kreises, für den sie gelten sollen.

Ursprünglich war die Horde ein einheitlicher Körper, alle ihre Mitglieder gleich mit gleichem Wollen, Wissen, Können. Da war auch ihre Moral einfach, einheitlich und damit kraftvoll.

Aber das ändert sich schon, wenn die Horde zum Stamme anwächst. Das Bereich der sozialen Triebe wird dadurch wohl erweitert, aber auch die erste Unsicherheit in sie hineingebracht, sobald sich innerhalb des Stammes Gentes bilden. Innerhalb der

[1]) Von Müller-Lyer unterstrichen. K.

Digitized by Google

Gens wird das Familieninteresse mächtig. Die sozialen Triebe gelten mehr diesen engeren Organisationen als dem Stamme.

Dann aber kommt es noch zur Arbeitsteilung und Bildung von Berufen, sowie zur Zusammenfassung von Stämmen zu Staaten, zur Bildung von Klassen.

Mit diesen letzteren treten nicht bloß Sonderinteressen im Gemeinwesen auf, sondern direkt einander gegensätzliche Interessen. Der einzelne kann jetzt Mitglied sehr zahlreicher Gemeinschaften und Organisationen werden, nicht bloß ökonomischer und politischer, sondern auch solcher des Ueberbaues, wissenschaftlicher oder künstlerischer. Jede von ihnen stellt Anforderungen an seine sozialen Triebe und wirkt auf ihre Stärke und Richtung ein. Je stärker aber diese Triebe, um so quälender die Gewissenskonflikte des einzelnen, sobald verschiedene Gemeinschaften oder Organisationen, denen er angehört, in Gegensatz zueinander geraten.

Diese Konflikte werden sich am meisten dort einstellen, wo solche Gegensätze in neuen Formen auftreten, denen sich die herkömmliche Moral noch nicht angepaßt hat.

Da wird leicht von den einen das ganze Wesen der Moral in Frage gestellt, von anderen sehnsüchtig nach einem Ersatz für die veraltete Moral Ausschau gehalten. Allgemeine Unsicherheit, mitunter auch Gleichgültigkeit, ja Zynismus in ethischen Dingen tritt ein.

Gerade auf den Höhepunkten der Kultur kommt es leicht dazu. Wir konnten es in Griechenland nach den Perserkriegen beobachten, in Rom seit den Punischen Kriegen: die einen wie die anderen Kriege brachten Beute, Ausdehnung des Ausbeutungsgebiets, neue Erwerbsweisen und Interessen. Aehnliches finden wir dann in den Zeiten der Renaissance sowie der Aufklärung und vielleicht am stärksten in unseren Tagen.

In der Urzeit war das Sittliche das Selbstverständliche. Heute ist kaum etwas anderes so fraglich, wie Bedeutung und Art der Geltung der Sittlichkeit.

Je weiter die Kultur fortschritt, desto problematischer und unsicherer ist heute unsere Moral geworden.

Wir dürfen erwarten, daß sich das ändern wird, sobald die Gegensätze der Klassen aufhören, die Gemeinwesen zu verwirren. Mit der Ausbeutung werden auch die aus den ausbeuterischen Tendenzen hervorgehenden Gegensätze der Nationen verschwinden. Damit werden zwei der wichtigsten Ursachen der Unsicherheit unserer heutigen Moral beseitigt.

Aber auch hier wieder können wir unsere Zuversicht nicht auf den einfachen Fortschritt der Kultur, sondern nur auf das Erstarken des Proletariats in seinem Klassenkampf begründen. Und auch hier müssen wir wieder sagen, daß wir schließlich werden

Digitized by Google

froh sein müssen, wenn es uns gelingt, Zustände zu schaffen, in denen das Sittliche wieder das Selbstverständliche wird und aufhört, ein Problem zu sein, das sich um so mehr verdunkelt, je mehr man es zu erhellen sucht.

Wir dürfen wohl erwarten, einem sozialen Zustande entgegenzugehen, in dem die bisherigen, aus dem Bestehen der Gegensätze von Klassen und Nationen hervorgehenden Hindernisse einer allgemeinen menschlichen Solidarität überwunden werden. Doch kann das auf die Intensität der Solidarität zunächst schwächend wirken, in dem Maße, in dem deren Bereich sich ausdehnt.

Menschen gegenüber, die ich nie gesehen, mit denen ich kein Wort gewechselt habe, deren Dasein ich nur aus Zeitungen oder Büchern kenne, deren Bestrebungen mir fremd sind, werde ich nie das gleiche Solidaritätsgefühl empfinden können, wie denen gegenüber, mit denen ich aufwuchs, die mich schützten oder die ich schützte, mit denen ich alles gemein habe, was mir das Leben erhält und es mir teuer macht.

Die primitive Ethik stellte die Forderung an den einzelnen, er habe alles aufzubieten, selbst das Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es galt, einem Nebenmenschen des gleichen Gemeinwesens in einer Gefahr zu helfen. Die moderne liberale Ethik verlangt nur noch, man solle alles vermeiden, was dem Nebenmenschen schaden könnte. Welch verdünnter Aufguß der ursprünglichen Solidarität!

Man darf sicher erwarten, daß die Beseitigung der sozialen Gegensätze dem Aufkommen regerer Solidaritätsgefühle günstiger sein wird. Aber noch mehr wird unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen die Differenzierung der menschlichen Persönlichkeiten eine allgemeine Erscheinung werden, die bisher erst einige Schichten der Gesellschaft ergriffen hat. Dieser Individualismus läßt es jedoch als schwer möglich erscheinen, daß das menschliche Solidaritätsempfinden je wieder jene Intensität erreicht, die es in den Anfängen der Gesellschaft besessen haben muß.

Siebentes Kapitel.

Aufstieg zur Humanität.

Sollte nicht dafür in der Zukunft eine andere Eigenschaft eine größere Rolle spielen, die für das Schwinden der Intensität unserer Solidaritätsgefühle entschädigt, die Humanität?

Auch sie wird uns unter den Zielen bezeichnet, denen der Mensch durch seine wachsende Kultur entgegenstrebt.

Digitized by Google

Ebensowenig wie Freiheit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit gehört sie zu den klaren eindeutigen Begriffen.

Immer wieder wird uns versichert, die Humanität, das sei eben das wahre Menschentum, zu dem wir aufzusteigen hätten. das vor uns liege, dem wir uns immer mehr näherten von unseren tierischen Anfängen aus. Jedes Tier kennzeichnet man nach den Eigenschaften, die es hat, die man an ihm beobachtet, nur den Menschen nach den Eigenschaften, die er noch nicht hat, sondern erst haben soll. In den Hunderttausenden oder Millionen von Jahren seines Bestehens soll der Mensch ein bloßer Unmensch gewesen sein. Nun aber mache die Kultur einen richtigen Menschen aus ihm.

Leider bleibt es dabei ganz unklar, woran dieser richtige Mensch zu erkennen ist.

Müller-Lyer bezeichnet das Verlangen nach dem Vollmenschentum als „das Streben, ein ganzer Mensch zu sein" (S. 213) oder als „die volle Entfaltung der Persönlichkeit" (S. 210).

Aber ein ganzer Schuft oder ein voll entfalteter Halunke wird doch kaum als das Ideal des Vollmenschen angesehen werden.

Mit der Vertröstung darauf, daß der Mensch endlich einmal anfangen werde, er selbst zu sein, ein Mensch und eine Persönlichkeit, und daß damit die Bestimmung des Menschen erreicht werde, kommen wir nicht weit.

Am häufigsten wird jedoch unter der Humanität nicht die leere Phrase vom Menschentum verstanden, sondern die Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit, milde Sitten, im Gegensatz zur Roheit, die man der Vorzeit zuschreibt.

Wenn man die Roheit nicht bloß als schlechte Manier auffaßt, als Verstoßen gegen die konventionellen Regeln der guten Gesellschaft, sondern als Gemütsroheit, so ist dieser Punkt im vorstehenden bereits erledigt. Die größte Roheit ist der Mangel an Hilfsbereitschaft gegenüber bedrängten Mitgliedern des Gemeinwesens. Diese Art Roheit kennzeichnet mehr die Zivilisation als die Wildheit.

Am ehesten betrachtet man die Roheit als Faustrecht, die Unbedenklichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der die Stärkeren den Schwächeren gegenüber ihre physische Kraft dazu gebrauchen, um durch Mißhandlungen, Quälereien, ja Blutvergießen sich durchzusetzen oder gar bloße Launen auszutoben.

Wir haben über diese Frage bereits früher gehandelt. Hier nur noch einige Ergänzungen dazu. Wenn man als die Schwächeren die Kinder betrachtet, dann finden wir, daß diese nirgends so liebevoll behandelt werden wie bei den Wilden. Prügelpädagogik und Kinderausbeutung sind Ergebnisse der Zivilisation, nicht der Wildheit.

Digitized by Google

Aber auch gegenüber den schwächeren Erwachsenen im Gemeinwesen müssen sich die Stärkeren bei den Wilden zurückhalten, da hinter dem einzelnen Schwachen die ganze Macht des Gemeinwesens steht. Erst als Krieg und Menschenraub zu der Existenz von Menschen führen, die abhängig werden von Herren, denen sie schutzlos gegenüberstehen, wird rücksichtslose Vergewaltigung der einen durch die anderen möglich, kann sich die Roheit frei entfalten und nimmt sie rasch zu. Nun greifen die Herrenmanieren in das Familienleben ein, wird der Hausvater zum Haustyrannen über Weib und Kind, die ihm voll Furcht gegenüberstehen und nicht selten auch voll Haß, gegen ihn verbündet in jenem Gefühl, das Freud als Oedipuskomplex bezeichnet und das er auf natürliche (allerdings ganz mystische) sexuelle Beziehungen, statt auf bestimmte soziale Bedingungen zurückführt.

Die Roheit von oben produziert auch Roheit von unten. Sie nimmt die furchtbarsten Dimensionen dort an, wo es zu Versuchen der Empörung der Geknechteten kommt. Der Bürgerkrieg wird zur scheußlichsten Form des Krieges.

Alles das kennzeichnet die Zivilisation, nicht die Wildheit. Das Zeitalter der Zivilisation, des Staates und der Klassen, ist das grausamste und blutdürstigste in der Geschichte der Menschheit.

Die Milde gegenüber Kindern und Genossen, die wir auf niederen Kulturstufen finden, bezieht sich freilich nur auf die Mitglieder des eigenen Stammes.

Dem Fremden oder gar dem Feinde gegenüber finden wir frühzeitig jede Grausamkeit gestattet. Doch auch da ist der Grad der Brutalität nicht immer der gleiche. Hier finden wir nicht eine allgemeine Entwicklungsrichtung. Doch müssen wir auch da konstatieren, daß die mildesten Formen in den Anfängen der Menschheit eher zu finden sind, als in späteren Stadien.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die Affen keine blutigen Kriege führen. Sie sind keine Raubtiere, trotz Lombrosos Annahme, der tierische Vorfahre des Menschen sei der Typus des Verbrechers. Und nicht einmal Raubtiere führen Krieg miteinander.

Der Krieg ist ein Ergebnis der Technik, die es ermöglicht, daß die menschlichen Gesellschaften an Zahl zunehmen, was Konflikte zwischen ihnen erzeugt, und die mit den Waffen die Mittel bietet, sie immer blutiger zu gestalten.

Der Charakter eines Volkes seinen Feinden gegenüber hängt in hohem Grade von seiner Produktionsweise ab. Der Jäger und der viehzüchtende Nomade, die ihre Nahrung durch Tötung von Lebewesen gewinnen — die Nomaden sogar durch Tötung von Tieren, mit denen sie freundschaftlich zusammenlebten — werden an Blutvergießen gewöhnt, bekommen Geschmack daran.

Digitized by Google

Bei den Nomaden kommt dazu noch das Räubertum als Mittel des Erwerbs, die Jagd auf Menschen.

Dagegen werden die Bauern um so mehr zur Mildheit neigen, je mehr sie ausschließlich Pflanzenbau treiben, je weniger sie ihre Nahrung durch Viehzucht gewinnen oder vielmehr durch Viehschlachtung, je mehr das Vieh, das sie halten, bloß als Nutzvieh dient, den Pflug zieht, Milch spendet, Wolle, Eier.

Ungemein mild wurden unter diesen Umständen die Hindus. Die Arier waren vor ihrem Einbruch in Indien auf den sandigen Hochflächen Irans kriegerische und blutdürstige Nomaden gewesen. Sie blieben es noch, als sie in das Gebiet des Indus eindrangen. Aber je weiter sie nach Osten kamen, namentlich in das Tal des Ganges, desto ungünstiger wurden die Bedingungen des Landes für die Viehhaltung schon wegen der Fülle reißender Tiere in den dichten Wäldern, desto mehr wurden sie zurückgedrängt.

Der Teil unter den Ariern, der zur herrschenden Klasse wurde, verlor seine kriegerischen Eigenschaften in trägem Genußleben. Die anderen wurden Bauern mit geringfügigem Besitz an Vieh, das so schwer zu halten war, daß man es als eine große Kostbarkeit, als etwas Heiliges betrachtete.

Unter diesen Bedingungen wurde ein großer Teil des indischen Volkes so mild und friedfertig, daß es die Religion des unendlichen Mitleids mit jeglicher Kreatur, die Religion des Buddhismus, schon vor mehr als zwei Jahrtausenden entwickelte.

Indessen auch manche Jägervölker vermögen eine erstaunliche Milde des Charakters zu entwickeln. So z. B. die Eskimos, die allerdings wenig Landtiere töten, sondern überwiegend Wasserbewohner, deren Gebaren sie wenig an den Menschen erinnert.

Vielleicht rührt die Milde der Eskimos auch daher, daß in ihrem Lande wenig zu holen war, sie daher vor den schlimmsten Infamien der Kolonialpolitik Europas bewahrt blieben.

Die meisten Berichte über Bösartigkeit, Grausamkeit, Roheit bei Naturvölkern beziehen sich auf solche, die mit Völkern höherer Kultur in Berührung gekommen waren, von denen sie mißhandelt, von ihren Lebensquellen abgeschnitten, in unwirtliche Wüsteneien verjagt wurden, in denen sie mühselig ihr Leben fristen. Und doch wird auch bei solchen ihre Zärtlichkeit gegenüber den Kindern berichtet.

Andererseits sind diejenigen, die über die Naturvölker berichten, meist Menschen, die sie mit Verachtung behandeln, betrügen oder knechten und die gar nicht daran denken, die verachteten Wilden zu verstehen. Indessen treten nicht alle Beobachter den Naturvölkern mit der interessierten Brutalität des habgierigen Geschäftsmannes oder dem beschränkten Hochmut des

Digitized by Google

Missionars entgegen, der alles als sündhaftes Laster brandmarkt, was er nicht versteht. Es gibt auch liebevolle Forscher unter den Beobachtern, ohne materielle Interessen und Vorurteile.

So können die Urteile über denselben Stamm sehr verschieden klingen.

Der norwegische Missionar Hans Egede, der 1721 nach Grönland kam, um dort das Christentum zu verbreiten, und der es erreichte, Bischof von Grönland zu werden, sagt von den Eskimos, sie seien:

„wahnwitzige, kaltsinnige, ohne Kenntnis irgendwelcher Gottesverehrung in viehischer Dummheit ohne Ordnung und Disziplin lebende Menschen."

Nansen, der uns dieses Urteil mitteilt, ist anderer Meinung. Es fiel ihm auf, daß die „bei uns so reich entwickelte Wortklasse" der Schimpfworte in ihrer Sprache gänzlich fehlt.

Er fährt fort:

„In diesem Verhältnis liegt eine Grundverschiedenheit des Charakters ausgedrückt. Der Grönländer ist von allen Menschen, die unser Herrgott erschaffen hat, der gesittetste. Gutmütigkeit, Friedfertigkeit und Verträglichkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. Er will gerne mit allen seinen Mitmenschen auf möglichst gutem Fuße stehen und denkt daher nicht daran, sie zu verletzen, geschweige denn, ihnen Grobheiten zu sagen .... Seine Friedfertigkeit geht so weit, daß er, wenn ihm etwas gestohlen wird, was freilich selten vorkommt, das Seinige in der Regel nicht zurückfordert, obgleich er oft weiß, wer der Dieb ist ...."

„Infolgedessen gibt es dort selten oder nie Streit ...."

„Der Grönländer ist eigentlich ein glücklicher Mensch, sein Sinn fröhlich und leicht, wie der eines Kindes ...."

„Das einzige, was sein Glück zu trüben vermag, ist, andere Not leiden zu sehen und deshalb teilt er mit ihnen, solange er selbst etwas zu teilen hat." (Eskimoleben, Leipzig, 1903, S. 84—87.)

Vom Kommunismus der Eskimos haben wir schon in einem anderen Zusammenhang gesprochen. Doch sind sie nicht bloß gegen Genossen liebevoll und hilfsbereit, sondern auch gegen Fremde. Nansen berichtet darüber:

„Wie Gefälligkeit gegen Nachbarn ein Gesetz ist, so ist es Gastfreiheit gegen Fremde nicht minder. Der Reisende kehrt in das erste Haus ein, an das er kommt, und bleibt dort, solange es ihm gut dünkt. Er wird freundlich aufgenommen und es wird ihm vorgesetzt, was das Haus vermag, auch wenn er kein Freund ist." (S. 97.)

Kämpfe mit Mitmenschen vermeiden sie.

„Sie halten es für grausam, ihre Mitmenschen zu töten. Krieg ist daher in ihren Augen etwas Unverständliches und Verabscheuungswürdiges. Ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort dafür und Soldaten und Offiziere, die zu dem Handwerk, Leute tot zu schlagen, angelernt werden, sind ihnen reine Menschenschlächter." (S. 136.)

Die frommen christlichen Europäer haben sie deshalb feige genannt.

„Sie sind zu friedfertig und zu gutmütig, um z. B. wiederzuschlagen, wenn man sie ohrfeigt, weshalb die Europäer von Egede und den ersten

Digitized by Google

Missionaren an, sie ungehindert erst prügeln und dann feige nennen dürfen." (S. 46.)

Aber mit Recht weist demgegenüber Nansen auf die Art ihrer Jagd in dem gebrechlichen Kajak hin, in dem sie sich auf das stürmische Meer wagen und das furchtbare Walroß und selbst den Walfisch angreifen als kaltblütige unerschrockene Helden. Freilich solche, die Respekt vor dem Menschenleben haben. Und Helden dieser Art scheinen für die Kulturvölker wenig zu zählen.

Welche Roheit bei den Wilden!

Die Mitteilungen, die Nansen und viele andere Beobachter von den Eskimos enwerfen, passen schlecht zu dem Bild der Wilden, das z. B. Karl Bücher in den schwärzesten Farben malt. Wirft er ihnen doch „grenzenlosen Egoismus, Hartherzigkeit gegen seinesgleichen, Begehrlichkeit, Diebssinn", „Hartherzigkeit gegen die nächsten Angehörigen" vor. (Entstehung der Volkswirtschaft. 16. Aufl., I., S. 15.)

Und dabei sind die Eskimos nicht etwa ein Ausnahmefall. Das gleiche wird von vielen Naturvölkern berichtet, die noch wenig mit Europäern zusammenkamen.

Die Eskimos bilden eine Ausnahme höchstens insofern, als sie bisher den korrumpierenden Einflüssen eindringender Zivilisation länger Widerstand zu leisten vermochten, als es sonst bei Naturvölkern der Fall ist.

Nur noch einige Beispiele von anderen Völkern.

Von den Tschuktschen berichtet Nordenskjöld dieselbe Gastfreundschaft und Güte, die wir bei den Eskimos fanden. In jedem Zelt, das er auf einer Reise passiert, fühlt sich der Tschuktsche zu Hause:

„Die Gastfreundschaft ist hier von einer eigenen Art. Sie kann vielleicht mit den Worten gekennzeichnet werden: heute esse und schlafe ich in deinem Zelt und morgen ißt und schläfst du in dem meinen." (A. E. v. Nordenskjöld, Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig. 1882, II., S. 23.)

„Aus dem oben Angeführten geht hervor, daß die Küstentschuktschen ohne nennenswerte Religion, ohne bürgerliche Ordnung und ohne Oberhaupt sind. Hätte uns nicht die bei den Polarvölkern Amerikas gemachte Erfahrung eines Besseren belehrt, so könnte man glauben, daß bei einem solchen im buchstäblichen Sinne ‚anarchischen und gottlosen Gesindel' Sicherheit für Leben und Eigentum nicht vorhanden, die Unsittlichkeit unbegrenzt und der Schwächere ohne Schutz gegen den Stärkeren sein müßte. Dies ist jedoch so weit von der Wirklichkeit entfernt, daß hier selbst eine Statistik der Verbrechen, wenigstens wenn man die im berauschten Zustande verübten Gewalttätigkeiten davon ausnimmt, infolge des Mangels an solchen unmöglich wäre." (II., S. 136.)

Der „geborene Verbrecher", der ein Atavismus, ein Rückschlag in die Vorzeit sein soll, ist eben ein Produkt der Zivilisation.

Digitized by Google

Nordenskjöld fährt fort:

„Innerhalb der Familien herrscht die größte Eintracht, so daß wir nie ein hartes Wort zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern gehört haben . . . ."

„Die Kinder werden weder bestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten Kinder, die ich je gesehen habe." (S. 138.)

Und früher schon:

„Die Liebe zwischen Gatten sowie zwischen Eltern und Kindern ist sehr groß. Ich sah Väter ihre Kinder küssen und liebkosen, ehe diese sich zur Ruhe legten, und was ich am bemerkenswertesten fand, war, daß die Kinder eine derartige milde Behandlung nicht mißbrauchten. Was man ihnen auch gab, ihr erster Gedanke war stets, mit den Eltern zu teilen. In dieser und vielen anderen Beziehungen standen sie weit über der großen Menge unserer europäischen Kinder." (II., 31 Abgedruckt in der Artikelserie über „Die sozialen Triebe in der Menschenwelt", die dem zweiten Buche als Anhang beigefügt ist. Dort findet der Leser noch weitere Belege für das hier Gesagte.)

Unter diesen Bedingungen konnte sich ein Oedipuskomplex nicht bilden. Auf die Idee, in der Urzeit hätten die Söhne eines Vaters sich zusammengetan, um ihn zu schlachten und zu verzehren, konnte nur jemand kommen, der eine intime Kenntnis modernen Familienlebens mit phantastischen Vorstellungen über die Urzeit verbindet und beide vereint zu einem sonderbaren soziologischen Brei verarbeitet.

In einem Buch über „Die Indianer Nordamerikas" (Leipzig 1865) berichtet Waitz über die große Milde der Indianer gegenüber ihren Kindern.

„Kinder zu schlagen, wie die Weißen tun, halten sie geradezu für ein Verbrechen, für eine Grausamkeit. Es ist hierin kein Unterschied zwischen Nord- und Südamerika." (S. 101.)

„Columbus selbst hat in seinem offiziellen Berichte heilig versichert, daß es kein sanfteres Volk in der Welt gebe als die Indianer, kein sanfteres, zutraulicheres, freundlicher entgegenkommendes. ‚Sie lieben ihren Nächsten, wie sich selbst', setzt er hinzu, ‚und sprechen immer lächelnd'. Alle Schilderungen von Indianervölkern, die mit den Europäern noch in keine oder seltene Berührung gekommen sind, bezeichnen freundliche Gutmütigkeit und Gastlichkeit, ehrliche Zuverlässigkeit und Friedensliebe als die gewöhnlichen, ursprünglichen Charakterzüge derselben." (S. 40.)

Der amerikanische Maler Catlin lebte von 1832—40 unter Indianern. Er lernte 3—400 000 von ihnen unter den verschiedensten Verhältnissen kennen und war über sie des Lobes voll. Er erklärte sie für ein „von Natur friedsames und gastliches Volk". (G. Catlin, Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenhaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale. Deutsch v. Berghaus, Brüssel u. Leipzig, S. 9).

„In ihrem Betragen gegeneinander sind die Indianer stets gütig und ehrenwert und ich habe bei ihnen dieselbe Eltern-, Kindes- und Gattenliebe gefunden wie bei den zivilisierten Völkern." (S. 332.)

„Die Indianer sind von Natur sittsam, bescheiden und harmlos." (S. 334.)

Digitized by Google

„So sonderbar es auch klingen mag, ich habe oft in diesen kleinen Gemeinden trotz des Mangels aller Rechtssysteme dennoch Ruhe und Frieden und Glückseligkeit in einem Grade herrschen sehen, daß Könige und Kaiser sie darum beneiden könnten. Ich habe gesehen, daß Recht und Tugend beschützt, Unrecht bestraft wurde; ich habe eheliche, kindliche und elterliche Zärtlichkeit in der natürlichen Einfachheit und Genügsamkeit gesehen. Ich habe eine innige und dauernde Zuneigung zu einigen dieser Männer gefaßt, die ich nicht zu vergessen wünsche." (S. 10.)

Catlin spricht von der Bestrafung des Unrechts.

Aber auch dabei zeigt sich eine Humanität der Indianer, die dem Kulturmenschen fehlt. Die menschliche Person steht ihnen höher als jede Sache. Eigentumsverbrechen werden nie anders bestraft als mit Verachtung. Sie wirkt so sehr, daß Catlin nie etwas entwendet wurde. Und doch waren „Schlösser und Riegel bei ihnen unbekannt".

Sie waren entsetzt über die Grausamkeit der Weißen, von denen sie hörten, daß sie Leute, die ihrer Schulden nicht bezahlen konnten, jahrelang einsperrten und Diebe aufhängten — was damals, als sich Catlin bei den Indianern aufhielt, in der Kulturwelt noch gang und gäbe war.

Daß die menschliche Persönlichkeit wertvoller ist als alles Eigentum, wird auch sonst von Naturvölkern berichtet, auch noch von solchen, die schon entwickelt genug sind, daß es Schuldverhältnisse bei ihnen gibt.

Heute ist die Zahl der Naturvölker, die noch nicht mit zivilisierten Völkern zu tun bekamen, sehr gering geworden. Eines der wenigen noch bestehenden sind die Bakairi in Brasilien, die von den Steinen 1887 besuchte.

Er berichtet von ihnen:

„Unser gutes Einvernehmen blieb bis zur letzten Stunde dasselbe. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich am liebsten die ganze Regenzeit bei ihnen zugebracht, obwohl ich einen säuerlichen Geschmack im Halse von dem ewigen Mehlessen nicht mehr los wurde und auch von Verdauungsstörungen geplagt war. Meine ersten Eindrücke über den friedfertigen und sympathischen Charakter meiner Gastfreunde brauchten keine Korrektur zu erfahren. Die Alten waren klug und sorglich, die Jungen kräftig und behende, die Frauen fleißig und häuslich, alle gutwillig, ein wenig eitel und, mit Ausnahme einiger, von ihren Pflichten in Anspruch genommener Mütter, gleichmäßig heiter und gesprächig. Alle waren ehrlich. Nie hat mir einer etwas genommen, oft hat man mir Verlorenes gebracht, immer wurde, was ich eingetauscht hatte als mein Eigentum geachtet."

„Kurz Bakairi Kúra, die Bakairi sind gut. Es wäre lächerlich, sie im Rousseauschen Sinne mißzuverstehen, denn von irgendwelcher Idealität war auch nicht die Spur zu entdecken. Sie waren nichts als Produkte sehr einfacher und ungestörter Verhältnisse und gewährten dem Besucher, der mit seinen an Bewegung und Kampf gewöhnten Augen herantrat, das Bild einer ‚Idylle'." (S. 77.)

Wer wird sich nicht neidisch aus unserer Kultur der Mussolini, der Horthy, Averescu usw. nach dieser Roheit der „Kannibalen" zurücksehnen!

Digitized by Google

Ja, die Kannibalen! Waren die Wilden nicht alle Kannibalen? Freud nimmt das ohne weiteres an: eine Horde Brüder habe sich eines Tages zusammengetan, den verhaßten Vater zu erschlagen:

„Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich." (Totem u. Tabu, S. 190.)

Manche Kulturhistoriker meinen tatsächlich, der Kannibalismus sei ehedem allgemein gewesen, so Lippert in seiner „Kulturgeschichte, im Anschlusse an Andrees Buch über die Anthropophagie, Leipzig 1887). Deren Beweisführung erscheint mir nicht überzeugend. Ich halte es immer noch mit dem alten Peschel, der in seiner Völkerkunde sagte:

„Aus der Summe dieser Tatsachen ergibt sich, daß, mit Ausnahme der Papuanen und Polynesier, die Anthropophagie nicht über ganze Völkergruppen verbreitet ist, sondern nur sehr vereinzelt in Afrika und Amerika auftritt, in Asien beinahe gänzlich fehlt, in Europa einer unsicheren Vorzeit angehört.

Die Ansicht, daß alle menschlichen Gesellschaften auf ihren roheren Stufen dieses Laster einmal gekannt und überwunden haben sollten, läßt sich daher nicht streng begründen." (S. 168.)

Mit ethischer Bewertung als „Laster" haben wir es hier natürlich nicht zu tun, sondern nur mit der Feststellung der Tatsachen.

Bei der Frage des Kannibalismus muß man genau die Arten unterscheiden, durch die Menschen sich Menschenfleisch verschaffen. Der bloße Genuß von Menschenfleisch ist einfach Sache des Geschmacks, ebenso wie der Genuß von Rattenfleisch oder von Austern oder Seespinnen.

Dagegen für die Frage der Brutalität, der Mißachtung des Menschen, ist entscheidend die Art, wie man zu Menschenfleisch kommt. Wo das Hinschlachten wehrloser Gefangener zu dem Zwecke der Gewinnung eines leckeren Males vorkommt, müssen wir gewiß eine hochgradige Brutalität feststellen.

Aber gerade diese Art des Kannibalismus finden wir nicht bei Naturvölkern, wohl aber bei Nationen, die schon weit genug sind, um Sklaven zu halten. Sie erreichte in Amerika ihre stärkste Entwicklung bei dem Volk, das die höchste Eingeborenenkultur dieses Kontinentes erstiegen hatte, bei den Mexikanern. Sie steht indes an Roheit kaum hinter anderen Schlachtungen Gefangener zurück, bei denen der Zweck nicht der Genuß von Menschenfleisch ist, das keineswegs eine allgemein beliebte Speise darstellt.

Menschenopfer zu religiösen Zwecken finden wir bei ausgesprochenen Kulturvölkern, wie den Phönikern. Menschenschlachtungen zum Amusement der Zuschauer, Gladiatorenspiele, finden wir in Rom auf dem Gipfel der antiken Kultur. Lippert bringt es allerdings fertig, diese Spiele als Nachwehen der urwüchsigen Menschenfresserei anzusehen.

Das Schlachten wehrloser Gefangener wird bis in unsere Tage zu den verschiedensten Zwecken geübt, die mit dem Verzehren von

Digitized by Google

Menschenfleisch nichts zu tun haben. Hochgebildete deutsche Studenten haben sich noch vor wenigen Jahren nicht gescheut, gefangene Arbeiter bloß deswegen zu schlachten, weil sie ihnen lästig und verhaßt waren.

Daß gefangene Menschen geschlachtet werden, damit man sie verzehre, gehört zu den Gepflogenheiten von Völkern, die in der Kultur weiter vorgeschritten sind, nicht der primitiven Völker. Von den letzteren gilt, was Tschudi von den Botokuden Brasiliens sagt:

„Die Botokuden werden zu den Anthropophagen gezählt und sie sind in der Tat Menschenfresser, aber nicht in der grausamen, blutdürstigen Bedeutung, die man gewöhnlich mit diesem Begriff verbindet, sondern bloß aus unersättlichem Heißhunger und aus Rache. Ich glaube nicht, daß sie einen Feind erschlagen, um ihn zu fressen, sondern, daß sie einen erschlagenen Feind auffressen, weil er ihnen gerade eine gelegene und bequeme Nahrung darbietet und sie überhaupt alles fressen, was sie nur verdauen können." (J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika, 5 Bände, Leipzig 1800—1809, II., S. 280.)

Zu Kriegen, sagt Tschudi weiter, zwischen den Indianern käme es dann, wenn einmal Wildmangel in dem Gebiet eines Stammes eintrete und er sich deshalb gezwungen sähe, in das eines Nachbarn einzudringen.

„Da wohl meistens Hunger infolge von Wildmangel, sei es wegen abnormer Witterungsverhältnisse, Lokalveränderungen oder Sterblichkeit unter dem Wild u.s.f. Ursache der Waldkriege ist, so suchen diese wilden Horden das dringendste tierische Bedürfnis am ersten tauglichen Gegenstand zu befriedigen — an der Leiche des erschlagenen Feindes."

An dem „Stahlbad" des Krieges selbst können die Verehrer der modernen Kultur unmöglich Anstoß nehmen, in der eine solche Badekur so oft mit weit wirksameren Mitteln der Zerstörung und nicht aus Mangel an Nahrung über die Völker verhängt wird.

Das bloße Verzehren im Kriege gefallener Feinde bedeutet durchaus nicht eine Mißachtung oder Vergewaltigung der menschlichen Persönlichkeit, unter der man doch nur einen lebendigen Menschen verstehen kann.

Selbst zur Zeit als Tschudi in Südamerika reiste (1857—59), wo die Botokuden schon im regen Verkehr mit den Europäern gelangt waren, fand er sie als recht harmlos:

„Antonio Gomez schilderte diese Botokuden als ziemlich gutmütig, aber außerordentlich faul und bei der Arbeit von geringer Ausdauer, daneben als unersättliche Fresser." (II., S. 215.)

„Mein Gastfreund (eben dieser Gomez) bemerkt mir, er sei nie von den Botokuden irgendwie feindselig belästigt worden, obgleich sich zwei ihrer Aldeas (Horden) . . . . in kurzer Distanz von seiner Ansiedlung befinden." (II., S. 217.)

Man muß sich wundern, daß die Botokuden es noch vermögen, mit Vertretern der Zivilisation so gutmütig zu verkehren.

Denn seit dem 16. Jahrhundert werden sie aufs grausamste mißhandelt.

Digitized by Google

Zuerst suchten sich die erobernden Portugiesen ihrer als Sklaven zu bemächtigen. Bis ins 18. Jahrhundert hinein dauerten die Menschenjagden. Später, als man nicht mehr Arbeitskräfte brauchte, sondern Land, rottete man sie massenhaft dadurch aus, daß man ihnen Kleider von Blattern- und Scharlachkranken überließ usw. Näheres darüber im Anhang zu Buch zwei, in der schon erwähnten Artikelserie: „Die sozialen Triebe in der Menschenwelt".

Die Mittel, die gegen die „kannibalischen" Botokuden angewendet wurden, stehen auf gleicher Höhe mit dem Verfahren britischer Ansiedler in Tasmanien, Eingeborene niederzuschießen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden.

Brutale Kannibalen waren natürlich die Botokuden und Tasmanier und nicht die gut christlichen Angelsachsen und Portugiesen, von denen hier die Rede ist. Mit Abscheu würden diese den Genuß von Menschenfleisch verschmäht haben. Aber Hunde mit Fleisch von Menschen zu füttern, die eigens dazu getötet werden, das zeigt sich mit der Zivilisation wohl verträglich, wenn es bloß das Fleisch von Wilden ist.

Tschudi fand noch den Vernichtungskrieg gegen die Indianer im Gange. „Kaiserlich brasilianische Soldaten" und „Liebhaber" (oft den besten Ständen angehörig), führten ihn durch Ueberfälle von Botokudenhorden. Die Erwachsenen wurden geschlachtet, die Kinder verkauft.

„Selbst in neuester Zeit war der Gewinn, der aus dem Verkauf der erbeuteten Kinder gezogen wurde, das einzige Motiv, um eine Aldea (Horde) umzubringen. Und dies geschieht im konstitutionellen Brasilien gegen die ursprünglichen Bewohner des Landes!" (II., S. 264.)

Was bedeutet dem allen gegenüber das botokudische Verzehren von Leichen?

Auch der Hinweis auf den Kannibalismus entkräftet nicht unsere Behauptung, daß der Aufstieg zur Kultur nicht ein Aufstieg von Roheit zur Humanität, zu milden Sitten ist.

Nahe dem Tierreich war der Mensch sicher kein blutdürstiges Wesen. Der Fortschritt der Waffentechnik schuf die Bedingungen, die Blutdurst in ihm erwecken konnte. Je nach den wechselnden Lebensverhältnissen überwiegt bei den Menschen einmal mehr die Roheit, ein andermal mehr die Humanität. Eine bestimmte Entwicklungsrichtung läßt sich in dieser Beziehung nicht feststellen, wie bereits oben bemerkt.

Der entgegengesetzte Schein, daß mit wachsender Kultur die Humanität wachse, kam im 18. Jahrhundert auf, das im Vergleich zu den Greueln der Religionskriege des 17. Jahrhunderts und namentlich des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland, eine erhebliche Milderung der Sitten wenigstens bei den Gebildeten zeigte. Das dauerte noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, bis sich in ganz Europa die allgemeine Wehrpflicht und damit die planmäßige

Digitized by Google

Erziehung gerade der am höchsten stehenden Kulturnationen zu brutalstem Menschenmord durchsetzte.

Das Ergebnis liegt seit dem Weltkrieg zutage, in dem bisher der Aufstieg der Kultur gipfelt.

Trotzdem brauchen wir nicht zu verzweifeln. Wir haben die besten Gründe dafür, zu erwarten, daß wir einem Zustand allgemeiner weitgehender Humanität entgegengehen. Nur finden wir diese Gründe nicht in dem bloßen Fortschritt der Technik und der Bildung, sondern in dem Erstarken des Proletariats, das durch seine Klassenlage am meisten mit der Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit erfüllt wird und das durch sie veranlaßt wird, einen Zustand anzustreben, in dem alle Klassen aufgehoben und alle nationalen Gegensätze überwunden sind.

Auch hier wieder vertrauen wir auf das Proletariat und nicht auf die Kultur. Und auch hier wieder finden wir, daß wir im besten Falle nicht erwarten dürfen, mehr an Humanität zu gewinnen, als manche Naturvölker bis in unsere Tage sich aus der Vorzeit erhalten haben.

Achtes Kapitel.

Aufstieg zu Gesundheit und Kraft.

Nicht Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität allein sollen das ideale Ziel sein, dem die Menschheit durch den Kulturfortschritt immer weiter zustrebt. Müller-Lyer hat dieses Ziel noch anders gefaßt. Auf S. 212 seines „Sinn des Lebens" erklärt er:

„Die Verbindung von subjektiver Glückseligkeit und objektiver Vollkommenheit des Lebens (für die uns bis jetzt eine Bezeichnung fehlt), wollen wir Euphorie nennen. Dann können wir unsere Betrachtungen kurz in den Satz zusammenfassen:

Die Bestimmung des Menschen ist die Euphorie."

In einer Fußnote bemerkt er, daß das Wort Euphorie hier nicht im Sinne der Medizin gebraucht sei, wo es nur das subjektive Wohlbefinden bedeute.

Das Wort stammt aus dem Griechischen. Es ist gebildet aus zwei Worten: Eu, gut, tüchtig, und foreo, tragen, namentlich im Sinne von dauernd oder gewöhnlich tragen. Es bezeichnet sowohl einen Zustand, der gut erträglich ist, als auch einen, der viel trägt oder bringt, der also fruchtbar ist an Ergebnissen. Das Wort umschließt demnach mehr Begriffe als den medizinischen des Wohlbefindens allein. Indes ist dieser sicher einer der wesentlichsten unter denen, die es bezeichnet.

Ohne Gesundheit keine Glückseligkeit, aber auch keine vollkommene Persönlichkeit.

Wir müssen uns also zunächst fragen: nimmt im Laufe der Kulturentwicklung die Gesundheit der Menschen zu oder ab?

Digitized by Google

In diesem Punkte, im Gegensatz zu den anderen, bisher behandelten, ging die allgemeine Meinung bis vor kurzem dahin, daß der Fortschritt der Kultur die Tendenz habe, uns von unserem Ziel vollkommener Gesundheit zu entfernen. Daß die Menschen immer schwächlicher und kränklicher würden. In neuester Zeit aber gewinnt die entgegengesetzte Meinung die Oberhand: mit wachsender Kultur verlängert sich unsere Lebensdauer, also wächst auch die allgemeine Gesundheit. Die Verbreitung der Seuchen nimmt ab.

Wie verhält es sich mit diesen einander widersprechenden Behauptungen?

Marx hat sich bereits über Roscher lustig gemacht, weil dieser den Wilden als „kränkliche Proletarier des Urwalds" bezeichnete.

„Was seinen Gesundheitszustand betrifft, hält solcher wohl den Vergleich aus, nicht nur mit dem des modernen Proletariats, sondern auch dem der syphilitischen und skrophulösen ‚Ehrbarkeit'." (Kapital, I., S. 550. Fußnote.)

Theodor Waitz hat den ersten Band seiner großen „Anthropologie der Naturvölker" der Untersuchung „über die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen" gewidmet. (Leipzig, 1859.)

Er handelt dort ausführlich von der Lebenskraft und dem Gesundheitszustand der Naturvölker, und führt ein erdrückendes Material an, das beweist, daß die Naturvölker älter werden, als die zivilisierten. Daß ein Alter über 100 Jahre, ja von 120, selbst 140 Jahren erreicht werde, sei bei ihnen keineswegs außergewöhnlich. Auch Krankheiten seien bei ihnen viel seltener.

„Man wird nach solchen Berichten geneigt, den bei Naturvölkern in so großer Allgemeinheit herrschenden Glauben, daß alle Krankheit erst durch Zauberer hervorgebracht werde, daß sie also etwas wider- oder übernatürliches sei, aus der Seltenheit zu erklären, mit der sie im Naturzustand den Menschen ergreift."

„Auf die größere Lebensenergie und die im allgemeinen festere Gesundheit der Naturvölker im Vergleich mit Kulturvölkern weist auch die große Anzahl von Beispielen relativ großer Naturheilkraft hin, die sich bei den ersteren findet. Die Erfahrungen, welche man in dieser Rücksicht gemacht hat, erstrecken sich auf alle Rassen und alle Gegenden der Erde in übereinstimmender Weise." (S. 140, 141.)

Auch dafür bringt Waitz eine Fülle von Belegen.

Doch wurden diese Beobachtungen am meisten an Stämmen gemacht, die noch nicht in engere Berührung mit der Zivilisation gekommen waren. Wo Eingeborene mit dem Europäertum in Verkehr treten, wachsen die Verkrüppelungen unter ihnen.

In Tahiti z. B. waren sie früher selten, jetzt sind sie häufig. (S. 128.) Auch in Nordamerika und Brasilien hat die Zahl der Krüppel unter den Indianern in neuester Zeit zugenommen. Die Eingeborenen sollen jetzt dort früher altern und mehr Krankheiten unterliegen als ehedem. (S. 129.)

Digitized by Google

Man vergleiche damit die Mitteilung Nansens über die Eskimos:

„Die Kränklichkeit hat sich in den letzten Jahren im beunruhigenden Grade entwickelt. Besonders greift der Krebsschaden des grönländischen Volkes immer mehr um sich, die Auszehrung oder richtiger die Tuberkulose. . . . Es hat sich auch herausgestellt, daß die Leute in den Ansiedlungen, wo man mehr nach europäischer Weise lebt, der Krankheit meistens unterliegen. . . ."

„Merkwürdig ist, daß die Grönländer zum großen Teil frei geblieben sind von Syphilis — bekanntlich eine unserer ersten Gaben an die Naturvölker, die wir uns zum Opfer unserer Kulturarbeit ausersahen. Sie ist dort oben nur an einer Stelle zu finden, nämlich in Arsuk in Südgrönland, wo man die Krankheit zu isolieren sucht. . . . Doch wie ich erfahre, hat sie um sich gegriffen und es ist leider zu erwarten, daß sie sich ausbreiten und die ganze Bevölkerung auch auf diese Weise verseuchen wird." (Eskimoleben, S. 290, 291.)

Der Naturmensch bleibt gesund und kräftig in der Umwelt, der er angepaßt ist. Wird sie plötzlich und gewaltsam geändert, werden ihm neue, ungünstigere Lebensbedingungen auferlegt, dann versagt seine sonst eiserne Gesundheit.

Die wachsende Kultur bringt wohl dem Menschen zunehmende Erkenntnis und Beherrschung der Natur durch künstliche Organe und Einrichtungen. Aber jede dieser Errungenschaften hat neben den beabsichtigten Konsequenzen auch unbeabsichtigte, unvorhergesehene, und diese bringen es oft mit sich, daß der Mensch seine Herrschaft über die Natur mit zunehmender Schwächlichkeit und Kränklichkeit bezahlt. Seine künstlichen Organe verstärken nicht bloß seine natürlichen Organe, sie machen deren Funktionieren oft überflüssig, bringen sie und damit den ganzen Körper zum Verkümmern. Wem Eisenbahnen und Autos zur Verfügung stehen, der gewöhnt sich leicht das Gehen ab. Seine Wohnungen schützen den Menschen vor Regen und Kälte. Aber sie veranlassen ihn häufig, unbeweglich in geschlossenen Räumen mit verpesteter Luft zu hocken, statt sich im Freien zu tummeln und zu erfrischen.

An Stelle einer Belebung in dieser Weise bietet der technische Fortschritt die Möglichkeiten, sich durch Rauschgifte aller Art anzuregen und zu betäuben. Schon der Naturmensch, ja auch Tiere lieben die Berauschung, doch findet der Mensch in primitiven Zuständen nur selten Gelegenheit dazu.

Erst die Kultur schafft die Möglichkeiten, sich tagaus, tagein zu vergiften.

Und zu alledem gesellt die steigende Kultur mit dem Aufkommen der Ausbeutung und der Zwangsarbeit noch dauernde Uebermüdung und Unterernährung und gräßliches Wohnungselend.

Das sind bekannte Dinge. Nur auf einen Punkt möchte ich hier die Aufmerksamkeit lenken, der bisher nicht beachtet worden: die Unreinlichkeit.

Digitized by Google

Wie sehr der Schmutz Krankheiten fördert, ist heute freilich allgemein bekannt. Aber ebenso allgemein ist die Annahme, der Schmutz sei ein Produkt der Unkultur. Er schwinde mit steigender Kultur. In Wirklichkeit war bis vor kurzem das Gegenteil der Fall.

Den ersten Anstoß zu dieser Annahme erhielt ich durch den Jahresbericht eines zoologischen Gartens, in dem davon gehandelt wurde, welche Mühe die Reinhaltung des Fells mancher gefangenen Tiere verursache. Woher ihr Schmutz? In der Natur sieht man gesunde Tiere stets sauber, obwohl niemand da ist, sie zu striegeln, wie Pferde und Kühe im Stall. Und dieselbe Kuh, die der Reinigung im Stall bedarf, braucht sie nicht, wenn sie auf der Alm ist.

Indes wäre die gegenteilige Frage wohl eher berechtigt: Woher sollte der Schmutz im Naturzustand kommen? Nehmen wir die Säugetiere — andere kommen für den Vergleich mit dem Menschen nicht in Betracht. Die Pflanzenfresser unter ihnen haben kein Futter, keine Lagerstätte, durch die sie beschmutzt würden. Reine Gräser, Kräuter, Blätter sind ihre Nahrung, Gras oder im schlimmsten Falle Sand oder abgefallenes Laub ihre Ruhestätte. Manche graben nach Wurzeln, manche, namentlich die Dickhäuter, lieben es, im Schlamm zu liegen. Ihr Fell kann infolgedessen verunreinigt werden. Aber der Schlamm haftet nicht, er verstaubt, sobald er trocknet. Gerade Tiere, die sich durch Erde oder Schlamm verunreinigen, lieben Bäder. Und soweit sie zu solchen nicht kommen, wäscht sie der Regen ab.

Anders steht es mit den Fleischfressern. Ihre Nahrung, Fett und Blut, kann sie sehr arg in einer Weise beschmutzen, die bloßes Wasser nicht reinigt. Und Bäder sind nicht immer Sache dieser Tiere. Aber gerade sie besitzen in ihrer Zunge einen ausgiebigen Reinigungsapparat, und ihre Gelenkigkeit ermöglicht es ihnen, fast ihren ganzen Körper mit ihrer Zunge entweder direkt oder durch eine ihrer von der Zunge befeuchteten Pfoten zu erreichen.

Sollten trotzdem in einem der Pflanzen- oder Fleischfresser im Fell irgendwelche fremde Partikelchen sich festsetzen, die durch eine der erwähnten Methoden nicht beseitigt werden, dann erweist sich oft das Durchkriechen oder Durchbrechen durchs Gestrüpp, das für die meisten von ihnen hie und da notwendig wird, sei es um einem Feind zu entgehen oder eine Beute zu beschleichen, als ein wirksames Mittel, das Haarkleid zu kämmen und fremde Bestandteile daraus zu entfernen. Versagt alles das, dann bleibt als letztes Mittel der Reinigung noch der Haarwechsel übrig, der bei vielen Tieren zeitweise, namentlich beim Wechsel der Jahreszeiten eintritt. Die Haare verhindern, daß die Unreinlichkeiten direkt an die Haut kommen. Soweit diese in den Haaren haften bleiben, verschwinden sie mit ihnen. Das neue Haarkleid ist ein völlig reines.

Digitized by Google

Das alles ändert sich gewaltig beim Menschen durch seine Kultur, durch seine Abwendung vom Naturzustand.

Als einen der ersten Schritte auf diesem Wege, wenn nicht den ersten, haben wir den Verlust seiner Körperbehaarung, seine Nacktheit, anzusehen.

Wie immer man die Haarlosigkeit des menschlichen Körpers erklären mag, das Aufsteigen des Menschen aus dem Tierreich ist auf jeden Fall von dem Verlust seines Haarkleides begleitet. Das bedeutet für ihn einen großen Nachteil. So ist er z. B. den Insektenstichen jetzt mehr ausgesetzt. Um sich vor ihnen zu schützen, sucht er das Haarkleid künstlich zu ersetzen, so durch Einreiben der Haut mit Schlamm oder anderen Substanzen, die schmutziger sind.

Sein Aufsteigen zur Kultur ist auch begleitet von der Bildung von Waffen und Geräten. Aus einem vorwiegend Vegetabilien, daneben etwa noch Eier und niedere Tiere essenden Wesen wird er jetzt eines, das auch größere Warmblüter erlegt, zerlegt und verzehrt. Diese Hantierung bringt schon erhebliche Beschmutzung mit sich, die der ursprüngliche Mensch nicht leicht los wird, da ihm die Raubtierzunge, aber auch die Seife fehlt. Nun lernt er Tierfett kennen und anwenden. Nicht bloß zur Nahrung. Das Einreiben mit Fett wird auch eines der Mittel, die Haut gegen Insektenstiche und sonstige Schädlichkeiten zu schützen. Noch besser wirkt eine Mischung von Fett und Erde, die haltbarer ist, als die primitive Einreibung mit Schlamm. Hat die Erde eine auffallende Farbe, dann kann die Einreibung zur Bemalung werden, die neben dem Schutz auch der Aesthetik dient, den Eindruck ersetzt, den das bunte Haarkleid ehedem erzeugt haben mochte.

Einen Rest dieser Bemalung haben wir heute noch im Schminken der Damen. Es ist nichts anderes, als eine besondere Art der Beschmutzung. Schmutz hört nicht auf, Schmutz zu sein, wenn er weiß oder rosig aussieht.

Alle diese Kulturfortschritte bewirken, daß der Mensch sich öfter und dauernder beschmutzt, als die Tierarten, denen er entstammt.

Die Sache wird nicht verbessert durch die Kleidung. Auch sie ist eine Folge der Nacktheit, entspringt teils dem Wunsch, an Stelle eines natürlichen, bunten Haarkleides ein künstliches zum Schmucke herzustellen, teils dem Bedürfnis, zum Schutz der Haut gegen Witterungseinflüsse, Sonnenbrand, Regen, Wind, Nachtkälte, an Stelle der natürlichen eine künstliche Körperhülle zu setzen.

Damit wird aber eine Haut über die natürliche Haut gezogen, in der sich alle Absonderungen dieser, die sonst abgestoßen werden, festsetzen, eine Quelle wachsenden Schmutzes. Nichts fördert die Ansammlung von Schmutz, aber auch von Parasiten der Haut mehr, als nicht gewechselte und gereinigte Kleidung.

Digitized by Google

Die einzige Tierart, die sich im Bereich der menschlichen Kultur nicht durch künstliche, sondern durch natürliche Zuchtwahl gebildet hat, ist die Kleiderlaus.

Mit Recht sagt Ratzel in seiner „Völkerkunde" (I., 72.):

„Was die Reinlichkeit in besonders hohem Grade fördert, ist der Mangel an Bekleidung oder wenigstens ihre Geringfügigkeit. Im allgemeinen wird man den Schmutz hauptsächlich bei solchen Völkern treffen, wo das schon veränderlichere Klima eine konstante Bedeckung des Körpers erfordert, an deren tägliches Wechseln nicht zu denken ist, da dies eine rasche Abnützung verursachen würde. . . . Andererseits darf man kühn sagen, daß die fast nackt gehenden, in mildem Klima lebenden und vom Wasser umgebenen Polynesier zu den reinlichsten Völkern der Erde gehören."[1])

Dazu stimmt, was Catlin sagt:

„Soweit ich in das Indianergebiet eingedrungen bin, habe ich es bestätigt gefunden, daß diejenigen Indianer, die noch am meisten im Naturzustand leben und am wenigsten von der zivilisierten Welt wissen, an ihrem Körper höchst reinlich, in ihrer Kleidung elegant, in ihrem Betragen höflich sind." (Die Indianer Nordamerikas, S. 14.)

Die Zivilisation brachte ihnen vermehrte Unreinlichkeit, Grobheit und Geschmacklosigkeit.

Neben der Kleidung ersteht eine weitere Quelle von Schmutz durch die Erfindung des Feuers. Der Mensch kommt nun in mannigfache Berührung mit Asche und namentlich Ruß.

Der Schmutz häuft sich, wenn der Mensch seßhaft wird und Tiere zähmt, die seinen Wohnsitz mit ihm teilen. Solange der Mensch herumwandert, nie lange an einem Punkte bleibt, bereitet ihm die Beseitigung seiner Abfälle und Exkremente keine Mühe.

---

[1]) Eben, wie ich dies schreibe, sehe ich im „Vorwärts", (9. Februar 1927) den Abdruck eines Kapitels aus Christian Ledens Bericht über seine Reise im hohen Norden, „Ueber Kiwatins Eisfelder. Drei Jahre unter kanadischen Eskimos."

Da berichtet er unter anderem über das Wirken der Missionare. Eine ihrer wichtigsten Sorgen geht dahin, daß die Eskimos jede Nacktheit zudecken, die bisher in ihrer Pelzkleidung zutage trat.

„Männer und Frauen haben ihre Pelze verlängert, so daß die berühmte offene Stelle verdeckt ist, wo einem früher zwischen Beinkleidern und Pelz die nackte Haut entgegenschimmerte. Zum Teil haben sie sich auch Unterzeug europäischer Herkunft angelegt, sie tragen es unter den Pelzkleidern. Auf diese Weise sind nun alle die Blößen bedeckt, die zur ursprünglichen Eskimotracht gehörten und für die nötige Luftzufuhr zwischen dem Pelzkleid und dem Körper sorgten. Diese modernisierte Tracht aber hindert die Luft, ihre wohltätige reinigende Wirkung auszuüben. So werden die Eskimos, die selten oder nie Gelegenheit haben, sich ordentlich zu waschen (sie baden nie) unreinlich, und starren oft von Ungeziefer."

„Ja, ich wage zu behaupten, daß die stark von der Zivilisation berührten Labrador- und Ungava-Eskimos, obgleich sie von den Missionaren und Pelzhändlern Seife kaufen können, viel schmutziger sind, als die seifenlosen, von unserer Kultur noch unbeleckten Binneneskimos westlich und nordwestlich von der Hudsonbucht."

Digitized by Google

Sie bleiben liegen, indes er weiter zieht. Jetzt häufen sie sich an einem Orte. Gleichzeitig wächst die beschmutzende Wirkung des Rußes durch die Verlegung des Feuerherdes aus freier Luft in das Innere des Hauses.

Cunow berichtet in seiner „Wirtschaftsgeschichte" von Indianerstämmen, die schon an der Grenze der Seßhaftigkeit stehen, aber ihre Wohnstätten wechseln, wenn der Gestank der sich häufenden Abfälle und Exkremente oder Ungeziefer den Aufenthalt dort unerträglich machen. (I., S. 102, 130.)

Der eben erwähnte Leden berichtet von den Labrador-Eskimos, daß sie früher ihre Winterhäuser im Sommer verließen, um dem Wild nachzuziehen. Für diese Zeit nahmen sie vom Winterhaus das Dach ab und das aus Darmhaut verfertigte Fenster heraus. So konnten den ganzen Sommer hindurch „Regen, Wind und Sonne ihr Werk der Reinigung und Desinfektion vollbringen".

Die Missionare wußten in ihrer fabelhaften Unwissenheit und Beschränktheit nichts besseres zu tun, als den Eskimos ihre Sommerreisen abzugewöhnen — wie Leden annimmt, weil sie fürchteten, die Neubekehrten könnten dabei mit heidnischen Stämmen zusammentreffen und dadurch des christlichen Heils verlustig gehen. Sie bleiben jetzt Sommer und Winter im gleichen Haus:

„Diese Veränderung der Lebensweise brachte den Eskimos neben den Segnungen des Christentums auch den Fluch der Zivilisation."

„Es ist unmöglich diese Hütten aus Erde und Steinen sauber zu halten, seitdem sie Dauerwohnungen sind, sie wurden zum Stelldichein und zu Brutstätten der von weißen Männern eingeschleppten Bakterien."

„Nun sind die einst so gesunden und lebensfrohen Eskimos, die ansteckende Krankheiten nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten, mit Lungentuberkulose verseucht. Nun sitzen sie, hustend und spuckend, Sommer und Winter in ihren Hütten."

Man weiß nicht, was die Naturvölker mehr ruiniert: europäische Habgier oder europäische Seelenrettung.

Alle die Wohnung beschmutzenden Elemente werden konzentriert, sobald es zur Bildung von Städten kommt, und damit viele Menschen, ihre Exkremente, Abfälle, Feuerstellen auf engem Raum zusammengeballt werden. Den Gipfel erreicht der Schmutz durch die massenhafte Anwendung des Feuers in der Industrie. Die Zustände, wie sie z. B. Engels in seiner „Lage der arbeitenden Klassen" aus Manchester beschreibt, dürften wohl das Non plus ultra des Schmutzes darstellen, den uns die Kultur gebracht hat.

Das ist allerdings nur die eine Tendenz der Kultur. Bald nach dem Auftauchen des Schmutzes beginnt auch der Kampf gegen ihn. Freilich die Erkenntnis, daß der Schmutz eine Gefahr ist, bleibt dem Menschen lange verborgen. Was er ohne jegliche wissenschaftliche Einsicht sofort empfindet, sobald der Schmutz

Digitized by Google

eine gewisse Ausdehnung erreicht hat, ist die Beleidigung der Nase und des Auges, die er hervorruft. Er verursacht üble, abstoßende Gerüche. Er verdunkelt die hellen Farben der Kleider und Wohnungen, läßt sie alt, unscheinbar, verfallen erscheinen.

Endlich wirken manche Reinigungsakte, namentlich Bäder, erfrischend, sind ein Genuß.

Alle diese Faktoren erzeugen das Bestreben, den Körper, die Kleider und Wohnungen zu reinigen. Die Triebkräfte dieses Strebens sind ästhetischer Art. Noch ist die Reinlichkeit keine hygienische Pflicht, auch keine Gewohnheit, die man um ihrer selbst willen übt. Kann man die ästhetischen Wirkungen, die man durch die Reinigung erreichen will, auf anderem Wege mit geringerem Aufwand an Arbeit und Kosten herbeiführen, dann zieht man den anderen Weg vor. Denn Reinlichkeit kostet Arbeit. Wohl strebt auch hier der technische Fortschritt darnach, Arbeit zu sparen oder wirksamer zu gestalten, aber in der Regel noch rascher wachsen die schmutzbildenden Tendenzen der Zivilisation. Der Arbeitsaufwand wächst, den gründliche Reinigung erheischt. Daher zieht man es vor, die Beleidigungen der Nase, die durch schmutzige Körper, Kleider, Wohnungen hervorgerufen werden, nicht durch deren Reinigung zu beseitigen, sondern durch Einführung künstlicher Wohlgerüche, Räucherwerke und Parfüms. Solange die Seife nicht erfunden und zum alltäglichen Gebrauch verwendbar ist, spielen diese künstlichen Wohlgerüche eine große Rolle. Sie gehören in früheren Zeiten zu den wichtigsten Gegenständen des internationalen Verkehrs. Ihre ökonomische Wichtigkeit kennzeichnet die Größe des Schmutzes, der damals herrschte.

Auf der anderen Seite beschränkte man die dem Auge dienende Reinigung der Kleider und Wohnräume auf jene, die allgemein sichtbar wurden. Auf gereinigte, glänzende Oberkleider legte man den höchsten Wert. Die Unterkleidung, die niemand sah, mochte von Schmutz starren. Die Prunkräume wurden sorgfältig gefegt und gewaschen. In Schlafräumen, Küche und Keller mochte der Dreck sich ansammeln.

Es nehmen also im Laufe des Fortschritts der Kultur die schmutzproduzierenden Tendenzen zu und damit wächst der Aufwand an Arbeit und Kosten, den die Reinlichkeit erfordert. Auch werden die Objekte zahlreicher, die eine Reinigung erheischen, Kleider, Wohnungen, Stallungen, Latrinen, Straßen, sowie die Körper des Arbeits- und Schlachtviehs neben dem eigenen Körper. Gleichzeitig bildet sich der Gegensatz ausbeutender Klassen, die über viel fremde Arbeit verfügen, und ausgebeuteter Klassen, die nicht nur für sich, sondern auch für andere arbeiten und deren Arbeitsfron wächst, trotz aller arbeitsparenden Erfindungen.

Digitized by Google

Für die Massen der Armen und Ausgebeuteten wird die freie Zeit, die sie der Reinigungsarbeit schenken können, immer mehr verkürzt, indes der Betrag der Reinigungsarbeit wächst, die sie zu leisten hätten, um sich des wachsenden Schmutzes zu erwehren. Armut, Arbeit und Schmutz werden gleichbedeutend.

Die Reichen und Mächtigen, die über viele Arbeitskräfte verfügen, sie können sich die nötigen Reinigungsarbeiten leisten, obwohl auch sie diese, wie schon bemerkt, recht äußerlich betreiben und vielfach nur die Anzeichen des Schmutzes statt diesen selbst bekämpfen.

Immerhin, der Anschein der Reinlichkeit zeichnet sie vor den Armen und Ausgebeuteten aus. Wie reiche Kleidung, prächtige Wohnung, zahlreiches Gefolge, wird auch Reinlichkeit ein Kennzeichen höheren Standes. Und da die höheren Stände auch alle Bildung und in diesem Sinne alle Kultur für sich monopolisieren, so daß Armut und Unkultur gleichbedeutend wird, scheint es jetzt, als sei die Reinlichkeit ein Produkt der Kultur.

Diese Art der Reinlichkeit ist aber nur ein Produkt der Ausbeutung der Massen durch eine dünne Oberschicht. Sie existiert nur für die letzteren, und für sie nicht als ein Bedürfnis, sondern als äußerliches Genußmittel, als ein Luxus.

Die Opposition der unteren Klassen gegen die obere kann zweierlei Formen annehmen: entweder suchen sie den oberen dadurch gleich zu werden, daß sie sich zu ihrer Höhe emporschwingen, ihre Machtmittel, aber auch ihre Genußmittel erobern. Oder sie suchen den oberen Klassen dadurch gleich zu werden, daß sie diese zu sich herabziehen, ihre Machtmittel, aber auch ihre Genüsse verpönen.

Wo sie nicht andere, höhere Genuß- und Machtmittel an deren Stelle zu setzen wissen, wird dieses oppositionelle Streben der unteren Klassen zur Verherrlichung der Askese, der Entsagung.

Solange die Reinlichkeit nur ein Genuß- und Luxusmittel ist, wird auch sie vom Bannstrahl der Asketen getroffen. So bei den orientalischen Büßersekten, so bei den Christen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Bei ihnen ist Heiligkeit gleichbedeutend mit Dreck.

Eine neue Auflage erlebte die fromme Apotheose des Drecks, als das aufstrebende, sparsame Bürgertum in der Form der protestantischen, puritanischen Reformation dem Sinnengenuß entgegentrat, dem sich die reich gewordenen ausbeutenden Klassen der katholischen Welt ergeben hatten. Namentlich galt es diesmal den Bädern. Wie im alten Rom waren sie im deutschen Mittelalter zu Stätten geworden, in denen Reinigung und Erfrischung mit Freude am nackten Körper und fröhlichem Sinnengenuß Hand in Hand ging, dem der Katholizismus der letzten Jahrhunderte vor der Reformation ebensowenig abhold war, wie

Digitized by Google

die Antike, weshalb auch damals die Prostitution nicht versteckt, sondern als ein dem Wohlleben dienendes wohlberechtigtes Gewerbe behandelt wurde. Die Reformation drängt, zunächst in den protestantischen, in ihrer Rückwirkung aber auch in den katholischen Ländern, die Prostitution den Schichten des Verbrechertums zu. Sie ächtet sie, allerdings nicht bloß aus Puritanismus, sondern auch aus Angst vor der damals in Europa seuchenhaft grassierenden Syphilis. Die Prostituierten werden jetzt gezwungen, ebenso wie die Verbrecher, versteckt ihr Gewerbe zu betreiben. Gleichzeitig werden die öffentlichen Bäder den Bordellen gleichgesetzt und das Baden als größte Schweinerei verpönt, nicht nur das gemeinsame Baden beider Geschlechter, sondern auch von Männern allein, wie noch Goethe erfahren mußte. Die Prüderie ging unter dem Einfluß dieser Denkweise so weit, sogar die Betrachtung des eigenen nackten Körpers zu einer sittlichen Gefahr zu stempeln und damit jede Waschung zu verurteilen, die über Gesicht und Hände hinausging.

Gleichzeitig erwuchs der kapitalistische Industrialismus, der die Städte mit Kohlenruß erfüllte und die bitterste Armut in engen Quartieren zu vielen Tausenden zusammendrängte, ohne Muße, ohne Mittel und ohne das Bedürfnis nach Reinlichkeit. Damit war die schmutzbildende Kraft der Kultur auf ihrem Gipfelpunkt angelangt.

Um dieselbe Zeit nahte aber auch schon die Umkehr. Der moderne industrielle Kapitalismus beruht auf der modernen Naturwissenschaft und Technik, die er seinerseits aufs äußerste fördert. Damit entstanden nicht nur die Mittel, dem Schmutz in ganz anderer Weise zu Leibe zu gehen, wie bisher, der Schmutz wurde jetzt auch als Gefahr, nicht als bloße Unbequemlichkeit und Häßlichkeit erkannt. Und zwar der Schmutz des einzelnen als Gefahr nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für seine Umgebung. Die Reinlichkeit hörte auf, ein bloßer Genuß, ein Luxus zu sein, sie wurde eine Pflicht, eine soziale Tugend.

Von da geht nun der Fortschritt der Reinlichkeit, die allmähliche Zurückdrängung des Schmutzes aus. Der Kampf gegen ihn beginnt in England, dem Mutterlande des Kapitalismus, er wird fortgesetzt in Deutschland, von wo langsam einesteils nach den romanischen, andererseits den slawischen Ländern die Reinlichkeit ausgebreitet wird. In Amerika geht die gleiche Bewegung von den Vereinigten Staaten aus. Im Orient treffen die beiden, die europäische und amerikanische Bewegung zusammen. Sie finden guten Boden in Japan, wo die Reinlichkeit als Genußmittel, namentlich das Bad, geschätzt ist und der Schritt zur Reinlichkeit als Pflicht nicht schwer war.

Seit der Erkenntnis der Wichtigkeit der Reinlichkeit für die Gesundheit beginnt der Schmutz zurückzugehen. Seit einem Jahr-

Digitized by Google

hundert ist der Fortschritt der Kultur ein Fortschritt der Reinlichkeit. Aber es ist ein Irrtum, diese Bewegung als eine allgemeine bis zum Urzustand des Menschen verlängert zu denken. Vom Urzustand bis zum 18. Jahrhundert, ja vielfach bis ins 19. Jahrhundert hinein bedeutet der Fortschritt der Kultur eine Vermehrung der Unsauberkeit.

Hand in Hand mit der Zurückdrängung des Schmutzes geht gleichzeitig die Erhebung des Proletariats, das Erstarken seines Strebens nach verminderter Arbeitslast, besserer Ernährung, besseren Wohnungen, gewinnt es Zeit zu Sport und Naturgenuß, hören diese auf, Luxusgenüsse der Reichen zu sein.

Diese und andere Faktoren, die in ähnlicher Richtung wirken, z. B. die Erkenntnis der Schädlichkeiten des Alkoholgenusses, führen dahin, daß die Gesundheit der Kulturmenschheit sich wieder bessert.

Auch in dieser Beziehung ist es das Zeitalter des industriellen Kapitalismus, das die Bedingungen zu einem gesellschaftlichen Höheraufstieg erzeugt, die in früheren Phasen der staatlichen Kultur nicht gegeben waren.

Wir haben gesehen, daß im Orient und der Antike jede Zivilisation, jede staatliche Bildung früher oder später mit Stagnation oder Verfall endete. Neben den anderen, schon früher erwähnten Ursachen dieser Erscheinung wirkte dabei sicher auch die fortschreitende physische Degenerierung der Bevölkerung mit.

Erst jetzt beginnt der Fortschritt der Kultur eine entgegengesetzte Richtung aufzuweisen. Nicht seit langem.

In England und Deutschland ist die Sterblichkeit der Bevölkerung seit 1841 festzustellen. Auf 10 000 Einwohner wurden dort Todesfälle verzeichnet (nach Wl. Woytinsky, Die Welt in Zahlen, I., S. 101):

	Deutschland	England
1841—1850	268	224
1851—1860	264	223
1861—1870	268	225
1871—1880	272	214
1881—1890	251	192
1891—1900	223	182
1901—1910	187	154

Das Zeitalter des Krieges bietet abnorme Verhältnisse, dennoch geht die absteigende Linie weiter. Für 1921 z. B. finden wir in Deutschland nur noch 148, in England 121 Todesfälle verzeichnet.

Aber diese absteigende Linie beginnt in England erst im Jahrzehnt 1871—1880, in Deutschland noch ein Jahrzehnt später.

Digitized by Google

Und dabei bleibt bisher die niedere Kultur, die das Land repräsentiert, immer noch der höheren Kultur der Stadt überlegen.

Die Städte wären bisher ausgestorben ohne den steten Zuzug vom Land. Woytinsky verzeichnet (S. 149) folgende Zahlen der Geburten und Sterbefälle unter der ortsgebürtigen (nicht der gesamten) Bevölkerung der Städte, leider ohne Angabe der Jahreszahlen, für die die Daten gelten. Auf jeden Fall sind sie der Zeit vor dem Kriege entnommen:

Stadt	Geburten	Sterbefälle	Natürliche Bevölkerungszunahme (+) oder Abnahme (—)
	auf 10 000 Einwohner		
Petersburg	272	457	— 185
Moskau	250	428	— 175
Berlin	261	272	— 11
München	289	318	— 29
Frankfurt a. M.	203	244	— 41
London	290	234	+ 56
Paris	209	245	— 36
Wien	284	275	+ 9
Budapest	283	321	— 38

Immerhin ist die Abhängigkeit der Städte von dem ländlichen Zuzug mit dem Fortschreiten der industriellen Entwicklung und ihrer Rückwirkungen in Abnahme begriffen, das zeigt z. B. der Vergleich zwischen Wien und Budapest und am schlagendsten der zwischen London und den beiden russischen Hauptstädten.

Doch auch in England ist die Sterblichkeit in den Städten auch heute noch größer als auf dem Lande. Es starben dort (nach Woytinsky, I., S. 85) jährlich auf 10 000 Einwohner:

	1911	1912	1913	1914
Stadt	166	152	156	161
Land	114	105	107	108

Man sieht, wie sehr der Gesundheitszustand auf dem kulturell rückständigen Lande den der kulturell höher stehenden Stadt übertrifft.

Bei Ballod (Grundriß der Statistik, Berlin 1913, S. 63) finden wir folgende Tabelle der Berufssterblichkeit in England 1890—92. Es starben von 10 000 jeder Altersklasse

	25—35	35—45	45—55	55—65
Allgemeine Bevölkerung	77	130	214	390
Ackerbaudistrikte	60	89	138	261
Industriedistrikte	86	150	278	501

Erst der Sieg des Proletariats wird es ermöglichen, alle die Hemmnisse zu überwinden, die teils aus Mangel an Mitteln, teils aus Drang nach Ausbeutung, es auch heute noch verhindern, daß für alle Menschen gesunde Lebensbedingungen geschaffen werden.

Digitized by Google

Dann erst wird der Fortschritt der Kultur in vollem Maße einen Aufstieg der Menschheit an Gesundheit und Kraft, an „Euphorie" bedeuten.

Aber auch dann werden wir sehr zufrieden sein können, wenn in der Bevölkerung allgemein die Lebenszähigkeit und Ausdauer, sowie die Lebensdauer wieder verbreitet sein werden, die bei den von der Kultur noch unbeleckten, in ihren angestammten Wohnsitzen hausenden Naturvölkern zu finden waren.

Vielleicht wird der Fortschritt der Naturwissenschaften den Menschen einmal ein noch höheres Lebensalter bescheren, als die Naturvölker zu erreichen vermochten. Aber das ist Sache einer unabsehbaren Zukunft, von der man alles erträumen mag, was man wünscht. Für absehbare Zeit wird die Menschheit all ihr Wissen und Können aufbieten müssen, um nur alle die hygienischen Schäden wegzuräumen, die durch die Zivilisation der Menschheit aufgebürdet wurden, die sich im Naturzustand in voller Gesundheit ihres Lebens freute.

Neuntes Kapitel.

Aufstieg zu Glück und Zufriedenheit.

Neben körperlichem Wohlbefinden soll die Kultur auch immer mehr seelisches Wohlbefinden bringen.

Den Naturmenschen stellt man sich gerne als ein finsteres, gequältes, verzweifeltes Wesen dar.

Lubbock sagt vom Wilden:

„Er ist ein Sklave seiner Bedürfnisse und seiner Leidenschaften. Unvollständig gegen Wind und Wetter geschützt, leidet er nachts von der Kälte und tags von der Sonnenhitze. Unbekannt mit dem Ackerbau, nur von der Jagd lebend und seines Erfolges ungewiß, steht ihm der Hunger stündlich vor Augen und zwingt ihn nur zu oft zu der entsetzlichen Wahl zwischen dem Kannibalismus und dem Tode."

„Wilde Tiere schweben ständig in Lebensgefahr . . . ."

„Aehnlich ergeht es dem Wilden. Er ist immer argwöhnisch, immer in Gefahr, immer auf der Hut. Er kann niemandem trauen und niemand traut ihm. Er darf sich nicht auf seinen Nachbarn verlassen und behandelt andere, wie er von ihnen behandelt zu werden erwartet. So gleicht sein Leben einer fortlaufenden Folge von Selbstsucht und Furcht. Selbst in seiner Religion, wenn er überhaupt eine besitzt, erschafft er sich eine neue Welt der Schrecken und bevölkert dieselbe mit unsichtbaren Feinden." (Vorgeschichtliche Zeit, II., 291.)

Ewig hungrig, vom Mitmenschen gehetzt, von seiner Religion erschreckt — in der Tat, die armen Wilden müssen ebenso übel dran gewesen sein, wie moderne Proletarier in der schönen Zeit, da sie noch an den Teufel glaubten und jeder Polizist sie nach Belieben mißhandeln durfte.

Digitized by Google

In Wirklichkeit ist der Naturmensch in einer weit besseren Lage. Wenigstens dort, wo ihn die Kultur noch nicht heimsucht. Es gibt sicher Naturvölker, auf die Lubbocks Bild paßt, leider nur zu viele: nämlich solche, die von Kulturvölkern aus ihren fruchtbaren Wohnsitzen in Wüsteneien verjagt wurden und denen das Wild, von dem sie lebten, durch ritterliche Sportsleute der Zivilisation zum Zeitvertreib vertilgt wurde — Bisons in Amerika, Känguruhs in Australien usw. Sie sind oft ständigem Hunger, ja mitunter direktem Verhungern ausgesetzt. Aber das ist doch eine Wirkung der Kultur ihrer Nachbarn, nicht ihres eigenen Naturzustandes.

Als die Menschen noch allgemein im Jägerzustand lebten, waren ihrer so wenige, daß sie nicht notwendig hatten, in unfruchtbare Einöden zu flüchten. Wo sie lebten, war reichlich Wild.

Es muß damals in manchen Gebieten von wilden Tieren aller Art, großen und kleinen, in unerhörtem Maße gewimmelt haben. Das zeigt sich heute noch dort, wo der Kulturmensch nicht mit seiner überlegenen Technik der Vernichtung und der Abschneidung der Lebensquellen für alles, was da kreucht und fleucht, auftritt.

Professor K. Günther veröffentlichte 1914 in Leipzig ein Büchlein „Vom Tierleben in den Tropen", „für 12—15jährige Schüler" bestimmt, aber auch für Erwachsene sehr nützlich zu lesen. Er beschreibt dort Beobachtungen auf einer Reise, die er 1910 in tropischen Ländern machte.

Im Dschungel Ceylons stieß er mitten im Urwald auf einen Teich. An ihm und in ihm wimmelte es von Fischräubern aller Art. Neben zahlreichen Krokodilen sah man Scharen von Fischreihern, Fischadler, den Brahmanmilan.

„Dazu kamen noch die Raubfische, die diesem Teich sicherlich nicht fehlten, sowie Molche, Schlangen, Wasserinsekten, Tiere, die der Fischbrut nachstellen. Und dabei war das offene Wasser wenige Hektar groß und mit keinem anderen größeren Wasser verbunden, so daß die Fische von auswärts keinen Zuzug erhalten konnten."

„Man sollte nun denken, in wenigen Jahren würden so viele Feinde den Fischbestand des Teiches bis auf den letzten Flossenträger vernichtet haben. Aber das Gegenteil war der Fall. Es wimmelte von Fischen, und das, trotzdem die Verhältnisse seit Jahrtausenden dieselben gewesen sein mußten." (S. 34.)

Und ähnlich wie mit den Fischen, verhielt es sich mit dem Wild, das bezeugen alle Mitteilungen über den Wildreichtum in von der Kultur unberührten Gegenden, wenn es nicht Sandwüsten sind oder dichte tropische Urwälder, die nicht viel Wild bergen.

Dazu kommt, daß der Mensch Allesesser ist, seine Betätigung als Jäger wohl ein bestimmtes Stadium seiner Entwicklung kennzeichnet, aber nie seine einzige Quelle des Nahrungserwerbs dar-

Digitized by Google

stellt. Früchte, Zwiebeln, Knollen bilden stets einen wichtigen Bestandteil seiner Nahrung. Dazwischen dienen ihm auch Schlangen, Eidechsen, Insekten und ihre Larven zur Stillung seines Hungers. Wohl auch Kadaver verendeter großer Tiere, die er auffindet.

Wohl versteht er noch nicht, Vorräte anzusammeln. Gelegentliche Katastrophen der Natur, etwa allgemeine Dürre oder Ueberschwemmungen können ihn sehr bedrängen, mitunter so sehr, daß er die Leichen getöteter Menschen zur Stillung seines Hungers benützt. Aber es wäre lächerlich, das als regelmäßigen Zustand der Wilden zu betrachten. Das Alltägliche, nicht das Außergewöhnliche ist es, was den Charakter bildet. Und der Alltag brachte dem Menschen der Urzeit genügend Nahrung. Dabei war die Nahrungsgewinnung der Art, daß sie den Wilden belebte, interessierte, erfreute. Wie viele Menschen könen das heute von sich sagen?

Allerdings mußte der ungeheure Wildreichtum der Vorzeit auch einen großen Nachteil für den Menschen nach sich ziehen. Die Zahl der reißenden Tiere, die von dem Wild lebten, muß ebenfalls entsprechend groß und damit auch die Gefährdung des Menschen durch sie stärker gewesen sein, als heute.

Das brauchte aber nicht beständige Angst zu erzeugen, sondern nur ein beständiges Bedürfnis, mit den Stammesgenossen vereint zu bleiben, deren gesellschaftlicher Zusammenhalt eine starke Schutzwehr bildete. In der Vereinzelung mußte der Mensch in jenen Zeiten verloren sein, wenigstens dort, wo es Tiger, Leoparden, Löwen oder Bären und Wölfe gab. In Australien, wo das größte reißende Tier, der Dingo, nur ein verwilderter Hund ist, den erst die Europäer brachten, konnte es vorkommen, daß auch ganz primitiv bewaffnete Jäger sich vom Stamme wegwagten, um allein durch Wald und Steppe zu streifen. In der alten Welt wäre das schwer möglich gewesen.

Nicht ständige Furcht, sondern stärkste Ausbildung der sozialen Triebe mußte aus diesem Zustand hervorgehen. Diese Triebe schon schließen es aus, daß der Wilde „niemandem traut und niemand ihm traut". Gerade das Gegenteil finden wir in jedem urwüchsigen Stamme, allgemeines gegenseitiges Vertrauen, das jedem von ihnen eine große moralische Kraft verleiht.

So bleibt nur das Wirken der Religion übrig, um den trübseligen Gemütszustand zu erklären, in dem sich die Wilden befinden sollen. Aber ist die Religion nicht selbst schon ein Produkt von Kultur? Im wirklichen, von jeder Kultur freien Naturzustand gibt es keine Religion. Indes steht es auch mit der Religion nicht so schlimm, wie Lubbock meint. Sie beschäftigt in normalen Zeiten den Wilden nur wenig.

Digitized by Google

Und ist es nicht der Mensch, der Gott nach seinem Ebenbilde schafft? Wo die Menschen gütig und liebreich sind, stellen sie sich auch ihre Götter so vor. Wo aber harmlose Menschen mit Räubern und Unterdrückern zu tun bekommen, da fangen sie auch an, böse Gottheiten zu fürchten.

Ferner enthalten die primitiven Religionen die ersten Versuche des Menschen, die Naturkräfte zu meistern, die man sich als Dämonen vorstellt. Man fürchtet sie nicht bloß, man glaubt, ihnen kommandieren zu können, wenn man die richtigen Formeln weiß oder einen Gelehrten, Medizinmann oder Zauberer zur Hand hat, der es versteht, die Geister kirre zu machen.

In der Regel aber kümmert man sich um sie nur, wenn man sie braucht. Geht alles nach Wunsch, dann läßt man Gott einen guten Mann sein. Auch bei den Wilden lehrt erst Not beten. Sie unterscheiden sich aber von den Kulturvölkern darin, daß bei deren Masse die Notlage eine ständige Einrichtung ist — bei den Wilden eine Ausnahme — das heißt dort, wo nicht Kulturvölker sie bedrängen.

Was Lubbock von den Religionen der Wilden sagt, daß sie „eine neue Welt des Schreckens erschaffen und mit unsichtbaren Feinden bevölkern", das gilt im höchsten Grade von der Religion der größten Kultur, der christlichen, die überall Teufel sieht, die umhergehen wie brüllende Löwen und suchen, wen sie verschlingen können, und die noch im 16. Jahrhundert gleichzeitig mit der geistigen Großtat der Reformation Hexenglauben und Hexenverbrennungen allgemein machte, die erst im 18. Jahrhundert verschwanden.

Die Gründe, die dafür vorgebracht werden, warum die Naturvölker höchst unglücklich und melancholisch sein müssen, sind also sehr fadenscheiniger Natur, und sie werden vorgebracht, um eine Erscheinung zu erklären, die nicht existiert.

Dieselben Stämme, bei denen es der Kultur bisher noch nicht gelungen ist, ihre ursprüngliche Liebenswürdigkeit zu zerstören, werden uns auch als höchst heiter und glücklich geschildert.

Oskar Peschel hatte in einer Abhandlung erklärt, der Indianer sei unter allen Himmelsstrichen „düster und schweigsam, in sich gekehrt".

Darauf entgegnet v. d. Steinen:

„Für die Bakairi treffen diese Prädikate in keiner Weise zu. Sie waren heiter, redselig und zutraulich, wie ich sie in ihrem Verkehr untereinander beobachtete und wie sie sich mir allein gegenüber gaben. . . . Ich habe in diesem Dorfe fast ebensoviel gelacht und lachen gehört als unter den Kokospalmen von Samoa und Tonga." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 59.)

Kurz vorher schreibt er auf derselben Seite:

„Ich fühlte mich in ihrer Mitte bald so wohl, daß ich jene idyllischen Tage unbedenklich den glücklichsten zurechne, die ich erlebt habe."

Digitized by Google

Das gleiche berichtet Catlin von den nordamerikanischen Indianern, sehr im Gegensatz zu Peschel:

„Wenn ich nach dem vollen Ausdruck der Freude auf ihren glücklichen Gesichtern urteilen darf, so bin ich der Meinung, daß ihr Leben weit glücklicher ist als das unsere." (Die Indianer Nordamerikas, S. 43.)

„Unter den Irrtümern, in die man infolge mancher Schwierigkeiten hinsichtlich der Wilden verfiel, ist wohl keiner allgemeiner verbreitet und falscher zugleich keiner so leicht zu widerlegen als der, daß der Indianer ein mürrisches, verdrießliches und schweigsames Wesen sei. Dies ist keineswegs allgemein der Fall."

„Ich habe auf allen meinen Wanderungen unter den Indianern . . . bemerkt, daß sie weit schwatzhafter und gesprächiger sind, als die zivilisierten Völker." . . .

„Man gehe oder reite an einem schönen Tage nur einige Stunden um das kleine Dorf herum und betrachte ihre zahllosen Spiele und Unterhaltungen, die von unaufhörlichem Freudengeschrei begleitet sind, oder man gehe in ihre Wigwams und betrachte die um das Feuer versammelten Gruppen, wo Scherze und Anekdoten erzählt werden und fröhliches Gelächter erschallt — und man wird sich überzeugen, daß Lachen und Fröhlichkeit ihnen natürlich sind." (S. 62, 63.)

Anders freilich, fügt Catlin hinzu, ist der Indianer, der nach Washington kommt. Dort ist er schweigsam, trübsinnig, betrunken.

Ueber den Eskimo berichtet Nansen:

„Der Grönländer ist eigentlich ein glücklicher Mensch, sein Sinn ist fröhlich und leicht wie der eines Kindes. Jeden Kummer empfindet er im ersten Augenblick sehr heftig, vergißt ihn aber bald und ist dann wieder so strahlend heiter und mit seinem Dasein zufrieden, wie gewöhnlich. Dieser lebensfrohe leichte Sinn läßt ihn wenig an die Zukunft denken. Hat er für den Augenblick Speise, so freut er sich und ißt, so lange noch etwas da ist. wenn er nachher auch darben muß, was ihm jetzt leider oft pasiert und von Jahr zu Jahr immer allgemeiner wird." (Eskimoleben, S. 85, 86.)

Denn die Europäer treiben Raubbau mit den Nahrungsmitteln der Eskimos, die reiche Tierwelt, von der diese leben, wird von Jahr zu Jahr ärmer, dank der rücksichtslosen Vernichtung mit den modernen Mitteln der Tötung, die von den Abgesandten europäischer Kapitalisten dort betrieben wird. Dank diesem Wirken der Kultur wird die Notlage der Eskimos von Jahr zu Jahr immer größer.

Nansen erzählt dann weiter, daß die Missionare es lieben, dem Eskimo seine Sorglosigkeit oft vorzuwerfen. Dazu bemerkt er:

„Dieser Leichtsinn hat aber auch seine Lichtseite, er macht sogar gewissermaßen die Stärke des Eskimos aus."

„Armut und Not haben bei uns zwei Folgen. Die unmittelbare ist natürlich körperliches Leiden, doch mit diesem zusammen und nach ihm kommt das geistige, jenes unerbittliche Nagen, das uns Tag und Nacht, bis in den Schlaf hinein verfolgt und uns jeden Augenblick verbittert. Dies ist in der Regel das schwerste für unsere Armen, und wäre dies nicht, so

Digitized by Google

würden die körperlichen Leiden, die ja meistens nur vorübergehend sind, viel leichter ertragen werden. Von dieser Seite der Armut ist jedoch der leichte Sinn des Eskimo frei. Selbst wenn er sehr lange hat hungern müssen und es ihm sehr schlecht gegangen ist, hat er alles Ausgestandene vergessen, sobald er etwas zu essen bekommt. Die Erinnerung an die überstandenen Qualen ist ebensowenig imstande, ihm den Genuß und die Freude zu stören, wie das Bangen vor dem, was morgen oder übermorgen kommen kann. Das einzige, was sein Glück zu trüben vermag, ist, andere Not leiden zu sehen, und deshalb teilt er mit ihnen, solange er selbst etwas zu teilen hat." (S. 86, 87.)

Mit den letzten Worten weist Nansen auf den wichtigsten der Faktoren hin, die zeitweise Notlagen dem Eskimo erträglich machen. Er bewirkt das noch mehr, als der leichte Sinn, ja dieser Sinn selbst ist eine Folge jenes Faktors: Es ist die hochgradige, geradezu kommunistische Solidarität der Eskimos untereinander. Sie ist die festeste Stütze seiner ganzen Existenz und seiner Frohmütigkeit.

Was bei den Kulturmenschen eine Notlage so furchtbar deprimierend macht, das ist neben den körperlichen Leiden, die sie verursacht, der Umstand, daß der Arme um sich herum die Mittel aufgestapelt sieht, die ihm ohne weiteres reichlich helfen könnten und zu denen ihm der Zugang durch seine Mitmenschen grausam versperrt wird. Von diesen selbst kümmert sich niemand um ihn, wenigstens niemand, der nicht in gleicher Notlage wäre. Die Verlassenheit inmitten einer Welt von Reichtümern, das ist das Entsetzlichste. Das bleibt dem Naturmenschen erspart. Der Eskimo weiß, daß er auf Nahrung rechnen darf, solange nur überhaupt welche vorhanden ist; er ist sicher, daß kein Genosse ihn im Stich läßt. Dies Bewußtsein hält ihn aufrecht.

Die Beobachtungen über das große Glücksgefühl, die Nansen bei den Eskimos, Catlin bei den Indianern Nordamerikas, v. d. Steinen bei den Bakairi Brasiliens machten, bilden nicht besondere Ausnahmen. In seinen „Principles of Sociology", I., S. 67, sagt H. Spencer:

„Mit der Unfähigkeit, sich die Zukunft in einer Weise vorzustellen, daß man durch diese Vorstellung beeinflußt wird, ist naturnotwendig kindische Fröhlichkeit verbunden — eine Fröhlichkeit, die durch keinen Gedanken an das Kommende ernüchtert wird. Wohl neigen verschiedene Rassen der Neuen Welt mit ihrer allgemeinen Unempfindlichkeit wenig zur Heiterkeit und die malaiischen Rassen und die Dajaks zeichnen sich durch würdevollen Ernst aus. Aber im allgemeinen verhält sich's anders. Von den Neukaledoniern, den Fidschi-Insulanern, Tahitiern, Neuseeländern lesen wir, daß sie stets lachen und scherzen. Ueberall in Afrika zeigt uns der Neger denselben Zug, und andere Rassen in anderen Ländern werden von den verschiedensten Reisenden beschrieben als ‚voll Scherz und Heiterkeit', ‚voll Leben und Frohsinn', ‚lustig und geschwätzig', ‚stets zu tollen Späßen aufgelegt', ‚von unbändiger Lustigkeit', ‚bereit, über jede Kleinigkeit unmäßig zu lachen'. Selbst die Eskimos werden bei allen Entbehrungen, denen sie ausgesetzt sind, als ‚ein glückliches Volk' bezeichnet."

Digitized by Google

Diese Schilderung klingt anders, als die Lubbocks oder Büchers, der sich in gleicher Weise, wie jener äußert (in seiner „Entstehung der Volkswirtschaft", nicht in seiner Schrift über „Arbeit und Rhythmus").

Indes, wenn auch Spencer das Glücksgefühl des Naturmenschen nicht leugnen kann, so ist er doch, ebenso wie Lubbock, zu sehr Liberaler, zu sehr Verehrer der bestehenden Gesellschaftsordnung, um nicht in diesem Glück einen bedenklichen Defekt zu entdecken. Die Naturmenschen denken nämlich nicht daran, Reichtum zu akkumulieren, Kapitalisten werden zu wollen.

Und was wäre die Welt ohne die?

Spencer fährt fort:

„Wir brauchen bloß zu bedenken, wie sehr ständige Sorge vor der Zukunft jegliche Heiterkeit mäßigt — wir brauchen bloß den lebhaften, aber wenig auf die Zukunft bedachten Irländer mit dem ernsthaften, aber vorsorglichen Schotten zu vergleichen — um zu erkennen, daß zwischen diesen Zügen im unzivilisierten Menschen ein Zusammenhang besteht. Dessen daraus hervorgehende impulsive Natur, die völliges Aufgehen in einem augenblicklichen Vergnügen in sich schließt, verursacht zu gleicher Zeit diese übermäßige Fröhlichkeit und diese Gleichgültigkeit gegenüber künftigen Uebeln."

„Hand in Hand mit dem Zug der Sorglosigkeit geht, sowohl als Ursache, wie als Wirkung ein Mangel an Entwicklung des Eigentumssinnes."

Der Wilde hat keine Gelegenheit, die „Segnungen des Eigentums" (the gratifications which possession brings) kennenzulernen, er produziert nichts, was das Akkumulieren lohnte. So fehlen dem armen Teufel von Wilden alle Antriebe, die ihn veranlassen könnten, sein unglückseliges Glück aufzugeben und dafür die Wonnen der Sorge um Mehrung des Besitzes und der Angst, ihn zu verlieren, einzutauschen.

Uebrigens ist der Mangel an Vorsorglichkeit bei den Wilden nicht so arg, wie Spencer es hinstellt. Er rührt hauptsächlich davon her, daß die nomadisierenden Wilden vielfach nicht in der Lage sind, Vorräte anzulegen. Aber wo sich Gelegenheit zur Vorratbildung bietet und der Wechsel der Jahreszeiten es erheischt, gehen sie dazu über. Sie erweisen sich oft weit vorsorglicher, als die Europäer.

Von den Indianern berichtet Dodge:

„Eine der wichtigsten Obliegenheiten der ‚Hundesoldaten' (so nennen die Chayenne-Indianer die Jäger) ist der Schutz des Wildes. Mit Ausnahme der Herbstzeit, wo man die Wintervorräte an Fleisch eintut, dürfen immer nur so viel Büffel geschossen werden, als für den laufenden Bedarf des Lagers erforderlich sind. Man nimmt sich außerordentlich in acht, die Herden nicht zu beunruhigen, welche tagelang in der Nachbarschaft eines Indianerlagers von tausend Köpfen weiden, während ein Lager von einem halben Dutzend Weißen sie alle an einem einzigen Tage vertreiben würde. Nur eigens hierzu bezeichnete Gesellschaften oder Individuen dürfen auf Herden oder sogar auf einzelne Büffel schießen, und ein Indianer, welcher hierzu nicht beauftragt oder auserlesen ist, wird ebensoviel Vorsicht ge-

Digitized by Google

brauchen, um einer Herde auszuweichen, als er unter anderen Umständen daran setzen würde, um sich an eine solche anzuschleichen." (Richard Irving Dodge, Die heutigen Indianer des fernen Westens. Mit einer Einleitung von William Blackmore. Deutsch von Müller-Mylius, Wien 1884, S. 80.)

Diese Darstellung gilt natürlich der Zeit vor der Ausrottung der Büffel. Blackmore berichtet darüber:

„Als ich im Herbst 1868 die Plains oder die Prärien mittelst der Kansas-Pacificbahn auf eine Strecke von ungefähr 120 englischen Meilen zwischen Ellsworth und Sheridan durchreiste, fuhren wir durch eine beinahe ununterbrochene Herde von Büffeln. Die Prärien waren vollkommen schwarz von ihnen und der Zug mußte mehr als einmal anhalten, um ungewöhnlich große Herden vorbeiziehen zu lassen. Als ich aber einige Jahre später wieder dieselbe Bahnstrecke bereiste, hatten wir nur äußerst selten noch den Anblick einiger kleinen und spärlichen Herden von je 10 bis 20 Stück Büffeln." (S. 3.)

Man hat hier ein Beispiel davon, welcher Wildreichtum in Gegenden mit genügender Pflanzennahrung ehedem herrschte. Die Hungerleiderei der Wilden ist nicht eine Folge ihres Naturzustandes, sondern der ihnen benachbarten Kultur.

Im Laufe der drei Jahre 1872, 1873 und 1874 allein wurden 4½ Millionen Bisons in den Vereinigten Staaten von den Weißen niedergeknallt, nicht um höherer Landwirtschaft Platz zu machen, sondern teils der Häute wegen, teils aus bloßer „sportmäßiger" Freude am Blutvergießen.

Man erwäge, wer in diesem Falle mehr Fürsorglichkeit an den Tag legte, die hochkultivierten Weißen oder die „sittenlosen, niederträchtigen halbnackten Wilden", wie sich Herr Blackmore ausdrückt, der, und noch mehr Herr Dodge, den Indianern nicht freundlich gegenübersteht. Dodge hatte als Offizier der Armee der Vereinigten Staaten dreißig Jahre lang mit ihnen zu tun.

Bücher bringt es fertig, im Text seines Buches über „die Entstehung der Volkswirtschaft", I., S. 19) als Beleg für die sorglose Verschwendung der Wilden „die Ausrottung der unermeßlichen amerikanischen Büffelherden" anzuführen. Das ist um so sonderbarer, als er in einer Fußnote wenigstens zugeben muß, „daß freilich der größte Teil der Schuld an der Ausrottung des Büffels den Weißen zufällt". Warum dann im Text die Wilden damit belasten?

Bemerkenswert sind auch die Mitteilungen des Missionars Bruno Gutmann über die Dschagga, einen Stamm der Bantuneger am Kilimandscharo. Wir haben schon im zweiten Buch darauf hingewiesen, daß bei ihnen die Wahl der Gattinnen eine Angelegenheit ist, die mit äußerster Sorgfalt betrieben wird. Es macht keinen Unterschied, ob ein Mädchen arm oder reich ist, wohl aber, ob die Familie, aus der es stammt, gesund und moralisch einwandsfrei ist. Nicht minder hütet man sich vor den Mädchen, die aus trägen oder verschwenderischen Häusern kommen.

Digitized by Google

„Aber auch von den arbeitstüchtigen Mädchen empfahlen sich nicht alle zur Ehe. Noch blieb zu prüfen, ob sie nicht ‚mugala' wären, d. h. Gierernnen, die ein Nahrungsmittel nicht aufbewahren konnten, ja kaum abzuwarten vermochten, bis sie völlig ausgereift wären. Ob ein Mädchen eine ‚mugala' werden würde, erkannte man an seiner Mutter: sei diese eine ‚mugala', so werde es die Tochter unbedingt auch." (Das Recht der Dschagga, München 1926, S. 76.)

Man sieht, wie weit entfernt diese Neger davon sind, leichtfertig in den Tag hinein zu leben.

Wie sehr sie für die Zukunft sorgen, das wird bezeugt schon durch ihre Sorgfalt bei der Auswahl der Mädchen, von deren Beschaffenheit das Schicksal der kommenden Generation abhängen wird. Das geht aber auch deutlich aus der Mißachtung hervor, in der Familien stehen, die mit den Vorräten nicht hauszuhalten verstehen.

Nicht Leichtsinn und Unbekümmertheit gibt dem Wilden sein Glücksgefühl, sondern vielmehr der Mangel an Sinn fürs Privateigentum, sein Kommunismus. Daß dieser erhebend und beglückend wirken kann, wird freilich der spezifisch bürgerliche Teil der Wissenschaft nie begreifen.

Und doch gibt vielen durchaus nicht sozialistischen Forschern die Tatsache zu denken, daß die Wilden an ihren gesellschaftlichen Einrichtungen aufs zäheste hängen, daß sie mit ihnen in jeder Beziehung zufrieden sind. Das ist nicht stupider Konservatismus. Neue Werkzeuge und Waffen, die sie brauchen können, nehmen sie von den Kulturmenschen gerne entgegen.

Aber die sozialen Einrichtungen, vor allem den Eigentumssinn höherer Kultur, lehnen sie hartnäckig ab, obwohl es nicht nur gierige Ausbeuter, sondern oft auch wohlmeinende aber beschränkte Menschenfreunde sind, die ihnen „aufgeklärtere" Ansichten vom Eigentum beibringen möchten, um sie mit dem Licht der Zivilisation zu beglücken. Dieses Licht lockt sie nicht, sie sind mit ihren so wenig erleuchteten sozialen Zuständen ganz zufrieden.

In seiner bereits zitierten „Anthropologie der Naturvölker" kommt Waitz zu dem Schlusse:

„Bis zum Hottentotten und Feuerländer herab lebt der Mensch im Naturzustand auch im drückendsten Elend zufrieden mit sich und seinem Lose, während es unter den Kulturvölkern des auf Reichtum, Macht und Bildung so stolzen Europas oft so schwer wird, einen Zufriedenen zu finden." (I., S. 348.)

Er zitiert einen Afrikareisenden, Cowper Rose, der erklärte:

„Es gibt Lagen, in denen sich der denkende Mensch dem unkultivierten Naturkind untergeordnet fühlt, in denen er zweifelt, ob seine festesten Ueberzeugungen etwas besseres sind, als wohlklingende, aber beschränkte Vorurteile."

Zu diesen „beschränkten Vorurteilen" gehört auch die Meinung, bloß der Kulturmensch sei ein denkendes Wesen. Als ob

Digitized by Google

der Urmensch ohne zu denken die Herstellung des Feuers und des Steinmessers hätte erfinden können!

Peschel führt eine Reihe von Belegen dafür an, daß die Wilden auf die Zivilisation mit Geringschätzung herabsehen. Wilde, die man zivilisiert und in gute Verhältnisse gebracht hatte, zogen es vor, zu der harten Lebensweise ihres Stammes zurückzukehren und dort als gleiche unter gleichen zu leben. Sie vertragen nicht soziale Ungleichheit und wollen sich nicht kommandieren lassen.

Ein Eskimo, von dem man verlangte, er solle zugeben, daß der dänische Gouverneur mehr bedeute, als er selbst, entgegnete selbstbewußt:

„Das ist nicht so sicher; der Inspektor hat zwar ein größeres Besitztum und anscheinend mehr Macht. Aber es gibt Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muß. Mir hat niemand zu befehlen."

Peschel weist auch darauf hin, daß für den Wilden der Himmel, sofern er sich einen vorstellt, nur eine gesteigerte Fortsetzung der Art des irdischen Lebens bildet, das er hienieden führt. Der Kulturmensch hingegen kann Seligkeit nur in dem Gedanken finden, daß der Himmel das gerade Gegenteil des irdischen Daseins darstellt.

Peschel meint:

„Folglich erscheint dem wenig kultivierten Menschen das Leben, welches er lebt, so genußreich, daß er sich ein anderes nur als eine Steigerung zu denken vermag."

„Fragen wir uns nun selbst, ob uns mit einem gesteigerten Diesseits irgendwie gedient wäre, ob sich etwa ein Lohnarbeiter das Leben nach dem Tode vorstellen könnte als eine meilenlange Garnfabrik? Oder können wir glauben, daß ein Londoner Cockney, der jährlich nur wenige Male, manches Jahr gar kein mal, in das Freie gelangt, das Jenseits sich vorstellen könnte als ein vergrößertes London"? (Völkerkunde, S. 157.)

Auf den ersten Blick erscheint es sonderbar, daß die Zunahme des Wissens und der Beherrschung der Natur zunehmende Unzufriedenheit der Menschen mit sich und der Welt zur Folge hat. Aber das Sonderbare wird begreiflich, wenn man den Dingen auf den Grund geht. Nicht die Kultur an sich erzeugt jenes trübselige Ergebnis. Es ist ein Produkt der Umstände, unter denen die höhere Kultur, die Zivilisation bisher zustande kam.

Das Herbeiführen der Knechtung und Ausbeutung bildet den Sündenfall der Menschheit. Seitdem sind Jammer und Elend, Verdrossenheit und Erbitterung nicht nur gelegentliche Trübungen des Daseins der Menschen, sondern ihre ständigen Heimsuchungen.

Bis zum Aufkommen der Sklaverei, des Staates, der Klassen waren die Menschen stets in der Lage, sich ihrer Umgebung und diese sich selbst anzupassen. Ihre Kultur hinderte sie dabei nicht. Die künstlichen Organe, die sie sich schufen, wurden vielmehr das wichtigste Mittel der Anpassung.

Digitized by Google

Solange sie ihrer Umgebung angepaßt waren und diese ihnen, waren sie glücklich. Natürlich nicht gefeit gegen Unglücksfälle und Notstände, aber doch im allgemeinen zufrieden und heiter.

Das ändert sich durch Knechtung und Ausbeutung. Die Apparate der Herrschaft und Ausbeutung werden nun mächtige und an Macht bisher stets zunehmende Mittel, die Volksmassen zu verhindern, die Menschen und ihre Umwelt einander anzupassen.

Sie verfügen nicht mehr über die künstlichen Organe der Gesellschaft, nicht mehr über die Produktionsmittel. Und es sind nicht mehr die teils natürlichen, teils historisch gewordenen Bedürfnisse der arbeitenden Massen, die über die Art und die Anwendung der künstlichen Organe und die Verteilung der durch sie erzeugten Produkte entscheiden.

Immer mehr geraten nun die Lebens- und Produktionsbedingungen der Mehrheit der Menschen unter den zivilisierten Völkern in Gegensatz zu ihren Bedürfnissen. Und immer mehr verlieren die Massen die Möglichkeit, diese Bedingungen mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, sie einander anzupassen.

Ein mit Empfindungsvermögen begabter Organismus muß sich aber unglücklich fühlen, wenn er in einer Umgebung leben muß, der er nicht angepaßt ist und der sich anzupassen er dauernd verhindert wird.

Doch auch den herrschenden und ausbeutenden Klassen wird ihr Glück immer wieder gestört. Wohl verfügen sie über die Produktionsmittel und überhaupt über die Lebensquellen und haben die Macht, sie ihren Bedürfnissen anzupassen. Diese Macht stößt jedoch auf ein Hindernis. Alle Produktionsmittel sind bloßer toter Stoff ohne Menschen, die sie in Bewegung setzen. Die arbeitenden Menschen selbst sind für die Herren und Ausbeuter das wichtigste Produktionsmittel.

Aber es ist ein Produktionsmittel mit eigenem Willen, und sein Wille geht vielfach nicht in der gleichen Richtung, wie der Wille des Herrn. Im besten Falle äußert sich der Gegensatz beider nur in der Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Langsamkeit bei der Arbeit für den Ausbeuter. Wo die Widerstandskraft des Arbeiters größer wird, kommt es zunächst zu versteckter Auflehnung, rücksichtsloser Behandlung der Produktionsmittel, Vergeudung von Produkten, dann zu offener Auflehnung, Sabotage oder Arbeitsverweigerung, ja unter besonderen Umständen zu direkter Empörung entweder vereinzelter Ausgebeuteter, die sich durch Akte der Rache oder der Plünderung zu helfen suchen, oder endlich sogar zu geschlossener Empörung, zur Rebellion, die den ganzen Zustand der Knechtung und Ausbeutung in seiner Existenz bedroht.

Digitized by Google

Ständig haben die Herren und Ausbeuter mit den einen oder den anderen dieser Widerstände zu kämpfen, und wo die Auflehnung nicht die wildesten Formen annimmt, hängen solche doch stets als drohende Wetterwolke über ihnen.

Dazu kommt, daß mit der wachsenden Ausbeutung die Unterschiede in den Reihen der Ausbeuter selbst wachsen. Zu den natürlichen der gewöhnlichen Begabung gesellen sich bei ihnen die Unterschiede der Machtverhältnisse, die darin beruhen, daß die einen über mehr, die anderen über weniger Ausgebeutete verfügen. Ständig suchen die einzelnen Personen, Familien, Gentes, Staaten der Ausbeuter ihr Ausbeutungsgebiet auf Kosten anderer Ausbeuter durch Gewalt oder List zu vergrößern. Ständig fühlt sich so jeder von anderen bedroht, muß gegen sie gerüstet sein.

So leben sie in steter Unruhe und Unsicherheit, in stetem Gegensatz gegen große Teile ihrer Umgebung.

Lubbock hat, wie wir gesehen, den Zustand des Wilden mit den Worten gekennzeichnet:

„Er ist immer argwöhnisch, immer in Gefahr, immer auf der Hut. Er kann niemandem trauen und niemand traut ihm. Er darf sich nicht auf seinen Nachbarn verlassen und behandelt andere wie er von ihnen behandelt zu werden erwartet." (Vorgeschichtliche Zeit, II., S. 291.)

Diese Schilderung paßt auf den Wilden wie die Faust aufs Auge, angesichts der so hochgradigen Solidarität innerhalb des Stammes, der regen Hilfsbereitschaft und des zuversichtlichen gegenseitigen Vertrauens unter ihnen. Aber die Schilderung paßt vorzüglich auf die großen Ausbeuter aller Zeiten, mögen sie auf Schlachtfeldern oder in Börsenhallen ihre Kämpfe untereinander ausfechten, von Bauernkriegen oder Streiks bedroht werden.

Gar oft wird uns von bürgerlichen Schriftstellern beweglich versichert, daß die Reichen in Wahrheit die Armen seien, von vielen Sorgen geplagt, die die an Geld Armen nicht kennen. Kein Zweifel, daß die Reichen ebenfalls Sorgen haben und daß ihre Sorgen anderer Art sind, als die der Armen. Dieser Umstand hat freilich noch keinen der armen Reichen bewogen, mit den so glücklichen Armen zu tauschen, wozu stets die Möglichkeit gegeben ist. Aber in welchem Verhältnis die Sorgen der Reichen zu denen der Armen auch stehen mögen, es ist eine sonderbare Methode, die Schönheit der gegenwärtigen Gesellschaft durch den Nachweis darlegen zu wollen, daß nicht einmal die Reichen, die Nutznießer der gesamten Kultur, glücklich sind.

Zu allgemeinem Glück werden wir erst wieder kommen können, wenn wir die Folgen des Sündenfalls der menschlichen Gesellschaft überwunden und einen Zustand ohne Klassen und Ausbeutung errungen haben. Dann erst werden die Menschen die Macht bekommen, ihre künstlichen Organe und Organisationen ihren natürlichen und historisch gewordenen Bedürfnissen har-

Digitized by Google

monisch anzupassen und so hohe Kultur mit hohem Glück zu verbinden.

Es wäre natürlich verkehrt, mit Rousseau den Ruf anzustimmen: zurück zur Natur. Die Naturvölker sind glücklich, gerecht, frei und auch, wenigstens innerhalb des eigenen Gemeinwesens, mild, aber nur deswegen, weil sie mit ihrer Umgebung zusammenstimmen, ihr angepaßt sind und umgekehrt.

Der moderne Mensch ist aber ein ganz anderer Mensch, als der Wilde, er kann die Ergebnisse vieltausendjähriger Kulturentwicklung nicht ungeschehen machen. Den Bedürfnissen des Kulturmenschen ist die natürliche und gesellschaftliche Umgebung des Wilden in keiner Weise angepaßt. Er wäre in ihr höchst unglücklich.

Nansen, Catlin und v. d. Steinen fühlten sich bei den Eskimos, Mandanen und Bakairis sehr wohl, aber sie dachten nicht daran, bei ihnen zu bleiben.

Uebrigens, selbst wenn wir die Absicht hätten, nach Art der Wilden zu leben, vermöchten wir es nicht, weil die materiellen Bedingungen dazu fehlen.

Das Deutsche Reich birgt zur Zeit etwa 62 Millionen Einwohner auf 470 000 Quadratkilometern.

Nach Ratzel ernähren bei den Jägervölkern mit etwas Ackerbau 1000 Quadratkilometer 170—700 Menschen, also ein Quadratkilometer nicht einmal einen Menschen.

Wollten wir in Deutschland zum Naturzustand zurückkehren, so müßten wir vor allem über 61 Millionen Menschen aus dem Wege räumen.

In diesem Sinne war denn auch Rousseaus Rückkehr zur Natur gar nicht gedacht. Man verstand unter der „Natur" das Leben als Kulturmensch auf dem Lande. Ein idyllisches Dasein, wenn man über genügende Renten verfügt, eine gute Post, einen kundigen Arzt, verständige Freunde in der Nähe, sowie eine reiche Bibliothek im Hause hat. Aber ein trübseliges Dasein, wenn man als Bauer ohne Hilfskräfte von seiner Arbeit leben soll.

Die Rückkehr zur Natur als allgemeine Verbauerung kann unter gebildeten Leuten nur einzelnen Schwärmern als ein Ideal erscheinen. Und auch denen nicht lange.

Nein, nicht durch Rückkehr zu Vergangenem kann die nötige Anpassung der gesellschaftlichen Bedingungen an die Bedürfnisse der Massen der modernen Kulturnationen bewirkt werden, sondern nur durch Eroberung aller entscheidenden Produktionsmittel und Kulturmittel durch die Gesamtheit, die schon verstehen wird, deren Formung und Anwendung ihren Bedürfnissen anzupassen, sobald kein privates Eigentum sie daran hindert.

Dann dürfen wir erwarten, das Benthamsche Ideal des größten Glücks der größten Zahl zu erreichen.

Digitized by Google

Doch auch da müssen wir wieder sagen: Wir haben keine Ursache, anzunehmen, es werde uns gelingen, eine größere Summe von Glück zu erreichen, als die Naturvölker vor uns bereits besaßen.

Das kommende Glück wird sicher ganz anderer Art sein müssen, als das primitive der Wilden. Von den beglückenden Wirkungen wissenschaftlicher Arbeit z. B. konnten sie keine Ahnung haben. Dafür fehlten ihnen auch manche Empfindlichkeiten des Kulturmenschen.

Das Glück der Zukunft wird sich qualitativ gewiß erheblich von dem der Vorzeit unterscheiden, aber wir werden froh sein müssen, wenn es in dieser Beziehung wie in bezug auf Freiheit und Gerechtigkeit gelingen wird, quantitativ die Höhe des primitiven Menschen zu erreichen.

Zehntes Kapitel.

Das Aufsteigen zur Vollkommenheit.

Subjektive Glückseligkeit ist nur die eine Seite der „Euphorie", die Müller-Lyer als Bestimmung des Menschen auffaßt. Die andere Seite ist „objektive Vollkommenheit des Lebens", also Vollkommenheit des Menschen und der Gesellschaft, in der er lebt. Ihr sollen wir uns immer mehr im Laufe der Kulturentwicklung nähern.

Was bedeutet aber Vollkommenheit? Dieser Begriff hängt eng zusammen mit dem des Zweckes. Vollkommen ist etwas, das dem Zweck, dem es dienen soll, vollkommen entspricht. Wo kein Zweck in Frage kommt, kann man auch nicht von einer Vollkommenheit reden.

Ein Organismus ist dann als vollkommen zu betrachten, wenn er dem Zweck der Selbsterhaltung völlig entspricht, der mit ihm selbst entsteht und vergeht. Ein Werkzeug ist vollkommen, wenn es genau dem Zweck angepaßt ist, den der Mensch, der es schuf, mit seiner Hilfe erreichen will. Eine Gesellschaft wird uns vollkommen erscheinen, wenn sie den Bedürfnissen der Menschen vollkommen angepaßt ist, die in ihr leben, sowie den Mitteln, über die sie verfügen.

Der Begriff der Vollkommenheit ist also ein relativer, kein absoluter. Es gibt kein absolutes Ideal der Vollkommenheit für einen Organismus. Er kann nur unter bestimmten Verhältnissen vollkommen sein. Aendern sich die Verhältnisse, während er unverändert bleibt, muß er unvollkommen werden.

Im Laufe der Entwicklung des Lebens auf der Erde wandeln sich mit dem Eintreten einer jeden neuen geologischen Periode die Verhältnisse auf ihr. Die Lebewesen auf der Erde geraten

Digitized by Google

so von Zeit zu Zeit in veränderte Bedingungen. Viele dieser Wesen sind so beschaffen, daß sie auch unter den neuen Bedingungen unverändert weiterleben können. Andere sind dazu nicht imstande. Sie werden unvollkommen und sterben aus, wenn es ihnen nicht gelingt, sich den neuen Bedingungen anzupassen und damit wieder vollkommen zu werden.

So können wir wohl die Formen der Organismen in vollkommene und unvollkommene unterscheiden. Nicht aber in der Weise, daß die Urformen die unvollkommensten sind und die weiteren um so vollkommener werden, je später sie auftreten. Sondern wir können nur innerhalb eines bestimmten Zustandes zwischen vollkommenen, ihm am besten angepaßten, und unvollkommenen, das heißt, ihm weniger gut angepaßten, unterscheiden. So kann ein sehr primitives Wesen, etwa eine Koralle, unter bestimmten Lebensbedingungen äußerst vollkommen erscheinen, und ein sehr hoch entwickeltes Tier, etwa ein Schimpanse, in Bedingungen, denen er nicht angepaßt ist, z. B. einer Polarwüste, höchst unvollkommen sein.

Andererseits können innerhalb desselben Milieus Organismen verschiedenster Entwicklungshöhe ihm gleich gut angepaßt, also gleich vollkommen sein, etwa in der Polarwelt dortige Algen ebenso wie Möven, Seehunde, Eisbären und Eskimos. Andere Organismen, wie tief- oder hochstehend sie sein mögen, werden sich dort als unvollkommen erweisen.

Der höhere oder niedere Stand auf der Entwicklungsleiter hat also mit dem Grad der Vollkommenheit nichts zu tun.

Dasselbe gilt auch vom Menschen, seinen künstlichen Organen und den gesellschaftlichen Einrichtungen und Zusammenhängen, die er teils bewußt schafft, und die andernteils unbewußt als Konsequenzen seiner bewußten Schöpfungen erstehen.

Die Vollkommenheit eines und einer jeden von ihnen wird abhängen von der Angepaßtheit an den jeweiligen Zustand, den die Gesamtheit dieser Faktoren darstellt.

Der primitive Mensch darf als vollkommen betrachtet werden inmitten einer primitiven Gesellschaft, die völlig unberührt von äußeren Einflüssen anderer Gesellschaftszustände bleibt. Er wird sich als höchst unvollkommen in einer höheren Gesellschaftsform erweisen. Auf der anderen Seite wird auch die primitive Gesellschaft in Einklang mit dem primitiven Menschen stehen, mit seinen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Hilfsmitteln, also für ihn vollkommen sein. Dagegen wird eine Ausbeutergesellschaft stets unvollkommen sein müssen, weil sie es verhindert, daß ihre Produktions- und Lebensweisen den Bedürfnissen und Fähigkeiten der großen Mehrheit ihrer Mitglieder angepaßt werden.

Aber vergessen wir hier nicht einen großen Faktor: die ständige Zunahme des Wissens, der das Menschengeschlecht von allen Tierarten unterscheidet? Häuft sich dieses Wis-

Digitized by Google

sen im Fortgang der Menschheit nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja in der letzten Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahr zu Jahr in enormem Maße an? Wächst damit nicht rapid unsere Erkenntnis der Natur und der Gesellschaft? Und muß diese Erkenntnis uns nicht befähigen, die Gesellschaft immer vollkommener zu gestalten?

Das ist heute fast die allgemeine Ansicht. Müller-Lyer hat ihr begeisterten und beredten Ausdruck verliehen durch das Aussprechen seiner Erwartung, daß das Fortschreiten des Menschengeistes uns zur Kulturbeherrschung bringen werde, zur „Vollkultur". Er muß allerdings zugeben, daß das, was heute in dieser Richtung wirkt, der proletarische Klassenkampf ist, doch meint er, das bilde nur den Anfang:

„Die Kulturmission, die Marx ausschließlich dem Proletariat zuweisen wollte, ist mehr und mehr zu einer allgemeinen Angelegenheit geworden. Die Gruppenkämpfe erfaßten eine Schicht der Kulturvölker nach der anderen, und heute liegen die Verhältnisse derart, daß bei den modernen Kulturnationen die Lebensinteressen der überwiegenden Mehrheit (der fünf Sechstel) eine planvolle Kulturentwicklung geradezu fördern müssen, sobald sie durch Aufklärung auf den richtigen Weg geraten sind; ja sogar die wohlverstandenen Interessen der Plutokratie, wenn wir diese nicht als eine Klasse, sondern als Menschen auffassen." (Sinn des Lebens, S. 173.)

Die Hauptwirkung bei diesem Prozeß erwartet Müller-Lyer von dem Fortschritt der Wissenschaft:

„Allmählich wird die Bewegung immer größere Kreise ziehen und mächtig werden durch die wachsende Vertiefung und Verbreitung der Soziologie. Von der fieberhaften Arbeit, die in dieser Wissenschaft in unseren Tagen vollbracht wird, kann die fast unglaubliche Tatsache einen Begriff geben, daß die Zahl der sozialwissenschaftlichen Fachzeitschriften bereits das sechste Tausend erreicht hat, wozu noch allmonatlich 8 bis 10 neue hinzukommen[1]). Und wie das 19. Jahrhundert durch die Naturwissenschaft gekennzeichnet war, so wird der Ausbau der Kulturwissenschaft, der Soziologie, mit aller Wahrscheinlichkeit die große Tat des 20. Jahrhunderts werden." (S. 139.)

Wir brauchen hier nicht nochmals zu wiederholen, welch furchtbares Hindernis für jede Anpassung der gesellschaftlichen Einrichtungen an die Bedürfnisse der arbeitenden Massen die Macht der Ausbeuterklassen bildet, die durch keine „Soziologie" gebrochen wird. In den sozialen Wissenschaften unserer Zeit herrschen auch die mannigfachsten Richtungen und bis heute überwiegen unter ihnen die dem Sozialismus — wofür die „Kulturbeherrschung" doch nur ein anderes Wort ist — feindlichen. Und hinter ihnen stehen ungeheure ökonomische Machtmittel der Ausbeuter und bisher auch politische und wissenschaftliche Machtmittel — z. B. die Universitäten. Sechstausend sozialwissenschaftliche Zeitschriften ist eine ansehnliche Ziffer. Aber wie viele davon

[1]) Das wurde 1910 geschrieben. K.

Digitized by Google

sind sozialistisch, wie viele dienen der Bekämpfung des Sozialismus?

Doch dies nur nebenbei. Es ergibt sich aus dem bisher Ausgeführten schon von selbst. Nicht darauf wollte ich hinweisen, als ich die Sätze Müller-Lyers zitierte, sondern auf eine andere Frage: Wenn die Hindernisse gefallen sind, die der „Kulturbeherrschung" bisher im Wege stehen, wird dann der erreichte Stand der sozialen Wissenschaften ohne weiteres eine Bürgschaft dafür sein, daß eine vollkommene Gesellschaft geschaffen wird, eine Gesellschaft von einer Vollkommenheit, wie es bisher noch keine gab?

Bei der Untersuchung dieser Frage muß man sich vor einem Fehler hüten, der leicht dadurch begangen wird, daß man eine Entwicklung für sich allein betrachtet und die übrige Welt dabei ignoriert oder annimmt, sie bewege sich nicht auch. Solche vereinzelte Betrachtung ist mitunter zu theoretischen Zwecken notwendig, aber sie kann verhängnisvoll werden, wenn man aus ihr ohne weiteres praktische Konsequenzen zieht.

So haben z. B. manche Sozialreformer, die ein schmerzloses Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus wünschen, beglückt auf die Fortschritte der Konsumgenossenschaften hingewiesen. Von Jahr zu Jahr wächst ihr Umsatz, daraus wird geschlossen, daß sie von Jahr zu Jahr das Gebiet der kapitalistischen Ausbeutung verkleinern, bis diese schließlich verschwunden sein wird. Anders sieht leider die Sache aus, wenn man neben den geschäftlichen Erfolgen der Konsumvereine den Betrag der jährlichen Akkumulation von Kapital in Betracht zieht. Dann zeigt sich leicht die Haltlosigkeit jener Milchmädchenrechnung der Sozialreformer.

So geht es auch mit dem Fortschritt der sozialen Wissenschaften. Er ist enorm, verglichen mit der Ignoranz früherer Zeiten auf diesem Gebiet. Aber er bekommt ein ganz anderes Gesicht, wenn man ihn vergleicht mit dem Umfang und der Kompliziertheit, die der gesellschaftliche Apparat gegenüber früheren Zeiten erlangt hat.

Wie gering ist der Fortschritt der sozialen Wissenschaften seit Marx — ein Fortschritt nur in Einzelfragen. Und wie gewaltig die sozialen Probleme, die seitdem erstanden sind. Man vergleiche nur die erste Arbeiterinternationale, die im wesentlichen nur Westeuropa umfaßte, mit der heutigen, die immer mehr zur Vertretung der Arbeiter des ganzen Erdballs wird. Eine Organisation, wie der heutige Völkerbund, in der Japaner und Chinesen und Vertreter Südamerikas mit den Europäern zusammen tagen, wäre damals ganz undenkbar erschienen. Und doch trennen uns von der ersten Internationale nur sechs Jahrzehnte.

Die sozialen Aufgaben wachsen heute rascher als die soziale Erkenntnis, ebenso wie in den modernen Naturwissenschaften neue Beobachtungen und ganze neue Forschungsgebiete in solcher

Digitized by Google

Fülle der Wissenschaft zugänglich werden, daß sie mit ihrer Verarbeitung und Ordnung gar nicht fertig wird. Und jeder Fortschritt in der Erkenntnis der Natur wirft neue Probleme auf, enthüllt uns neue Gebiete, von deren Dasein die Menschheit bisher noch nichts wußte.

Das gleiche gilt von der Gesellschaft.

Wie einfach waren die gesellschaftlichen Verhältnisse bis zur Bildung des Staates, wie leicht zu überblicken, wie leicht mit den Bedürfnissen der Mitglieder der Gesellschaft in Einklang zu bringen! Und wie wenig veränderten sie sich. Das Herkommen genügte in der Regel, sie zu meistern.

Heute sind die Verhältnisse in der modernen Gesellschaft ungeheuer verwickelt, ja vielfach geradezu verworren. Sie ändern sich ununterbrochen rapid, werden täglich durch Neuerungen oft ganz umwälzender Natur immer unübersichtlicher gestaltet. Angesichts dieser wachsenden Fülle von Problemen darf man billig bezweifeln, ob der heutige Stand der ökonomischen Erkenntnis genügen wird, den ganzen Produktionsprozeß mit seinen Anhängseln und Abzweigungen den Bedürfnissen der arbeitenden Massen sofort in einer Weise anzupassen, die sie voll befriedigt und Menschen und gesellschaftliche Organisationen zu dem Maximum der Leistungen befähigt, die mit den gegebenen Produktivkräften erreichbar sind.

Namentlich die statistische Erfassung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird ungeheuer vervollkommt werden müssen, sollen wir imstande sein, die Aufgaben ausreichend zu lösen, die für uns aus der heutigen Gesellschaft hervorgehen.

Aber nicht nur der Grad unseres sozialen Wissens muß bedeutend zunehmen, sollen wir imstande sein, Vollkommenes zu schaffen. Auch die Verbreitung dieses Wissens in den Massen muß noch gewaltig erweitert werden, sollen diese fähig werden, ihre historische Aufgabe zu erfüllen.

Denn von oben, durch einen aufgeklärten Absolutismus, wie er nach russischem und italienischem Muster wieder in die Mode kommt, durch einen Messias ist die ungeheure Umwandlung der Gesellschaft nicht zu vollziehen, die unvermeidlich geworden ist. Sie wird nur dort gelingen, wo die Massen gewillt und fähig sind, mit höchster Energie und vollem Verständnis an ihr zu arbeiten.

Bis zum Aufkommen des Staates war bei den verschiedenen Volksstämmen der Umfang der Kultur, die sie entwickelt hatten, im Vergleich zu der späteren, staatlichen, gering. Aber jedes Mitglied der Gesellschaft nahm in hohem Grade an ihr teil.

Seitdem ist die Kultur riesenhaft gewachsen, aber dieser riesenhafte Wuchs war ein sehr schwächlicher und ungesunder. Er ging rapid in die Höhe, aber nur wenig in die Breite. Und diese Art des Wachstums trägt nicht am wenigsten die Schuld daran, daß die Zunahme der Kultur bisher keineswegs jene herrlichen

Digitized by Google

so von Zeit zu Zeit in veränderte Bedingungen. Viele dieser Wesen sind so beschaffen, daß sie auch unter den neuen Bedingungen unverändert weiterleben können. Andere sind dazu nicht imstande. Sie werden unvollkommen und sterben aus, wenn es ihnen nicht gelingt, sich den neuen Bedingungen anzupassen und damit wieder vollkommen zu werden.

So können wir wohl die Formen der Organismen in vollkommene und unvollkommene unterscheiden. Nicht aber in der Weise, daß die Urformen die unvollkommensten sind und die weiteren um so vollkommener werden, je später sie auftreten. Sondern wir können nur innerhalb eines bestimmten Zustandes zwischen vollkommenen, ihm am besten angepaßten, und unvollkommenen, das heißt, ihm weniger gut angepaßten, unterscheiden. So kann ein sehr primitives Wesen, etwa eine Koralle, unter bestimmten Lebensbedingungen äußerst vollkommen erscheinen, und ein sehr hoch entwickeltes Tier, etwa ein Schimpanse, in Bedingungen, denen er nicht angepaßt ist, z. B. einer Polarwüste, höchst unvollkommen sein.

Andererseits können innerhalb desselben Milieus Organismen verschiedenster Entwicklungshöhe ihm gleich gut angepaßt, also gleich vollkommen sein, etwa in der Polarwelt dortige Algen ebenso wie Möven, Seehunde, Eisbären und Eskimos. Andere Organismen, wie tief- oder hochstehend sie sein mögen, werden sich dort als unvollkommen erweisen.

Der höhere oder niedere Stand auf der Entwicklungsleiter hat also mit dem Grad der Vollkommenheit nichts zu tun.

Dasselbe gilt auch vom Menschen, seinen künstlichen Organen und den gesellschaftlichen Einrichtungen und Zusammenhängen, die er teils bewußt schafft, und die andernteils unbewußt als Konsequenzen seiner bewußten Schöpfungen erstehen.

Die Vollkommenheit eines und einer jeden von ihnen wird abhängen von der Angepaßtheit an den jeweiligen Zustand, den die Gesamtheit dieser Faktoren darstellt.

Der primitive Mensch darf als vollkommen betrachtet werden inmitten einer primitiven Gesellschaft, die völlig unberührt von äußeren Einflüssen anderer Gesellschaftszustände bleibt. Er wird sich als höchst unvollkommen in einer höheren Gesellschaftsform erweisen. Auf der anderen Seite wird auch die primitive Gesellschaft in Einklang mit dem primitiven Menschen stehen, mit seinen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Hilfsmitteln, also für ihn vollkommen sein. Dagegen wird eine Ausbeutergesellschaft stets unvollkommen sein müssen, weil sie es verhindert, daß ihre Produktions- und Lebensweisen den Bedürfnissen und Fähigkeiten der großen Mehrheit ihrer Mitglieder angepaßt werden.

Aber vergessen wir hier nicht einen großen Faktor: die ständige Zunahme des Wissens, der das Menschengeschlecht von allen Tierarten unterscheidet? Häuft sich dieses Wis-

Digitized by Google

sen im Fortgang der Menschheit nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja in der letzten Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahr zu Jahr in enormem Maße an? Wächst damit nicht rapid unsere Erkenntnis der Natur und der Gesellschaft? Und muß diese Erkenntnis uns nicht befähigen, die Gesellschaft immer vollkommener zu gestalten?

Das ist heute fast die allgemeine Ansicht. Müller-Lyer hat ihr begeisterten und beredten Ausdruck verliehen durch das Aussprechen seiner Erwartung, daß das Fortschreiten des Menschengeistes uns zur Kulturbeherrschung bringen werde, zur „Vollkultur". Er muß allerdings zugeben, daß das, was heute in dieser Richtung wirkt, der proletarische Klassenkampf ist, doch meint er, das bilde nur den Anfang:

„Die Kulturmission, die Marx ausschließlich dem Proletariat zuweisen wollte, ist mehr und mehr zu einer allgemeinen Angelegenheit geworden. Die Gruppenkämpfe erfaßten eine Schicht der Kulturvölker nach der anderen, und heute liegen die Verhältnisse derart, daß bei den modernen Kulturnationen die Lebensinteressen der überwiegenden Mehrheit (der fünf Sechstel) eine planvolle Kulturentwicklung geradezu fördern müssen, sobald sie durch Aufklärung auf den richtigen Weg geraten sind; ja sogar die wohlverstandenen Interessen der Plutokratie, wenn wir diese nicht als eine Klasse, sondern als Menschen auffassen." (Sinn des Lebens, S. 173.)

Die Hauptwirkung bei diesem Prozeß erwartet Müller-Lyer von dem Fortschritt der Wissenschaft:

„Allmählich wird die Bewegung immer größere Kreise ziehen und mächtig werden durch die wachsende Vertiefung und Verbreitung der Soziologie. Von der fieberhaften Arbeit, die in dieser Wissenschaft in unseren Tagen vollbracht wird, kann die fast unglaubliche Tatsache einen Begriff geben, daß die Zahl der sozialwissenschaftlichen Fachzeitschriften bereits das sechste Tausend erreicht hat, wozu noch allmonatlich 8 bis 10 neue hinzukommen[1]). Und wie das 19. Jahrhundert durch die Naturwissenschaft gekennzeichnet war, so wird der Ausbau der Kulturwissenschaft, der Soziologie, mit aller Wahrscheinlichkeit die große Tat des 20. Jahrhunderts werden." (S. 139.)

Wir brauchen hier nicht nochmals zu wiederholen, welch furchtbares Hindernis für jede Anpassung der gesellschaftlichen Einrichtungen an die Bedürfnisse der arbeitenden Massen die Macht der Ausbeuterklassen bildet, die durch keine „Soziologie" gebrochen wird. In den sozialen Wissenschaften unserer Zeit herrschen auch die mannigfachsten Richtungen und bis heute überwiegen unter ihnen die dem Sozialismus — wofür die „Kulturbeherrschung" doch nur ein anderes Wort ist — feindlichen. Und hinter ihnen stehen ungeheure ökonomische Machtmittel der Ausbeuter und bisher auch politische und wissenschaftliche Machtmittel — z. B. die Universitäten. Sechstausend sozialwissenschaftliche Zeitschriften ist eine ansehnliche Ziffer. Aber wie viele davon

[1]) Das wurde 1910 geschrieben. K.

Digitized by Google

sind sozialistisch, wie viele dienen der Bekämpfung des Sozialismus?

Doch dies nur nebenbei. Es ergibt sich aus dem bisher Ausgeführten schon von selbst. Nicht darauf wollte ich hinweisen, als ich die Sätze Müller-Lyers zitierte, sondern auf eine andere Frage: Wenn die Hindernisse gefallen sind, die der „Kulturbeherrschung" bisher im Wege stehen, wird dann der erreichte Stand der sozialen Wissenschaften ohne weiteres eine Bürgschaft dafür sein, daß eine vollkommene Gesellschaft geschaffen wird, eine Gesellschaft von einer Vollkommenheit, wie es bisher noch keine gab?

Bei der Untersuchung dieser Frage muß man sich vor einem Fehler hüten, der leicht dadurch begangen wird, daß man eine Entwicklung für sich allein betrachtet und die übrige Welt dabei ignoriert oder annimmt, sie bewege sich nicht auch. Solche vereinzelte Betrachtung ist mitunter zu theoretischen Zwecken notwendig, aber sie kann verhängnisvoll werden, wenn man aus ihr ohne weiteres praktische Konsequenzen zieht.

So haben z. B. manche Sozialreformer, die ein schmerzloses Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus wünschen, beglückt auf die Fortschritte der Konsumgenossenschaften hingewiesen. Von Jahr zu Jahr wächst ihr Umsatz, daraus wird geschlossen, daß sie von Jahr zu Jahr das Gebiet der kapitalistischen Ausbeutung verkleinern, bis diese schließlich verschwunden sein wird. Anders sieht leider die Sache aus, wenn man neben den geschäftlichen Erfolgen der Konsumvereine den Betrag der jährlichen Akkumulation von Kapital in Betracht zieht. Dann zeigt sich leicht die Haltlosigkeit jener Milchmädchenrechnung der Sozialreformer.

So geht es auch mit dem Fortschritt der sozialen Wissenschaften. Er ist enorm, verglichen mit der Ignoranz früherer Zeiten auf diesem Gebiet. Aber er bekommt ein ganz anderes Gesicht, wenn man ihn vergleicht mit dem Umfang und der Kompliziertheit, die der gesellschaftliche Apparat gegenüber früheren Zeiten erlangt hat.

Wie gering ist der Fortschritt der sozialen Wissenschaften seit Marx — ein Fortschritt nur in Einzelfragen. Und wie gewaltig die sozialen Probleme, die seitdem erstanden sind. Man vergleiche nur die erste Arbeiterinternationale, die im wesentlichen nur Westeuropa umfaßte, mit der heutigen, die immer mehr zur Vertretung der Arbeiter des ganzen Erdballs wird. Eine Organisation, wie der heutige Völkerbund, in der Japaner und Chinesen und Vertreter Südamerikas mit den Europäern zusammen tagen, wäre damals ganz undenkbar erschienen. Und doch trennen uns von der ersten Internationale nur sechs Jahrzehnte.

Die sozialen Aufgaben wachsen heute rascher als die soziale Erkenntnis, ebenso wie in den modernen Naturwissenschaften neue Beobachtungen und ganze neue Forschungsgebiete in solcher

Digitized by Google

Fülle der Wissenschaft zugänglich werden, daß sie mit ihrer Verarbeitung und Ordnung gar nicht fertig wird. Und jeder Fortschritt in der Erkenntnis der Natur wirft neue Probleme auf, enthüllt uns neue Gebiete, von deren Dasein die Menschheit bisher noch nichts wußte.

Das gleiche gilt von der Gesellschaft.

Wie einfach waren die gesellschaftlichen Verhältnisse bis zur Bildung des Staates, wie leicht zu überblicken, wie leicht mit den Bedürfnissen der Mitglieder der Gesellschaft in Einklang zu bringen! Und wie wenig veränderten sie sich. Das Herkommen genügte in der Regel, sie zu meistern.

Heute sind die Verhältnisse in der modernen Gesellschaft ungeheuer verwickelt, ja vielfach geradezu verworren. Sie ändern sich ununterbrochen rapid, werden täglich durch Neuerungen oft ganz umwälzender Natur immer unübersichtlicher gestaltet. Angesichts dieser wachsenden Fülle von Problemen darf man billig bezweifeln, ob der heutige Stand der ökonomischen Erkenntnis genügen wird, den ganzen Produktionsprozeß mit seinen Anhängseln und Abzweigungen den Bedürfnissen der arbeitenden Massen sofort in einer Weise anzupassen, die sie voll befriedigt und Menschen und gesellschaftliche Organisationen zu dem Maximum der Leistungen befähigt, die mit den gegebenen Produktivkräften erreichbar sind.

Namentlich die statistische Erfassung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird ungeheuer vervollkommt werden müssen, sollen wir imstande sein, die Aufgaben ausreichend zu lösen, die für uns aus der heutigen Gesellschaft hervorgehen.

Aber nicht nur der Grad unseres sozialen Wissens muß bedeutend zunehmen, sollen wir imstande sein, Vollkommenes zu schaffen. Auch die Verbreitung dieses Wissens in den Massen muß noch gewaltig erweitert werden, sollen diese fähig werden, ihre historische Aufgabe zu erfüllen.

Denn von oben, durch einen aufgeklärten Absolutismus, wie er nach russischem und italienischem Muster wieder in die Mode kommt, durch einen Messias ist die ungeheure Umwandlung der Gesellschaft nicht zu vollziehen, die unvermeidlich geworden ist. Sie wird nur dort gelingen, wo die Massen gewillt und fähig sind, mit höchster Energie und vollem Verständnis an ihr zu arbeiten.

Bis zum Aufkommen des Staates war bei den verschiedenen Volksstämmen der Umfang der Kultur, die sie entwickelt hatten, im Vergleich zu der späteren, staatlichen, gering. Aber jedes Mitglied der Gesellschaft nahm in hohem Grade an ihr teil.

Seitdem ist die Kultur riesenhaft gewachsen, aber dieser riesenhafte Wuchs war ein sehr schwächlicher und ungesunder. Er ging rapid in die Höhe, aber nur wenig in die Breite. Und diese Art des Wachstums trägt nicht am wenigsten die Schuld daran, daß die Zunahme der Kultur bisher keineswegs jene herrlichen

Digitized by Google

Resultate ergab, die ihr Literaten und Intellektuelle seit dem 18. Jahrhundert so gern zuschreiben.

Die Verbreitung der Kultur in den Massen ging bisher nur ganz unzulänglich vor sich, während die Zunahme dieser Verbreitung immer unerläßlicher für die Lösung der aufsteigenden sozialen Probleme wurde.

Im Zeitalter der homerischen Helden konnte man den Inhalt einer bereits hohen Kultur voll erfaßt haben, ohne lesen und schreiben zu können, ja selbst ein Sokrates bedurfte noch nicht dieser Künste. In der heutigen Gesellschaft dagegen versagt ein Analphabet selbst gegenüber den einfachsten Problemen. Auch ein Mensch, der nicht mehr gelernt hat, als lesen und schreiben, ist noch wenig geeignet, verständnisvoll am sozialen Geschehen teilzunehmen. Zum Glück holen die meisten Proletarier durch Selbstbildung viel von dem nach, was die elende Volksschule unserer grandiosen Kultur ihnen bisher schuldig blieb.

Man vermag ohne viel Kultur eine Gesellschaft befriedigend in Gang zu halten, die in ihrer Art weit vollkommener ist, als die kapitalistische, aber diese Gesellschaft kann nur eine sehr einfache und eng begrenzte sein. Die heutige Gesellschaft erheischt, soll sie zu einer vollkommenen werden, eine ungeheure Hebung des Kulturniveaus der Massen. Alles, was bisher an Kultur geschaffen worden ist, muß ihnen zur Verfügung gestellt werden. Diese gesamte Kultur für sich zu erobern, ist die Aufgabe des Proletariats.

Man liebt es, den Proletarier mit dem Wilden auf eine Stufe zu setzen. Aber der Proletarier ist Mitglied der kapitalistischen Gesellschaft. Für den Wilden in seiner primitiven Gesellschaft ist die Kultur unserer Zeit etwas, das ihm nichts nützt, das ihn abstößt. Für den Proletarier, der sich in der kapitalistischen Gesellschaft behaupten und seiner Klasse dienen will, ist dagegen der Besitz der modernen Kultur bis zu einem hohen Grade ein unentbehrliches Lebenselement.

Er muß sich ihrer bemächtigen, wie er sich der Staatsgewalt bemächtigen muß. Im Besitze beider wird das Proletariat imstande sein, die ungeheure Aufgabe zu lösen, den kapitalistischen Produktionsprozeß den Bedürfnissen der Arbeiterschaft aller Arten und Grade anzupassen und damit eine vollkommene Gesellschaft zu schaffen. Sie wird aber vollkommener sein nur gegenüber der kapitalistischen, ja überhaupt gegenüber jeder auf Ausbeutung bestehenden Produktionsweise, nicht aber gegenüber jeder Produktionsweise, die es bisher gegeben hat. Große Schwierigkeiten werden zu überwinden sein, bis die sozialistische Produktionsweise in ihrer Art so vollkommen sein wird, wie der Urkommunismus war. Vollkommenheit darüber hinaus wird niemand anstreben, denn damit kann ein Gesellschaftszustand erreicht sein, mit dem alle in ihm Lebenden zufrieden sind.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Das Gesetz des Fortschritts.

Es gibt in der Welt der Organismen und Gesellschaften kein allgemeines Fortschreiten von unvollkommenen zu stets vollkommeneren Formen. Nur innerhalb bestimmter Bedingungen gibt es ein Fortschreiten von geringer zu besser angepaßten Formen.

Dagegen sind Formen, die verschiedenen Bedingungen entsprossen sind, untereinander in bezug auf Vollkommenheit überhaupt nicht zu vergleichen. Man kann nicht sagen, ein Pferd sei vollkommener als ein Krokodil oder als ein Hirschkäfer.

Aber erkennen wir nicht alle an, daß es eine Entwicklung in der Welt der Organismen wie in der der Gesellschaften gibt? Und bedeutet eine Entwicklung nicht eine Bewegung in einer bestimmten Richtung? Nehmen wir nicht alle an, es sei eine Richtung nach aufwärts, von niederen zu höheren Formen?

Haben nicht Marx und Engels die Hegelsche Dialektik übernommen? Wohl stellten sie sie vom Kopf auf die Füße, aber die Annahme behielten sie bei, daß der Abschluß eines dialektischen Prozesses, die Synthese, einen Aufstieg zu einem höheren Zustand bedeute.

Und spreche ich nicht selbst, auch in diesem Buche, des öfteren von höheren und niederen Formen? Also muß die Entwicklung ein Aufstieg sein zu etwas, was über uns steht. Was aber kann dies anderes sein, als das Vollkommenere?

Und welches ist die Triebkraft, die in dieser Richtung treibt? Der Kampf der Gegensätze, der Kampf ums Dasein im Sinne Darwins? Aber damit dieser Kampf eine Entwicklung hervorrufe, mußte Darwin annehmen, daß unter den Individuen einer Art Variationen auftreten und daß der Kampf ums Dasein die dem Organismus nützlichen Variationen erhält und die schädlichen ausmerze. So würden in jeder Art die Individuen immer vollkommener und schließlich neue, höher stehende Arten geschaffen.

Neben den biologischen Erwägungen, die immer lauter gegen diese Auffassung sprachen, erhob sich auch eine philosophische: die Variationen, das sind ganz zufällige Erscheinungen. Solche häufen sich nicht in gleicher Richtung, sondern treten in den verschiedensten Richtungen auf, die sich im Endeffekt gegenseitig aufheben.

Wie könnte man auch eine Entwicklung in bestimmter Richtung, zu stets höheren Formen, als ein Ergebnis von Zufällen auffassen?

Manche Biologen, die den Zufall ablehnen, bleiben doch dabei stehen, ebenso wie die Darwinisten (in engerem Sinne) in den Individuen die Triebkraft der Entwicklung zu suchen. Da bleibt ihnen, wenn die bisherige Erklärungsweise der Darwinisten nicht

Digitized by Google

genügt, bloß der Ausweg übrig, im Individuum selbst eine Tendenz nach Entwicklung in einer bestimmten Richtung zu suchen. Jeder Organismus ist ihnen von einer bestimmten Zielstrebigkeit erfüllt. Diese eingeborene Eigenschaft erklärt das Ziel, das jeder der Organismen bisher erreichte; eben die Form, die er gegenwärtig hat.

Diese Zielstrebigkeit ist nichts anderes, als eine Neuauflage der einschläfernden Kraft, durch die von den Aerzten Molières die einschläfernde Wirkung des Opiums erklärt wird, eine wissenschaftliche Methode, auf die wir in diesem Buche schon mehrfach hinzuweisen Gelegenheit hatten.

In der Tat, der Schimpanse ist ein Schimpanse deshalb geworden, weil in seinen Vorfahren das Streben steckte, Schimpansen zu werden. Wahrzunehmen ist ein Streben dieser Art freilich nicht. Es ist auch nicht ganz klar, auf welcher Stufe des Aufsteigens es in Wirksamkeit tritt, ob schon in den ersten Eiweißklümpchen die Zielstrebigkeit bestand, Affen oder Käfer oder Muscheln zu werden. Aber die Ergebnisse sind da: Es gibt wirklich Schimpansen, Käfer und Muscheln! Wie könnte man da an der Zielstrebigkeit im primitiven Eiweiß zweifeln!

Sie ist die Uebertragung einer Auffassung aus dem Gebiete der geistigen in das der organischen Entwicklung. Dort herrschte schon vor den Neovitalisten die Ansicht, die Zwecke, Ziele, Ideale, die sich Menschen setzen und die Einrichtungen, die sie dementsprechend treffen, seien Produkte einer Eigenbewegung des Geistes, der diese Zielstrebigkeit notwendig aus sich heraus, aus seinem Wesen erzeuge.

Die Ergebnisse der Zielstrebigkeit sind hier natürlich nicht bestimmte Formen von Organismen, sondern bestimmte Ideen, die man nicht greifen kann, sondern die nur in den Köpfen und Büchern bestimmter Philosophen leben. Natürlich nimmt jeder von ihnen an, die Idee, die ihm persönlich besonders am Herzen liegt, stelle das Ziel der Eigenbewegung dar, die dem Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit innewohnt.

Diesen beiden Auffassungen der Entwicklung stellt sich eine dritte gegenüber, die eines modernisierten, aber nicht durch Vitalismus und Psychismus mystifizierten Lamarckismus, der die Ursache der Entwicklung der Organismen in dem steten Widerstreit zwischen dem Organismus und seiner Umwelt sieht, in dem das Individuum dieser immer mehr angepaßt wird.

Die Entwicklung dieser Art müßte jedoch eine beschränkte bleiben, wenn die Umwelt sich stets gleichbliebe. Ist die Anpassung erreicht, dann findet keine weitere Entwicklung mehr statt. Der ganze lange Prozeß der organischen Entwicklung, der auf der Erde seit dem Beginn des Lebens auf ihr vorangeht, wird nur dadurch erklärbar, daß die Umwelt sich beständig ändert, und zwar beständig in einer bestimmten Richtung. Die Entwicklung des Lebens wird bedingt durch die Entwicklung der anorganischen

Digitized by Google

Welt. Nur wenn wir auch in dieser ein stetes Aufsteigen zu höheren Formen feststellen können, verstehen wir den Aufstieg in der Welt der Organismen.

Nun ist eine Entwicklung zu immer höheren Formen als allgemeines Weltgesetz für uns völlig unfaßbar.

Nehmen wir an, die Welt — nicht das Sonnensystem, sondern das Universum — habe einen Anfang, so setzt sie etwas außer ihr und vor ihr Existierendes voraus, das keinen Anfang hat. Dieses Etwas erzeugt die Welt aus nichts und setzt sie in Bewegung — eine ganz widersinnige Vorstellung. Als Gewordenes und In-Bewegung-Gesetztes muß sie aber schließlich wieder untergehen oder doch zur Ruhe kommen, etwa durch allgemeine Entropie, Ausgleich aller Wärmeunterschiede im Weltall.

Ein endloser Aufstieg zu höheren Formen in der Welt ist mit dieser Auffassung nicht vereinbar.

Man kann aber die Welt auch anders auffassen. Dem Widersinn, daß sie einen Anfang hatte, an dem sie aus nichts erstand, aus nichts einen Anstoß bekam, kann man durch die Annahme entgehen, sie sei unendlich, dem Raume wie der Zeit nach, ohne Anfang und ohne Ende.

Stellen wir uns die Welt so vor, soweit eine derartige Vorstellung überhaupt möglich ist, dann kann sie nie, weder eine aufsteigende, noch eine absteigende Richtung der Entwicklung darstellen. Dann müssen wir annehmen, die Welt befinde sich seit jeher in einem Zustand, der demjenigen entspricht, den der uns bekannte Teil von ihr darstellt. In ihm finden wir gleichzeitig nebeneinander alle Stadien der Entwicklung — hier glühende Gasnebel, dort aus ihnen hervorgegangene Sonnensysteme verschiedenen Alters bis zu solchen mit erkalteten Sonnen. Wir dürfen annehmen, daß diese früher oder später wieder zum Erglühen gebracht und in Gasnebel verwandelt werden. Das kann herbeigeführt werden durch das Herabstürzen von Planeten auf sie, deren Umlaufsgeschwindigkeit abnimmt, so daß ihre Fliehkraft der Anziehungskraft ihrer Sonne nicht die Wage hält. Von Zeit zu Zeit können aber auch zwei ganze Sonnensysteme einander so nahe kommen, daß sie sich gegenseitig anziehen, zusammenstoßen, dadurch wieder in Glut und neue Bewegung versetzt werden.

Mit dieser Vorstellung entgehen wir der Schwierigkeit, einen Anfang der Welt aus nichts annehmen zu müssen.

Aber dabei ersteht eine andere Schwierigkeit. Denn wenn der jetzige Zustand der Sternenwelt seit jeher bestand, gab es in ihr auch seit jeher alle Stadien der Entwicklung nebeneinander. Sie wechseln ihren Ort in der Welt. Aber diese selbst in ihrer Gesamtheit bleibt sich stets gleich. Es gibt dann keine Entwicklung, sondern nur eine ewige Bewegung der Welt.

Digitized by Google

Die Anschauung, daß die höchsten Stadien der Entwicklung in der Welt ebenso seit jeher zu finden seien wie die niedrigsten, erscheint sicher höchst absurd, aber sie ist es nicht mehr als die Vorstellung einer Weltschöpfung an einem bestimmten Datum aus Nichts.

Ohne Widersinnigkeiten geht es eben nicht ab, wenn wir den Versuch machen, das Unendliche mit den endlichen Mitteln unseres Erkenntnisvermögens zu erfassen.

Bestehen alle Stadien der Entwicklung seit jeher in der Welt, dann gab es auch seit jeher Leben und Geist in der Welt. Dann entgehen wir auch den Schwierigkeiten der Generatio aequivoca, der Urzeugung des Lebens, wenn wir die Möglichkeit annehmen, daß es Keime primitivsten Lebens gibt, die der Kälte des Weltraums widerstehen und ihn erfüllen, überall dort Leben hervorrufend, wo die materiellen Bedingungen dafür gegeben sind. Diese Möglichkeit hat freilich zur Zeit auch nicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die der Generatio aequivoca selbst.

Aber wie dem auch sei. Eines steht fest: Diese zweite Auffassung der Welt ist ebenfalls unvereinbar mit einem unendlichen Aufstieg der Welt zu immer höheren Stufen. Ihrem Aufstieg muß entweder ein Abstieg folgen, oder sie kennt weder das eine noch das andere.

In seiner „alten Einleitung zur Naturdialektik" (1880) führt Engels aus:

„Die sich ewig wiederholende Aufeinanderfolge der Welten in der endlosen Zeit ist nur die logische Ergänzung des Nebeneinanderbestehens zahlloser Welten im endlosen Raum . . ."

„Es ist ein ewiger Kreislauf, in dem sich die Materie bewegt — harmonisches erleuchtetes und erwärmtes Sonnensystem, Sonnenleichen — ein Kreislauf, der seine Bahn wohl erst in Zeiträumen vollendet, für die unser Erdenjahr kein ausreichender Maßstab mehr ist, ein Kreislauf, in dem die Zeit der höchsten Entwicklung, die Zeit des organischen Lebens, knapp bemessen ist, wie der Raum, in dem Leben und Selbstbewußtsein zur Geltung kommen; ein Kreislauf, in dem jede endliche Daseinsweise der Materie, sei sie Sonne oder Dunstnebel, einzelnes Tier oder Tiergattung, chemische Verbindung oder Trennung, gleicherweise vergänglich, und worin nichts ewig ist als die ewig sich verändernde, ewig sich bewegende Materie und die Gesetze, nach denen sie sich bewegt und verändert. Aber wie oft und wie unbarmherzig auch in Zeit und Raum dieser Kreislauf sich vollzieht, wieviel Millionen Sonnen und Erden auch entstehen und vergehen mögen, wie lange es auch dauern mag, bis in einem Sonnensystem die Bedingungen des organischen Lebens sich herstellen; wie zahllose organische Wesen auch vorhergehen und vorher untergehen müssen, ehe aus ihrer Mitte sich Tiere mit denkfähigem Gehirn entwickeln und für eine kurze Spanne Zeit lebensfähige Bedingungen vorfinden, um dann auch ohne Gnade ausgerottet zu werden — wir haben die Gewißheit, daß die Materie in allen ihren Wandlungen ewig dieselbe bleibt, daß keines ihrer Attribute je verlorengehen kann und daß sie daher auch mit derselben eisernen Notwendigkeit, womit sie auf der Erde ihre höchste Blüte, den denkenden Geist, wieder ausrotten

Digitized by Google

wird, ihn anderswo und in anderer Zeit wieder erzeugen muß." (Marx- und Engels-Archiv. Herausgegeben v. Rjasanov, S. 176.)

Was wir als Entwicklung zu höheren Formen ansehen, kann also nie ein endloser Prozeß sein, sondern stets nur zeitlich begrenzt in räumlich begrenzten Teilen der Welt, bestimmten Sonnensystemen oder Weltkörpern vor sich gehen, um jedesmal schließlich in einem Abstieg bis zu völligem Untergang aller Ergebnisse der Entwicklung zu enden.

Wenn wir die verschiedenen Weltkörper betrachten, die sich in verschiedenen Stadien der Entwicklung befinden, und wenn wir sie miteinander vergleichen, so können wir daraus auf den Gang der Entwicklung schließen, die unser Sonnensystem nahm. Seit Kant haben sich unsere Auffassungen darüber wohl sehr in vielen Einzelheiten, nicht aber im ganzen und großen geändert.

Wir müssen annehmen, daß unser Sonnensystem in seinem Anfang eine ungeheure, rotierende, glühende Gaskugel darstellte — vielleicht das Ergebnis irgendeiner der schon angedeuteten kosmischen Katastrophen. Sie befand sich in einem Stadium, in dem sich noch nicht verschiedene Elemente gebildet hatten, nur ein einziger Urstoff, ein Urelement, bestand, vielleicht Wasserstoff.

Die Wirkungen der Schwerkraft und der Abkühlung veränderten den Charakter des ursprünglich ganz einfachen Gasballs. Zunächst bildeten sich neben dem Urelement nach und nach andere Elemente.

Der Gasnebel wird mannigfaltiger. Der Stoff geht, um mit H. Spencer zu reden, „aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeiten über". (Grundlagen der Philosopie, dtsch. v. Vetter, Stuttgart 1875, S. 401.)

Damit beginnt der Prozeß der Entwicklung, der nichts ist als ein stetes Fortschreiten der Spaltung von Gleichartigem und Zusammenfassung des Gespaltenen zu neuen, verschiedenen Formen, zu immer größerer Mannigfaltigkeit. Seine Triebfedern sind die Schwerkraft und die fortschreitende Abkühlung.

Es bildet sich im Gasball der Unterschied zwischen dem heißen Innern und der kühleren Außenseite. Die einzelnen Elemente, die wir in der Sonne fast nur getrennt vorfinden, beginnen sich an der Peripherie zu chemischen Verbindungen zusammenzutun, wie man solche bei weniger heiß glühenden Fixsternen schon konstatieren kann.

Eine neue Mannigfaltigkeit tritt dadurch ein, daß fortschreitende Abkühlung die Bildung verschiedener Aggregatzustände ermöglicht. Manche Stoffe gehen aus dem gasförmigen Zustand in den flüssigen über. Manche, bei noch weiter fortschreitender Abkühlung, aus dem flüssigen in den festen. Beim Wasser ist dieser Vorgang allbekannt.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite führt die durch Schwerkraft und Erkalten herbeigeführte Zusammenballung des Gasballs dahin, daß die Nebelmassen am Aequator der Gaskugel rascher um das Zentrum rotieren, womit ihre Fliehkraft wächst, bis sie sich von der Hauptmasse loslösen. Diese losgelösten Massen ballten sich eine nach der anderen zu eigenen Gestirnen zusammen, von verschiedener Größe, verschiedener Wärme und verschiedener Dichte.

Auch da wieder wachsende Mannigfaltigkeit.

Während die riesenhafte Masse des Zentrums, die Sonne, feurigflüssig bleibt, erkalten die relativ kleinen Planeten rasch, einer nach dem anderen von ihnen bedeckt sich an der Oberfläche mit einer festen Kruste. Bei den großen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, die noch bedeutende eigene Hitze besitzen, wird eine solche Krustenbildung allerdings nicht sehr weit gediehen sein, wohl aber ist das bei den kleineren der Fall, von denen unsere Erde der größte ist.

Sobald sich eine feste Rinde über dem feurig flüssigen Erdinnern bildet und über diesem sich das Wasser niederschlägt, das aus der Dampfform in flüssige Form übergeht, rückt allmählich der Zeitpunkt heran, in dem sich das Wasser über dem festen Erdboden, das Meer so weit abkühlt und auch genügend mit bestimmten chemischen Stoffen mengt, die es auflöst, daß es zur Basis einer ganz neuen Erscheinung dienen kann: d e s L e b e n s.

Noch ist uns dessen Anfang nicht enthüllt, aber das steht fest, daß alles Leben an das Bestehen höchst komplizierter chemischer Verbindungen geknüpft ist, der Eiweißkörper.

Es kann nur dort aufkommen, wo die Bedingungen für deren Entstehen und Bestehen gegeben sind.

Als die Umwelt, in der die ersten Urwesen sich bildeten, müssen wir uns ein Meer vorstellen, das sich über einem ebenen Boden gleichmäßig ausbreitete, seicht und überall gleich warm.

Ueberall waren da die Bedingungen des Lebens dieselben und so werden auch dessen erste Formen überall die gleichen gewesen sein.

Aber fortschreitende Abkühlung und Zusammenziehung der Erdkruste veranlaßt, daß diese anfängt, sich zu runzeln und Unebenheiten zu bilden, hier Erhöhungen, dort Vertiefungen.

Damit wird das Meer mannigfaltiger, es kommen nun die Unterschiede zwischen seichtem und tiefem Meer auf, zwischen stillen Meeren und Meeresströmungen. Aber auch der Unterschied zwischen Meer und Festland bildet sich, da nun Teile der Erdkruste sich über das Meer erheben.

Auch das trägt zur Mannigfaltigkeit des Milieus bei, in dem die ersten Organismen leben. Der Regen, der auf das feste Land fällt, bildet dort fließende Gewässer und Seen mit süßem Wasser, das sich von dem der Meere unterscheidet, die sich im Laufe von

Digitized by Google

vielen Millionen Jahren mit chemischen Substanzen gemischt hatten, die sie teils dem Boden entnahmen, über dem sie sich befanden, teils der atmosphärischen Luft über ihnen.

Diese Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen muß auch eine Mannigfaltigkeit der Urwesen hervorrufen, die in diese Bedingungen hineingeraten und sich ihnen anpassen müssen, sollen sie nicht untergehen.

Zunächst dürfte sich in jedem besonderen Gebiet mit besonderen Bedingungen nur eine Art Lebewesen gebildet haben, die ihnen entsprach. Aber eintretende Veränderungen drängten Lebewesen des einen Gebietes in andere, wo sie bereits andere vorfanden.

Es gab nun hinfort in dem Bezirk zwei verschiedene Arten nebeneinander. Die Lebensbedingungen waren für beide die gleichen, aber sie wirkten verschieden auf die verschiedenen Organismen. Die Art, die das Gebiet schon früher bewohnt hatte, blieb unverändert, die Zuwanderer dagegen mußten ihre besondere Eigenart abändern, was vielfach dadurch geschah, daß sie zu den Eigenschaften, die sie schon besaßen, neue hinzugewannen, wodurch sie ihre Mannigfaltigkeit vermehrten.

Durch öftere Wiederholung des Prozesses der Aenderungen der Umwelt, der Ab- und Zuwanderung, mußte sich bald die Zahl der verschiedenen Arten sehr vermehren, die auf einem Gebiete zusammen wohnten. Für jede von ihnen wurden alle anderen Arten zur Umwelt, die auch dadurch mannigfaltiger wurde, was wieder auf die Beschaffenheit der Organismen zurückwirkte, die in ihr lebten, sich ihr anzupassen hatten.

Ursprünglich müssen alle Organismen ihre Nahrung aus der Nährflüssigkeit gezogen haben, in der sie lebten. Aber sobald genügend große Verschiedenheiten ihrer Arten sich entwickelt hatten, wurden manche Organismen groß, stark, konsistent genug, um, wenn sie mit schwächeren, kleineren, weniger festgefügten in Berührung kamen, sie festhalten und sie sich assimilieren, sie aufsaugen zu können.

Damit kam eine neue große Unterscheidung auf, die zwischen den Pflanzen, die bloß aus Nährflüssigkeiten und der Luft ihre Nahrung saugen, und den Tieren, die andere Organismen als Nahrung verwenden. Pflanzen, die von anderen Organismen leben, wie z. B. Pilze, sind Ausnahmen.

Schließlich bildet sich auch noch die Unterscheidung zwischen pflanzenfressenden und Tiere verzehrenden Tieren.

Die Pflanze, die (solange sie Wasserpflanze ist) in ihrer Nährflüssigkeit schwebt, aus ihr Nahrung zieht, braucht keine Organe der Bewegung. Die Tiere dagegen brauchen meist solche, um der Beute nachzugehen, sie zu fassen und festzuhalten. Die Tiere müssen daher nach und nach bestimmte Teile zu bestimmten Organen ausbilden, die solche Funktionen zu verrichten vermögen.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite führt die durch Schwerkraft und Erkalten herbeigeführte Zusammenballung des Gasballs dahin, daß die Nebelmassen am Aequator der Gaskugel rascher um das Zentrum rotieren, womit ihre Fliehkraft wächst, bis sie sich von der Hauptmasse loslösen. Diese losgelösten Massen ballten sich eine nach der anderen zu eigenen Gestirnen zusammen, von verschiedener Größe, verschiedener Wärme und verschiedener Dichte.

Auch da wieder wachsende Mannigfaltigkeit.

Während die riesenhafte Masse des Zentrums, die Sonne, feurigflüssig bleibt, erkalten die relativ kleinen Planeten rasch, einer nach dem anderen von ihnen bedeckt sich an der Oberfläche mit einer festen Kruste. Bei den großen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, die noch bedeutende eigene Hitze besitzen, wird eine solche Krustenbildung allerdings nicht sehr weit gediehen sein, wohl aber ist das bei den kleineren der Fall, von denen unsere Erde der größte ist.

Sobald sich eine feste Rinde über dem feurig flüssigen Erdinnern bildet und über diesem sich das Wasser niederschlägt, das aus der Dampfform in flüssige Form übergeht, rückt allmählich der Zeitpunkt heran, in dem sich das Wasser über dem festen Erdboden, das Meer so weit abkühlt und auch genügend mit bestimmten chemischen Stoffen mengt, die es auflöst, daß es zur Basis einer ganz neuen Erscheinung dienen kann: d e s L e b e n s.

Noch ist uns dessen Anfang nicht enthüllt, aber das steht fest, daß alles Leben an das Bestehen höchst komplizierter chemischer Verbindungen geknüpft ist, der Eiweißkörper.

Es kann nur dort aufkommen, wo die Bedingungen für deren Entstehen und Bestehen gegeben sind.

Als die Umwelt, in der die ersten Urwesen sich bildeten, müssen wir uns ein Meer vorstellen, das sich über einem ebenen Boden gleichmäßig ausbreitete, seicht und überall gleich warm.

Ueberall waren da die Bedingungen des Lebens dieselben und so werden auch dessen erste Formen überall die gleichen gewesen sein.

Aber fortschreitende Abkühlung und Zusammenziehung der Erdkruste veranlaßt, daß diese anfängt, sich zu runzeln und Unebenheiten zu bilden, hier Erhöhungen, dort Vertiefungen.

Damit wird das Meer mannigfaltiger, es kommen nun die Unterschiede zwischen seichtem und tiefem Meer auf, zwischen stillen Meeren und Meeresströmungen. Aber auch der Unterschied zwischen Meer und Festland bildet sich, da nun Teile der Erdkruste sich über das Meer erheben.

Auch das trägt zur Mannigfaltigkeit des Milieus bei, in dem die ersten Organismen leben. Der Regen, der auf das feste Land fällt, bildet dort fließende Gewässer und Seen mit süßem Wasser, das sich von dem der Meere unterscheidet, die sich im Laufe von

Digitized by Google

vielen Millionen Jahren mit chemischen Substanzen gemischt hatten, die sie teils dem Boden entnahmen, über dem sie sich befanden, teils der atmosphärischen Luft über ihnen.

Diese Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen muß auch eine Mannigfaltigkeit der Urwesen hervorrufen, die in diese Bedingungen hineingeraten und sich ihnen anpassen müssen, sollen sie nicht untergehen.

Zunächst dürfte sich in jedem besonderen Gebiet mit besonderen Bedingungen nur eine Art Lebewesen gebildet haben, die ihnen entsprach. Aber eintretende Veränderungen drängten Lebewesen des einen Gebietes in andere, wo sie bereits andere vorfanden.

Es gab nun hinfort in dem Bezirk zwei verschiedene Arten nebeneinander. Die Lebensbedingungen waren für beide die gleichen, aber sie wirkten verschieden auf die verschiedenen Organismen. Die Art, die das Gebiet schon früher bewohnt hatte, blieb unverändert, die Zuwanderer dagegen mußten ihre besondere Eigenart abändern, was vielfach dadurch geschah, daß sie zu den Eigenschaften, die sie schon besaßen, neue hinzugewannen, wodurch sie ihre Mannigfaltigkeit vermehrten.

Durch öftere Wiederholung des Prozesses der Aenderungen der Umwelt, der Ab- und Zuwanderung, mußte sich bald die Zahl der verschiedenen Arten sehr vermehren, die auf einem Gebiete zusammen wohnten. Für jede von ihnen wurden alle anderen Arten zur Umwelt, die auch dadurch mannigfaltiger wurde, was wieder auf die Beschaffenheit der Organismen zurückwirkte, die in ihr lebten, sich ihr anzupassen hatten.

Ursprünglich müssen alle Organismen ihre Nahrung aus der Nährflüssigkeit gezogen haben, in der sie lebten. Aber sobald genügend große Verschiedenheiten ihrer Arten sich entwickelt hatten, wurden manche Organismen groß, stark, konsistent genug, um, wenn sie mit schwächeren, kleineren, weniger festgefügten in Berührung kamen, sie festhalten und sie sich assimilieren, sie aufsaugen zu können.

Damit kam eine neue große Unterscheidung auf, die zwischen den Pflanzen, die bloß aus Nährflüssigkeiten und der Luft ihre Nahrung saugen, und den Tieren, die andere Organismen als Nahrung verwenden. Pflanzen, die von anderen Organismen leben, wie z. B. Pilze, sind Ausnahmen.

Schließlich bildet sich auch noch die Unterscheidung zwischen pflanzenfressenden und Tiere verzehrenden Tieren.

Die Pflanze, die (solange sie Wasserpflanze ist) in ihrer Nährflüssigkeit schwebt, aus ihr Nahrung zieht, braucht keine Organe der Bewegung. Die Tiere dagegen brauchen meist solche, um der Beute nachzugehen, sie zu fassen und festzuhalten. Die Tiere müssen daher nach und nach bestimmte Teile zu bestimmten Organen ausbilden, die solche Funktionen zu verrichten vermögen.

Digitized by Google

Aber das genügt nicht. Das Tier muß auch imstande sein, die Beute zu erkennen, es muß den Willen aufbringen, sie an sich zu ziehen, es muß seine Organe zu diesem Zwecke einheitlich und dem Zwecke angepaßt in Bewegung setzen.

So kommt es zur Bildung von Organen mit geistigen Funktionen. Der Geist wird geboren — ein neues Element auf der Erde, das die Mannigfaltigkeit ihres Lebens gewaltig steigert.

So wenig wie über den Ursprung des Lebens wissen wir bisher über den Ursprung des Geistes. Aber die Schwierigkeiten des Problems liegen in seinen Anfängen, nicht etwa bei seiner höchsten uns bekannten Form, beim menschlichen Geist. Und doch wird gerade nur ihm ein überirdischer, göttlicher Charakter verliehen, während auch der Idealist keinen Anstoß daran nimmt, den tierischen Geist als bloß irdische Erscheinung zu betrachten.

Doch das hat uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Genug, die Mannigfaltigkeit des organischen Lebens wächst in dem Maße, wie die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse auf der Oberfläche der Erde zunimmt, und jede große Veränderung auf ihr, die Tiere und Pflanzen in neue Bedingungen versetzt, ruft neue, mannigfaltigere Formen hervor.

Zunächst wird nur das Wasser Lebensbedingungen für Organismen geboten haben. Das feste Land war allenthalben mit Wasser bedeckt. Die fortschreitende Schrumpfung der Erde bewirkt, wie schon bemerkt, daß ihre Oberfläche immer unebener wird, große Tiefen sich auftun, aber auch große Erhebungen aufsteigen. Das trockene Land erscheint und damit eine neue Art Lebensraum für neue Arten, die sich den so geschaffenen Lebensbedingungen anpassen, jedenfalls zunächst ausgehend von Gegenden, wo Wasser und Land zusammenstießen und Organismen, die für gewöhnlich im Wasser lebten, in Verhältnisse gelangten, in denen sie zeitweise außer Wasser an die Luft kamen, etwa an einer Seeküste durch den Wechsel von Ebbe und Flut, oder in Sümpfen, die mitunter oder fortschreitend austrockneten, etwa infolge zunehmender Hebung des Landes.

Neue Unterschiede begannen: Neben der Flora und Fauna, der Pflanzen- und Tierwelt des Wassers ersteht nun die des Landes. Auf dem Lande gestalten sich aber die Lebensbedingungen weit mannigfaltiger, als im Meere, sie wechseln auch öfter im Laufe der geologischen Zeitalter. So wird die Flora und Fauna des Landes weit mannigfaltiger, als die des Wassers. Es bilden sich dort Organismen mit weit mannigfaltigeren Organen. Wieviel höhere Formen finden wir bei den Landpflanzen, als bei den Wasserpflanzen, und ebenso bei den Landtieren im Vergleich mit Wassertieren!

Am meisten entwickelt sich bei den Landtieren das komplizierteste aller Organe, das der geistigen Funktionen, das Nervensystem mit seinem Zentrum, dem Gehirn. Es findet seine größte,

Digitized by Google

eine erstaunlich hohe Ausbildung im Menschen, der dadurch zu Leistungen befähigt wird, die kein anderes Tier vermag.

Er gelangt so zu den höchsten Formen zweckmäßigen Handelns.

In der anorganischen Natur finden wir keinen Zweck. Der Begriff des Zwecks ist mit dem des Organismus, also des Lebens, verbunden. Als einen Organismus können wir nur einen Körper betrachten, der so funktioniert, daß er sich erhält. Wenn er diese Aufgabe, diesen Zweck erfüllt, dann ist er zweckmäßig organisiert. Dieser Zweck ersteht mit dem lebenden Organismus selbst. Er bildet den Inhalt seines Lebens.

Vielleicht sind die primitivsten Organismen unsterblich, nicht in dem Sinne, daß sie nicht sterben können, sondern in dem, daß sie nicht sterben müssen: Das hinge damit zusammen, daß sie ohne Fortpflanzung sind. Ist dem wirklich so, dann fällt bei ihnen der Zweck der Erhaltung des Individuums mit dem der Art zusammen. Doch schon auf tiefer Stufe kommen Organismen auf, deren Beschaffenheit mannigfaltig genug wird, daß sie besondere Methoden der Fortpflanzung bilden, wobei freilich ihre Unsterblichkeit ein Ende nimmt. Solche Arten von Organismen können sich nur erhalten, wenn ihre Einrichtung nicht bloß den Zwecken der Selbsterhaltung, sondern auch denen der Fortpflanzung dient.

Die Pflanzen dienen diesen Zwecken nur passiv, durch die Art ihres Werdens und Seins. Bei den Tieren kommt dazu immer mehr eine aktive Zweckmäßigkeit, ein Bestreben, ihre Organe zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung, entsprechend den Bedingungen der Umwelt, zweckmäßig anzuwenden. Dies geschieht teils trieb- und instinktmäßig, indes auch teils, und in zunehmendem Maße, bewußt, auf Grund von Erfahrungen und Ueberlegungen.

Beim Menschen erreicht die Zweckmäßigkeit noch eine höhere Stufe: Er weiß den Zwecken des Lebens nicht nur das Funktionieren seiner natürlichen Organe je nach der Gestaltung der Umwelt anzupassen, er geht auch dazu über, für diese Zwecke neue, künstliche Organe zu erfinden und seinen natürlichen hinzuzufügen. Und Hand in Hand damit geht auch eine stete Ausgestaltung seiner gesellschaftlichen Beziehungen, um sie der zweckmäßigsten Anwendung dieser künstlichen Organe anzupassen.

Schon vor dem Menschen findet man bei manchen Tieren ein gesellschaftliches Zusammenwirken zu besserer Erfüllung der Lebenszwecke. Aber es sind gesellschaftliche Einrichtungen sehr einfacher Art (abgesehen von denen der Ameisen und Bienen). Und sie sind instinktiv und bleiben sich gleich, solange die umgebende Natur sich nicht ändert.

Beim Menschen dagegen beginnt eine neue Art der Entwicklung, unabhängig von der kosmischen, von der bis zur Bildung des Menschen der ganze Entwicklungsprozeß der Organismen in Gang gehalten wurde. Seine künstlichen Organe und seine gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Einrichtungen, erfunden und eingeführt, um seinen Zwecken zu dienen, werden aus seinen Werkzeugen zu seiner Umwelt, die sich dadurch wandelt, immer wieder neue Lebensbedingungen für ihn schafft, denen er sich anpassen soll, für die er wieder neue künstliche Organe oder gesellschaftliche Einrichtungen ausdenkt und in Anwendung bringt.

Dadurch wird seine Umwelt nach und nach von einer enormen Mannigfaltigkeit, und ebenso mannigfaltig werden die Probleme, die sie ihm stellt, die Ziele, die er sich zu ihrer Lösung ausdenkt, die immer umfassender, immer weiter reichend werden, immer mehr den Charakter hoher Ideale annehmen.

Diese Ideale sind sehr erhebend und höchst beglückend, wenn sie erreicht, ja auch schon, wenn sie mit Aussicht auf Erfolg angestrebt werden. Sie dürfen uns aber nicht blind machen für den Charakter des Fortschritts von niederen zu höheren Formen. Wenn wir dessen Gang überblicken, wie es eben hier geschehen, so finden wir, daß das Niedere nichts ist als das Einfache, das Höhere ein Mannigfaltigeres — von der Einförmigkeit des glühenden Gasballs, der nur aus einem einzigen Urelement besteht, bis zu der Fülle der Errungenschaften und Ziele des menschlichen Geistes.

Allerdings muß nicht jede größere Mannigfaltigkeit für die Entwicklung der Organismen einen Fortschritt bedeuten. Sie ist es nur dann, wenn sie im Einklang steht mit den Zwecken der Erhaltung des Individuums und der Art. Eine vermehrte Mannigfaltigkeit, die unvereinbar damit ist, kann kein Moment der Weiterentwicklung werden, sie muß zur Ausmerzung des Individuums oder sogar der Art führen. Unzweckmäßige, krankhafte Mannigfaltigkeit stellt keinen Fortschritt dar.

Nicht jede vermehrte Mannigfaltigkeit bedeutet einen Fortschritt, wohl aber bedeutet jeder Fortschritt eine vermehrte Mannigfaltigkeit. Da diese aber bei den Organismen an die Bedingung der Zweckmäßigkeit geknüpft ist, so bedeutet jeder Fortschritt eines Organismus auch eine Vermehrung des Umfangs seiner Leistungsfähigkeit, die mannigfaltigeren Lebensbedingungen angepaßt ist und mannigfaltigere Aufgaben zu lösen weiß.

Das bedeutet keineswegs vermehrte Lebensfähigkeit oder Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit. Die niederen Organismen sind ebenso lebensfähig, zweckmäßig, vollkommen, sobald sie ihrer Umgebung angepaßt sind. Aber diese ist für sie einfacher, die Aufgaben, die sie an die Organismen stellt, die in ihr leben, sind einförmiger und geringfügiger.

Wenn wir den Fortschritt in dieser Weise fassen, dann zeigt sich, daß er kein bestimmtes Ziel hat, auf das er gerichtet ist, denn die Mannigfaltigkeit liegt nicht in der Richtung bestimmter Formen. Bei dieser Auffassung des Fortschritts wird jedes Mysterium einer Zielstrebigkeit der Organismen oder der Eigen-

Digitized by Google

bewegung des Geistes überflüssig. Und damit entfällt auch die sonst unvermeidliche Annahme eines Weltgeistes, der vor allen Organismen und endlichen Geistern da war und diesen die Ziele vorschrieb, auf die sie hinzusteuern haben.

Die geist- und seelenlose Triebkraft der fortschreitenden Abkühlung und Zusammenschrumpfung unseres Sonnensystems und im besonderen unserer Erde genügt, um jeden Fortschritt der Entwicklung, den wir kennen, zu erklären, bis zum Aufkommen des Menschen.

Mit ihm tritt ein Faktor der Entwicklung auf, der keineswegs geist- und seelenlos ist — der Erfindungsgeist.

Aber auch bei ihm geht die Entwicklung zu immer höheren, das heißt, mannigfaltigeren, leistungsfähigeren Formen insofern geist- und seelenlos vor sich, als die Probleme, die aus den neuen Erfindungen erstehen und den Antrieb zu weiterer Entwicklung bilden, nicht vorhergesehen und gewollt wurden, sondern eine Macht bilden, die unabhängig wirkt vom Wollen und Wissen der Menschen und ihm vielmehr seine Richtung weist.

Auf dieser Erkenntnis beruht unsere materialistische Geschichtsauffassung. Sie zeigt uns wohl besondere Gesetze der Entwicklung der Gesellschaft, sie zeigt uns jedoch auch, daß diese den Gesetzen der Naturentwicklung nicht widersprechen, sondern ihre, man kann sagen, natürliche Fortsetzung bilden.

Zwölftes Kapitel.

Die Grenzen des Fortschritts.

Wir haben gesehen: Der Sinn der Entwicklung, des Fortschritts und damit der Geschichte besteht nicht in der Bewegung auf ein bestimmtes Ziel alles Lebens hin, sondern in dem Fortschreiten zu immer größerer Mannigfaltigkeit, die allerdings für Organismen und deren Schöpfungen an die Bedingung gebunden ist, daß sie sich als verträglich mit dem Urzweck des Lebens erweist, dem Zweck der Erhaltung der Individuen und der Arten.

Wird aber zu diesem Sinn des Fortschritts nicht der Uebergang vom Kapitalismus zum Sozialismus im Widerspruch stehen?

Schon der Kapitalismus, ja in geringerem Maße, wegen geringerer technischer Mittel, schon die früheren Kulturen bewirkten ein zunehmendes Zurückdrängen vieler Arten wilder Tiere und Pflanzen, das bei manchen zu völliger Vernichtung ging. Also Verringerung der Mannigfaltigkeit, Zunehmen der Eintönigkeit in der Welt der Lebewesen.

Der zunehmende Verkehr fördert wieder eine andere Art der Monotonie. Indem er die Völker in engere Berührung miteinander bringt, schleift er die Eigenart eines jeden von ihnen ab, macht er

Digitized by Google

sie einander immer ähnlicher. Schon vor dem Kapitalismus haben manche große Staaten durch regen Verkehr in ihrem Innern eine weitgehende Nivellierung lokaler Unterschiede herbeigeführt. Die ausgedehntesten unter ihnen waren wohl das Römische Reich und China. Aber deren Ausdehnung war immer noch beschränkt im Vergleich zu dem Gebiet, dessen Nivellierung heute der Kapitalismus vollzieht, der sich die ganze Welt erschließt. Und was damals Jahrhunderte brauchte, vollzieht sich heute in Jahrzehnten.

Der Sozialismus wird diese ausgleichenden Tendenzen des Verkehrs der Völker nicht aufheben, sondern vielmehr verstärken, da er ihre Gegensätze überwindet. Und der fortschreitende Kulturboden wird auch im Sozialismus die Gebiete weiter einengen, auf denen sich Organismen im wilden Zustande erhalten können, selbst wenn er den sinnlosen Vernichtungen ein Ende macht, die kurzsichtiger Raubbau und rücksichtsloser Uebermut reicher Tagediebe unter Lebewesen anrichten, die ohne Beeinträchtigung menschheitlicher Interessen ruhig fortfahren könnten, sich ihres Daseins zu erfreuen und der wissenschaftlichen Forschung und ästhetischem Genießen menschlicher Beobachter zu dienen.

Wie weit die Schonung seltener Tiere und Pflanzen im Sozialismus auch gehen mag, der Fortschritt der Bodenkultur wird doch manche ihrer Arten auch weiterhin zum Aussterben bringen und so die Mannigfaltigkeit in der Natur verringern.

Und dazu wird der Sozialismus noch die Aufhebung der Klassen bringen, die Aufhebung der Gegensätze von arm und reich mit allen den vielen sozialen Unterschieden, die sie nach sich ziehen.

Muß da das Leben nicht immer einförmiger werden?

Mit nichten.

Der Fortschritt der Wissenschaft wird auch weiterhin immer wieder zu neuen Erfindungen, zu stets wachsender technischer Mannigfaltigkeit drängen. Jeder technische Fortschritt bringt aber auch wieder neue Erkenntnisse, die der Mensch mit seinen natürlichen Organen und auch mit seinen früheren einfacheren künstlichen Organen nicht hätte gewinnen können. Seine Einsicht in die Natur wächst immer mehr. Seine nächste natürliche Umgebung, wie sie *ist*, mag an Formen verarmen. Die Natur, die er *erkennt*, nimmt dagegen von Tag zu Tag an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit zu, in einem weit rascheren Tempo, als der Rückgang einzelner wilder Formen vor sich geht.

Damit wird auch das geistige Leben des Menschen immer reicher. Diese Zunahme geistigen Reichtums blieb bisher auf kleine Kreise beschränkt.

Der Sozialismus wird bewirken, daß die rapid zunehmende Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher und überhaupt geistiger Produktion der gesamten arbeitenden Masse aller Berufe zugänglich wird.

Digitized by Google

Sehr wohl möglich ist es, daß auch noch die Zahl der Berufe wächst und auch dadurch die Mannigfaltigkeit in der menschlichen Gesellschaft zunimmt.

Weit wichtiger aber ist folgendes:

In den primitiven Gesellschaften mit geringer Arbeitsteilung war die Masse der Bevölkerung eines jeden Stammes ganz uniform im Können, Wollen und Denken.

Die Fortschritte der Kultur haben, namentlich seit dem Aufkommen des Staates, die Masse der Bevölkerung in eine Unmenge von Berufen zersplittert, haben den Bildungsgrad verschiedener Volksschichten höchst verschieden gestaltet, haben im Krieg und Frieden die verschiedensten Rassen durcheinander gemischt, die mit den verschiedensten angeborenen Fähigkeiten und Neigungen begabt waren. Und alle diese Fortschritte mit ihren Konsequenzen vollziehen sich heute so rapid, daß dabei alte und neue Anschauungen für verschiedene Schichten und Individuen auf die verschiedenste Art durcheinanderkommen.

Diese immer weitergehende Differenzierung des Könnens und Wollens verschiedener Schichten, die sich in jedem Individuum in besonderer Mischung seiner persönlichen Fähigkeiten und Neigungen kundgibt, stößt im industriellen Kapitalismus auf fortschreitende Uniformierung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Masse der Bevölkerung.

Nur wenige verfügen heute über die Mittel und die Unabhängigkeit, ihre Fähigkeiten voll zu entwickeln und nach ihren Neigungen anzuwenden.

Hier wird der Sozialismus eine fundamentale Aenderung dadurch bringen, daß er gleiche Bildungsmöglichkeiten für alle schafft und die ökonomisch notwendige Arbeitszeit aufs äußerste verkürzt, in deren Bereich der einzelne nur ein Rädchen in einem ungeheuren Mechanismus darstellt, dem er sich ohne Rücksicht auf Begabung und Neigung einzufügen hat.

Die allgemeine Bildungsmöglichkeit wird es erleichtern, daß jeder alle seine Fähigkeiten, deren Förderung im Interesse der Gesellschaft liegt, voll entwickelt, indes die Ausdehnung der freien Zeit, die jedem zur Verfügung steht, es ermöglicht, daß der einzelne diese vollentwickelten Fähigkeiten ganz nach seinen Neigungen im Rahmen des gesellschaftlich Unschädlichen wenigstens in seinen Mußestunden ausgiebig anwendet, wenn ihm in der Zeit ökonomisch notwendiger Arbeit die Gelegenheit dazu fehlen sollte. Er kann sie anwenden zu produktivem Schaffen oder auch bloß zu verständnisvollem Genießen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, in der Natur, im Sport und Spiel.

In diesem Sinne wird der Sozialismus eine bisher unerhörte Möglichkeit freier Entfaltung der Persönlichkeit bieten. Er wird es tun in einem anderen Sinne als dem, für den sich manche moderne Pädagogen und Literaten ins Zeug legen, die dem ein-

Digitized by Google

zelnen Persönchen zureden, es solle sich selbst die höchste Bedeutung zumessen, nur auf sein eigenes Behagen bedacht sein, jedem seiner Triebe hemmungslos gehorchen. Das ist die richtige Philosophie für die ohnehin schon zu sehr von Egoismus und Ueberheblichkeit angefaulte goldene Jugend unserer Tage und für diejenigen, denen sie als Vorbild dient.

Die vollste Entfaltung der Fähigkeiten der einzelnen Persönlichkeiten und die größte Freiheit der Ausübung dieser Fähigkeiten in einer Gesellschaft ohne Klassengegensätze, an deren Förderung alle das gleiche Interesse haben, muß die Mannigfaltigkeit und Leistungsfähigkeit dieser Gesellschaft enorm steigern.

Schon im kommunistischen Manifest heißt es:

„An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Association, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist."

Im geistigen Leben, der Technik, der Entfaltung der Persönlichkeit wird die Mannigfaltigkeit in einem Maße fortschreiten, das alle Wirkungen der Nivellierung der Klassen und Rassen und der Verarmung des wilden Teils der organischen Natur mehr als wettmachen wird.

Und für den Fortschritt in dieser Richtung ist für lange Zeit keine Grenze abzusehen.

Natürlich kann der Aufstieg nicht endlos weitergehen. Hat bisher die fortschreitende Abkühlung unseres Sonnensystems stetige Zunahme der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in ihm und der Leistungsfähigkeit der Organismen auf der Erde mit sich gebracht, so muß der weitere Fortgang dieses Prozesses von einem bestimmten Höhepunkt an die entgegengesetzte Richtung der Entwicklung bewirken. Lange, bevor jedes Leben auf der Erde unmöglich wird, muß es beginnen, zu verkümmern und eintöniger zu werden. Der technische Fortschritt wird den Menschen davor nicht schützen, da auch die Kraftquellen auf der Erde abnehmen müssen, während die Gefährdungen und Hemmungen des Lebens wachsen.

Die Zielstrebigkeit der Organismen und die Eigenbewegung des menschlichen Geistes in der Richtung göttlicher Vollkommenheit wird dann sonderbare Formen annehmen.

Aber diese Fragen können nur philosophisches Interesse haben, das danach verlangt, jeden beobachteten Prozeß bis in seine fernsten Konsequenzen zu durchdenken. Ihr praktisches Interesse ist gleich Null, denn der Fortschritt in dem hier dargelegten Sinne kann noch für unabsehbare Zeiträume vor sich gehen.

Ficht schon einen jungen, gesunden Menschen nicht der Gedanke an, daß er einmal alt und hinfällig werden und schließlich sterben muß, so können gesunde Menschen in einer Umwelt, die sie befriedigt, noch weniger durch den Gedanken beunruhigt werden,

Digitized by Google

daß der menschliche Fortschritt einmal ein Ende, wahrscheinlich trübseliger Art, nehmen muß.

Einstweilen ist sein Ende nicht abzusehen. Als unendlich in diesem Sinne haben wir jedoch nur den Fortschritt der künstlichen Umwelt des Menschen anzusehen. Dagegen bleibt die Weiterentwicklung des menschlichen Organismus selbst in enge Grenzen gebannt. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, den Fortschritt der Gesellschaft von dem Fortschritt der menschlichen Individuen über die bisher von ihnen erreichte Höhe hinaus, von dem Kommen eines „Uebermenschen" zu erwarten.

Von vornherein ist der Gedanke einer Züchtung von Uebermenschen als absurd zu erklären, mit dem z. B. Bernard Shaw spielt.

Einmal ist der Mensch kein Haustier, das sich nach Belieben eines Züchters paaren läßt, wenigstens nicht in freiem Zustand. Dann aber ist zu bemerken, daß künstliche Zuchtwahl noch nie vermocht hat, höhere, das heißt, mannigfaltigere und dabei leistungsfähigere Formen zu züchten. Sie vermochte bloß Organismen zu züchten, deren Leistungsfähigkeit auf bestimmten, dem Menschen erwünschten Gebieten die der natürlichen Organismen überragt. Diese Steigerung der Leistungsfähigkeit für menschliche Zwecke geschah stets auf Kosten der Leistungsfähigkeit des Organismus für die Zwecke seiner eigenen Erhaltung, was durch die Tatsache erwiesen wird, daß künstlich gezüchtete Rassen, wenn sie in Freiheit gesetzt und auf sich selbst angewiesen werden, entweder zugrunde gehen, oder die ihnen künstlich beigebrachten Merkmale rasch verlieren und zu den Formen der Wildheit zurückkehren.

Durch Züchtung könnten wir nicht zu harmonischen Uebermenschen kommen, sondern nur zu einseitigen Spezialisten.

Aber sollte nicht die neue, mannigfaltigere Umwelt auf den menschlichen Organismus zurückwirken und ihn mannigfaltiger und leistungsfähiger gestalten, als er im Naturzustand gewesen? Gerade von unserem Standpunkte aus muß dieser Gedanke sehr naheliegen.

Er wäre auch richtig, wenn die künstlich neu geschaffene Umwelt des Menschen nicht den merkwürdigen Doppelcharakter trüge, daß sie gleichzeitig Umwelt und Organ des Menschen ist. Seine künstlichen Organe und seine Umwelt wachsen gleichzeitig an Mannigfaltigkeit, einander gegenseitig bedingend, indem sie einmal die Mittel zur Lösung von Problemen sind und dann wieder Quelle neuer Probleme.

Durch diese künstlichen Organe verrammelt sich aber der Mensch geradezu den Weg zur Weiterentwicklung seiner natürlichen Organe, seiner Bewegungs- wie seiner Sinnesorgane, die er dank seinen künstlichen Organen nicht in höherem Maße gebraucht, wie im Naturzustand, sondern in geringerem. Sie

Digitized by Google

geraten daher bei fortschreitender Kultur in die Gefahr, zu verkümmern, statt sich weiter zu entwickeln. Planmäßig muß der Mensch Vorkehrungen treffen, um dieser Gefahr entgegen zu wirken.

Man kann dadurch bewirken, daß die natürliche Leistungsfähigkeit der Organe unverkümmert erhalten wird. Aber ihre Höherentwicklung wird unter diesen Bedingungen nicht erreicht.

Ein einziges Organ bleibt von diesem Sachverhalt allerdings ausgenommen: jenes, dem fast allein — neben der Hand — der ungeheure Aufbau künstlicher Organe und sozialer Einrichtungen zu danken ist, die der Fortschritt der Menschheit geschaffen hat, und das selbst durch kein künstliches Organ zu ersetzen oder zu vervollkommnen ist. Das Organ der geistigen Funktionen, das Gehirn.

Je mannigfaltiger dieses Organ in Anspruch genommen wurde, je mannigfaltiger seine Funktionen, desto mannigfaltiger mußte schließlich auch das Organ selbst werden.

Seit den Tagen des Neanderthalmenschen hat sich das Gehirn des Menschen sicher sehr entwickelt, hat es an Mannigfaltigkeit zugenommen.

Allerdings, ob das Hirn der Masse der Kulturvölker dem der heutigen Wilden an Mannigfaltigkeit überlegen ist, darf bezweifelt werden. Die arbeitenden Massen leben heute in viel monotoneren Verhältnissen, als die Wilden. Anders steht es freilich mit der Geistesarbeit vieler Intellektueller, aber die wird selten durch viele Generationen hindurch ununterbrochen betrieben, so daß es fraglich ist, ob sie zur Gehirnentwicklung der Gesamtheit viel beizutragen vermag.

Daran ist ja nicht zu zweifeln, daß die großen Denker der Kulturwelt geistige Leistungen aufweisen, deren kein Wilder auch nur im entferntesten fähig wäre.

Wieviel daran das höhere Wissen, die vervollkommneten Methoden des Denkens und Forschens sowie systematische Schulung des Gehirns beteiligt sind und wieweit höhere Leistungen auf einen mannigfaltigeren Bau des Gehirns zurückgeführt werden können, dürfte schwer einwandfrei klarzulegen sein.

Eines aber steht fest. Die Mannigfaltigkeit des Wissensstoffes wächst so rapid und nimmt so ungeheure Dimensionen an, daß es dem menschlichen Gehirn ganz unmöglich war, sich in seinem Bau während der relativ kurzen Zeit der höheren menschlichen Kultur dieser Veränderung seiner Umwelt anzupassen. Aristoteles hat vielleicht den höchsten Grad an Mannigfaltigkeit — tiefer, nicht oberflächlicher Mannigfaltigkeit — erreicht, dessen das menschliche Gehirn in seinem jetzigen Bau fähig ist. Er scheint mir darin bisher unübertroffen zu sein. Denker, wie Kant und Hegel, Marx und Engels dürften ihm an Mannigfaltigkeit und dabei Gründlichkeit des Denkens gleichkommen, nicht aber ihn über-

Digitized by Google

treffen, obwohl natürlich auf den Gebieten, die sie beherrschten, ihr Wissen dem aristotelischen weit überlegen war, entsprechend dem technischen und wissenschaftlichen Fortschritt der Zeit.

Als eine Folge der Unfähigkeit zu größerer Mannigfaltigkeit des menschlichen Gehirns finden wir, sobald die Wissenschaft über Aristoteles hinausgeht, eine immer größere Aufteilung der Gesamtwissenschaft in Spezialwissenschaften.

Die Einseitigkeit, die Fachborniertheit ist heute die große Gefahr für unser geistiges Leben.

Auch hier gilt dasselbe, was wir oben von der körperlichen Ertüchtigung gesagt haben. Um den Gefahren der Einseitigkeit vorzubeugen, die der Fortschritt der Kultur mit sich bringt, heißt es für das geistige wie für das körperliche Tun planmäßig besondere Einrichtungen treffen, die der allgemeinen Tendenz nach stetig fortschreitender Verkümmerung der menschlichen Fähigkeiten entgegen wirken. Man darf erwarten, daß dies überall gelingt, wo die Gefahr erkannt wurde. Aber eine Triebkraft der Weiterentwicklung zu höherer Entwicklung des Gehirns ist mit diesem Zustand nicht gegeben.

Wohl wird der Sozialismus die Monotonie des heutigen Daseins der breiten Massen aufheben, ihnen den ganzen Reichtum der Mannigfaltigkeit erschließen, den Natur und Kultur in sich bergen, er wird damit das Funktionieren der Gehirne der Massen aufs mannigfaltigste gestalten. Ein solcher Zustand kann, wenn er viele Generationen lang ununterbrochen wirkt, eine allgemeine Höherentwicklung des Gehirns herbeiführen.

Aber auch sie wird bestimmte Grenzen nicht zu überschreiten vermögen, da die Hypertrophie eines einzelnen Organes andere Organe verkümmert, die Harmonie, Gesundheit und Leistungsfähigkeit des gesamten Organismus beeinträchtigt.

Der Fortschritt der Gesellschaft, des Wissens, der Technik, kann endlos weitergehen.

Hingegen sprechen bisher keine Anzeichen und keine Erwägungen dafür, daß die einzelnen in der Gesellschaft an natürlicher Begabung weit über das Maß dessen hinaus gelangen werden, das bisher bereits von den am höchsten stehenden Persönlichkeiten erreicht wurde.

Mit dem Uebermenschen hat es gute Wege. Für absehbare Zeit wenigstens bildet er keinen Faktor des menschlichen Fortschritts.

Und ebensowenig haben wir zu erwarten von einer Hebung des ethischen Niveaus der einzelnen, von dem so viele die Rettung in den Nöten unserer Zeit erwarten.

Wohl bildet das sittliche Empfinden, das soziale Triebleben im Menschen das stärkste Band, das ihn mit der Gesellschaft verbindet, den stärksten Faktor seines gesellschaftlich nützlichen Verhaltens. Ohne Sittlichkeit keine Gesellschaft.

Digitized by Google

Aber wir haben ja gesehen, daß gerade die Sittlichkeit keine ausgesprochene Entwicklung in einer bestimmten Richtung aufweist.

Daß die einzelnen sittlichen Anschauungen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen wechseln, daß sie nur relativ Bedeutung haben, wird kaum noch irgendwo geleugnet. Die Intensität und die Art der Wirkung der sozialen Triebe aber hängt ebenfalls ganz von den wechselnden gesellschaftlichen Verhältnissen ab, ohne eine bestimmte Richtung zu zeigen.

Nur in einem Punkte zeigen die Wandlungen der Sittlichkeit eine ausgesprochene Richtung. In ihrem Beginn wirken die sozialen Triebe nur innerhalb der Horde. Mit dem technischen Fortschritt dehnt sich das Gemeinwesen immer mehr aus, wächst der Verkehr zwischen den Gemeinwesen, so daß heute für die Kulturvölker die ganze Menschheit in das Bereich der Sittlichkeit fällt.

Auf der anderen Seite aber hört die Einheitlichkeit des Gemeinwesens auf, die ehemals in ihm herrschte. Es bilden sich in ihm Familien und Gentes, Berufe, Zünfte, Kirchen, Parteien, ja Klassen. Jede dieser Organisationen und Gemeinschaften gibt den sozialen Trieben des Menschen besondere Ziele und Charaktere.

Diese wachsende Mannigfaltigkeit und Ausdehnung des Gebiets der sozialen Triebe könnte als eine Höherentwicklung der Sittlichkeit betrachtet werden, wenn sie mit einer Vermehrung ihrer Leistungsfähigkeit verbunden wäre. Das ist jedoch nicht der Fall.

In der einheitlichen Horde war die Stimme der Sittlichkeit, der Pflicht, etwas Einfaches und Selbstverständliches, dem man ohne Ueberlegung folgte. Je mehr sich die Gesellschaft kompliziert, um so schwieriger wird es, allen Anforderungen der Organisationen und Gemeinschaften in ihr gerecht zu werden, deren Interessen nicht immer übereinstimmen. Das steigert sich noch unendlich, sobald die Klassengegensätze innerhalb des Gemeinwesens auftauchen und andererseits über den Gegensätzen der Gemeinwesen allgemeine, große Menschheitsinteressen anfangen Geltung zu gewinnen.

Wir haben gesehen, wie unter solchen Umständen das Sittliche sehr oft aufhört, das Selbstverständliche zu sein und etwas Problematisches wird. Keine Zeit war so reich an inneren sittlichen Konflikten, wie es die unsere ist.

Die Ueberwindung der Gegensätze der Klassen und Nationen wird viele dieser Konflikte gegenstandslos machen. Aber wir haben keinen Grund, zu erwarten, daß wir dabei zu einer höheren Ethik gelangen als der, die in der Menschennatur von ihren Anfängen an liegt.

Digitized by Google

Wohl kann man seit einigen Jahrtausenden ein starkes Sehnen nach ethischen Idealen der Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität, des allgemeinen Glücks beobachten. Aber man kann darin eine bestimmte Richtung allgemeiner Entwicklung nur sehen, wenn man die Entwicklung in der historischen Zeit mit der gesamten Entwicklung der Menschheit gleichsetzt. Und doch bildet jene nur eine Episode in dieser, und zwar eine abnorme Episode, die im Widerspruch steht zu dem überwiegenden Teil des bisherigen Daseins des Menschengeschlechts.

Seitdem es Geknechtete und Unterworfene gibt, lebt in ihnen die Sehnsucht nach Freiheit, Gerechtigkeit, Glück, mitunter auch nach Humanität, wenn nicht der Durst nach Rache für ausgestandene Qualen diesen Wunsch erstickt.

Wir können auch eine, allerdings unsichere, oft durch Rückschläge unterbrochene Entwicklung in der Richtung der fortschreitenden Annäherung an diese sittlichen Ideale sehen, aber erst in ganz letzter Zeit, in den letzten drei Jahrhunderten.

Die Tendenzen dieser kurzen Spanne Zeit als die der ganzen Menschheitsentwicklung anzusehen, ist noch verkehrter, als in den Idealen der Ausgebeuteten bisher unerreichte, vor uns liegende Ideale der Menschheit zu erblicken, die doch hunderttausende von Jahren lang keine Ausbeutung kannte und daher auch keine Veranlassung hatte, einen Zustand als Ideal zu betrachten, der als natürlicher und selbstverständlicher in ihr herrschte und von niemand angefochten wurde.

Wir haben gesehen, welche Gründe wir haben, zu erwarten, daß dieser sittliche Zustand, und zwar auf einer ungeheuer erhöhten ökonomischen Basis wieder ins Leben tritt. Von den ökonomischen Verhältnissen des industriellen Kapitalismus und den durch sie bewirkten Klassenkämpfen, nicht von einer ethischen Höherentwicklung der Individuen erwarten wir diese Wandlung, die einem Zustand der Menschheit ein Ende machen wird, der ebensosehr ihren kulturellen Aufschwung zeitweise aufs höchste beschleunigte, wie er ihr sittliches Empfinden verwirrte und allgemeines soziales Unbehagen schuf.

Manchem meiner Leser wird eine Auffassung wenig befriedigend erscheinen, die wohl einen unendlichen Fortschritt des Wissens und der Technik, nicht aber der Ethik erwartet. Das Herz, das Gemüt finde bei einer so nüchternen Anschauung nicht seine Rechnung. Sie sei zu trostlos.

Ist aber eine Erwartung wirklich trostlos, die eine Befreiung der gequälten Menschheit nicht von einem allmählichen sittlichen Aufstieg der einzelnen zu einer wahrhaft engelhaften Höhe abhängig macht — einem Aufstieg, von dem noch nichts zu bemerken ist? Wir nehmen dagegen an, daß die nötigen ethischen Impulse, deren die Menschheit bedarf, um sich zu befreien, nicht

Digitized by Google

erst durch einen unabsehbaren sittlichen Läuterungsprozeß zu gewinnen sind, sondern daß sie seit jeher, von Natur in den Menschen liegen, bereit, sich voll zu entfalten, sobald der Schutt weggeräumt wird, mit dem sie das Interregnum des Zeitalters der Ausbeutung verdeckt und gehemmt hat.

Die sittlichen Kräfte, die in den Menschen vom Beginn der Menschheit an lebendig sind, sie genügen vollständig für höhere Lebensformen, sobald die ökonomischen Grundlagen für diese gewonnen sind.

Das bedeutet keineswegs eine Unterschätzung der sittlichen Faktoren, die in uns wirken, sondern höchstens eine Unterschätzung der Faktoren, die als Sittlichkeitsprediger an uns herantreten mit dem Anspruch, daß sie es seien, die uns eine höhere Sittlichkeit und damit die Menschenbefreiung brächten.

Natürlich hat unsere Stellung zu einer wissenschaftlichen Anschauung nicht davon abzuhängen, ob sie tröstlich ist oder nicht, sondern nur davon, ob die uns bekannten Tatsachen es gebieten, diese Anschauung als richtig anzuerkennen oder nicht. Wissenschaft ist nicht Religion, sie hat nicht Trost zu bringen, sondern Wahrheit. Und sie muß diese verkünden, auch dann, wenn sie uns schmerzt. Insofern bleibt es ihr allerdings nicht erspart, kalt, gemütlos, herzlos zu erscheinen.

Der Denker kann sich gewiß nicht freimachen von ethischen Empfindungen. Er bedarf eines starken sittlichen Pflichtgefühls, um unermüdlich nach Wahrheit zu forschen und sie unerschrocken auch dann zu verkünden, wenn sie starke Interessen und Neigungen verletzt.

Aber gerade diese sittliche Pflicht der Wahrheit muß den Forscher unempfindlich machen für jedes außer ihr bestehende Bedürfnis, das sich als störende Fehlerquelle in die Wissenschaft eindrängen könnte. Sie muß natürlich jede Rücksichtnahme auf unethische Bedürfnisse ablehnen, darf sich aber auch nicht durch ethische Bedürfnisse bestimmen lassen, wenn sie der Wahrheit widerstreben.

Kommt aber eine derartige Wissenschaft ohne Herz und Gemüt bei ihren Forschungen zu Ergebnissen, die nicht niederdrückend wirken, sondern erhebend, dann müssen diese weit anfeuernder auf uns wirken und weit mehr andauernde Begeisterung hervorrufen, als Illusionen, die nur aus unseren seelischen Bedürfnissen geboren wurden und deren Unvereinbarkeit mit der Umwelt bald zutage tritt.

So hat denn auch die so herzlose, alles ethischen Schwungs bare, „rein ökonomische" materialistische Geschichtsauffassung seit ihren ersten Aeußerungen vor achtzig Jahren bis heute es vermocht, die proletarischen Massen dauernder für den Be-

Digitized by Google

freiungskampf der Menschheit zu begeistern, als es irgendeiner anderen Lehre vor ihr und neben ihr gelang.

Die Hauptaufgabe einer wissenschaftlichen Erkenntnis ist allerdings nicht die, Begeisterung zu erwecken. Die tiefste Quelle alles Wollens und alles Enthusiasmus liegt in den uns angeborenen Trieben. Die wissenschaftliche Erkenntnis kann Begeisterung nicht erzeugen, wohl aber kann sie die aus den seelischen Bedürfnissen hervorgehende Begeisterung hell auflodern lassen oder ersticken, je nachdem sie deren Ziele als erreichbar zeigt oder das Gegenteil nachweist.

Die Hauptaufgabe der Erkenntnis besteht aber nicht darin, ethische Wirkungen zu erzielen, sondern darin, es den Menschen zu ermöglichen, sich in der sie umgebenden und sie bedrängenden Umwelt zurecht zu finden.

Darin besteht auch die Hauptaufgabe der materialistischen Geschichtsauffassung. Seit achtzig Jahren ermöglicht sie es den Kämpfern für die Befreiung der Menschheit jeweils die für sie geeignetsten Methoden und Mittel anzuwenden, ohne Illusionen sich jederzeit nur Aufgaben zu setzen, die lösbar sind.

Natürlich ist nicht jeder, der die marxistische Geschichtsauffassung bekennt, auch fähig, sie richtig anzuwenden. Aber wer es tut als eifriger Wahrheitssucher, „herzlos, gemütlos", ohne sich durch innere oder äußere Bedürfnisse, etwa nach Macht, blenden zu lassen, dem wird sie reiche Frucht bringen, in Theorie und Praxis.

Für den Fortschritt der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Wissenschaft und der gesellschaftlichen Organisation erweist sich die materialistische Geschichtsauffassung als unsere machtvollste Helferin.

Sie lehrt uns am besten, nicht bloß die bisherige Geschichte **erkennen**, sondern auch die weitere Geschichte **machen**, ohne jegliche Mystik, gleich fern von tatlosem Abwarten des Kommenden, wie von ungeduldigem Zerren an der Kette der Notwendigkeit, um unvermeidliche Phasen der Entwicklung zu überspringen und ihren Gang zu vergewaltigen.

— Ende —

Digitized by Google

Namenregister.

Die schrägstehenden Ziffern, die der *II* folgen, bezeichnen die Seitenzahlen des zweiten Bandes.

A

Abbe, Ernst, II, S. 13.
Abel, Urheimat des Menschen, S. 482.
Absalom, öffentliche Begattung, 351.
Abt, Dr. Ernst, Nestbau der Zwergmaus, S. 587, 588.
Achilles, S. 859, *II, S. 332.*
Adler, Alf., Individualpsychologie umstritten, S. 219.
Adler, Fritz, Marx u. Mach, S. 14, 28; Kausalität und Funktion, S. 119, 126; Machs Ueberwindung des mechanischen Materialismus, S. 865; Denken u. Produktionsverhältnisse, S. 865.
Adler, Max, über Marx u. Kant, S. 14, 65; Tier u. Mensch, S. 47; Uebereinstimmung des Bewußtseins vergesellschaftet Menschen, S. 248, 249, 260; Definition der Entwicklung, S. 793; Klassenkampf, *II, S. 5, 6, 7;* Staat u. Gesellschaft, *S. 43, 44, 45;* Naturrechtslehre, *771;* Demokratie, *773.*
Adler, Viktor, II, S. 724.
Agamemnon, II, S. 332.
Alba, II, S. 664.
Alembert, Jean d', Ding u. Erscheinung, S. 53, 54.
Alexander III, von Rußland, II, 304.
Alexander der Große, II, S. 29, 135, 277, 294, 297, 357, 657; und der Alkohol, S. *316,* 322.
Alfred der Große, König der Angelsachsen, *II, S. 328.*
Alkibiades, Vaterlandsverräter, 158.
Alvarez, gemeinsame Nahrungssuche der Mantelpaviane, S. 432.
Alverdes l., Eheleben der Menschenaffen, S. 315, 591; Musik der Affen, S. 374; Nestbau der Gorillas, S. 591.
Ammon, Otto, Rassentheorie, S. 504.
Andree, Anthropophagie, *II, S. 791.*
Anytos, besticht den Gerichtshof, *II, S. 342.*
Apelius, Mario, Nestbau der Orang-Utans, S. 590; Kampf der Orang-Utans, S. 618.
Aristides, II, S. 341; unbestechlich, *S. 343* Ostrazismus, *S. 452.*
Aristoteles, S. 42, 816; Empörung d. Heloten in Sparta, *II, S. 133;* das notwendige Wissen für junge Männer, *S. 276;* seine Herkunft, *S. 281;* Verfassung von Athen, *S. 341ff, 348, 353;* der Krieg ein Erwerb, *S. 344;* Einfluß der Priester, *S. 353;* Weberschiffchen und Sklaven, *S. 364.*
Arkwright, Barbier, seine Drosselmaschine (spinning throstle 1770), S. 780.
Arses, persischer König (338—336 v. Chr.), *II, S. 297.*
Artaxerxes II., persischer Großkönig (405—339 v. Chr.), *II, S 293.*
Artaxerxes III. (359—338 v. Chr.), *II, S. 297.*
Astyages, Mederkönig, *II, S. 321.*
Atkinson, Rebellionen gegen Leittier, S. 337.
Augustus, II, S. 358, 362, 703.
Avenarius, S. 28.
Axelrod, Paul, Marxist, S. 15.

B

Bachofen, Johann Jakob, Unterschiedsloser Geschlechtsverkehr d. Urmenschen, S. 317ff, Prostitution in Babylonien, *II, S. 318.*
Bacon, S. 885.
Bagehot, Bestrafung des ganzen Stammes durch die beleidigte Gottheit, S. 453.
Bagoas, persischer Minister, *II, S. 297.*
Bakunin, Michael, Materialist, S. 41, Vernichtung d. Alten, S. 209; Vorläufer der Bolschewisten, S. 674; und seine Anhänger in Italien, *II, S. 477.*
Balfour, A. I., Altern der Zivilisation, *II, S. 262.*
Ballod, Sterblichkeit nach Berufen, *II, S. 805.*

Digitized by Google

Bancroft, Häuptlingschaft bei den Indianern, S. 459; Familienverhältnisse bei den Indianern, S. 464.
Bauer, Otto, über historischen Materialismus, S. 15; Weltbild des Kapitalismus, S. 879ff, 886; Nationalitätenfrage, *II, S. 441;* Kritik der Akkumulationstheorie Rosa Luxemburgs, *S. 547.*
Bax, Belfort Ernst, Definition d. materialist. Geschichtsauffassung, S. 5; gegen historischen Materialismus, S. 12, 13; Philosophie, Naturwissenschaften, ökonomische Ursachen, S. 870.
Baxter, puritanisch. Prediger, Frömmigkeit und Profit, *II, S. 411, 414.*
Bebel, August, II, S. 497, 665, 724.
Becker, W. A., „Gallus, römische Szenen . . ." *II, S. 76;* Schulen, *S. 452.*
Bellamy, Utopist, *II, S. 525, 740.*
Beloch, Karl Julius, über die Griechen, S. 545; athenisches Polizeikorps, *II, S. 70*, Zahl der Sklaven, *S. 77;* Bevölkerung von Sparta, *S. 133, 335;* die Schrift dient vorerst nur praktischen Zwecken, *S. 177, 178;* primitive Methoden der griechischen Landwirtschaft, *S. 242;* griechischer Charakter, *S. 325;* Bevölkerung Attikas, *S. 331;* Thersites, *S. 333;* Beseitigung des Königtums, *S. 334;* Fortschritte der Metallurgie u. Metallrüstung, *S. 336;* Bevölkerung von Athen, *S. 348;* Gleichheit des Besitzes, *S. 369;* Kenntnis des Lesens u. Schreibens, *S. 451;* Schulen, *S. 452;* Bevölkerung des römischen Weltreichs, *S. 503;* griechische Wirtschaftsgeschichte, *S. 645;* Abolitionisten, *S. 646;* historische Methode, *S. 662;* Persönlichkeit in der Geschichte, *S. 703, 708.*
Bentham, Jeremy, Ideal des größten Glücks, *II, S. 818.*
Berkeley, George, Kant gegen ihn, S. 52.
Bernstein, Ed., über historischen Materialismus, S. 14; von bürgerlicher Demokratie beeinflußt, 724;
Bias, Weiser und Krieger, S. 159.
Billroth, Theodor, Leugnung der Willensfreiheit sozial gefährlich, S. 101; natürliche Wurzeln der Musik, S. 367.
Bismarck, II, S 51, 443, 511, 659, 702.
Blanc, Louis, II, S. 641, 725; Einfluß auf Lassalle, *S. 641.*
Blanqui, Louis Auguste, S. 40, 674, *II, 725.*
Bloch, I., Engels an, S. 831.
Boas, Franz, geistige Kultur der Naturvölker, S. 519.
Bogdanoff, Entwicklungsformen d. Gesellschaft usw., S. 867.
Böhm-Bawerk, Grenznutzen, *II, S. 683.*
Bölsche, Wilhelm, Intelligenzprüfungen an Anthropoiden, S. 585, 586; Waffen der Schimpansen, S. 612.
Bombe, Walther, moderne Malerei, S. 376.
Bonwick, englische Ansiedler in Tasmanien schießen Eingeborene nieder, wenn es an besserem Hundefutter fehlte, S. 472.
Booth, Erfinder des Röhrenkessels, S. 654.
Börne, Ludwig, Wahrheit und Wahnsinn, S. 295.
Bösken, Lorenz, Maler, S. 376.
Bove, Teilnehmer der Vega-Expedition Nordenskjölds, Familienverhältnisse bei den Tschuktschen, S. 464.
Braunthal, Alf., über Marx als Geschichtsphilosoph, S. 14; Eigengesetzlichkeit d. Gedanken, S. 149.
Brehm, A. E., Gibbon, S. 204; Edelmarder, S. 227; Bär, S. 227; Nahrung der Schimpansen, S. 229; Nahrung der Paviane, S. 229; Hyäne sozial, S. 233; Löwe manchmal sozial, S. 235; Raubtiere scheuen gefährliche Kämpfe, S. 236; Dummheit der Truthühner, S. 255; Bauten der Biber, S. 269, 270, 271; Vorsicht der Kraniche, S. 271; Kämpfe zwischen Affen, S. 279; eheliche Treue der Störche, S. 311; Webervögel gesellig, S. 311; Leitaffe und sein Harem, S. 315; Eifersucht bei Dscheladas, S. 318; Spinnen-Korallen, S. 424; Gesellschaft der Meerkatzen, S. 431; geschlossene Herde der Elefanten, S. 434, 435; invalide Krähe wird ernährt, S. 435; Affen und Hunde, S. 437; Rennlust des Pferdes, S. 439; Nahrung der Paviane, S. 603; Paviane als Wassersucher, S. 604; Gang der Paviane, S. 604; Steinwürfe der Paviane, S. 610;

Digitized by Google

Intelligenz des Pavians, S. 611; Schieferaffen gegen Indianer, 612; gemeinsames Arbeiten d. Paviane, S. 707; Meerkatzen verschwenden Nahrungsmittel, S. 754.
Bright, Führer des industriellen Kapitals Englands, *II, S. 145.*
Buch, Max, geschlechtliche Freiheit vor Ehe bei Wotjäken, S. 320.
Bucharin, über historischen Materialismus, S. 15; ökonomischer Materialismus, S. 19, 20; zur materialistischen Geschichtsauffassung, *II, S. 5;* gesellschaftliche Klassen, *S. 7, 8, 10, 11, 12;* Eigentumsordnung, *S. 14, 15, 17.*
Bücher, Karl, Kunst der Wilden, S. 377, 381; Frauenarbeit und Frauendichtung, S. 383; Urzeit Zeit der fröhlichen Arbeit, S. 385; Begriff der Wirtschaft, S. 726; Grundeigentum und seine ursprünglichen Formen (Laveleye) S. 758; Größe der Zadrugas, S. 764; Sklavenaufstände, *II, S. 79;* Verteilung des Besitzes, *S. 369;* Eigenschaften der Wilden, *S. 788, 812;* Ausrottung der Büffel, *S. 813.*
Büchner, Georg, S. 380.
Büchner, Ludwig, kritisiert von Albert Lange, S. 64; Liebe und Liebesleben in der Tierwelt, S. 435; Materialismus und Idealismus, S. 581.
Buckle, S. 554; Einflüsse der Naturbedingungen auf den Menschen, S. 570 ff.; der schottische Geist, S. 574, 575; Zinsfuß im alten Indien, *II, S. 165.*
Buddha, S. 667.
Burton, Nordamerikaner vergiften Brunnen, S. 472; Paviane gegen Löwen, S. 614.
Butherich, illyrischer Befehlshaber unter Theodosius, *II, S. 305.*

C

Cabet, Etienne, ikarischer Kommunismus, S. 671; Ikarien, *II, S. 525.*
Cabral, acht Jahre nach Columbus in Amerika, *II, S. 704.*
Calles, Präsident von Mexiko, *II, S. 536.*
Calvin, S. 827; *II, S. 386, 413, 664;* gegen Ausbeutung durch Papsttum und Monarchie, *S. 386;* gegen das Betteln, *S. 413.*
Camper, Gesichtswinkel, S. 370.
Carlyle, Thomas, S. 541.
Cäsar, Julius, II, 138, 153, 167, 358, 686, 703, 704; seine Schriften, *S. 282.*
Catlin, G., amerikanischer Maler, Geselligkeit der Indianer, S. 451; keine Strafen bei den Indianern, S. 454, 455; Sicherheit bei den Indianern, S. 455; Leben der Indianer, S. 464, 465; Sitten der Indianer, *II, S. 789, 790;* Reinlichkeit der Indianer, *S. 799;* Gemütsverfassung der Indianer, *S. 810, 811, 818.*
Chamberlain, Houston Stewart, bei Woltmann, S. 197; Rassentheorie des Nationalismus und Klassenhochmuts, S. 504 ff.; Meinung Luschans, S. 508, 509; über die Semiten, S. 550.
Chlodwig, König (Merowinger) der Franken, S. 552.
Ciccotti, Zahl der Sklaven in Athen, *II, S. 77;* Bauten in Athen, *S. 244.*
Clausewitz, Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, *II, S. 266.*
Clive, sein in Indien erworbenes Vermögen, *II, S. 200.*
Cobden, Führer des industriellen Kapitals Englands, *II, S. 145.*
Columbus, Entdecker Amerikas, *II, S. 704.*
Comte, Auguste, Altruismus, S. 245.
Cook, James, öffentliche Begattung auf Tahiti, S. 350.
Crompton, S. 781.
Cromwell, Oliver, S. 541, *II, S. 703.*
Cunow, Heinr., über historischen Materialismus, S. 14; über Engels' Rückfall in Ideologie, S. 150; Verbot, außerhalb der eigenen Altersklasse zu heiraten, S. 331; Ueberzahl der Frauen in mancher Horde, S. 334; Erklärung des Verbots der Verwandtschaftsehe, S. 341 ff., Erklärung der Schamhaftigkeit, S. 358; Staat und Gesellschaft, S. 712; Grundeigentum der Australier, S. 754; gegen Urkommunismus, S. 767 ff., Doppelcharakter der Produktion, S. 842; an den Geschlechtsverkehr anknüpfende gesellschaftliche Verhältnisse, S. 849, 850; Begriff des Staates, *II, S. 43, 48, 52, 53, 109;* Inkastaat, *S. 94;* Kulturstufen, *S. 251;* Wechsel der Ansiedlungen,

Digitized by Google

S. 302, 800; Imperialismus eine Durchgangsstufe zum Sozialismus, *S. 580, 582 ff.*
Curr, Eigentum bei Australiern (Jagdreviere), S. 754.
Curtius, Ernst, Bodengestaltung Griechenlands, S. 687, 688; die Jonier Fischer, *II, S. 327.*
Cuvier, S. 181.

D

Daniels, F., stehendes Heer der Janitscharen, *II, S. 218.*
Danton, II, S. 190, 658.
Darius, Zug gegen die Skythen, *II, S. 138.*
Darius-Kodomannus, letzter König der Perser, *II, S. 297.*
Dart, Professor, Entdecker eines Affenmenschen, des „Australopithecus africanus", S. 201.
Daru, P., Staatsämter in Venedig, *II, S. 484.*
Darwin, Charles, Ausgangspunkt für Kautsky, S. 17; Auftreten 1859, S. 171; Entstehung der Arten, S. 179; Bau der Giraffe, S. 183; Variieren nicht einzige Ursache neuer Arten, S. 190; erkennt Bedeutung der Umwelt an, S. 190; und historischer Materialismus, S. 197; Ahnen des Menschen, S. 200; Bedeutung der Hand für den Menschen, S. 205; Anfänge des Werkzeugs, S. 207; Bedeutung der Sprache für das Denken, S. 211; Malthus, S. 231; Kämpfe um Weibchen, S. 235; Scheu vor Kämpfen, S. 236; soziale Triebe und Moral, S. 252; günstige Eigenschaften im Kampf ums Dasein, S. 255; und Freud, S. 336; Verhältnis der Zahl von Frauen und Männern bei Indianern, S. 343; Schönheitssinn bei Tieren, S. 363; Musik bei Tieren, S. 364; geschlechtliche Zuchtwahl, S. 304; Gewohnheit als eine Quelle des Schönheitsempfindens, S. 368; Laubenvögel schmücken ihr Nest, S. 373; Gesang der Gibbons, S. 373; hat der Entwicklungstheorie nie idealistische Färbung gegeben, S. 412; der Mensch ein soziales Wesen, S. 424; soziale Triebe, S. 426, 427; soziale Tapferkeit, S. 438; Aufbau d. modernen Ethik, S. 440; urwüchsiger Kommunismus bei den Feuerländern, S. 448, 449; Solidarität der Indianer, S. 452; Urheimat des Menschen, S. 481; Klima bei d. Feuerländern, S. 487; Theorie der Entwicklung, S. 490, 491; natürliche Auslese, S. 498; natürliche Entwicklung, S. 504; Kampf ums Dasein, malthusianisch begründet, S. 577; das Flechten bei den Feuerländern, S. 601; Stein als Nußknacker bei Schimpansen, S. 608; Werkzeuge bei Tieren, S. 608; Eigentum eines Affen, S. 744; Kampf ums Dasein, S. 851; von Malthus beeinflußt, S. 881; Entstehung der Arten, *II, S. 617.*
Daudet, Alphonse, Kampf ums Dasein, S. 230.
Defoe, Almosengeben ist nicht Wohltätigkeit, *II, S. 414.*
Dejokes, Mederkönig, *II, S. 321.*
Delbrück, Professor Hans, Germanen, Deutsche, Deutschland, S. 503; Kriegsverfassung der alten Germanen, S. 855; Selbstvertrauen der Ritter, S. 857, 858; Disziplin, S. 858, 859; Schlacht bei Platää, Bevölkerung v. Sparta, *II, S. 133;* Schlacht bei Marathon, Völker im persischen Heer, *S. 134;* Sturz einer ägyptischen Regierung, *S. 310, 311;* Unbeweglichkeit d. Orients, *S. 313;* Karthago und Rom, *S. 356;* Niedergang Roms, *S. 357;* Bevölkerung des römischen Weltreichs, *S. 503;* ökonomischer Faktor, *S. 645, 646;* Xenophons Darstellung des Wesens d. Kriegführung, *S. 671;* Sinn der Geschichte, *S. 765 ff.*
Delevsky, Definition der materialistischen Geschichtsauffassung, 3; über ökonomischen Materialismus, S. 3, 4, 19, 20.
Demokrit, Atome, S. 30.
Deploige, S., das Referendum in der Schweiz (Stammesverfassung, Landesgemeinde), *II, S. 126.*
Descartes, René, Tier Maschine, S. 46; Ich denke, also bin ich, S. 112.
de Vries, Mutationen, S. 181.
Diaz, Diktator in Mexiko, *II, S. 535.*
Diderot, Denis, und Katharina von Rußland, S. 40; Bedürfnis erzeugt das Organ, S. 412, 415.
Dietzgen, Josef, materialistische Methode, S. 27, 28, *II, 497.*
Dilthey, besondere Geisteswissenschaften, S. 105, *II, 719.*
Diodorus, sizilianischer Historiker, Lehren aus der Geschichte, *II, S. 655.*

Digitized by Google

Disraeli, jüdischer Literat und Reformator der englischen Partei der Tories, *II, S. 465, 488.*
Dodge, Richard Irving, Jagdregeln der Indianer, *II, S. 812, 813.*
Doflein, Franz, über solitäre und soziale Bienen, S. 257; Sprache bei sozialen Tieren, S. 257; Arbeitsteilung sozialer Tiere, S. 267; Zusammenschluß von Herden, S. 275; Lebensgemeinschaften — Biocönosen, S. 280; ihre Störung durch den Menschen, S. 282; Mordlust bei Tier und Mensch, S. 288; Eierzahl und Brutpflege, S. 310; Ehelehen d. Gorillas, S. 314; Affenfamilien, S. 316; Musik der Gibbons, S. 373; Einfluß der Nahrung auf Schmetterlinge, S. 408; Zurückbildung bei Tieren, S. 411; Lamarcksche Theorie, S. 415.
Dolcino, II, S. 693.
d'Orbigny, Eingeborene Südamerikas als Musiker, S. 374.
Dostojewsky, S. 63.
Drumann, W., Ansicht Sokrates' über die Handwerker (Banausen), *II, S. 275.*
Dschingiskan, Begründer d. Straßenwesens im Mongolenreiche, *II, S. 158.*
Du Chaillu, Paul, Gorilla, S. 204; Zähne des Gorillas, S. 228; Ehrlichkeit der Renntierlappen, S. 456.
Duhem, P., Begründer der theoretischen Physik, S. 121.
Dühring, Eugen, Engels gegen seine Philosophie, *II, S. 48, 62, 63;* „Kursus der National- und Sozialökonomie" (1876), *S. 62.*
Dümichen, die ägyptischen Hieroglyphen, *II, S. 174;* Wasserwirtschaft in Aegypten, *S. 208, 226;* Wasserbauten und Baulust, *S. 226.*

E

Eastman, Max, Marx, Lenin and the Science of Revolution, *II, S. 691.*
Ebers, Freundlichkeit bei den Arabern, S. 464.
Eckstein, G., Marxist, S. 15.
Egede, Hans, über die Eskimos, *II, S. 787.*
Einhart, Biograph Karls des Großen, *II, S. 180.*
Eisner, Kurt, II, S. 482.
Engels, Friedrich (s. a. Marx), Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung, S. 3, 12, 15, 18; Materialist vor Geschichtsauffassung, S. 20; über Materialismus, S. 22, 23; über Materie, S. 23; wichtiger Bewegungen als Definitionen, S. 26; dialektischer Materialismus, S. 27; Notwendigkeit und Freiheit, S. 106; Gegensatz zu Kants Freiheit, S. 107; übernimmt Hegels Dialektik, S. 129 ff.; Negation der Negation, S. 131 ff.; Dialektik steter Vervollkommnung, S. 136; Widersprüche in der Wirklichkeit, S. 146; Eigengesetzlichkeit der Gedanken, S. 149; über Darwin, S. 199, 200; Bedeutung der Hand für den Menschen, S. 206; Abstammung des Menschen von sozialen Affen, S. 253; Raubbau der Tiere als Faktor natürlicher Entwicklung, S. 281; unterschiedsloser Geschlechtsverkehr d. Urmenschen, S. 317 ff., 350; Verbot der Verwandtschaftsehen wegen Schäden der Inzucht, S. 342; keine Eifersucht beim Urmenschen, S. 350; über Thomas Carlyle, S. 541; sozialistisches Ideal, S. 672; Lenins und seiner Jünger Kritik, S. 674; Dorfkommunismus Urform des Grundeigentums, S. 759; Fortschreiten der Familie und der Verwandtschaftssysteme, S. 773, 774; Folgen der Einführung der Spinnmaschine, S. 783; ökonomische Verhältnisse entscheidend, S. 831, 832; gesellschaftliche Einrichtungen, S. 838; „deutsche Ideologie", S. 839; Triebkräfte der Entwicklung der Ehe und Familie, S. 843, 846; Kampf ums Dasein, S. 851; Naturforschung in der Geisterwelt, S. 885; Anteil an der Entwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung, *II, S. 4, 630, 701;* Ursprung d. Familie usw., *S. 5, 64, 73, 88, 272, 318, 618, 630;* Teilung der Arbeit, *S. 32, 33, 37, 73;* Tendenzen der sozialistischen Utopisten gegen die Ausbeutung, *S. 35;* Klassen u. Stände, *S. 41, 42;* Begriff d. Staates, *43, 46, 52, 58, 208;* gegen Dühring, *S. 48, 62, 63, 86;* Vorrede zum „Bürgerkrieg" (1891), *S. 58;* Werden des Staates u. der Klassen, *S 61, 67;* Erblichkeit der Aemter, *S. 69;* athenisches Polizeikorps, *S. 70;* Reichtum, *S. 71,* Sklaverei *S. 74;* Bedeutung der Gewalt, *S. 93;* Wasserbauten im Orient, *S. 207;* Grundlage des orientali-

Digitized by Google

schen Despotismus, *S. 224;* Kulturstufen, *S. 251;* Herrschaft über Unterworfene und Gentilverfassung, *S. 272;* Prostitution in Babylonien, *S. 318;* Geschichte — Klassenkämpfe, *339, 617;* Bureaukratie, *S. 460;* Proletariat Totengräber des Kapitalismus *S. 504;* Verelendung *S. 540;* Krisen, *S. 534 ff.;* slawische Völker und Gegenrevolution, *S. 582;* Proletariat u. Staatsgewalt, *S. 602 ff.;* Unfreiheit des Menschen in der Geschichte, *S. 632, 698, 701, 737;* gesellschaftliche Regelung der Produktion, *S. 632;* praktische Anwendung seiner Theorien, *S 659 ff., 644;* große Männer, *S. 703;* Sozialismus, *S. 708, 726;* Sympathie für die Arbeiterschaft, *S. 712, 723;* Marx' Uebergang zum Sozialismus, *S. 726;* Befreiung d. Arbeiterklasse, *S. 727 ff.;* Notwendigkeitsidee, *S. 738;* Prognose der weiteren Entwicklung des industriellen Kapitalismus, *S. 752;* Schwerpunkt der kontinentalen Arbeiterbewegung, *S. 755;* Ziel des Befreiungskampfes Aufhebung der Klassen, *S. 779;* Zustände in Manchester, *S. 800;* Hegels Dialektik, *S. 825;* Einleitung der Naturdialektik, *S. 828, 829.*

Epikur, Atome, S. 30; Vollkommenheit der Götter, S. 35; quietistischer Materialismus, S. 40.

Ericson, schwedischer Mechaniker, Lokomotive „Novelty" (1829), S. 654.

Espinas, Alfred, Biberbauten, S. 270; Musik der Schimpansen, S. 375; Tiergesellschaften, S. 425; Nester der Schimpansen, S. 591; Paviane und Löwen, S. 614.

Eyre, Engländerinnen vergiften Eingeborene in Australien, S. 472.

F

Ferguson, Adam, zur Erklärung sozialer Erscheinungen die Gesellschaft zu erforschen, nicht Individuen, S. 245, 246; gesellschaftliche Einrichtungen, *II, S. 92.*

Feuerbach, Ludwig, gegen Theologie, S. 19; Sein und Denken, S. 21; kategorischer Imperativ, S. 105; *II, 52, 53, 426, 640;* Entwicklung d. Hegelianismus zum Materialismus, *S. 52;* Wesen des Christentums, *S. 53;* Marxsche Thesen über F., *640;* Engels Schrift über ihn, *698.*

Fichte, II, S. 426.

Fischer, Eugen, Rassen der Orang auf Borneo, S. 483.

Forel, Mut der Ameisen, S. 438.

Fourier, Marx über ihn, S. 40; *II, S. 525, 725;* Phalanstère, *S. 525.*

Franklin, Benjamin, Geist d. Kapitalismus in seinen Schriften, *II, S. 385, 409.*

Freiligrath, II, S. 596, 597.

Freud, S., Seelenleben d. Neurotiker übereinstimmend mit dem der Wilden, S. 217, 239; sexuelle Monomanie, S. 218, 219; das Unbewußte, S. 292, 397; Verlangen der Kinder nach Blutschande, S. 334; Oedipuskomplex, S. 335; Berufung auf Darwin, S. 336; Entstehung des Verbots der Verwandtschaftsehen, S. 336 ff.; im Ackerbau blutschänderische Idee, S. 340; Russell für ihn, gegen Marx, S. 340; und Marx nach Krische, S. 397; Kannibalismus der Wilden, *II, S. 791.*

Friedrich II., Kaiser (Hohenstaufe), S. 575.

Friedrich II. von Preußen, Verhältnis zu Lamettrie, S. 40; Mehrings „Lessinglegende", *II, S. 693.*

Frobenius, Brandursachen, S. 628; Feueranmachen, S. 633; Kulturkreislehre und materialistische Geschichtsauffassung, S. 633; Eigentum an Wäldern, Feldern im Kongobecken, S. 756; Bauern und Wüstenbewohner, *II, S. 105.*

Fulton, Erfinder des Dampfschiffes, S. 648, 649.

G

Geiger, Lazarus, Reichtum d. Sprache, S. 520, 521; Flechtwerk die erste produktive Arbeit des Menschen, S. 593; Sprache vor d. Werkzeug, S. 594, 595; das Graben usw., S. 598, 599, 601.

Geoffroy, St. Hilaire Isidor, Veränderung der Umwelt verändert Geist, S. 194.

George, Henry, II, S. 740.

Georgii, die Russen über d. Tschuktschen, S. 465.

Gibbon, über Chlodwig, S. 552; Rückständigkeit der nordischen (skythischen) Nomaden, *II, S. 216* über Narses, *S. 297.*

Digitized by Google

Giraud, Teulon A., Weibergemeinschaft der Urmenschen, S. 317.
Gladstone, „Juventus Mundi" (1869), *II, S. 65.*
Gobineau, Graf, Menschenrassen, S. 502, 503; Meinung Luschans, S. 508, 509; natürliche Hindernisse der Zivilisation, S. 572, 573.
Goldstein, Julius, Rasseneigenschaften, S. 540.
Goethe, Wolfgang, gegen Materialismus, S. 39; engelhaft — englisch, S. 94; Troeltsch, S. 539; Carlyle, S. 541; des rechten Weges wohl bewußt, S. 720; Schiller und das Gemeine, S. 800; Pöhlmann verwechselt ihn mit Schiller, *II, S. 366;* Wesen der Kunst, *S. 661, 662, 667;* Affekte der Masse, *S. 735;* Troeltsch und Tante Makarie, *S. 761 ff.*
Gracchus, Gajus, Sempronius, II, 80.
Gregorovius, Bevölkerung Roms, *II, S. 362.*
Große, Ernst, Nahrungserwerb der Völker, S. 602; Formen der Wirtschaft, S. 727 ff.; Landwirtschaft und Industrie, S. 732; Formen der Familie, S. 843.
Gumplowicz, Ludwig, österreichischer Professor, Menschenrassen, S. 500 ff.; soziale Vorgänge, S. 501 ff.; Rassenkampf, S. 502, 508; „Der Rassenkampf" (1883), Klassenbildung als Ergebnis der Unterjochung, *II, S. 84, 87.*
Günther, Professor Karl, Tierleben in den Tropen, *II, S. 807.*
Gutmann, Bruno, Missionar, uneheliche Kinder bei Dschagganegern, S. 328; Ehehindernisse bei ihnen, S. 348; über die Dschagga, *II, S. 813, 814.*

H

Häckel, Urheimat des Menschen, S. 481, 482; Schädelform, Sprache und Rasse, S. 564, 565.
Hackländer, Gemeinschaft d. Pariahunde im Orient, S. 434.
Hackworth, neue Konstruktion der Lokomotive (1824), S. 653.
Haiser, Dr. Franz, edle Säue und edle Menschen, S. 498, 505, 507.
Hamilkar, Barkas, General Karthagos, *II, S. 355.*
Hannibal, II, S. 355.
Hargreaves, Weber, seine Spinnmaschine Jenny (1767), S. 780.
Hartmann, Eduard v., das menschliche Schamgefühl angeboren, S. 356.
Hartmann, Ludo, Bevölkerung Roms. *II, S. 362.*
Hasdrubal, II, S. 355.
Hauptmann, Gerhart, Weber, *II, S. 507.*
Hauser, O., Alter des Menschengeschlechts, S. 488, 617; Feuersteinwerkstätte, S. 685.
Hautefeuille, Jean, Konstruktion eines Explosionsmotors, S. 658.
Haxthausen, A. v., russischer Dorfkommunismus, S. 758.
Haym, R., zur Hegelschen Rechtsphilosophie, *II, S. 50.*
Hebert, II, S. 658.
Hedley, erbaute die erste brauchbare Lokomotive, S. 652.
Heeren, Heerstraßen, *II, S. 157*, die ägyptischen Bergwerke, *S. 197;* die feine Wolle phrygischer Schafe, *S. 237;* Macht d. persischen Königs und der führenden Stämme, *S. 291;* Wechsel der Residenz, *S. 302;* Generäle Herren des Staates, *S. 354.*
Hegel, Georg Wilh. Friedr., Ausgangspunkt für Marx und Engels, S. 17, 22; Sprünge in der Entwicklung, S. 45; Verstand und Vernunft, S. 48; Freiheit, S. 106; Dialektik, S. 129 ff.; Dialektik der Vervollkommnung, S. 136; Widersprüche im Denken und in der Wirklichkeit, S. 146; bürgerliche Gesellschaft, S. 290; Anthropogeographie, S. 571, 572; das Neue in der Geschichte, S. 789; Materie, S. 790; keine Entwicklung in der Natur, S. 791; nur der einzelnen Organismen, S. 792; Begriff des Staates, *II, S. 45, 46, 48 ff.;* klassische Philosophie, *S. 426;* Belehrung durch die Geschichte, *S. 658, 659;* Weltgeist, *S. 673;* Geschichte, *S. 758;* Fortschritt der Menschheit, *S. 771;* Freiheit, *S. 772 ff.;* wodurch die ersten sozialen Gebilde zusammengehalten, *S. 780;* Dialektik, *S. 825.*
Heine, S. 42, 64.
Heinrich VIII., Liebeshändel, S. 393; Haupt der Staatskirche, *II, S. 387, 664.*

Digitized by Google

Helfferich, K., Deutschlands Volkswohlstand, *II, S. 573, 574.*
Hellwald, Fr., Ursache des Verbots der Verwandtenehen, S. 334.
Helmholtz, Herm., Lust am Wohllaut, S. 363, 367.
Helvetius, S. 581.
Hephästion, Jugendfreund Alexanders des Großen, *II, S. 316.*
Heraklit, Kampf ums Dasein, S. 231; Verachtung der Demokratie und der Volksreligion, *II, S. 281.*
Herder, „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (1784), Familie, *II, S. 83.*
Herkner, die oberelsässische Baumwollindustrie, S. 781.
Herodot, „Naturvölker", S. 216; geschlechtliche Freiheit vor Ehe bei Thrakern, S. 320; arische Nomadenstämme, S. 560; Märsche der Spartaner, S. 688; Perser, Meder, Magier, *II, S. 115, 290;* Schlacht bei Platää, Bevölkerung von Sparta, *S. 132;* Schlacht bei Marathon, Völker im persischen Heer, *S. 134;* Darius' Zug gegen die Skythen, *S. 138;* Straße von Sardes nach Susa, *S. 157;* Fruchtbarkeit Babyloniens, *S. 171;* Nilregulierung Menes', *S. 210;* Bau der Cheopspyramide, *S. 227;* Größe von Babylon, *S. 230;* Stämme der Perser, *S. 290;* Prostitution in Babylonien, *S. 318.*
Hermann, der Cherusker, Sieg über Varus, *II, S. 139.*
Heron, Dampfturbine, S. 640.
Hertz, Dr. Friedrich, Germanen, Deutsche, Deutschland, S. 503; Rassengeruch, S. 515; Vacher de Lapouge über Japan, S. 548.
Hesse, Richard, Zahl der Fischeier, S. 309; Kraftaufwand der Männchen und Weibchen für Fortpflanzung, S. 365.
Hettner, Bodengestaltung Rußlands, S. 690; Ausdehnung des russischen Ackerbaus, *II, S. 139.*
Heuglin, Theodor, Eifersucht bei Dscheladas, S. 318; gemeinsames Arbeiten der Paviane, S. 707.
Hildebrand, Prof. Richard, Bauer ein degradierter Hirt, S. 760; Gemeinden und bäuerliches Privateigentum, S. 760.
Hilferding, R., Marxist, überwiegend Oekonom, S. 15; Finanzkapital, *II, S. 146, 576.*
Hobbes, Thomas, für Absolutismus, S. 40; Krieg aller gegen alle, S. 200; Anhänger des Absolutismus, S. 442.
Hodgskin, Thomas, Verteidigung der Arbeit, S. 813, 814.
Hofmann, Albert v., Bistümer militärischer Natur, S. 552.
Hohoff, Oekonom, *II, S. 40.*
Holbach, Paul, System der Natur, S. 39; Plechanoff über H., S. 581.
Homer, S. 858, 859.
Horaz, S. 82
Hörnes, Kenntnis des Eisens, *II, S. 235;* Eisenindustrie Indiens, *S. 248.*
Hübbe-Schleiden, macht sich über den Kommunismus der Aethiopier lustig, S. 449; Kameradschaftlichkeit bei den Negern, S. 452.
Hulls, Patent auf die Idee eines Dampfschiffs, S. 647.
Hume, David, an ihn knüpft Kant an, S. 52; Skeptiker, S. 54; über Kausalität, S. 79, 87; Gesetzmäßigkeit, S. 83.
Huxley, Papuas und Neger, S. 492.
Huygens, Explosionsmotor, S. 658.
Hyndman, H. M., gegen historischen Materialismus, S. 12.

I

Irenäus, ewige Liebe und ewiger Rausch im Jenseits, *II, S. 320.*

J

Jambulos, Sonnenstaat, *II, S. 367.*
Jaurès, Jean, S. 830; Geschichte der französischen Revolution, *II, S. 659, 660.*
Jenssen, Otto, S. 878.
Jeremias, Prophet, gegen die Schuldsklaverei, *II, S. 165.*
Juarez, Benito, Präsident v. Mexiko, *II, S. 536.*
Jugurtha, II, S. 358.
Jung, Puritaner, Herrnhuter und Indianer, S. 468.
Justinian, S. 543, 544, *II, 297, 362.*

K

Kambyses, Vergrößerung des persischen Reiches, *II, S. 135, 138.*
Kant, Immanuel, begründet letzte Wahrheiten nach psychologischem Bedürfnis, S. 39, 59, 60; Verstand und Vernunft, S. 48; gegen unkritischen Idealismus, S. 52; Außenwelt nur Erscheinung, S. 53; Naturwissenschaften nur mit Erschei-

Digitized by Google

nungen zu tun, S. 53; gegen Skeptizismus, S. 54; intelligible Welt nicht Dichtung, S. 63; und Marx, S. 65, 247; Gewißheit der letzten Wahrheiten, S. 67; Erkenntnisse a priori, S. 67, 68; Mathematik, S. 68; Raum a priori, S. 69; Zweck der Metaphysik, S. 73; Zeit a priori, S. 75; Kausalität a priori. S. 79, 81, 89, 115; Kategorien, S. 80; Gesetzmäßigkeit, S. 85; Willensfreiheit, S. 89 ff., berührt sich mit Plato, S. 91; Sittengesetz, S. 95 ff., 98; Pflicht, S. 96; Gegensatz zu materialistischer Geschichtsauffassung, S. 103, 105; seine Geschichtsauffassung, S. 104; Freiheit, S. 107; „kritischer" Idealismus, S. 114; Antimonien, S. 147, Mensch Drang nach Geselligkeit und Isolierung, S. 246; Krieg unentbehrlich, S. 247; verborgener Plan der Natur, S. 248; Ursprung der Schamhaftigkeit, S. 354; das Schöne, S. 362; und die moderne Malerei, S. 377, 378; verschiedene Arten des Interesses am Schönen, S. 379; klassische Philosophie, *II, S. 426*; Unbequemlichkeiten der reinen Vernunft, *S. 761*; Delbrück beruft sich auf Kant, *S. 766 ff.*

Kapp, Ernst, natürliche und künstliche Organe des Menschen, S. 701.

Karl I. von England, behördliche Armenunterstützung und Arbeitszuweisung, *II, S. 414.*

Karl der Große (768—814), S. 551, 552; versuchte das Schreiben, *II, S. 180.*

Kautsky, Karl, Anschluß an Lafargue, S. 13; entwickelt eigene Geschichtsauffassung, S. 16; Plan einer Universalgeschichte 1876, S. 17, 155, 254; zur Cunowschen Staatsauffassung 1923, S. 150, 712; über Wechsel revolutionärer und konservativer Perioden i. Entwicklungsgeschichte 1910, S 195; über Uebervölkerung 1910, S. 231; über soziale Triebe 1883, S. 253, 254, 257, 424 ff., 442 ff., Ethik und materialistische Geschichtsauffassung 1906, S. 254; über Gleichgewicht in der Natur 1910, S. 280; gegen Weibergemeinschaft der Urzeit 1882, S. 318; Hetärismus, S. 319; Verhältnis der Geschlechter, S. 320; Erklärung des Verbots der Verwandtschaftsehen durch Schäden der Inzucht 1882, S. 343; über Kunst bei Tier und Mensch (1884), S. 372, 373, 374; über Künstler und seine Zwecke (1910), S. 381; Thomas More, S. 393; Rasse und Judentum (1924), S. 498, 504 ff.; L. Gumplowicz, S. 502; die chinesischen Eisenbahnen (1886), S. 548, 549; Vorläufer des neueren Sozialismus (1909), S. 641; Troeltschs Vorwurf, S. 661; Ursprung des Christentums (1908), S. 667, 821; bürgerliche und proletarische Revolution, S. 672, 673; Terrorismus und Kommunismus (1919), S. 796, materialistische Geschichtsauffassung, S. 869; soziale Revolution (1902), S. 881; Klasse, *II, S. 9, 10*; Begriff des Staates, *S. 43 ff.*; „Terrorismus und Kommunismus" (1919), *S. 57, 564*; „Ursprung des Christentums" (1908), 685; *S. 80, 352*; „Entwurf einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit" (1876), *S. 85*; Bevölkerungsfrage, *S. 86*; „Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft" (1918), *S. 185, 186*; „Wandlungen der Goldproduktion" (1913), *S. 199*; Rolle der großen Flüsse, *S. 209*; über die „moderne Nationalität" (1887), *S. 210, 211*; „Volksvermehrung", *S. 222*; England in Indien, *S. 222*; Vorläufer des modernen Sozialismus (1895), *S. 295, 320, 693*; antikatholische Sekten, *S. 406*; Klassengegensätze von 1789 (1889), *S. 423, 491*; Parlamentarismus und Demokratie (1895), *S. 462*; Bernstein und das sozialdemokratische Programm (1899), *S. 495, 591*; Produkte der Industrie und der Landwirtschaft, *S. 549*; Milderung der Sitten, *S. 564*; gegen Cunow über Imperialismus und Selbstbestimmungsrecht der Völker, *S. 580 ff.*; Ueberproduktion, *S. 591*; die soziale Revolution (1902), *S. 591 ff.*; Richtlinien für ein sozialistisches Aktionsprogramm (1919), *S. 592*; Sozialisierung (1919), *S. 593*; Einfluß der bürgerlichen Demokratie, *S. 724.*

Kautsky, Dr. Karl (jun.), Abhängigkeit der medizinischen Wissenschaften von ökonomischen Bedingungen, S. 879.

Digitized by Google

Kelsen, Begriff des Staates, *II, S. 43.*
Kepler, Theorie der Sternbewegungen, S. 118.
Kidd, Benjamin, ökonomische Sicherung — Untergang aller Kultur, S. 555.
Kimon, II, S. 341, 342.
Kleisthenes, II, S. 341, 342, 346.
Kleon, nichtadeliger Staatsmann Athens, *II, S. 341, 345.*
Kleophon, II, S. 341.
Klitus, General Alexanders des Großen, *II, S. 316.*
Klutschak, gemeinsames Mahl der Eskimos, S. 448; geselliges Leben der Eskimos, S. 451.
Knapp, G. F., Theorie des Geldes, *II, S. 191.*
Kodros, attischer König, *II, S. 283, 333, 334.*
Köhler, Professor Wolfgang, Intelligenzprüfungen v. Anthropoiden, S. 585, 586, 708; Grabstock der Schimpansen, S. 605, 606; Gemeinsames Vorgehen von Schimpansen, S. 708; Intelligenz bei Schimpansen, *II, S. 707.*
Kolb, G. F., über Priestertrug, S. 156.
Kollwitz, Käthe, II, S. 507.
Konstantin, römischer Kaiser, Bundesgenossenschaft d. Kirche, S. 551.
Kopernikus, Theorie der Sternbewegungen, S. 118.
Krapotkin, Pet., Gegenseitige Hilfe, S. 254; soziale Tiere die hochstehenden, S. 255; Wachen bei Präriehunden, S. 269; *II, 525.*
Krische, Paul, Marx und Freud, S. 397.
Kritias, Plutokrat, S. 158.
Kugelmann, Brief von Marx über Staatsmaschinerie, *II, S. 54.*
Kyaxares, Mederkönig, *II, S. 321.*
Kyros entläßt Juden aus babylonischer Gefangenschaft, S. 689; Vergrößerung des persischen Reiches, *II, S. 135, 138.*
Kyros, der Jüngere, II, S. 293, 294.

L

Labriola, Antonio, über historischen Materialismus, S. 14.
Lafargue, Paul, über Marx, S. 12; über ökonomisch. Determinismus, S. 13; Handarbeit u. Kopfarbeit, *II, S. 34.*
Lakowitz, Professor, Werkzeuge bei Tieren, S. 608.
Lamarck, I. B. A., Bau der Giraffe, S. 182, 185; und der historische Materialismus, S. 199; nach seinem Tode gewürdigt, S. 380; Zeitgenosse Hegels, S. 791.
La Mettrie, Julien de, verträgt sich mit Absolutismus, S. 40.
Lamprecht, Karl, „Deutsche Geschichte", Königswahl, *II, S. 69;* Hochmut, Standesdünkel, *S. 120;* ein erstes Elternpaar als Anfang eines Stammes, *S. 124;* Hirtenstamm, *S. 125;* Stämme, *S. 129;* Eigentum an Grund und Boden, *S. 153;* Wagenbau, *S. 156;* Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, *S. 645.*
Lange, Albert, gegen Atomismus, S. 44; über D'Alembert, S. 53, 54; intelligible Welt Dichtung, S. 63; Kritik an Büchner, S. 64; Organisation unseres Denkens, S. 78; über Kausalität, S. 80, 81; über Kants Ansicht von der Willensfreiheit, S. 89 ff., zum Feuerbachschen Imperativ, S. 105.
Lassalle, S. 839; Klassen und Stände, *II, S. 41, 42;* Begriff des Staates, *S. 46 ff., 59;* Wahlrecht, *S. 511;* Marx' Einfluß, *S. 641;* bürgerliche Demokratie, *S. 724;* Gewerkschaften, *S. 728.*
Lasson, Hegels Verhältnis zum preußischen Staate, *II, S. 50.*
Laveleye, Grundeigentum u. seine ursprünglichen Formen, S. 758; Größe der Zadrugas, S. 764.
Lawroff, Versuch einer Versöhnung mit Marx durch Charles Rappoport, S. 14.
Le Bon, Gustave, Merkmale der Volksseele, *II, S. 304.*
Leden, Christian, Reinlichkeit der kanadischen Eskimos, *II, S. 799, 800.*
Lefmann, Persönlichkeit Buddhas, S. 667, 668.
Leibnitz, Gottfried Wilhelm, Monaden, S. 31.
Lenin, Marxist, S. 15; Materialist, S. 41; Kommunistisches Manifest, S. 674; Konsequenz, *II, S. 8;* Parole im Jahre 1917, *S. 434;* Lincoln Steffens „Moses in Red", *S. 684;* Eastman, *S. 691.*
Lesseps, F., Hirtenstämme im Sudan, *II, S. 103.*

Digitized by Google

Lessing, Wirkung auf die Zeitgenossen, S. 380; Mehrings „Lessinglegende", *II, S. 693.*
Letourneau, Eigentumsrechte der Eskimos, S. 750; Grundeigentum der Australier, S. 753.
Leupold, Theatrum machinarum, S. 644.
Leverrier, Entdeckung des Neptuns, S. 118.
Levy-Brühl, über das Denken der Wilden, S. 32; Kollektivvorstellungen, S. 296 ff.; Medizin der Naturvölker, S. 300; Sprache und Gebärden der Naturvölker, S. 521, 522; Gedächtnis der Primitiven, S. 527.
Lewin-Dorsch, Hannah, Windschirme, S. 592, 593.
Lewinski, Jan St., Ursprung des Grundeigentums, S. 761, 762.
Leyden, Johann v., II, S. 693.
Liebknecht, Wilhelm, S. 839; Marx' Einfluß, *II, S. 641;* bürgerliche Demokratie, *S. 724.*
Lippert, Jul., große Zahl der Sprachen im Kaukasus, S. 275; Grundantrieb in der Kulturgeschichte, *II, S. 148;* Prostitution in Babylonien, *S. 318;* Kannibalismus, *S. 791.*
Lissagaray, wahre Geschichte der Kommune von 1871, *II, S. 655.*
Livingstone, David, Musik der Schimpansen, S. 375.
Livius, Lehren aus der Geschichte, *II, S. 654.*
Lloyd George, Klassengegensätze in England, *II, S. 527 ff.*
Locke, John, an ihn knüpft Kant an, S. 52.
Lombroso, Cesare, geborene Verbrecher, S. 229.
Lortsch, A., die Neukaledonier, S. 466.
Lubbock, Anfänge des Werkzeugs, S. 207; unterschiedsloser Geschlechtsverkehr der Urmenschen, S. 317; Exogamie, S. 343; moderne Ethik, S. 440; Veddas (Ceylon) behandeln ihre Frauen gut, S. 461, 462; Feuererzeugung b. d. Australiern und Tasmaniern, S. 630; Feuersteinwerkstätte, 684; Grundeigentum b. Indianern u. Australiern, S. 753; Leben und Wesen der Wilden, *II, S. 806, 812, 817;* Religionen der Wilden, *S. 808 ff.*
Lucanus, F., Nest der Zaunkönige, S. 373.
Lucrez, Atome, S. 30.
Ludwig XIV., Bauwut, S. 394; glückliche Kriege, S. 861, 862.
Lukianos, griechischer Philosoph, Bildhauerei u. Literatur, *II, S. 276.*
Lumholz, Karl, Freigebigkeit der australischen Jäger, S. 769.
Luschan, Felix, große Zahl der Sprachen der Bantus, S. 275; Einheit des menschlichen Geschlechtes, S. 480 ff.; Urheimat d. Menschen, S. 481; Klima u. Haut- u. Haarfarbe, S. 496; Rassenmischungen, S. 498 ff.; Rasse, Rassenkampf, S. 508 ff.; Militarismus, S. 509; Intelligenz der Australier, S. 518; Kultur, Rassen u. Völker, S. 535.
Luther, engelhaft-englisch, S. 94; Zeitgenosse Rafaels u. Michelangelos, S. 394; Neuerer, S. 668, 674, *II, 386, 421, 664;* gegen Papsttum, *S. 586;* gegen die aufständischen Bauern, S. 421.
Lux, H., Etienne Cabet und der ikarische Kommunismus, S. 671.
Luxemburg, Rosa, Marxistin, S. 15; Großes Formen der Wirtschaft, S. 728 ff.; gegen Sombarts Volkswirtschaft, S. 735; über das Geld, *II, S. 187;* Gewalt des primitiven Häuptlings, *S. 269;* Imperialismus und Akkumulation, *S. 546 ff.;* Landwirtschaft und Industrie, *S. 551 ff.;* Aussichtslosigkeit des Sozialismus, *S. 559.*
Lyde, Lyonel, W., klimatische Beherrschung der Hautfarbe, S. 496.
Lyell, S. 882.

M

Mach, Ernst, Verhältnis zu Marx, S. 14; genetische Methode, S. 26; und Fritz Adler, S. 14, 28, 865; Tier und Mensch, S. 47; Mathematik beruht auf Erfahrung, S. 68; Kausalität und Funktion, S. 119, 120, 121, 122, 123; Ursache Animismus, S. 124; Anpassung S. 148, 152; Anfänge der Technik, S. 636, 656; Erfindung des Glases, S. 656; Handel der steinzeitlichen Bewohner, S. 684; Hegelianer Kapp, S. 701; unübertreffliche antike Leistungen, *II, S. 241.*
Mac Dougall, Instinkt und Trieb, S. 212, 213.

Digitized by Google

Mac Lennan, Ursachen der Exogamie, S. 333, 341; Ethik, S. 440.
Madero, II, 535.
Makrizi, arabischer Geograph, über die ägyptischen Bergwerke, *II, S. 197.*
Malesherbes, Chrétien Guillaume de Lamoignon de (1721—1794), Bildung der Handwerker, *II, S. 34.*
Malthus, Thomas R., Darwinscher Kampf ums Dasein, 231; Erweiterung des Nahrungsspielraumes, S. 484, geschlechtliche Kälte der Wilden, S. 845; Gegner der Revolution, S. 881.
Man, H. de, Definition der materialistischen Geschichtsauffassung, S. 45; gegen Materialismus von Marx, S. 22; Vorwort zu „Psychologie des Sozialismus", S. 66; Intellektuelle, *II, S. 494 ff.;* Notwendigkeit einer Aristokratie, *S. 569;* setzt die Wissenschaft herunter, *S. 711 ff.;* Marx und Engels Sympathie f. d. Arbeiterschaft, *S. 712, 723;* appelliert an die Affekte, *S. 735;* haßt das Streben nach Erkenntnis, *S. 736;* Marx als Prophet, *S. 736;* Notwendigkeitsidee, *S. 736 ff.;* Theorie nach Bedürfnissen eingerichtet, *S. 758.*
Marius, Besieger Jugurthas, *II, 358.*
Marx, Karl (siehe auch Engels), Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung, S. 3, 11, 15; Definition der materialistischen Geschichtsauffassung im Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie, S. 9, 20, 21, 806; Mensch für ihn nicht bloß ökonomisches Wesen, S. 20; Materialist vor seiner Geschichtsauffassung, S. 21; Bewußtsein und Sein, S. 21, 22; wichtiger Bewegungen als Definitionen, S. 26; Dialektischer Materialismus, S. 27; Materialisten u. Sozialisten, S. 40; und Kant, S. 65, 247; übernimmt Hegels Dialektik, S. 129 ff., Negation der Negation, S. 133; Dialektik heuristisches Prinzip, S. 136; über Darwin, S. 199, Vernichtung des Alten, S. 209; seine Geschichtsauffassung nicht beeinflußt durch Darwin, S. 253; bürgerliche Gesellschaft, S. 290; erste Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, S. 321; Russell gegen ihn für Freud, S. 340, Würdigung nach seinem Tode, S. 380; Motive, welche den Menschen bewegen, S. 397; und Freud nach Krische, S. 397; Rasse und Produktivität, S. 499, 500; Dampfmaschine, S. 644, 645; kritische Geschichte der Technologie und Erfinder, S. 655; sozialistisches Ideal, S. 672; Tradition aller toten Geschlechter ein Alp, S. 673; Lenins und seiner Jünger Kritik, S. 674; Prozeß zwischen Mensch u. Natur, S. 723, 724; gesellschaftliche Arbeit Objekt d. Oekonomie, S. 725; Reproduktionsprozeß, S. 739; gegen Oberst Torrens, S. 744; Dorfkommunismus Urform d. Grundeigentums, S. 759; Eigentum der schottischen Clans, S. 764; Fortschreiten der Familie, Verwandtschaftssysteme usw., S. 774; über Arkwright, S. 781; Baumwollindustrie, S. 782; Unterbau u. Ueberbau, S. 811; zietiert Hodgskin, S. 813, 814; bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsform, S. 815, 840, 863; in seiner Doktrin keinen Vorgänger, S. 833; Wert der Arbeitskraft, S. 838; „deutsche Ideologie", S. 839; Produktion des Lebens, Kampf ums Dasein, S. 851; Naturgesetze der kapitalistischen Gesellschaft, S. 875; Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft, *II, S. 3;* materialistische Geschichtsauffassung, *S. 4, 629, 701;* Klassen, *S. 9, 423;* Teilung der Arbeit, *S. 32, 33, 37;* Tendenzen der sozialistischen Utopisten gegen die Ausbeut., S. 35; Maschinen und Arbeiter, *S. 37;* Klassen und Stände, *S. 41, 42;* Begriff des Staates, *S. 43, 46, 52, 67;* zu Morgan u. Gladstone über die griechischen Heerführer der Heldenzeit, *S. 65;* Bedeutung der Gewalt, *S. 91;* gegen d. englische liberale Partei, *S. 145;* ökonomisches und politisches Mittel, *S. 147;* Handels-, Leih- und Industriekapital, *S. 164;* über das Geld, *S. 185, 191;* Schatzbildung, *202;* Wasserbauten in Indien, *S. 207;* Wasserwirtschaft in Aegypten, *S. 209;* gesellschaftliche Produktion d. Lebens, *S. 253;* Unbeweglichkeit d. Orients, *313;* Geschichte — Klassenkämpfe, *339, 617;* industrieller Kapitalismus,

Digitized by Google

S. 374, 382; Mehrwert, *S. 378 ff, 499;* Wert, Preis, *S. 381;* Akkumulation, *S. 383, 573;* zwieschlächtige Natur des Kleinbürgers, *S. 406;* Werdegang des industriellen Kapitalismus, *S. 416;* Revolution, Armee, Beamtentum, *S. 447;* Bureaukratie, *S. 460;* Diktatur des Proletariats, *S. 469;* Bakunin und seine Anhänger in Italien, *S. 477;* Produktionskräfte und Mehrwert, *S. 499 ff., 753;* Proletariat Totengräber des Kapitalismus, S. 504; allgemeines Wahlrecht, *S. 510, 511, 512;* Lohnhöhe, *S. 517;* Arbeiterschaft und Staatsmaschinerie, *S. 526;* Entwicklungsphasen, *S. 538;* Verelendung, *S. 540,* Arbeiterschutz *S. 541;* Industrie und Agrikultur, *S. 541;* Krisen, *S. 534 ff.;* Gebrauchswert, *542;* Industrie u. Landwirtschaft, *S. 551 ff;* Lage d. Arbeiter, *S. 562;* slawische Völker u. Gegenrevolution, *S. 582;* Proletariat hat keine Utopien zu verwirklichen, *S. 592;* Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft, *S. 613;* Triebkräfte der gesellschaftlich. Entwicklung, *S. 614 ff.;* Eigentumsverhältnisse und Produktivkräfte, *S. 616 ff;* ideologische Wandlungen nach Revolutionen, *S. 620;* Entwicklung d. Produktivkräfte, *S. 621;* materielle Bedingungen für jede neue Produktionsweise, *S. 625;* lösbare Aufgaben, *S. 627;* Unfreiheit des Menschen in der Geschichte, *S. 632, 691, 737;* praktische Anwendung seiner Theorien, *S. 659 ff, 644;* 18. Brumaire, *S. 658;* Gesetze bestimmter geschichtlicher Stadien, *S. 676 ff.;* Sozialismus, *S. 708, 726;* Sympathie für die Arbeiterschaft, *S. 712, 723;* wird auf den französischen Sozialismus aufmerksam, *S. 725;* Befreiung d. Arbeiterklasse, *S. 727 ff;* Gewerkschaften, *S. 728;* de Man über Marx, *S. 736;* Notwendigkeitsidee, *S. 736 ff;* Prognose der weiteren Entwicklung d. industriellen Kapitalismus, *S. 752;* Mehrwerttheorie nicht agitatorisch, *S. 753;* Schwerpunkt der kontinentalen Arbeiterbewegung, *S. 755;* Ziel des Befreiungskampfes, Aufhebung der Klassen, *S. 779;* über Roschers Proletarier des Urwalds, *S. 795;* Müller-Lyer über Marx Kulturmission des Proletariats, *S. 821;* Fortschritt seit Marx, *S. 822;* Hegels Dialektik, *S. 825.*

Matschoss, Conrad, Entwicklung der Dampfmaschine, S. 642 ff; der Lokomotive, S. 652 ff.; des Explosionsmotors, S. 658.

Matthesius, Bergpastor, Technik im Bergbau, 641.

Maurer, G. L. von, Untersuchung über Markverfassung, S. 758; Schulen in den mittelalterlichen Städten, *II, 453.*

Maximilian, Kaiser von Mexiko, *II, S. 536.*

Mehring, Franz, über historischen Materialismus, S. 14; Delbrücks Geschichte der Kriegskunst, *II, S. 645;* Lessinglegende, *S. 693.*

Mendel, Gregor, Gesetze der Vererbung, S. 177.

Mendelejeff, System der Elemente. S. 118.

Menger, Anton, und die materialistische Geschichtsauffassung. S. 10; Ausnützung der Mehrwerttheorie, *II, S. 754.*

Metschnikoff, L., Rolle der großen Flüsse, *II, 209.*

Meyer, Eduard, Tendenzen des historischen Prozesses, S. 557 ff; arische Nomadenstämme, S. 560; Sonderberuf der Intellektuellen, *II, S. 21, 22, 25, 26;* Lebensbedingungen der semitischen Welt, *S. 111;* Bildung der Schriftzeichen, *S. 172, 176, 178;* die ägyptischen Hieroglyphen, *S. 174;* Wasserwirtschaft i. Aegypten, *S. 208;* Wasserbauten, *S. 449;* Bevölkerung des römischen Weltreiches, *S. 503;* ökonomischer Faktor, *S. 645, 646;* das Singuläre in der Geschichte, *S. 661, 668, 671.*

Meyer, Lothar, periodisches System der Elemente, S. 118.

Michelangelo, blüht zu Luthers Zeit, S. 394.

Miklucho-Maclay, Dr. N. von, russischer Forscher, papuanische und malaiische Bevölkerung, S. 448; Behandlung der Frauen bei den Orang-Sakai (Melanesier auf der malaiischen Halbinsel), S. 462.

Mill, J. St., II, S. 627.

Miltiades, S. 159, *II, S. 341.*

M'Lennan, Frauenmangel d. Wilden, Exogamie, S. 333; Ethik, S. 440.

Mohammed, Prophet, *II, S. 214, 486.*

Molière, S. 554.

Digitized by Google

Mommsen, S. 541; über die Kelten, S. 550, 551, 552, 553, 556; Segelschiffe der Gallier, S. 646; der römische Staat, *II, 45;* Sklaverei, *S. 76;* Gracchenaufstände, *S. 80;* römische Straßen, *S. 157;* Gentilnamen d. römischen Dörfer. *S. 272.*
Montecuccoli, Graf, Geld z. Kriegführen, *II, S. 190.*
Montesquieu, Ideal des gemäßigten Fortschrittes, S. 670; von Sklaven und von freien Arbeitern bearbeitete Bergwerke, *II, S. 400.*
More, Thomas, II, S. 203, 664, 693.
Morgan, Lewis Henry, Unterschiedloser Geschlechtsverkehr der Urmenschen, S. 317 ff; Punaluaehe, S. 317; Verbot d. Verwandtschaftsehe wegen Schäden der Inzucht, S. 342; Gemeinsame Häuser bei den Indianern usw., S. 450; Alter des Menschengeschlechts, S. 488; die ersten Erfindungen, S. 636; Erbrecht, S. 750; Fortschreiten der Familie und der Verwandschaftssysteme, S. 773, 774; Entwicklungsgeschichte der Menschheit, *II, 6;* Verwandtschaftssysteme u. Fortschritt, *S. 40;* gegen Gladstone, *S. 65;* Bund der Irokesen, *S. 128;* Kulturstufen *S. 251.*
Morris, William, Utopist, *II, S. 525.*
Most, Hans, als Anarchist gegen jede Sozialreform, *II, 563.*
Müller, A., Bewässerungsanlagen in Aegypten, Mesopotamien u. Spanien, *II, 215;* Araber und Türken, *S. 217;* Steuern der Araber, *S. 225;* Entstehung der ersten Städte, *229;* unruhige Bevölkerung i. persischen Provinzen, *S. 306.*
Müller, Max, Reichtum der Sprache, S. 520, 526; englische Grammatik, S. 566.
Müller-Lyer, F., Unterschiedloser Geschlechtsverkehr d. Urmenschen, S. 317; Besitzeifersucht, S. 319; Ehe entspringt a. Arbeitsteilung, S. 324; Unterjochung der Frau, S. 325; Ackerbau hebt Stellung der Frau, S. 326; Mensch aller Eheformen fähig, S. 330; Ursache des Verbots d. Verwandtenehen, S. 334; öffentliche Begattung, S. 350; intimer Verkehr im Wald, S. 351; Schamhaftigkeit und Bekleidung, S. 356; soziologische Richtungslinien, *II, S. 770;* Freiheit, *S. 772;* Fortschritt, *S. 776;* Gerechtigkeit, *S. 777;* Folge der Kultur — Verfeinerung des moralischen Empfindens, *S. 780;* Solidarität, *S. 781;* Vollmenschentum, *S. 784, 821;* Euphorie, *S. 794, 819;* Marx, *S. 821;* Vollkultur, *821.*
Münster, Sebastian, seine „Cosmographia universa" (1541) enthält Abbildung hölzerner Schienen, S. 651.
Münzer, Thomas, II, S. 421, 693.
Munzinger, Werner, Geschlechtliche Freiheit der Beduinen, S. 320; die Person steht höher als die Sache, S. 453, 454.
Muhs, Dr. Karl, historische Gesetze, *II, S. 678.*
Mussolini, II, S. 477, 695, 704, 790.
Myers, Charles, Umwelt und Organismus, S. 497; Intelligenz der Bewohner der Murray-Insel, S. 519.
Myron, griechischer Bildhauer, *II, S. 276.*

N

Nachtigal, G., hohe Stellung d. Frau b. Beduinen, S. 325, 326.
Nansen, Fridtjof, Aussterben d. Normannen in Grönland, S. 346; Speisen der Eskimos, S. 602, 603; Waldbrände in Sibirien, S. 693; Verteilung der Beute bei den Eskimos, S. 747, 748; Eigentum an Treibholz bei den Eskimos, S. 749; verschiedene Eigentumsrechte d. Eskimos, S. 749; über die Eskimos, *II, 787, 810, 811, 818;* Gesundheitszustand der Eskimos, *S. 796.*
Napoleon I., Fulton schlägt Verwendung von Dampfschiffen vor, S. 648; Niederlage in Rußland, *II, S. 138, 139;* Prestige, *S. 290;* Charisma, *S. 482, 483;* Niederhaltung der Kleinbürger, *S. 531;* Dauer seiner Herrschaft, *S. 600;* ägyptische Expedition, *S. 674;* Bedeutung, *S. 703.*
Napoleon III. (Louis), Wiederherstellung des Wahlrechtes 1851, *II, S. 510, 511;* unterstützt Maximilian, Kaiser von Mexiko, *S. 536;* Dauer seiner Herrschaft, *S. 600.*
Narses, Feldherr des Justinian, *II, S. 297.*
Natorp, S. 100.
Necho, ägyptischer König, Umschiffung Afrikas, S. 646.
Netschajeff, S. 674.
Nettelbeck, J., große Zahl der Negersprachen, S. 274.
Newcomen, Verbesserung d. Dampfmaschine, S. 643.

Digitized by Google

S. 374, 382; Mehrwert, *S. 378 ff, 499;* Wert, Preis, *S. 381;* Akkumulation, *S. 383, 573;* zwieschlächtige Natur des Kleinbürgers, *S. 406;* Werdegang des industriellen Kapitalismus, *S. 416;* Revolution, Armee, Beamtentum, *S. 447;* Bureaukratie, *S. 460;* Diktatur des Proletariats, *S. 469;* Bakunin und seine Anhänger in Italien, *S. 477;* Produktionskräfte und Mehrwert, *S. 499 ff., 753;* Proletariat Totengräber des Kapitalismus, S. 504; allgemeines Wahlrecht, *S. 510, 511, 512;* Lohnhöhe, *S. 517;* Arbeiterschaft und Staatsmaschinerie, *S. 526;* Entwicklungsphasen, *S. 538;* Verelendung, *S. 540,* Arbeiterschutz *S. 541;* Industrie und Agrikultur, *S. 541;* Krisen, *S. 534 ff.;* Gebrauchswert, *547;* Industrie u. Landwirtschaft, *S. 551 ff;* Lage d. Arbeiter, *S. 562;* slawische Völker u. Gegenrevolution, *S. 582;* Proletariat hat keine Utopien zu verwirklichen, *S. 592;* Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft, *S. 613;* Triebkräfte der gesellschaftlich. Entwicklung, *S. 614 ff.;* Eigentumsverhältnisse und Produktivkräfte, *S. 616 ff;* ideologische Wandlungen nach Revolutionen, *S. 620;* Entwicklung d. Produktivkräfte, *S. 621;* materielle Bedingungen für jede neue Produktionsweise, *S. 625;* lösbare Aufgaben, *S. 627;* Unfreiheit des Menschen in der Geschichte, *S. 632, 691, 737;* praktische Anwendung seiner Theorien, *S. 639 ff, 644;* 18. Brumaire, *S. 658;* Gesetze bestimmter geschichtlicher Stadien, *S. 676 ff.;* Sozialismus, *S. 708, 726;* Sympathie für die Arbeiterschaft, *S. 712, 723;* wird auf den französischen Sozialismus aufmerksam, *S. 725;* Befreiung d. Arbeiterklasse, *S. 727 ff;* Gewerkschaften, *S. 728;* de Man über Marx, *S. 736;* Notwendigkeitsidee, *S. 736 ff;* Prognose der weiteren Entwicklung d. industriellen Kapitalismus, *S. 752;* Mehrwerttheorie nicht agitatorisch, *S. 753;* Schwerpunkt der kontinentalen Arbeiterbewegung, *S. 755;* Ziel des Befreiungskampfes, Aufhebung der Klassen, *S. 779;* über Roschers Proletarier des Urwalds, *S. 795;* Müller-Lyer über Marx Kulturmission des Proletariats, *S. 821;* Fortschritt seit Marx, *S. 822;* Hegels Dialektik, *S. 825.*

Matschoss, Conrad, Entwicklung der Dampfmaschine, S. 642 ff; der Lokomotive, S. 652 ff.; des Explosionsmotors, S. 658.

Matthesius, Bergpastor, Technik im Bergbau, 641.

Maurer, G. L. von, Untersuchung über Markverfassung, S. 758; Schulen in den mittelalterlichen Städten, *II, 453.*

Maximilian, Kaiser von Mexiko, *II, S. 536.*

Mehring, Franz, über historischen Materialismus, S. 14; Delbrücks Geschichte der Kriegskunst, *II, S. 645;* Lessinglegende, *S. 693.*

Mendel, Gregor, Gesetze der Vererbung, S. 177.

Mendelejeff, System der Elemente, S. 118.

Menger, Anton, und die materialistische Geschichtsauffassung, S. 10; Ausnützung der Mehrwerttheorie, *II, S. 754.*

Metschnikoff, L., Rolle der großen Flüsse, *II, 209.*

Meyer, Eduard, Tendenzen des historischen Prozesses, S. 557 ff; arische Nomadenstämme, S. 560; Sonderberuf der Intellektuellen, *II, S. 21, 22, 25, 26;* Lebensbedingungen der semitischen Welt, *S. 111;* Bildung der Schriftzeichen, *S. 172, 176, 178;* die ägyptischen Hieroglyphen, *S. 174;* Wasserwirtschaft i. Aegypten, *S. 208;* Wasserbauten, *S. 449;* Bevölkerung des römischen Weltreiches, *S. 503;* ökonomischer Faktor, *S. 645, 646;* das Singuläre in der Geschichte, *S. 661, 668, 671.*

Meyer, Lothar, periodisches System der Elemente, S. 118.

Michelangelo, blüht zu Luthers Zeit, S. 394.

Miklucho-Maclay, Dr. N. von, russischer Forscher, papuanische und malaiische Bevölkerung, S. 448; Behandlung der Frauen bei den Orang-Sakai (Melanesier auf der malaiischen Halbinsel), S. 462.

Mill, J. St., II, S. 627.

Miltiades, S. 159, *II, S. 341.*

M'Lennan, Frauenmangel d. Wilden, Exogamie, S. 333; Ethik, S. 440.

Mohammed, Prophet, *II, S. 214, 486.*

Molière, S. 554.

Digitized by Google

Mommsen, S. 541; über die Kelten, S. 530, 551, 552, 553, 556; Segelschiffe der Gallier, S. 646; der römische Staat, *II, 45;* Sklaverei, *S. 76;* Gracchenaufstände, *S. 80;* römische Straßen, *S. 157;* Gentilnamen d. römischen Dörfer. *S. 272.*
Montecuccoli, Graf, Geld z. Kriegführen, *II, S. 190.*
Montesquieu, Ideal des gemäßigten Fortschrittes, S. 670; von Sklaven und von freien Arbeitern bearbeitete Bergwerke, *II, S. 400.*
More, Thomas, II, S. 203, 664, 693.
Morgan, Lewis Henry, Unterschiedloser Geschlechtsverkehr der Urmenschen, S. 317 ff; Punaluaehe, S. 317; Verbot d. Verwandtschaftsehe wegen Schäden der Inzucht, S. 342; Gemeinsame Häuser bei den Indianern usw., S. 450; Alter des Menschengeschlechts, S. 488; die ersten Erfindungen, S. 636; Erbrecht, S. 750; Fortschreiten der Familie und der Verwandschaftssysteme, S. 773, 774; Entwicklungsgeschichte der Menschheit, *II, 6;* Verwandtschaftssysteme u. Fortschritt, *S. 40;* gegen Gladstone, *S. 65;* Bund der Irokesen, *S. 128;* Kulturstufen *S. 251.*
Morris, William, Utopist, *II, S. 525.*
Most, Hans, als Anarchist gegen jede Sozialreform, *II, 563.*
Müller, A., Bewässerungsanlagen in Aegypten, Mesopotamien u. Spanien, *II, 215;* Araber und Türken, *S. 217;* Steuern der Araber, *S. 225;* Entstehung der ersten Städte, *229;* unruhige Bevölkerung i. persischen Provinzen, *S. 306.*
Müller, Max, Reichtum der Sprache, S. 520, 526; englische Grammatik, S. 566.
Müller-Lyer, F., Unterschiedloser Geschlechtsverkehr d. Urmenschen, S. 317; Besitzeifersucht, S. 319; Ehe entspringt a. Arbeitsteilung, S. 324; Unterjochung der Frau, S. 325; Ackerbau hebt Stellung der Frau, S. 326; Mensch aller Eheformen fähig, S. 330; Ursache des Verbots d. Verwandtenehen, S. 334; öffentliche Begattung, S. 350; intimer Verkehr im Wald, S. 351; Schamhaftigkeit und Bekleidung, S. 356; soziologische Richtungslinien, *II, S. 770;* Freiheit, *S. 772;* Fortschritt, *S. 776;* Gerechtigkeit, *S. 777;* Folge der Kultur — Verfeinerung des moralischen Empfindens, *S. 780;* Solidarität, *S. 781;* Vollmenschentum, *S. 784, 821;* Euphorie, *S. 794, 819;* Marx, *S. 821;* Vollkultur, *821.*
Münster, Sebastian, seine „Cosmographia universa" (1541) enthält Abbildung hölzerner Schienen, S. 651.
Münzer, Thomas, II, S. 421, 693.
Munzinger, Werner, Geschlechtliche Freiheit der Beduinen, S. 320; die Person steht höher als die Sache, S. 453, 454.
Muhs, Dr. Karl, historische Gesetze, *II, S. 678.*
Mussolini, II, S. 477, 695, 704, 790.
Myers, Charles, Umwelt und Organismus, S. 497; Intelligenz der Bewohner der Murray-Insel, S. 519.
Myron, griechischer Bildhauer, *II, S. 276.*

N

Nachtigal, G., hohe Stellung d. Frau b. Beduinen, S. 325, 326.
Nansen, Fridtjof, Aussterben d. Normannen in Grönland, S. 346; Speisen der Eskimos, S. 602, 603; Waldbrände in Sibirien, S. 693; Verteilung der Beute bei den Eskimos, S. 747, 748; Eigentum an Treibholz bei den Eskimos, S. 749; verschiedene Eigentumsrechte d. Eskimos, S. 749; über die Eskimos, *II, 787, 810, 811, 818;* Gesundheitszustand der Eskimos, *S. 796.*
Napoleon I., Fulton schlägt Verwendung von Dampfschiffen vor, S. 648; Niederlage in Rußland, *II, S. 138, 139;* Prestige, *S. 290;* Charisma, *S. 482, 483;* Niederhaltung der Kleinbürger, *S. 531;* Dauer seiner Herrschaft, *S. 600;* ägyptische Expedition, *S. 674;* Bedeutung, *S. 703.*
Napoleon III. (Louis), Wiederherstellung des Wahlrechtes 1851, *II, S. 510, 511;* unterstützt Maximilian, Kaiser von Mexiko, *S. 536;* Dauer seiner Herrschaft, *S. 600.*
Narses, Feldherr des Justinian, *II, S. 297.*
Natorp, S. 100.
Necho, ägyptischer König, Umschiffung Afrikas, S. 646.
Netschajeff, S. 674.
Nettelbeck, J., große Zahl der Negersprachen, S. 274.
Newcomen, Verbesserung d. Dampfmaschine, S. 643.

Digitized by Google

Newton, Theorie der Sternenbewegungen, 118; Auslegung der Apokalypse, S. 885; Schwerkraft, *II, S. 708.*
Niebuhr, römische Rechtsgelehrsamkeit, S. 544.
Nietzsche, Herdentier, S. 255.
Nikias, II, 341.
Nixon, schmiedeiserne Eisenbahnschienen, S. 652.
Noiré, Ludwig, Sprache und gemeinsame Arbeit, S. 374; Objekt und Widerstand, S. 401; über Diderot, 412; Flechtwerk die erste produktive Arbeit des Menschen, S. 593, 594, 595; das Graben, S. 598 ff, 601; Abwehrmethoden im Kampfe bei Affen und Menschen, S. 609 ff; Werkzeuge (Steinäxte), S. 626; Denken und Tätigkeit, S. 637; natürliche und künstliche Organe des Menschen nach Kapp, S. 701 ff.
Nordenskjöld, S. 445, 456 ff, 465; Ehrlichkeit bei den Tschuktschen, S. 456; keine Häuptlinge bei den Tschuktschen, S. 460; Verhältnisse bei den Eskimos, S. 462; Verhältnisse bei den Tschuktschen, S. 463, 464; Verhältnisse bei den Samojeden, S. 463; Gastfreundschaft, Familienleben der Tschuktschen, *II, S. 788, 789.*

O

Oberländer, Maler, *II, S. 467.*
Odysseus, II, S. 233, 332; Bau seines Ehebettes, *S. 233.*
Olberg, Oda, Mensch anpassungsunwillig, S. 208.
Oncken, Hermann, zur Staatsidee Lassalles, *II, S. 50, 51.*
Oppel, Alwin, Wert des Goldes und Silbers, *II, S. 189, 198.*
Oppenheimer, Franz, „der Staat" *II, S. 89, 147;* ökonomisches und politisches Mittel, *S. 147, 152;* Stellung der Sklaven, *S. 258;* Roms Ueberlegenheit, *S. 356;* Niedergang Roms, *S. 357;* antikes und heutiges Proletariat, *S. 369;* Verfall im Mittelalter (Hexenkreis), *S. 373;* soziale Revolution in den griechischen Stadtstaaten, *S. 420;* Freibürgerschaft — Staat der Zukunft, *S. 608;* Delbrücks Erklärung f. d. Niedergang Roms, *S. 646.*
Ostwald, S. 28.
Owen, Robert, II, S. 13, 506, 525, 725.

P

Papin, Versuche zur praktischen Anwendung der Dampfkraft, S. 642, 643; Dampfboot, S. 647; Explosionsmotor, S. 658, 659.
Papinianus, römischer Jurist, S. 544.
Parvus, Marxist, S. 15.
Paulitschke, Sklavenhandel in Inner-Afrika, *II, S. 110.*
Peisistratos, II, S. 341.
Periander, Weiser u. Krieger, S. 159.
Perikles, Feldherr, S. 159; Bauten in Athen, *II, S. 244;* Demokratie, *S. 341 ff;* Bürgerrecht, *S. 346.*
Peschel, O., Große Zahl d. Sprachen der Indianer, S. 274; liebevolles Verhältnis zwischen den Gatten bei den Mincopies (Andamanen), S. 462; Urheimat des Menschen, S. 482; Intelligenz der Australier, S. 518; Botokude als Arzt, 519; Dualformen in der deutschen Sprache, S. 521; Schirmdächer, Windschirme, S. 592; Tauschverkehr in der Frühzeit der Technik, S. 683; Tasmanier als Hundefutter, S. 696; australische Ureinwohner und die Arbeit, *II, S. 119;* Philosophie der Chinesen, *S. 182;* Kannibalismus (Anthropophagie) *791;* Wesen der Indianer, *S. 809;* Meinung der Wilden über die Zivilisation, *S. 815.*
Peter der Große von Rußland, S. 691.
Petrucci, R., natürlicher Ursprung des Eigentums, S. 741 ff; Grundeigentum der Eskimos, S. 752.
Phidias, griechischer Bildhauer, *II, S. 276, 277.*
Philipp, König von Mazedonien, *II, S. 277, 657.*
Philipp II., von Spanien, II, S. 664.
Philon, griechischer Mechaniker, Anwendung der Dampfkraft, S. 640.
Picard, E., Bearbeitung von Grenzgebieten, S. 170.
Plato, Seele vor der Zeugung, S. 38; Erkenntnis der Außenwelt nur Schatten, S. 43; übersinnliche Welt, S. 63; Ding an sich, S. 75; Verwunderung Anfang der Weisheit, S. 82, und Kant, S. 91; Menschen sind Gefangene, S. 113; Kommunistischer Aristokrat, 158; das Schöne, S. 362; Kommunismus, S. 671; Schüler Sokrates, S. 816; Sklavenbesitzer fürchten nicht Sklaven, *II, S. 78;* Ausbeuter und Ausgebeutete, *S. 112;* Sparta als sein Idealstaat, *S. 133;* seine Her-

Digitized by Google

kunft, *S. 283;* der ewige Rausch, *S. 315;* Verherrlichung des Kommunismus, *S. 365.*
Plautus, Behandlung der Haussklaven, *II, S. 245.*
Plechanoff, Georg, Ueber historischen Materialismus, S. 14; sein Materialismus, S. 28, 41; Holbach und Helvetius, S. 581; Rolle der großen Flüsse, *II, S. 209.*
Plinius, Erfindung des Glases, S. 635; Ausfuhr von Edelmetallen nach Indien, *II, S. 199;* Ausbeute der spanischen Silberminen, *S. 355.*
Plutarch, Ansichten über Handwerker und Künstler, *II, S. 277;* Biographien hervorragender Männer, *S. 660.*
Pöhlmann, Sozialismus im alten Griechenland, *II, S. 366.*
Polo, Marco, Straßenwesen im Mongolenreiche, *II, S. 158.*
Polyklet, griechischer Bildhauer, *II, S. 276, 277.*
Pompeckj, Gleiche Umwelt wirkt auf jede Art anders, S. 188.
Pompejus, II, S. 687.
Porter, Zahl der Unterstützten Armen in England, *II, S. 541.*
Post, Ab. Herm., Unterschiedsloser Geschlechtsverkehr der Urmenschen, S. 317.
Praxiteles, griechischer Bildhauer, *II, S. 276.*
Preisigke, Fr., Bureaukratie in Aegypten, *II, S. 297.*
Preuß, R. Th., geistige Kultur der Naturvölker, S. 519.
Proudhon, II, S. 725.
Prschewalsky, Chinesen und die Nomaden der Mongolei, *II, S. 104.*
Ptolomäus, Claudius, Indisches Aethiopien, S. 482;
Pythagoras, Zahl als Ding an sich, S. 75; hinterließ nichts Schriftliches, *II, S. 178;* Lehrsatz, *S. 708.*

Q

Quesnay, Landwirtschaft und Industrie, *II, S. 551.*

R

Rafael, blüht zu Luthers Zeit, S. 394.
Ranke, Joh., Arbeitsteilung zwischen vorderen und hinteren Extremitäten, S. 205; goldener Schnitt, S. 369.
Rappoport, Charles, versöhnt Marx mit Lawroff, S. 14.
Ratzel, Voltaire über die Chinesen, S. 547; über die Chinesen, S. 547, 548, 549; Anthropogeographie, S. 576; Nahrung der Hottentotten, S. 603; Grabstock der Australier, S. 606, 618; Zähmung von Tieren, S. 677, 678; erste Tauschmittel, S. 681; Russen Waldbekämpfer, S. 693; Ueberlegenheit Nordeuropas — Feuersteine, 693, 694; Langhäuser der Indianer, S. 764; „Völkerkunde", zur Staatsauffassung, *II, S. 89, 212;* ansässige Ackerbauer, S. 98; Nomaden, *S. 100, 102, 104, 107, 119, 137, 167;* Arbeitsteilung der Turkmenen, *S. 117;* nomadische Kurden, *S. 137;* Kulturstufen, *S. 251;* Lundareich, *S. 270, 301;* die reinlichen Polynesier, *S. 799.*
Reichenow, Familienleben der Menschenaffen, S. 315, 591; Nestbau der Gorillas, S. 591.
Rhys-Davids, T. W., Persönlichkeit und Lehre Buddhas, S. 668.
Ricardo, Arbeitswerttheorie, S. 10, 11, *II, 373, 681, 682, 683, 737.*
Ripley, W. Z., die europäischen Menschenrassen, S. 499.
Rjazanov, S. 23, 839, 885, *II, 52, 93, 829.*
Robertson, T. M., Voltaire über die Chinesen, S. 547; Anwendung der Rassentheorie in der Geschichte, S. 553, 554; ökonomische Theorie der Geschichte, S. 554; Cäsars Feldzüge waren Raubzüge, *II, S. 167;* Zivilisation u. ihr Verfall, *S. 250, 261, 262;* Grundbesitz und Kirche, *S. 295;* Seefischerei und Seeräuberei der Angelsachsen, *328;* Bischöfe und ihre christlichen Sklaven, *S. 390.*
Robespierre, II, S. 658.
Robison, Mitarbeiter von James Watt, S. 644.
Rodbertus, II, S. 725; Ausbeutung und Teilung der Arbeit, *S. 90;* Einfluß auf Lassalle, *S. 641;* Ausnützung der Mehrwerttheorie, *S. 754.*
Rohlfs, Macht der Sultane in Afrika, S. 459, 460.
Roscher, Kinder- und Bummlersinn der Wilden, S. 449; Geld eine angenehme Ware, *II, S. 190;* Wilde — Proletarier des Urwalds, *S. 795.*

Digitized by Google

Rose Cowper, Vorurteile der Menschen, *II, S. 814.*
Rousseau, J. J., der Mensch am besten im Naturzustand, S. 242, 475, 670; Lehre vom Gesellschaftsvertrag, S. 442; Rückkehr zum Naturzustand, S. 670; Entstehung des Eigentums, S. 757, 758; Zivilisation und ihr Verfall, *II, S. 260;* Aufklärung, *S. 708;* zurück zur Natur, *S. 818.*
Ruskin, S. 541.
Russell Bertrand, Definition der material. Geschichtsauffassung, S. 4; für Freud gegen Marx, S. 340, 341;

S

St. Simon, Neues Christentum, 670, 671; die Ueberflüssigen im Staate, *II, S. 239.*
Salomon, Hohes Lied, S. 369.
Salvioli, Wuchergeschäfte im alten Rom, *II, S. 165.*
Sanielevici, Henry, Uebergang des Affenmenschen z. Menschen, 202; Urheimat des Menschen, S. 482.
Sauter, Absetzung eines Leitaffen, S. 268.
Savage, Menschenaffen Pflanzenfresser, S. 228; Konzert der schwarzen Schimpansen, S. 375.
Savery Thomas, Erfindung einer Dampfmaschine, S. 643.
Schäffle, gesellschaftliche Organisation — Organismus, S. 264.
Schapper, Führer der Minderheit im Bund der Kommunisten, Herrschaft des Proletariats, *II, S. 729.*
Schaxel, Julius, Abänderung und Anpassung, S. 405; gegen d. Theorie beständigen Fortschritts, S. 412; Darwinismus u. Marxismus, S. 878.
Scherr, Johannes, nennt Lukianos den Voltaire der römischen Kaiserzeit, *II, S. 276.*
Schiller, Friedr., und Kant, S. 63; engelhaft — englisch, S. 94; Wirkung auf die Zeitgenossen, S. 380; Ableitung der Kunst vom Spiel, S. 382; Mann, Hausfrau, S. 533, 534; Goethe über ihn, S. 800; Thersites, *II, S. 333;* Pöhlmann verwechselt ihn mit Goethe, *S. 366;* Wissenschaft als Melkkuh, *S. 464.*
Schillings, Paviane, S. 316.
Schippel, Max, II, S. 521.
Schmidt, Conrad, Abhängigkeit d. Gedanken, S. 867.
Schneider, G. H., Streben nach Glückseligkeit, S. 222, 223.
Schoolcraft, Henry, indianischer Aberglaube, S. 298.
Schopenhauer, Arthur, Egoismus, S. 225; Ansehen nach seinem Tode, S. 380.
Schwarz, Berthold, Erfinder des Schießpulvers, S. 635.
Sclater, britischer Zoologe, Lemuria, S. 482.
Scott, Walter, Schotten und Juden, *II, S. 169.*
Seber, Max, Verschiedene Rassen reagieren verschieden a. gleichen Reiz, S. 187.
Secchi, Jesuitenpater Angelo (1818—1878), Astronom, *II, S. 40.*
Seeck, Otto, Bedeutung des römischen Rechts, S. 544; Landwirtschaft der Germanen, *II, S. 113;* Stämme der Germanen, *S. 129;* Aufstand unter Theodosius, *305;* Entartung der Rasse, *S. 360, 364;* Kolonen, *S. 360, 361;* Bevölkerung Roms, *S. 362.*
Semon, Vererbung, S. 173.
Septimius, Severus, Kaiser, *II, S. 362.*
Shakespeare, Othello, S. 516; Reichtum seines Wortschatzes, S. 526; Uebersetzung von Schlegel-Tieck, S. 541; über das Gold in „Timon von Athen", *II, S. 202.*
Shaw, Bernard, S. 541; Züchtung v. Uebermenschen, *II, S. 859.*
Sismondi, Eigentum d. schottischen Clans, S. 764; Krisen, *II, S. 543;* fortschreitende Akkumulation, *546.*
Smith, Adam, Egoismus und Sympathie, S. 5; Kapitalprofit, *II, 12;* Arbeitsteilung, *S. 19, 20;* Lage d. Arbeiter in China, *S. 248;* Zeitgenosse Benjamin Franklin, 586.
Sokolowsky, Dr. Alex, Steppen- u. Wüstenbewohner intelligenter als Waldtiere, S. 584; Nestbau der menschenähnlichen Affen, S. 589; Trieb zum Nestbau, S. 590, 591; das Graben der Gorillas, S. 601.
Sokrates, kein Interesse an Natur, S. 42; idealistische Philosophie, S. 43; sein Dämon, S. 91, 306; Individualist, S. 158; schrieb seine Lehren nicht nieder, 816, *II, 178;* Ansichten über die Handwerker (Banausen), *S. 275;* seine Lebensweise, *S. 283;* am Trinken nichts auszusetzen, *S. 315.*
Solon, Weiser und Krieger, S. 159; *II, S. 341, 369.*

Digitized by Google

Sombart, Professor Werner, Rechtfertigung des Krieges, S. 509, 510; Herrenvölker, S. 510; englischer Nationalcharakter, S. 540 ff.; einzelne Volkswirtschaften, S. 735; Gesetzmäßigkeit bei Marx, *II, S. 678, 683.*
Somlo, F., Tauschartikel der Urvölker, 683, 684; Steinmesser, 685.
Sophokles, über das Geld in „Antigone", *II, S. 202;* Thersites, *S. 332, 333.*
Spencer, Herbert, Primitive Mensch vereinzelt, S. 243; gesellschaftliche Organisation — Organismus, S. 264; unterschiedsloser Geschlechtsverkehr d. Urmenschen, S. 317; Exogamie, S. 343; Aufbau der modernen Ethik, S. 440; steht auf demselben Boden wie Rousseau, S. 442; soziales Leben 443 ff.; Mexikaner — Naturvolk, S. 445; Furcht ein sozialer Faktor, S. 457; bei den Wilden die Weiber keine Rechte, S. 461; Robertson, S. 554; Anziehung und Abstoßung bei den Urmenschen, S. 713, 714; Egoismus und Altruismus, S. 714, 715; Verarmung eines Volkes Nachteil für andere, S. 718; Positivismus, *II, S. 684;* Folge der Kultur — Verfeinerung des moralischen Empfindens, *S. 780;* Heitere Gemütsstimmung der Wilden, *S. 811, 812;* Veränderung des Stoffes bei Abkühlung des Gasnebels, *S. 829.*
Spiegel, Befähigung der Semiten, S. 550.
Stahl, Friedrich, Führer der preußischen Junker, *II, S. 488.*
Stammler, Rudolf, Soziales Leben durch Regeln herbeigeführt, 244, 265, 271; materialistische Geschichtsauffassung, S. 833.
Stansbury, Kapitän, blinder Pelikan wird von seinen Genossen gefüttert, S. 435.
Starkenburg, Heinz, S. 831; Brief v. Engels über große Männer, *II, S. 703.*
Steffens, Lincoln, „Moses in Red" (Lenin), *II, S. 684.*
Stein, Heinrich, Herausgeber von Herodots Schriften Straßen in Persien, *II, S. 158.*
Steinen, Karl v. d., Nacktheit der Wilden fällt nicht auf, S. 356; Kunst der Schinguindianer das Jägerleben entnommen, S. 384; Horden und Dörfer der Bakairi, S. 511; Grabstock der Bororo, S. 606; natürliche Werkzeuge der Naturvölker Brasiliens, S. 622, 623; Brände, ihre Ursachen und ihre Folgen, S. 628; Feuererzeugung, S. 630 ff; Fischer, Jäger, Ackerbauer, S. 677; Steinbeil als Einfuhrartikel, S. 683; kein Streit um Wild usw. bei den Bororo, S. 747; Sitten der Bakairi (Brasilien), *II, S. 790, 809, 811, 818.*
Steinthal, Dualformen in der deutschen Sprache, S. 521.
Steller, Bären auf Kamtschatka gutmütig, S. 228; Weiberherrschaft bei d. Itälmenen in Kamtschatka, S. 325.
Stephenson, George, Erfinder der Lokomotive, S. 651; Bau der Eisenbahn Stockton - Darlington (1862—1829), S. 653; seine Lokomotive „Rocket" mit Röhrenkessel, S. 654; Lokomotive, *II, 708.*
Stieve, H., Umwelt und Lebewesen, S. 175; Umwelt gleich anorganische Umwelt, S. 402; Mechanismus der Anpassung, S. 416 ff.
Stirner, Max, der Einzige und sein Eigentum, S. 800.
Strachey, J., Marxismus eine Wissenschaft oder eine Religion, *II, S. 691.*
Strauss, David Fr., sind wir noch Christen, S. 819.
Strindberg, S. 63.
Sueton, über Cäsar, *II, S. 686.*
Swientochowski, Dr. Alexander, Entstehung der Moralgesetze, 426.

T

Tacitus, Landwirtschaft der Germanen, *II, S. 113, 138;* Aristokratische Geschichtsschreibung, *S. 282.*
Terentius, Behandlung der Hausklaven, *II, S. 245.*
Tertullianus, Credo quia absurdum, S. 299.
Thales, Philosoph, hinterließ nichts Schriftliches, *II, S. 178.*
Themistokles, S. 159; *II, S. 171, 244, 668;* nimmt Bestechungsgelder, *S. 343;* Ostrazismus, *S. 452.*
Theodosius, Vorgehen gegen das Volk, *II, S. 305.*

Digitized by Google

Theramenes, Staatsmann Athens, *II, S. 648.*
Thersites, II, S. 332.
Thomas, Victor, über Dietzgen, 28.
Thukydides, Historiker, Flucht des Themistokles, *II, S. 171;* Aristokratische Geschichtsschreibung, *S. 282;* peloponesischer Krieg, *S. 341;* Geschehnisse wiederholen sich, *S. 656, 657.*
Toller, Maschinenstürmer, *II, S. 507.*
Torrens, Oberst, S. 744.
Trevithik, erste schwere Lokomotive, S. 652.
Tribonianus, Kodifizierung des römischen Rechtes, S. 544.
Trivulzio, Marschall, Geld zum Kriegführen, *II, S. 190.*
Troeltsch, Ernst, über Leistung des Marxismus, S. 11; über Goethe, S. 539; Historismus, S. 558; Definition des Neuen, S. 657, 659 ff, 666, 672; Vorwurf gegen Kautsky, S. 661; Das Neue in d. Geschichte, S. 666; Geschichtswerke-Bilderbücher, *II, S. 665;* Sinn der Geschichte, *S. 759 ff;* Tante Makarie, *S. 761 ff.*
Trotzki, II, S. 685, 695.
Tschudi, J. J. v., Häuptling bei den Botokuden, S. 459; Jesuiten bei den Indianern Brasiliens, 466, 467; Behandlung der Indianer in Brasilien, 468 ff; Schieferaffen verfolgen Indianer, S. 612; Botokuden — Menschenfresser, *II, 792;* Vernichtungskrieg gegen d. Botokuden, *S. 793.*
Tschulok, S., Vererbung erworbener Eigenschaften, S. 173.
Turner, J. K., Proletariat in Mexiko, *II, S. 535.*
Tylor, Ethik. S. 440.

U

Ulpianus, römischer Jurist, S. 544.

V

Varus, Niederlage gegen Hermann d. Cherusker, *II, S. 139.*
Vico, Giambettista, Triebfeder des geschichtlichen Prozesses, *II, 673.*
Voltaire, Fr. M., gegen Materialismus, S. 39; über die Chinesen, S. 547; „Candide", S. 670, 881 ff; Scherr vergleicht Lukianos mit ihm, *II, S. 276;* Aufklärung, *S. 708.*
Vorländer, Karl, über Marx u. Kant, S. 14, 65; Herkunft Heraklits, *II, S. 281.*

W

Wachsmuth, Bevölkerung von Spanien, *II, S. 215;* die Araber über die unreinen Christen, *S. 219;* Minnesang, *S. 279.*
Wagner, Moriz, Urheimat des Menschen, S. 481, 482.
Wagner, Richard, Anhänger Gobineaus, S. 504.
Waitz, Theodor, Kommunismus bei den Amakosa-Kaffern, S. 449; Kommunismus der Produktion bei den Wilden, S. 449, 450; Land der Indianer unverkäuflich, S. 450, 451; Familienverhältnisse bei den Indianern, S. 464; Milde der Indianer, *II, S. 789;* Gesundheitszustand der Naturvölker, *S. 795;* Zufriedenheit, *S. 814.*
Wallace, Alfred Russel, Orang-Utan, S. 204; günstige Eigenschaften im Kampfe ums Dasein, S. 255; Urheimat des Menschen, S. 481; der malaiische Archipel, S. 490 ff.; Papuas und Neger, S. 492, 493; Papuas und Malaien, S. 537, 538; Malaien und Europäer, S. 537; Lagerstätte der Orang-Utans, S. 589, 590, Baumleben des Urang-Utans, S. 601; Waffen der Orang-Utans, 611, 612; Menschenaffen und ihre Gegner, S. 614; Engels über ihn, S. 886.
Warren, E. de, Wasserbauten in Indien, *II, S. 223.*
Wasman, Jesuit Erich, Ameisenforscher, *II, S. 40, 758.*
Watt, James, Erfindung der Dampfmaschine, S. 639, 644, 645.
Weber, Max, Rassengeruch der Neger, S. 515; wirtschaftliches Handeln, S. 726; Sklavenausbeutung, *II, S. 79;* Bildung des Staates, *S. 90;* Handelsmonopol der Häuptlinge, *S. 161;* Entwicklung des Handels, *S. 162;* Viehleihe bei den Nomaden, *S. 166;* Entwicklungsgang des Geldes, *S. 190, 192;* Schatzbildung, *S. 194;* Unfreiheit der Städte im Orient, *S. 305;* Schiffsbesitz der Griechen, *S. 329;* Entstehung der Stadt, *S. 330;* Hellenische Städte — ständige Kriegslager, *S. 336;* militärische Disziplin und Demokratie, *S. 337;* Handel und Wucher mit den verschieden-

Digitized by Google

sten Produktionsweisen vereinbar, *S. 374*; Kapitalismus, *S. 374 ff., 385 ff., 415*; freie Arbeit, *S. 375*; Geist des Kapitalismus Produkt der Religion, *S. 385 ff.*; Calvinismus und Kapitalismus, *S. 387; 408 ff.*; Profit und Frömmigkeit, *S. 410 ff.*; Moskau, *S. 434*; Charisma, *S. 480, 485, 489*.

Weber-Baldamus, Rechtswissenschaft der Römer, S. 544, 545.

Weismann, A., Unsterblichkeit der Keimzellen, S. 84; Religion und sozialer Fortschritt, S. 555, 556.

Weitling, Wilhelm, S. 674; *II, S. 470, 725*.

Wells, G. H., S. 554; Kindheit des Menschengeschlechts, S. 695; Teutonen, S. 697; Ausbeutung, *II, 350*; Aufstieg des Menschengeschlechts, *S. 767, 768*.

Wesenberg, Kommunismus bei den Samoanern, S. 447.

Wesley, John, Methodistenführer, Reichtum und Religiosität, *II, 412*.

Westermarck, Ursachen des Verbots der Verwandtenehen, S. 334.

Weule, Prof. K., Stein als Nußknacker bei Affen, S. 607.

Wilhelm II. von Deutschland, II, 444, 573, 693, 694.

William Maurice, zur materialistischen Geschichtsauffassung, *II, 5*.

Willich, II, S. 729, 730.

Woltmann, Ludwig, über Marx und Kant, S. 14; über ökonomischen Materialismus, S. 19, 20; ökonomischer und biologischer Materialismus, S. 197; will Marx mit Kant und Houston Chamberlain versöhnen, S. 197; Kant und Darwin, S. 197.

Woytinsky, Bevölkerung des römischen Weltreiches, *II, S. 503*; Bevölkerungsdaten für Deutschland, *S. 521, 522*; Zahl der Westarier, *S. 529*; Sterblichkeit, *S. 804, 805*; Geburten und Sterbefälle, *S. 805*.

X

Xanthippe, Frau des Sokrates, *II, S. 283*.

Xanthippos, II, S. 341.

Xenophanes, II, S. 178.

Xenophon, über Sokrates, S. 42; Söldner, S. 158; Schüler Sokrates, S. 816; persische Hofbediente, *II, S. 291*; Rückzug der 10 000 Griechen, *S. 294, 322*; Wesen der Kriegführung, *S. 671*.

Z

Zeiss, Karl, II, S. 13.

Zeller, Ed., S. 42; Herkunft Heraklits, *II, S. 281*.

Zöller, H., witzelt über den samoanischen Kommunismus, S. 448; ein englischer Polizeioffizier veranstaltet Jagden auf Neger, S. 472.

Zöllner, K. F., Physiker u. Spiritist, S. 886.

Zwingli, S. 827; gegen die Papstherrschaft, *II, S. 387*.

Digitized by Google

Sachregister

Die schrägstehenden Ziffern, die der *II* folgen, bezeichnen die Seitenzahlen des zweiten Bandes.

A

Absolutismus (siehe Monarchie).

Abstammung (siehe auch Vererbung des Menschen): S. 200, 480.

Ackerbau: Graben seine Vorbereitung, S. 606; Flurzwang u. Fruchtfolge, S. 776; in den großen Flußstädten Asiens und Nordafrikas, *II, S. 95;* Seßhaftigkeit, *S. 96;* künstliche Bewässerung, *S. 97;* wird Männerarbeit, *S. 97;* Scheu vor Blutvergießen, *S 98;* Gegensatz zu Nomaden, *S. 104;* Grundlage des Staates, *S. 108;* Verteidigungsmöglichkeiten gegen Nomaden, *S. 110;* Tausch und Nomaden, *S. 110;* Tribut an Nomaden, *S. 111;* muß Ueberschüsse über Erhaltung der Bebauer abwerfen, um Staat möglich zu machen, *S. 113;* gemeinsam, *S. 153;* drängt zum Privateigentum am Boden, *S. 154.*

Adel: II, S. 40, 70; bewahrt Psyche des Nomaden, *S. 119;* Häuptlinge unterjochter Stämme, *S. 270;* entwickelt sich aus Demokratie des herrschenden Stammes, *S. 272;* Kriegsadel, *S. 273;* verachtet Kaufmann, *S. 274;* verachtet berufsmäßige Ausübung der Kunst, *S. 276;* Minnesang, *S. 279;* in der antiken Philosophie, *S. 281;* Geschichtsschreibung, *S. 281;* Ethik. *S. 282;* Krieg und Herrschertätigkeit Hauptberuf, *S. 283;* manche Organisationen von Intellektuellen erlangen ebenbürtige Stellung, *S. 284;* König von ihm abhängig, *S. 289;* wird König unter Umständen unangenehm, *S. 291;* Insurrektionen und Palastrevolutionen, *S. 309;* Grundbesitz in Griechenland seine Basis, *S. 329;* stürzt in Griechenland Königtum, *S. 333;* Tendenz, an Zahl abzunehmen, *S. 335;* Stellung in griechischer Demokratie, *S. 340;* Sparta aristokratische Vormacht, *S. 347;* Ansiedlung im Mittelalter, *S. 391;* Klassenkampf gegen Bürgerschaft, *S. 393;* Verfall infolge Geldwirtschaft, *S. 424;* Hofadel, *S. 424.*

Affe, Affenmensch, S. 200; Nestbau des Menschenaffen, S. 207; Menschenaffen Pflanzenfresser, S. 228; polygam, S. 314; Eifersucht, 318; Gesang der Brüllaffen, S. 373; Abstammung d. Menschenrassen von einer od. mehreren Arten, 480/483; Heimat des Affenmenschen, 481; Einfluß des Milieuwechsels auf Affenmenschen, S. 584; Intelligenz der Menschenaffen, S. 585; Nestbau der Affenmenschen, S. 589; Graben, S. 601; Nahrung, S. 605; Stein als Werkzeug, S. 607; Werfen zur Abwehr, S. 610; Miteinanderarbeiten, S. 707; Besitz, 744.

Agrarpolitik: hat bisher nur Bruttoprodukt, nicht Arbeitsaufwand beachtet, S. 529; innere Kolonisation, S. 530.

Aegypten: Verkehr mit Kleinasien vermittelt fremde Religionen. S. 41; Verfall nach römischer Eroberung, S. 50; Heimat der Astronomie, S. 85; Ständeteilung, S. 156; Priesterkaste, *II, S. 115;* Schrift, *S. 174;* Geldwesen, *S. 186;* Bergwerke, *S. 197;* Bewässerungsanlagen und Staatengründung. *S. 208, 210;* Bauten, *S. 226;* Bureaukratie, *S. 297;* Revolution, *S. 311.*

Akkumulation: ursprüngliche, *II. S. 91, 381;* von Geld, *190;* Askese. Handel, Wucher, Kolonialplünderung, *S. 417;* immer rascheres Tempo, *S. 418;* ihre Schranken. *S. 546;* in der Landwirtschaft. *S. 553;* muß sich nicht in denselben Produktionszweigen vollziehen, in denen Mehrwert erzeugt worden, *S. 556;* und Bevölkerung, *S. 557;* angebliche Aussichtslosigkeit des Sozialismus bei schrankenloser A., *S. 560;* Vermehrung des Volksvermögens, *S. 573.*

Aktienwesen: II, S. 467, 576.

Alexandrien: löst Athen als Handelszentrum ab, S. 50; Zentrum der Philosophie, S. 50.

Digitized by Google

Alkohol: II, S. 315, 502.
Allesfresser: ihre Psyche, S. 227.
Altruismus: S. 245, 714.
Anarchisten: II, S. 604.
Animismus: und Kausalität, S. 125.
Anpassung: Synthese von Ich und Umwelt, S. 401; an neue Lebensbedingungen Fortschritt, S. 406; kein allgemeines Gesetz, S. 407; passive, S. 407; aktive, S. 412; Umbildung von Organen, S. 413; beim Menschen, S. 487, 795; der Gedanken an Umwelt, 866; passive bei Pflanzen, aktive bei Tieren, Schaffung künstl. Organe beim Menschen, *II, 631;* nach erreichter keine weitere Entwicklung, *S. 826.*
Anthropogeographie: vermag historischen Prozeß nicht zu erklären, S. 576.
Antinomien: S. 30; zwischen Notwendigkeit und Freiheit, S. 94.
Araber: übernehmen griechisches Wissen, S. 51; Kulturelle Schöpfungen, S. 546; Naturwissenschaften, S. 575; Staatengründung und Wasserbauten, *II, S. 213;* Kämpfe in Spanien, *S. 219;* Städtegründung, *S. 229.*
Arbeit: Unterschied zwischen Menschen und Affen, S. 253; mit Sprache in unlösbarem Zusammenhang, S. 599; miteinander und füreinander, S. 707; Füreinanderarbeiten stärkt Egoismus, S. 721; nur gesellschaftliche Objekt der politischen Oekonomie, S. 725; stoffliche und gesellschaftliche Seite, S. 737; durch Großbetrieb degradiert, *II, S. 35;* Wechsel während der Arbeitszeit, *S. 36;* Zwangsarbeit behandelt Arbeitsmittel roh, *S. 240;* freie und Kapitalismus, *375;* in d. Industrie, *376.*
Arbeiter freier (s. a. Proletariat): lebt im Altertum vom Ausbeuten des Landes, *II, S. 240;* erreicht im Altertum höchsten Grad von Kunstfertigkeit, *S. 241;* in Griechenland, *S. 345;* Besitzlosigkeit, *S. 376;* von Produktionsmitteln getrennt, *S. 383;* Charakteristikum der kapitalistischen Produktionsweise, *S. 384;* Produktivkraft, *S. 501;* Verelendung, *S. 502;* ihr Widerstand wehrt Verelendung ab, *S. 504;* gelernte und ungelernte, *S. 508;* ihre Zahl, *S. 521.*
Arbeiterschutz: II, S. 518.
Arbeitsteilung: zwischen den Organen, S. 145; führt zur Differenzierung der Gesellschaft, S. 289; und Ehe, S. 321; gestaltet Tätigkeit einförmiger, S. 526; steigert Produktivität, S. 526; Einfluß der Klassenbildung, S. 526; unter Werkzeugen und Menschen, S. 710; Berufsscheidung, *II, S. 19;* Tausch, *S. 19;* alte soll verschwinden, *S. 32;* Technik schafft Bedingungen für neue, *S. 36;* infolge Entstehung der Sklaverei, *S. 74;* und Ausbeutung, *S. 90;* zwischen Stämmen, *S. 91;* im Staate, *S. 114;* von Geld vorläufig abhängig, *S. 203.*
Arbeitszeit: Verkürzung, *II, 35, 516;* Achtstundentag, *S. 36, 329.*
Aristokratie (siehe Adel).
Armee (siehe Krieg).
Armengesetzgebung, II, S. 414.
Art (siehe auch Vererbung): Erhaltung, S. 307; Fortpflanzungstrieb, S. 307.
Asien: Heimat des Urmenschen, 482.
Askese: II, 321, 404; ökonomisch revolutionärer Faktor, *S. 405;* kleinbürgerlicher Geist, *S. 409.*
Assyrien: Feindschaft gegen Babylonien, *II, S. 142.*
Aesthetik (siehe Schönheit).
Athen: Entwicklung infolge Perserkriegen, S. 42; von Alexandrien abgelöst, S. 50; kulturelle Schöpfungen, S. 545; Einrichtung einer Sklavenpolizei, *II, S. 70;* Zahl der Sklaven, *S. 77;* Schlacht bei Marathon, *S. 134;* Aufstieg u. Abstieg durch Krieg, *S. 245;* vom Umfang Attikas unabhängig, *S. 350;* Vormacht der Demokratie, *S. 347;* Stellung der Bundesgenossen, *347.*
Atome: S. 30, 44.
Ausbeutung: und Arbeitsteilung, *II, S. 90;* durch Tributzahlungen, *S. 111;* Staat ihre höchste Form, *S. 123;* wächst, *S. 573.*
Azteken: II, S. 94.

B

Babylonien: Verkehr mit Kleinasien vermittelt fremde Religionen, S. 41; Heimat der Astronomie, S. 85; Feindschaft gegen Assyrien, *II, 142;* Städtebefestigung, *S. 230;* Prostitution, *S. 318.*
Barbarei: II, S. 6, 251.

Digitized by Google

Bauern: im Feudalismus durch Kriegsdienst bedrückt, S. 856; Gewalthaufen freier B., S. 857; leben ohne Ausbeutung fremder Arbeit, *II, S. 16;* bekommen Klassenbewußtsein, *S. 16;* nicht einseitig, *S. 34;* durch Krieg verschuldet, *S. 118,* Schöpfer von Mehrprodukt, *S. 119;* Ansiedlung an den Grenzen, *S. 139;* Verschuldung, *S. 164;* durch Geldwirtschaft gesteigert, *S. 201;* erhalten Stadt, *S. 238;* Ausbeutung durch Geld undurchsichtig gemacht, *S. 239;* durch Sklaven verdrängt, *S. 359;* von Produktionsmitteln getrennt, *S. 383;* Stadt ihr Zufluchtsort, *S. 398.*

Beamter: unter Naturalwirtschaft unabhängig, *II, S. 294;* in Geldwirtschaft vom König abhängig, *S. 296.*

Bedürfnis: von Umwelt abhängig, S. 808; vom Willen unabhängig, S. 810; mannigfacher Natur, S. 838.

Bergbau: II, S. 399; kapitalistischer Betrieb, *S. 400.*

Beruf: Scheidung, S. 711; nicht mit Klasse zu verwechseln, *II, S. 19;* Intellektuelle bilden den ersten, *S. 21;* Teilungen mit der Entwicklung, *S. 28;* Gegensätze, *S. 30;* Aufhebung unmöglich, *S. 32;* und Stand, *S. 39.*

Besitz: Gegensatz zu Eigentum, S. 742.

Bestechung: II, S. 308, 343.

Betriebsräte: II, S. 588.

Bevölkerung: Uebervölkerung als Anstoß der menschlichen Entwicklung, S. 577; Uebervölkerung bei Hirtenstämmen, *II, S. 125;* Zuwachs bei Nomaden und Ackerbauern, *S. 205;* ländlicher Ueberschuß zieht in Stadt, *S. 234;* Entvölkerung Italiens und Griechenlands, *S. 246;* Roms, *S. 362;* Akkumulation, *S. 557;* Geburtenbeschränkung, *S. 558.*

Bewässerungsanlagen: am Nil und in Mesopotamien, S. 784, *II, 97;* infolge Bevölkerungszuwachses, *S. 205;* Kanalbauten und Staudämme, *S. 206;* gehen über Kraft kleiner Gemeinwesen hinaus, *S. 207;* Beziehung zur Staatsgründung, *S. 208;* Staatsgewalt erhält sie, *S. 213;* Türken lassen sie verfallen, *S. 218.*

Bewußtsein: und gesellschaftliches Sein, S. 21; des Ich, S. 248; Inhalt und Form, S. 249, der Individuen, S. 250, der Tiere, S. 251; gesellschaftliches, S. 260.

Biber: S. 269, 588, 708, 743.

Bienen: solitäre und soziale, S. 257; Staaten, S. 264.

Boden: Beschaffenheit von Einfluß auf Entwicklung, S. 676; Wechsel ihrer Bedeutung, S. 691.

Bolschewismus: behauptet Verfälschung Marxscher Ideen, S. 674; übersieht ökonomische Gesetze, S. 877; und Demokratie, *II, S. 445;* Partei, Presse, Vertretungskörper, *S. 470.*

Botokuden: Menschenfresser, *II, S. 792.*

Buchdruck: II, S. 653.

Bureaukratie: II, S. 459; unter Diktatur übermächtig, *S. 471;* Mandarinentum, *S. 479;* Intellektuelle, *S. 488.*

Burg (siehe Stadt).

Bürgertum: städtisches im Mittelalter, S. 393.

C

Calvinismus: S. 827, *II, 387;* Sekten, *S. 407.*

Charisma: II, S. 480.

China: Konservatismus, S. 547; Unterschied zwischen Hirten und Ackerbauern, *II, S. 104;* Philosophie, *S. 182;* Staatsgründung u. Bewässerungsanlagen, *210;* eigene Wege der Geschichte, *S. 247;* Entwicklung des Proletariats und der Demokratie, *S. 531.*

Christentum: Heilige und Engel, S. 33; Ergebnis eines Synkretismus, S. 304; Urchristentum Vorbild des Sozialismus, S. 670; als Beispiel für Aufkommen neuer Ideen, S. 819; historische Bedingungen, S. 820; Stellung der Freidenker, S. 821; als herrschende Religion, S. 822; im Zeitalter der Kreuzzüge beginnt Konflikt mit neuen Ideen, S. 825; Reformation, S. 826; Calvinismus, S. 827; Entwicklung in England und Frankreich, S. 828; Sozialismus, S. 829; Wandlungsfähigkeit, S. 830; und Sklaverei, *II, S. 80;* verdrängt Priesterkasten, *S. 115;* Zukunftsstaat der versinkenden Antike,

Digitized by Google

S. 320; Bureaukratie, *S. 372;* geistige und organisatorische Einheit, *S. 372;* u. Germanen, *S. 389;* und Sklaverei, *390;* Askese, *404;* Sekten, *S. 406.*

D

Deismus: S. 34.
Demagogie, II, S. 342.
Demokratie: Republik, *II, S. 55, 57;* urwüchsige schließt Verwendung des Reichtums zur Ausbeutung Aermerer aus, *S. 72;* der Besiegten, *S. 265;* durch Staatsbildung unterdrückt, *S. 271;* des herrschenden Stammes, ein Mittel der Unterdrückung, *S. 271;* wird zur Aristokratie, *S. 272;* griechische beruht auf Heeresverfassung, *S. 357;* Boden für Klassenkampf, *S. 359;* hebt Klassenteilung nicht auf, *S. 340;* Stellung des Adels, *S. 340;* Demagogie, *S. 342;* Bestechlichkeit, *S. 343;* Sklaverei ihre Grundlage, *S. 344;* Athen ihre Vormacht, *S. 347;* Ausbeutung der Bundesgenossen, *S. 347;* in der mittelalterlichen Stadt, *S. 394;* Kampf gegen Absolutismus, *S. 425;* Voraussetzung für ökonomischen Aufschwung, *S. 426;* Gleichheit aller vor dem Gesetz, *S. 427;* „formale" und „bürgerliche", *S. 428;* Wehrhaftigkeit der Bevölkerung, *S. 430;* verschiedene Entwicklung in West- und Osteuropa, *S. 431;* Zurücktreten gewaltsamer Kampfmethoden, *S. 431;* Ausbeutung, *S. 432;* Kapitalismus mit ihr vereinbar, *S. 432;* Nationalstaat, *S. 442;* und Bolschewismus, *S. 445;* macht Staatsapparat umfangreicher, *S. 446;* allgemeine Wehrpflicht, *S. 448;* und Bureaukratie, *S. 460;* Parlamente, *S. 462;* Parteien, *S. 463;* Presse, *S. 463;* Berufspolitiker, *S. 464;* wachsender Einfluß der Arbeiterparteien, *S. 472;* Anwendung der Gewalt, *S. 473;* Charisma, *S. 480;* Gehalt für politische Arbeit, *S. 483;* und Proletariat, *S. 508;* allgemeines Wahlrecht, *S. 509;* und Humanität, *S. 565;* Umgestaltung des Staates, *S. 598;* Krise, *S. 599;* Gleichgewicht der Kräfte, *S. 599;* unersetzlich für Proletariat, *S. 601.*
Despotismus: orientalischer, *II, S. 90;* bei primitiven Stämmen, *S. 269;* „natürliche" Regierungsform im Orient, *S. 298;* Methoden der Unterdrückung von Unruhen, *S. 305.*
Deszendenztheorie (s. Vererbung).
Determinismus: ökonomischer, 13, 19.
Dialekt: wird zur Schriftsprache, *II, S. 583.*
Dialektik: muß Definition ergänzen, S. 26; im Sinne von Hegel und Marx-Engels, S. 129; Vervollkommnung, S. 136; als Triebkraft, nicht als Richtung aufzufassen, S. 140; in der gesellschaftlichen Entwicklung, S. 789; Geist nicht allein wirksam, S. 790; unvereinbar mit idealistischer Philosophie, S. 791.
Dienst: S. 738.
Diktatur: des Proletariats, *II, 469;* Uebermacht der Bureaukratie, *S. 471;* beseitigt nicht Beeinflussung des Staatsapparates durch Kapitalisten, *S. 472;* des Proletariats auf die Dauer unmöglich, *S. 531;* entsteht aus Gleichgewicht der Kräfte, *S. 599;* kann sich nur in ökonomisch rückständigen Staaten länger halten, *S. 600;* im Kampf gegen sie treten alle Klassengegensätze zurück, *S. 601.*
Dynastie (siehe Monarchie).

E

Edelmetall (siehe Gold).
Egoismus: zur Erklärung der Ethik herangezogen, S. 39; als Triebfeder des Menschen, S. 225, 245; und Altruismus, S. 714; durch Füreinanderarbeiten gestärkt, 721.
Ehe: Einfluß der ökonomischen Interessen, S. 7; sexuelles Moment, S. 7; individuelle Geschlechtsliebe, S. 8; Polygamie oder Monogamie beim Urmenschen, S. 317; Eifersucht, S. 318, 350; Hetärismus, S. 318, vorehelicher Verkehr, S. 320, wirtschaftliche Gründe der geregelten Ehe, S. 321; Uebergewicht der Frauen, S. 325; Einfluß der Viehzüchtung, S. 326; Ackerbau, S. 327; Interesse am Nachwuchs, S. 328; Tötung unehelicher Kinder, S. 328; schwächlicher Kinder, S. 329; Heiligkeit, S. 329; **Verbot der Ehe außer-**

Digitized by Google

halb d. Altersklasse, S. 331; innerhalb der Verwandtschaftsorganisation, S. 333; Trieb zur Blutschande (Freud), S. 334; Empörung der Söhne gegen den Vater, S. 336; Schaffung des Totems, S. 338; Frauenraub, S. 341; Schäden der Inzucht, S. 342; Vorteile der Kreuzung, S. 345; öffentliche Begattung, S. 350; Heimlichkeit des Liebeslebens, S. 351; Begattung und Mutterschaft, S. 353; Verbote, S. 849.

Eigentum: beeinflußt Produktionsweise, S. 741; Gegensatz zu Besitz, S. 742; bedarf der gesellschaftlichen Sanktion, S. 742; fehlt bei Tieren, S. 743; beim Urmenschen, S. 744; an Werkzeugen, S. 746; Beuteverteilung, S. 747; Gleichmäßigkeit im Interesse der Gesellschaft, S. 748; Erbrecht, S. 750; Grundeigentum, S. 751; Anschauung des 18. Jahrhunderts über seine Entstehung, S. 758; Aenderung bei den Romantikern, S. 758; Gemeineigentum überwiegt in der Urzeit privates, S. 763; nebeneinander entstanden, S. 765; heilig, S. 771; konservativ, S. 774; Widersprüche in seiner Organisation, S. 775; Flurzwang hindert moderne Methoden, S. 776; erzeugt Konflikte, S. 778; hängt ab von gesellschaftlicher Zweckmäßigkeit, Tradition und Machtverhältnissen der sozialen Gruppen, S. 779; von materiellen Produktionsbedingungen abhängig, S. 810; Gemeineigentum, *II, 3;* schließt Klassenherrschaft nicht aus, *S. 4;* Einfluß des Staates, *151;* verschiedene Arten von Gemein- und privatem E., *S. 152;* Ackerbau drängt zu privatem, *S. 154;* privates und Geld, *S. 190.*

Eisen: Verarbeitung, *II, S. 235.*

Eisenbahnen: II, S. 450, 553.

Eiszeiten: nötigen Urmenschen zu Wanderungen, S. 482; Zahl, S. 484.

Empirismus: S. 885.

Engländer: Nationalcharakter, 540; in Indien, *II, S. 38, 200, 222;* ursprünglich keine Seefahrer, *S. 327.*

Entropie: II, S. 749.

Entwicklung (siehe auch Vererbung): dialektische kein Kreislauf, S. 130; hängt mit Vererbung zusammen, S. 171; revolutionäre und konservative Perioden, S. 195; ihre Gesetze nur durch Massenbeobachtung zu erforschen, S. 196. Fortschritt von einfacheren zu komplizierteren Formen, S. 410; ohne Sprünge, S. 417; Mutationen, S. 418; niedere und höhere Formen, *II, S. 825;* Zielstrebigkeit, *S. 826;* endlose zu höheren Formen undenkbar, *S. 827;* im Sonnensystem, *S. 829;* auf der Erde, *S. 830,* größere Mannigfaltigkeit muß nicht Fortschritt sein, *S. 834;* zunehmende Eintönigkeit, *S. 835.*

Erblichkeit: II, S. 68, 295.

Erbrecht: S. 750.

Erfahrung: liefert Forschungsprinzipien, S. 24; Quelle der Erkenntnis, S. 53; ihre Grenzen von Kant überschritten, S. 61; bedingt mathematische Erkenntnisse, S. 68; Gegensatz z. Metapysik, S. 73, 74; erst durch Kategorien ermöglicht, S. 80.

Erfindung: Ergebnis langer Entwicklung, S. 635, 654; Dampfmaschine, S. 639; kein Werk eines einmaligen Zufalls, S. 653; Idee des Neuen aus dem Vorhandenen gewonnen, S. 657; soziale Wirkungen, S. 780; Spinnmaschine, S. 780.

Erkenntnis: Gesamtzusammenhang, S. 28; und Handeln, S. 35; aus reiner Vernunft nur Schein, S. 53; durch Natur des Erkenntnisvermögens bedingt, S. 53, 54; von Unterschieden u. Veränderungen möglich, S. 55; Sinne, S. 56; in sicherer Weise nur für den vergesellschafteten Menschen möglich, S. 57, durch technische Behelfe erweitert, S. 57; in ständigem Fortschritt begriffen, S. 58; existiert nicht absolut, S. 59; a priori, S. 67; Raum, S. 69; begrenzt und relativ, S. 74; Zeit, S. 75; Unterschied zwischen Begrenzung und Unmöglichkeit, S. 80; der menschlichen Vernunft, S. 92; u. Handeln, S. 110; ihre Grenzen und Wirklichkeit, S. 112; Sicherheit durch Praxis bewährt, S. 118; u. Wollen, S. 152; unabhängig vom Willen, S. 807; der Vergangenheit dient z. Erklärung der Gegenwart und Zukunft, *II, S. 639.*

Digitized by Google

Erotik (siehe Liebe).
Eskimo (s. Grönland).
Ethik: vom vormarxistischen Materialismus nicht erklärbar, S. 39, Entwicklung in Griechenland, S. 42; Altruismus und Egoismus, S. 714; und antike Aristokratie, *II, S. 282;* protestantische, *S. 411;* Pflicht und Ideal, *S. 717.*
Eunuchen: II, S. 296.
Euphorie: II, S. 794.
Euphrat: II, S. 94.
Experiment: verschafft Erkenntnis kausaler Zusammenhänge, S. 118, in Gesellschaft unmöglich, S. 663.

F

Familie: Produktion von Menschen, S. 843; abhängig von wirtschaftlicher Entwicklung, S. 843; dient ökonomischen und sexuellen Zwecken, S. 844; Blutbande von geringem Einfluß, S. 846; und Verwandtschaftsorganisation, S. 848.
Fascismus: II, 477.
Fatalismus: S. 85.
Feuer: S. 627; Entstehung und Wirkung auf den Menschen, S. 628; Erhaltung und Transport, S. 629; Braten u. Kochen, 629; Zunder, 631; Erzeugung durch Bohren, S. 631; Quelle der Unreinlichkeit, *II, 799.*
Feuerländer: Anpassungsfähigkeit, S. 487, 601.
Finanzkapital: in Verbindung mit Imperialismus, *II, S. 145;* Konzentration des Kapitals, *S. 576.*
Flechten: bei Nagetieren, S. 587; beim Menschen, S. 592; mit Graben zusammen älteste produktive Tätigkeit des Menschen, S. 593; mit Zweigen, später mit Gras, S. 596; Matte, S. 596; Korb, S. 597; Töpferei, S. 597; Fischfang, S. 598.
Fleischfresser: mordlustig, S. 227; Nahrung und Egoismus, S. 233; Kindesmord, S. 238.
Fortpflanzung: S. 307.
Fortschritt: Anpassung an neue Lebensbedingungen, S. 406; von einfacheren zu komplizierteren Formen, S. 410; und größere Mannigfaltigkeit, *II, S. 834;* des Wissens und der Technik, nicht der Ethik, *S. 843.*
Frankreich: Revolutionen stärken Staatsgewalt, *II, S. 54.*
Frau: Arbeitsteilung mit Mann, 322; Stellung in Ehe, S. 325; entwickelt Kunst, soweit sie mit Arbeit zusammenhängt, S. 383; durch technischen Fortschritt herabgedrückt, S. 533; Ansätze zu anderer Entwicklung im Kapitalismus, S. 534.
Freidenker: S. 821.
Freihandel: II, S. 579.
Freiheit: Gegensatz zur Notwendigkeit, S. 93; ihre Denkbarkeit, S. 96; und Sittengesetze, S. 97; und Notwendigkeit, S. 106; auch Durchführung des Sozialismus begrenzt, S. 108; Ziel der Geschichte, *II, S. 771;* nicht absolute Willkür, *S. 772;* als Gefühl, *S. 772;* eine quantitative Idee, *S. 773;* Fortschritte in den letzten Jahrhunderten, *773;* f. Geschichte d. Menschheit nicht zu konstatieren, *S. 775.*
Führer: II, S. 702.
Funktion: oder Kausalität, S. 119.

G

Gallien: S. 550.
Ganges: II, S. 94.
Geburtenbeschränkung, II, S. 558.
Gedächtnis: vermittelt Zeitgefühl, S. 76; ordnet Erfahrungen, S. 146; durch Kultur geschwächt, S. 527.
Gefolgschaft: II, S. 117, 292.
Gehirn: variables Organ, S. 422; Entwicklung, *II, S. 832, 840.*
Geist: und Materie, S. 30; Phantasie wächst rascher als Abstraktionskraft, S. 31; Mittelpunkt d. Welt, S. 35; und Seele, S. 37; und Atome, S. 44; z. T. Abhängigkeit vom Gehirn nachgewiesen, 45; vom Idealismus außerhalb des Zusammenhanges mit der Natur gestellt, S. 46; Gesetzmäßigkeiten schwer festzustellen, S. 86; aktives Element in der Gesellschaft, S. 128; reagiert nur auf Anstöße von außen, S. 141; konservativ, S. 142; Veränderungen in ihm, S. 143; Gedächtnis, wichtige Fähigkeit, 146; überwindet Widersprüche des Denkens, S. 148; nicht Begabung, sondern Technik hebt Kultur- über Naturmenschen, S. 535; als treibendes Element der menschlichen Entwicklung, S. 578; diese Annahme nur bei Zuerkennung der Willensfreiheit und Zielstrebigkeit zulässig, S. 580; führt zum Idealismus, S. 581; liefert Menschen Fähigkeit, sich künstliche Organe zu schaffen, S. 583; Ueberlieferung seiner Erkenntnisse ohne materielle Dinge unmöglich, S. 816.

Digitized by Google

Geld: aus den Notwendigkeiten des Handels und Wuchers entstanden, *II, S. 185;* Ware, die jeder nimmt, *S. 185;* Zirkulationsmittel, Wertmesser, Mittel der Akkumulation, *S. 186;* Vieh, *S. 187;* Edelmetall, *S. 188;* Münze, *S. 189;* Anhäufung, *S. 190;* und Individualeigentum, *S. 190;* Zahlungs- und Zirkulationsmittel, *S. 191;* oktroyiertes Zahlungsmittel, *S. 191;* Schatzbildung, *S. 194,* Tribute, *S. 199;* Steuern, *S. 201;* Trieb zur Schatzbildung maßlos, *S. 202;* steigert Klassengegensätze, *S. 202;* seine Abschaffung gefordert, *S. 202;* unentbehrlich für Arbeitsteilung, *S. 203;* erst bei starkem Ueberfluß an Produkten entbehrlich, *S. 204;* macht Ausbeutungsverhältnisse undurchsichtig, *S. 239*

Gemeineigentum (siehe Eigentum u. Grundeigentum).

Gens: als Rahmen der Klassenbildung, *II, S. 66;* Funktionäre demokratisch bestimmt, *S. 67;* machen sich unabhängig, *S. 68;* Erblichkeit, *S. 68;* Entstehung des Adels, *S. 70;* Verselbständigung der Funktion setzt Klassenbildung voraus, *S. 71;* Einfluß des Reichtums, *S. 72;* Sklaverei, *S. 74;* keine Furcht vor Sklaven, *S. 79;* Sklaverei kein Moment der Klassenbildung, *S. 81.*

Gentilverfassung: als Heeresorganisation, S. 855; des herrschenden Stammes, *II, S. 272.*

Gerechtigkeit: unbestimmter Begriff, *II, 777;* Aufhebung der Klassen, *S. 779.*

Germanen, S. 503, 550; Heeresverfassung, S. 855; Eroberung des Römischen Reichs, *II, S. 113;* Bündnisse in der Völkerwanderung, *S. 129;* Ackerbau, *S. 153;* Christentum, *S. 389.*

Geschichte: muß Entwicklung, nicht Beharrendes erforschen, S. 215; Einfluß außerökonomischer Momente, S. 393; Einfluß der Natur überschätzt, S. 570; wirkt unter verschiedenen Bedingungen verschieden auf Natur, S. 572; Einfluß der Naturwissenschaft, S. 575; neues Organ schafft Neues, S. 786; im Einklang mit Natur zu begreifen, behält eigene Gesetze, S. 787; als Geschichte von Klassenkämpfen, S. 804; *II, 5;* Wildheit, Barbarei, Zivilisation, *S. 6;* Klassengesellschaft bloße Episode, *S. 7;* und antike Aristokratie, *281;* von Klassenkämpfen, *S. 616;* im Orient und Altertum ein Kreislauf, *S. 619,* Entwicklung seit Aufkommen des Kapitalismus, *S. 620;* planmäßig vom Menschen gemacht, *S. 633;* neue Einrichtungen werden stets unbeabsichtigte Wirkungen haben, *S. 634;* und Kunst, *S. 650;* Einfluß der Schrift, *S. 651;* Buchdruck, *S. 653;* Fälschungen, *S. 653;* Erfahrungen und Erkenntnisse, *S. 654;* Wiederholungen, *S. 656;* Lehren aus der Vergangenheit kaum zu ziehen, *S. 658;* das Singuläre, *S. 661;* Geschichtsschreibung und historische Wissenschaft, *S. 662;* Schwierigkeit objektiver Erkenntnis, *S. 664;* das Allgemeine, *S. 665;* Allgemeines u. Besonderes, *S. 667;* Journalisten u. Geschäftsmänner, *S. 669;* Quellen verzeichnen meist Singuläres, *S. 672;* Anerkennung der Entwicklungsgesetze, *S. 673;* Rechts- u. Sprachgeschichte, *S. 674;* Archäologie, *S. 674;* Besonderes u. Allgemeines relative Begriffe, *S. 675;* relative Gültigkeit der Gesetze, *S. 675;* auch Naturgesetze nicht absolut, *S. 678;* jedes Gesetz nur Tendenz, *S. 680;* und Oekonomie, *S. 684;* Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen, *S. 685;* besondere Gesetzlichkeit jeder historischen Stufe, *S. 689;* Rolle der Persönlichkeit, *S. 690;* hängt vom Umfang des Untersuchungsgebietes ab, *S. 694;* Einflüsse auf Monarchen, *S. 696;* Willensfreiheit, *S. 711;* doppelte Bedeutung, *S. 758;* ihr Sinn, *759;* Freiheit als ihr Ziel, *S. 771.*

Geschichtsauffassung: materielles Interesse als treibende Kraft, S. 3; Rolle des Erwerbsmotivs, S. 4; nicht das allgemein Menschliche, sondern das historische Besondere ihr Gegenstand, S. 6; für Marx Werkzeug der Forschung, S. 11; ökonomischer Determinismus, 13; materialistische oder ökonomische, S. 19; materialistische Teil einer Weltanschauung, S. 21; setzt allgemein Menschliches voraus, 392; materialistische sieht dort Probleme, wo bisherige Unerklärliches sah, S. 560; materialistische erklärt Bewegung, S. 817; materialistische betrachtet alle historischen

Digitized by Google

Erscheinungen in einem Gesamtzusammenhang, S. 833; materialistische erklärt Satz von Ueber- und Unterbau nur für neue Erscheinungen gültig, S. 837; materialistische, erste Formulierung, S. 840; materialistische nimmt nicht nur ökonomische Faktoren als wirksam an, *II, S. 529;* von Marx nur für Klassengesellschaft betrachtet, *S. 616;* kein Dogma, sondern elastische Methode, *S. 630;* Einbeziehung der Biologie, *S. 630;* Beherrschung der Produktion, *S. 633;* Blick in die Zukunft, *S. 639;* materialistische wegen Identifizierung mit Proletariat von bürgerlicher abgelehnt, *S. 643;* „ökonomische", *S. 646;* dient praktischen Zwecken, *S. 649,* materialistische forscht nach besonderen Gesetzen jeder historischen Epoche, *S. 681;* Positivismus, *S. 684;* materialistische bietet Möglichkeit, aus Geschichte zu lernen, *S. 690;* Voraussicht, *S. 741:* materialistische arbeitet ohne Illusionen, *S. 844;* befähigt nicht nur, Geschichte zu erkennen, sondern auch zu machen, *S. 845.*

Gesellschaft: Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, S. 9; Sein und Bewußtsein, S. 22; und Natur, S. 30; ihre Gesetze mit denen der Natur nicht identisch, S. 197; angeblich durch wachsende Intelligenz geschaffen, S. 241, 244; gleichzeitig mit Staat entstanden, S. 242; ursprüngliche Organisation d. Menschen, S. 243; Gesellschaftsvertrag, S. 243; Egoismus und Altruismus, S. 245; Entwicklung in Antagonismen (Kant), S. 246; Individualismus durch Kapitalismus gefördert, S. 248; geistige Vergesellschaftung, S. 249; Uebereinstimmung der Bewußtseinsinhalte, S. 250; Geselligkeit u. Intelligenz, S. 255; Bewußtsein, S. 260; in primitiven Zuständen Interessenkonflikte selten, S. 261; als Organisation, nicht Organismus, S. 264; Arbeitsteilung, S. 265; Führerposten bei Tieren, S. 267; Biberbauten, S. 269; äußere Regelung, S. 271; Präzedenzfälle als Normen, S. 272; Kodifizierung, S. 272, Tierherden nicht immer exklusiv, S. 275; menschliche durch Sprache geschlossen, S. 276, Verwandtschaftsorganisation, S. 277; technischer Fortschritt, S. 278; Krieg, S. 279; Differenzierung infolge Arbeitsteilung, S. 289; soziale Triebe in der höher entwickelten, S. 290; Interesse am Nachwuchs, 328; Experiment unmöglich, S. 663; „Kindheit" und „Alter", S. 695; dem Menschen eigentümlich, S. 711; nicht organisiert, S. 712; nicht die gesamte Menschheit, S. 712; soziales Empfinden wächst mit technischer Entwicklung, S. 714; Altruismus und Egoismus, S. 714; Geschäftsmoral, S. 717, Moral in der entwickelten Gesellschaft kompliziert, S. 720; sanktioniert Eigentum, S. 742; Konflikte infolge Eigentumsordnung, S. 778; wird wichtiger als Natur, S. 788; dialektische Entwicklung, S. 789; Individuelles nebensächlich, 800; Masse, S. 801; Klassen, 803; mit Gebäude verglichen (Ueberbau und Unterbau), S. 811; beweglich, S. 813; Reichtum mehr durch geistige Qualitäten als materielle Dinge bestimmt, S. 813; Sicherheit ihre Funktion, S. 850; ihre Anschauungen beeinflussen naturwissenschaftliches Denken, S. 882, 884; klassenlose, *II, S. 5;* Klassengesellschaft bloße Episode, *S. 7;* Interessengegensätze müssen nicht Klassengegensätze sein, *S. 17;* und Staat, *S. 43, 48, 53;* Staat soll aus einem ihr übergeordneten in ein ihr untergeordnetes Organ verwandelt werden, *S. 56;* planmäßige Regelung, *S. 633.*

Gesetz: nur bei wiederholten Vorgängen aufzustellen, S. 82; Vorschrift und Beschreibung, S. 82; nicht absolut, S. 85; Zufall wird nicht ganz auszuschalten sein, 86; in Gesellschaft und Natur verschieden, S. 197, *II, S. 675, 719.*

Gesundheit: Ziel der Entwicklung, *II, S. 794;* der Naturvölker, *S. 795;* Unreinlichkeit, *S. 796;* beim Kulturmenschen, *S. 804.*

Gewalt: Rolle bei Staaten- und Klassenbildung, *II, S. 62;* Bedeutung in der Geschichte, *S. 91;* erst begreiflich nach Erforschung ökonomischer Bedingungen, *S. 92, 109.*

Gewerkschaften: II, S. 527; „Sisyphusarbeit", *S. 585;* von Marx hervorgehoben, *S. 728.*

Gibbon: S. 204, 373.

Digitized by Google

Giraffe: ihr Bau als Beweis für Vererbung, S. 182.
Gläubiger (siehe Wucherkapital).
Gleichheit: nicht gleich Gerechtigkeit, *II, 777;* Aufhebung der Klassen, *S. 779.*
Glück: beim Naturmenschen, *II, S. 807;* Einfluß der kommunistischen Solidarität, *S. 811;* Leichtsinn und Vorsorglichkeit, *S. 812;* durch Ausbeutung gestört, *S. 815;* auch das der ausbeutenden Klassen, *S. 816;* der Zukunft ein anderes als das der Vorzeit, *S. 819.*
Gold: als Geld, S. 680, *II, S. 188;* Münze, *S. 189;* Schatzbildung, *196;* Bergwerke, *S. 197;* deren geschichtliche Bedeutung, *S. 198.*
Gorilla: S. 204; Pflanzenfresser, S. 229; Polygamie oder Monogamie, S. 314; Nestbau, S. 590; Graben, S. 601.
Gott: Zahl wächst mit Arbeitsteilung, S. 33; ein herrschender als Urheber des Weltzwecks angenommen, 37; Propagator neuer Ideen gibt sich unter Umständen als Gott aus, S. 664; persönlicher, *II, S. 758.*
Gottesglauben: Gegensatz zum Materialismus, S. 31; Hypothese des Naturmenschen, S. 32; durch Traum beeinflußt, S. 33; Opfergaben, S. 33; alter Götterglaube mit Weltzweck unvereinbar, S. 37.
Graben: mit Flechten zusammen älteste produktive Tätigkeit des Menschen, S. 593; von Erdhöhlen unwahrscheinlich, S. 599; dient der Nahrungssuche, S. 601; Grabstock, S. 605; beim Schimpansen, S. 605; Vorbereitung z. Ackerbau, S. 606; Steine als Behelf, S. 607.
Grenznutzentheorie: II, S. 682.
Griechenland: 40; Naturphilosophie S. 41; Entwicklung nach den Perserkriegen, S. 42; geographische Lage, S. 687; Zustände zur Zeit Homers, *II, S. 65;* Stellung der Künstler, *S. 276;* Staatenbildung, *S. 324;* Schiffahrt, *S. 327;* Stadtbildung, *S. 330;* Folgen der Kleinstaaterei, *S. 332;* Republik, *S. 333;* gepanzertes Fußvolk, *S. 336;* Klassenkämpfe, *S. 339;* Aristokratie und Demokratie, *S. 340;* freier Arbeiter, *S. 345;* Sparta und Athen, *S. 347.*
Grönland: Zugrundegehen des Normannenstaates, S. 346; Nahrung der Eskimos, S. 603, 678; Eigentum, S. 747; Milde der Eskimos, *II, S. 787;* Glück, *S. 810.*
Großbetrieb: degradiert Handarbeit, *II, S. 35;* Form des industriellen Kapitals, *S. 384.*
Großgrundbesitz: II, S. 40; als Wucherer, *S. 166.*
Grundeigentum: entsteht relativ spät, 751; verschiedene Formen der Jagd, S. 752; Pflanzenbau, S. 756; Dorfkommunismus als seine Urform, S. 759; Privateigentum als seine Urform, S. 761; lange Zeit Gemeineigentum, S. 765; Gemeineigentum und Urkommunismus, S. 767; Flurzwang hindert moderne Methoden, S. 776; Gemenglage, S. 776; Aufteilung der Allmenden, S. 777; Gemeineigentum, *II, S. 3;* und Aemter, *S. 295;* Basis der griechischen Aristokratie, 329.
Grundrente: II, S. 10.

H

Handel: dient Krieg und Luxus, *II, S. 160;* ursprünglich mit Transport verbunden, *S. 160;* Profit, *S. 161;* fürstlicher Eigenhandel, *S. 162;* bekommt Bewegungsfreiheit, *S. 163;* Außenh. erste Form, *S. 168;* Handelsvölker, *S. 168;* macht Geld notwendig, *S. 185;* setzt in Besitz von Geld, *S. 199;* erhält durch Warenproduktion anderen Charakter, *S. 237.*
Handeln: enger Zusammenhang mit Erkennen S. 35, 112; bietet Möglichkeit, das Ich und die Außenwelt zu erkennen, S. 113; bewußtes beruht auf Kausalität, S. 115; Freiheit des H., S. 116.
Handelskapital: II, S. 163; schon im Altertum, *S. 164;* paßt sich vorkapitalistischen Wirtschaftsformen an, *S. 382.*
Handwerker: leben ohne Ausbeutung fremder Arbeit, bekommen Klassenbewußtsein, *II, S. 16;* nicht einseitig, *S. 34;* Ständekampf zwischen Meister und Gesellen, *S. 41;* Entstehung in der Stadt, *S. 234;* im Mittelalter, *S. 395;* Wertgesetz, *S. 396;* Zünfte, *S. 399.*
Harem: II, S. 317.
Häuptling: der unterjochten Stämme, *II, S. 269;* können eine Art Adel werden, *S. 270;* erwählt, keine

Digitized by Google

Macht gegen Stamm, *S. 286;* für Frieden und für Krieg, *S. 286;* Unterworfene zweierlei H., *S. 287;* erfolgreicher Krieg steigert sein Ansehen, *S. 288.*
Hetärismus: S. 318.
Hieroglyphen: II, S. 174.
Hindu: II, S. 98.
Hirten (siehe Nomaden).
Hoang-ho: II, S. 94.
Horden: Wanderungen, S. 494; klein, S. 511.
Hörigkeit: II, S. 391.
Humanität: II, S. 565, 783; Bedeutung unklar, *S. 784;* milde Sitten, *S. 784.*

I

Ideal: ihr Wandel Gegenstand der Marx-Engelsschen Betrachtung, 7.
Idealismus: Monaden und Atome, S. 30; Entwicklung in Griechenland, S. 43; stellt den Geist außerhalb des Zusammenhangs mit der Natur, S. 46; in gesellschaftlichen Dingen mit Materialismus in naturwissenschaftlichen vereinigt (Kant), S. 103; Zusammenhang mit Klassenscheidung, S. 113; vor Marx stärker als Materialismus, S. 582.
Idee: transzendentale, S. 73; soziale „wird", S. 663; Propaganda, S. 664; Propagator gibt sich unter Umständen als Gottheit aus, S. 664; neue wird als alt hingestellt, S. 665, 671; stammt aus „Erleuchtung", S. 666; Rückkehr zur Natur, S. 670; abhängig von gegenwärtigen und vergangenen Verhältnissen, S. 818; immanente und transzendente Geschichte, S. 879.
Ideologie: entwickelt sich nach eigenen Gesetzen, S. 149; mit ökonomischer Grundlage umgewälzt, *II, S. 621.*
Imperialismus: II, S. 144; Verbindung mit Finanzkapital, *S. 145;* Eindämmung bedeutet keine des Kapitalismus, *S. 555;* Verbindung mit Kapitalismus, *S. 580.*
Indianer: geschlechtliche Kälte, 352, 845; Kunst, S. 384; Werkzeuge, S. 622; Nahrung, S. 677; Beuteverteilung, S. 747; Bündnisse, *II, S. 128, 130;* Milde, *S. 789;* Glück, *S. 809.*
Indien: Dorfkommunismus, S. 758; Berufe in der Gemeinde, *II, S. 29;* Edelmetalleinfuhr, *S. 199;* mohammedanische Herrschaft, *S. 221;* englische Herrschaft, *S. 222;* künstliche Bewässerung, *S. 223;* eigene Wege der Geschichte, *247;* Entwicklung des Proletariats und der Demokratie, *S. 533.*
Individualismus: durch Kapitalismus gefördert, S. 248, 883; nicht nur ökonomischer Natur, S. 883.
Individuum: Mannigfaltigkeit, S. 799; und Masse, S. 802.
Indus: II, S. 94.
Industrie: Begriff, S. 731; erste produktive Tätigkeit, S. 732; Gegensatz zur Landwirtschaft, S. 732; Bedeutung für Krieg, S. 734; ermöglicht Städtebildung, S. 734; muß mit Landwirtschaft in einem bestimmten Größenverhältnis stehen, S. 736; zur staatlichen Existenz notwendig, *II, S. 235;* freie Arbeit, *S. 376;* und Landwirtschaft, *S. 550;* übernimmt immer mehr Zweige von der Landwirtschaft, *S. 556.*
Inka: II, S. 94.
Instinkt: läßt Notwendigkeit früher annehmen als Erkenntnis, S. 82; und Trieb, S. 212, 398; und Rasse, S. 507.
Intellektuelle: Anhänger des Materialismus, S. 40; erstarren unter Umständen in Aeußerlichkeiten, S. 532; keine Klasse, *II, S. 16, 490, 494;* erster Beruf als Zauberer, *S. 21;* Arbeitsteilung unter ihnen, *S. 27;* entstammen unteren Klassen, *S. 283;* manche Organisationen erlangen dem Adel ebenbürtige Stellung, *S. 284;* in vorkapitalistischen Zeiten meist Diener der Aristokratie, *S. 284;* Bureaukratie, *S. 488;* individuelle Freiheit, *S. 490;* Stellungnahme zu Klassenkämpfen nicht von vornherein gegeben, *S. 491;* proletarisch und antiproletarisch fühlende Schicht, *S. 495;* Führer zur Brutalität, *S. 565.*
Intelligenz: und Geselligkeit, S. 255; der Menschenaffen, S. 585.
Interessen, materielle: als Triebkräfte menschlichen Handelns, S. 3, 7.
Internationale: Notwendigkeit des proletarischen Klassenkampfes, *II, S. 537;* erste und zweite, *S. 642.*
Inzest (siehe Ehe).
Inzucht (siehe Ehe).
Irokesen: II, S. 128, 130.
Islam: keine Priesterkaste, *II, S. 116.*

Digitized by Google

Italien (siehe auch Rom): Zahl der Sklaven, *II, S. 77;* Fascismus, *S. 477.*

J

Jagd: Jagdrevier, S. 285; als Vergnügen, S. 531; durch Treffen mit Werkzeugen ermöglicht, S. 619; ändert menschliche Psyche, S. 620; führt unter bestimmten Bedingungen zum Krieg, S. 621; beeinflußt Grundeigentum, S. 752; Beuteverteilung und Kommunismus, S. 768.
Jangtsekiang: II, S. 94.
Journalisten: als Geschichtsschreiber, *II, S. 669.*
Juden: geographische Lage, S. 688; Schuldsklaverei, *II, S. 165;* Handelsvolk, *S. 168;* Staat, *S. 351;* Auswanderung, *S. 352;* religiöser Kult. *S. 353.*

K

Kampf ums Dasein: S. 200, 250; nach Darwin durch zu große Zahl von Organismen hervorgerufen, S. 231; nicht Enge des Nahrungsspielraums maßgebend, S. 232, 237; Eingreifen des Menschen, S. 236; in der Pflanzenwelt, S. 238; Einfluß auf Entwicklung, S. 410; nicht gleich Produktion des Lebens, S. 851; nach dem Muster des kapitalistischen Konkurrenzkampfes gebildet, S. 879.
Känguruh: aufrechte Haltung, S. 205.
Kannibalen: II, S. 791.
Kapital: Handels- und Leihk., *II, S. 163;* industrielles, *S. 164;* industrielles ändert Gang der Geschichte, *S. 373;* verschiedene Formen und historische Rolle, *S. 374;* Enteignung der industriellen nicht einfach möglich, *S. 435;* industrielles vermehrt nur künstlich geschaffene, nicht immer natürliche Produktivkräfte, *S. 499.*
Kapitalismus: und individuelle Geschlechtsliebe, S. 8; und moderner Sozialismus, S. 10; fördert Individualismus, S. 248, 885; erscheint als naturgesetzlich gegebene Produktionsweise, S. 876; und freie Arbeit, *II, 375, 384;* absoluter und relativer Mehrwert, *S. 378;* technische Verbesserung, *S. 380;* Großbetrieb, *S. 384;* sein Geist, *S. 385;* im Bergbau, *S. 400;* ökonomischer Fortschritt, *S. 417;* Massenproduktion, *S. 418;* unterwirft Handels- und Wucher- dem industriellen Kapital, *S. 419;* stärkt Absolutismus, *S. 422;* mit Demokratie vereinbar, *S. 433;* Privateigentum an Produktionsmitteln zwingt Arbeiter zur Arbeit, *S. 434;* beruht nicht auf kriegerischem, sondern auf ökonomischem Uebergewicht, *S. 436;* Ausdehnung, *S. 503;* kein ökonomisches Verkommen, *S. 540;* Krisen, *S. 543;* Akkumulation. *S. 546;* nicht mit Imperialismus eingedämmt, *S. 555;* Revisionismus, *S. 558;* infolge Weltkriegs nicht zusammengebrochen, *S. 559;* Sozialismus hängt nicht von seinem Zusammenbruch, sondern vom Erstarken des Proletariats ab, *S. 562;* Wachstum der ökonomischen Macht, *S. 578;* Freihandel und Imperialismus, *S. 579;* sein Blühen verschafft dem Sozialismus die besten Aussichten, *S. 591;* sein Aufkommen ändert geschichtliche Entwicklung, *S. 620.*
Kapitalist: müßiger und funktionierender, *II, S. 13;* als Leiter, *S. 14:* nicht sorglos, *S. 466;* wird auch durch Aktienwesen kein Rentner, *S. 467;* kann Staatsapparat auch unter Diktatur beeinflussen. *S. 472;* Gewaltanwendung im Kampf um die Staatsmacht, *S. 473:* ökonomische Kampfmittel ihm angemessen, *S. 475.*
Kartelle: II, S. 18, 545, 558.
Karthago: Kampf um Spanien. *II, S. 198;* Entwicklung, *S. 354.*
Kaste: eine besondere Art Stand. *II, S. 38.*
Katastrophentheorie: S. 881.
Kategorien: existieren a priori, S. 79: ihre Zahl bei Kant, S. 80.
Kaufmann: Fremder, *II, S. 168:* merchant adventurer, *S. 274.*
Kausalität: Bedürfnis nach ihr schon beim Tier vorhanden, S. 31; dehnt sich beim Menschen aus, S. 31: existiert a priori, S. 79; der Naturgesetzlichkeit und der Freiheit, S. 81; schon beim Tier gegeben, S. 81; Grundlage des bewußten Handelns, S. 115; oder Funktion. S. 119; Wechselwirkung, S. 122: durch Animismus gestört, S. 125.
Kelten: S. 550.

Digitized by Google

Kirche: Gegnerin des Materialismus, 40; das 18. Jahrhundert ihr Gegner, 670; zentralistische Organisation im Mittelalter, 823; koptische u. römische, *II, 115;* Grundbesitz, *295;* wichtigster Ueberrest des antiken Staates, *389;* Stütze des Absolutismus, *S. 425;* beherrscht Schulwesen, *454;* in Mexiko, *536.*

Klasse: Einfluß der Arbeitsteilung, S. 526; Intellektuellenschicht, S. 532; Gruppen von Ausbeutern und Ausgebeuteten, S. 803; Gegensätze hemmen wissenschaftliche Unbefangenheit, S. 884; Marx scheidet klassenlose nicht von Klassengesellschaft, *II, S. 3;* Gemeineigentum schließt Klassenherrschaft nicht aus, *S. 4;* Klassengesellschaft bloße Episode, *S. 7;* Begriff, *S. 7;* nicht nur Gemeinsamkeit des Einkommens, sondern auch der Interessen und des Gegensatzes gegen andere Kl., *S. 10;* Verfügung über Produktionsmittel, *S. 15;* bedarf stets eines Gegenpols, *S. 16;* ohne Ausbeutung fremder Arbeit, *S. 16;* Gegensätze nur durch Aufhebung der Eigentumsordnung aufzuheben, *S. 17;* Interessengegensätze nicht stets Klassengegensätze, *S. 17;* nicht mit Beruf zu verwechseln, *S. 19;* Aufhebung möglich, *S. 31;* Stand, *S. 39;* Staat organisierte Gewalt einer K. zur Unterdrückung einer anderen, *S. 56, 58;* Rolle des Zwanges, *S. 62;* ihre Bildung geht der des Staates voraus, *S. 66;* bilden sich im Schoße der Gens, *S. 66;* Voraussetzung d. Verselbständigung der Funktionen in der Gens, *S. 71;* Sklaverei kein Moment ihrer Bildung in der Gens, *S. 81;* mit Staat gleichzeitig gebildet, *S. 82;* und Stamm, *S. 82;* Bildung auch ohne Krieg denkbar, *S. 94;* Richtung der herrschenden stets herrschende Kunstrichtung, *S. 278;* differenziert, *S. 299;* ausgebeutete kampfunfähig, *S. 301;* Wettrennen um Gunst des Herrschers, *S. 307;* herrschende und regierende, *S. 340, 465;* Kooperation und Scheidung, *S. 423;* Verhältnis zum Staat, *S. 458;* Gleichgewicht der Kräfte, *S. 599;* Vereinigung aller gegen Diktatur, *601;* Gesellschaft, *616.*

Klassenkampf: proletarischer Kind des Kapitalismus, S. 10; von Marx ökonomisch begründet, S. 11; große moralische Kraft, S. 721; geschichtliche Triebkraft, S. 804; sein Auftreten in der Geschichte, *II, S. 5;* als Ständekampf, *S. 41;* durch Einführung des Geldes verschärft, *S. 202;* wird ethisch aufgefaßt, *S. 301;* Bedingungen im alten Orient schlecht, *S. 306;* durch Republik nicht gemildert, *S. 334;* in der griechischen Demokratie, *S. 339;* in der Antike kein Mittel, soziale Entwicklung in Gang zu halten, *S. 357;* im Mittelalter, *S. 373;* Revolution, *S. 420;* Internationale, *S. 537;* Milderung, *S. 563;* Verschärfung nicht gleichbedeutend mit Gewalttätigkeit, *S. 564;* Milderung infolge Steigerung der Produktivität, *S. 566;* durch Krisen verschärft, *S. 566;* durch Steigerung der Lebenshaltung des Proletariats nicht gemildert, *S. 568, 577;* Rolle der Gewerkschaften, *S. 577;* nicht mit rein ökonomischen Mitteln zu führen, *S. 585;* in der Geschichte, *S. 616;* durch Marxismus bewußt geworden, *S. 642;* Rolle der Persönlichkeit, *S. 701.*

Kleidung: und Schamhaftigkeit, 537; durch Milieuwechsel für Menschen notwendig geworden, S. 586; als Quelle der Unreinlichkeit, *II, 798.*

Kleinasien: Entstehung des philosophischen Denkens, S. 41.

Kleinbürgertum: zwieschlächtiger Charakter, *II, S. 406;* Wegbereiter des Proletariats, *S. 530.*

Kleruchen: II, S. 348.

Kolonat: II, S. 360.

Kolonialpolitik: der europäischen Staaten, *II, S. 144;* Möglichkeit der Ausbeutung im Sozialismus, *S. 528.*

Kommune: S. 830; zwei Staatsauffassungen, *II, S. 56;* Demokratisierung des Staatsapparates, *526.*

Kommunismus (s. a. Bolschewismus): ältere Formen Ausgangspunkte für Sozialismus, S. 671; in Rußland und Ostindien, S. 758; Zusammenhang mit Besteuerung, S. 760; und Gemeineigentum des Grund und Boden, S. 767; „Notstandsk.", S. 768, Jagdbeuteverteilung, S. 768; in Sparta, *II,*

Digitized by Google

S. 133; Mittel der Klassenherrschaft, *S. 155;* antiker, Sklaverei seine Grundlage, *S. 365.*
Kommunistenbund: II, S. 727, 729.
Königtum (siehe Monarchie).
Konsumgenossenschaften, II, S. 822.
Konsumtionsmittel u. Produktionsmittel, *II, S. 551.*
Kreuzzüge: S. 825; *II, S. 217.*
Krieg: Kants Stellung, 247; Kampf zweier Gesellschaften, S. 279; durch Wanderungen herbeigeführt, S. 284, 495; Produkt der Kulturentwicklung, S. 286; Verrohung, S. 287; u. Wanderungen, S. 495; Schonung der Frauen bei Abschluß, Rassenmischung, S. 496; zwischen Nachbarn, S. 512; nicht zwischen Rassen, S. 513; innerhalb der Rassen, S. 513; moderne Entwicklung, S. 531; entwickelt sich aus Jagd, S. 621; Bedeutung der Industrie, S. 734; Ursachen und Art wechseln mit ökonomischen Verhältnissen, S. 853; Gentilorganisation (Germanes), S. 855; im Mittelalter Reiterei entscheidende Waffe, S. 856; Ueberlegenheit ökonomisch bedingt, S. 860; ökonomische Folgen, S. 860; hemmt Entwicklung d. Menschheit, S. 862; führt Sklaverei herbei, *II, S. 74;* Reichtumsbildung, *S. 75;* Eroberungskrieg, *S. 82;* als Staatengründer, *S. 82;* Staaten- und Klassenbildung auch ohne ihn denkbar, *S. 94;* Ackerbauer friedlich, *S. 98;* Gefolgschaften, *S. 117;* durch Staatenbildung verewigt, führt zur Verschuldung des Bauern, *S. 118;* zwischen aneinander grenzenden Staaten, *S. 141;* Handel dient ihm und Luxus, *S. 160;* hat Arbeitermassen zu liefern, *S. 242;* Zivilisation hängt von kriegerischer Kraft ab, *S. 243;* und auswärtige Politik, *S. 266;* Sache der herrschenden Klasse, *S. 267;* Bündnis von Stämmen, *S. 289;* wird zur Leidenschaft, *S. 314;* Rolle des gepanzerten Fußvolkes in Griechenland, *S. 336;* Heeresverfassung als Basis der Demokratisierung, *S. 337;* Sklavenlieferant, *S. 344, 359;* Aufhören führt zu wirtschaftlichem Aufschwung, *S. 358;* und Nationalstaat, *S. 443;* Weltkrieg, *S. 444;* allgemeine Wehrpflicht, *S. 448;* Weltkrieg hat Zusammenbruch des Kapitalismus nicht herbeigeführt, *S. 559;* Verrohung, *S. 566;* Wettrüsten, *S. 571.*
Krisen: II, 543; Einfluß auf Proletariat, *S. 545;* und Eisenbahnbau, *S. 554;* verschärfen Klassengegensatz, *S. 566.*
Kritizismus: S. 52.
Kultur: führt zum Krieg, S. 286; Entwicklung verschieden, trotzdem Einteilung in Wildheit, Barbarei und Zivilisation beibehalten, *II, S. 252;* ständiges Anwachsen, *769;* drei Gruppen (Müller-Lyer), *770.*
Kunst: durch ökonomische Bedingungen bestimmt, S. 5; scheidet Menschen vom Tier, S. 372; Phantasie und Naturalismus, S. 376; und Spiel, S. 382; z. T. von Frau entwickelt, S. 383; bildende Kunst Mannessache, S. 384; Klassenteilung, S. 384; Volkskunst und Proletariat, S. 385; Baukunst, *II, S. 232;* wird zum Beruf, *S. 233;* berufsmäßige Ausübung von Adel verachtet, *S. 276;* herrschende Richtung stets Richtung der herrschenden Klasse, *S. 278;* moderne predigt Abkehr von Wirklichkeit, *S. 278;* Minnesang, *S. 279;* pädagogische und agitatorische Zwecke, *S. 650.*
Künstler: schafft stets für andere, S. 378; Produkt der gesellschaftlichen Umgebung, *II, S. 278.*

L

Landwirtschaft: Gegensatz zur Industrie, S. 732; muß mit ihr in einem bestimmten Größenverhältnis stehen, S. 736; Gegensatz z. Stadt, *II, S. 238;* und Industrie, *S. 550;* Akkumulation, *S. 553;* immer mehr Zweige industrialisiert, *S. 556.*
Leben: Zweck, S. 35; seine Produktion, 838, 850; Entstehung, *II, 830.*
Leihkapital (siehe Wucherkapital).
Lemurien: Heimat des Menschen, S. 482.
Liberalismus: II, 145.
Liebe: individuelle, S. 8; notwendig mit Fortpflanzungstrieb verbunden, S. 308; soziale und antisoziale Wirkungen, S. 349; Eifersucht, S. 350; Heimlichkeit, S. 351; ge-

Digitized by Google

schlechtliche Kälte und Intensität, S. 352; Sündhaftigkeit, S. 353; Schamhaftigkeit, S. 354; soll durch Verhüllung anziehen, S. 355; Schutzbedürfnis der Geschlechtsteile infolge aufrechten Ganges, S. 358; und Schönheit, S. 366.
Lust: zur Erklärung der Ethik herangezogen, S. 39; als Urtrieb des Menschen angesehen, S. 222; oft Resultat, nicht Motiv der Handlung, S. 224.
Luxus: liefert erste Tauschmittel, S. 680; Handel dient ihm und Krieg, *II, S. 160.*

M

Malaien: S. 492, 537.
Mandarinentum: II, S. 479.
Mann: Arbeitsteilung mit Frau, S. 322; entwickelt bildende Kunst, S. 384; Psyche durch Jagd geändert, S. 620; Ackerbau wird seine Arbeit, *II, S. 97.*
Markverfassung: S. 758.
Marsmenschen: II, S. 764.
Marxismus: als Mode, S. 15; Entwicklung, *II, S. 641;* und Willensfreiheit, *S. 713.*
Maschine: erleichtert Arbeitswechsel, *II, S. 37.*
Materialismus: S. 19; seine Methode bei Marx und Engels, S. 22; faßt die Erscheinungen in einem Gesamtzusammenhang auf, S. 29; Gegensatz zum Gottesglauben, S. 31; im Altertum, S. 33; läßt seelische Bedürfnisse unbefriedigt, S. 34; bekämpft anthropozentrische Auffassung, S. 35; mit dem Fortleben der Seele nach dem Tode unvereinbar, S. 38; erscheint trostlos, S. 38; vormarxistischer vermag Ethik nicht zu erklären, S. 39; verträgt sich unter Umständen mit herrschenden Schichten, 40; neuerer gerät in Gegensatz zu den herrschenden Mächten, S. 40; naturwissenschaftlicher im 17. und 18. Jahrhdt., S. 51; mechanischer und Sensualismus, S. 52; in naturwissenschaftlichen Dingen mit Idealismus in gesellschaftlichen vereinigt (Kant), S. 103; vermag historischen Prozeß nicht zu erklären, S. 582.
Materie: als Abstraktion, S. 23; und Geist, S. 30.
Mathematik: ihre Apriorität, S. 67, 75; absolute Notwendigkeit, S. 87.
Meder: II, S. 105, 115.
Medizinmann (siehe Zauberei).
Mehrwert: Produkt kapitalistischer Ausbeutung absoluter und relativer, *II, S. 378;* zum großen Teil f. Kriegszwecke verwendet, *S. 571.*
Mensch: und Tier, S. 47; Abstammung vom Affen, S. 200; Eigenschaften des Affenmenschen, 201; aufrechte Haltung, S. 202; deren Entwicklung, S. 203; Funktion der Hände, S. 205; Entwicklung des Gehirns, S. 206; Anpassungsfähigkeit, S. 208; geselliges Tier, häuft gemeinsame Erfahrungen an, 209; Sprache, S. 210; Triebe und Instinkte, S. 212; Intelligenz entwickelt sich, körperliche Eigenschaften beharren, S. 214; seine Natur Ausgangspunkt, nicht Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung, S. 215; Psyche des Urmenschen, S. 216; Freudsche Erklärung, S. 217; Selbsterhaltungstrieb, S. 221; Streben nach Lust, S. 222; Lust oft Resultat, nicht Motiv der Handlung, S. 224; Egoismus als Triebfeder, S. 225; Nahrung des Affenmenschen, S. 229; sein angeblicher Raubtiercharakter, S. 229; Kampf ums Dasein, S. 230; Eingreifen in den tierischen Kampf ums Dasein, S. 236; stets in Gesellschaften vereinigt, S. 243; Triebe des Egoismus und der Sympathie, S. 245; Antagonismus zwischen Vergesellschaftung und Vereinzelung, S. 246; soziale Triebe, S. 254; Gesellschaft durch Sprache geschlossen, S. 276; Technik stört natürliches Gleichgewicht, S. 281; Wanderungen, S. 284; kollektives Denken, S. 294; prälogisches Denken, S. 296; Mystik, S. 300; Religion als hemmendes Moment, S. 301; Kollektivvorstellungen konservative, Technik progressive Elemente, S. 303; Fortpflanzungstrieb, Erotik, S. 308; Polygamie oder Monogamie, 317; Mutterrecht, S. 317; Hetärismus, S. 318; Verkehr von Mädchen mit jungen Männern, S. 320; Kunst, S. 372; Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau in der Kunst, S. 383; Rassen, S. 480; Urahne unbekannt, S. 481; Heimat, S. 481;

Digitized by Google

Eiszeiten, S. 482; Wanderungen, S. 483; durch technischen Fortschritt bedingt und ermöglicht, S. 484; Einwanderer gesellen sich zu Ureinwohnern, S. 485; Anpassungsfähigkeit, S. 487; Dauer der vorgeschichtlichen Entwicklung, S. 488; Wirkung der Umwelt, S. 490, 496; Einbruch in fremde Jagdreviere, S. 495; Rassenmischung, S. 496; Krieg nur zwischen Nachbarn, S. 512; Begabung verschiedener Rassen, S. 518; Unterschiede zwischen Kultur- und Naturmensch durch Technik, nicht durch Begabung hervorgerufen, S. 535; Entstehung der Kleidung, S. 586; Flechten und Weben, S. 592; Windschirme, S. 592, 596; Flechten und Graben älteste Tätigkeiten, S. 593; ihre Bedeutung für Sprache, S. 594; Graben, S. 598; Höhlenwohnungen, S. 600; Grabstock, S. 605; Vorbereitung zum Ackerbau, S. 606; Steine als Behelf zum Graben, S. 607; Werfen, S. 609; Treffen, S. 616; Waffe und Werkzeug, S. 618; Jagd, S. 619; ändert menschliche Psyche, S. 620; Mordlust, S. 621; Entstehung des Krieges, S. 621; Werkzeugherstellung, S. 625; Feuer, S. 627; Variabilität wächst mit Differenzierung der Lebensbedingungen und Kreuzungen, S. 638; stets mehrere Methoden der Nahrungsgewinnung nebeneinander, S. 677; Differenzierung infolge Bodenbeschaffenheit, S. 678; stets Verkehrsbeziehungen zu anderen Stämmen, S. 680; Ausrottung von Völkern, S. 696; Volksvermischung führt zum Verschwinden von Namen, S. 697; Arbeit füreinander und miteinander, S. 707; Arbeitsteilung, S. 710; Berufsscheidung, S. 711; „die" Gesellschaft, S. 711; Urmensch kein Eigentum, S. 744; Anpassung an äußere Lebensbedingungen, S. 795; Aenderung seiner Natur, S. 797; hängt in letzter Linie von materiellen Bedingungen ab, S. 798; Verschieden- und Gleichartigkeit, S. 800; Produktion von M., S. 838, 843; Entwicklung durch Krieg gehemmt, S. 862; als Mittelpunkt der Welt, *II, S. 768;* zweckmäßiges Handeln, *S. 833;* Entwicklung unabhängig von kosmischer, *S. 833;* geistiges Leben immer reicher, *S. 836;* Uebermensch, *S. 839;* Entwicklung des Gehirns, *S. 840;* Entwicklung der Begabung Grenzen gesetzt, *S. 841.*

Mesopotamien: Heimat der Astronomie, S. 85; Wasserbauten, *II, S. 215.*

Metaphysik: entstammt einer Naturanlage, S. 73.

Metöken: II, S. 346.

Mexiko: II, S. 535.

Milieu (siehe Umwelt).

Minnesang: II, S. 279.

Mir; II, S. 99.

Mode: S. 370.

Mohammedaner: in Indien, *II, S. 58, 221.*

Monaden: S. 30.

Monarchie: Augenblick von Natur gegeben, *II, S. 285;* entsteht aus Kriegshäuptling, *S. 288;* Dynastie, *S. 288;* abhängig von Kriegsadel, *S. 289;* König vom kriegerischsten Stamm des Bündnisses gestellt, *290;* Adel wird ihr unter Umständen unangenehm, *S. 291;* bildet Gefolgschaften, *S. 292;* wirbt Söldner an, *S. 292;* Erhebung von Satrapen, *S. 293;* Erblichkeit, *S. 295;* Geldwirtschaft macht Beamte abhängig, *S. 296;* Sklaven und Eunuchen als Hofbeamte, *S. 296;* zentralisierte Bureaukratie, *S. 297;* Insurrektionen und Palastrevolutionen, *S. 309;* in Griechenland von Adel gestürzt, *S. 333;* Absolutismus durch Kapitalismus gestärkt, *S. 422, 439.*

Mongolen: Straßenbau, *II, S. 158;* in Indien, *S. 221.*

Monopol: natürliches, S. 679; macht Wertgesetz teilweise unwirksam, *II, S. 30.*

Moral: von Smith aus dem Gefühl der Sympathie erklärt, S. 5; Unmoral Folge der Unwissenheit, S. 242; bei Tieren, S. 252; Erziehung, S. 261; autonom und heteronom, S. 263; mit Religion verbunden, S. 302; Geschäftsmoral, S. 717; in der entwickelten Gesellschaft kompliziert, S. 720; ihre Quelle Kampf einer Gemeinschaft gegen eine andere, S. 721.

Musik (siehe Schönheit).

Mutationen: S. 418.

Mutterrecht: S. 317.

Mystik: beim Naturmenschen, S. 300.

Digitized by Google

N

Nahrungserwerb: als soziologisches Einteilungsprinzip, S. 727; nicht ausreichend, S. 729.

Nahrungsspielraum (siehe Kampf ums Dasein).

Nation: durch Sprache gebildet, *II, S. 440;* bildet den Staat, *S. 441;* Selbstbestimmungsrecht, *S. 583;* Zusammenfassung im Staat, *606.*

Nationalcharakter: S. 540; bequemes Hilfsmittel der Geschichtsschreibung, S. 543; entzieht sich jeder Analyse, S. 557; durch Sprache gebildet, S. 564.

Nationalstaat: und moderne Demokratie, *II, S. 442;* oft durch Kriege begründet, *S. 443;* neuer Charakter des Staates, *S. 445;* nach dem Weltkrieg, *S. 583.*

Natur: umschließt Gesamtheit der Erscheinungen, S. 29; und Gesellschaft, S. 30; ihre Gesetze auf Gesellschaft nicht ohne weiteres anwendbar, S. 197; schafft soziale Anlage (Kant), S. 248; Gleichgewicht, S. 280; gestört, S. 281; macht keine Sprünge (Aristoteles), S. 417; Einfluß auf Geschichte überschätzt, S. 570; ihre Bedingungen wirken unter verschiedenen geschichtlichen Bedingungen verschieden, S. 572; Rückkehr zu ihr im 18. Jahrh., S. 670; im Einklang mit menschlicher Geschichte zu begreifen, behält eigene Gesetze, S. 787; Erkenntnis im Ueberbau und Unterbau, S. 864; Gesetze in ihr und Oekonomie, S. 875.

Naturalismus (siehe Kunst).

Naturalwirtschaft: kompliziert staatl. Verhältnisse, *II, S. 171;* Steuern in Geldsteuern verwandelt, *S. 201;* macht Beamte unabhängig, *S. 294.*

Naturmensch: Götterglaube, S. 32; Geschwätzigkeit, S. 295; Zufriedenheit, *II, S. 807.*

Naturphilosophie: im Altertum, S. 33; Anfang der Philosophie, S. 41; durch Interesse am Menschen zurückgedrängt, S. 42; beruht auf mangelhafter Naturerkenntnis, S. 50.

Naturrecht: Vorbild des Sozialismus, S. 670; heute nicht mehr anerkannt, *II, S. 776.*

Naturwissenschaft: im Altertum, S. 33; blüht in Alexandrien auf, S. 50; im 17. und 18. Jahrhundert in England, Frankreich, Holland, verbreitet, im 19. Jahrhundert übernimmt Deutschland die Führung, S. 51; durch Praxis materialistisch beeinflußt, S. 114; Einfluß auf Geschichte, S. 575; und gesellschaftliche Entwicklung, S. 863; ihre Entwicklung als unabhängig von der gesellschaftlichen betrachtet, S. 865; Beherrschung und damit Erforschung der Natur, 870; wächst mit Technik, S. 870; durch Oekonomie beeinflußt, S. 871; Einfluß d. philosophischen Geistes, S. 874; Katastrophentheorie, S. 881; durch gesellschaftliche Anschauungen beeinflußt, S. 882, 884; Empirismus, S. 885.

Neger: Tötung unehelicher Kinder, S. 328; u. Papuas, S. 492; Rassengeruch, S. 515; Eisenverarbeitung, *II, S. 235;* Lundareich, *S. 270, 301;* nicht leichtsinnig, *S. 813.*

Neovitalismus: II, S. 826.

Nestbau: bei Menschenaffen, S. 207, 589; bei Zwergmäusen, S. 587; bei Bibern, S. 588.

Nil: S. 85; *II, S. 94.*

Nomaden: wehrhaft, *II, S. 101;* Viehraub, *S. 102;* beweglich, *S. 103;* Regsamkeit des Geistes, *S. 106;* Staatenbildner, *S. 107;* Ausplünderung von Ackerbauern, *S. 110;* Tausch mit Ackerbauern, *S. 110;* Tributzahlungen v. Ackerbauern, *S. 111;* geben Steppenleben auf, *S. 112;* betrachten Arbeit als unstandesgemäß, *S. 119;* als Räuber an Staatsgrenzen, *S. 137;* Anwerbung, *S. 140;* Viehleihe, *S. 167.*

Normannen: in Grönland, S. 346; Zusammenstoß mit Türken, *II, S. 216.*

Notwendigkeit (s. a. Kausalität): a priori gegeben, S. 80; beim Tier instinktiv angenommen, S. 82; durch Beobachtung von Regelmäßigkeiten erkannt, S. 83; nicht absolut, S. 85, 87; wird zum Fatalismus, S. 85; Apriorität abzulehnen, S. 88; Gegensatz zur Freiheit, S. 93, 106.

Noumena: S. 61, 65, 73.

Digitized by Google

O

Oekonomie: der Geschichte gleichgesetzt, S. 5; ohne Erwerbsmotiv nicht zu verstehen, S. 5; ökonom. Motive und ökonom. Bedingungen, S. 6; Veränderung erklärt Wandel der Ideale, S. 7; ökonom. Entwicklung, nicht ökonom. Interesse bewegende Grundkraft der Geschichte, S. 7; als Basis, S. 9; klassische bürgerliche, S. 10; Determinismus, S. 13, 19; ökonom. Geschichtsauffassung, S. 19; und Anthropologie, S. 20; und Rasse, S. 499; Bedingungen und Motive, S. 555; von Technik zu scheiden, S. 723; gesellschaftliche Arbeit Objekt der politischen Oekonomie, S. 725; Sparsamkeit, S. 726; beeinflußt Naturwissenschaft, S. 871; Gesetze in ihr und Natur, S. 875; Gesetze gelten auch in sozialistischer Produktionsweise, S. 876; in Wechselwirkung mit Politik, *II, 147;* Produktion als gesellschaftlicher Vorgang, *S. 148;* in Wechselwirkung mit Staat, *S. 151;* wachsende Macht der Kapitalisten, *S. 578;* Tendenzen widersprechend, *S. 584;* politische manchmal stärker, *S. 584;* wälzt Ideologie um, *S. 621;* politische, *S. 644;* klassische, *S. 681;* Grenznutzentheorie, *S. 682;* historische Schule, *S. 683;* wird zur Geschichte und gewinnt zugleich in ihr mehr Platz, *S. 684;* Prognosen, *S. 747.*

Orang-Utan: S. 204; monogam, S. 315; verschiedene Formen, 483; Nestbau, S. 589; Graben, S. 601; Werfen, S. 611.

Organ, künstliches (s. Werkzeug).

Organismus: s. Entstehung, S. 404; Zweckmäßigkeit, S. 404.

Orient: Verkehr mit Kleinasien vermittelt fremde Religionen, S. 41; „Versteinerung", S. 142; Despotismus, *II, S. 90;* Klassenkampf, *S. 301;* unbeweglich trotz Unruhe, *S. 310;* Unveränderlichkeit der Produktionsbedingungen, *S. 313.*

Oesterreich: Klassen- und Stammesschichtung, *II, S. 85.*

P

Papst: Kampf gegen Türken, *II, S. 216.*

Papuas: S. 492, 537.

Parlament: II, S. 462.

Parlamentarismus: Krise, *II, S. 599.*

Parteien: II, S. 463; bürgerliche, *S. 520.*

Pavian: Pflanzenfresser, S. 229; Kämpfe, S. 279; Wächter, S. 316; Geschlechtsverkehr, S. 318; Nahrung, S. 603; Werfen, S. 610.

Perser: II, S. 105; ihr Reich, *S. 134;* Krieg mit den Skythen, *S. 138;* unterwerfen Assyrien, *S. 142;* Straßenbau, *S. 157;* verschiedene Stämme, *290;* Residenzwechsel, *302.*

Perserkriege: Einfluß auf Athens Entwicklung, S. 42; Schlacht bei Marathon, *II, S. 134;* Schlacht bei Salamis, *S. 244.*

Pflanze: Schonung von Nutzpflanzen, S. 755; Anpflanzung, S. 756.

Pflanzenfresser: gutmütig, S. 226; Nahrungsspielraum, S. 232.

Pflanzenwelt: Kampf ums Dasein, S. 238.

Phantasie: entwickelt sich rasch beim Menschen, S. 31; beim Naturmenschen, S. 294; künstlerisches Schaffen, S. 375.

Philosophie: von seelischen Bedürfnissen abhängig, S. 39; ihr Beginn die Naturphilosophie, S. 41; in Kleinasien durch Berührung mit fremden Denkweisen gefördert, S. 41; Naturphilosophie zurückgedrängt, S. 42; und Dichtung, S. 63; Einfluß auf Naturwissenschaft, S. 874; Stellung der antiken Aristokratie, *II, S. 278.*

Phöniker: Buchstabenschrift, *II, S. 175.*

Politik: in Wechselwirkung mit Oekonomie, *II, S. 147;* auswärtige und Krieg, *S. 266;* als Beruf, *S. 464;* wachsende Macht des Proletariats, *S. 578;* manchmal stärker als Oekonomie, *S. 584;* Prognosen, *S. 748.*

Positivismus: II, S. 684.

Preis: II, S. 18; und Wert, *S. 381.*

Presse: II, S. 463; kapitalistische und Arbeiterpr., *S. 473.*

Priester: der christlichen Kirche, S. 40; Kaste, *II, 115;* jüdische, *353.*

Privateigentum (siehe Eigentum).

Produktion: Zweige und Formen, S. 731; Standort, S. 733; stoffliche und gesellschaftliche, S. 737; des Lebens, S. 837; doppelte Art: von Nahrung usw. und von Menschen,

Digitized by Google

Kirche: Gegnerin des Materialismus, 40; das 18. Jahrhundert ihr Gegner, 670; zentralistische Organisation im Mittelalter, 823; koptische u. römische, *II, 115;* Grundbesitz, *295;* wichtigster Ueberrest des antiken Staates, *389;* Stütze des Absolutismus, *S. 425;* beherrscht Schulwesen, *454;* in Mexiko, *536.*

Klasse: Einfluß der Arbeitsteilung, S. 526; Intellektuellenschicht, S. 532; Gruppen von Ausbeutern und Ausgebeuteten, S. 803; Gegensätze hemmen wissenschaftliche Unbefangenheit, S. 884; Marx scheidet klassenlose nicht von Klassengesellschaft, *II, S. 3;* Gemeineigentum schließt Klassenherrschaft nicht aus, *S. 4;* Klassengesellschaft bloße Episode, *S. 7;* Begriff, *S. 7;* nicht nur Gemeinsamkeit des Einkommens, sondern auch der Interessen und des Gegensatzes gegen andere Kl., *S. 10;* Verfügung über Produktionsmittel, *S. 15;* bedarf stets eines Gegenpols, *S. 16;* ohne Ausbeutung fremder Arbeit, *S. 16;* Gegensätze nur durch Aufhebung der Eigentumsordnung aufzuheben, *S. 17:* Interessengegensätze nicht stets Klassengegensätze, *S. 17;* nicht mit Beruf zu verwechseln, *S. 19;* Aufhebung möglich, *S. 31;* Stand, *S. 39;* Staat organisierte Gewalt einer K. zur Unterdrückung einer anderen, *S. 56, 58;* Rolle des Zwanges, *S. 62;* ihre Bildung geht der des Staates voraus, *S. 66;* bilden sich im Schoße der Gens, *S. 66;* Voraussetzung d. Verselbständigung der Funktionen in der Gens, *S. 71;* Sklaverei kein Moment ihrer Bildung in der Gens, *S. 81;* mit Staat gleichzeitig gebildet, *S. 82;* und Stamm, *S. 82;* Bildung auch ohne Krieg denkbar, *S. 94;* Richtung der herrschenden stets herrschende Kunstrichtung, *S. 278;* differenziert, *S. 299;* ausgebeutete kampfunfähig, *S. 301;* Wettrennen um Gunst des Herrschers, *S. 307;* herrschende und regierende, *S. 340, 465;* Kooperation und Scheidung, *S. 423;* Verhältnis zum Staat, *S. 458;* Gleichgewicht der Kräfte, *S. 599;* Vereinigung aller gegen Diktatur, *601;* Gesellschaft, *616.*

Klassenkampf: proletarischer Kind des Kapitalismus, S. 10; von Marx ökonomisch begründet, S. 11; große moralische Kraft, S. 721; geschichtliche Triebkraft, S. 804; sein Auftreten in der Geschichte, *II, S. 5;* als Ständekampf, *S. 41;* durch Einführung des Geldes verschärft, *S. 202;* wird ethisch aufgefaßt, *S. 301;* Bedingungen im alten Orient schlecht, *S. 306;* durch Republik nicht gemildert, *S. 334;* in der griechischen Demokratie, *S. 339;* in der Antike kein Mittel, soziale Entwicklung in Gang zu halten, *S. 357;* im Mittelalter, *S. 373;* Revolution, *S. 420;* Internationale, *S. 537;* Milderung, *S. 563;* Verschärfung nicht gleichbedeutend mit Gewalttätigkeit, *S. 564;* Milderung infolge Steigerung der Produktivität, *S. 566;* durch Krisen verschärft, *S. 566;* durch Steigerung der Lebenshaltung des Proletariats nicht gemildert, *S. 568, 577;* Rolle der Gewerkschaften, *S. 577;* nicht mit rein ökonomischen Mitteln zu führen, *S. 585;* in der Geschichte, *S. 616;* durch Marxismus bewußt geworden, *S. 642;* Rolle der Persönlichkeit, *S. 701.*

Kleidung: und Schamhaftigkeit, 537; durch Milieuwechsel für Menschen notwendig geworden, S. 586; als Quelle der Unreinlichkeit, *II, 798.*

Kleinasien: Entstehung des philosophischen Denkens, S. 41.

Kleinbürgertum: zwieschlächtiger Charakter, *II, S. 406;* Wegbereiter des Proletariats, *S. 530.*

Kleruchen: II, S. 348.

Kolonat: II, S. 360.

Kolonialpolitik: der europäischen Staaten, *II, S. 144;* Möglichkeit der Ausbeutung im Sozialismus, *S. 528.*

Kommune: S. 830; zwei Staatsauffassungen, *II, S. 56;* Demokratisierung des Staatsapparates, *526.*

Kommunismus (s. a. Bolschewismus): ältere Formen Ausgangspunkte für Sozialismus, S. 671; in Rußland und Ostindien, S. 758; Zusammenhang mit Besteuerung, S. 760; und Gemeineigentum des Grund und Boden, S. 767; „Notstandsk.", S. 768, Jagdbeuteverteilung, S. 768; in Sparta, *II,*

Digitized by Google

halb d. Altersklasse, S. 331; innerhalb der Verwandtschaftsorganisation, S. 333; Trieb zur Blutschande (Freud), S. 334; Empörung der Söhne gegen den Vater, S. 336; Schaffung des Totems, S. 338; Frauenraub, S. 341; Schäden der Inzucht, S. 342; Vorteile der Kreuzung, S. 345; öffentliche Begattung, S. 350; Heimlichkeit des Liebeslebens, S. 351; Begattung und Mutterschaft, S. 353; Verbote, S. 849.

Eigentum: beeinflußt Produktionsweise, S. 741; Gegensatz zu Besitz, S. 742; bedarf der gesellschaftlichen Sanktion, S. 742; fehlt bei Tieren, S. 743; beim Urmenschen, S. 744; an Werkzeugen, S. 746; Beuteverteilung, S. 747; Gleichmäßigkeit im Interesse der Gesellschaft, S. 748; Erbrecht, S. 750; Grundeigentum, S. 751; Anschauung des 18. Jahrhunderts über seine Entstehung, S. 758; Aenderung bei den Romantikern, S. 758; Gemeineigentum überwiegt in der Urzeit privates, S. 763; nebeneinander entstanden, S. 765; heilig, S. 771; konservativ, S. 774; Widersprüche in seiner Organisation, S. 775; Flurzwang hindert moderne Methoden, S. 776; erzeugt Konflikte, S. 778; hängt ab von gesellschaftlicher Zweckmäßigkeit, Tradition und Machtverhältnissen der sozialen Gruppen, S. 779; von materiellen Produktionsbedingungen abhängig, S. 810; Gemeineigentum, *II, 3;* schließt Klassenherrschaft nicht aus, *S. 4;* Einfluß des Staates, *151;* verschiedene Arten von Gemein- und privatem E., *S. 152;* Ackerbau drängt zu privatem, *S. 154;* privates und Geld, *S. 190.*

Eisen: Verarbeitung, *II, S. 235.*

Eisenbahnen: II, S. 450, 553.

Eiszeiten: nötigen Urmenschen zu Wanderungen, S. 482; Zahl, S. 484.

Empirismus: S. 885.

Engländer: Nationalcharakter, 540; in Indien, *II, S. 38, 200, 222;* ursprünglich keine Seefahrer, *S. 327.*

Entropie: II, S. 749.

Entwicklung (siehe auch Vererbung): dialektische kein Kreislauf, S. 130; hängt mit Vererbung zusammen, S. 171; revolutionäre und konservative Perioden, S. 195; ihre Gesetze nur durch Massenbeobachtung zu erforschen, S. 196. Fortschritt von einfacheren zu komplizierteren Formen, S. 410; ohne Sprünge, S. 417; Mutationen, S. 418; niedere und höhere Formen, *II, S. 825;* Zielstrebigkeit, *S. 826;* endlose zu höheren Formen undenkbar, *S. 827;* im Sonnensystem, *S. 829;* auf der Erde, *S. 830,* größere Mannigfaltigkeit muß nicht Fortschritt sein, *S. 834;* zunehmende Eintönigkeit, *S. 835.*

Erblichkeit: II, S. 68, 295.

Erbrecht: S. 750.

Erfahrung: liefert Forschungsprinzipien, S. 24; Quelle der Erkenntnis, S. 53; ihre Grenzen von Kant überschritten, S. 61; bedingt mathematische Erkenntnisse, S. 68; Gegensatz z. Metapysik, S. 73, 74; erst durch Kategorien ermöglicht, S. 80.

Erfindung: Ergebnis langer Entwicklung, S. 635, 654; Dampfmaschine, S. 639; kein Werk eines einmaligen Zufalls, S. 655; Idee des Neuen aus dem Vorhandenen gewonnen, S. 657; soziale Wirkungen, S. 780; Spinnmaschine, S. 780.

Erkenntnis: Gesamtzusammenhang, S. 28; und Handeln, S. 35; aus reiner Vernunft nur Schein, S. 55; durch Natur des Erkenntnisvermögens bedingt, S. 53, 54; von Unterschieden u. Veränderungen möglich, S. 55; Sinne, S. 56; in sicherer Weise nur für den vergesellschafteten Menschen möglich, S. 57, durch technische Behelfe erweitert, S. 57; in ständigem Fortschritt begriffen, S. 58; existiert nicht absolut, S. 59; a priori, S. 67; Raum, S. 69; begrenzt und relativ, S. 74; Zeit, S. 75; Unterschied zwischen Begrenzung und Unmöglichkeit, S. 80; der menschlichen Vernunft, S. 92; u. Handeln, S. 110; ihre Grenzen und Wirklichkeit, S. 112; Sicherheit durch Praxis bewährt, S. 118; u. Wollen, S. 152; unabhängig vom Willen, S. 807; der Vergangenheit dient z. Erklärung der Gegenwart und Zukunft, *II, S. 639.*

Digitized by Google

Erotik (siehe Liebe).
Eskimo (s. Grönland).
Ethik: vom vormarxistischen Materialismus nicht erklärbar, S. 39, Entwicklung in Griechenland, S. 42; Altruismus und Egoismus, S. 714; und antike Aristokratie, *II, S. 282;* protestantische, *S. 411;* Pflicht und Ideal, *S. 717.*
Eunuchen: II, S. 296.
Euphorie: II, S. 794.
Euphrat: II, S. 94.
Experiment: verschafft Erkenntnis kausaler Zusammenhänge, S. 118, in Gesellschaft unmöglich, S. 663.

F

Familie: Produktion von Menschen, S. 843; abhängig von wirtschaftlicher Entwicklung, S. 843; dient ökonomischen und sexuellen Zwecken, S. 844; Blutbande von geringem Einfluß, S. 846; und Verwandtschaftsorganisation, S. 848.
Fascismus: II, 477.
Fatalismus: S. 85.
Feuer: S. 627; Entstehung und Wirkung auf den Menschen, S. 628; Erhaltung und Transport, S. 629; Braten u. Kochen, 629; Zunder, 631; Erzeugung durch Bohren, S. 631; Quelle der Unreinlichkeit, *II, 799.*
Feuerländer: Anpassungsfähigkeit, S. 487, 601.
Finanzkapital: in Verbindung mit Imperialismus, *II, S. 145;* Konzentration des Kapitals, *S. 576.*
Flechten: bei Nagetieren, S. 587; beim Menschen, S. 592; mit Graben zusammen älteste produktive Tätigkeit des Menschen, S. 593; mit Zweigen, später mit Gras, S. 596; Matte, S. 596; Korb, S. 597; Töpferei, S. 597; Fischfang, S. 598.
Fleischfresser: mordlustig, S. 227; Nahrung und Egoismus, S. 233; Kindesmord, S. 238.
Fortpflanzung: S. 307.
Fortschritt: Anpassung an neue Lebensbedingungen, S. 406; von einfacheren zu komplizierteren Formen, S. 410; und größere Mannigfaltigkeit, *II, S. 834;* des Wissens und der Technik, nicht der Ethik, *S. 843.*
Frankreich: Revolutionen stärken Staatsgewalt, *II, S. 54.*
Frau: Arbeitsteilung mit Mann, 322; Stellung in Ehe, S. 325; entwickelt Kunst, soweit sie mit Arbeit zusammenhängt, S. 383; durch technischen Fortschritt herabgedrückt, S. 533; Ansätze zu anderer Entwicklung im Kapitalismus, S. 534.
Freidenker: S. 821.
Freihandel: II, S. 529.
Freiheit: Gegensatz zur Notwendigkeit, S. 93; ihre Denkbarkeit, S. 96; und Sittengesetze, S. 97; und Notwendigkeit, S. 106; auch Durchführung des Sozialismus begrenzt, S. 108; Ziel der Geschichte, *II, S. 771;* nicht absolute Willkür, *S. 772;* als Gefühl, *S. 772;* eine quantitative Idee, *S. 773;* Fortschritte in den letzten Jahrhunderten, *773;* f. Geschichte d. Menschheit nicht zu konstatieren, *S. 775.*
Führer: II, S. 702.
Funktion: oder Kausalität, S. 119.

G

Gallien: S. 550.
Ganges: II, S. 94.
Geburtenbeschränkung, II, S. 558.
Gedächtnis: vermittelt Zeitgefühl, S. 76; ordnet Erfahrungen, S. 146; durch Kultur geschwächt, S. 527.
Gefolgschaft: II, S. 117, 292.
Gehirn: variables Organ, S. 422; Entwicklung, *II, S. 832, 840.*
Geist: und Materie, S. 30; Phantasie wächst rascher als Abstraktionskraft, S. 31; Mittelpunkt d. Welt, S. 35; und Seele, S. 37; und Atome, S. 44; z. T. Abhängigkeit vom Gehirn nachgewiesen, 45; vom Idealismus außerhalb des Zusammenhanges mit der Natur gestellt, S. 46; Gesetzmäßigkeiten schwer festzustellen, S. 86; aktives Element in der Gesellschaft, S. 128; reagiert nur auf Anstöße von außen, S. 141; konservativ, S. 142; Veränderungen in ihm, S. 143; Gedächtnis, wichtige Fähigkeit, 146; überwindet Widersprüche des Denkens, S. 148; nicht Begabung, sondern Technik hebt Kulturüber Naturmenschen, S. 535; als treibendes Element der menschlichen Entwicklung, S. 578; diese Annahme nur bei Zuerkennung der Willensfreiheit und Zielstrebigkeit zulässig, S. 580; führt zum Idealismus, S. 581; liefert Menschen Fähigkeit, sich künstliche Organe zu schaffen, S. 583; Ueberlieferung seiner Erkenntnisse ohne materielle Dinge unmöglich, S. 816.

Digitized by Google

Geld: aus den Notwendigkeiten des Handels und Wuchers entstanden, *II, S. 185;* Ware, die jeder nimmt, *S. 185;* Zirkulationsmittel, Wertmesser, Mittel der Akkumulation, *S. 186;* Vieh, *S. 187;* Edelmetall, *S. 188;* Münze, *S. 189;* Anhäufung, *S. 190;* und Individualeigentum, *S. 190;* Zahlungs- und Zirkulationsmittel, *S. 191;* oktroyiertes Zahlungsmittel, *S. 191;* Schatzbildung, *S. 194,* Tribute, *S. 199;* Steuern, *S. 201;* Trieb zur Schatzbildung maßlos, *S. 202;* steigert Klassengegensätze, *S. 202;* seine Abschaffung gefordert, *S. 202;* unentbehrlich für Arbeitsteilung, *S. 203;* erst bei starkem Ueberfluß an Produkten entbehrlich, *S. 204;* macht Ausbeutungsverhältnisse undurchsichtig, *S. 239*

Gemeineigentum (siehe Eigentum u. Grundeigentum).

Gens: als Rahmen der Klassenbildung, *II, S. 66;* Funktionäre demokratisch bestimmt, *S. 67;* machen sich unabhängig, *S. 68;* Erblichkeit, *S. 68;* Entstehung des Adels, *S. 70;* Verselbständigung der Funktion setzt Klassenbildung voraus, *S. 71;* Einfluß des Reichtums, *S. 72;* Sklaverei, *S. 74;* keine Furcht vor Sklaven, *S. 79;* Sklaverei kein Moment der Klassenbildung, *S. 81.*

Gentilverfassung: als Heeresorganisation, S. 855; des herrschenden Stammes, *II, S. 272.*

Gerechtigkeit: unbestimmter Begriff, *II, 777;* Aufhebung der Klassen, *S. 779.*

Germanen, S. 503, 550; Heeresverfassung, S. 855; Eroberung des Römischen Reichs, *II, S. 113;* Bündnisse in der Völkerwanderung, *S. 129;* Ackerbau, *S. 153;* Christentum, *S. 389.*

Geschichte: muß Entwicklung, nicht Beharrendes erforschen, S. 215; Einfluß außerökonomischer Momente, S. 393; Einfluß der Natur überschätzt, S. 570; wirkt unter verschiedenen Bedingungen verschieden auf Natur, S. 572; Einfluß der Naturwissenschaft, S. 575; neues Organ schafft Neues, S. 786; im Einklang mit Natur zu begreifen, behält eigene Gesetze, S. 787; als Geschichte von Klassenkämpfen, S. 804; *II, 5;* Wildheit, Barbarei, Zivilisation, *S. 6;* Klassengesellschaft bloße Episode, *S. 7;* und antike Aristokratie, *281;* von Klassenkämpfen, *S. 616;* im Orient und Altertum ein Kreislauf, *S. 619,* Entwicklung seit Aufkommen des Kapitalismus, *S. 620;* planmäßig vom Menschen gemacht, *S. 635;* neue Einrichtungen werden stets unbeabsichtigte Wirkungen haben, *S. 634;* und Kunst, *S. 650;* Einfluß der Schrift, *S. 651;* Buchdruck, *S. 653;* Fälschungen, *S. 653;* Erfahrungen und Erkenntnisse, *S. 654;* Wiederholungen, *S. 656;* Lehren aus der Vergangenheit kaum zu ziehen, *S. 658;* das Singuläre, *S. 661;* Geschichtsschreibung und historische Wissenschaft, *S. 662;* Schwierigkeit objektiver Erkenntnis, *S. 664;* das Allgemeine, *S. 665;* Allgemeines u. Besonderes, *S. 667;* Journalisten u. Geschäftsmänner, *S. 669;* Quellen verzeichnen meist Singuläres, *S. 672;* Anerkennung der Entwicklungsgesetze, *S. 675;* Rechts- u. Sprachgeschichte, *S. 674;* Archäologie, *S. 674;* Besonderes u. Allgemeines relative Begriffe, *S. 675;* relative Gültigkeit der Gesetze, *S. 675;* auch Naturgesetze nicht absolut, *S. 678;* jedes Gesetz nur Tendenz, *S. 680;* und Oekonomie, *S. 684;* Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen, *S. 685;* besondere Gesetzlichkeit jeder historischen Stufe, *S. 689;* Rolle der Persönlichkeit, *S. 690;* hängt vom Umfang des Untersuchungsgebietes ab, *S. 694;* Einflüsse auf Monarchen, *S. 696;* Willensfreiheit, *S. 711;* doppelte Bedeutung, *S. 758;* ihr Sinn, *759;* Freiheit als ihr Ziel, *S. 771.*

Geschichtsauffassung: materielles Interesse als treibende Kraft, S. 3; Rolle des Erwerbsmotivs, S. 4; nicht das allgemein Menschliche, sondern das historische Besondere ihr Gegenstand, S. 6; für Marx Werkzeug der Forschung, S. 11; ökonomischer Determinismus, 13; materialistische oder ökonomische, S. 19; materialistische Teil einer Weltanschauung, S. 21; setzt allgemein Menschliches voraus, 392; materialistische sieht dort Probleme, wo bisherige Unerklärliches sah, S. 560; materialistische erklärt Bewegung, S. 817; materialistische betrachtet alle historischen

Digitized by Google

tärischer Kraft des erobernden Stammes ab, *S. 132;* Wachstum unbegrenzt, *S. 135;* Ausdehnungsdrang, *S. 136;* Abwehr von Nomaden an den Grenzen, *S. 137;* Ansiedlung von Ackerbauern, *S. 139;* Anwerbung von Nomaden, *S. 140;* Konflikte zwischen aneinandergrenzenden, *S. 141;* Ausdehnungsdrang in Vergangenheit und Gegenwart, *S. 143;* Imperialismus, *S. 144;* bildet in letzter Linie Grundlage aller Ausbeutungsverhältnisse im Gemeinwesen, *S. 151;* in Wechselwirkung mit Oekonomie, *S. 151;* ändert Geist des Eigentums, *S. 151;* verbessert Verkehr, *S. 156;* steigert Masse des Mehrprodukts, *S. 160;* als Händler, *S. 161;* Lieferungen der Unterjochten, *S. 171;* Schrift eine Notwendigkeit, *S. 172;* Wechselwirkung mit Schrift, *S. 177;* Umwandlung von Natural- in Geldsteuern, *S. 201;* Beziehung zu Bewässerungsanlagen, *208, 213;* Standlager werden zu militärischen und kommerziellen Mittelpunkten, *S. 228;* Standlager werden befestigt und zur Stadt, *S. 229;* Paläste, Gräber und Tempel, *S. 231;* Kunst als Beruf, *S. 232;* braucht Industrie, *S. 235;* Zivilisation hängt von kriegerischer Kraft ab, *S. 243;* Aufstieg und Abstieg infolge Krieg, *S. 247;* Altern, *S. 262;* von Zivilisation zu unterscheiden, *S. 263; 322;* friedliche Bildung möglich, *S. 265;* innere Organisation Sache der herrschenden Klasse, *S. 266;* Krieg und auswärtige Politik, *S. 266;* Festsetzung der Tribute, *S. 268;* Wettrennen um Gunst des Herrschers, *S. 307;* Aufstände, *S. 312;* sittlicher Verfall, *S. 320;* Altern nicht mit dem von Organismen zu vergleichen, *S. 322;* Bildung in Griechenland, *S. 324;* Klassenkampf sein Lebenselement, *S. 339;* jüdischer, *S. 351;* Priesterstaat, *S. 353;* römischer, *S. 354;* Verfalls- und Aufschwungzeichen im 18. Jahrhundert, *S. 373;* Reste bei seinem Untergang, *S. 388;* und Stadt, *S. 438;* durch Nation gebildet, *S. 441;* Charakter durch Selbstbestimmungsrecht geändert, *S. 445;* Apparat wird immer umfangreicher, *S. 446;* allgemeine Wehrpflicht, *S. 448;* Ausbau der Verkehrsmittel, *S. 450;* Zölle, *S. 451;* Unterricht, *S. 451;* Universitäten, *S. 455;* Steuern, *S. 457;* wird aus militärischer wirtschaftliche und kulturelle Organisation, *S. 458;* Verhältnis der Klassen zu ihm, *S. 458;* Bureaukratie, *S. 460;* Diktatur, *S. 470;* konsumiert Mehrwert, *S. 571;* Lohndruck durch Steuereinhebung, *S. 572;* Imperialismus, *S. 581;* Eroberung der Macht unentbehrlich, aber nur unter bestimmten Bedingungen zu erhalten, *S. 586;* Umgestaltung seines Wesens, *S. 598;* hört auf, ein Werkzeug der ausbeutenden Klassen zu sein, *S. 598;* wird zu einem Werkzeug der Ausgebeuteten, *S. 599;* Gleichgewicht der Kräfte, *S. 599;* Diktatur, *S. 599;* Aufhebung? *S. 602;* nicht nur Herrschaftsorganisation, *S. 604;* Zusammenfassung der Nation, *S. 606;* Apparat wird nicht beseitigt werden, *S. 606;* Regierung und Verwaltung, *S. 607;* Funktionswechsel, *S. 607;* Völkerbund, *S. 610;* Sozialstaat, *S. 612.*

Stadt: entsteht a. befestigtem Standlager, *II, S. 229;* zieht ländliche Ueberschußbevölkerung an, *S. 234;* Basis d. Warenproduktion, *S. 237;* Gegensatz zum Land, *S. 238;* lebt im Orient und Altertum vom Bauern, *S. 238;* Ausbeutung durch Geld undurchsichtig gemacht, *S. 239;* freie Arbeiter leben von Ausbeutung des Landes, *S. 240;* Residenzwechsel, *S. 302;* orientalische, *S. 303;* Unruhen, *S. 304;* Bildung in Griechenland, *S. 330;* von Umfang des Landgebiets unabhängig, *S. 330;* mittelalterliche und antike, *S. 391;* Entstehung, *S. 392;* Burg, *S. 392;* Klassenkampf, *S. 393;* Demokratie, *S. 394;* Zufluchtsort des Bauern, *S. 398;* und Staat, *S. 438;* Residenz, *S. 439.*

Stadtstaat: antiker, *II, S. 90;* in Griechenland, *S. 331;* Klassenkämpfe, *S. 339;* jüdischer herrscht auf religiöser Basis, *S. 353;* Untergang, *S. 357.*

Stamm: Rolle des Häuptlings, *II, S. 63;* werden durch Unterjochung zu Klassen, *S. 82;* Arbeitsteilung zwischen ihnen, *S. 91;* mehrere zu

Digitized by Google

einem Staat zusammengefaßt, *S. 122;* siegender wird nicht zum Ackerbauer, sondern zum Ausbeuter, *S. 122;* Bündnisse, *S. 127, 289.*
Stand: durch besondere Rechte und Pflichten abgegrenzt, *II, S. 38;* Kaste, *S. 38;* Zusammenfassung v. Berufen oder Klassen, *S. 38;* konservativ, *S. 40;* Klassen- als Ständekämpfe, *S. 41.*
Stein: als Behelf zum Graben, S. 607; als Werkzeug, S. 624; frühzeitig Tauschobjekt, S. 683.
Steuern: II, S. 225, 457, 572.
Südamerika: Entwicklung des Proletariats und der Demokratie, *II, S. 533.*
Syngenismus: II, S. 84.
Syphilis: II, S. 502.

T

Tausch: beginnt mit Luxusobjekten, Werkzeugen, Genußmitteln u. a., S. 680; beginnt sehr frühzeitig, S. 683; mit Arbeitsteilung in untrennbarem Zusammenhang, *II, S. 19;* durch Angebot und Nachfrage geregelt, *S. 30;* zwischen Nomaden und Ackerbauern, *S. 110.*
Technik: stört natürliches Gleichgewicht, S. 281; macht Menschen zum Raubtier, S. 286; progressives Element, S. 303; und Ehe, S. 322; und Kunst, S. 372; bedingt und ermöglicht Wanderungen, S. 484; drückt Frau herab, S. 533; hebt Kulturmenschen über Naturmenschen, S. 535; ermöglicht Zusammenleben in größeren Verbänden, S. 714; v. Oekonomie zu scheiden, S. 723; mit gleicher Technik verschiedene Arten gesellschaftlicher Arbeit vereinbar, S. 724; handelt nach ökonomischem Prinzip, 727, 740; Entwicklung führt zu Eigentum an Werkzeugen, S. 746; führt eher zur Wanderung als Uebervölkerung, S. 752, wird wichtiger als Natur, S. 788; schafft neue Produktionsverhältnisse, S. 808; Fortschritt abhängig von Umwelt, S. 808; schafft neue Tatsachen, S. 869; Einfluß auf Naturwissenschaft, S. 870; wissenschaftliche von praktischer abhängig, S. 873; relativer Mehrwert, *II, S. 380;* im Bergbau und Handwerk, *S. 401.*
Teleologie: II, S. 717.
Tendenzen: in der Geschichte, *II, S. 680.*
Theorie: und Praxis, *II, S. 640;* paßt sich der Willensrichtung an, *S. 713.*
Tier: Zuerkennung der Seele, S. 48; denkt kausal, S. 81; Pflanzen- und Fleischfresser, S. 226, 232; psychischer Einfluß d. Nahrungserwerbs, S. 228; Kampf ums Dasein, S. 230; Liebeskämpfe, S. 235; Scheu vor Kämpfen, S. 236; Bewußtsein, S. 251; Moral, S. 252; soziale Triebe, S. 254; gegenseitige Hilfe, Geselligkeit u. Intelligenz, S. 255; Bienen, S. 257; Sprache, 257; Führerposten, S. 267; Biberbauten, S. 269; Herden nicht immer exklusiv, S. 275; Mordlust, S. 288; Arterhaltung u. Fortpflanzungstrieb, S. 307; Brutpflege, S. 309; Verlangen nach Schönheit, S. 361; Farb- und musikalisches Empfinden, S. 363; sekundäre Geschlechtsmerkmale und Aesthetik, S. 364; größerer Kraftüberschuß beim Männchen als beim Weibchen, S. 365; infolgedessen aggressiver, S. 365; Kunst, S. 372; Erkenntnisvermögen unterschätzt, S. 397; Rassen bei wilden und Haustieren, S. 497; Steppen- und Wüsten- intelligenter als Waldbewohner, S. 584; Flechten, S. 587; Zähmung, S. 677; kein Eigentum, S. 743.
Tigris: II, S. 94.
Töpferei: S. 597, *II, S. 256.*
Traum: beeinflußt Götterglauben, S. 33; und Seelenbegriff, S. 37.
Tributzahlungen: II, S. 111; in Geld, *S. 199;* ihre Festsetzung ohne Zustimmung der Unterworfenen, *S. 268;* Einhebung durch Gemeinde, *S. 268.*
Trieb: und Instinkt, S. 212; sozialer bei Mensch und Tier, S. 254; sexueller, S. 349; und Instinkt, S. 398.
Trusts (siehe Kartelle)
Türken: zerstören arabische Herrschaft, *II, 216;* lassen Bewässerungsanlagen verfallen, *S. 218.*

U

Ueberbau: politischer u. juristischer, S. 9, 811; und Unterbau teilweise geistiger, teilweise materieller Natur, S. 817; nur in letzter Instanz v. Unterbau abhängig, S. 831, 837; Naturerkenntnis in ihm und im Unterbau, S. 864.
Uebervölkerung (s. Bevölkerung).

Digitized by Google

Macht gegen Stamm, *S. 286;* für Frieden und für Krieg, *S. 286;* Unterworfene zweierlei H., *S. 287;* erfolgreicher Krieg steigert sein Ansehen, *S. 288.*
Hetärismus: S. 318.
Hieroglyphen: II, S. 174.
Hindu: II, S. 98.
Hirten (siehe Nomaden).
Hoang-ho: II, S. 94.
Horden: Wanderungen, S. 494; klein, S. 511.
Hörigkeit: II, S. 391.
Humanität: II, S. 565, 783; Bedeutung unklar, *S. 784;* milde Sitten, *S. 784.*

I

Ideal: ihr Wandel Gegenstand der Marx-Engelsschen Betrachtung, 7.
Idealismus: Monaden und Atome, S. 30; Entwicklung in Griechenland, S. 43; stellt den Geist außerhalb des Zusammenhangs mit der Natur, S. 46; in gesellschaftlichen Dingen mit Materialismus in naturwissenschaftlichen vereinigt (Kant), S. 103; Zusammenhang mit Klassenscheidung, S. 113; vor Marx stärker als Materialismus, S. 582.
Idee: transzendentale, S. 73; soziale „wird", S. 663; Propaganda, S. 664; Propagator gibt sich unter Umständen als Gottheit aus, S. 664; neue wird als alt hingestellt, S. 665, 671; stammt aus „Erleuchtung", S. 666; Rückkehr zur Natur, S. 670; abhängig von gegenwärtigen und vergangenen Verhältnissen, S. 818; immanente und transzendente Geschichte, S. 879.
Ideologie: entwickelt sich nach eigenen Gesetzen, S. 149; mit ökonomischer Grundlage umgewälzt, *II, S. 621.*
Imperialismus: II, S. 144; Verbindung mit Finanzkapital, *S. 145;* Eindämmung bedeutet keine des Kapitalismus, *S. 555;* Verbindung mit Kapitalismus, *S. 580.*
Indianer: geschlechtliche Kälte, 352, 845; Kunst, S. 384; Werkzeuge, S. 622; Nahrung, S. 677; Beuteverteilung, S. 747; Bündnisse, *II, S. 128, 130;* Milde, *S. 789;* Glück, *S. 809.*
Indien: Dorfkommunismus, S. 758; Berufe in der Gemeinde, *II, S. 29;* Edelmetalleinfuhr, *S. 199;* mohammedanische Herrschaft, *S. 221;* englische Herrschaft, *S. 222;* künstliche Bewässerung, *S. 223;* eigene Wege der Geschichte, *247;* Entwicklung des Proletariats und der Demokratie, *S. 533.*
Individualismus: durch Kapitalismus gefördert, S. 248, 883; nicht nur ökonomischer Natur, S. 883.
Individuum: Mannigfaltigkeit, S. 799; und Masse, S. 802.
Indus: II, S. 94.
Industrie: Begriff, S. 731; erste produktive Tätigkeit, S. 732; Gegensatz zur Landwirtschaft, S. 732; Bedeutung für Krieg, S. 734; ermöglicht Städtebildung, S. 734; muß mit Landwirtschaft in einem bestimmten Größenverhältnis stehen, S. 736; zur staatlichen Existenz notwendig, *II, S. 235;* freie Arbeit, *S. 376;* und Landwirtschaft, *S. 550;* übernimmt immer mehr Zweige von der Landwirtschaft, *S. 556.*
Inka: II, S. 94.
Instinkt: läßt Notwendigkeit früher annehmen als Erkenntnis, S. 82; und Trieb, S. 212, 398; und Rasse, S. 507.
Intellektuelle: Anhänger des Materialismus, S. 40; erstarren unter Umständen in Aeußerlichkeiten, S. 532; keine Klasse, *II, S. 16, 490, 494;* erster Beruf als Zauberer, *S. 21;* Arbeitsteilung unter ihnen, *S. 27;* entstammen unteren Klassen, *S. 283;* manche Organisationen erlangen dem Adel ebenbürtige Stellung, *S. 284;* in vorkapitalistischen Zeiten meist Diener der Aristokratie, *S. 284;* Bureaukratie, *S. 488;* individuelle Freiheit, *S. 490;* Stellungnahme zu Klassenkämpfen nicht von vornherein gegeben, *S. 491;* proletarisch und antiproletarisch fühlende Schicht, *S. 495;* Führer zur Brutalität, *S. 565.*
Intelligenz: und Geselligkeit, S. 255; der Menschenaffen, S. 585.
Interessen, materielle: als Triebkräfte menschlichen Handelns, S. 3, 7.
Internationale: Notwendigkeit des proletarischen Klassenkampfes, *II, S. 537;* erste und zweite, *S. 642.*
Inzest (siehe Ehe).
Inzucht (siehe Ehe).
Irokesen: II, S. 128, 130.
Islam: keine Priesterkaste, *II, S. 116.*

Digitized by Google

Italien (siehe auch Rom): Zahl der Sklaven, *II, S. 77;* Fascismus, *S. 477.*

J

Jagd: Jagdrevier, S. 285; als Vergnügen, S. 531; durch Treffen mit Werkzeugen ermöglicht, S. 619; ändert menschliche Psyche, S. 620; führt unter bestimmten Bedingungen zum Krieg, S. 621; beeinflußt Grundeigentum, S. 752; Beuteverteilung und Kommunismus, S. 768.

Jangtsekiang: II, S. 94.

Journalisten: als Geschichtsschreiber, *II, S. 669.*

Juden: geographische Lage, S. 688; Schuldsklaverei, *II, S. 165;* Handelsvolk, *S. 168;* Staat, *S. 351;* Auswanderung, *S. 352;* religiöser Kult, *S. 353.*

K

Kampf ums Dasein: S. 200, 230; nach Darwin durch zu große Zahl von Organismen hervorgerufen, S. 231; nicht Enge des Nahrungsspielraums maßgebend, S. 232, 237; Eingreifen des Menschen, S. 236; in der Pflanzenwelt, S. 238; Einfluß auf Entwicklung, S. 410; nicht gleich Produktion des Lebens, S. 851; nach dem Muster des kapitalistischen Konkurrenzkampfes gebildet, S. 879.

Känguruh: aufrechte Haltung, S. 205.

Kannibalen: II, S. 791.

Kapital: Handels- und Leihk., *II, S. 163;* industrielles, *S. 164;* industrielles ändert Gang der Geschichte, *S. 373;* verschiedene Formen und historische Rolle, *S. 374;* Enteignung der industriellen nicht einfach möglich, *S. 435;* industrielles vermehrt nur künstlich geschaffene, nicht immer natürliche Produktivkräfte, *S. 499.*

Kapitalismus: und individuelle Geschlechtsliebe, S. 8; und moderner Sozialismus, S. 10; fördert Individualismus, S. 248, 883; erscheint als naturgesetzlich gegebene Produktionsweise, S. 876; und freie Arbeit, *II, 375, 384;* absoluter und relativer Mehrwert, *S. 378;* technische Verbesserung, *S. 380;* Großbetrieb, *S. 384;* sein Geist, *S. 385;* im Bergbau, *S. 400;* ökonomischer Fortschritt, *S. 417;* Massenproduktion, *S. 418;* unterwirft Handels- und Wucher- dem industriellen Kapital, *S. 419;* stärkt Absolutismus, *S. 422;* mit Demokratie vereinbar, *S. 433;* Privateigentum an Produktionsmitteln zwingt Arbeiter zur Arbeit, *S. 434;* beruht nicht auf kriegerischem, sondern auf ökonomischem Uebergewicht, *S. 436;* Ausdehnung, *S. 503;* kein ökonomisches Verkommen, *S. 540;* Krisen, *S. 543;* Akkumulation, *S. 546;* nicht mit Imperialismus eingedämmt, *S. 555;* Revisionismus, *S. 558;* infolge Weltkriegs nicht zusammengebrochen, *S. 559;* Sozialismus hängt nicht von seinem Zusammenbruch, sondern vom Erstarken des Proletariats ab, *S. 562;* Wachstum der ökonomischen Macht, *S. 578;* Freihandel und Imperialismus, *S. 579;* sein Blühen verschafft dem Sozialismus die besten Aussichten, *S. 591;* sein Aufkommen ändert geschichtliche Entwicklung, *S. 620.*

Kapitalist: müßiger und funktionierender, *II, S. 13;* als Leiter, *S. 14;* nicht sorglos, *S. 466;* wird auch durch Aktienwesen kein Rentner, *S. 467;* kann Staatsapparat auch unter Diktatur beeinflussen, *S. 472;* Gewaltanwendung im Kampf um die Staatsmacht, *S. 473;* ökonomische Kampfmittel ihm angemessen, *S. 475.*

Kartelle: II, S. 18, 545, 558.

Karthago: Kampf um Spanien, *II, S. 198;* Entwicklung, *S. 354.*

Kaste: eine besondere Art Stand, *II, S. 38.*

Katastrophentheorie: S. 881.

Kategorien: existieren a priori, S. 79; ihre Zahl bei Kant, S. 80.

Kaufmann: Fremder, *II, S. 168;* merchant adventurer, *S. 274.*

Kausalität: Bedürfnis nach ihr schon beim Tier vorhanden, S. 31; dehnt sich beim Menschen aus, S. 31; existiert a priori, S. 79; der Naturgesetzlichkeit und der Freiheit, S. 81; schon beim Tier gegeben, S. 81; Grundlage des bewußten Handelns, S. 115; oder Funktion, S. 119; Wechselwirkung, S. 122; durch Animismus gestört, S. 125.

Kelten: S. 550.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch

KLASSE UND STAAT

Erster Abschnitt

Definitionen

		Seite
1. Kapitel.	Seit wann gibt es Klassen	3
2. Kapitel.	Der Begriff der Klasse	8
3. Kapitel.	Der Beruf	19
	a) Die Arbeitsteilung	19
	b) Die Intellektuellen	21
4. Kapitel.	Gegensätze der Berufe	28
5. Kapitel.	Aufhebung der Klassen und Aufhebung der Berufe	51
6. Kapitel.	Klasse, Beruf, Stand	58
7. Kapitel.	Der Begriff des Staates	42
8. Kapitel.	Die Marxistische Auffassung des Staates	52

Zweiter Abschnitt

Das Werden des Staates und der Klassen

1. Kapitel.	Die Engelssche Hypothese	61
2. Kapitel.	Kritik der Engelsschen Hypothese	67
3. Kapitel.	Die Sklaverei	74
4. Kapitel.	Der Eroberstaat	81

Dritter Abschnitt

Die ersten Staaten

1. Kapitel.	Ansässige Ackerbauer	94
2. Kapitel.	Nomadische Hirten	99
3. Kapitel.	Staatenbildende Kraft der Nomaden	107
4. Kapitel.	Die Staatsgründung	110
5. Kapitel.	Ausdehnung des Staates und des Stammes	121
6. Kapitel.	Die Verbindung von Stämmen	127
7. Kapitel.	Der Ausdehnungsdrang des Staates	131
8. Kapitel.	Der Imperialismus	145

Digitized by Google

Vierter Abschnitt

Wirkungen des Staates

Seite

1. Kapitel. Das ökonomische und das politische Mittel 147
2. Kapitel. Kommunismus und Privateigentum 151
3. Kapitel. Der Handel 156
4. Kapitel. Wucher 163
5. Kapitel. Handelsvölker 168
6. Kapitel. Die Schrift 170
7. Kapitel. Die Wissenschaft 178
8. Kapitel. Das Geld 185
9. Kapitel. Schatzbildung 194
10. Kapitel. Wasserbauten 204
11. Kapitel. Bewässerungsanlagen und Staatsgewalt 213
12. Kapitel. Die Stadt, Industrie und Kunst 226
13. Kapitel. Aufstieg und Abstieg 238
14. Kapitel. Die Zivilisation und ihr Verfall 250

Fünfter Abschnitt

Die ersten Formen des Staates

1. Kapitel. Altern des Staates und Altern der Zivilisation 262
2. Kapitel. Die Demokratie der Besiegten 264
3. Kapitel. Die Demokratie der Sieger 271
4. Kapitel. Die Aristokraten und die Kunst 275
5. Kapitel. Die Aristokratie und die Wissenschaft 280
6. Kapitel. Die Monarchie 285
7. Kapitel. Die ersten Klassenkämpfe 299
a) Ausgebeutete schwach und gespalten 299
b) Buhlen um die Gunst des Herrschers 306
c) Unbeweglichkeit des Orients trotz aller Unruhe 310
8. Kapitel. Der Untergang des Staates 314

Sechster Abschnitt

Der Stadtstaat

1. Kapitel. Der Ursprung des Stadtstaates 324
2. Kapitel. Klassenkämpfe im Stadtstaat 331
3. Kapitel. Demokratie und Ausbeutung im Stadtstaat 340
4. Kapitel. Mischformen des Staates 350
5. Kapitel. Der Untergang des Stadtstaates 357
6. Kapitel. Der antike Sozialismus 364

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt

Der kapitalistische Industriestaat

		Seite
1. Kapitel.	Der industrielle Kapitalismus	371
2. Kapitel.	Die fortschrittliche Kraft des industriellen Kapitalismus	377
3. Kapitel.	Der Geist des Kapitalismus	382
4. Kapitel.	Staat und Stadt im Mittelalter	388
5. Kapitel.	Die freie Arbeit	395
6. Kapitel.	Die Askese	402
7. Kapitel.	Das Aufkommen des industriellen Kapitals	410
8. Kapitel.	Fortschritt und soziale Revolution	416
9. Kapitel.	Die moderne Demokratie	422
10. Kapitel.	Das Kapital im demokratischen Staat	429
11. Kapitel.	Der Nationalstaat	437
12. Kapitel.	Das Wachsen des Staatsapparats	446
	a) Armee, Verkehr, Zölle	446
	b) Unterricht, Justiz, Heilwesen	451
	c) Steuern	456
	d) Wandel im Charakter des Staates	458
13. Kapitel.	Die Politik als Beruf	459
14. Kapitel.	Gewalt und Demokratie	469
15. Kapitel.	Das Charisma	479
16. Kapitel.	Die Intellektuellen	487

Achter Abschnitt

Aufhebung der Klassen und des Staates

1. Kapitel.	Der Niedergang des Proletariats	499
2. Kapitel.	Aufstieg des Proletariats und Kampf um die Demokratie	505
3. Kapitel.	Aufstieg des Proletariats und Verkürzung der Arbeitszeit	514
4. Kapitel.	Der Sieg des Proletariats	523
5. Kapitel.	Wege zum Sozialismus	530
6. Kapitel.	Die Untergrabung des Kapitalismus	539
7. Kapitel.	Die Krisen	542
8. Kapitel.	Die Schranken der Akkumulation des Kapitals	546
9. Kapitel.	Akkumulation in der Landwirtschaft	552
10. Kapitel.	Die Voraussetzungen der Notwendigkeit des Sozialismus	560
11. Kapitel.	Die Verschärfung der Klassengegensätze	564
12. Kapitel.	Oekonomie und Politik	578
13. Kapitel.	Die Bedingungen der Sozialisierung der Produktion	586
14. Kapitel.	Die Wandlung des Staates	597
15. Kapitel.	Die Aufhebung des Staates	602

Digitized by Google

Neunter Abschnitt

Die Marxsche Darlegung der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung.

Seite

1. Kapitel. Nochmals das Marxsche Vorwort 614
a) Der Klassenkampf in der Geschichte 614
b) Rückwirkungen ökonomischer Wandlungen auf die Ideologie 620
c) Die Entwicklung der Produktivkräfte in der Gesellschaft 621
d) Jede neue Produktionsweise ist an materielle Bedingungen gebunden 625
e) Die Menschheit stellt sich nur lösbare Aufgaben 627
2. Kapitel. Die Weiterentwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung 629

Fünftes Buch

DER SINN DER GESCHICHTE

Erster Abschnitt

Das Individuelle in der Geschichte

1. Kapitel. Die praktische Bedeutung der materialistischen Geschichtsauffassung 640
2. Kapitel. Die materialistische Geschichtsauffassung und die Geschichtsschreibung 643
3. Kapitel. Praktische Aufgaben der Geschichtsschreibung 649
4. Kapitel. Die Geschichte als Lehrmeisterin 655
5. Kapitel. Das Singuläre in der Geschichte 660
6. Kapitel. Das Allgemeine und das Besondere in der Geschichte . . . 666
7. Kapitel. Allgemeine und besondere Gesetze 675
8. Kapitel. Historische Gesetze 678
9. Kapitel. Die Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen 685
10. Kapitel. Die Persönlichkeit in der Geschichte 690
11. Kapitel. Persönlichkeit und Klassenkampf 698
12. Kapitel. Die schöpferische Persönlichkeit 707

Zweiter Abschnitt

Wille und Wissenschaft in der Geschichte

1. Kapitel. Der Ursprung des Wollens 711
2. Kapitel. Teleologie und Kausalität 714
3. Kapitel. Reine und angewandte Wissenschaft 720
4. Kapitel. Die Kraft des Willens 730
5. Kapitel. Marx und Jehovah 736

Digitized by Google

Dritter Abschnitt

Das Ziel des geschichtlichen Prozesses

Seite

1. Kapitel. Prognosen aus Erfahrung 742
2. Kapitel. Prognosen in der Gesellschaft 746
3. Kapitel. Transzendente Prognosen 757
4. Kapitel. Astronomische Geschichtsauffassung 761
5. Kapitel. Aufstieg zur Freiheit 769
6. Kapitel. Aufstieg zur Sittlichkeit 776
7. Kapitel. Aufstieg zur Humanität 783
8. Kapitel. Aufstieg zu Gesundheit und Kraft 794
9. Kapitel. Aufstieg zu Glück und Zufriedenheit 806
10. Kapitel. Das Aufsteigen zur Vollkommenheit 819
11. Kapitel. Das Gesetz des Fortschritts 825
12. Kapitel. Die Grenzen des Fortschritts 835

Namenregister 846
Sachregister 866

Druckfehler-Berichtigung.

Bd. I: S. 240. Die 11. Zeile von oben ist zu streichen, dafür muß es heißen:

also keine psychischen Wirkungen hervorrufen, die sich auf die

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:

Die Klassengegensätze im Zeitalter der französischen Revolution . . . Kart. 0,60

Der Ursprung d. Christentums. Ganzl. 7,50

Ethik und materialistische Geschichtsauffassung . . . . . Geb. 2,—

Thomas More und seine Utopie
Mit einer historischen Einleitung Ganzl. 5,80

Die proletarische Revolution und ihr Programm . . . . . Geb. 2,40

Die Sozialisierung der Landwirtschaft
Mit einem Anhang von A. Hofer: Der Bauer als Erzieher . . . . . Brosch. 1,50

Marx' ökonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert. Geb. 2,—

Parlamentarismus u. Demokratie. Kart. 0,60

Der Weg zur Macht. Politische Betrachtungen über das Hineinwachsen in die Revolution . . . . . Brosch. 0,50

Die Internationale und Sowjetrußland
Ganzl. 2,—, Kart. 0,75

Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution
Geb. 1,90

Verlag J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Digitized by Google

S. 838; Begriff nicht zu eng gefaßt, S. 850; nicht gleich Kampf ums Leben, S. 851; Sicherung des Lebens eingeschlossen, S. 852; Ueberpr., *II, S. 542.*

Produktionskräfte: und Produktionsverhältnisse, S. 9; größtenteils geistiger Art, S. 814; im Grunde nur Wissen von der Natur, S. 864; nur künstliche, nicht immer natürlich vom industriellen Kapital vermehrt, *II, S. 499;* Erschöpfung, *S. 500;* Arbeiter als P., *S. 501;* und Produktionsverhältnisse, *S. 616;* durch Kapitalismus entwickelt, *S. 622;* Sieg des Proletariats vor Erreichung ihrer Entwicklungsgrenzen, *S. 623;* stellen Aufgabe und geben zugleich Mittel zu ihrer Lösung, *S. 628.*

Produktionsmittel: Verfügung über sie beeinflußt Klassenbildung, *II, S. 15;* Trennung der Bauern von ihnen, *S. 383;* industrielle in Besitz des Kapitalisten, *S. 384;* Privateigentum an ihnen zwingt Arbeiter zur Arbeit, *S. 434;* von Arbeiter nicht anerkannt, *S. 435;* und Konsumtionsmittel, *S. 551.*

Produktionsprozeß: kapitalistischer, S. 10; Verarmung an Formen, S. 528; Sozialisierung, S. 529; nur als Reproduktionsprozeß zu verstehen, S. 739.

Produktionsverhältnisse: und Produktionskräfte, S. 9; vom Willen des Menschen unabhängig, S. 807, 809; neue vom technischen Fortschritt geschaffen, S. 808; bestimmt durch Eigentumsordnung und materielle Produktionsbedingungen, S. 810; größtenteils geistiger Art, S. 814; beeinflussen Verwandtschaftsorganisation, S. 849; bestimmen Kriegswesen, S. 854; und Produktionskräfte, *II, S. 616;* neue nie entwickelt, ehe materielle Voraussetzungen gegeben, *S. 625.*

Produktionsweise: bestimmt gesellschaftlichen Lebensprozeß, S. 9; Begriff, S. 738; materielle Produkte und Dienste, S. 738; darf nicht nach ökonomischem Prinzip allein handeln, S. 740; durch Eigentumsordnung beeinflußt, S. 741; vergangene und gegenwärtige, S. 798; sozialistische, *II, S. 561;* sozialistische bedarf bestimmter psychischer Eigenschaften der Arbeiter, *S. 587.*

Produktivität: II, S. 566, 647.

Profit: II, S. 12; im Handel, *S. 161.*

Prognosen: für regelmäßig wiederkehrende Vorgänge, *II, S. 742;* für unregelmäßige Vorgänge, *S. 742;* Abweichungen bei Wiederholungen, *S. 744;* kündigen neue Entwicklungsmomente an, *S. 745;* in Natur und Gesellschaft, *S. 746;* ökonomische, *S. 747;* für Geistesleben schwierig, *S. 748;* politische, *S. 748;* Erdentwicklung, S. *749;* industrieller Kapitalismus läßt soziale entstehen, *S. 751;* Verzicht der bürgerlichen Wissenschaft, *S. 753;* Marxsche hat Sozialismus und Arbeiterbewegung vereinigt, *S. 754;* Marxsche einzig in ihrer Art, *S. 755;* ihre Grenzen, *S. 756;* transzendente, *S. 757.*

Proletariat: Anhänger des Materialismus, S. 40; Volkskunst, S. 385; im Altertum Ausbeuter der Reichen, *II, 72;* in Rom keine Solidarität mit Sklaven, *S. 79;* in Rom, *S. 363;* durch Privateigentum an Produktionsmitteln zur Arbeit gezwungen, *S. 434;* Verelendung, *S. 502;* gelernte und ungelernte Arbeiter, *S. 508;* und demokratische Bewegung, *S. 508;* kann zunächst keine eigene Politik treiben, *S. 515;* theoretisches Interesse für soziale Fragen, *S. 516;* Verkürzung der Arbeitszeit, *S. 516;* führend in allen Fragen sozialen und politischen Fortschritts, *S. 519;* zieht Teile des Kleinbürgertums und der Bauernschaft an sich, *S. 522;* Aufstieg unaufhaltsam, *S. 523;* nicht Machterringung, sondern -erhaltung Hauptfrage, *S. 523;* Aufhebung aller Ausbeutung, *S. 528;* Kleinbürgertum sein Wegbereiter, *S. 530;* Diktatur auf die Dauer unmöglich, *S. 531;* Steigerung der Lebenshaltung, *S. 541, 567;* Krisen, *S. 545;* Sozialismus hängt nicht vom Zusammenbruch des Kapitalismus ab, sondern vom Erstarken des P., *S. 562;* Humanität, *S. 564;* Steigerung der Bedürfnisse, *S. 568;* Steigerung des Konsums der Kapitalisten erbittert, *S. 569;* Besteuerung, *S. 572;* vertritt Interessen der gesamten Gesellschaft, *S. 577;* Wachstum der politischen Macht.

Digitized by Google

S. 578; Eroberung der Staatsmacht unentbehrlich aber nur unter bestimmten Bedingungen zu halten, *S. 586;* sozialistische Produktionsweise bedarf bestimmter psychischer Eigenschaften, *S. 587;* ökonomische Einsicht, *S. 588;* neue Moral, *S. 589;* Spaltung, *S. 593;* Einigkeit, Voraussetzung des Sozialismus, *S. 594;* stets zwei Richtungen, *S. 595;* Demokratie unersetzlich, *S. 601;* kein Mißbrauch der Macht zu befürchten, *S. 602;* Sieg vor Erreichung der Entwicklungsgrenzen der Produktivkräfte, *S. 623;* Einheit des Willens, *S. 732.*

Proportionalität: zwischen Industrie und Landwirtschaft, S. 736; in der Produktion, *II, S. 550.*

Prosperität: stets von Krise gefolgt, *II, S. 566.*

Prostitution: II, S. 317.

Protestantismus: Sekten, S. 827; Beziehungen zum Geist des Kapitalismus, *II, S. 411.*

Psychoanalyse: S. 217, 334, 340, 397.

Punaluaehe: S. 317.

Puritanismus: II, S. 408; Armengesetzgebung, *S. 414;* Unreinlichkeit, *S. 802.*

R

Rasse (siehe auch Vererbung): des Menschen, S. 480; überträgt ihre Merkmale auf Nachkommen, S. 489; Wirkung der Umwelt, S. 490; Mischung nach Kriegsabschluß, S. 496; bei wilden und Haustieren, S. 497; Mischung bei tiefstehenden Völkern, S. 498; und Oekonomie, S. 499; Kampf als geschichtsbewegendes Moment, S. 500; Reinheit und Mischung, S. 505; „Instinkt", S. 507; Abgrenzung unsicher, S. 508; kein Gemeinwesen, S. 511; Krieg nicht zwischen ihnen, vielfach innerhalb ihrer geführt, S. 513; ästhetische Merkmale, S. 515; Begabung, S. 518, 537; keine minderwertigen, S. 519; Charakter infolge Mischung schwer festzustellen, S. 539, 561; trotzdem bequemes Hilfsmittel der Geschichtsschreibung, S. 543; Mischung als fortschrittliches Element (Robertson), S. 554; Blutband, S. 562; Einfluß der Sprache, S. 563; Sprache als Merkmal, S. 564; mehrere Sprachen bei Völkern gleicher Rasse, S. 568; Kampf als bewegende Kraft der Geschichte, *II, S. 87.*

Raum: als Vorstellung a priori, S. 69; seine Vorstellung nur durch Seh- u. Tastvermögen vermittelt, S. 69; Unterschiede und Veränderungen in ihm, S. 72; seine Idealität, S 72; der leere, S. 72.

Recht: Kodifizierung, S. 272; Entwicklung des römischen, S. 543; Ueber- oder Unterbau? S. 834.

Reform: soziale, *II, S. 563.*

Reformation: S. 826.

Religion: durch ökonomische Bedingungen bestimmt, S. 5; hemmendes Moment, S. 301; mit Moral verbunden, S. 302; Einfluß auf jüdischen Staat, *II, S. 353;* des Naturmenschen, *S. 808.*

Reproduktionsprozeß (siehe Produktionsprozeß).

Republik: demokratische, *II, S. 55, 57;* in Griechenland, *S. 333;* kein Instrument zur Milderung der Klassengegensätze, *S. 334.*

Revisionismus: II, S. 558.

Revolution: soziale, S. 9; Marxsche Hoffnungen im Kommunistischen Manifest, S. 672; stärkt Staatsgewalt, *II, S. 54;* Entscheidungsschlacht im Klassenkampf, *S. 420;* soziale, *S. 421;* von 1918, *S. 592;* soziale, *S. 616.*

Ritter: S. 857.

Rom: Materialismus u. Religion, S. 40, Recht, S. 543; Zahl der Sklaven, *II, S. 77;* keine Solidarität zwischen Sklaven und freien Proletariern, *S. 79;* Besiedlung der Donauländer, *S. 140;* Reichsbildung, *S. 143;* Straßenbau, *S. 157;* Punische Kriege, *S. 198;* Staat, *S. 354, 356;* See- und Landmacht, *S. 356;* Niedergang, *S. 357;* Entvölkerung, *362;* Proletarier, *363.*

Romantik: S. 758.

Rußland: Bodenbeschaffenheit, 690; Dorfkommunismus, S. 758; Krieg gegen Napoleon, *II, S. 138;* Dorfkommunismus, *S. 155;* Bolschewismus und Demokratie, *S. 445.*

S

Salz: frühzeitig Tauschobjekt, S. 681.

Satrap: II, S. 293.

Schamhaftigkeit (siehe Liebe).

Digitized by Google

Schatz (siehe Geld).
Schiffahrt: Ruder-, S. 645; Segel-, S. 646; Dampf-, S. 647; in Griechenland, *II, S. 327;* psychologische Wirkung, *S. 335.*
Schimpanse: Pflanzenfresser, S. 229; monogam, S. 315; Musik, S. 375; Intelligenzprüfungen, S. 585; Nestbau, S. 591; Graben, S. 605; Werkzeug, S. 608.
Schönheit: Verlangen nach ihr, S. 361; beim Tier, S. 361, 363; Definitionen, S. 362; Lustgefühl ohne Interesse, S. 362; bezieht sich auf Gesichts- oder Gehörseindrücke, S. 363; sekundäre Geschlechtsmerkmale, S. 364; Musik, S. 367; unabhängig vom Liebesempfinden, S. 368; Einfluß der Gewohnheit, S. 368; goldener Schnitt, S. 369; Mode, S. 370; Genuß und Produktion, S. 379.
Schrift: durch Staat notwendig gemacht, *II, S. 172;* geworden, *S. 173;* fortschreitende Vereinfachung, *S. 173;* nur in der alten Welt entwickelt, *S. 174;* Buchstaben, *S. 175;* Einfluß auf Entwicklung, *S. 176;* Wechselwirkung mit Staat, *S. 177;* dient praktischen Zwecken, *S. 177;* Ueberschätzung der Schreibarbeit, *S. 179;* konservativ, *S. 582;* Geschichtsschreibung, *S. 651.*
Schweiz: kriegerische Ueberlegenheit über Ritterheere, S. 860; Landsgemeinde, *II, S. 126;* aus Bündnis entstanden, *S. 128.*
Seele: und Geist, S. 37; Fortleben nach dem Tode, S. 38.
Sekten: S. 827, *II, S. 406;* im Sozialismus durch Marxismus beseitigt, *S. 642.*
Selbstbestimmungsrecht (siehe Nationalstaat).
Selbsterhaltungstrieb: 221; bei den verschiedenen Tiergruppen, S. 226.
Semiten: S. 549, *II, S. 111.*
Sensualismus: S. 52.
Servilität: S. 567, *II, S. 307, 523.*
Sexualität: Eheschließung, S. 7, 8; sexuelle Geschlechtsmerkmale und Aesthetik, S. 364; durch historische Entwicklung beeinflußt, S. 845; Haremswirtschaft und Prostitution, *II, S. 317.*
Sicherheit: Funktion d. Gesellschaft, S. 850; gehört zur Produktion des Lebens, S. 852.
Silber (siehe Gold).
Sinne: S. 56.
Sittengesetz: S. 42, 65, 90, 98; Notwendigkeit und Freiheit, S. 93; und Freiheit, S. 97; nur auf den vergesellschafteten Menschen anwendbar, S. 99.
Sittlichkeit: Verfall, *II, S. 320;* Gerechtigkeit, *S. 777;* Solidarität, *S. 780;* Geltung fraglich, *S. 782;* als Selbstverständliches, *S. 783;* keine bestimmte Entwicklungsrichtung, *S. 842.*
Skeptizismus: bei Hume, S. 54; Zusammenhang mit Klassenscheidung, S. 115.
Sklaven: als Polizisten in Athen, *II, S. 70;* ursprünglich nur in beschränkter Zahl vorhanden, *S. 76;* leben in der Familie, *S. 76;* später in großer Zahl vorhanden, *S. 76;* Aufstände, *S. 78;* in Rom keine Solidarität mit freien Proletariern, *S. 79;* Handel in Afrika, *S. 110;* Betriebe, *236;* als Hofbeamte, *296.*
Sklaverei: Entstehung, *II, S. 64; Einverleibung* Fremder in den Produktionsprozeß, *S. 74;* durch Krieg entstanden, *S. 74;* und Christentum, *S. 80, 390;* kein Moment der Klassenbildung in der Gens, *S. 81;* Schulds., *S. 165;* Grenze der technischen Entwicklung, *S. 241;* Grundlage der griechischen Demokratie, *S. 344;* verdrängt Bauernschaft, *S. 359;* Grundlage des antiken Kommunismus, *S. 365;* Aufhören mit Untergang des Römischen Reichs, *S. 390;* Produktivität, *S. 646.*
Skythen: II, S. 138, 142.
Slaven: S. 503.
Söldner: II, S. 292.
Solidarität: II, S. 780.
Sonnensystem: II, S. 829.
Sophisten: II, S. 283.
Sozial (siehe Idee, Gesellschaft).
Sozialdemokratie: S. 674, *II, S. 523.*
Sozialisierung: S. 529, *II, S. 525, 586;* nur schrittweise möglich, *S. 593.*
Sozialismus: ethischer und marxistischer, S. 10; Hemmung in ökonomisch rückständigen Ländern, S. 13; wird Freiheit erweitern, S. 108; sucht sein Vorbild im Urchristentum und im Naturrecht, S. 670; in älteren Formen des Kommunismus, S. 671; von fran-

Digitized by Google

zösischer Revolution beeinflußt, S. 829; ökonomische Gesetze, 876; Enteignung des industriellen Kapitals, *II, S. 435;* utopistische Kolonien, *S. 506;* sein Endziel, *S. 524;* Aussichtslosigkeit bei schrankenloser Akkumulation? *S. 560,* soll Produktionsweise herbeiführen, die Wünschen des Proletariats besser entspricht als jetzige, *S. 561;* hängt nicht von Zusammenbruch des Kapitalismus, sondern vom Erstarken des Proletariats ab, *S. 562;* durch Milderung der Klassengegensätze überflüssig gemacht? *S. 563;* nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum zum Zweck, *S. 563;* seine Aussichten wachsen beim Blühen des Kapitalismus, *S. 591;* nur bei Einigkeit des Proletariats möglich, *S. 594;* Zielsetzung durch Marxismus, *S. 642;* und Arbeiterfreundlichkeit, *S. 723;* angewandter, aufgebaut auf reiner Wissenschaft, *S. 726:* Unterschied des Marxschen von den früheren, *S. 727;* durch Marxsche Prognose mit Arbeiterbewegung vereinigt, *S. 754;* ausgleichende Tendenzen zwischen verschiedenen Ländern, *S. 856;* verbreitet geistiges Leben, *S. 836;* Entfaltung der Persönlichkeit, *837.*

Sozialpolitik: II, S. 506.

Spanien: Silberbergwerke, *II, S. 197;* arabische Herrschaft, *S. 215:* Kampf mit Arabern, *S. 219; christliche* Regierung läßt Bewässerungsanlagen verfallen, *S. 221.*

Sparsamkeit: mit Oekonomie gleichgesetzt, S. 726.

Sparta: II, S. 132; peloponnesischer Krieg, *S. 245;* aristokratische Vormacht, *S. 347.*

Spiel: und Kunst S. 382.

Spinnmaschine: S. 780.

Sprache: Begriffsbildung, S. 210; bei Tieren, S. 257; Entwicklung, S. 273; Neubildung, S. 274; bildet geschlossene menschliche Gesellschaften, S. 276; konservatives Element, S. 276; ermöglicht Verwandtschaftsorganisation, S. 277; Reichtum b. primitiven Völkern, S. 520; Vereinfachung bei Kulturfortschritt, S. 520; Gebärdensprache, S. 521; infolge stärkerer Abstraktion, S. 522: Einfluß der Klassenscheidung, S. 526; Gedächtnis durch Kultur geschwächt, S. 527: stellt verwandtschaftliche Zusammenhänge her, S. 563; Produkt und Mittel des Verkehrs. S. 564; bildet Nationalcharakter. S. 564; als Rassenmerkmal, S. 564; Grammatik das konservative Element, S. 566; Fremdwörter u. Neubildung., S. 566; mehrere Sprachen bei Völkern gleicher Rasse, S. 568: Bedeutung des Flechtens und Grabens, S. 594; mit Arbeit in unlösbarem Zusammenhang, S. 599: führt z. Nationsbildung, *II, S. 440:* Staatss., *S. 581.*

Staat: gleichzeitig mit Gesellschaft entstanden, S. 242; kann zugrunde gehen, S. 697; mit Klasse eng verbunden, *II, S. 42;* und Gesellschaft, *S. 43, 48, 53;* Entstehung, *S. 45;* Wesen und Bedeutung, *S. 46;* Idee, *S. 49;* in französischen Revolutionen gestärkt, *S. 54;* Eroberung, *S. 55;* Verwandlung aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr untergeordnetes Organ, *S. 56;* organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer andern, *S. 56, 58;* zwei Auffassungen in der Kommune, *S. 56;* nicht Aufhebung des St., sondern Ersetzung der Bureaukratie durch demokratische Republik, *S. 57;* bisher Herrschaft einer Minderheit über die Mehrheit. *S. 60;* Berichte über seine Gründung wertlos, *S. 61;* Rolle des Zwanges. *S. 62;* Engelssche Theorie, *S. 64;* bildet sich nach der Klasse, *S. 66:* Zwangsapparat der Sieger im Krieg, *S. 82;* mit Klasse gleichzeitig gebildet, *S. 82;* Bildung auch ohne Krieg denkbar, *S. 94;* Nomaden als seine Bildner, *S. 107;* Ackerbauer seine Grundlage, *S. 108;* allmähliche Bildung, *S. 112;* verewigt Krieg, *S. 118;* faßt mehrere Stämme zusammen, *S. 122;* siegender Stamm wird nicht zum Ackerbauer, sondern zum Ausbeuter. *S. 122;* höchste Form der Ausbeutung, *S. 123;* Zahl der Ausgebeuteten größer als die der Ausbeuter, *S. 123;* Ausdehnung. *S. 123;* Rolle der Uebervölkerung, *S. 125;* der Verkehrsmittel, *S. 126;* Ausdehnung hängt von mili-

Digitized by Google

tärischer Kraft des erobernden Stammes ab, *S. 132;* Wachstum unbegrenzt, *S. 135;* Ausdehnungsdrang, *S. 136;* Abwehr von Nomaden an den Grenzen, *S. 137;* Ansiedlung von Ackerbauern, *S. 139;* Anwerbung von Nomaden, *S. 140;* Konflikte zwischen aneinandergrenzenden, *S. 141;* Ausdehnungsdrang in Vergangenheit und Gegenwart, *S. 143;* Imperialismus, *S. 144;* bildet in letzter Linie Grundlage aller Ausbeutungsverhältnisse im Gemeinwesen, *S. 151;* in Wechselwirkung mit Oekonomie, *S. 151;* ändert Geist des Eigentums, *S. 151;* verbessert Verkehr, *S. 156;* steigert Masse des Mehrprodukts, *S. 160;* als Händler, *S. 161;* Lieferungen der Unterjochten, *S. 171;* Schrift eine Notwendigkeit, *S. 172;* Wechselwirkung mit Schrift, *S. 177;* Umwandlung von Natural- in Geldsteuern, *S. 201;* Beziehung zu Bewässerungsanlagen, *208, 213;* Standlager werden zu militärischen und kommerziellen Mittelpunkten, *S. 228;* Standlager werden befestigt und zur Stadt, *S. 229;* Paläste, Gräber und Tempel, *S. 231;* Kunst als Beruf, *S. 232;* braucht Industrie, *S. 235;* Zivilisation hängt von kriegerischer Kraft ab, *S. 243;* Aufstieg und Abstieg infolge Krieg, *S. 247;* Altern, *S. 262;* von Zivilisation zu unterscheiden, *S. 263; 322;* friedliche Bildung möglich, *S. 265;* innere Organisation Sache der herrschenden Klasse, *S. 266;* Krieg und auswärtige Politik, *S. 266;* Festsetzung der Tribute, *S. 268;* Wettrennen um Gunst des Herrschers, *S. 307;* Aufstände, *S. 312;* sittlicher Verfall, *S. 320;* Altern nicht mit dem von Organismen zu vergleichen, *S. 322;* Bildung in Griechenland, *S. 324;* Klassenkampf sein Lebenselement, *S. 339;* jüdischer, *S. 351;* Priesterstaat, *S. 353;* römischer, *S. 354;* Verfalls- und Aufschwungzeichen im 18. Jahrhundert, *S. 373;* Reste bei seinem Untergang, *S. 388;* und Stadt, *S. 438;* durch Nation gebildet, *S. 441;* Charakter durch Selbstbestimmungsrecht geändert, *S. 445;* Apparat wird immer umfangreicher, *S. 446;* allgemeine Wehrpflicht, *S. 448;* Ausbau der Verkehrsmittel, *S. 450;* Zölle, *S. 451;* Unterricht, *S. 451;* Universitäten, *S. 455;* Steuern, *S. 457;* wird aus militärischer wirtschaftliche und kulturelle Organisation, *S. 458;* Verhältnis der Klassen zu ihm, *S. 458;* Bureaukratie, *S. 460;* Diktatur, *S. 470;* konsumiert Mehrwert, *S. 571;* Lohndruck durch Steuereinhebung, *S. 572;* Imperialismus, *S. 581;* Eroberung der Macht unentbehrlich, aber nur unter bestimmten Bedingungen zu erhalten, *S. 586;* Umgestaltung seines Wesens, *S. 598;* hört auf, ein Werkzeug der ausbeutenden Klassen zu sein, *S. 598;* wird zu einem Werkzeug der Ausgebeuteten, *S. 599;* Gleichgewicht der Kräfte, *S. 599;* Diktatur, *S. 599;* Aufhebung? *S. 602;* nicht nur Herrschaftsorganisation, *S. 604;* Zusammenfassung der Nation, *S. 606;* Apparat wird nicht beseitigt werden, *S. 606;* Regierung und Verwaltung, *S. 607;* Funktionswechsel, *S. 607;* Völkerbund, *S. 610;* Sozialstaat, *S. 612.*

Stadt: entsteht a. befestigtem Standlager, *II, S. 229;* zieht ländliche Ueberschußbevölkerung an, *S. 234;* Basis d. Warenproduktion, *S. 237;* Gegensatz zum Land, *S. 238;* lebt im Orient und Altertum vom Bauern, *S. 238;* Ausbeutung durch Geld undurchsichtig gemacht, *S. 239;* freie Arbeiter leben von Ausbeutung des Landes, *S. 240;* Residenzwechsel, *S. 302;* orientalische, *S. 303;* Unruhen, *S. 304;* Bildung in Griechenland, *S. 330;* von Umfang des Landgebiets unabhängig, *S. 330;* mittelalterliche und antike, *S. 391;* Entstehung, *S. 392;* Burg, *S. 392;* Klassenkampf, *S. 393;* Demokratie, *S. 394;* Zufluchtsort des Bauern, *S. 398;* und Staat, *S. 438;* Residenz, *S. 439.*

Stadtstaat: antiker, *II, S. 90;* in Griechenland, *S. 331;* Klassenkämpfe, *S. 339;* jüdischer herrscht auf religiöser Basis, *S. 353;* Untergang, *S. 357.*

Stamm: Rolle des Häuptlings, *II, S. 63;* werden durch Unterjochung zu Klassen, *S. 82;* Arbeitsteilung zwischen ihnen, *S. 91;* mehrere zu

Digitized by Google

einem Staat zusammengefaßt, *S. 122;* siegender wird nicht zum Ackerbauer, sondern zum Ausbeuter, *S. 122;* Bündnisse, *S. 127, 289.*
Stand: durch besondere Rechte und Pflichten abgegrenzt, *II, S. 38;* Kaste, *S. 38;* Zusammenfassung v. Berufen oder Klassen, *S. 38;* konservativ, *S. 40;* Klassen- als Ständekämpfe, *S. 41.*
Stein: als Behelf zum Graben, S. 607; als Werkzeug, S. 624; frühzeitig Tauschobjekt, S. 683.
Steuern: II, S. 225, 457, 572.
Südamerika: Entwicklung des Proletariats und der Demokratie, *II, S. 533.*
Syngenismus: II, S. 84.
Syphilis: II, S. 502.

T

Tausch: beginnt mit Luxusobjekten, Werkzeugen, Genußmitteln u. a., S. 680; beginnt sehr frühzeitig, S. 683; mit Arbeitsteilung in untrennbarem Zusammenhang, *II, S. 19;* durch Angebot und Nachfrage geregelt, *S. 30;* zwischen Nomaden und Ackerbauern, *S. 110.*
Technik: stört natürliches Gleichgewicht, S. 281; macht Menschen zum Raubtier, S. 286; progressives Element, S. 303; und Ehe, S. 322; und Kunst, S. 372; bedingt und ermöglicht Wanderungen, S. 484; drückt Frau herab, S. 533; hebt Kulturmenschen über Naturmenschen, S. 535; ermöglicht Zusammenleben in größeren Verbänden, S. 714; v. Oekonomie zu scheiden, S. 723; mit gleicher Technik verschiedene Arten gesellschaftlicher Arbeit vereinbar, S. 724; handelt nach ökonomischem Prinzip, 727, 740; Entwicklung führt zu Eigentum an Werkzeugen, S. 746; führt eher zur Wanderung als Uebervölkerung, S. 752, wird wichtiger als Natur, S. 788; schafft neue Produktionsverhältnisse, S. 808; Fortschritt abhängig von Umwelt, S. 808; schafft neue Tatsachen, S. 869; Einfluß auf Naturwissenschaft, S. 870; wissenschaftliche von praktischer abhängig, S. 873; relativer Mehrwert, *II, S. 380;* im Bergbau und Handwerk, *S. 401.*
Teleologie: II, S. 717.
Tendenzen: in der Geschichte, *II, S. 680.*
Theorie: und Praxis, *II, S. 640;* paßt sich der Willensrichtung an, *S. 713.*
Tier: Zuerkennung der Seele, S. 48; denkt kausal, S. 81; Pflanzen- und Fleischfresser, S. 226, 232; psychischer Einfluß d. Nahrungserwerbs, S. 228; Kampf ums Dasein, S. 230; Liebeskämpfe, S. 235; Scheu vor Kämpfen, S. 236; Bewußtsein, S. 251; Moral, S. 252; soziale Triebe, S. 254; gegenseitige Hilfe, Geselligkeit u. Intelligenz, S. 255; Bienen, S. 257; Sprache, 257; Führerposten, S. 267; Biberbauten, S. 269; Herden nicht immer exklusiv, S. 275; Mordlust, S. 288; Arterhaltung u. Fortpflanzungstrieb, S. 307; Brutpflege, S. 309; Verlangen nach Schönheit, S. 361; Farb- und musikalisches Empfinden, S. 363; sekundäre Geschlechtsmerkmale und Aesthetik, S. 364; größerer Kraftüberschuß beim Männchen als beim Weibchen, S. 365; infolgedessen aggressiver, S. 365; Kunst, S. 372; Erkenntnisvermögen unterschätzt, S. 397; Rassen bei wilden und Haustieren, S. 497; Steppen- und Wüsten- intelligenter als Waldbewohner, S. 584; Flechten, S. 587; Zähmung, S. 677; kein Eigentum, S. 743.
Tigris: II, S. 94.
Töpferei: S. 597, *II, S. 256.*
Traum: beeinflußt Götterglauben, S. 33; und Seelenbegriff, S. 37.
Tributzahlungen: II, S. 111; in Geld, *S. 199;* ihre Festsetzung ohne Zustimmung der Unterworfenen, *S. 268;* Einhebung durch Gemeinde, *S. 268.*
Trieb: und Instinkt, S. 212; sozialer bei Mensch und Tier, S. 254; sexueller, S. 349; und Instinkt, S. 398.
Trusts (siehe Kartelle)
Türken: zerstören arabische Herrschaft, *II, 216;* lassen Bewässerungsanlagen verfallen, *S. 218.*

U

Ueberbau: politischer u. juristischer, S. 9, 811; und Unterbau teilweise geistiger, teilweise materieller Natur, S. 817; nur in letzter Instanz v. Unterbau abhängig, S. 831, 837; Naturerkenntnis in ihm und im Unterbau, S. 864.
Uebervölkerung (s. Bevölkerung).

Digitized by Google

Umwelt: Wechselwirkung mit dem Ich, S. 129; ihr Begriff, S. 401; wirkt auf verschiedene Rassen verschieden, S. 490; Einfluß auf biologische Merkmale, S. 497; bestimmt Bedürfnisse, S. 808.
Universitäten: II, 455.
Unmoral (siehe Moral)
Unreinlichkeit: II, 796; Kleidung, *S. 798;* Feuer, *S. 799;* Einfluß der Klassenscheidung, *S. 801;* Puritanismus, *S. 802;* Zurückdrängung durch industriellen Kapitalismus, *S. 803.*
Unterbau (siehe Ueberbau)
Unterricht: II, 451.
Ursache (siehe Kausalität)
Utopie: S. 829, *II. S. 506, 525.*

V

Vegetarier: II, S. 95.
Vereinigte Staaten: II, S. 128.
Vererbung: Deszendenztheorie, 171; erworbener Eigenschaften, S. 171; Keimzellen und somatische Zellen, S. 173; Kreuzung, S. 176; Mendelsches Gesetz, S. 177; Kreuzungen im Naturzustand selten, S. 177; Art die Zusammenfassung gleichartiger Individuen, S. 178; Arten konstant, S. 179; Variieren der Individuen, S. 180; natürliche und künstliche Auslese, S. 180; Mutationen, S. 181; Kampf ums Dasein vielseitig, S. 182; Einfluß der Umwelt, S. 183; Abstammung von einem Ahnenpaar unwahrscheinlich, S. 186: Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen erklärt die der Art, S. 187; Einfluß der geologischen Wandlungen auf Bildung neuer Arten, S. 188; Einfluß der Umwelt bei Darwin, S. 190; Anpassung der Organe aneinander, S. 192; Haustiere einseitig entwickelt S. 193; revolutionäre und konservative Entwicklungsperioden, S. 195; Kampf ums Dasein, S. 200; durch Uebung erworbener Eigenschaften, S. 415.
Verkehr: Straßenbau im Altertum, S. 650; entwickelt Kultur, S. 682; vermittelt Erfahrungen, S. 686; Technik überwindet ungünstige Lage, S. 699; Rolle bei Ausdehnung des Staates, *II, S. 126;* durch Staat erleichtert, *S. 156, 450.*
Verschwendung: II, S. 403.
Verwandtschaftsorganisation: durch Sprache ermöglicht, S. 277, 847; umfaßt mehrere Familien, S. 848; überragt Stamm an Bedeutung, S. 848; Nachfolge der Kinder durch Oekonomie u. Technik bestimmt, S. 849; Eheverbote, S. 849; und Heeresverfassung, S. 855.
Vieh: als Geld, *II, S. 187.*
Viehzucht: löst Jagd ab, *II, S. 100;* in Steppe und Wüste, *S. 100.*
Vögel: Brutpflege, S. 310; Schönheitsempfinden, S. 363; Laubenvögel, S. 373.
Volk (siehe Mensch u. Gesellschaft).
Völkerbund: II, S. 610.
Vollkommenheit: gleich zweckentsprechend, *II, S. 819;* sozialistische Gesellschaft gleich vollkommen wie Urkommunismus, *S. 824.*
Vorräte: II, S. 96.

W

Waffe: Werfen, S. 609; und Werkzeug, S. 618.
Wahlrecht: allgemeines, *II, S. 509.*
Wanderungen: als Kriegsursache, S. 284; führen zu Rassenbildung, S. 483; durch technischen Fortschritt bedingt und ermöglicht, S. 484; infolge technischen Fortschritts andere als infolge Erdrevolutionen, S. 485; u. Krieg, S. 495.
Warenproduktion: psychologischer Untergrund des Arbeitswertgesetzes, *II, S. 30;* entsteht in der Stadt, S. 237.
Weben (siehe Flechten).
Wehrpflicht: allgemeine (s. Krieg).
Welt: ihr Zweck, S. 35; ihr Sinn, *II, S. 760, 765;* Mensch ihr Mittelpunkt, *S. 766.*
Weltflucht: II, S. 321.
Weltkrieg: II, S. 444, 559.
Werfen: zur Abwehr, S. 609; in wagrechter Richtung, S. 615; Treffen, S. 616.
Werkzeug: Verstärkung natürlicher Organe, 583; und Waffe, 618; von der Natur geliefert, S. 622; Auslese, S. 623; Herstellung, S. 625; frühzeitig Tauschobjekt, S. 680; „Organprojektion", S. 702; Organ des Menschen und zugleich Umwelt, S. 703; Mensch kann außer eigener Kraft fremde zur Bewegung heranziehen, S. 706; muß in den Lebensprozeß der Gesellschaft

Digitized by Google

passen, S. 706; Arbeitsteilung, S. 710; Eigentum an ihnen, S. 746; wird zur Umwelt, S. 780; Rückwirkung von Erfindungen, S. 780; schafft Neues in der Geschichte, S. 786.
Wert: Arbeitswerttheorie, S. 11; keine fixe Größe, *II, S. 30;* u. Preis, *S. 381;* im mittelalterlichen Handwerk, *S. 396.*
Wettrüsten: II, S. 571.
Wiedertäufer: II, S. 408.
Wien: II, S. 588.
Wildheit: II, S. 6, 251.
Wille: 152, 221; abhängig u. Bedürfnissen, S. 807; beeinflußt technischen Fortschritt, S. 808; beeinflußt Theorie, *II, 713;* ethisches Ideal und kausale Erkenntnis, *S. 715;* vager und auf Erkenntnis der Umwelt aufgebauter, *S. 730;* Einheitlichkeit vieler, *S. 732;* einer Klasse durch Wissenschaft gestärkt, *S. 739.*
Willensfreiheit: von Kant angenommen, S. 89; mit Fähigkeit des Wählens verwechselt, S. 111; und Freiheit des Handelns, S. 116; und Zielstrebigkeit, S. 580; in der Geschichte, *II, S. 711;* und Notwendigkeit, *S. 737.*
Windschirm, S. 592, 596.
Wirkung (siehe Kausalität).
Wirtschaft (s. Oekonomie).
Wissenschaft: voraussetzungslose, 23; Aufdeckung der Zusammenhänge, S. 27; hat Wissen zu ordnen, S. 389; Teilung zwischen angewandter und reiner, *II, S. 28;* wächst mit Verkehr und Staatenbildung, *S. 181;* Mittel der Klassenherrschaft, *S. 183;* z. T. von Aristokraten betrieben, *S. 280;* Theorie und Praxis, *S. 640;* Natur- und Geistesw., *S. 718;* reine und angewandte, *S. 720;* Imperative, *S. 721;* angewandte Natur- und Geistesw. setzen Zwecke, *S. 722;* Geistesw. werden kaum als reine betrieben, *S. 722;* Sympathie vor wissenschaftlicher Erkenntnis da, *S. 723;* Marxscher Sozialismus angewandte, aufgebaut auf reiner, *S. 726;* kann Willensstärkung einer Klasse bedeuten, *S. 739.*
Wucher: macht Geld notwendig, *II, S. 185.*
Wucherkapital: II, S. 11, 163; schon im Altertum, *S. 164;* Zinsfußbeschränkungen, *S. 165;* Schuldsklaverei, *S. 165;* v. Großgrundbesitzer verliehen, *S. 166;* Gläubiger und Schuldner verschiedenen Stammes, *S. 166;* paßt sich vorkapitalistischen Wirtschaftsformen an, *S. 382.*

Z

Zadruga: S. 764, *II, S. 155.*
Zauberer: erster Intellektueller, *II, S. 21;* muß Praktisches leisten, *S. 23;* sind im Besitz einer Tradition, *S. 25;* bilden Organisationen, *S. 27.*
Zeit: ihre Idealität, S. 72, 75; ihre Vorstellung durch das Gedächtnis vermittelt, S. 76.
Zivilisation, II, S. 6; bestimmter Zustand der Kultur, *S. 251;* Altern, *S. 262;* von Staat zu unterscheiden, *S. 263, 322.*
Zoll: II, S. 18, 451.
Zufall: läßt sich mehr und mehr auf Gesetzmäßigkeiten zurückführen, S. 86.
Zukunftsstaat: seine Gestalt nicht vorher festzustellen, *II, S. 527.*
Zunft: II, S. 399.
Zwangsarbeit (siehe Arbeit).
Zweck: der Welt, S. 35; stets in Beziehung zu einem Individuum, S. 36; Weltzweck mit altem Götterglauben unvereinbar, S. 37; zweckmäßiges Handeln, *II, S. 833.*
Zwergmaus: Nestbau, S. 587.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch

KLASSE UND STAAT

Erster Abschnitt

Definitionen

		Seite
1. Kapitel.	Seit wann gibt es Klassen	3
2. Kapitel.	Der Begriff der Klasse	8
3. Kapitel.	Der Beruf	19
	a) Die Arbeitsteilung	19
	b) Die Intellektuellen	21
4. Kapitel.	Gegensätze der Berufe	28
5. Kapitel.	Aufhebung der Klassen und Aufhebung der Berufe	31
6. Kapitel.	Klasse, Beruf, Stand	38
7. Kapitel.	Der Begriff des Staates	42
8. Kapitel.	Die Marxistische Auffassung des Staates	52

Zweiter Abschnitt

Das Werden des Staates und der Klassen

1. Kapitel.	Die Engelssche Hypothese	61
2. Kapitel.	Kritik der Engelsschen Hypothese	67
3. Kapitel.	Die Sklaverei	74
4. Kapitel.	Der Eroberstaat	81

Dritter Abschnitt

Die ersten Staaten

1. Kapitel.	Ansässige Ackerbauer	94
2. Kapitel.	Nomadische Hirten	99
3. Kapitel.	Staatenbildende Kraft der Nomaden	107
4. Kapitel.	Die Staatsgründung	110
5. Kapitel.	Ausdehnung des Staates und des Stammes	121
6. Kapitel.	Die Verbindung von Stämmen	127
7. Kapitel.	Der Ausdehnungsdrang des Staates	131
8. Kapitel.	Der Imperialismus	143

Digitized by Google

Vierter Abschnitt

Wirkungen des Staates

Seite

1. Kapitel. Das ökonomische und das politische Mittel 147
2. Kapitel. Kommunismus und Privateigentum 151
3. Kapitel. Der Handel 156
4. Kapitel. Wucher 163
5. Kapitel. Handelsvölker 168
6. Kapitel. Die Schrift 170
7. Kapitel. Die Wissenschaft 178
8. Kapitel. Das Geld 185
9. Kapitel. Schatzbildung 194
10. Kapitel. Wasserbauten 204
11. Kapitel. Bewässerungsanlagen und Staatsgewalt 213
12. Kapitel. Die Stadt, Industrie und Kunst 226
13. Kapitel. Aufstieg und Abstieg 238
14. Kapitel. Die Zivilisation und ihr Verfall 250

Fünfter Abschnitt

Die ersten Formen des Staates

1. Kapitel. Altern des Staates und Altern der Zivilisation 262
2. Kapitel. Die Demokratie der Besiegten 264
3. Kapitel. Die Demokratie der Sieger 271
4. Kapitel. Die Aristokraten und die Kunst 275
5. Kapitel. Die Aristokratie und die Wissenschaft 280
6. Kapitel. Die Monarchie 285
7. Kapitel. Die ersten Klassenkämpfe 299
a) Ausgebeutete schwach und gespalten 299
b) Buhlen um die Gunst des Herrschers 306
c) Unbeweglichkeit des Orients trotz aller Unruhe 310
8. Kapitel. Der Untergang des Staates 314

Sechster Abschnitt

Der Stadtstaat

1. Kapitel. Der Ursprung des Stadtstaates 324
2. Kapitel. Klassenkämpfe im Stadtstaat 331
3. Kapitel. Demokratie und Ausbeutung im Stadtstaat 340
4. Kapitel. Mischformen des Staates 350
5. Kapitel. Der Untergang des Stadtstaates 357
6. Kapitel. Der antike Sozialismus 364

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt

Der kapitalistische Industriestaat

		Seite
1. Kapitel.	Der industrielle Kapitalismus	371
2. Kapitel.	Die fortschrittliche Kraft des industriellen Kapitalismus	377
3. Kapitel.	Der Geist des Kapitalismus	382
4. Kapitel.	Staat und Stadt im Mittelalter	388
5. Kapitel.	Die freie Arbeit	395
6. Kapitel.	Die Askese	402
7. Kapitel.	Das Aufkommen des industriellen Kapitals	410
8. Kapitel.	Fortschritt und soziale Revolution	416
9. Kapitel.	Die moderne Demokratie	422
10. Kapitel.	Das Kapital im demokratischen Staat	429
11. Kapitel.	Der Nationalstaat	437
12. Kapitel.	Das Wachsen des Staatsapparats	446
	a) Armee, Verkehr, Zölle	446
	b) Unterricht, Justiz, Heilwesen	451
	c) Steuern	456
	d) Wandel im Charakter des Staates	458
13. Kapitel.	Die Politik als Beruf	459
14. Kapitel.	Gewalt und Demokratie	469
15. Kapitel.	Das Charisma	479
16. Kapitel.	Die Intellektuellen	487

Achter Abschnitt

Aufhebung der Klassen und des Staates

1. Kapitel.	Der Niedergang des Proletariats	499
2. Kapitel.	Aufstieg des Proletariats und Kampf um die Demokratie	503
3. Kapitel.	Aufstieg des Proletariats und Verkürzung der Arbeitszeit	514
4. Kapitel.	Der Sieg des Proletariats	523
5. Kapitel.	Wege zum Sozialismus	530
6. Kapitel.	Die Untergrabung des Kapitalismus	539
7. Kapitel.	Die Krisen	542
8. Kapitel.	Die Schranken der Akkumulation des Kapitals	546
9. Kapitel.	Akkumulation in der Landwirtschaft	552
10. Kapitel.	Die Voraussetzungen der Notwendigkeit des Sozialismus	560
11. Kapitel.	Die Verschärfung der Klassengegensätze	564
12. Kapitel.	Oekonomie und Politik	578
13. Kapitel.	Die Bedingungen der Sozialisierung der Produktion	586
14. Kapitel.	Die Wandlung des Staates	597
15. Kapitel.	Die Aufhebung des Staates	602

Digitized by Google

Neunter Abschnitt

Die Marxsche Darlegung der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung.

Seite

1. Kapitel. Nochmals das Marxsche Vorwort 614
a) Der Klassenkampf in der Geschichte 614
b) Rückwirkungen ökonomischer Wandlungen auf die Ideologie 620
c) Die Entwicklung der Produktivkräfte in der Gesellschaft 621
d) Jede neue Produktionsweise ist an materielle Bedingungen gebunden 625
e) Die Menschheit stellt sich nur lösbare Aufgaben 627
2. Kapitel. Die Weiterentwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung 629

Fünftes Buch

DER SINN DER GESCHICHTE

Erster Abschnitt

Das Individuelle in der Geschichte

1. Kapitel. Die praktische Bedeutung der materialistischen Geschichtsauffassung 640
2. Kapitel. Die materialistische Geschichtsauffassung und die Geschichtsschreibung 643
3. Kapitel. Praktische Aufgaben der Geschichtsschreibung 649
4. Kapitel. Die Geschichte als Lehrmeisterin 653
5. Kapitel. Das Singuläre in der Geschichte 660
6. Kapitel. Das Allgemeine und das Besondere in der Geschichte . . . 666
7. Kapitel. Allgemeine und besondere Gesetze 675
8. Kapitel. Historische Gesetze 678
9. Kapitel. Die Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen 685
10. Kapitel. Die Persönlichkeit in der Geschichte 690
11. Kapitel. Persönlichkeit und Klassenkampf 698
12. Kapitel. Die schöpferische Persönlichkeit 707

Zweiter Abschnitt

Wille und Wissenschaft in der Geschichte

1. Kapitel. Der Ursprung des Wollens 711
2. Kapitel. Teleologie und Kausalität 714
3. Kapitel. Reine und angewandte Wissenschaft 720
4. Kapitel. Die Kraft des Willens 730
5. Kapitel. Marx und Jehovah 736

Digitized by Google

Dritter Abschnitt

Das Ziel des geschichtlichen Prozesses

Seite

1. Kapitel. Prognosen aus Erfahrung 742
2. Kapitel. Prognosen in der Gesellschaft 746
3. Kapitel. Transzendente Prognosen 757
4. Kapitel. Astronomische Geschichtsauffassung 761
5. Kapitel. Aufstieg zur Freiheit 769
6. Kapitel. Aufstieg zur Sittlichkeit 776
7. Kapitel. Aufstieg zur Humanität 783
8. Kapitel. Aufstieg zu Gesundheit und Kraft 794
9. Kapitel. Aufstieg zu Glück und Zufriedenheit 806
10. Kapitel. Das Aufsteigen zur Vollkommenheit 819
11. Kapitel. Das Gesetz des Fortschritts 825
12. Kapitel. Die Grenzen des Fortschritts 835

Namenregister 846
Sachregister 866

Druckfehler-Berichtigung.

Bd. I: S. 240. Die 11. Zeile von oben ist zu streichen, dafür muß es heißen:

also keine psychischen Wirkungen hervorrufen, die sich auf die

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:

Die Klassengegensätze im Zeitalter der französischen Revolution . . . Kart. 0,60

Der Ursprung d. Christentums. Ganzl. 7,50

Ethik und materialistische Geschichtsauffassung . . . . . Geb. 2,—

Thomas More und seine Utopie
Mit einer historischen Einleitung Ganzl. 5,80

Die proletarische Revolution und ihr Programm . . . . . Geb. 2,40

Die Sozialisierung der Landwirtschaft
Mit einem Anhang von A. Hofer: Der Bauer als Erzieher . . . . . Brosch. 1,50

Marx' ökonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert. Geb. 2,—

Parlamentarismus u. Demokratie. Kart. 0,60

Der Weg zur Macht. Politische Betrachtungen über das Hineinwachsen in die Revolution . . . . . Brosch. 0,50

Die Internationale und Sowjetrußland
Ganzl. 2,—, Kart. 0,75

Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution
Geb. 1,90

Verlag J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

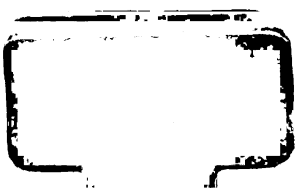
D16.8
.K2
v.2

3 2000 009 774 862

Digitized by Google

Digitized by Google

D16.8
.K2
v.2



Digitized by Google